Ctus 733.9

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY

FROM THE LIBRARY OF
COUNT PAUL RIANT

MEMBER OF THE
INSTITUTE OF FRANCE
HISTORIAN OF THE
LATIN EAST

MDCCCC

GIFT OF J. RANDOLPH COOLIDGE
AND ARCHIBALD CARY COOLIDGE

Digitized by Google

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Erster Jahrgang.

Nr. 1 bis 13,

vom 3. Oktober bis ultimo Dezember 1860.

Berlin, 1860.

Druck und Verlag von G. Hickethier.

Digitized by Google

Cru 733.9

Harvard College Library
Riant Collection
Gift of J. Randolph Coolidge
and Archibald Cary Coolidge
May 7, 1900.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite.

Programm . . . . . 1.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend.

Das Johanniter-Krankenhaus in Sonnenburg . . . . 2.
Die Heil- und Pflege-Anstalt „Hephata“ für blödsinnige Kinder in M. Gladbach . . . . . 2.
Ein neueres Urtheil über die ehemalige Johanniter-Ordens-Comthurei Werben . . . . . 4.
Aufruf des Durchlauchtigsten Herrenmeisters an die sämmtlichen Mitglieder des Johanniter-Ordens zur Einsendung von Geldbeiträgen für die syrischen Christen . 5.
Das Johanniter-Krankenhaus in Polzin . . . . . 5.
Vorschlag aus dem Jahre 1798 zur Errichtung eines Johanniter-Ordens-Hospitals in Berlin . . . . . 7.
Die angebliche bürgerliche Herkunft einiger Comthure des Johanniter-Ordens . . . . . 7.
Liste neu ernannter Ehrenritter . . . . . 9.
Der Ritterschlag am 25. Juni 1860 in der Johanniter-Ordens-Kirche zu Sonnenburg . . . . . 10.
Titel und Würden des Oberhauptes der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg 11. 14
Nachweisungen der in Folge Aufrufs des Durchlanchtigsten Herrenmeisters für die syrischen Christen eingegangenen Gelder . 12. 16. 20. 24. 28. 32. 36. 40. 48. 52. 60.
Rede, gehalten bei der Feier des Ritterschlags in der Ordenskirche zu Sonnenburg, am 25. Juni 1860 durch den Superintendenten Heydenreich. Beilage zu Nr. 3.
Eine Fehde zwischen dem Johanniter-Orden und den Städten Berlin und Cöln im Jahre 1435 . . . 13.
Bekanntmachung betreffend die Eröffnung des Johanniter-Krankenhauses zu Preußisch-Holland . . . . . 17.
Ueber die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Preußisch-Holland . . . . . 17.
Der Großprior von Deutschland, Graf Rudolph v. Werdenberg . . . . . 18.
Zur Geschichte der Johanniter- oder Malteser-Ordens-Ritter in Schlesien . . . . . 20.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Jüterbog . . . . . 21.

Seite.

Die Christen in Syrien und der Johanniter-Orden . . 22.
Der Hospitalarius von Corvey . . . . . 24.
Insignien und Uniform der Balley Brandenburg . . . 25.
Stenwede im Minden'schen war nicht Johanniter-Ordens-Comthurei . . . . . 28.
v. Rahden, v. Möllendorff, Fürst zu Lynar, Freiherr v. Korff †. . . . . 29.
Graf v. Hohenthal †. . . . . 33.
Die Damen des Johanniter-Ordens . . . . . 33.
Rehrhoff v. Holderberg, Graf v. Medem †. . . 37.
Die Verschmelzung des St. Lazarus-Ordens in Deutschland mit den Johannitern . . . . . 37.
Dank des Herrenmeisters für die zu Gunsten der syrischen Christen eingesandten Geldbeiträge . . . . . 41.
Mittheilungen über das am 5. December 1860 stattgehabte Ordens-Kapitel, wegen Verwendung der für die syrischen Christen eingegangenen Gelder . . . . . 41.
Das Johanniter-Siechenhaus zu Mansfeld . . . . . 47.
v. Zychlinski †. . . . . 49.
Ein Relief für Sonnenburg . . . . . 49.
Herzog Paul Wilhelm von Württemberg †. . . . . 57.
Necrolog des Ehrenritters v. Zychlinski . . . . . 57.
Ueber mittelalterliche Siegel der Johanniter-Ordens-Ritter 57.

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts.

Das Hospital des evangelisch-deutschen Wohlthätigkeits-Vereins zu Constantinopel . . . . . 6.
Die Ritter-Matrikel der Altmark . . . . . 8.
Genealogische Geschichte des Geschlechts v. Jeetze . . . 8.
Zur Kunde der Ostseeprovinzen Rußlands . . . . . 26.
Die Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth . . . . . 29.
Ueber Kronen in der Heraldik . . . . . 30.
Die Stifter für adelige Fräulein in Schlesien . 34. 39. 59.
Die barmherzigen Brüder zu Neustadt in Oberschlesien . 35.
Die Hospitalschwestern in Morbihan . . . . . 49.
Die Tenne des Arawna zu Jerusalem . . . . . 54.
Der Deutsche Orden . . . . . 56.
Miscellen . . . . . 47. 52.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Kapitel des Johanniter Ordens hat in seiner Sitzung vom 24ten Juni c. den Beschluß gefaßt, ein Blatt zu gründen, welches vornehmlich dazu bestimmt ist, die Ordens Mitglieder fortlaufend von dem zu unterrichten, was im Orden geschieht und erstrebt wird.

Indem Ich den Herrn Rittern die erste Nummer dieses Blattes, das vom October c. an regelmäßig wöchentlich erscheinen soll, anliegend zugehen lasse, wünsche Ich, daß dasselbe gehalten und gefördert werden möge.

Diejenigen Herrn, die dem Blatte Beiträge aus dem im Programme bezeichneten Gebieten zukommen lassen wollen, ersuche Ich, solche an das Bureau des Ordens, Breitestraße No 35 zu Berlin einzusenden.

Schloß Glineke, den 8t September 1860.

Carl Prinz Preuß
Herrnmeister.

Digitized by Google

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 1. Berlin, den 3. October 1860. Nr. 1.

Programm.

Seit der Neubelebung des evangelischen Zweiges des Johanniter-Ordens durch die Allerhöchste Bestimmung vom 15. October 1852 ist innerhalb desselben das Bedürfniß, und außerhalb der Wunsch, von Jahr zu Jahr lebhafter empfunden worden, ein den Zwecken des Ordens besonders gewidmetes Organ zu besitzen.

Diesem Bedürfnisse und Wunsche beabsichtigt das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" zu genügen. Es wird, seinem Inhalte nach, in drei Hauptabtheilungen zerfallen und in dem ersten, amtlichen Theile alle officiellen Bekanntmachungen bringen. Der zweite, statistische Theil wird sich mit den Bestrebungen des Ordens in der Gegenwart beschäftigen.

Ein größeres Geschenk konnte dem Orden nicht zu Theil werden, als dasjenige, daß ihm bei der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg statt der Güter seine Pflichten zurückgegeben wurden, entsprechend seiner ursprünglichen Stiftung, in Uebung christlicher Barmherzigkeit und Krankenpflege. Berichte über Gründung, Dotirung und Unterstützung von Krankenhäusern werden ins Besondere hier zu erwarten sein. Auch die Nekrologe verstorbener Mitglieder des Ordens gehören hierher. Der dritte, historische Theil wird es mit der Vergangenheit des Ordens, unter besonderer Berücksichtigung alles dessen, was die deutsche Zunge, namentlich was die Balley Brandenburg betrifft, zu thun haben; nicht minder wird derselbe die Adelskunde, das Wappen- und Waffen- so wie das gesammte ritterliche Wesen Deutschlands in den Kreis seiner Beachtung ziehen, so wie vornehmlich die Literatur dieses Gebietes.

Vor Allem aber liegt es dem Blatte daran, der wahre Ausdruck eines ächten Johanniterthums zu sein. Als ein solcher Ausdruck mögen die beherzigenswerthen Worte gelten, mit denen Herr von Winterfeld in seiner „Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem, mit besonderer Berücksichtigung der Balley Brandenburg oder des Herrenmeisterthums Sonnenburg. Berlin, M. Berendt, 1859" den Geist des modernen Johanniterthums bezeichnet, und die wir uns nicht versagen können, als Programm in die Welt hinauszusenden. „Arm, wie der Orden gewesen," sagt der Verfasser S. 812, „tritt er wieder auf in der Balley, nicht um zu nehmen, wie er es früher gethan, sondern um zu geben, wie es seine Bestimmung erheischt, nicht um für sich zu sammeln, wie er es früher gethan, sondern für die Armen und Hülfsbedürftigen, die seine Herren sind, nach dem Statut. Und wenn es auch nicht mehr seine Aufgabe sein kann, die Ungläubigen zu bekämpfen mit dem Schwert, so soll er doch noch den Unglauben bekämpfen mit dem Wort, das noch mächtiger ist als das Schwert, und zwar nicht jenen Unglauben, der Jesum Christum nicht anerkennt, sondern den, der Ihn nicht recht erkennt. Und wenn es auch nicht mehr seine Aufgabe sein kann, die Pilgrime ungefährdet zum heiligen Grabe zu geleiten, so giebt es doch noch genug Pilger, die ohne Schutz und Rath, verfolgt und verlassen, die dornenvollen Erdenpfade wandeln, und die sich bittend nach einem Führer umschauen in der kalten, theilnahmlosen Menschenmenge; die Pilger soll der Johanniter leiten, sich mit Liebe ihrer annehmen und ihnen Trost gewähren durch Wort und That. Aber außer dem Bekämpfen des Unglaubens, außer der Stiftung von Hospitälern, außer der Linderung von Noth und Elend, wo er ihnen auf seinem Lebenswege begegnet, liegt noch eine dritte Pflicht in den Principien des Johanniterthums, die in unserer jetzigen, modernen Zeit eben so gut zu erfüllen ist als im fernen Mittelalter; das ist das Princip der Ritterlichkeit, das der Johanniter und der Edelmann überhaupt nicht abgelegt hat mit Harnisch und Lanze. Wie in früheren Zeiten der Adel dem Volk voranzog mit dem Schwert, so soll er ihm jetzt voranziehen mit der Gesinnung, und wie die Johanniterschaft früher die Blüthe des Adels war, so soll sie jetzt der Kern desselben sein, eine Mustergenossenschaft für ihren Stand, eine Verbrüderung, die das weiße Kreuz nicht als Zierrath trägt, sondern als Symbol ihrer Gesinnung. Wenn die Johanniterschaft, diesen Principien getreu, auf diese Weise ihre Corporation selbst mit einem Liebesband umschlingt, treu zusammenhält in ihrem gemeinsamen Streben und Wirken, dann wird es als eine hohe Ehre betrachtet werden, dem Orden anzugehören, dann wird im Laufe der Zeit Adel und Johanniterthum einmal Dasselbe werden."

Im Johanniter-Kranken- und Siechenhause zu Sonnenburg sind im Laufe des Jahres 1859 65 Kranke und Sieche . . . . . 6690 Tage verpflegt worden.

Dazu treten . . . . . 1825 Verpflegungstage der Diakonissinnen und des übrigen Hauspersonals.

Summa der Verpflegungstage 8515.

Die Ausgaben dafür betragen	2497 Thlr.	25 Sgr.	10 Pf.
Es hat mithin der Kranken-Verpflegungstag 11 Sgr. 2½ Pf. gekostet.			
Zieht man davon die für die Kranken gezahlten Kurkosten im Gesammtbetrage von . . ab, so ergiebt sich als Zuschuß	653 "	6 "	— "
die Summe von	1844 Thlr.	21 Sgr.	10 Pf.
zu der noch an extraordin. einmaligen Ausgaben treten .	839 "	11 "	7 "
so daß mithin im Ganzen pro 1859 aus den Mitteln des Ordens für die in Rede stehende Anstalt	2684 Thlr.	3 Sgr.	5 Pf.

verwendet worden sind.

Die durchschnittliche Zahl der im Laufe des Jahres 1859 im Hause befindlich gewesenen Kranken und Siechen betrug 19; eine Zahl, die mit Rücksicht darauf, daß dasselbe zu 50 Betten eingerichtet, gering zu nennen ist. Aber es ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß die Anstalt, welche am 1. October 1858 eröffnet wurde, anfänglich mit den Vorurtheilen zu kämpfen hatte, welche sich überall bei neu gegründeten Krankenhäusern zeigen. Dieselben sind aber schon jetzt ganz geschwunden, so daß der Zeitpunkt sehr nahe sein dürfte, wo die vorhandenen Betten kaum ausreichen werden; denn, während am 1. Januar c. sich 27 Kranke und Sieche in der Anstalt befanden, waren am 1. August 40 derselben darin vorhanden.

Im Herbste 1857 ist von dem rheinischen Provinzial-Ausschuß für innere Mission eine Sr. Königl. Hoheit dem Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinzen Carl von Preußen, gewidmete Schrift des Pastors an der Diakonissen-Anstalt zu Kaiserswerth, Julius Disselhoff, unter dem Titel: „Die gegenwärtige Lage der Cretinen, Blödsinnigen und Idioten in den christlichen Ländern. Ein Noth- und Hülfruf für die Verlassensten unter den Elenden, an die deutsche Nation. Bonn, bei Adolph Marcus" herausgegeben worden.

Diese Schrift, auf die wir später noch zurückkommen werden, in beredter, eindringlicher Sprache geschrieben, hat endlich in unserem Vaterlande, insbesondere in der Rheinprovinz und in Westphalen, die Theilnahme für jene Unglücklichen in erfreulicher Weise wachgerufen, und es ist durch dieselbe den Bemühungen des genannten Ausschusses, vornehmlich zuerst durch ein Geschenk des Johanniter-Ordens von 2500 Thlrn., sowie durch die thatkräftige und dauernde Betheiligung der rheinischen Genossenschaft dieses Ordens, welche jetzt durch zwei Ritter im Verwaltungsrathe vertreten ist, gelungen, eine Anstalt zur Aufnahme dieser Aermsten im Volke begründen und im Januar 1859 in M.-Gladbach eröffnen zu können.

Alle Staats- und Kirchenbehörden wandten derselben von Anfang an die wohlwollendste Förderung zu. Eine bewilligte einmalige Hauscollecte in der Rheinprovinz hat den sehr reichen Betrag von 8637 Thlrn. ergeben; in Westphalen wird sie in diesem Jahre abgehalten werden. Die erst einmal gesammelte Kirchencollecte beweist durch ihren Erfolg (1306 Thlr.) die Theilnahme der ganzen evangelischen Bevölkerung in beiden Provinzen.

Dem ersten Jahresbericht dieser „Evangelischen Heil- und Pflegeanstalt „„Hephata"" für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens" welche unter Leitung eines tüchtigen Vorstehers, der an Taubstummen- und Blödsinnigen-Anstalten bereits gewirkt, schon Zeugniß von ihrer vollen Lebensfähigkeit gegeben und erfreuliche Resultate erzielt hat, entnehmen wir das Nachstehende:

„Blicken wir auf dieses erste Jahr zurück, so müssen „wir vor Allem die Güte und Barmherzigkeit Gottes „preisen, der sich so sichtbar zu unserem Werke bekannt „hat. Einmal hat Er uns mit Allem reichlich versorgt, „was uns Noth war, für's Andere hat Er unsere Kin„der das ganze Jahr hindurch vor Krankheit und Seuche „bewahrt und, abgesehen von ihren mancherlei eigen„thümlichen Leiden, alle bei guter Gesundheit erhalten. „Wofür wir Ihn aber am meisten preisen müssen, ist, „daß Er auch zu der Arbeit an den Kindern Seinen „Segen gegeben hat, so daß wir an manchen derselben „schon sehr erfreuliche Erfolge dieser Arbeit wahrneh„men dürfen; und wenn diese Erfolge selbstverständlich „auch noch nicht als Endresultate zu betrachten sind, „so berechtigen sie doch zu der Hoffnung, daß bei län„gerem Verbleiben in der Anstalt einzelne *wesentlich* „gebessert, andere in sofern geheilt werden können, als „sie, ihren Fähigkeiten entsprechend, geistig und körper„lich entwickelt und für's Leben brauchbar werden.

„Wie schwierig aber diese Arbeit ist, mag schon daraus „hervorgehen, daß die Kinder im Alter sehr verschieden „sind, noch verschiedener aber in ihren Fähigkeiten und „ihren Eigenthümlichkeiten. Unsere 18 Kinder bewegen „sich in dem Alter von 4½ bis 18 Jahren. Da ist „eines, das sich von den andern absondert, trübsinnig „sich in eine Ecke setzt und weder für Spiel noch sonst „etwas Interesse und Theilnahme zeigt; ein anderes „rennt in wilder Hast von einer Ecke des Zimmers in „die andere, lärmt und schreit, wirft Stühle und Tische „um, zertrümmert Fensterscheiben u. dergl., ein drittes „offenbart einen solchen närrischen Zug, daß nur schwer „ein vernünftiger Gedanke in seiner Seele Platz grei„fen kann; ein viertes befindet sich in einer solchen „Willenslethargie, daß es nur mit der größten Mühe „zu einiger Thätigkeit und Aufmerksamkeit zu bringen „ist; ein fünftes dagegen ist so zerstreut, daß es mit „seinen Sinnen und Gedanken an allen Dingen, die „vor seine Seele treten, wie ein Schmetterling auf den „Blumen, herumflattert und mit staarenmäßiger Ge„schwätzigkeit tausenderlei bunt untereinander wirft, aber „nicht im Stande ist, einen Gegenstand auch nur einige

„Augenblicke zu fixiren und seine Aufmerksamkeit auf „eine bestimmte Sache zu richten. Wieder ein anderes „ist so stumpf, daß der schönste Farbenschmuck, das an„ziehendste Spielzeug, die überraschendste Erscheinung „es unempfindlich und theilnahmlos lassen. Bei einem „andern gesellt sich zu dieser geistigen Schwäche und „Armuth eine solche körperliche Unbeholfenheit, daß es „nicht im Stande ist, einen Löffel zu halten und selbst „zu essen.

„Wollte man die verschiedenen abnormen Erscheinun„gen im Geistesleben der Blödsinnigen unter gewisse „Allgemeinbegriffe bringen, so würden sich wohl fol„gende drei als characteristische Erscheinungen ergeben:

„1. Verstandesschwäche.

„2. Willensschwäche oder irregeleitete Willensrichrichtung, als: Tobsucht, Zerstörungssucht, Zerfahrenheit ꝛc.

„3. Gemüthsstumpfheit.

„Zu diesen characteristischen Erscheinungen gesellen „sich nicht selten noch zufällige, physische Krankheitsfor„men, wie Irrsinn, närrisches Wesen, Manie u. dergl., „sowie somatische, unter denen Scropheln am häufig„sten sind.

„Diese abnormen Zustände der Kinder zu bessern, „eventuell zu heilen, ist der Zweck und die Aufgabe der „gesammten Pflege. Diese zerfällt in eine körperliche „und eine geistige. Die körperliche ist wiederum eine „zweifache; eine speciell medizinische für specielle „körperliche Leiden und Gebrechen und eine allgemeine „diätische, welche die Kräftigung des ganzen Organis„mus in's Auge faßt und in ihren Bereich die Er„nährung, Bewegung, Bekleidung, das Waschen, Baden „und Turnen zieht. Schlechte Verdauung, träge Blut„circulation oder Mangel des Bluts, Muskelschwäche „u. dergl. sind die gewöhnlichen Begleiter des Blöd„sinns. Eine gesunde, kräftige Nahrung ist daher ein „Haupterforderniß einer gedeihlichen körperlichen Ent„wicklung; die Kinder erhalten deshalb auch täglich „Bouillonsuppe, Gemüse mit Fleisch, mit möglichster „Vermeidung schwerverdaulicher und blähender Speisen.

„Täglich mehreremal bewegen sie sich in frischer Luft „im Garten oder auf Spaziergängen; des Sommers „wird auch der Unterricht theilweise im Garten unter „einer bedeckten Hütte gegeben.

„Die Bekleidung, welche beim Abgang des Mitge„brachten die Anstalt besorgt, wenn nicht die Angehö„rigen Einzelner sich das Erneuen der Kleider vor„behalten, geschieht der Jahreszeit entsprechend, mit „Vermeidung alles bloß Luxuriösen in Stoff und „Schnitt.

„Eine besondere Aufmerksamkeit wird der Hauspflege „gewidmet. Kalte Waschungen, verbunden mit Fric„tionen, sowie Douchen von kaltem Wasser werden bei „fast allen Kindern angewendet und bei vielen mit recht „sichtbarem Erfolg.

„Das Turnen beschränkt sich, da es uns dermalen „an dem nöthigen Raum zur Einrichtung einiger ein„facher Turnapparate fehlt, auf die Zimmergymnastik. „Arm-, Hand-, Fuß-, Rumpf-, Kopfbewegungen, nach „verschiedenen Richtungen; Marschiren nach Commando „u. dergl. bilden die Uebungen, welche vornehmlich be„zwecken sollen, das Kind zum bewußten und willkür„lichen Gebrauch seiner Gliedmaßen zu befähigen und „zugleich einzelne Muskelpartieen zu üben und zu kräf„tigen.

„Die geistige Pflege umfaßt den Unterricht „das Spiel und die Arbeit, welche drei stets von „einander abwechseln und in einander greifen.

„Der Unterricht wird in zwei Klassen und einer Vor„schule gegeben ꝛc."

„Das einzelne Kind ist aber nicht stehendes Glied „einer Klasse, sondern gehört in den einzelnen Pensen, „je nach seinen Fähigkeiten, dieser oder jener Klasse an.

„Neben dem Unterricht hat auch das Spiel eine „selbstständige pädagogische Bedeutung. Es soll auch da„durch anregend und fördernd auf das Kind eingewirkt „werden. Bauspiel, Formen- und Farbenspiel, Kegel„spiel, Puppen- und Haushaltungsspiel, sowie das Ring„spiel, das sich hauptsächlich für's Freie eignet, finden „daher vorzugsweise Anwendung.

„Abwechselnd mit Unterricht und Spiel tritt die „Arbeit ein. Die größeren und kräftigeren Kinder „werden zu verschiedenen Dienstleistungen im Hause an„geleitet. Außerdem wurden Versuche gemacht mit „Strohflechten, Straminsticken, Verfertigen wollener „Shwals und bei den Mädchen hauptsächlich mit Stricken.

„Es ist noch immer eine unserer Hauptsorgen, zweck„mäßige Beschäftigungen für unsere Kinder zu finden, „und wir rechnen zu zweckmäßigen Beschäftigungen vor „Allem solche, welche die Kinder selbstständig ausfüh„ren lernen können, ohne daß die anleitende Person das „Meiste thun muß."

Von den 100 Anmeldungen zur Aufnahme, welche im Laufe des Jahres 1859 eingegangen sind, konnten nur 28 berücksichtigt werden. Zur Zeit befinden sich 24 Kinder in der Anstalt.

Das provisorische Haus ist aber ungeeignet, und deshalb war ein Neubau unerläßlich. Nachdem der Bauplatz dazu, circa acht Morgen groß, angekauft, auch der Bauplan nach vorheriger sorgfältiger Prüfung definitiv festgestellt worden ist, hat der Bau in diesem Frühjahre begonnen.

Am 31. Mai c. fand die feierliche Grundsteinlegung desselben statt, der die Mitglieder der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens — welche auf ihrem am Tage vorher in Bonn abgehaltenen Rittertage den Beschluß gefaßt hatte, daß sie sich zu dieser Anstalt von jetzt an wie zu einem Ordens-Krankenhause stellen wolle, und derselben wiederum bedeutende Geldmittel bewilligt — die Behörden, sehr viele Geistliche und Lehrer, die Mitglieder der Verwaltung und eine große Menge von Freunden dieses Werkes beiwohnten. Nachdem der Präses der Rheinischen Provinzial-Synode, Pfarrer Wißmann aus Bonn, eine ergreifende Weihe-Rede über dem gelegten Grundstein gesprochen, und der Vorsitzende des Verwaltungs-Raths, Pfarrer Balke aus Rheydt, eine Urkunde über die Entstehung und seitherige Geschichte des Werkes und über die zu vollziehende Verhandlung vorgelesen hatte, und dieselbe dem Grundsteine eingefügt war, trat der Commendator der Rheinischen Genossenschaft, Ober-Re-

gierungs-Rath von Haeften, an denselben, zeugte in beredter Weise von der Freudigkeit und Zuversicht, mit welcher der Johanniter-Orden auf dies Werk barmherziger Liebe hinblicke, und that die üblichen drei Hammerschläge. Die übrigen Ordensmitglieder, Vertreter der Behörden u. s. w. folgten, und ein Schlußgebet des Vorsitzenden beendete die Feier. Die unter Posaunen-Begleitung gesungenen Choräle erschallten weithin von der Anhöhe, die einen weiten Ueberblick über das ganze Jülicher Land gewährt bis an den Rhein hin, ja bis zu den Bergen des Bergischen Landes, und alle Anwesenden waren darin einverstanden, daß wohl eine geeignetere und schönere Lage für eine solche Anstalt schwerlich möchte zu finden gewesen sein.

Nach dieser Feier ward ein kurzes Examen der Pfleglinge durch ihre beiden Lehrer abgehalten. Der frische, fröhliche Geist, der in den Kindern waltet, die herzliche Weise zwischen den Pflegern und den ihnen Anvertrauten, das Fernbleiben alles Gemachten und Unwahren in der Darlegung dessen, was an den Pfleglingen erreicht war, endlich der sich bekundende Erfolg aller Arbeit in Geduld und Liebe hat auf alle Anwesenden einen Eindruck gemacht, dem sie nicht anders Ausdruck geben konnten, als in dem aus Aller Herzen hervordringenden Lobe des treuen Gottes, der allen Liebhabern dieses Werkes so vielen Trost und Ermuthigung an diesem Freudentage verliehen. Mancher Händedruck besiegelte das Gelübde, daß sie nicht wollten müde werden an diesem Werke Gottes, und inniger Dank wurde auch den treuen Arbeitern ausgesprochen.

Sind gleich die 30,000 Thlr. erst theilweise vorhanden, die zur Ausführung des Baues erforderlich sind, der außer den nöthigen Dienstwohnungen ꝛc., Raum zur Aufnahme von 100 Kindern gewähren wird, so ist doch der Verwaltungs-Rath der freudigen Zuversicht, daß der Allmächtige auch hier weiter helfen werde.

Ein neueres Urtheil über die ehemalige St. Johanniter-Ordens Comthurei Werben.

Auf zwei sehr verschiedene Standpunkte in Beurtheilung des Geistes fern liegender Zeiten, und zwar in Beziehung auf die beiden, ihrem Ursprunge, ihrem Zwecke und ihrer Organisation nach verwandten ritterlichen Hospitaliter-Orden, nämlich des heiligen Hauses St. Johannis und des deutschen Hauses St. Mariä in Jerusalem, sehen wir uns veranlaßt hinzuweisen und zu fragen, welcher von beiden Standpunkten ist der gerechtere, ja der allein berechtigte? Den reichen Urkundenschatz der ehemaligen St. Johanniter-Ordens-Comthurei Werben, die zu den ältesten Besitzthümern des Ordens in Deutschland überhaupt gehört und bis zur Erwerbung von Sonnenburg im Jahre 1426 eine hervorragende Stellung einnahm, hat der um die Geschichte der Mark Brandenburg hoch verdiente Geh. Archiv-Rath Dr. A. F. Riedel seinem schätzbaren Codex diplomaticus Brandenburgensis I. Heft, VI. Band einverleibt und mit einer historischen Abhandlung eingeleitet, in welcher wir jedoch zu unserem Bedauern gänzlich Dasjenige vermissen, was der berühmte Geschichtsschreiber des deutschen Ritterordens als Postulat der Geschichtsschreibung hinstellt, wenn er daran erinnert: „daß jede Zeit ihren eigenen Geist in sich trage und in diesem auch verstanden sein wolle." (J. Voigt Gesch. des deutschen Ritter-Ordens in seinen 12 Balleyen in Deutschland I. 64.)

Das Bild des Ordenshauses Werben, wie es uns Riedel hier entwirft, erscheint uns keineswegs als das, wie es ihm nach den Urkunden desselben entgegentritt: denn, wenn diesen Urkunden gegenüber von einem „feilen Verkauf, mit welchem die Comthurei die Fraternität des Ordens verlieh" die Rede sein kann; „von dem Handel mit Ablaß, welchen der Orden durch bischöfliche, Cardinals- und päpstliche Concession erreicht habe;" wenn man im 14. Jahrhundert „von der Anstößigkeit der Verehrung angeblich wunderthätiger Reliquien" und „von Ablaßbriefen, die den Aberglauben zu unterstützen bestimmt waren" redet, wenn man in der Weise, wie es hier geschieht, über die Stiftungen von Vigilien und Messen zum Seelenheil Verstorbener, von den Collacien, Pitancien u. s. w. spricht, da versteht man doch wahrlich nicht in dem Geiste des Mittelalters die Urkunden, sondern legt an dieselben den Maaßstab einer ganz andern Zeit, und einen um so ungerechteren, als hier die Anschauungen einer ganzen Zeit einem einzelnen Institute in derselben zum Vorwurf gemacht werden. Mag man es preisen, daß einer tieferen religiösen Erkenntniß aus dem Reformations-Zeitalter, welches mit Verwerfung aller Werkheiligkeit auf die Rechtfertigung allein durch den Glauben drang, mancher Irrthum einer früheren Zeit wich; der Standpunkt einer glaubensleeren, modernen Aufklärungs- und Selbstverherrlichungs-Periode wird gegen jede Vergangenheit ein ungerechter sein.

„Die beste Seite der Eigenthümlichkeiten dieser Johanniterstifte war ihre Mildthätigkeit gegen die Armen." Nun das ist doch wenigstens eine Anerkennung die Herr Riedel dem Orden zu Theil werden läßt. Aber wie viel objectiver und darum gerechter, wie viel inniger und darum wahrer, erfaßt J. Voigt die Zeit, welche diesen Ritterorden Dasein, Blüthe und Früchte schuf. Derselbe berichtet in der oben angeführten Schrift, wie der deutsche Ritter-Orden im Laufe der Zeit in 23 Comthureien innerhalb der Balley Franken, einer der zwölfe in Deutschland, sich verzweigt habe, von Kaisern und Königen, von Fürsten und hohen edlen Herren, wie von frommen Wohlthätern des Bürgerstandes mit Gütern überschüttet. „Wir dürfen uns darob nicht wundern", fährt er S. 63 ꝛc. fort. „Noch nie war der Mensch mit so viel Angst und Sorge, mit solch glühendem Eifer für sein und der Seinigen einstiges Seelenheil im dunkeln Jenseits bemüht und bekümmert gewesen als in den Zeiten, wo noch der Glaube in den Gemüthern in frischer, mächtiger Kraft lebte: in dem Maaße man hienieden reichlich mit gutem Saamen säe, werde man einst auch in gleichem Maaße im Jenseits an reicher und segensvoller Frucht ernten. Da schlug es in diesem frommen Glauben auch tief in die fromme Seele, wenn sie hörte, daß, als einst Einer um sein Seelenheil bekümmert den Heiland fragte: „Guter Meister, was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?" dieser ihm antwortete: „Gehe hin, verkaufe Alles, was Du hast, und gieb es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach und nimm das Kreuz auf Dich." Ein solches Wort, eine solche Mahnung zu christlicher Entsagung war es, was so mächtig auf und in den Gemüthern Vieler wirkte, und so opferte und spendete der Mensch mit frommer Hingebung und mit Sehnsucht nach seinem ewigen Heil zu frommen Zwecken oft Alles, was er nur irgend an Erdengütern besaß. Das war es, was, wie wir gesehen, so manchen frommen, edlen Mann dazu trieb, zu seiner und der Seinen Seelen Seligkeit sein ganzes Eigenthum dem Armenhospital eines Ordenshauses darzureichen, was manche edle Frau bewog, die Einkünfte ihres Dorfes oder Gutes einem Convente zuzuweisen, um einen Jahrestag ihres Todes mit Gebet und Fürbitte für das Heil und den ewigen Frieden ihrer Seele zu stiften, was der trauernden Wittwe Trost gewährte, wenn sie einem Ordenshause einen Theil oder ihre ganze Habe spendete zum Unterhalt eines Priesters, der für das Seelenheil des dahingeschiedenen Gatten in täglichem Gebet die Gnade Gottes erflehte."

Von diesem würdigenden Standpunkte aus will die Geschichte einer achthundertjährigen Vergangenheit, wollen daher auch die Urkunden der Comthurei Werben geprüft und durchforscht, nicht im neuen Zeitgeiste, sondern im Geiste ihrer Zeit selbst angeschaut werden. Diesen Standpunkt festzuhalten, wird unser Bemühen sein, er wird uns ein anderes Bild von dem Leben in Werben zeigen, als dort uns geschildert ist.

L. v. L.

Verlag der Expedition, Kronenstraße 21. Druck von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Krausen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Tedebur.

Nr. 2. **Berlin, den 10. October 1860.** **Nr. 2.**

Der Durchlauchtigste Herrenmeister „Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, hat den nachstehenden Aufruf an sämmtliche Mitglieder des Johanniter-Ordens erlassen:

„Die auf das höchste gesteigerte Noth der unglücklichen Christen, welche unter den unerhörten Gräueln litten, die im Libanon, in Syrien und in Damaskus verübt wurden, jenen Stätten, die für die altehrwürdige Geschichte des Ordens St. Johannis vom Spital von so hoher Bedeutung sind, und der Hülferuf, der von dorther immer stärker und dringender ertönt, haben Mich bereits zu vorbereitenden Schritten bewogen, um auch durch unseren Orden, im Sinne seiner Regeln, jenen Unglücklichen Hülfe und Beistand nach Kräften zu gewähren.

Die Mittel, welche dem Orden zur Verfügung stehen, sind aber für die Größe des Elends gering, weil ihm umfangreiche Sorgen und Verpflichtungen der Unterhaltung seiner Kranken- und Siechenhäuser obliegen.

Deshalb wende Ich Mich an jeden einzelnen Ritter mit dem Ersuchen, Geldbeiträge zu dem gedachten Zwecke an die Kasse der Balley (Berlin, Breitestraße No. 35) einzusenden.

In dem Wochenblatte des Ordens werden die eingegangenen Gaben veröffentlicht und seiner Zeit über deren Verwendung Nachrichten gegeben werden.

Möge der Erfolg dieses Meines Aufrufs ein reich gesegneter sein!

Schloß Glienicke, den 7. October 1860.

Carl, Prinz von Preußen,
Herrenmeister."

Das Johanniter-Ordens-Krankenhaus zu Polzin.

Die bereits in Thätigkeit befindlichen Kranken- und Siechenanstalten des Johanniter-Ordens (9) sind wieder durch Eine vermehrt worden.

Seitens der Balley ist nämlich von dem Diakonissen-Mutterhause Bethanien in Berlin das demselben gehörige Krankenhaus zu Polzin in Pommern käuflich erworben worden und wird hinfort für Rechnung des Ordens unterhalten.

Die bei der Uebernahme dieses Hauses vorhandenen 40 Betten sind im Laufe des Sommers stets besetzt gewesen, so daß an eine baldige Vermehrung derselben gedacht werden muß.

Dasselbe ist im Jahre 1854 erbaut und verdankt sein Entstehen zum Theil der Gnade Sr. Majestät des Königs, zum bei weitem größeren Theile aber den Zuwendungen, welche mildthätige Herzen in Geschenken und unverzinslichen Vorschüssen dazu gegeben haben.

Der Aufbau und die Einrichtung, mit großer Sorgfalt ausgeführt, kann als eine vorzugsweise gelungene angesehen werden, und steht die Anstalt in sehr segensreicher Wirksamkeit.

Die Verbindung einer miterworbenen Heilquelle und einer Badeanstalt mit dem Hause sichert das Gedeihen desselben, so daß die jährlichen Zuschüsse, die der Orden zur Unterhaltung zu zahlen haben wird, voraussichtlich nicht sehr bedeutend sein werden.

Die guten Erfolge, welche durch den Gebrauch der vor drei Jahren aufgefundenen Heilquelle und der in der Nähe derselben gegrabenen Moorerde bei Gicht und Rheumatismus, bei Bleichsucht und den auf letzterer beruhenden Nervenkrankheiten erzielt wurden, haben das Curatorium der Anstalt veranlaßt, eine genaue Analyse derselben von dem als Autorität in der Chemie bekannten Medicinal-Rath Dr. Mohr in Coblenz machen zu lassen. Dieselbe hat ein überaus günstiges Resultat ergeben und ist im Anfang dieses Jahres veröffentlicht worden. — Nach dieser Analyse enthält die Quelle, „Bethanien Quelle" genannt, unter Zehntausend Theilen, in Decimal-Bruchtheilen:

Kohlensauren Kalk	2,045	Theile
Kohlensaure Magnesia	0,386	„
Kohlensaures Eisenoxydul	7,281	„
Kohlensaures Natron	0,173	Theile
Kochsalz	0,093	„
Kieselerde	0,079	„
Summa	10,057	Theile.

Außerdem freie Kohlensäure 13 pCt. seines Volumens.

Die Hauptbestandtheile sind also: Eisen, kohlensaurer Kalk, Magnesia, Natron und Kochsalz.

Der Gehalt an Eisen ist außerordentlich groß, und gehört daher diese Quelle zu den stärksten Eisensäuerlingen, wie dies auch Dr. Mohr mit folgenden Worten ausge-

sprochen hat: „Das Wasser hat einen ungemein hohen Eisengehalt und könnte wohl außer Driburg kein anderes mit ihm gleichgestellt werden.“ Dieser große Reichthum an Eisen erklärt denn auch die vortreffliche Wirkung bei der Bleichsucht und anderen, auf sogenannter Blutleere beruhenden Krankheiten, während der Gehalt der übrigen Hauptbestandtheile die schon allgemein bekannte Heilkraft der Quelle bei Gicht und Rheumatismus verursacht.

Die zu Schlammbädern benutzte Moorerde enthält in 100 Theilen:

Doppelt Schwefeleisen . . .	2,43	pCt.
Eisenoxyd als Hydrat	4,79	„
Kohlensauren Kalk	18,60	„
Humin	48,99	„
Sand	25,19	„

Die Moorerde enthält demnach viel Eisen und Schwefel und erklärt daraus ihre starke Heilkraft bei den hartnäckigsten Fällen von Gicht, Rheumatismus und eingewurzelten Nervenleiden.

Das bisherige Curatorium der Anstalt, welches sich um das Gedeihen derselben große Verdienste erworben hat, ist Seitens Sr. Königl. Hoheit des Herrenmeisters bestätigt worden und besteht aus folgenden Herren:

1) dem Landschafts-Deputirten von Hagen, auf Langen bei Schievelbein, Vorsitzender,
2) dem Oberpräsidenten a. D. v. Kleist-Retzow, auf Kieckow bei Belgard,
3) dem Landrath Freiherrn v. d. Reck, zu Belgard,
4) „ „ v. Busse, zu Neu-Stettin,
5) dem Rittergutsbesitzer v. Arnim, auf Heinrichsdorf bei Tempelburg,
6) dem Rittergutsbesitzer v. Zastrow, auf Wusterhanse bei Bärwalde,
7) dem Rittergutsbesitzer v. Mellenthin, auf Schloß Falkenberg bei Falkenberg, und
8) dem Rittergutsbesitzer Jamp, auf Groß-Popplow bei Polzin.

Die unter Nr. 1, 2, 4, 5 und 6 genannten Herren sind Johanniter-Ritter.

Zwei Diaconissen, denen 2 Krankenwärter und 2 Mägde untergeordnet sind, versehen die Leitung und Pflege.

In dem betreffenden Kaufvertrage hat sich das Diaconissen-Mutterhaus Bethanien zugleich bereit erklärt, die Seitens des Johanniter-Ordens noch zu gründenden Krankenhäuser, vorzugsweise vor anderen Anstalten, mit Diaconissen zu versehen, soweit das Personal der demselben zur Disposition stehenden Schwestern dies zuläßt. Hierdurch wird das Zusammenwirken beider Institute, welche ihr Entstehen und ihre Ausbildung dem christlichen Herzen und den gnädigen Entschließungen Sr. Majestät des Königs zu verdanken haben, und bei völliger Gleichheit ihrer Bestrebungen, zu gegenseitiger Förderung auf einander angewiesen sind, immer mehr zur Durchführung gelangen.

Das Hospital des evangelisch-deutschen Wohlthätigkeits-Vereins zu Constantinopel.

Herr Prediger C. N. Pischon, zur Zeit Vorsitzender, sowohl in dem Vorstande der evangelisch-deutschen Gemeinde zu Constantinopel, wie des dortigen evangelisch-deutschen Wohlthätigkeits-Vereins, wohnte der am 20. Juni in Berlin abgehaltenen General-Versammlung des Berliner Ortsvereins für die evangelische Gustav-Adolf-Stiftung bei und fesselte die Aufmerksamkeit der Anwesenden durch Mittheilungen über die Lage der dortigen Evangelischen deutschen Gemeinde, die sich auch in diesem Jahre der Unterstützung des Brandenburger Hauptvereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu erfreuen gehabt hat. Aus dem so eben (Triest 1860) erschienenen Jahresberichte dieser Gemeinde für das verflossene Jahr 1859 erfahren wir über den Zustand des kirchlichen Lebens, der Schule, namentlich auch über die Wirksamkeit der dortigen Wohlthätigkeits-Vereine, und zur Widerlegung von Lügen und Verläumdungen, an denen es auch nicht gefehlt hat, des Belehrenden Manches. Bei dem am 1. September 1844 zu Constantinopel gestifteten evangelisch-deutschen Wohlthätigkeits-Verein erkannte eine Umsturz-Partei die Frühlingszeit des Jahres 1848 für geeignet, eine Umwälzung auch hier zu versuchen. In den die Signatur dieser Zeit tragenden Worten: „Die warmen Strahlen der Geistesfreiheit und des deutschen Einheitsdranges, welche im Frühjahr 1848 wie neue Sonnen über den deutschen Bergen aufgegangen, drangen über Land und Meer auch in die Herzen der Deutschen am Bosporus,“ verkündete sie ihre Absicht und Hoffnung, in's Besondere diejenige Bestimmung aus den Statuten des Vereins zu entfernen, wonach Statutenveränderungen nie den Charakter des Vereins als eines Evangelischen deutschen Wohlthätigkeits-Vereins umstoßen dürfen; denn gerade das specifisch-evangelische Element war es, was diese Partei aus dem Vereins-Charakter zu entfernen wünschte. Als diese Absicht scheiterte, ward Lüge und Verläumdung losgelassen. Wir erhalten in dem Schlußabschnitt: „Recht muß doch Recht bleiben“ in ruhiger, würdiger Weise den Nachweis geführt, wie nicht bloß an Deutschen und evangelischen Christen das Hospital des Wohlthätigkeits-Vereins segensreich gewirkt hat. Denn unter den 160 Kranken, welche in dem Zeitraum vom 1. December 1858 bis 1. December 1859 verpflegt wurden, waren der Nationalität nach: Preußen 32, Oesterreicher 21, aus dem übrigen Deutschlande 33, aus den Donau-Fürstenthümern 19, aus Rußland 16, allerdings meist deutscher Abkunft und Sprache; aber auch aus anderen Ländern und Welttheilen 42; und in Rücksicht auf Religionsverschiedenheit: Evangelische Christen 74, Römisch-Katholische 37, Griechische Orthodoxe 13, Israeliten 35, und eine in den Anfängen des Christenthums unterrichtete Heidin. Besonders wird in dem Berichte über die Kranken- und Armenpflege anerkannt: „daß sich die dem Hospital des Vereins Seitens des Rheinisch-Westphälischen Diaconissen-Verbandes zugeordneten Schwestern der Pflege der Kranken mit jener selbstverleugnenden Treue unterzogen haben, die wir seit dem Anfange ihres hiesigen Wirkens an ihnen stets wahrnahmen, und die von uns als edelste Frucht eines lebendigen Glaubens an das Evangelium in Jesu Christo gepriesen wird.“

Vorschlag aus dem Jahre 1798 zur Errichtung eines Johanniter-Ordens-Hospitals in Berlin.

Von dem K. Preußischen Kammerherrn und Churſächsischen Landeshauptmann im Markgrafthum Nieder-Lauſitz, Moritz Grafen zu Lynar, liegt uns d. d. Schloß Drehnau den 25. Februar 1798 ein Immediatſchreiben vor, worin es heißt: „Bekanntermaaßen iſt die Stadt Berlin ſehr volkreich, mithin die Unterſtützung der Nothleidenden deſto erſprießlicher: ob nicht bei dieſen Umſtänden ohne Beläſtigung Höchſt Deroſelben Aerarii ein Hoſpital allda errichtet werden könnte, welches vorzüglich für wandernde kranke Handwerksleute und ſonſtige Fremde, oder auch hülfloſe Soldaten, Weiber und Kinder von den Ew. Königl. Majeſtät bey der Armee gedienten Soldaten fremder Nationen, welche ſonſt keine Verwandte in Preußiſchen Landen haben, zur Aufnahme und Verpflegung gewidmet werden möchte. — Zu dem hierzu erforderlichen Fond würden ſich die zahlreichen Ritter der Sonnenburgiſchen Balley mit Freuden verſtehen, um ſich dadurch theils der höchſten Gnade Ew. Königl. Majeſtät Protection, theils des wirklichen Verdienſtes und Namens der Hoſpitaliter würdig zu machen; wie denn ſolches keinem dieſer Ritter im mindeſten beſchwerlich fallen könnte, wenn die erforderliche Summe zu Erbauung und Errichtung dieſes Hoſpitals und ein jährlich kleiner Beytrag zur erforderlichen Unterſtützung dieſer Anſtalt unter die große Anzahl derſelben repartiret würde. Ich meines Orts und gewiß alle Maltheſer-Ritter in Sachſen, deren Anzahl ſehr beträchtlich iſt, würden ſämmtlich mit Vergnügen darzu beitragen, ein Gott ſo wohlgefälliges Werk zu begründen, und ich erbiete mich hierdurch unterthänigſt, die nöthigen Beyträge von den erwähnten Johanniter-Rittern in Sachſen, ſo bald mir diesfalls die nöthigen Anweiſungen geſchehen, treulich zu colligiren.“ — Der damalige Geheime Cabinets-Rath Beyme, deſſen beſſerem Ermeſſen es überlaſſen wurde, dieſen Entwurf gelegentlich Sr. Majeſtät vorzulegen, ſcheint letzteres zu thun Bedenken getragen zu haben, denn es iſt nichts weiter darauf erfolgt. Immerhin aber iſt es ein wohl zu beachtendes Zeichen, wie in der ritterlichen Genoſſenſchaft der Johanniter ſelbſt der Drang ſich regte, an die Stelle des bloßen Präbendenweſens ein werkthätiges Johanniterthum zum Durchbruch zu bringen.

L. v. L.

Die angeblich bürgerliche Herkunft einiger Comthure des Johanniter-Ordens.

Riedel ſagt in ſeiner Abhandlung über Werben (cod. dipl. Brandenb. I. Heft VI. 2.): „Der Comthur war in der Regel eine Perſon adligen Herkommens und wohl immer der Ritterſchaft des Johanniter-Ordens zugehörig. Oefters war indeſſen die Comthurei auch im Beſitz von Perſonen bürgerlicher Abkunft, z. B. Heinrichs Ratzenberger in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und Thomas Runge's gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, deren Namen und Siegel wenigſtens ihre adlige Abkunft nicht verrathen.“

Dieſer Behauptung muß entſchieden widerſprochen werden: nicht bloß in der Regel, ſondern in Deutſchland wenigſtens war der Comthur einer Ritter-Commende (nicht der Prieſter-Commende oder auch in Fällen, wie ſie ſich bei Einverleibung des Lazarus-Ordens zutrugen) ſtets adligen Herkommens: denn da er nur aus der erſten Claſſe der Ordensbrüder, nämlich der Ritter, hervorgehen konnte, ſo mußte er auch adeligen Standes ſein; weil ohne dieſen er nicht hätte zur Ritterſchaft gelangen können.

Was nun in's Beſondere die beiden namhaft gemachten Comthure betrifft, welche nach Riedels Meinung bürgerlicher Abkunft geweſen ſein ſollen, ſo wird es nicht ſchwer fallen, bei ihnen das Gegentheil zu beweiſen.

Zunächſt muß in Beziehung auf Heinrich Ratzenberger bemerkt werden, daß nicht erſt in der zweiten, ſondern bereits in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts er Comthur zu Werben war. Wir begegnen ihm zuerſt am 25. Juni 1432 als Comthur zu Tempelhof. (Gercken cod. dipl. Brandenb. VII. 321.) Dann aber am 27. Sept. 1435. (Nachrichten vom Geſchlechte v. Schlieſſen Urk. Seite 32—35) und am 16. Juni 1437 (Riedel I. Hpth. VI. 54.) als Comthur zu Werben. Später, nach mehr als zwanzigjähriger Unterbrechung, in welcher Zeit die Gebrüder Heinrich und Conrad v. Redern Comthure zu Werben genannt werden, Heinrich Ratzenberger aber und zwar bereits am 20. Mai 1438 (ibd. I. Hpth. VI. 245) als Ordens-Hauptmann zu Sonnenburg erſcheint, wieder als Comthur zu Werben in mehreren Urkunden vom 1. Nov. 1460 bis 7. Jan. 1463 (ibd. I. Hpth. VI. 64. 65. 66. 73. 423. 424. 425.).

Daß wir es hier mit einem Namen ſüddeutſchen Urſprungs zu thun haben, deutet ſchon die Endung Ratzenberger für Ratzenberg an, welche letztere Form jedoch ebenfalls vorkommt (ibd. I. Hpth. VI. 423. 424). Er wird einer der Ordensbrüder ſein, deren Berufung zu einem der Ordenshäuſer in der Balley Brandenburg, der oberſte Meiſter des Ordens in Deutſchland ſich in dem Heimbacher Vergleiche 1382 vorbehalten hatte. (v. Winterfeld S. 677.)

Die v. Ratzenberg, Heimath-, Stamm- und Wappen-Genoſſen der Marſchall v. Oſtheim, führend im Schilde einen Tiſchfuß, auf dem Helme einen Bracken (Siebmacher I. 137), ſind ein bekanntes ritterliches Geſchlecht der Rhön-Gegenden. Dahin gehört Marquardus de Razinberg ministerialis in einer Würzburg-Hennebergiſchen Urkunde von 1182 (Gruner opuscula II. 294) und Fridericus de Racenberge in einer Würzburg-Bamberger Urkunde von 1250 (v. Stillfried und Märker mon. Zollerana II. 24).

Bekannter noch als Adelsgeſchlecht ſind die Runge. Der Meißen'ſche Zweig dieſer Familie führte im blauen Felde zwei in's Andreaskreuz gelegte goldene Wagenrungen, über welchen eine ſilberne Roſe ſchwebt, und als Helmſchmuck eine blau gekleidete Jungfrau, welche die beiden Rungen vor ſich hält. (Siebmacher I. 162.) Noch im 17ten Jahrhundert erſcheint Agnes v. Rungen a. d. H. Triſtewitz als Gemahlin Adolph's v. Gersdorf auf Gröditz (v. Uechtritz, diplom. Nachrichten IV. 7). Das Wappen des Pommer'ſchen Zweiges dieſer Familie weicht in den Tincturen ab, indem die Wagenrungen, manchmal auch als Pflugſcharen bezeichnet (Siebmacher II. 48), ſilbern in Roth erſcheinen, ohne Hinzufügung der Roſe, und die Jungfrau des Helmes, roth gekleidet, ohne die Rungen (Bagmihl, Pommer'ſches Wappenbuch I. Tab. LVIII.). Daß der Comthur zu Werben und nachmalige Herrenmeiſter Thomas Runge eben dieſem Zweige des Geſchlechtes angehört hat, dies wird nicht bloß durch einen Lehnbrief von 1540, worin Herzog Philipp von Pommern den Gebrüdern Thomas, Comthur zu Werben, Bartholomäus, Jürgen, Heinrich und Peter Runge, zu Dikow geſeſſen, die geſammte Hand an den Lehngütern zu Schonow, welche die Brüder Michael, Thomas und Drewes Runge beſaßen, ertheilt (ibd. p. 153), ſondern auch durch das Siegel

bewiesen, welches Thomas Runge als Herrenmeister des Johanniter-Ordens im Jahre 1563 führte. Es zeigt dasselbe im 1sten und 4ten Quartiere des quadrirten Schildes das achtspitzige Johanniter-Ordenskreuz und im 2ten und 3ten Quartiere die beiden in's Andreaskreuz gelegten Wagenrungen, so wie auf dem Helme eine wachsende Jungfrau (ibd. I. Tab. LX. 1.)

Ueber die Abstammung des Franz Neumann, welcher der Nachfolger des Thomas Runge in der Würde eines Herrenmeisters der Balley Brandenburg war, ein anderes Mal.

L. v. L.

Litteratur.

Die Rittermatrikeln der Altmark nebst einer alphabetischen Uebersicht der Ritterschaft und der von derselben vertretenen Rittergüter. Von dem Geh. Justizrath von dem Knesebeck in Göttingen. Magdeburg, 1859. Heinrichshofen'sche Buchhandlung. VIII. 50 S. gr. 8.

Diese kleine, der altmärkischen Ritterschaft gewidmete Schrift, bringt zunächst, nach den neuesten statistischen Nachrichten, die Rittermatrikeln nach den 4 Kreisen der Altmark gesondert, demnächst eine alphabetische Uebersicht der Ritterschaft der Altmark und der von derselben vertretenen Rittergüter nebst Beschreibung der Wappen der adeligen Geschlechter und Literatur; endlich anhangsweise einen Excurs über die alten Schlösser und Burgen der Altmark, sowie über die schloßgesessenen Geschlechter in derselben. Von den 174 Familien des Ritterstandes, welche bis zum Erlöschen der Markgrafen aus Ballenstädt'schem Hause in der Altmark begütert waren (vergl. S. W. Wohlbrück's Geschichte der Altmark, herausgegeben von L. von Ledebur, S. 251—338), sind gegenwärtig nur noch 12 in derselben vorhanden, und zwar (die Jahreszahl bezeichnet die Zeit ihrer ersten Erwähnung für die Altmark): die Alvensleben (1270), Arnim (1204), Bismarck (1283), Borstel (1209), Jagow (1267), Kalben (1204), Knesebeck (1244), Krocher (1274), Lüderitz (1247), Meding (1226), Rundstedt (1227) und Schulenburg (1237). Rechnen wir hierzu diejenigen eingeborenen Geschlechter, welche erst nach dem Jahre 1320 auftreten: die Barsewisch (1463), Görne (1490), Itzenplitz (1375), Rinow (1365), Rohr (1392) und Wolbeck (1375); ferner die viel später erst recipirten Geschlechter: Bennigsen-Förder (1842), Goßler (1853), Kahlden (1760), Knoblauch (1798), Levetzow (1777), Meibom (1858), Monteton (1828), Romberg (1803), Spiegel (1655), Trotha (1834) und Werdeck (1795), so beträgt die Zahl der gegenwärtig mit Rittergütern ausgestatteten adeligen Familien in der Altmark 29. Von den 153 Rittergütern sind 102 in adeligen und 51 in bürgerlichen Händen. Es muß als historisch durchaus ungerechtfertigt bezeichnet werden, wenn nachfolgende Geschlechter, bei denen nur die gesperrt gedruckten zu den Schloßgesessenen der Altmark gehörten, nämlich die Alvensleben, Arnim, Bennigsen-Förder, Bismarck, Borstel, Görne, Jagow, Itzenplitz, Kahlden, Kalben, Knesebeck, Knoblauch, Krocher, Levetzow, Lüderitz, Meding, Rohr, Rundstedt, Schulenburg, Trotha, Werdeck und Wolbeck, sämmtlich Barone genannt werden; ein Prädikat, hier durchaus nicht landesüblich, welches aber, wenn berechtigt, eben so gut auch den v. Barsewisch und v. Rinow hätte gegeben werden müssen. Offenbar beruht diese Bezeichnung auf der Auffassung, die der Verfasser von dem Standesverhältniß der Schloßgesessenen hat, von denen er sagt: »daß solche als die gebornen Barone des Landes anzusehen seien, die ein dem Herrenstande, im Gegensatze zu dem Ritterstande gleichkommendes Ansehen inmitten der Ritterschaft genossen haben.« Hierauf muß aber entgegnet werden, daß die Schloßgesessenschaft nie etwas Anderes gewesen ist, als ein rein persönliches Besitz-Verhältniß, welches auf den Stand des gesammten Geschlechtes nicht den geringsten Einfluß ausgeübt hat.

L. v. L.

Genealogische Geschichte des Geschlechts von Jeetze. Aus urkundlichen Quellen bearbeitet von A. Walter. Nebst einigen bisher ungedruckten Urkunden, einer Siegeltafel und zwei genealogischen Tabellen. Magdeburg, b. E. Baensch jun. 1860. VIII. u. 138. S. 8.

Der Verfasser, gegenwärtig Pastor zu Beveringen bei Pritzwalk, vorher jedoch in dem der Familie von Jeetze gehörig gewesenen Dorfe Grassau in der Altmark, spricht in der Vorrede aus, wie wichtig es für einen Pfarrer sei, die Geschichte der Gegend näher kennen zu lernen, in der er wirken solle, wie namentlich für eine solche Gegend die Geschichte einer Familie von Wichtigkeit sei, die Jahrhunderte hindurch daselbst das Patronat geübt habe, und daß gerade dem Pfarrer die Verpflichtung obliege, die ältere Geschichte der Gegend, in der er lebe, nicht völlig aus dem Gedächtnisse verschwinden zu lassen. »Es wird ja nur zu leicht vergessen, was die Väter gethan und gelitten haben«. Diesem geschichtlichen Sinne verdanken wir eine durchaus quellenmäßige, bei gedrängtester Kürze ebenso ansprechende, als anspruchslose Monographie der Familie von Jeetze, die nur als Einer der Zweige jener mächtigen Sippschaft zu betrachten ist, die anhebend mit den Edlen von Salzwedel, sich in viele Aeste verzweigt hat, zu denen auch die von der Schulenburg, von dem Knesebeck, von Gartow, von Kerkow u. a. m. gehören. Vorangeschickt ist der Geschichte des Geschlechtes eine Uebersicht des größtentheils der Altmark angehörigen Besitzthums in chronologischer Aufführung nach der Zeitfolge der Erwerbung und mit Berücksichtigung der Ortsgeschichte, eine Methode, die namentlich auch v. Klöden in der Geschichte seines Geschlechts und Danneil in seinem Werke über die Familie v. d. Schulenburg beobachtet hat. Es folgt dann in der Weise, wie Wohlbrück in seiner berühmten Geschichte des Geschlechts v. Alvensleben zuerst gethan, die Geschichte der Familie v. Jeetze, nach Generationen abgewickelt. Als die berühmteste Persönlichkeit strahlt hier der General-Feldmarschall der Preußischen Armee und Ritter des schwarzen Adler-Ordens Joachim Christoph v. Jeetze (geb. zu Hohenwulsch d. 16. Sept. 1673. † zu Potsdam d. 11. Sept. 1752.) »Früh schon lernte er im älterlichen Hause, mancherlei Entbehrungen hindurchgehend, die Noth des Lebens, aber auch den Werth der Ordnung und Selbstüberwindung kennen.« Bei dem von Marlborough mit Prinz Eugen erfochtenen Siege bei Höchstädt (13. Aug. 1704) bekam er eine Kugel in den Unterleib, die er mit in das Grab genommen hat. Seine Gemahlin, Dorothea Sophia v. Borstel (verm. 13. Mai 1708) begleitete ihn auf den meisten seiner nun folgenden Kriegszüge. In den Schlachten bei Mollwitz (10. Apr. 1741), Czaslau (18. Mai 1742), Hohenfriedberg (4. Juni 1745), Seor (30. Sept. 1745) und Kesselsdorf (15. Dcbr. 1745) zeichnete er sich vorzüglich aus. Am letzten Tage seines Lebens sagte er zu den Umstehenden: »Um eilf Uhr Abends wird mein Heiland mich abzufordern erscheinen; ich bin bereit, ich bin freudig, Solchem entgegen zu gehen.«

L. v. L.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Die auf das Höchste gesteigerte Noth der unglücklichen Christen, welche unter den unerhörten Gräulen litten, die im Libanon, in Syrien und in Damaskus verübt wurden, jenen Stätten, die für die altehrwürdige Geschichte des Ordens St. Johannis vom Spital von so hoher Bedeutung sind, und der Hülferuf, der von dorther immer stärker und dringender ertönt, haben Mich bereits zu vorbereitenden Schritten bewogen, um auch durch unseren Orden, im Sinne seiner Regeln, jenen Unglücklichen Hülfe und Beistand nach Kräften zu gewähren.

Die Mittel welche dem Orden zur Verfügung stehen, sind aber für die Größe des Elends gering, weil ihm umfangreiche Sorgen und Verpflichtungen der Unterhaltung seiner Kranken- und Siechenhäuser obliegen.

Deshalb wende Ich Mich an jeden einzelnen Ritter mit dem Ersuchen Geldbeiträge zu dem gedachten Zwecke an die Kasse der Balley (Berlin, Breitestraße No. 35) einzusenden.

In dem Wochenblatte des Ordens werden die eingegangenen Gaben veröffentlicht und seiner Zeit über deren Verwendung Nachrichten gegeben werden.

Möge der Erfolg dieses Meines Aufrufs ein reich gesegneter sein!

Schloß Glincke, den 7 October 1860.

Carl Prinz Freund

Herrenmeister.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens Balley Brandenburg

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Krausen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 3. **Berlin, den 17. October 1860.** **Nr. 3.**

Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent haben, im Namen Seiner Majestät des Königs, Allergnädigst geruht:

Den Landrath a. D. und Majoratsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Rodrigo Burggrafen und Grafen zu Dohna, auf Finckenstein bei Rosenberg in Westpreußen,

" Ober-Regierungs-Rath von Kamptz, zu Königsberg in Pr.,

" Major a. D. von Götzen, zu Graditz bei Torgau,

" Forstmeister von Waldow, zu Frankfurt a. O.,

" Rittergutsbesitzer von Globig, auf Guhden bei Mohrin,

" Regierungs-Assessor von Wallenberg, zu Potsdam,

" Hauptmann und Kompagnie-Chef im 4. Garde-Regiment zu Fuß Gustav Grafen von der Schulenburg,

" Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps Otto Grafen zu Solms-Rödelheim,

" Major a. D. von Wolfframsdorff, zu Berlin,

" Kreisgerichts-Director von Stelzer, zu Potsdam,

" Grafen Wilhelm von Wylich und Lottum, zu Berlin,

" Rittergutsbesitzer Gustav von Pfuel, auf Wilkendorf bei Straußberg, Kreis Ober-Barnim,

" Landrath des Kreises Belgard Freiherrn von der Reck,

" Rittergutsbesitzer von Alten, auf Tietzow bei Groß-Tychow,

" Landrath a. D. von Hellermann, auf Karzin bei Brückenkrug, Kreis Fürstenthum,

" Kammerherrn Heinrich Wilhelm von Arnim, auf Lassehne bei Colberg,

" Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses, Julius Ernst von Puttkammer, auf Schlakow bei Stolp,

" Kammerherrn und Erb-Küchenmeister in Alt-Vorpommern, Mitglied des Herrenhauses Victor Grafen von Schwerin, auf Schwerinsburg. Kreis Anclam,

" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer Lupold von Wedell, auf Repplin bei Stargard in Pommern,

den Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses von Lepel, auf Wieck, bei Gützkow in Neuvorpommern,

" Majoratsbesitzer Wilhelm Grafen von Carmer, auf Rützen Kreis Guhrau,

" Landesältesten und Kreisdeputirten Richard Grafen von Posadowsky-Wehner, auf Groß-Paniow, Kreis Beuthen in Oberschlesien,

" Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Schlesischen Ulanen-Regiment (Nr. 2.) von Siegroth,

" Premier-Lieutenant a. D., Landrath des Kreises Oels und Landesältester Rudolph von der Berswordt, auf Schwierse bei Oels,

" General-Erb-Land-Postmeister im Herzogthum Schlesien und Standesherrn, erbliches Mitglied des Herrenhauses, Heinrich Grafen von Reichenbach-Goschütz, auf Goschütz bei Festenberg,

" Rittergutsbesitzer von Prittwitz und Gaffron genannt von Kreckwitz, auf Hennersdorf bei Reichenbach in Schlesien,

" Königlich-Hannoverschen Forstmeister a. D. von Reden, auf Morsleben bei Magdeburg,

" Lieutenant im 6. Landwehr-Ulanen-Regiment und Rittergutsbesitzer von Angern, auf Wülfingerode Kreis Nordhausen,

" Oberstlieutenant und Commandeur des 7. Westphälischen Infanterie-Regiments (Nr. 56.) Albert von Bonin,

" Landrath des Kreises Hamm, Constantin Freiherrn von Quadt und Hüchtenbruck,

" Rittergutsbesitzer Friedrich Wilhelm Grafen von der Recke-Volmerstein, auf Haus Werdringen Kreis Hagen,

" Kammergerichts-Rath Gustav Freiherrn von Diepenbroick-Grüter, zu Berlin,

" Rittmeister im 2. Pommerschen Ulanen-Regiment (Nr. 9.) von Burgsdorff,

" Lieutenant a. D. und Gutsbesitzer Friedrich Maximilian Freiherrn von Stolzenberg, zu Coblenz,

" K. K. Oesterreichischen Rittmeister im Graf Hardegg Küraſſier-Regiment Nr. 7, Ferdinand Freiherrn von König-Warthausen,

" Königlich Württembergischen Rittmeister in der Leibgarde Wilhelm Freiherrn von Wimpffen,

den K. K. Oesterreichischen Oberlieutenant im Kaiser Franz Joseph Ulanen-Regiment Nr. 4, Maximilian Freiherrn vom Holtz,

- Großherzoglich Mecklenburg-Schwerin'schen Staatsminister Theodor Dietrich von Levetzow, zu Schwerin,
- Hausmarschall Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin Adolph Freiherrn von Stenglin,
- Oberstlieutenant von Roulet, zu Neuenburg,
- K. K. Oesterreichischen Rittmeister und Escadrons-Commandanten im Fürst Liechtenstein Husaren-Regiment Nr. 9, Christoph Grafen von Degenfeld-Schonburg,
- Königlich Baierischen Major im 2. Artillerie-Regiment (Lüder) August Freiherrn von Feilitzsch,
- Königlich Baierischen Kämmerer und Landrichter Fedor Freiherrn von Crailsheim, zu Leutershausen bei Ansbach,
- Prinzen Carl Ernst von Schoenburg-Waldenburg, auf Geuwitz bei Meißen im Königreich Sachsen,
- Freiherrn Hermann von Uckermann, zu Sondershausen,
- Gustav von Kemnitz, zu Bernburg,
- Königlich Niederländischen Kammerherrn und Ceremonienmeister Ihrer Majestät der Königin-Mutter der Niederlande Otto Freiherrn von Wassenaer, im Haag,
- Königlich Niederländischen Kammerherrn Wilhelm Friedrich Heinrich Freiherrn von Wassenaer, auf Schloß Briellard bei Barneveld im Königreich der Niederlande,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Der Ritterschlag am 25. Juni 1860 in der Johanniter-Ordens-Kirche zu Sonnenburg.

Am 4. Juli des Jahres 1800 hatte der Durchlauchtigsten Herrenmeister Prinz August Ferdinand von Preußen, der Sohn König Friedrich Wilhelm's I., in der Johanniter-Ordens-Kirche zu Sonnenburg an 57 Herren den letzten Ritterschlag vollzogen, den die Balley Brandenburg alter Gestaltung aufzuweisen hat. Nach dieser Feierlichkeit vegetirte der Orden noch zehn Jahre in gänzlicher Bedeutungslosigkeit fort. Das Zeitalter der Revolutionen, das mit Napoleon Bonaparte in's Leben trat und dessen Stürme, vom Jahre 1804 an, bereits so mächtig über Europa dahinwehten, daß die alten, angestammten Dynastien dem Sinken nahe waren, das Zeitalter des Nivellirens, des Umsturzes und des Zertrümmerns alter Institutionen hatte auch die letzten Reste des Johanniter-Ordens entwurzelt und diese Vertilgung beinahe als eine Nothwendigkeit erscheinen lassen. Die Cabinetsordre vom 23. Januar 1811 erklärte auch die Balley Brandenburg für aufgehoben und machte ihre Besitzungen zum Staatseigenthum. Nur die Insignien des Ordens lebten fort und wurden vom Könige verliehen, wie alle anderen Orden und Ehrenzeichen. —

So blieb es bis zum Jahre 1852, in welchem Se. Majestät der König an Höchstseinem Geburtstage die Balley Brandenburg wieder aufrichtete und sie auf eine ihrer ursprünglichen Stiftung entsprechende Bestimmung hinwies. — Diese Ausführung eines langgehegten Lieblingsplanes Sr. Majestät, der so harmonisch war mit den vielen anderen Ausströmungen seines vortrefflichen, liebevollen Herzens, erweckte auch sofort ein neues Leben in den Bekennern der Johanniter-Gesinnung, denen man nur den Namen und die Corporationsrechte, nicht aber das Herz für die Sache genommen hatte; zahlreiche Anhänger strömten herbei, um sich wieder das weiße Kreuz anheften zu lassen, und die neuerrichtete Balley Brandenburg entwickelte, bei geringen und nur langsam anwachsenden Mitteln, eine Thätigkeit, die der sicherste Beweis ist, daß es dem Orden Ernst war, sich seiner alten Bestimmung mit verjüngtem und geläutertem Geiste hinzugeben, und daß er die Poesie seiner Tradition, die Heiligkeit seines Gesetzes und die Unsterblichkeit seiner Principien nicht vergessen habe, sondern ihnen treu geblieben war, trotz den verheerenden Stürmen der Zeit, die wohl die Form zertrümmerten aber dem Geist nichts anhaben konnten.

Die Balley Brandenburg war also neu organisirt, ein preußischer Prinz stand als Herrenmeister an ihrer Spitze, und um ihn herum bildete sich das Kapitel, dessen segensreiches Wirken bald in allen Proinzen des preußischen Staates, ja sogar weit über denselben hinaus, Hospitäler in's Leben rief, die schon manches Leiden, viele Schmerzen heilten. — Je mehr aber der Johanniter-Orden durch sein Wirken zu einer geistigen Brüderschaft vereinigt wurde, desto mehr zog es ihn auch hin, zu dem alten Sitz, von dem Jahrhundertelang der Wille des Kapitels den Orden beherrschte und sein Walten regelte. — Im Sommer des Jahres 1856 ward bereits der Bau des Krankenhauses in Sonnenburg in Angriff genommen, und am 29. September 1858 vereinigte die feierliche Einweihung der Kapelle desselben, zum erstenmal, nach langer Zeit, wieder einen Theil der Johanniterschaft in seiner alten Residenz. Diese Feierlichkeit aber hatte einen so wohlthuenden, erhebenden Eindruck auf die Gemüther der Ritter sowohl als der Bewohner der Stadt gemacht, daß der allseitige Wunsch laut ward, die Ritterschläge, die bis jetzt in der Kapelle des Königlichen Schlosses zu Berlin abgehalten worden waren, möchten auch jetzt, wie in früherer Zeit, wieder in der alten, vom Orden gebauten Kirche zu Sonnenburg stattfinden. —

Am 25. Juni 1860 ist nun dieser allseitige und langgehegte Wunsch in Erfüllung gegangen, und Sonnenburg sah seit 61 Jahren wieder einen Ritterschlag in seinen Mauern.

Se. Königl. Hoheit, der Durchlauchtigste Herrenmeister, die Ordens-Beamten und Commendatoren waren bereits am Nachmittage des 24. Juni in Sonnenburg eingetroffen und im theilweise restaurirten Residenz-Schlosse des Ordens zu einem Kapitel zusammengetreten, nachdem Se. Königl. Hoheit vorher den neuernannten Ehrenrittern die Ordens-Insignien eingehändigt hatte.

Am nächsten Morgen besichtigte Se. Königl. Hoheit das Johanniter-Kranken- und Siechenhaus, dessen fünfzig Betten bis auf einige wenige besetzt waren, und geruhten, über die vortreffliche Instandhaltung des Instituts den beiden Curatoren desselben: Regierungs-Präsidenten von Selchow und Grafen von Finkenstein auf Reitwein, sowie der vorstehenden Diaconissin Fräulein Leopoldine von Behr, seine vollste Zufriedenheit und Anerkennung auszusprechen. Um 10½ Uhr versammelten sich die zu dem Ritterschlage eingeladenen Würdenträger und Ritter im großen Saale des Johanniter-Schlosses, und um 11 Uhr erschien Se. Königl. Hoheit der Herrenmeister und befahl den Beginn der Feierlichkeit. — Sofort setzte sich nun der Zug folgendermaßen in Bewegung:

Voran, die Procession führend, ging der erste Ordensmarschall, Kammerjunker von Winterfeld; dann folgten paarweise die Ehrenritter, zuerst die neuernannten; hinter diesen schritten die zu Rechtsrittern aufzunehmenden Ehrenritter, welche den Ritterschlag erhalten sollten, ebenfalls paarweise; dann folgte der zweite Ordensmarschall Appellationsgerichts-Rath von Brandenstein und hinter diesem die Rechtsritter in den langen, schwarzen Rittermänteln mit dem großen, linnenen Kreuz; hinter diesen schritt der Ordenshauptmann, Feldmarschall Freiherr von Wrangel, das Ordensschwert tragend, sodann der Ordenssecretair, Oberst und Flügel-Adjutant Graf von Bismarck-Bohlen, mit dem Evangelienbuche in der Hand, und rechts von demselben der Ordenskanzler, Vicеoberjägermeister Graf Stolberg-Wernigerode, mit dem Ordenssiegel im Beutel am linken Arm, ferner die Ehrencommendatoren: Prinz Friedrich Carl, Königl. Hoheit und Staatsminister a. D. Freiherr von Manteuffel, ferner die übrigen Commendatoren. Dann folgte Se. Königl. Hoheit der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen, Höchstwelchem sich sein Gefolge anschloß, das den Zug beendete. —

Vom herrlichsten Wetter begünstigt, bewegte sich der lange, glänzende Zug über den Schloßplatz und, die Kirche von der linken Seite umgehend, in das Thurmportal derselben hinein. Wie schon am Tage vorher die Einwohner der Stadt Sonnenburg ihre Liebe und Verehrung für den Königl. Prinzen und seine Johanniter-Ritter an den Tag gelegt hatten, indem sie bereits an der Grenze ihrer Feldmark eine hohe Ehrenpforte aus Eichenzweigen bauten, die sich nachher in der Stadt noch mehrfach wiederholte, und indem sie sämmtliche Häuser, bis auf die ärmlichste Hütte hinab, mit Laub- und Blumengewinden schmückten, so hatten sich jetzt auch zur Beiwohnung der Feier Tausende von Menschen versammelt, die, ohne von Gensd'armen oder Polizisten überwacht zu werden, ein langes Spalier vom Schlosse bis zur Kirche bildeten, eine dichtgedrängte, doppelte Menschenreihe, die, vom eigenen Anstandsgefühl geleitet, mit entblößten Häuptern den langen Zug an sich vorüber schreiten ließ, ohne daß die geringste Störung in ihr oder durch sie bemerkbar wurde. —

Unter dem Präludium der Orgel betrat die Procession die dichtgefüllte Kirche und nahm die nächsten Plätze um den Altar ein. — Nachdem ein Lied gesungen und die Liturgie gesprochen war, begann nun die Feierlichkeit des Ritterschlages und der Investitur auf derselben Stelle, auf der Jahrhunderte lang die Ritterschläge von dem Herrenmeister der Balley vollzogen worden waren; freilich in einem veränderten Sinn und Geist als früher. — An die Stelle eines herkömmlichen Ceremoniells, das die Anwartschaft auf eine einträgliche Commende verlieh und selbstsüchtige Hoffnungen nährte, trat jetzt der ganze Ernst des Johannitergelübdes, die unselbstsüchtige Opferbereitschaft für die Interessen des Ordens und der feste Wille, seinen Principien mit allen Kräften nachzustreben. Nachdem Ritterschlag und Investitur vollzogen waren, hielt der Oberpfarrer und Superintendent Heydenreich eine wahrhaft begeisterte und so begeisternde Rede, daß nachher sofort der allseitige Wunsch laut ward, die schönen Worte gedruckt zu besitzen, ein Wunsch, den Se. Königl. Hoheit der Herrenmeister auch gern erfüllte und die Rede in vielen Exemplaren abziehen und an die Theilnehmer der Feierlichkeit vertheilen ließ. Für diejenigen Herren Ritter, welche nicht zugegen waren, erfolgt die Predigt als Beilage zu diesem Blatt. — Nachdem der Herr Superintendent Heydenreich in kurzen, kräftigen Worten das Walten und die Bestimmung des Ordens von seinen Uranfängen bis auf den heutigen Tag geschildert, legte er den neugeschlagenen Rechtsrittern insbesondere, und dem ganzen Johanniterthum überhaupt, die Pflichten des Ordens in tiefwahren und eindringlichen Worten an's Herz: „O bauet nicht blos mit Mörtel und Stein; gebet nicht blos vergängliches Silber und Gold! Helfet bauen mit dem Bekenntnisse Eures Herzens, Eures Mundes, gebet, gebet das Zeugniß eines lebendigen Glaubens in Geist und Wahrheit. Bauet Euch selber auf, eine lebendige Burg mitten im evangelischen Lande; bauet Euch selber auf, eine lebendige Mauer um das Haus Hohenzollern, um den Thron von Gottes Gnaden, dessen Wahlspruch ist: „Jedem das Seine!" — Dessen Losung ist: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" — Und als die Procession die Kirche wieder verließ, konnte man auf den Gesichtern der Ritter den Widerschein der schönen Worte lesen, die sie gehört und die sie beherzigt hatten. —

Um 2 Uhr fand großes Diner im Saale des Schlosses statt, zu dem, außer den Ordensmitgliedern auch der Landrath des Kreises, die Geistlichkeit, die Chefs der Behörden und andere Personen der Stadt, die sich um die Johanniteresache verdient gemacht hatten, geladen waren. Bei dem Toaste auf das Wohl Sr. Majestät des Königs und Se. Königl. Hoheit den Prinz-Regenten, den der Durchlauchtigste Herrenmeister ausbrachte, wurden aus den, vor dem Schlosse aufgestellten, alten Johannitergeschützen 21 Schüsse abgefeuert. Den zweiten Toast brachte Se. Königl. Hoheit auf die innere gedeihliche Entwicklung des Johanniter-Ordens und das Wohl der Stadt Sonnenburg aus, welche die Ritter so gastlich aufgenommen. Der letzte Toast des Feldmarschalls Freiherrn von Wrangel galt dem Durchlauchtigsten Herrenmeister. —

Se. Königl. Hoheit der Herrenmeister verließ bereits um 4¾ Uhr die Stadt, um sich nach Berlin zurückzubegeben, während die Ritter sich Abends noch im Schloßsaal versammelten, um einem Vortrage beizuwohnen, den der Director, Freiherr von Ledebur, über Manches den Orden Interessirende und über die Gründung dieses Blattes hielt, das nun bereits in einigen Nummern versandt ist und sich hoffentlich schon Freunde unter seinen Lesern erworben hat.

A. v. W.

Titel und Würden des Oberhauptes der Johanniter Ordens Balley Brandenburg.

(Vortrag, gehalten zu Sonnenburg den 25. Juni 1860.)

In Johanniter Ordens-Urkunden finden wir oftmals die gegensätzliche Zusammenstellung von Meister und Brüdern. (Magister et fratres sacre domus in Werben 1346. Riedel cod. dipl. I. Hpth. VI. 30.) Da hat es Anklang und vielfache Wiederholung gefunden, was zuerst Joh. Christoph Beckmann über diese bei ritterlichen Orden üblichen Ausdrücke (in syntagmate dignitatum diss. §. 10.) anführt, indem er auf den Evangelisten Matthäus 23. 8. verweiset. Treten wir indessen dieser Bibelstelle näher, in welcher es heißt: „Denn Einer ist Euer Meister, Christus; Ihr aber seid alle Brüder;" dann liegt es auf der Hand, daß hier doch etwas durchaus Anderes gesagt ist; nämlich: daß Niemand Meister sein könne, denn Christus allein; alle Uebrigen seien aber nur Brüder. Und dessen war man auch im Orden sich vollkommen bewußt, und eben darum nannten Alle sich Brüder, vom Großmeister herab bis zum geringsten dienenden Bruder.

Nichts desto weniger tritt, entsprechend den kirchlichen Anschauungen des Mittelalters, überall an die Statt des unsichtbaren alleinigen Hauptes und Meisters ein sichtbarer Stellvertreter. So pflanzte das Wort Meister sich fort auf mancherlei Ordnungen und Gliederungen diesseitiger, sowohl weltlicher als geistiger Institutionen. Einer war Meister des gesammten Ordens, Einer Meister der deutschen Zunge, Einer Meister der Balley Brandenburg; endlich stand der Titel Meister, in Beziehung auf eine bloße Comthurei und den Convent derselben, auch dem Commendator zu.

So wird z. B. der frater Henricus de Werbene von 1227, ohne Zweifel ein Comthur von Werben, in anderen Urkunden 1219 und 1228 magister Henricus de Werbene (Riedel I. Hpth. VI. 11. 12. Westphalen mon. ined. IV. 904) genannt; so finden wir 1264 zu Werben einen Magister Alardus, 1288 einen Machorius (nicht Machovius) miles Christi et magister in Mirowe genannt (Riedel I. Hpth. VI. 17, I. 247). Daß wir es hier überall nur mit einem Commendator zu thun haben, das geht auf das Klarste aus einer Urkunde von 1275 hervor, worin frater Conradus commendator sive magister curiae in Zulestorpe genannt wird. (Lisch, Mecklenb. Jahrb. I. 207.)

So Viele hiernach auch im Orden der Johanniter sich den Titel Meister beilegten und beizulegen berechtigt waren, so sehen wir doch nie, daß in der Pluralität, sondern stets, daß nur in der Einheit des Magister gedacht wird. Nicht von Meistern des Ordens, wohl aber von einem Meister in jedesmaliger relativer Beziehung zu irgend einer bestimmt begränzten Genossenschaft innerhalb des Ordens ist die Rede, in Uebereinstimmung mit dem Worte: „Einer ist Euer Meister."

So konnte es nicht fehlen, daß zur Andeutung der verschiedenen Grade, in denen das Wort magister Anfangs schlicht zur Anwendung kam, dieses doch mit der Zeit unterscheidende Zusätze und Merkmale erhielt. So ward es üblich, dem Haupte des gesammten Ordens den Titel Großmeister (Magister magnus), dem Vorsteher der deutschen Zunge den Titel Oberster Meister (Magister supremus, Magister generalis Alemanniae), dem Oberhaupte der Ballei Brandenburg den Titel Herren-Meister zu geben, sowie der Commendator Hofemeister (Magister curiae) war.

Dem Namen Herren-Meister liegt aber nicht die Bedeutung Herr Meister (Dominus Magister), wie man im 18. Jahrhundert häufig schrieb, zum Grunde, ebenso wenig ist dieser Titel, wie u. A. von Lisch (Jahrbücher des Vereins f. Mecklenb. Gesch. I. 17. 178. 52. IX. 54.) und Hopf (hist. geneal. Atlas I. 225) geschehen ist, als Heermeister (Magister exercitus) zu deuten, eine Bezeichnung, die bekanntlich dem Haupte der Schwertbrüder in Liefland und Curland zustand; sondern als Dominorum Magister. Diese Bezeichnung hat offenbar ihren Grund darin, daß der Meister der Ballei Brandenburg im überragenden Gegensatze zu den anderen Ballieren in Deutschland wirklicher Gebietiger war über die sämmtlichen Commendatoren seiner Ballei, denen allen das Prädikat dominus zustand. Er war in Wirklichkeit ein Meister der Herren und wird darum auch wohl Magister generalis innerhalb seines Ordens-Gebietes genannt, z. B. 1369 Hermannus de Werberg generalis Magister ordinis Sancti Johannis. (Riedel I. Hpth. V. 344.)

Das gesammte Johanniter-Ordens-Gebiet zerfiel, wie bekannt, in acht Zungen. Eine derselben war die deutsche Zunge, deren Haupt Groß-Prior genannt wurde und den Titel eines Groß-Balier (Grand Bailli) des gesammten Ordens erhielt. Die deutsche Zunge war zugleich die größte von allen: denn zu ihr gehörte nicht blos das Priorat von Deutschland, welches in die Balleyen Ober-Deutschland, Westphalen, Cöln, Wetterau und Thüringen zerfiel; sondern auch das Priorat von Böhmen, zu welchem außer Schlesien und der Lausitz, auch Mähren und Oesterreich, ja selbst Polen und in früherer Zeit Preußen und Pommerellen gehörte; ferner das Priorat von Ungarn, sowie das mit Norwegen und Schweden verbundene Priorat Dänemark und endlich die über das östliche Sachsenland, die Mark, Pommern und Wendland sich erstreckende Ballei Brandenburg, welcher der Herrenmeister als Balier (Ballivius) vorstand. Aus den Uebersichten der Ober-Dignitäten des Johanniter-Ordens geht schon genügend hervor, daß die Ballei Brandenburg neben und außer den Prioraten der deutschen Zunge bestand; daß also der Balier derselben dem Prior von Deutschland nicht subordinirt, sondern coordinirt war, und daß von einer Unterordnung nur insofern die Rede sein konnte, als der Prior von Deutschland zugleich Groß-Prior und das Haupt der ganzen deutschen Zunge war. Hiernach gab es also in Deutschland, was den Titel Balier betrifft: erstens den Groß-Balier (Grand-Bailli) des ganzen Ordens, ein Titel, der dem Groß-Prior der deutschen Zunge auf dem General-Capitel zu Rhodos am 23. Mai 1428 ertheilt wurde, zum Andenken an den Groß-Prior Friedrich Grafen von Hohenzollern, wegen der 30 Jahre früher durch ihn dem Orden geleisteten wichtigen Dienste, ins Besondere bei Erstürmung der carischen Bergfeste St. Pierre (v. Winterfeld Gesch. d. Johanniter-Ordens S. 639.). Zweitens den, keinem Priorate subordinirten Ballivius von Brandenburg. Drittens diejenigen Baliere, welche den kleineren mediatisirten Balleyen vorstanden, in welche das Priorat von Deutschland zerfiel, zu welchem der von Westphalen gehörte. (Schluß folgt.)

In Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters sind für die unglücklichen Christen in Syrien bis incl. 15. d. M. eingegangen:

Vom Vice-Oberjägerm., Commendator u. Kanzler d. Ordens Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode auf Schloß Kreppelhof 25 Thlr. Vom Geh. Ober-Reg.-Rath u Haupt-Ritterschafts-Dir. v. Klützow zu Berlin 50 Thlr. Vom Kammerjunker v. Winterfeld zu Berlin 5 Thlr. Vom Gen.-Lieut. u. Director der Kriegs-Academie v. Schlichting 10 Thlr. Vom Gen.-Lieut., Gen.-Adjut. u. Command. der 2. Garde-Inf.-Div. v. Bonin 5 Thlr. Vom Grafen Gustav v. Lüttichau zu Berlin 25 Thlr. Vom Kammerh. v. Buggenhagen auf Dambeck 10 Thlr. Vom Königl. Sächs. Kammerh. Grafen Alfred v. Hohenthal auf Döbernitz 100 Thlr. Vom Gen.-Lieut. a. D. v. Wulffen zu Potsdam 10 Thlr. Vom Königl. Sächs. Kammerh. Freih. v. Budberg zu Dresden 15 Thlr. Vom Rittm. a. D. Grafen Ernst zur Lippe-Weißenfeld zu Berlin 20 Franken, umgesetzt für 5 Thlr. 8 Sgr. Vom Commendator, Oberst a. D. v. Rochow auf Schloß Stülpe 25 Thlr. Vom Kammerh. v. Witzleben zu Dresden 10 Thlr. Vom Hauptm. a. D. u. Landrath v. Mellingh zu Templin 5 Thlr. Vom Regierungs-Präsidenten a. D. Grafen v. Itzenplitz auf Cunersdorf 25 Thlr. Vom Ober-Präsidenten a. D. v. Kleist-Retzow auf Kiekow 10 Thlr. Vom Major v. Jena auf Cöthen 10 Thlr. Vom Major im 2. Garde-Landw.-Rgt. Freih. v. d. Heyden zu Stargard 5 Thlr. Vom Geh. Sanitäts-R. v. Zimmermann zu Berlin 20 Franken umgesetzt für 5 Thlr. 8 Sgr. Vom Schloßhauptm. u. Haupt-Ritterschafts-Director Grafen v. Häseler zu Berlin 10 Thlr. Vom Major a. D. v. Chappuis zu Potsdam 2 Thlr. Vom Major a. D. u. Kammerh. Grafen v. Wartensleben auf Carow 1 Frdr. Vom Commendator, freien Standesherrn, Erb-Ober-Landmundschenk Grafen Hendel v. Donnersmark zu Breslau 50 Thlr. Vom Regier.-Präsidenten Grafen zu Eulenburg zu Marienwerder 10 Thlr. Vom Gen. der Kavallerie a. D. v. Zollikoffer zu Potsdam 1 Frdr. Vom Prem.-Lieut. im 4. Garde-Rgt. z. F. Freih. v. Ledebur 2 Thlr. Vom Regier.-Präsidenten v. Selchow zu Frankfurt a. O. 10 Thlr. Vom Major a. D. u. Majoratsbesitzer Grafen v. Schweinitz u. Crain auf Hausdorf 30 Thlr. Von Ungenannt aus Cöslin 5 Thlr. Vom Landschafts-Director v Zychlinski auf Dyck 10 Thlr. Vom Grafen v. Uetterodt auf Schloß Neuscharffenberg ½ Imperial umgesetzt für 5 Thlr. 10 Sgr. Vom Major a. D. v. Kaldreuth auf Obergörzig 5 Thlr. Vom Freih. Adolph v. Bodelschwingh-Plettenberg auf Sandfort 20 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. Vom Rittmeister v. Massow, Adjutanten Sr. Königl. Hoh. des Prinzen Albrecht (Sohn) von Pr. 10 Thlr. Vom Prem.-Lieut. a. D. u. Rittergutsb v. Zastrow auf Palzig 25 Thlr. Vom Königl. Dän. Kammerh. u. Klosterprobst v. Buchwaldt auf dem St. Johannis-Kloster vor Schleswig 50 Thlr. Vom Freih. Carl Th. Benedict v. Heyking zu Königsberg i. Pr. 100 Thlr. Vom Grafen Rudolph Finck v. Finckenstein auf Reitwein 50 Thlr. Vom Generallieut. a. D. v. Derenthall zu Berlin 1 Frdr. Vom Gen. d. Inf. u. Gen.-Adjut. v. Natzmer auf Matzdorf 5 Thlr. Vom Landrath v. Jagow u. Kreuznach 5 Thlr. Vom Generalmaj. a. D. Grafen v. Dönhoff zu Schloß Friedrichsstein 25 Thlr. Vom Kreisger.-Rath a. D. v. Saldern-Damerow zu Dessau 5 Thlr. Vom Major a. D. v. Versen zu Berlin 10 Thlr. Vom Großh. Sächs. Wirkl. Geh. Rath, Freih. v. Beulwitz zu Weimar 5 Thlr. Vom Kaiserl. Russ. Wirkl. Staats-Rath, Freih. v. Maltitz zu Weimar 10 Thlr Vom Großh. Sächs. Geh. Justiz- u. Appellat.-Ger.-Rath, Freih. v. Gersdorff zu Eisenach 1 Thlr. Vom Grafen Helmuth v. Schwerin auf Zietzen 2 Frdr. Vom Hauptm. im 4. Garde-Gren.-Reg. v. Witzleben 10 Thlr. Summa 854 Thlr. 18 Sgr. 6 Pf. (Forts. folgt.)

[Hierzu eine Beilage.]

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Beilage zu Nr. 3. des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Rede,

gehalten bei der Feier des Ritterschlags der Ballei Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg am 25. Juni 1860 durch den Oberpfarrer und Superintendenten Heydenreich.

Die Gnade unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, die Liebe Gottes, des himmlischen Vaters, und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit Euch Allen. Amen!

Unser Herr Jesus Christus spricht — Matth. 11, 12 —: „Von den Tagen Johannis des Täufers bis hierher leidet das Himmelreich Gewalt, und die Gewalt thuen, reißen es zu sich" — und damit will Er sagen: Seit der Zeit Johannis des Täufers kommt das Himmelreich gewaltig und mächtig herbei, und welche dieser Macht bei sich Raum geben, die dringen ein in das Reich.

Seit den Tagen Johannis, des letzten Mannes im alten Testamente, in dessen Angesicht der Morgenglanz des neuen Tages hineinleuchtete, daß er wohl von demselben geblendet wurde, der aber doch unter Allen, die von Weibern geboren sind, keinen Größeren über sich hat, der, um den alten Bund mit dem neuen symbolisch zu vereinen, begnadigt war, den Herrn der Herrlichkeit zu taufen auf das neue Testament. Seit den Tagen dieses Gewaltigen, der dem faulen Baume die Axt schon an die Wurzel gelegt sah, der den Richter schon schauete mit der Wurfschaufel in seiner Hand, um seine Tenne zu fegen und den Weizen von der Spreu zu sondern, der zuletzt für das Gesetz zeugete und starb, dessen Ende Christus werden sollte — seit seinen Tagen litt das Himmelreich Gewalt.

Es offenbarte seine Gewalt durch die heiligen, geistgerüsteten Apostel, die, äußerlich wehrlos, mit der Botschaft des Heils, mit dem Evangelio von Christo, dem Sohne des lebendigen Gottes, dem Heilande der Welt, dem Gekreuzigten und Auferstandenen mitten durch eine feindselige Welt hindurchschritten, die Herzen der Menschen gefangen nahmen für den König des Himmelreichs, die Gefangenen in den Stand der Freiheit der Kinder Gottes versetzten, und, Friede verkündigend, die größte Eroberung vollbrachten, die jemals gemacht worden ist.

Und während nun tausend Jahre und mehr über ihren Gräbern dahingingen, übete das Himmelreich Gewalt, unter der auch Fürsten und Könige sich beugten, litt aber von nun an auch im eigentlichsten Sinne Gewalt, litt Gewalt, die man ihm anthat, indem für seine Ausbreitung zu dem geistlichen Schwerte auch das eiserne Schwert hinzugethan wurde; eine Verwechselung, eine Verirrung der Frömmigkeit, deren Folgen bis heute noch nicht ausgeheilet sind.

Dann ist die Zeit gekommen, wo die germanischen Völkergeschlechter, zum Heilande der Welt bekehret, hervortreten in ihrer Jugend Pracht, Helden mit Kinder-Seelen, Helden mit Kindes-Frömmigkeit, in beiden immer noch ähnlich ihren Riesen-Ahnen in der sagenreichen Vorzeit.

Zu ihnen dringet der Ruf, daß Zion von den Ungläubigen gefangen sei, das heilige Land, wo Sein Fuß gewandelt, wo Sein Kreuz gestanden, in den Händen der Ungläubigen gefangen.

Hier gilt es nicht Eroberung, hier gilt es Abwehr, Vertheidigung heiliger Rechte und heiligen Besitzthums.

„Gott will es!" — das ist der einhällige Ruf von Land zu Land, und, versinnbildlicht das Kreuz des Herrn auf der Schulter, verpfänden sie Ihm Hab und Gut und Blut und Leben, und fechten sich durch bis in das heilige Land, bis in die heilige Stadt, und nehmen sie wieder in Besitz für den himmlischen König.

Da geschieht es auch, daß ihrer ein Theil sich eine gastliche Ruhestatt erbauet, ganz nahe an den Mauern der Kapelle des heiligen Johannis, des Täufers, und die Ritterbrüder vom Spital zu Jerusalem empfangen von ihm den Namen bis auf den heutigen Tag.

Aber sie haben das Jerusalem, das droben ist, verwechselt mit dem Jerusalem, das auf Erden ist, und haben's nicht gewußt. Die irdische Stadt, an der der Fluch und das Gericht wegen des begangenen Königsmordes noch nicht beendigt ist, sie können sie nicht behaupten, sie fechten sich wieder zurück bis Cypern, Rhodus, Malta, die Ritter vom Spital St. Johannis zu Jerusalem, und über den Gräbern der gefallenen Helden wird die Stimme des Herrn laut: „Meine Wege sind nicht eure Wege, und Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, aber Ich habe noch einen Segen übrig für das vergossene Blut, den will Ich euch geben."

Und wir schweigen davon, wie das Himmelreich weiter Gewalt leidet, nicht übet, sondern leidet, und wie die Wahrheit nicht gerechtfertigt wird von ihren entarteten Kindern, bis zu den Tagen, wo Luther herantritt und die Leuchte des Evangeliums wieder aufrichtet und den Hammer des göttlichen Wortes ergreift und mit demselben auch an den Brustharnisch des deutschen Adels schlägt, mit seinem Mahnruf nämlich, gerichtet an den „christlichen Adel deutscher Nation."

Und wir schweigen davon, wie das Himmelreich Gewalt leidet während eines dreißigjährigen Bruderkrieges, der die Fluren Deutschlands zu einem Todtenfelde umwandelt.

Aber dem Helden-Vereine der Ritterbrüder vom Spital St. Johannis zu Jerusalem fragen wir wieder nach — fragen — und erhalten von ihm keinen Bericht. Er hat keine Thaten mehr, aus der lebendig scheinenden Hülle ist der Geist entwichen, und als das Ungeheuer der wälschen Empörung aus dem Abgrunde emporsteigt, da verschlingt es auch dieses uralte Gestift. Aber doch nicht völlig, nicht völlig schon darum, weil vor langen Zeiten bereits ein Zweig desselben, auf Märkischen Boden verpflanzt und unter der Hohenzollern Hoheit und Schirm gethan, hier ein stilles Leben in der Verborgenheit fortsetzt.

Wohl stehen im Abendlichte einer thatenreichen Vergangenheit seine **Werebergе, Schulenburgе, Alvensleben** und eröffnen die Reihe seiner Herrenmeister; der Schulen-

burge Einer erbauet dieſes Gotteshaus; die alten Chroniſten erzählen ſogar von einem goldenen Zeitalter, das dieſer Ordenszweig gehabt unter dem Regiment des Meiſters Moritz von Naſſau, aber es verdient dieſen Namen wohl nur wegen der trüben Zeit, die vorausging, und der noch trüberen, die da nachfolgte.

„Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thuen, reißen es zu ſich" — ſolches Wort ſtand nicht mehr vor den Augen dieſer Ordens-Verbrüderung, ſie iſt nicht blos von der Zeit überraſcht und überholt, ſie iſt ihres urſprünglichen Geiſtes entleert; es iſt ein pur äußerliches, zehrendes Leben, das ſie noch führet, und als ſchier vor einem halben Jahrhundert der letzte Ritterſchlag an dieſer Stelle gethan iſt, da kommt der Orden zu ſeiner Auflöſung, nachdem er ſich zuvor ſelbſt aufgegeben, und zwar kurz vor der Stunde, da der neue Morgen der Freiheit aufgehen ſollte für Preußenland, für ganz Deutſchland im heiligen Kreuzzuge gegen den wälſchen Feind.

Aber unter geht er doch nicht. Der Geiſt des Herrn redet zu unſerm theuren Könige und ſpricht: „Verdirb es nicht, es iſt noch ein Segen darin; wirf es nicht weg, es iſt noch ein lebendiger Funke darin! Fach' ihn an! Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete ſchon."

Und was iſt dieſer Funke? — Es iſt der Funke **evangeliſchen Geiſtes.**

Und der König ſpricht das Wort, und der Orden kommt zu einem neuen Auferſtehen im Geiſte und in der Wahrheit! — Im Geiſte und in der Wahrheit? — — Das walte Gott, der barmherzige Gott!

Theurer König, Du auserwählter Kreuzträger, dem die güldene Krone ſelbſt auf dem Haupte zu einer Kreuzes-Laſt geworden, laß mich Deinen Namen nur nennen hier im Angeſichte Deines Ordens, den Du von Neuem dem Dienſte Gottes geweihet haſt! Luther, Du Gottesmann, der Du einſt ein Wort gehabt auch an den chriſtlichen Adel deutſcher Nation, laß mich Deinen Namen nur nennen vor dieſer Verſammlung und im Angeſichte einer Zeit, ſchier ſo ſturmbewegt wie die Deine!

„Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thuen, reißen es zu ſich." —

Von Neuem heißt es: „Gott will es" — „Gott will es!" — Es gilt, dem Könige des Reiches Zion zu erkämpfen. Es gilt, durch die ſchmutzigen Wellen des Unglaubens hindurch, durch die babyloniſche Sprachverwirrung falſcher Propheten hindurch, durch die Umſturze ſelbſtſüchtiger Weltverbeſſerer hindurch das Johanniswort zu ſeiner Erfüllung zu bringen: „Bereitet dem Herrn den Weg und machet richtig Seine Steige!" —

Das heilige Land iſt bedrohet! Gefahr und Noth ſind groß! — Wer Augen hat zu ſehen, der ſehe! Sünde und Uebel, das ſind die Erb-, das ſind die Tod-Feinde, denen der Kampf gilt. Sünde, Armuth, Krankheit — oder, was daſſelbe iſt, der Unglaube mit ſeinem nachſchleppenden Verderben.

Evangeliſcher Adel deutſcher Nation im engeren und weiteren Vaterlande und überall, wo Du im evangeliſchen Glauben ſteheſt — Du darfſt, Du willſt nicht zurückbleiben! Du haſt die erſte Stelle, ſo nimm ſie Dir auch als Vorkämpfer im heiligen Kriege, zumal und zuerſt mit geiſtlichen Waffen gegen einen meiſt unſichtbaren Feind.

Wie die ächten Johannes-Jünger Chriſtus-Jünger geworden, ſo ſoll auch ein ächter Johannes-Ritter ein Ritter Chriſti ſein. Chriſti Kreuz nicht nur auf der Bruſt, ſondern auch in der Bruſt; Hab und Gut, Leben und Blut zu Lehen nehmend und tragend von dem himmliſchen Könige, Alles Ihm in Dienſt gebend, und darum erſt der rechte Vaſall auch des irdiſchen Königs.

Ihr Edlen, Ihr ſollt hier Eure Knie gebeugt haben im Namen des dreimal heiligen Herrn, ſollt den Schlag vertragen haben, um in heiliger Verbrüderung von Neuem geweihet zu ſein mit dem Geiſte der Demuth, der Treue, des Gehorſams, den ſchönſten Ritter-Tugenden im Dienſte Jeſu Chriſti, Eures Herrn. Und weiter ſollt Ihr keinen Schlag vertragen, keinen Schlag vom alten böſen Feind — — „mit Ernſte der's jetzt meint." —

Da ſteht er vor uns, der Unglaube, in der Schmach ſeiner Verſunkenheit und ſeines Elends, im falſchen Glanze eitler Menſchen-Vergötterung und mit der Dreiſtigkeit raffinirter Weltſucht und Fleiſchesluſt! — —

Ihr Ritter vom Schwert und Kreuz, wir ſehen auf Euch, wir zählen auf Euch! — Ein evangeliſches Volk ſchauet auf Euch, und unter ihm die Treueſten, die Beſten, die da in dem Glauben ſtehen, es ſei in keinem Andern Heil und ſei uns kein anderer Name gegeben, darinnen wir ſollen ſelig werden, als der hochgelobte Name Jeſu Chriſti, unſeres Herrn.

Gott, der Herr, ſchauet vom Himmel und ſiehet Euch —! Man hat ja geſagt, während die ſtinkenden, ſtickenden Nebel des Unglaubens ſich hinabzulagern begönnen in die Tiefen, würden die Höhen und Gipfel um uns her wieder angeleuchtet von der Gnaden-Sonne Jeſu Chriſti. O beweiſet, daß es wahr ſei!

Es gilt, dem Herrn die Gelübde der Väter zu bezahlen, es gilt, alte Schuld zu entrichten und der Sünden Menge zu bedecken mit der wahrhaftigen Liebe.

Ihr zeiget uns Eure Gaben, Eure Werke. Ihrer ſind viele und ſchöne — zumal in der kurzen Zeit des wiederbelebten Ordens — welches eins der ſchönſten vor unſern Augen ſteht. Aber es iſt nicht genug!

O bauet nicht blos mit Mörtel und Stein; gebet nicht blos vergängliches Silber und Gold! Helfet Zions Mauern bauen, in der einen Hand das Schwert, in der anderen den Hammer. Helfet bauen mit dem Bekenntniſſe Eures Herzens, Eures Mundes, gebet, gebet das Zeugniß eines lebendigen Glaubens in Geiſt und Wahrheit.

Bauet Euch ſelber auf, eine lebendige Burg mitten im evangeliſchen Lande, daß an ihr die Anläufe Satans zerſchellen; bauet Euch ſelber auf, eine lebendige Mauer um das Haus der Hohenzollern, um den Thron von Gottes Gnaden, deſſen Wahlſpruch iſt: „Jedem das Seine" — deſſen Looſung iſt: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!

Dem Feinde zum Trutz, der Wahrheit zum Schutz, evangeliſchem Volke zu Nutz!

Wohlan! „Das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gewalt thuen, reißen es zu ſich."

Das walte Gott, der dreieinige Gott; Amen!

Expedition: Kronenſtraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 4. Berlin, den 24. October 1860. Nr. 4.

Eine Fehde zwischen dem Johanniter-Orden und den Städten Berlin und Cöln im Jahre 1435.

Die Königliche Friedrich-Wilhelms-Universität lehnt sich an eins der Bastione des alten festen Berlins an. „Möge die Universität selbst für alle Zeiten ein unerschütterliches Bollwerk sein, wie gegen Unwissenschaftlichkeit, so auch gegen den Unglauben und die Untreue.“ Dieser Gedanke und Wunsch bewegte die Brust dessen, dem es vergönnt war, unter den am 14. d. M. in der Aula versammelten Deputirten der Ueberreicher einer Festschrift zu sein, die vervielfältigt in dem nächsten Bande der Märkischen Forschungen zu finden sein wird, und in dem überreichten Separatabdrucke den Titel führt:

Geschichte der Befestigung von Berlin. Verfaßt von F. Holtze, Oberlehrer am Königlichen Cadetten-Corps. Der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens überreicht von dem Verein für Geschichte der Mark Brandenburg. 101 S. 8. Mit einem Plan von Berlin.

Diese mit Fleiß, Gründlichkeit und Kritik verfaßte Schrift bringt (S. 22) eine für die Geschichte des Johanniter-Ordens nicht uninteressante Mittheilung:

„Die feste Stadt ist, so viel wir wissen, jungfräulich in die Hohenzollern-Zeit eingetreten. Sie bestand im Herbste 1349 eine Belagerung durch König Waldemar III. von Dänemark, der als Bundesgenosse des rechtmäßigen Landesherrn gegen die Anhänger des falschen Waldemar die Mark überzog. Er griff die Stadt auf der Berlinischen Seite an, indem er sie einschloß (V. Bergius Florus Dan. p. 469) — als Herzog Albrecht von Mecklenburg zum Entsatze erschien und einen Waffenstillstand herbeiführte (Klöden Waldemar III. 352. IV. 71.). — Noch dürftiger sind wir über die Belagerung unterrichtet, welche die Stadt im Juni 1351 von ihrem eigenen Markgrafen auszuhalten hatte; doch erfolgte auch hier diesmal die Einnahme nicht, sondern wiederum Waffenstillstand und dann der Friedensschluß. (Riedel cod. dipl. II. Hpth. I. 332.) Zum letzten Male thaten die alten Werke ihren Dienst im Herbste 1435, als die Bürgerschaft dem Komthur des ritterlichen Johanniter-Ordens, der mit Edelleuten und anderen Reisigen nebst seinen bewaffneten Bauern sich der Stadt durch gewaltsamen Angriff bemächtigen wollte, „den Kopf bot“, und ihn zum Abzuge nöthigte.“

Diese letztere, sehr vereinzelt dastehende Nachricht von einer kriegerischen Austragung eines Rechtsconflictes, der sich zwischen dem ritterlichen Orden der Johanniter wegen der Nachbarschaft von Tempelhof und den beiden Städten Berlin und Cöln erhoben hatte, gründet sich auf das, was der wackere Historiograph Berlins, in einer sehr unbekannt gebliebenen Abhandlung: „Berlin im Jahre 1434. Ein Beitrag zur Geschichte der Mark Brandenburg. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 5. Jan. 1856, von E. Fidicin“ berichtet.

Nachdem der Verfasser als den schwarzen Faden, der sich durch die Geschichte beider Städte seit der Zeit ihres Nebeneinanderstehens hindurch gezogen, den Haß nachgewiesen, der innerhalb ihrer Ringmauern gegen einander gohr, den Neid der gemeinen Bürger gegen die Patrizier und das Mißtrauen der Stadtgemeinde gegen den Rath, der sich aus der vornehmeren Bürgerschaft ergänzte; nachdem er gezeigt, wie erst im Jahre 1432 ein Sturm, der unter ihnen loszubrechen drohte, durch Vermittlung der übrigen Hauptstädte beschwichtigt worden, werden wir darauf geführt, daß schon 3 Jahre danach (1435) der alte Hader auf's Neue erwachte — so daß wir nicht zweifeln können, auf welcher Seite bei der eintretenden feindseligen Berührung beider Städte mit dem benachbarten Ordenssitze, der Friedebruch zu suchen ist.

„So kam der Bartholomäustag (der 24. Aug.) des Jahres 1435, der für die Grenzbezüge und für die Volkslust bestimmte Tag. Er mußte gefeiert werden. Wie früher zog die bewaffnete Bürgerschaft nach den Grenzen der Stadt und auch der Komthur von Tempelhof hatte sich mit einem Gefolge von Ordensrittern an der Grenze seiner Besitzung eingefunden. Ein alter Streit über die Grenzen der Stadt und des Johanniter-Ordens scheint veranlaßt zu haben, daß es zwischen Bürgern und Rittern zu „Streit und Unfrieden“ kam, der bald eine ernsthafte Wendung nahm; denn der Orden sandte (wahrscheinlich von Quartschen, dem Hauptsitze der Johanniter in der Mark, Pommern und Sachsen), 300 Ritter und Reisige und außerdem bewaffnete Bauern nach Berlin, um in irgend ein

Thor einzudringen und sich der Stadt zu bemächtigen. Es gelang jedoch nicht, denn Rath und Bürger beider Städte hatten sich schnell zum Widerstande gerüstet und ihnen, wie die alte Nachricht sagt „den Kopf geboten," worauf sie über Köpenick wieder von dannen zogen. Die Berliner und Cölner bemächtigten sich dagegen der Komthurei zu Tempelhof und scheinen sich darin festgesetzt zu haben, denn aus gleichzeitigen Notizen ergiebt sich, daß den Bürgern in Tempelhof viel Bier zugeführt wurde. Die Fehde wurde endlich dadurch beseitigt, daß die Städte Berlin und Cöln Tempelhof mit den dazu gehörig gewesenen Dörfern an sich kauften, um der gefährlichen Nachbarschaft des Ordens entledigt zu sein." So der Verfasser S. 30.

Nicht sowohl eine Gefahr für die beiden Städte lag in der Nachbarschaft des Ordens, als vielmehr eine Behinderung gegen die mancherlei Uebergriffe und Zügellosigkeiten, deren sie sich zu Schulden kommen ließen, auch gegen ihren Landesherrn, bis Kurfürst Friedrich II. im Jahre 1442 ihnen seinen „Eisenzahn" zeigte, sie zur Unterwürfigkeit zwang und in die Schranken der Ordnung zurückwies.

Die weiteren friedlichen Verhandlungen, zu denen der Orden die Hand bot, liegen in urkundlicher Form vor, verschweigen aber gänzlich eines stattgehabten gewaltsamen Conflictes. Am 23. Sept. 1435 stellten die Bürgermeister, Rathleute, Viergewerke und Gemeinheit der Städte Berlin und Cöln dem Johanniter-Orden einen Revers aus über die von demselben erkauften Güter Tempelhof, Rixdorf, Mariendorf und Marienfelde (Fidicin hist. dipl. Beiträge z. Gesch. der Stadt Berlin II. 158. III. 306.). Eine so beträchtliche Veräußerung konnte jedoch erst dadurch Rechtsverbindlichkeit gewinnen, daß in einem allgemeinen Kapittel die Ordensgesammtheit ihre Einwilligung gab. Solches geschah zu Quartschen am 26. Sept. 1435, indem Balthasar v. Schlieben als Herrenmeister der Mark, Sachsen, Wendland und Pommern im Namen des ganzen Ordens und unter Zustimmung aller Pfleger jenen Kauf bestätigte.

Wir lernen aus dieser höchst wichtigen Urkunde den Namen des Komthurs kennen, der im Jahre 1435 Berlin bedroht haben soll: „Bruder Nickel von Colditz komptur tom Tempelhoffe to der tyd alse dusse kop geschien is vnd itzund to Lagow" (Fidicin II. 169.).

Für die verkauften Besitzungen zahlten beide Städte die sehr ansehnliche Summe von 2439 Schock und 40 Groschen böhmischen Geldes, welches besonders dazu verwendet wurde, Schloß und Stadt Schwiebus für den Orden wieder einzulösen. Aber es war auch mancherlei von dem Verkaufe ausgeschlossen, z. B. die Wagendienste im Dorfe Tempelhof, weil solche dem Markgrafen eigenthümlich zustanden, indem solche am 25. Juni 1432 von dem Markgrafen Johann von Brandenburg nur zeitweise dem damaligen Komthur zu Tempelhof Heinrich Ratzenberger waren überlassen worden. (Gercken cod. dipl. Brandenb. VII. 321.); ferner waren ausgeschlossen die verschiedenen Hebungen der Landschöffen und Landreuter. Als daher Kurfürst Friedrich II. die Städte Berlin und Cöln auf's Neue unterwarf, bekannten sie am 29. Aug. 1442 ausdrücklich, daß ihnen, nachdem sie Unterthänigkeit und Gehorsam gelobt, der Kurfürst den Tempelhof mit den dazu gehörigen Dörfern und Gerechtigkeiten, mit Ausschluß der dem Landesherrn daran zustehenden Hoheitsrechte, Roß- und Wagendienste wieder zurückgegeben habe. (v. Raumer cod. dipl. I. 207.).

Der Orden behielt außerdem noch für sich das Kirchlehn zu Tempelhof und Rixdorf, und die daraus fließende Gerechtigkeit, einen Pfarrer zu wählen; ein Recht, welches erst der Herrenmeister Thomas Runge am 2. Febr. 1546 an die Städte Berlin und Cöln abgetreten hat. (Fidicin II. 383.).

Aber der wichtigste Vorbehalt des Ordens war der bis in die Zeit seiner Aufhebung ihm verbliebene Besitz der Lehnsherrlichkeit über alle im Jahre 1435 veräußerten Güter. Denn bei jedem Wechsel der Herrenmeister mußten die Städte Berlin und Cöln sich den Lehnsbesitz sämmtlicher vom Orden erkaufter Güter auf's Neue bestätigen lassen und deshalb Deputirte an jene, wenn sie nach Berlin oder Tempelhof kamen abschicken. Wenn nun diese Deputirten auch keinen körperlichen Eid abzuleisten hatten, so mußten sie doch, nachdem die Eidesformel abgelesen worden, Lehnstreue und ordentliche Gerichtsverwaltung durch Handschlag geloben, und während der Ordensmeister die Belehnungsformel sprach, mit der Hand dessen Hut berühren. Hiernächst erst erhielten die Städte die Lehns-Confirmation. Dergleichen Confirmationsbriefe haben sich von den meisten Herrenmeistern von Thomas Runge an (von 1546) bis zum Prinzen August Ferdinand (von 1763) in dem hiesigen Stadtarchive noch bis auf den heutigen Tag erhalten. (Fidicin II. 89.)

Gewiß sehr merkwürdig ist es, daß bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts die bei Lehnsübertragungen übliche Rechtsgewohnheit des sogenannten Huttofres, die wir in das 14. Jahrhundert hinauf verfolgen können (v. Ledebur Allgem. Arch. I. 57 — 61.), sich im Johanniter-Orden erhalten hat. L. v. L.

Titel und Würden des Oberhauptes der Johanniter Ordens Balley Brandenburg.

(Vortrag, gehalten zu Sonnenburg den 25. Juni 1860.)

(Schluß.)

Dienemann (Vom Johanniter-Orden p. 267.) sagt, das Haupt der Balley Brandenburg heiße der Balley (Bailli, Balivus, Bajulivus etc.); allein es darf nicht unterlassen werden, hinzuzufügen, daß das Haupt selbst sich diesen Titel nicht beizulegen pflegte; offenbar, weil der Herrenmeister der großen Kluft sich bewußt war, die sein unmittelbares Balliviat von den anderen mediatisirten Balleyen Deutschlands dem Range und der Macht nach schied. Wir erinnern uns nur einer Urkunde von 1419, worin der Herrenmeister Busso von Alvensleben, wenn auch sich nicht selber in der Titulatur, so doch seine Nachfolger im Amte Baliere St. Joh.-Ordens in der Mark nennt (Nachricht von einigen Häusern der v. Schliessen oder von Schlieben. Urk. S. 29.) und einer Urk. von 1472, worin Caspar v. Güntersberg sich durch die Mark

Sachsen und Pommern Ballivus generalis nennt (Riedel c. d. B. II. Hpth. V. 190.) also doch General-Balier, welches die anderen deutschen Baliere nicht sein konnten, da sie nur einer, Jener aber mehreren Ordensprovinzen als Balier vorstand.

Zuerst in dem Heimbacher Vergleiche von 1382 wird Bernd von der Schulenburg, der sich selbst stets Meister und Gebieter des Johanniter-Ordens in Sachsen, Mark, Wendland und Pommern nennt, von dem obersten Meister in Deutschland als „Balier in der Mark von Brandenborch" bezeichnet (Beckmann v. Joh.-Ord. p. 182.); desgleichen ist in dem Bestätigungsbriefe des Großmeisters Juan-Fernandez de Heredia von dem Ballivo und den Praeceptoribus Bajuliae Marchiae Brandenburgensis die Rede (ibd. p. 186.); ebenso in dem päpstlichen Bestätigungsbriefe des Jahres 1467 von dem Baillivo Bailiviae Marchiae Brandenburgensis (ibd. p. 189.). Der Kurfürst Friedrich II. bezeichnet 1466 den Herrenmeister Liborius von Schlieben als des Johanniter-Ordens in der Mark, Sachsen, Wendland und Pommern Bajulivus, Magister et Praeceptor (ibd. p. 194.) und auch in einem Documente vom Jahre 1491, worin der Groß-Prior von Deutschland, Rudolph Graf von Werdenberg, den Herrenmeister Georg von Schlabbrendorf bestätigt, wird dieser als gewählter Bajulivus Bajulivatus Marchiae Brandenburgensis bezeichnet. (Dienemann pag. 69.)

Außerhalb der eigentlichen Ordenskreise bildete sich jedoch bald eine andere Praxis in Beziehung auf die Titel, als innerhalb derselben. Denn während aus Gründen, die in dem Vorstehenden bereits angedeutet worden sind, der höhere Ordens-Würdenträger dem relativ niederen die Bezeichnung Meister versagte und den Vorsteher jeder Balley ohne Unterschied Balier nannte, nahm selbst Kaiser Sigismund gar keinen Anstand, vom Concilium von Costnitz aus, am 9. Mai 1415 den Herrenmeister Reimann von Güntersberg als Meister des Johanniter-Ordens zu bezeichnen. (Dithmar p. 200.) In einem noch am Schlusse des 16. Jahrhunderts über diesen Punkt gepflogenen Briefwechsel des obersten Meisters in Deutschland, worin dieser dem Haupte der Balley Brandenburg den Titel Meister versagte, remonstrirt der Herrenmeister Adam von Schlieben 1595 in den Worten: „daß über aller Menschen Gedenken ein Balier von Brandenburg von Römischen Kaisern, Königen, Chur- und Fürsten, und von männiglich ein Meister des Ordens genennet werde, respectu aber Se. Fürstl. Gnaden (von Heitersheim) hätt erst das Wort Balier seinen Weg, welches in diesen Landen doch unbekannt und nie gebraucht worden, genommen. So wurde ad differentiam Sr. Fürstl. Gnaden und deroselben Vorfahren von Römischen Kaisern und andern der Titel Ober-Meister gegeben, dem zu Malta Groß-Meister und hiesigem Haupte Meister auf unsere deutsche Sprache" (ibd. p. 209.).

Interessant und bedeutungsvoll ist es, daß in dem unter dem 4. Juni 1853 datirten Notifikationsschreiben Sr. K. Hoheit des Durchlauchtigsten Herrenmeisters an den Maltheser-Ordens-Bailli Grafen von Colloredo-Mels, als Stellvertreter des vormaligen Groß-Priors von Deutschland oder Obermeisters in Heitersheim, Allerhöchst Sich Selbst, ganz der Titulatur des 14. Jahrhunderts, sogar in Beziehung auf die Reihenfolge der Landschaften entsprechend, „des Johanniter-Ordens in Sachsen, der Mark Brandenburg, Wendland und Pommern Meister" nennt. Daß dagegen in dem französisch abgefaßten Antwortschreiben d. d. Rom, den 10. Jan. 1854 dem Durchlauchtigsten Herrenmeister die Titulatur: „Grand-Bailli du Baillage de Brandebourg" zu Theil wird (v. Winterfeld p. 837, 838), ist, bei der Unübersetzbarkeit des deutschen Herrenmeisters, als das richtige Aequivalent für das Haupt der alle übrigen Balleyen überragenden Balley Brandenburg, als eine glücklich gewählte und entsprechende Bezeichnung anzusehen.

Wenn in dem Heimbacher Vergleiche von 1382 die Rede ist von dem Balier, den Pflegern und Brüdern der Balley Brandenburg; in dem Bestätigungsbriefe des Großmeisters von Rhodos, aus demselben Jahre aber von dem Ballivo und den Praeceptoribus; und wenn wiederum in dem Confirmationsbriefe von 1467 genannt werden: Bajulivus und Commendatores der Balley Brandenburg, so wird man fast genöthigt, anzunehmen, daß unter Pflegern, Präceptoren und Commendatoren ein und dasselbe, nämlich die Inhaber der Comthureien verstanden werden müssen.

Aber bei genauerer Prüfung wird allen diesen verschiedenen Bezeichnungen dennoch eine wesentlich andere Bedeutung nachzuweisen sein. Der Ausdruck Pfleger scheint seiner ursprünglichen Bedeutung nach unmittelbar auf die Krankenpflege in den Hospitälern zurückzuführen und auf den Vorsteher eines Hospitales sich zu beziehen; dann aber ausgedehnt worden zu sein, nicht bloß auf die Inhaber einer Comthurei, sondern auch solcher Ordensämter, die nicht der Sitz von Commendatoren waren. So werden 1437 die Comthure Heinrich v. Redern zu Wietersheim, Bernd Brocker zu Quartzen und Curt v. Redern zu Supplinburg „Plegere" genannt. (Riedel, 1. Hpth. VI. 54.) Allein nach einer Urkunde von 1449 gehören nicht bloß die Comthure Heinrich v. Redern zu Werben und Otrave v. Beerfelde zu Supplinburg, sondern auch der Ordens-Hauptmann Curt v. Redern und der Prior zu Braunschweig zu den Pflegern des Herrenmeisters Niclas v. Thierbach (ibd. 1. Hpth. VI. 63.); ebenso werden 1460 und 1463 nicht blos die Comthure zu Wildenbruch, Werben, Supplinburg, Quartzen und Lagow, sondern auch der Hauptmann zu Schwiebus, Manile von der Schulenburg, zu den Pflegern des Herrenmeisters Liborius von Schlieben gezählt (ibd. 1. Hpth. VI. 64. 65.).

Wir sehen hieraus, daß in dem Johanniter-Orden die Pfleger eine wesentlich andere Stellung eingenommen haben, als in dem deutschen Orden, wo die Pfleger neben den Comthuren und Ordens-Vögten, und keineswegs diese als Pfleger erscheinen. Im deutschen Orden saßen sie als Verwalter kleinerer Districte, in welchen ihnen die Aufsicht und Leitung des Kriegswesens anvertraut war, auf Ordensburgen, die keinen Convent hatten, und gehörten als Conventsglieder ebenso wie die Vögte dem Convente eines nahegelegenen Comthurhauses an, unabhängig jedoch in ihrer Amtsverwaltung von den Befehlen und Anordnungen eines Comthurs und unmittelbar dem Hochmeister untergeben. (J. Voigt, Namen-Codex der deutschen Ordens-Beamten S. XVI.)

Wenn dagegen unter den Johanniter-Ordensbrüdern alle Beamteten, gleichviel ob mit einer Comthurei, einer Hauptmannschaft oder Priorei betraut, als Pfleger eines Amtes oder als Praeceptores bezeichnet werden, so entstand hieraus für den Herrenmeister selbst, als Pfleger des ganzen Balliviates, die Bezeichnung Praeceptor generalis, der wir wiederholt in Urkunden begegnen. So nennt sich bereits im Jahre 1329 frater Gebhardus de Bortveld praeceptor generalis domus S. Johannis per Saxoniam (v. Ledebur Allg. Arch. XVI. 240), ebenso 1351 Hermannus de Werberghe (Riedel 1. Hpth. VI. 32); und noch 1481: Richardus de Schulenborch magister et praeceptor generalis (ibd. 1. Hpth. VI. 70). Es ist demnach in der Bezeichnung: Bajulivus, Magister et Praeceptor generalis, welche Churfürst Friedrich II., wie wir oben gesehen haben, 1466 dem Herrenmeister Liborius v. Schlieben zu Theil werden läßt, nicht etwa eine pleonastische Anhäufung von Titeln, sondern in jeder einzelnen Titel-Position eine specifisch andere Bedeutung zu erkennen. (Dithmar S. 194.)

Für den Herrenmeister kommt in lateinischen Urkunden, soweit solche bis jetzt bekannt geworden sind, nirgends der Ausdruck Commendator generalis vor; wohl aber in deutschen Urkunden eine vollkommen entsprechende Bezeichnung, nämlich: Allgemeiner Gebieter. So heißt

Hermann v. Werberge 1360 „meistere und gebiedere in Sachsenland“; 1363 „eyn ghemeyne bieter des Ordens in Sachsen“; 1364 „eyn ghemene Bedere in Sachsen;“ 1375 „gemeyne Bedeghere in Sachsen;“ ebenso Georg von Schlaberndorf 1498: „Meister und Gemeingebieter“ (Riedel 1. Hpth. V. 338. 340. 484. VI. 34. 36. 38. 41.).

Also des Johanniter-Ordens in Sachsen, in der Mark, in Pommern und Wendland und der in diesen Landen lebenden Ordens-Herren und Brüder alleiniger Meister, dieses großen Ordens-Gebietes General-Pfleger und allgemeiner Gebieter war der Herrenmeister, dessen Ordens-Bezirk an Größe wie an der darin ihm zustehenden Machtfülle einem Priorate gleich stand, und daher eher eine Groß-Balley als Balley hätte genannt werden müssen.

L. v. L.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner bis incl. 20. d. M. eingegangen:

Vom Generallieut. a. D. v Thun auf Schlemmin 25 Thlr. Vom Kammerh. Freih. v. Barnekow auf Kalswiek 25 Thlr. Vom Domherrn v. Levetzow auf Klüden 25 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Katte auf Vieritz 25 Thlr. Vom Geh. Regier.-Rath u Landrath a. D. v. Schenckendorff auf Wulkow 20 Thlr. Vom General-Lieut. z. D. Grafen Hendel v. Donnersmarck zu Berlin 5 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. Grafen Hugo v. Wrschowetz auf Lugow 3 Thlr. Vom Oberforstmeister a. D. Freih. v. Dörnberg zu Berlin 2 Thlr. Vom Königl. Hannoverschen Hofrath u. Hauptm. a. D. v. Wedemeyer auf Schönrade 5 Thlr. Vom Kreisdeput. v. Heyden-Buschmühl auf Gr. Below 10 Thlr. Vom Grafen Otto v. Keyserling auf Rautenburg 15 Thlr. Vom Großherzogl. Hess. General u. Gesandten Grafen u. Herrn Carl v. Schlitz, gen. v. Görtz, auf Schlitz 12 Thlr. Vom Generallieut. z. D. v. Cosel zu Schwedt 10 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. Freih. v. Buddenbrock zu Berlin 1 Frd'or. Vom Kammerh. Grafen v. Zech-Burkersrode auf Gosek 25 Thlr. Vom Großh. Mecklenb.-Schwerinschen Staatsminister a. D. v. Lützow auf Boddin 25 Thlr. Vom Generalmaj. a. D. Grafen v. Bismarck-Bohlen auf Carlsburg 20 Thlr. Vom Oberst a. D. Grafen Rudolph zu Solms-Laubach zu Laubach 8 Thlr. Vom Generallieut. u. Chef d. Generalstabes der Armee Freih. v. Moltke 1 Frd'or. Vom Major a. D. u. Landstallmeister v. d. Brincken zu Neustadt a. d. D. 3 Thlr. Vom Landschafts-Deputirten Freih. v. Sobeck auf Zarrenthin 10 Thlr. Vom Königl. Sächs. Reg.-Rath u. Domherrn v. Götz zu Zwickau 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Blumenthal auf Segenthin 10 Thlr. Vom Großh. Sächs. Wirkl. Geh. Rath und Oberhofmarschall Grafen v. Beust zu Weimar 20 Thlr. Vom Königl. Sächs. Wirklichen Geheimen Rath Grafen August Carl v. Bose zu Dresden 100 Thlr. Vom Kreis-Deputirten v. Szerdahelyi auf Rinkowken 50 Thlr. Vom Landrath und Ritterschafts-Direktor a. D. v. Winterfeld auf Rutzerow 25 Thlr. Vom Kammerh. u. Geh. Regier.-Rath Grafen v. Keller zu Erfurt 20 Thlr. Vom Regierungs-Präsidenten a. D. v. Seydewitz auf Roitzsch 10 Thlr. Vom Generallieut. a. D. v. Grabowski zu Bonn 10 Thlr. Vom Herzogl. Nassauisch. Wirkl. Geh. Rath Freih. v. Zwierlein zu Geisenheim 5 Thlr. Vom Königl. Hannoversch. Staatsminister a. D. u. Fürstl. Thurn u Taxischen Gener.-Post-Director Freih. v. Schele zu Frankfurt a. M. 10 Thlr. Vom Major a. D. v. d. Groeben auf Kallisten 10 Thlr. Vom Gener.-Landsch.-Direktor v. Rabe auf Lesnian 10 Thlr. Vom Kammerh. Major u. Landstallmeister a. D. v. Thielau auf Ogrose 10 Thlr. Vom Großh. Medl.-Schw. Kammer-Direct. a. D. Freih. v. Meerheimb auf Wokrent 2 Frd'or. Vom Rittergutsbes. v. Kröcher auf Lohm 5 Thlr. Vom Generallieut. a. D. v. Webern zu Berlin 10 Thlr. Vom Wirkl. Geh. Rath v. Frankenberg-Ludwigsdorff auf Nieder-Schüttlau 3 Thlr. Vom Fürsten Otto zu Lynar auf Drehna 20 Thlr. Vom Kurfürstl. Hess. Oberger.-Präsid. a. D. v. Baumbach zu Marburg 5 Thlr. Vom Generalmajor a. D. Schach v. Wittenau zu Schwedt 10 Thlr. Vom Commendator, Kammerh. u. Legations-Rath Grafen Richard zu Dohna-Schlobitten auf Schlobitten 25 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Winterfeld auf Schloß Freyenstein 5 Thlr. Ungenannt, Poststempel Neuhaldensleben 5 Thlr. Vom Rittergutsbes. Freih. v. Heyking auf Lonschken 10 Thlr. Vom Major a. D. u. Landschafts-Director v. Wuthenau auf Schloß Geutz 5 Thlr. Von v. d. W., Poststempel Dielingen, 5 Thlr. Von „einem Ritter des Johanniter-Ordens aus dem Jahre 1830“, Poststempel Dielingen, 25 Thlr. Vom Landsch.-Rath v. Schwerin auf Janow 2 Frd'or. Vom Kreisdeputirten v. Thielau auf Lampersdorf 10 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. u. Kammerherrn Grafen Ratibor v. Wrschowetz zu Schloß Eller 10 Thlr. Vom Oberst a. D. und Hofmarschall Sr. K. H. des Prinzen Friedrich v. Pr. v. Pritzelwitz 5 Thlr. Vom Oberforstmeister Freih. v. Schele zu Berlin 5 Thlr. Vom Geh. Regier.-Rath v. Kröchen zu Berlin 5 Thlr. Vom Wirkl. Geh. Rath u. Hofmarschall Sr. K. H. des Prinz-Regenten Grafen v. Pückler 10 Thlr. Vom Oberst u. Adjutanten Sr. K. H. des Prinz-Regenten v. Boyen 10 Thlr. Vom Oberst a. D. und Schloßhauptmann v Benrath v Tronchin zu Berlin 1 Frd'or. Vom Geh. Ober-Tribunals-Rath a. D. v. Tschirschky zu Berlin 5 Thlr. Vom Wirkl. Geh. Rath u. Präsidenten des Evangel. Ober-Kirchenraths v. Uechtritz 10 Thlr. Vom Wirkl. Geh. Rath Grafen v. Dönhoff auf Schloß Friedrichstein 25 Thlr. Vom Ober-Burggrafen im Königr. Preußen v. Brüneck auf Trebnitz 5 Thlr. Vom Major a. D. Freihrn. v. Meerscheidt, gen. v. Hüllessem, auf Kuggen 5 Thlr. Vom Kreisgerichts-Salarien-Kassen-Rendanten Martin zu Jüterbogk 5 Thlr. Vom Major u. Flügel-Adjutanten Sr. Maj. des Königs v Rauch 5 Thlr. Vom Kammerh. u. Hofmarschall S. K. H. des Prinzen Friedrich Carl von Pr. v. Meyerinck 5 Thlr. Vom Herz. Sachsen-Cob.-Goth. Geh. Rath Frhrn. v. Erffa auf Ahorn 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer Frhrn. v. Rigal-Grundland zu Godesberg 25 Thlr. Vom General-Major a. D. v. Woyna zu Berlin 3 Thlr. Vom Herzogl. Sachsen-Cob.-Goth. Staatsminister a. D. Frhrn. v. Stein auf Wöllershausen 5 Thlr. Vom Oberstschenk v. Arnim zu Berlin 3 Thlr. Vom Kammerh. Grafen v. Keyserling auf Schloß Neustadt 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Arnim auf Boitzenick 15 Thlr. Vom Hauptm a. D. Frhr. v. Herzberg auf Heudewalde 1 Frd'or. Vom Großh. Mecklenb.-Schw. Kammerh. u. Hofmarschall Frhrn. v. Brandenstein zu Ludwigslust 5 Thlr. Vom Großh. Mecklenb.-Strel. Kammerh. v. d. Landen auf Galenbeck 10 Thlr. Vom Standesherrn Grafen Friedrich zu Solms-Baruth auf Baruth 25 Thlr. Vom Großh. Sächs. Wirkl. Geh. Rath Grafen v. Werthern-Beichlingen auf Schloß Beichlingen 25 Thlr. Vom Fürsten Ludwig zu Solms-Hohensolms-Lich 20 Thlr. Vom Major a. D. v. Rieben auf Schildberg 10 Thlr. Vom Oberst-Lieut. a. D. u. Landsch.-Rath Grafen Strein v. Schwartzenau auf Groß-Dammer 12 Thlr. Vom Kreis-Deputirten v. Dewitz auf Wussow 10 Thlr. Vom Major im 4. Garde-Rgt. z. F. v. Esebeck 1 Frd'or. Vom Wirkl. Geh. Rath u Ober-Gewand-Kämmerer Grafen v. Arnim-Blumberg auf Blumberg 50 Thlr. Vom Oberst-Lieut. in der Westphäl. Artillerie-Brigade (Nr. 7) v. Westernhagen 5 Thlr. Vom Kais. Russischen Garde-Rittmeister a. D. Grafen Carl Theodor v. Medem zu Mitau 100 Thlr. Vom Königl. Dänischen Kammerh. Grafen Wolff v. Bandissin zu Dresden 15 Thlr. Vom Major a. D. v. Arenstorff zu Neustadt-Eberswalde 5 Thlr. Vom Major a. D. v. Frankenberg-Proschlitz zu Charlottenburg 10 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. Grafen v. Plessen auf Joenad 10 Thlr. Vom Kammerh. Freih. Rudolph v. Maltzahn auf Cummerow 25 Thlr. Vom Kammerh. Freih v. Langen auf Parow 3 Thlr. Vom Major a. D. v. Bredow auf Briesen 10 Thlr. Vom Major a. D. Freih. v. Massenbach auf Bialokosz 5 Thlr. Vom Fürstl. Lippeschen Cabinets-Minister v. Oheimb zu Detmold 20 Thlr. Vom Geh. Regier.-Rath u. Landrath a. D. Grafen v. Dönhoff auf Quittainen 25 Thlr. Vom Rittergutsb. v. Hadewitz auf Waschow 50 Thlr. Vom Herzogl. Nassauisch. Kammerh. und Fürstlich Wiedschen Kammerdirector Freih. v. Bibra zu Neuwied 10 Thlr. Von v. K. aus Magdeburg 1 Thlr. Vom Kreisger.-Direktor v. Stelzer zu Potsdam 5 Thlr. Vom Grafen Carl August v. Bose zu Baden-Baden 100 Thlr. Vom Geh. Regier.-Rath v. Krosigk zu Berlin 5 Thlr. Vom Prem.-Lieut. a. D. u. Rittergutsbes. v. Wedell auf Repplin 25 Thlr. Vom Regier.-Rath v. Wallenberg zu Potsdam 15 Thlr. Vom Regier Rath a. D. v. Geibler auf Klein-Küssow 15 Thlr. Vom Königl. Sächs. Ober-Hof-Marschall v. Gersdorff zu Dresden 10 Thlr. Vom General-Major u. Command. der 10. Cavall.-Brigade, Freih. v. Czettritz 10 Thlr. Vom Rittmeist. a. D. v. Trotha zu Merseburg 5 Thlr. Vom Königl. Bayerisch. Kämmerer u. resig. erblichen Reichsrath Freih. Carl v. Lotzbeck zu München 20 Thlr. Vom Major a. D. v. Owstien zu Görlitz 10 Thlr. Vom Großh. Mecklenb.-Schwer. Kammerh. Freih. v. Laffert auf Schwechow 10 Thlr. Vom Großh. Mecklenb.-Schwer. Kammerh. u. Intendanten des Hoftheaters v. Flotow zu Schwerin 10 Thlr. Vom Oberstlieut. u. Command. des 7. Westph. Infant.-Regim. (Nr. 56) v. Bonin 10 Thlr. Vom Generallieut. u. Command. der 6. Division v. Kortzfleisch 2 Frd'or. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 2519 Thlr. 23 Sgr. 6 Pf.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 5. Berlin, den 31. October 1860. Nr. 5.

Das Johanniter-Ordens-Krankenhaus zu Pr. Holland.

Durch Unterstützung der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg ist es mit Gottes Hülfe der Genossenschaft der Johanniterritter der Provinz Preußen möglich geworden, in Pr. Holland ein Krankenhaus bauen und einrichten zu lassen.

Der Johanniterorden in seiner neuen Verfassung erkennt es als seine Aufgabe an, die christliche Krankenpflege zu befördern und, so weit seine Kräfte reichen, auszuüben. Zu diesem Zwecke bietet er durch das gegründete Haus allen Denen, welche in dieser Beziehung Verpflichtungen haben oder durch einen christlichen Sinn dazu veranlaßt werden, die Gelegenheit, ihren leidenden Mitmenschen Hülfe zu gewähren. Das Krankenhaus zu Pr. Holland ist vom 15. October d. J. an für vorläufig 30 Kranke der Provinz Preußen geöffnet. Es ist vorzugsweise für solche Kranke bestimmt, deren Heilung durch eine besonders sorgsame Pflege bedingt ist. Die Pflege wird durch Diakonissen ausgeübt. Ausgeschlossen von der Aufnahme sind Geisteskranke, Epileptische, Syphilitische, Krätzkranke und Unheilbare.

Wenn von oder für Jemand die Aufnahme verlangt wird, ist das Zeugniß des Arztes der Anstalt, zur Zeit des Kreisphysikus Dr. Beeck, mit Angabe der Krankheit, an welcher er leidet, im Krankenhause abzugeben und wird darauf beschieden werden. Kann die Aufnahme erfolgen, so wird für Erwachsene für den Tag 7½ Sgr., bei Kindern 4 Sgr. für Verpflegung, Kur und Arzenei auf einen Monat vorschußweise gezahlt, und sofern die Heilung während des Monats nicht erfolgt ist, nach Ablauf desselben erneuert. Tritt die Heilung in kürzerer Zeit, als diejenige, für welche vorausbezahlt ist, ein, so wird der Rest des Vorschusses zurückgegeben. Der obige Satz von 7½ Sgr. ist im Verhältniß zu den wirklichen Kosten ein sehr geringer. Zu einer ganz freien Aufnahme fehlen dem Krankenhause die Mittel, es will auch den Gemeinden und Privatpersonen, welche Verpflichtungen zur Armenpflege haben, dieselbe nicht abnehmen, sondern sie nur erleichtern, will die Privatwohlthätigkeit nicht ersticken, sondern vielmehr beleben und von dem Seinigen dazu geben, aber nicht allein tragen, was Christenpflicht für Andere ist. Daß diese Pflicht durch dargebotene Mittel recht treu geübt und von glücklichem Erfolge begleitet werde, dazu wolle Gott der Herr seinen Segen geben.

Pr. Holland, den 15. October 1860.

Der Commendator des Johanniter-Ordens
Graf zu Dohna-Schlobitten.

Ueber die Einweihung des Johanniter-Ordens-Krankenhauses zu Pr. Holland.

Am 15. October — ein Tag wehmüthiger Erinnerung und christlicher Fürbitte gewidmet — ward in der Kreisstadt Pr. Holland ein Krankenhaus festlich und kirchlich geweiht, erstanden aus den Mitteln des Ordens St. Johannis vom Spital, vorzugsweise mit Unterstützung von der Balley Brandenburg und von Beiträgen der Ordensritter, gebaut durch die Genossenschaft der Provinz Preußen.

Die Lage des Hauses ist eine günstige und entsprechende. Inmitten eines Gartengrundstücks von circa 5 Morgen liegt das Haus so, daß es alle Vortheile städtischer Nähe mit einer freien, hohen, fast ländlichen Lage verbindet. Der eine Giebel dieses zweistöckigen, mit einem gewölbten Kellergeschoß versehenen Krankenhauses, das zu 40 Betten eingerichtet ist, sieht hinaus auf den Elbinger Höhenzug, unter dem die Ostbahn fortläuft; aus dem anderen Giebel blickt man in die waldreiche Gegend des Oberlandes. Die Vorderfront wendet sich den dunklen Mauern und Thürmen eines Schlosses zu, die einst auch einen Orden beherbergten, der seiner Zeit wacker kämpfte und segensreich regierte, während jetzt ein Orden christlicher Barmherzigkeit, neu belebt durch königliche Macht und Willen und die Erinnerung des eigenen Ursprungs, hier ein Haus und eine Stätte der Uebung friedlicher, christlicher Tugend hergerichtet hat.

Als der Ordenskanzler Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode vor 2 Jahren in der Versammlung der Provinzial-Genossenschaft des Ordens zu Königsberg war, hob er mit als Motiv zur Wahl der Stadt Pr. Holland für Anlage eines Johanniter-Ordens-Krankenhauses den Umstand hervor: daß in deren Umgebung zufällig eine große Anzahl von Ordensrittern seßhaft sei — es sind

im Pr. Holländer Kreiſe jetzt 12 — und wie dieſer Umſtand eine Garantie mehr darböte für das Gedeihen des Hauſes. Dieſe Vorausſetzung ſcheint ſich zu beſtätigen. Zu den 17,300 Thlrn., die dieſes Krankenhaus, eingeſchloſſen den Ankauf des Grundſtücks und das Inventarium, bis jetzt koſtet, haben die Johanniter-Ritter und andere Wohlthäter, vorzugsweiſe hieſigen Kreiſes, 4000 Thlr. beigetragen; die Collecte des heutigen Tages brachte 60 Thlr. und außerdem Naturalien im Werthe von etwa 150 Thlr.

Die Gräflichen Häuſer zu Dohna, von der Gröben, von Dönhoff und von Kanitz, ſo wie mehrere Ordensritter hieſiger Gegend, waren mit ihren Familien erſchienen, und begrüßten in den feſtlich geſchmückten Räumen des Hauſes die Frau Oberin Anna Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, welche aus Bethanien die Diakoniſſen Maria von Pavels und Hannah Reichelin in ihre neue Wirkſamkeit einführte.

Unter zahlreicher Betheiligung der Einwohner der Stadt Pr. Holland, die ſich der Weihe des Hauſes theilnehmend angeſchloſſen, ergriff, nachdem einige Choralverſe geſungen waren, der von zwei Synodalen aſſiſtirte Kreis-Superintendent Herr Erdmann das Wort. Die Weihe-Rede führte nach Matth. 9, 35—36 auf den heiligen Boden, welchem auch dieſer Bau ſeinen Urſprung verdanke, auf die erbarmende Heilandsliebe gegen die Kranken, für welche nur innerhalb der Chriſtenheit die rechte Sorge getragen werde. Aus dieſer Liebe ſei einſt das Hospital hervorgegangen, in dem die Ritter des Johanniter-Ordens die erſte Stätte ihrer Wirkſamkeit gefunden hätten. Aber auch jetzt ſei nach mannichfachem Wechſel durch die Rückkehr dieſes Ordens zu ſeinem urſprünglichen Gedanken kund geworden, daß der chriſtliche Adel deutſcher Nation noch nicht vergeſſen habe, wie ihm gezieme, ſich durch die That und Wahrheit zu der Liebe zu bekennen, die für uns auf Golgatha geblutet hat. Ein Zeugniß und Denkmal dieſer Liebe ſei auch dies Haus, das einem tiefgefühlten Bedürfniß der Stadt und Umgegend entgegenkomme und zu einer Stätte liebreicher Pflege der Kranken und darum auch zu einer Stätte frommen Dankes der Geneſenen geweiht werden ſolle. Denn unter Gottes Segen werde die Erfahrung liebreicher Pflege die ſonſt oft ſo überaus traurig vernachläſſigten Kranken zu jenem frommen Danke treiben, der auch die Geneſung der Seele bewirke, um derentwillen ja einem Menſchen überhaupt Krankheit von Gott geſendet werde.

Es wurde der Wunſch ausgeſprochen, daß in ſolcher Weiſe das Johanniter-Krankenhaus dem Herrn den Weg in viele Herzen bereiten möge, wie Ihm einſt Johannes den Weg bereitet habe.

Die Verſammlung erhob ſich; es folgte die Weihe im Namen des dreieinigen Gottes und ein Gebet um den Segen des Herrn, dem dies Krankenhaus gehören und dienen ſoll bis auf die ſpäteſten Zeiten.

Nach dem Geſange von noch zwei Choralverſen wurden mit dem Worte Pſ. 118, 26 die beiden Diakoniſſen, die ſich in der Krankenpflege bereits vielfach bewährt haben, in ihrem neuen mühe-, aber auch ſegensreichen Berufe willkommen geheißen und in einem Gebete für ſie die Kraft Deſſen erfleht, der in den Schwachen mächtig ſein will. Der Geſang des Verſes: „Halleluja, Lob, Preis und Ehr'" machte den Schluß der Feier.

v. B. H.

Der Großprior von Deutſchland, Graf Rudolf von Werdenberg, vorher Ballier von Brandenburg.

Dem geehrten zweiten Vorſtande des germaniſchen Muſeums zu Nürnberg, Freiherrn Carl Roth von Schreckenſtein verdanken wir (Nürnberg d. 5. Oct. 1860) nachſtehende werthvolle Mittheilung:

„Im Archive des germaniſchen Muſeums zu Nürnberg befindet ſich ein gedruckter Indulgenzbrief, der für die Geſchichte des hohen Johanniterordens nicht ohne alles Intereſſe ſein dürfte. Es erhellt aus demſelben, daß der Orden gewiſſe, wegen Vertheidigung der Inſel Rhodus ausgeſchriebene Indulgenzen auszutheilen hatte. Der vorliegende Druck trägt die Jahreszahl 1481 (Anno a nativitate dni. MCCCCLXXX primo). Der Ausfertigungstag, 21. April (die XXI. mens. Aprilis) und der Name des die Indulgenz erwerbenden Mannes — eines nicht näher bezeichneten Johannes Purckhart Rat (isponensis?*]) dyoecesis — ſind mit Tinte eingetragen. Als Ausfertiger des Briefes nennt ſich Graf Rudolf von Werdenberg. (Nos Rudolfus comes in Werdenberg, frater ordinis militaris Jherusolimitani, Baiulivus Brandenburgensis, commendator domus sancti Johannis in Freyburg, commissarius negocii indulgentiarum apostolicarum pro defensione fidei catholice et insule Rodus contra Turcos per universum orbem concessarum, per Dominum Johannem de Cardona specialiter subdelegatus.) Das aufgedrückte Siegel von rothem Wachs mit darüber gelegtem Papier hat (wie nebenſtehende Abbildung zeigt) die Umſchrift: S. indulgencie ordinis Sci. Johannis. Ueber zwei Schilden, von denen das heraldiſch rechts ſtehende das Ordenskreuz, das andere aber eine Fahne, das Stammwappen der Grafen von Werdenberg zeigt, kreuzen ſich die Schlüſſel Petri. Ueber denſelben befindet ſich die päbſtliche Tiare.

Den hier erwähnten Johannes von Cardona, der nach einer in Catalonien gelegenen Stadt ſich nannte, und Ballier von Majorca war, ſehen wir bereits, d. d. Rhodus d. 31. Juli 1477 von dem Großmeiſter des Ordens, Peter von Aubuſſon, mit den ausgedehnteſten Vollmachten ausgerüſtet, unter allen Zungen des Ordens eine mächtige Erhebung zur Hülfe für Rhodus hervorzurufen.

*) Könnte auch Ratzeburgensis ſein, und zwar um ſo eher, als dieſe Diöceſe zur Balley Brandenburg gehörte. D. H.

Heute, wo wieder ein Nothruf erschallt über Gräuel, welche an unsere christlichen Brüder in Syrien verübt werden, und wo zu helfen die Mahnung an jedes Christenherz ergeht, zumal an diejenigen, welche in dem lebendigen Bewußtsein stehen, die Traditionen des Johanniterthums in der Verklärung wahrhaft evangelischen Geistes überkommen und übernommen zu haben, wird es an der Zeit sein, des Aufrufes Peters von Aubusson, dieses hellleuchtenden Sternes unter den Großmeistern zu gedenken:

„Wir stehen inmitten einer Feuersbrunst, und wenn wir nicht schnelle Rettung finden, so ist Alles unwiederbringlich für uns verloren. Wenn wir aber nicht untergehen wollen, laßt uns uns selber helfen, und anstatt unsere Hoffnungen auf fremde Hülfe zu bauen, die immer ungewiß ist, laßt uns vornehmlich eine Stütze suchen in dem Schutze des Himmels und in unserer eigenen Tapferkeit.

Das Gelübde, das Ihr abgelegt habt, meine lieben Brüder, verpflichtet Euch, Alles zu unternehmen und Alles zu leiden für die Vertheidigung des Glaubens. Um dieses Gelübdes wegen rufe ich Euch, fordere ich Euch! Begebt Euch ohne Verzug in unsere Staaten, oder vielmehr in die Euren. Kommt herbei und helft dem Orden, der Euch genährt und auferzogen hat wie seine Kinder; kommt herbei und beschützt die Völker, welche Gott unter unsere Regierung gegeben hat, und welche in die Fesseln der Ungläubigen gerathen, wenn Ihr ihre Freiheit nicht vertheidigt. Es handelt sich um Euer Heil und Eure Ehre." (v. Winterfeld S. 225—228.)

Der Forderung persönlicher Gestellung in den heiligen Kampf, welchen der ritterliche Orden St. Johannis allein für die gesammte Christenheit gegen türkische Uebermacht zu bestehen hatte, ward von allen Zungen mit Begeisterung entsprochen.

Vorerwähntem Grafen Rudolf von Werdenberg, zu der Zeit noch nicht Großprior von Deutschland, sondern wie der Indulgenzbrief ihn nennt, Bajulivus Braudenburgensis*) war es vorbehalten, den ersten Angriff, den Misach Pascha am 4. Dcbr. 1479 auf Rhodus unternahm, mit seiner Reiterei zu vereiteln. (v. Winterfeld S. 230.)

Aber es genügte nicht, sich selber zum Opfer bringen, es bedurfte vor allen Dingen großer Beisteuern an Geld und Gut; und hier mußten die Indulgenzbriefe helfen. —

Alles was an Geld und Geldeswerth der Orden besaß, ward bereitwillig geopfert. Wir sehen dies aus einer leider nur auszugsweise mitgetheilten und durch Druckfehler entstellten Urkunde vom 24. Sept. 1481, deren Inhalt von dem Herausgeber (Riedel cod. dipl. Brandenb. I. Hpth. VI. 70.) also rubricirt ist: „Die Comthurei Werben trägt 98 Rheinische Goldgulden zum Schutz von Rhodis gegen die Türken bei;" aber doch Anderes und mehr enthält, nämlich des Herrenmeisters Richard v. d. Schulenburg Genehmigung, daß alles, was an Geld, Sachen, Gütern und Kleinodien, welcher Art es sei, in der Kiste der Ordens- und Pfarrkirche zu Werben vorgefunden, und was an sonstigen Collecten zusammengekommen sei, in dem Werthe von 98 Rheinischen Gulden, dem Orden zum Schutze des Glaubens in Rhodus gegen die Türken zu Gute kommen solle.

Dieser Richard v. d. Schulenburg, der ord. S. Johannis magister et preceptor generalis sich nennt, aber außerdem, ebenso wie oben Graf Rudolf von Werdenberg, assertarum indulgentiarum apostolicarum commissarius und in Beziehung auf diese Indulgenzien des Johannes de Cardona (nicht Bamlivus, sondern Bajulivus Majoricensis) subdeputatus, war also zu derselben Zeit Herrenmeister der Balley Brandenburg, als Graf Rudolf von Werdenberg der Balley Bajulivus war.

Die hieraus sich ergebende derzeitige Trennung der Würde eines Herrenmeisters und Balliers von Brandenburg war jedenfalls eine mit dem Heimbacher Vertrage und mit einer ganzen Reihe von päpstlichen und anderen Privilegien der Balley Brandenburg im Widerspruch stehende Anordnung (v. Winterfeld S. 695.), und darum auch nur von kurzer Dauer.

Des im Heimbacher Ordens-Capittel am 11. Juni 1382 zwischen dem Obersten Meister von Deutschland und dem Herrenmeister der Balley Brandenburg abgeschlossenen Vergleiches erster und Hauptartikel war die freie und selbstständige Wahl eines Balliers; dieses Recht, ihren Ballier oder Herrenmeister selber zu wählen, war den Commendatoren der Balley Brandenburg von Neuem am 11. Septbr. 1467 vom Papste Paul II. bestätigt worden; und nochmals am 5. Juni 1471 hatte Bischof Friedrich von Lebus in besonderem päpstlichen Auftrage dem Bajulivus Liborius de Slieven, sowie den Commendatoren der Balley das Recht, den Herrenmeister durch die letzteren zu wählen, bestätigt. (Riedel II. Hpth. V. 151.)

Nachdem Graf Rudolph von Werdenberg im Jahre 1486 die Würde eines Großpriors von Deutschland erreicht hatte*), räumt er selber der Balley durch eine Urkunde vom 15. Juli 1491 die Rechte ein, welche derselben durch den Vertrag vom 13. März 1382 mit dem Großprior Conrad v. Brunsberg unter Genehmigung des Großmeisters Johann Ferdinand von Heredia und des Conventes zu Rhodus zu Theil geworden, und giebt dazu seine Bestätigung, daß die fratres Bajulivatus Marchiae Brandenburgensis, nach Ableben ihres Bajulivus fratris Richardi de Schulenburg den Georg v. Schlaberndorf einmüthig zu ihrem Bajulivus wieder gewählt haben. (Lünig Reichs-Archiv VII. Anh. S. 89.)

L. v. L.

*) „In Abwesenheit des Turcopoliers ward (1479) die Reutterey dem Balley von Brandenburg, frater Rudolffen von Werdenberg undergeben." (v. Osterhausen Bericht vom Joh.-Ord. 1650 S. 535.)

*) Rudolfus comes de Werdenberg ord. S. Johannis, Prior generalis per Alemanniam Urk. vom 18. Jun. 1486 in Schneider Erbachsche Stammtafeln. Urk. S. 552.

Litteratur.

Zur Geschichte der Johanniter- oder Maltheser-Ordens-Ritter in Schlesien

erhalten wir in dem so eben erschienenen Werke: »Dokumentirte Geschichte des Bisthums und Hochstifts Breslau. Von der Einführung des Christenthums in Schlesien bis zur böhmischen Oberherrschaft über dieses Land (966 — 1355). Aus Urkunden, Actenstücken, älteren Chronisten und neueren Geschichtschreibern von J. Heyne. Breslau bei W. G. Korn. 1860. XXXII u. 1072 S. 8.« (S. 291—305), insbesondere was die Commende Corporis Christi zu Breslau betrifft, schätzenswerthe, bisher unbekannt gebliebene Aufklärungen. Es wird außerdem noch der Commenden zu Gr. Tinz, Lossen, Striegau, Löwenberg, Reichenbach und Warmbrunn, als im Breslauer Sprengel gelegen gedacht. Auffallend ist, daß der Verf. eine der bedeutendsten, Kl. Oels, nicht mit aufführt, sondern solche nur (S. 282—285) als Tempelherrensitz kennt, und daß seiner Aufmerksamkeit eine mit zahlreichen Urkunden-Regesten ausgestattete Monographie entgangen ist, die den Titel führt: (C. Stehr) Chronik der ehemaligen hochritterlichen Maltheser-Ordens-Commende, jetzigen hochgräflichen York von Wartenberg'schen Majorats-Herrschaft Klein-Oels, vom Jahre 1152—1845. (234 S. 8.) L. v. L.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Fürsten Otto von Schoenburg-Waldenburg 100 Thlr. Vom Erbkämmerer im Herzogthum Magdeburg Freih. von Plotho auf Parey 25 Thlr. Vom Standesherrn Grafen r. Houwald auf Straupitz 25 Thlr. Vom Landhofmeister im Königreich Preußen Grafen Finck v. Finckenstein auf Jäschkendorf 50 Thlr. Vom Herzogl. Braunschw. Kammerherrn Freih. v. Militz auf Schloß Siebeneichen, 15 Thlr. Vom Major im Brandenburg. Dragoner-Regiment (Nr. 2) Freih. v. Richthofen 1 Frd'or. Vom Oberstlieut. a. D. v. Portatius auf Schwarzwaldau 5 Thlr. Vom Oberst a. D. v. Rohr zu Bernheide 5 Thlr. Vom Oberst u. Command. des Litthauischen Drag.-Rgts. (Nr. 1) Grafen v. Kalkreuth 5 Thlr. Vom Forstmeister a. D. v. Schimmelmann zu Letzlingen 5 Thlr. Vom Königl. Bayerisch. Kämmerer Grafen zu Boineburg in München 4 Thlr. Vom Herzogl. Anhaltisch. Kammerh u. Regier.-Forstrath v. Wolfframsdorff zu Dessau 10 Thlr. Vom Legations-Rath v. d. Schulenburg auf Ramstedt 5 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Behr auf Bargatz 10 Thlr. Vom Commendator, Regier.-Präsid. Grafen v. Krassow zu Stralsund 10 Thlr. Vom General-Major u. 1. Command. v. Coblenz, Prinzen Woldemar zu Holstein, 10 Thlr. Vom Oberstlieut. u. Command. des Garde-Kürass.-Regts. Freih. v. Rheinbaben 5 Thlr. Vom Prem.-Lieut. u. Rittergutsbes. v. Funcke auf Kiesslingswalde 5 Thlr. Vom Oberst a. D. Herwarth v. Bittenfeld zu Berlin 3 Thlr. Vom Landes-Oeconomie-Rath v. Salviati zu Berlin 6 Thlr. Vom Major a. D. u. Dirigent. des Hauptgestüts zu Gradiz v. Götzen 10 Thlr. Vom Hauptm. im 1. Garde-Regiment zu Fuß v. L'Estocq 5 Thlr. Vom Geh. u. Ober-Regier.-Rath v. Werder zu Merseburg 10 Thlr. Vom Forstmeister u. Regier.-Rath Grafen v. d. Schulenburg zu Merseburg 10 Thlr. Vom Major u. Ingen. vom Platz v. Ohlen und Adlerskron zu Glogau 25 Thlr. Vom Geh. Justiz-Rath u. Domdechanten v. Rabenau zu Naumburg a. d. S. 3 Thlr. Vom Rittergutsbes. Freih. v. Rottwitz auf Langheinersdorf 10 Thlr. Vom Kaiserl. Russ. Geh. Rath und Gesandten in Kopenhagen Freih. v. Ungern-Sternberg u. Pürckell 50 Thlr. Vom Kurfürstlich Hessischen Hofmarschall v. Heeringen zu Cassel 1 Frd'or. Vom Geh. Regier.-Rath und ersten Director des Credit-Instituts für Schlesien, Freiherr v. Gaffron-Kanern zu Breslau 10 Thlr. Vom Landschafts-Deput. v. Blankenburg auf Zimmerhausen 25 Thlr. Vom Kaiserl. Oestreichischen Rittmeister a. D., Freih. v. Senden und Bibran auf Reisicht 10 Thlr. Vom Kammerherrn und Landesältesten v. Seydlitz auf Pilgramshain 25 Thlr. Vom Oberforstmeister v. Dallwitz zu Königsberg i. Pr. 12 Thlr. Vom General-Major a. D. v. Podewils zu Görlitz 5 Thlr. Vom Hauptmann und Landsch.-Director v. Gersdorff auf Ober-Cosel 5 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Karstedt auf Fr.zdorf 30 Thlr. Vom Major a. D. v. d Groeben zu Wesel 10 Thlr. Vom Major im 4. Garde-Grenadier-Regiment v. Reindorff 25 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer Freihrn. v. Seydlitz u. Kurtzbach auf Winice 30 Thlr. Vom Grafen Julius zur Lippe-Biesterfeld auf Schloß Neudorf 10 Thlr. Vom Major a. D. Grafen Leo v. Schlieffen auf Sandow 5 Thlr. Vom Reg. Rath v. Jeetze zu Oppeln 5 Thlr. Von G. v. B., Postst empel Kreutzburg, 10 Thlr. Vom Rittmeister a. D. v. Bassewitz auf Liebenow 25 Thlr. Vom Standesherrn Grafen zu Lynar auf Schloß Lübbenau 25 Thlr. Vom Oberhofmstr. weil. Ihrer Maj. der Königin Therese von Baiern, Grafen Edbrecht v. Dürckheim-Montmartin, zu Steingaden 50 Fl. rhein., umgesetzt für 28 Thlr. 10 Sgr. Vom Major im Kurfürstl. Hessischen 2. Husaren-Regiment v. Heathcote 6 Thlr. Vom Landesältesten Freiherrn v. Rothkirch und Panthen auf Rothkirch 25 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinschen Oberst-Lieutenant a D. du Trossel zu Schwerin 1 Frd'or. Vom Landrath Freiherrn von Scherr-Thoß zu Pleß 1 Frd'or. Vom Königl. Baierischen erblichen Reichsrath und Standesherrn Grafen Franz Carl zu Ortenburg auf Schloß Tambach 2 Frd'or. Vom Hauptmann im 2. Brandenburg. Grenadier-Regiment (Nr. 12) v. Grevenitz 5 Thlr. Vom Landrath v. Kröcher zu Gardelegen 10 Thlr. Vom Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps v. Krosigk 5 Thlr. Vom Fürsten Heinrich LXXIV. Reuß auf Jänkendorf 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Erdmannsdorff auf Moschen 20 Thlr. Vom Hauptm. a. D. Otto v. Jastrow zu Berlin 5 Thlr. Vom Grafen Joh. zu Stolberg-Wernigerode auf Altenhagen 25 Thlr. Vom Generallieutenant a. D. v. Brandenstein zu Berlin 5 Thlr. Vom Major a. D. Kraker v. Schwarzenfeld auf Prittag 5 Thlr. Vom Landschafts-Director v. Gralath auf Sulmin 10 Thlr. Vom Major im 5. Rheinischen Inf.-Rgt. (Nr. 65) Freiherrn v. Puttkamer 2 Thlr. Vom Rittmeister a. D. v. Alvensleben auf Wittenmoor 25 Thlr. Vom Kammerjunker Grafen v. Schwerin auf Göhren 20 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer, Mitglied des Herrenhauses v. Below auf Hohendorf 200 Thlr. Vom Major u. Geh. Legations-Rath a. D. v. Küster auf Lomnitz 20 Thlr. Vom Fürstl. Schwarzb. Rudolstadtschen Oberstallmeister v. Hopfgarten zu Rudolstadt 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. d. Groeben auf Groß-Klingbeck 15 Thlr. Vom Prem.-Lieut. im 2. Landw. Dragoner-Regiment Grafen v. Hardenberg auf Lietzen 2 Frd'or. Vom Maj. a. D. v. Rohr auf Dannenwalde 10 Thlr. Vom Hauptmann und Landrath a. D. v. Zychlinski zu Meseritz 10 Thlr. Vom Appellationsgerichts-Rath v. Brandenstein zu Frankfurt a. O. 10 Thlr. Vom Rittmeister und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Georg von Preußen, Grafen v. Perponcher-Sedlnitzky 25 Thlr. Vom Prem.-Lieut. a. D. und Rittergutsbesitzer v. Glasenapp auf Grünwald 10 Thlr. Vom Major a. D. v. Görtzke auf Groß-Beuthen 10 Thlr. Vom Landrath a. D. v. Froreich zu Wolmirstedt 10 Thlr. Vom Wirkl. Geh. Rath und Gesandten im Haag Grafen von Königsmarck 25 Thlr. Vom Hauptmann im 1. Magdeburgischen Landw.-Rgt. (Nr. 26) v. Bönn zu Stendal 6 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Wilamowitz-Möllendorff auf Markowitz 5 Thlr. Vom Ero-Jägermeister in der Kurmark Brandenburg v. Jagow auf Rühstädt 20 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Salisch auf Jeschütz 15 Thlr. Vom Kaiserl. Oesterr. Hauptmann im Geniestabe, Frhr. v. König zu Salzburg 3 Thlr. Vom Major a. D. und Landschafts-Rath v. Knobelsdorff-Brenkenhoff auf Schmelzdorf 2 Thlr. Vom Fürsten Adolph zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg 5 Frd'or. Vom Major aggr. der Brandenb. Artillerie-Brigade (Nr. 3.) v. Scheliha zu Frankfurt a. M. 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Gersdorff auf Seevorwerk 10 Thlr. Vom Kammerherrn v. Eisner auf Pilgramsdorf 10 Thlr. Vom Königl. dänischen Wirkl. Geh Rath Grafen Otto v. Blome auf Schloß Salzau 20 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 3918 Thlr. 25 Sgr. 6 Pf. (Fortsetzung folgt.)

Expedition: Kronenstraße 21. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 6. **Berlin, den 7. November 1860.** **Nr. 6.**

Das Johanniter-Ordens-Krankenhaus zu Jüterbog.

Das Krankenhaus des Johanniter-Ordens zu Jüterbog hat am 1. Oktober d. J. sein fünftes Jahresfest gefeiert. Da dieß Haus das erste ist, welches nach der Reorganisation des Ordens den Kranken geöffnet wurde; da es auf dem ersten Grundstück steht, welches der Orden wieder erworben hat, nachdem ihm alle seine Güter verloren gegangen waren, werden vielleicht einige Notizen über das fünfjährige Bestehen dieser Anstalt nicht ohne Interesse sein.

Die Begründung derselben fand Schwierigkeiten durch die dazu erforderlichen Mittel. Der Orden, der keine anderen Einkünfte als die Beiträge seiner Mitglieder hat, konnte nur einen Theil davon beschaffen, es mußten daher andere Corporationen dafür interessirt werden. Dazu wirkte für den gegenwärtigen Fall sehr thätig der Landrath des Jüterbog-Luckenwaldeschen Kreises, Geheime Regierungsrath Hauschteck. Seinem Eifer ist es wesentlich zu verdanken, daß die Ritterschaft, die Landgemeinen und die Stadt Jüterbog etwa die Hälfte der Kosten, welche die Erwerbung des Grundstücks, der Bau und die Einrichtung des Hauses erfordert haben, aufbrachten. Die ersten Kranken übernahm dasselbe aus Bethanien, wo die Brandenburgische Genossenschaft bisher sechs Betten unterhalten hatte, und anfangs mehrten sich dieselben nur langsam. Im Allgemeinen ist die Abneigung gegen Krankenhäuser sehr groß; man pflegt sie wohl in eine Klasse mit Zucht- und Armenhäusern zu setzen, und nicht ganz mit Unrecht, denn viele geben leider das Bild solcher Zwangs-Anstalten. Von der auf's Zarteste und Sorgsamste durch Diaconissen um Gottes Willen geübten Pflege, wie die Häuser des Ordens sie sich zur Pflicht machen, konnte man bisher in unseren Landen fast nur in Bethanien eine Anschauung bekommen; wenige hatten und haben noch jetzt davon einen Begriff. Aber nach und nach wuchs das Vertrauen und dadurch die Frequenz, so daß oft die vorhandenen 23 Betten nicht haben ausreichen wollen. Aber weit über den Kreis hinaus ist doch die Wirksamkeit des Hauses nicht gegangen, die vorhandenen Vorurtheile sind nur durch die unmittelbarsten Erfahrungen besiegt worden. Selbst angrenzende Kreise haben nie einen Kranken geschickt, obgleich das Bedürfniß bei ihnen nicht geringer war als in der näheren Umgebung des Jüterboger Hauses. Es gehört aber ein tieferes Eingehen auf die Zustände der Leidenden dazu, um sie zu vermögen, von der dargebotenen Hülfe Gebrauch zu machen, und dazu fehlte es bisher an den Organen. Diese haben wir jetzt durch die in allen Landestheilen verbreiteten Johanniter-Ritter. Sie werden ihre Pflicht zu erfüllen wissen und dafür Sorge tragen, daß nicht allein immer mehr Krankenhäuser entstehen, sondern daß diese auch überall benutzt werden. Daß dieß in Jüterbog der Fall gewesen ist, geht aus folgenden Zahlen hervor:

In den fünf verflossenen Jahren sind 231 Kranke, worunter viele in sehr hoffnungslosen Zuständen, ja halb sterbend waren, aufgenommen worden, viele lagen und liegen noch an schleichenden und nur nach langer Zeit heilbaren Uebeln darnieder. Davon sind:

geheilt entlassen worden . . .	147
gebessert	21
ungeheilt	26
gestorben	22
noch in der Behandlung . . .	15

dazu sind 30817 Verpflegungstage verwendet worden. Jeder Verpflegungstag hat durchschnittlich 10 Sgr. $4^3/_{20}$ Pf. gekostet, während die zu zahlenden Verpflegungskosten nach den Mitteln der Aufgenommenen von $7^1/_2$ bis $2^1/_2$ Sgr. abgestuft und 9192, also fast ein Drittheil der Verpflegungstage, ganz unentgeldlich geleistet wurden. Dadurch ist ein Zuschuß aus der Kasse der Genossenschaft von 7797 Thlr. 2 Sgr. 2 Pf. nöthig geworden.

Als das Haus erbauet wurde und es darauf ankam, recht bald etwas für die Zwecke des Ordens zu leisten, reichten die Mittel desselben nicht aus, um, wie es wünschenswerth gewesen wäre, noch den Raum für die Anlage einer Kapelle zu gewinnen, die Andachten werden daher in dem größern Männersaal gehalten, und hier fand auch die letzte Jahresfeier statt. Vor dem durch das Leidensbild des Erlösers geheiligten, mit einer von einer Freundin des Hauses gestickten und mit frischen Blumen geschmückten Altare erhob der würdige Geistliche, Oberprediger Flemming, der der Anstalt ein großer Segen ist, seine ermahnende und tröstende Stimme. Die armen Kranken in ihren Betten, diejenigen, welche dieselben hatten

verlassen können, um dem Gottesdienst beizuwohnen, und alle sonst Herbeigekommenen, welche die Nebenzimmer und den Hausflur füllten, wurden hoch erhoben durch die schönen Worte, welche der theure Seelsorger ihnen in die Herzen sprach, und mit Dank erfüllt, daß Gott dem lieben Hause bis daher so gnädig geholfen hatte. Die Theilnahme, welche demselben jetzt bezeigt, und die Hülfe, welche ihm geleistet wird, ist sehr erfreulich und wohlthätig. Nächst dem Oberprediger Flemming, der demselben seine treuen Dienste ganz unentgeldlich widmet, führt der Kreisgerichtsrendant Martin die Rendantur und die bei Einziehung der Beiträge nicht immer erfreuliche Correspondenz, ohne dafür die allermindeste Entschädigung anzunehmen, mit der musterhaftesten Pünktlichkeit. Auch der Kreisphysikus Dr. Krebs, der sich durch große Geschicklichkeit und schöne Erfolge bei der Behandlung der Kranken bewährt, hat seine Hülfe während der ersten zwei Jahre ganz unentgeldlich geleistet.

Die vorstehenden Nachrichten mögen beitragen, zu beweisen, daß der Orden erhebliche Resultate nur dann erlangen kann, wenn er zu seinem Zwecke noch andere Kräfte als die seinigen zu erwecken weiß. Bei der größten Opferwilligkeit seiner Mitglieder würde er wenig vermögen, wenn er Alles aus eigenen Mitteln beschaffen wollte. Seine Aufgabe ist vielmehr: überall anregend die christliche Barmherzigkeit zu beleben, und wo Hülfe nöthig ist, die Werke in die Hand zu nehmen oder dabei eifrig mitzuwirken. Wenn dann der Segen Gottes hinzutritt, kann ihm eine reiche Zukunft erblühen, wozu jetzt nur erst geringe Anfänge vorhanden sind.

A. v. R.

Die Christen in Syrien und der Johanniterorden.

Wenn irgend etwas Großes und Erhabenes die Welt erleuchtet, so erheben sofort Neid, Haß und Verfolgung ihre giftigen Waffen dagegen. So war es auch mit dem Christenthum, dem Größten und Erhabensten, das da war und das da sein wird. — Von dem Augenblicke an, wo die milde Lehre Christi wie ein freundlicher Stern aufging mitten in dem Dunkel des Unglaubens und der Trostlosigkeit aller Verhältnisse, von dem Augenblicke an, wo die Religion der Liebe sich strahlend erhob über die Religionen des Hasses und der Selbstsucht, wurde das neue Glaubens-Meteor auch verfolgt mit allen Waffen, die dem mächtigen Heidenthum den Christen gegenüber zu Gebote standen. Die Hauptsächlichsten dieser verderblichen Heimsuchungen der Lehre Jesu bezeichnet die Geschichte mit dem Namen der Christenverfolgungen, deren sie im Ganzen zehn angiebt, und die sämmtlich im römischen Reiche stattfanden, das damals identisch mit der bekannten Welt war. Die erste dieser Christenverfolgungen fand nur in der Stadt Rom selbst statt; die zweite unter Domitian erstreckte sich schon bis Kleinasien, wo auch größtentheils die dritte unter Trajan ihre Grausamkeiten übte. Die vierte unter Marc-Aurel verheerte im Jahre 177 die neuen Christengemeinden in Gallien, während die fünfte um 192 unter Septimius Severus durch das Gesetz, daß Niemand zum Christenthum übertreten dürfe, das ganze römische Reich mit unerhörten Greueln überzog. Die sechste Verfolgung unter Maximin im Jahre 235 erstreckte sich eigentlich nur auf Geistliche und Gelehrte; die siebente, unter Antoninus Pius und Decius, beabsichtigte eine völlige Ausrottung aller Christen und glich der fünften in Bezug auf die unerhörten Grausamkeiten, die dabei verübt wurden. Die achte Verfolgung unter Valerian erstreckte sich wiederum nur auf einige Häupter des Christenthums, während die neunte, im Jahre 274, durch den Tod ihres Urhebers, des Kaisers Aurelian, im Keime stecken blieb. Die zehnte und letzte Verfolgung unter Diocletian jedoch, überzog im Jahre 303 das Christenthum mit dem unsäglichsten Elend, das es bis zum Jahre 311 ertragen mußte. Hiermit war jedoch der Leidensbecher der Christen unter römischer Herrschaft geleert, und nach Jahrhunderte langem Märtyrerthum brach sich nun der Sieg des Glaubens mächtig und strahlend Bahn, indem schon Konstantin der Große durch das Toleranzedict von Mailand im Jahre 312 den Christen völlig freie Ausübung ihrer Religion verhieß und kurze Zeit darauf selbst zum Christenthum übertrat und seinen neuen Glauben zur Staatsreligion im römischen Reiche machte. Obgleich nun die Christenverfolgungen in Rom aufgehört hatten, so dauerten doch die Anfeindungen und Bekämpfungen der neuen Lehre noch fort bis in unsere neueste Zeit hinein, und die Christen hatten namentlich noch im Perser- und Vandalen-Reiche, sowie in Japan, China und noch in den Jahren 1837—39 in Cochinchina und Tonkin die allerschwersten Drangsale zu bestehen.

Nachdem Kaiser Konstantin der Große die dunkle Grotte, die das Grab des Erlösers bezeichnete, mit einer prächtigen Kuppel hatte überwölben lassen, und nachdem seine Mutter, die hochbetagte heilige Helene, ihrem frommen Glaubensdrange folgend, noch nach Jerusalem gezogen war, wurden die Wallfahrten zu dem Grabe des Heilands immer stärker und die abendländischen Christen fanden bei ihren Brüdern in Jerusalem gastliche Aufnahme und einen ungestörten Aufenthalt. Nach dem Tode des abassidischen Khalifen Harun-al-Raschid jedoch, wurde die Ruhe der Christen in Jerusalem immer bedrohlicher gefährdet, bis unter dem Khalifen Hakim (996—1021) das gräßlichste Elend über die Christen in Syrien und Palästina hereinbrach, und diese Christenverfolgung ist es hauptsächlich, welcher der Johanniterorden seine Entstehung zu verdanken hat. — Obgleich nämlich unter Hakims Nachfolgern die Geißel mit etwas weniger Grausamkeit über den Bekennern des Christenthums geschwungen wurde, so erschwerte doch das noch immer bestehende Gesetz: daß während der Nacht keine christlichen Pilger in Jerusalem beherbergt werden dürften, die Wallfahrten auf das Allerempfindlichste, namentlich da die, vor den Thoren übernachtenden Christen den fortwährenden Räubereien und Plünderungen der umherstreifenden Araberhorden ausgesetzt waren.

Diese Noth war es, welche im Jahre 1048 die italienischen Kaufleute aus Amalfi, zur Gründung jenes Hospitals bewog, das bald darauf der Keim und die Wiege des Krankenpfleger-Ordens der Hospitaliter ward, der dann später, um sein Hospital zu schützen, auch zum

Schwerte griff, und unter dem Namen des Johanniterordens, Jahrhunderte lang den immer mächtiger anwachsenden Islam mit seinen ehernen Armen bekämpfte und besiegte.

Den Christenverfolgungen in Syrien hat also der Johanniterorden seine Entstehung zu verdanken, und deshalb müssen noch heute seine Blicke vorzugsweise den Orten zugewendet sein, wo er geboren ward, wo er seine reine und unbefleckte Jugend verlebte, unter dem Schutze seiner Mutter, der christlichen Liebe, und wo er zum thatenreichen Manne heranreifte und zum deckenden Schild seiner bedrängten Glaubensbrüder ward.

Die Hauptaufgabe des Johanniterordens war von Anfang an: Geleitung der Pilger zum heiligen Grabe und Beschützung derselben im heiligen Lande. Diese Aufgabe hat der Johanniterorden erfüllt, bis er erst, der colossalen Uebermacht nachgebend, nach Cypern, dann nach Rhodos, dann nach Malta zurückweichen mußte, bis die über Europa hereinbrechenden Revolutionen seine alten Institutionen über den Haufen warfen und ihn einer veränderten Form seiner Bestimmung entgegenführten. Welches aber die veränderte Form seiner Bestimmung immer sein oder in Zukunft werden möge, nach Jerusalem müssen stets und vorzugsweise die Blicke des Ordens gerichtet sein, zu den Marken der Christenheit muß sich die Hauptkraft seines Wirkens wenden, wie es im frühen Mittelalter geschah; hier unter uns muß gesammelt, dort aber muß gespendet werden. Die Krankenhäuser der Balley und der Genossenschaften stiften vielen Segen und erleichtern den Gemeinden wesentlich die oft drückende Sorge für ihre armen Kranken; aber hier in unserem trefflich civilisirten Lande ist die Hülfe des Ordens immerhin nicht von dem Belang und von der außerordentlichen Wichtigkeit, wie dort in Syrien und Palästina, wo unsere Glaubensbrüder noch heute unter dem Drucke der Ungläubigen seufzen wie ehedem, wo der schmutzige Islam mit frecher Hand in das Heiligthum der christlichen Familien greift, es verhöhnt, verspottet und es schändet, wo er Hunderte von fleißigen Familien durch Raub, Brand und Mord an den Bettelstab und in das verzweiflungsvollste Elend bringt, und wo er durch seine bestialische Frechheit Wunden schlägt, die nie zu heilen sind auf Erden. Dort schreit die Noth, dorthin gehört die Hülfe, und, um wirksam zu helfen, müssen alle Mittel angestrengt, die Kraft in unserer Balley nicht zersplittert werden; denn nur mit großen, auf einen Punkt concentrirten Mitteln wirkt man Großes und schafft man durchgreifende Hülfe. — Was der Johanniterorden war, muß er wieder werden, wenn auch in veränderter Form: ein Schild und Schutz der bedrängten Christenheit, da, wo sie keine andere Hülfe hat, wo sie verzweifelnd umherschaut nach einem Retter aus dem Elend, nach einer Hand, die sich schützend über sie breitet. An die Marken der Christenheit gehört vorzugsweise der Johanniterorden, dort wird er den meisten Segen spenden, dort wird er nicht allein ein Asyl für das bedrängte Christenthum, sondern auch ein Schutzort für Reisende, ein Beförderer von Wissenschaft und Kunst, ein Vorposten der Civilisation sein. — Diese Aufgabe und die Lösung derselben hat aber die Balley Brandenburg auch nie aus dem Auge gelassen: Nachdem die Balley Brandenburg, laut Kabinetsordre vom 15. October 1852, von Seiner Majestät dem König Friedrich Wilhelm IV. wieder aufgerichtet worden war, lenkte Seine Königliche Hoheit der Durchlauchtigste Herrenmeister bald seine Blicke nach dem Orient, und machte Versuche, die Ruinen des alten Johanniter-Convents zu Jerusalem durch Kauf in den Besitz der Balley zu bringen. Da jedoch alle Anstrengungen, dieselben zu erwerben, an den hartnäckigen Weigerungen der türkischen Behörden scheiterten, trat Seine Königliche Hoheit, von dem Wunsche beseelt, das Johanniterkreuz wieder in der heiligen Stadt aufzupflanzen, mit dem „Jerusalemer-Collecten-Fond" zu Berlin in Unterhandlungen, und am 11. März 1858 waren dieselben soweit gediehen, daß das dem genannten Fond gehörige kleine Hospiz, das in der Nähe des heiligen Grabes und der Ruinen des Johanniter-Pallastes dicht neben dem preußischen Consulate liegt, von dem 1. April des genannten Jahres an, auf Kosten der Balley verwaltet und zur Aufnahme reisender Handwerker und Pilger bestimmt wurde. In diesem Hospiz hat sich nun bereits ein segensreiches Feld der Thätigkeit eröffnet; aber dasselbe ist leider immer noch viel zu klein für das Bedürfniß, das namentlich in der neuesten Zeit, wo die bekannten Christenverfolgungen wieder in erschreckender Weise in Syrien begannen, riesengroß anwuchs. Diesem Bedürfniß auch nur in geringem Maße abzuhelfen, reichten die Mittel des Ordens, die von den Kranken- und Siechenhäusern, die er gegründet, fast gänzlich in Anspruch genommen werden, lange nicht aus, so daß Seine Königliche Hoheit der Herrenmeister, um die herzzerreißende Noth der Christen in Syrien zu mildern, einen Aufruf an die gesammte Johanniterschaft der Balley Brandenburg erließ und außerordentliche Beisteuern verlangte, wie sie auch stets, in Zeiten der Gefahr und großen Noth, im Orden gebräuchlich gewesen sind. Wie die drei letzten Nummern des Johanniter-Blattes darthun, sind die Ritter dem Aufruf Seiner Königlichen Hoheit auch auf das Bereitwilligste nachgekommen, und es steht zu erwarten, daß bei fortgesetzt einlaufenden Beiträgen, sich der Orden bald im Besitz einer Summe sehen wird, mit der unseren unglücklichen Glaubensbrüdern schon eine namhafte und fühlbare Hülfe wird geleistet werden können. — Der Geist des Johanniterthums ist also wieder mächtig hingezogen worden zu den Stätten seiner Geburt und seines ersten Wirkens auf dem Felde christlicher Demuth, Liebe und Barmherzigkeit; möge dieser Zug noch immer sympathischer, noch immer stärker werden, damit der neuerweckte Johanniterorden, der mit Nichts angefangen, wie einst die bescheidenen Hospitaliter zu Jerusalem, wie Diese, wieder eine mächtige und wahrhafte Stütze werde an den Marken der Christenheit, wo die Noth am größten ist.

In der heimischen Erde gedeiht der Baum am besten, und unserem Orden ist die schönste Stelle zu Theil geworden. Gepflanzt auf dem Grabe des Erlösers der Menschheit hat er dadurch unsterbliche Wurzeln getrieben.

A. v. W.

Der Hospitalarius von Corvey.

Der fleißige Herr Mooyer, dem die deutsche Geschichtsforschung durch seine Bearbeitung der Nekrologien, durch sein Verzeichniß der deutschen Bischöfe und durch gründliche genealogische Forschungen zu großem Danke verpflichtet ist, nenntden Edlen Ludolf II. von Holte (Stammtafel der Dynasten von Holte in den Mittheilungen des historischen Vereins zu Osnabrück IV.) einen: „Johanniter-Ordens-Ritter in Corvei.“ Dies beruht jedoch auf einem Mißverständniß. Eine Urkunde von 1284 des Abtes Heinrich von Corvei führt nämlich unter den Zeugen vor dem Abte Mauritius von Amelunxborn verschiedene geistliche Würdenträger auf, nämlich einen praepositus, prior, custos, *hospitalarius* und porturius (Falke cod. trad. Corbej. p. 902), die augenscheinlich sämmtlich dem Convente des berühmten Benediktinerklosters Corvei angehören. Ludolf, aus dem Geschlecht der Edlen v. Holte, der hier als Hospitalarius bezeichnet wird, war nämlich der Spittler, welcher die Oberaufsicht über das Hospital des Klosters hatte, nicht aber ein Johanniter-Ordens-Ritter in Corvey (ibid. IV 285), wo es niemals Johanniter-Ritter gegeben hat. L. v. L.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Rittergutsbes. v. Prittwitz-Gaffron gen. v. Kreckwitz auf Hennersdorf 10 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. v. Roulet zu Neuenburg 12 Thlr. Vom Hauptm. a. D. v. Lepel auf Wiek 25 Thlr. Vom Herzogl. Anhaltischen Kammerherrn v. Kemnitz zu Bernburg 12 Thlr. Vom Prinzen Adolph zu Bentheim-Tecklenburg auf Schloß Clarholz 5 Thlr. Vom Landrath v. Benckendorff und v. Hindenburg zu Marienburg 10 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. v. Born auf Sienno 10 Thlr. Vom Prinzen Ferdinand zu Schönaich-Carolath zu Saabor 16 Thlr. Vom Oberst u. Inspecteur der 1. Festungs-Inspection v. Schweinitz 5 Thlr. Vom Hauptm. a. D. u. Landesältesten v. Prittwitz auf Casimir 2 Frd'or. Vom Kaiserl. Russ. Hofrath u. 1. Legations-Secretair Frhrn. v. Campenhausen zu Kopenhagen 15 Thlr. Vom Landesältesten v. Heydebrand und der Lasa auf Naßadel 5 Thlr. Vom Herzogl. Sachsen-Meiningenschen Oberschenk Freih. v. Lassert auf Dammeretz 10 Thlr. Vom Kammerherrn v. Selchow auf Rudnick 10 Thlr. Vom Rittmeister u Landesältesten v. Jordan auf Schönwald 10 Thlr. Vom Landrath Burggrafen und Grafen zu Dohna zu Sagan 5 Thlr. Vom Königl. Sächs. Ober-Ceremonienmeister und Geheimen Rath a. D. v. Preuß zu Dresden 4 Napoleond'ors. Vom Großherzogl. Mecklenb. Schwerinsch. Oberschenk u. Kammerherrn a. D. v. Lützow zu Schwerin 5 Thlr. Vom Landschaftsrath v. Müllern auf Soßnow 5 Thlr. Vom Commendator, Ober-Regierungs-Rath v. Haesten zu Arnsberg 10 Thlr. Vom Rittmeister a. D. v. Ködritz auf Sürchen 10 Thlr. Vom Freiherrn Ewald v. Ungern-Sternberg auf Großenhoff 25 Thlr. Vom Major im Leib-Grenadier-Regiment (1. Brandenb. Nr. 8) v. Jena 2 Thlr. Vom Rittergutsbes. Freih. v. Eller-Eberstein auf Putthorst 10 Thlr. Vom Königl. Bayer. Kämmerer Freih. v. Gemmingen-Hagenschies auf Schloß Bessenbach 20 Thlr. Vom Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps Grafen Theodor zu Stolberg-Wernigerode 5 Thlr. Vom Hauptmann und Rittergutsbesitzer v. Pachelbl-Gehag auf Zimkendorf 2 Frd'or. Vom Fürstl. Schwarzburg-Rudolstadtischen Kammerherrn und Geh. Kammer-Rath a. D. Freih. v. Kittelhodt zu Rudolstadt 1 Frd'or. Vom Regierungs-Vice-Präsidenten Freih. v. Mirbach zu Posen 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Zitzewitz auf Bärenwalde 10 Thlr. Vom Geh. Justiz-Rath a. D. v. Unzer zu Berlin 3 Thlr. Vom Königl. Hannoversch. Forstmeister a. D. v. Reden auf Morsleben 25 Thlr. Vom General-Feldmarschall ꝛc. Freih. v. Wrangel 2 Frdr. Vom Königl. Bayer. Kämmerer Freih. Ernst v. Dörnberg zu Regensburg 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer von Parpart auf Wybez 25 Thlr. Vom Major im Generalstabe des 7. Armee-Corps Freih. v. Diepenbroick-Grüter 5 Thlr. Vom Königl. Bayer. Generallieut. und General-Command. v. Flotow zu Würzburg 20 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Lieres u. Wilkau auf Pasterwitz 5 Thlr. Vom Generalmajor a. D. Grafen Finck v. Finckenstein zu Berlin 16 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. u. ersten Kammerh. Ihrer Majestät der Königin Grafen Finck v. Finckenstein zu Berlin 16 Thlr. Vom Grafen Adalbert zu Waldeck und Pyrmont auf Schloß Bergheim 5 Thlr. Vom Fürstl. Schwarzburg-Sondershausenschen Oberstallmeister v. Wurmb zu Sondershausen 3 Frdr. Vom Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D. Freih. v. Heyking auf Abellischken 25 Thlr. Vom Ritterschafts-Rath v. Rohr auf Wolletz 1 Frdr. Vom Kammerherrn Grafen v. Hopfgarten zu Erfurt 6 Thlr. Vom Kammerherrn Hauptmann u. Adjutanten Sr. Durchlaucht des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt Freih. v. Schauroth 5 Thlr. Vom Oberstlieut. u. Commandeur des Brandenburg. Dragoner-Regimts. (Nr. 2.) v. Treskow 1 Frdr. Vom Rittergutsbes. v. Sydow auf Beyditten 10 Thlr. Vom Staatminister a. D. Grafen v. Arnim-Boytzenburg zu Berlin 25 Thlr. Vom Premierlieut. a. D. und Gutsbesitzer Freih. Sinner von Wattenwyl-Landshut auf Schloß Landshut 60 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Benckendorff und v. Hindenburg-Neudeck auf Langenau 100 Thlr. Vom Großherzogl. Badischen Generallieut. a. D. Freih. Röder v. Diersburg zu Baden-Baden 10 Thlr. Vom Staatsminister a. D. v. Westphalen zu Berlin 10 Thlr. Vom Oberst a. D. v. Alvensleben zu Berlin 3 Thlr. Vom Major a. D. v. Schmeling zu Berlin 5 Thlr. Vom Geh. Ober-Regier.-Rath a. D. von Mussow auf Rohr 20 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Spiegel auf Dammer 5 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Flemming auf Böck 3 Thlr. Von Ungenannt aus Berlin 3 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Behr-Negendank auf Semlow 50 Thlr. Vom Major im Generalstabe der 2. Garde-Infant.-Division v. Krosigk 10 Thlr. Vom Major a. D. und Ritterschafts-Director v. Winterfeld auf Damerow 50 Thlr. Vom Kammerjunker Freih. v. Rothkirch u. Trach auf Panthenau 25 Thlr. Vom Herrschaftsbesitzer Freih. Constantin v. Rosen zu Dresden 10 Thlr. Vom Generallieutnant a. D. v. d. Heyde zu Schweidnitz 3 Thlr. Vom Oberstlieutnant a. D. v. Knobloch zu Stolp 12 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenb.-Schwerinschen Geheimen Rath u. Gesandten v. Hopfgarten zu Berlin 5 Thlr. Vom Kreis-Deputirten Freih. v. Sobeck auf Krudow 10 Thlr. Vom Prem.-Lieut. a. D. und Rittergutsbes. v. Hennigs auf Techlin 5 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. Grafen v. Hardenberg auf Neu-Hardenberg 50 Thlr. Vom Forstmeister v. Werder zu Frankfurt a. O. 1 Frd'or. Vom Brunnen-Polizei-Director a. D. Freiherrn v. Richthofen zu Schweidnitz 5 Thlr. Vom Rittmeister a. D. Grafen Bolko zu Stolberg-Wernigerode zu Schlemmin 20 Thlr. Vom Fürstlich Reußischen Canzler und Regierungs-Präsidenten a. D. Freiherrn v. und zu Mannsbach zu Raumburg a. d. S. 5 Thlr. Vom Landschafts-Deputirten v. Hagen auf Langen 10 Thlr. Vom Hauptmann und Landrath a. D. v. Hellermann auf Cargin 9 Thlr. Vom Fürsten und Herrn zu Putbus 100 Thlr. Vom Wirkl. Geh. Rath von Krosigk zu Merseburg 25 Thlr. Vom Herzogl. Anhaltischen Kammerherrn und Regier.-Forstrath von Saldern zu Dessau 5 Thlr. Vom General-Landschafts-Rath v. Heyden auf Carlelow 10 Thlr. Vom Major a. D. von Rauchhaupt zu Halle a. d. S. 1 Frd'or. Von „einem Johanniter-Ritter, dessen größter Segen 11 Kinder sind“, 4 Thlr. 15 Sgr. Vom Oberstlieutenant und Commandeur des 4. Westphälischen Infanterie-Regiments (Nr. 17.), v. Dewitz 3 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 5167 Thlr. 20 Sgr. 6 Pf. (Fortsetzung folgt.)

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Tedebur.

Nr. 7. Berlin, den 14. November 1860. Nr. 7.

Insignien und Uniform des Johanniter-Ordens der Balley Brandenburg.

Als Markgraf Albrecht der Bär von seiner Reise nach Jerusalem, im Jahre 1160, die ersten Templer und Johanniter nach den Marken brachte und Letzteren noch in demselben Jahre die Kirche zu Werben mit sechs Hufen Landes schenkte, behielten die Ritter, ohne allen Zweifel, sowohl das ritterliche Kleid als den mönchsartigen Hospital- und Hausanzug bei. Wie lange die Johanniter sich jedoch in den Marken ihrer Ordenstracht bedienten, ist schwer zu ermitteln; jedenfalls verschwand dieselbe in jener Zeit, wo Harnisch und Lanze abgelegt wurden, und wo die bürgerliche Tracht anfing die ritterliche zu dominiren. — So viel ist gewiß, daß in früheren Zeiten die Ritter der Balley Brandenburg nur ihre resp. Militair- oder Civiluniformen trugen und als Ordenszeichen nur den schwarzen Rittermantel, wie er noch heute gebräuchlich ist, sowie die Halsdecoration. — Erst im Jahre 1745 erhielten, auf die Bitte des Herrenmeisters Prinzen Friedrich Karl Albrecht, die Commendatoren die leinenen Kreuze auf den Röcken, wie dieselben im vergrößerten Maaßstabe bisher nur auf den Rittermänteln von sämmtlichen Ordensmitgliedern getragen worden waren. Außerdem datirt sich erst aus demselben Jahre die goldene Königskrone, wie sich dieselbe jetzt auf den Ordenskreuzen der Rechtsritter befindet. Die Kabinets Ordre Friedrichs des Großen lautet darüber folgendermaßen:

„Von Gottes Gnaden Friedrich, König in Preußen ꝛc. Unsere Freundschaft, und was Wir mehr Liebes und Gutes vermögen, zuvor. Hochwürdiger, Durchlauchtigster Fürst, freundlich, lieber Vetter! Wir tragen gar kein Bedenken, die gebetene Concession zum Gebrauch der leinenen Kreutze vor die Commendatores, und einer Königlichen Krone auf dem goldenen Kreutze vor die Ritter des Ordens ausfertigen zu lassen; Gestalt denn Ew. Liebden diese Akte hierneben empfangen. Und wir verbleiben übrigens Deroselben zur Erweisung angenehmer Gefälligkeiten stets bereit.

Gegeben Berlin, den 23. Februar 1745.

Ew. Liebden freundwilliger Vetter
Friedrich.
Gr. v. Podewils."

Auf einem am 10. August gehaltenen Kapitel wurde ein abermaliges Gesuch an den König beschlossen, laut welchem er gebeten wurde, daß die investirten Ritter, wie zu Heitersheim und Malta, außer dem goldenen Kreuz am Halse und dem leinenen auf dem Rittermantel, noch auf dem Rock ein leinenes Kreuz tragen dürften, wie dies bereits den Commendatoren im Jahre 1745 gestattet worden war.

Diese Bitte wurde bereits wenige Tage darauf, laut Kabinetsordre vom 17. August 1764 vom Könige Friedrich dem Großen genehmigt.

Was die Einführung der noch heute bestehenden Johanniter-Uniform in die Balley Brandenburg betrifft, so datirt dieselbe erst vom 28. April 1787, an welchem Tage folgendes Publikandum in den Berliner Zeitungen erschien:

„Da Seine Königliche Majestät, als höchster Protektor des Johanniter-Malteser-Ordens der Balley Brandenburg, mittelst Allerhöchster Kabinets-Ordre vom 27. dieses, die Tragung der Ordens-Kleidung zu genehmigen geruht, so haben demgemäß Se., des Herrenmeisters Prinzen Ferdinand von Preußen, Königliche Hoheit, mit Beistimmung eines hochwürdigen Kapitels Folgendes festgesetzt:

1) Soll die Kleidung der Herren Commendatoren und investirten Ritter bestehen: aus einem rothen Kleide mit weißem Etamin gefuttert, mit weißen tuchnen runden Aufschlagärmeln mit drei Knöpfen, weißem tuchenem Kragen, nebst dergleichen Klappen bis in die Taille, auf jeder zehn Knöpfe, welche vergoldet sind und worauf sich ein weißes Ordenskreuz befindet, ingleichen goldene Epauliers, ferner weißen Unterkleidern, einen Degen mit Portepee von Gold und carmoisinrother Seide, auch einen Cordon auf dem Hut."

Nach der Aufhebung der Balley Brandenburg wurde durch König Friedrich Wilhelm III. am 23. Mai 1812 der „Königlich Preußische St. Johanniter-Orden" gestiftet und in Bezug auf Uniform und Decoration folgendes bestimmt:

„Die Insignien des Ordens sollen bestehen: in einem goldenen, achtspitzigen, weißemaillirten Kreuz, ohne die bisherige große Krone darüber, in dessen vier Winkeln der mit einer goldenen Krone gekrönte Königlich Preußische schwarze Adler sich befindet, und welcher an einem

schwarzen Bande um den Hals getragen wird, desgleichen in einem auf der linken Seite des Kleides befindlichen weißen Kreuz.

Die Uniform besteht aus einem rothen Rock; der Kragen, die Aufschläge, das Unterfutter, die Weste und die Unterkleider sind weiß. Auf Kragen und Aufschlägen befinden sich goldene Litzen. Der Rock hat goldene Epaulets. Die Knöpfe sind gelb, und das Kreuz des Ordens ist auf denselben befindlich."

Bei der Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg wurden die Mitglieder des Ordens in Rechts- und Ehrenritter getheilt. — Die Ehrenritter behielten die Uniform des Königlich Preußischen St. Johanniter-Ordens und trugen die Halsdecoration, wie sie vorhin beschrieben; die Rechtsritter dagegen trugen den schwarzen Rittermantel, auf der rothen Uniform keine Stickerei und weiße Rabatten und an dem Beinkleid einen goldenen Streifen. Die Halsdecoration hatte goldene Adler mit der Königskrone darüber. DieCommendatoren trugen den Rittermantel, anstatt von Seide, von schwarzem Moirée, und ein größeres leinenes und goldenes Kreuz. —

Die Rechtsritter-Uniform der Johanniter-Malteser (Chevaliers de justice) ist der unsrigen ganz ähnlich, nur daß bei jenen die Halsdecoration über der Königskrone noch goldene Trophäen hat. Die Uniform der Ehrenritter (Chevaliers de grace) ist wie die unserer Rechtsritter, nur daß Kragen, Aufschläge und Rabatten von schwarzem Sammet sind und die Halsdecoration fortfällt, wogegen das goldene Kreuz im verkleinerten Maaßstabe am schwarzen Bande im Knopfloch getragen wird, und auch das leinene Kreuz auf der Brust fehlt.

Die Uniform unserer Rechtsritter war auf Malta die Uniform der Galeeren; diejenige der Johanniter-Malteser-Ehrenritter war die Uniform der Schiffssoldaten.

Die Uniform der Johanniter-Ritter in Spanien ist der unserer Rechtsritter sehr ähnlich; nur existiren dort, wie auch bei den Damen des Johanniter-Malteser-Ordens, noch die Großkreuze, die das breite, schwarze Band über der Schulter tragen. A. v. W.

Zur Kunde der Ostsee-Provinzen Rußlands.

I.

Esthland, Livland und Kurland, oder wie diese Lande gewöhnlich genannt werden, „die Ostseeprovinzen Rußlands," sind seit 300 Jahren von Deutschland getrennt und gehörten seit dieser langen Zeit Schweden, Polen, und seit nunmehr 150 Jahren Rußland an, und dennoch hat sich hier deutsches Wesen und deutsche Art in einer staunenswerthen Weise erhalten. Forscht man nach dem Grund dieser Erscheinung, so läßt es sich kaum verkennen, daß es die altdeutsche, die ständische Verfassung und was um und an derselben hangt, ist, die dies bewirkt.

In den Schilderungen dieser Provinzen, die im Laufe der letzten dreißig Jahre in Deutschland erschienen, ist dieser Institutionen wohl gedacht, aber in keiner derselben sind sie näher erörtert, nach ihrem Einfluß gewürdig worden. Esthland ist geradehin ein russificirtes Land, ein Petersburger Zwittergeschöpf genannt und als solches geschildert worden,*) und doch haben sich vorzugsweise in Esthland uralte deutsche Institutionen in ungetrübter Reinheit erhalten, weil das Land von einem seinem Ursprunge und seinen Sitten und Lebensgewohnheiten nach deutschen Adel besessen, der in seinem Heimathslande das Selfgovernement übt, wie dies in keinem anderen Lande deutscher Zunge (leider) mehr der Fall ist.

Der Zweck dieser Zeilen ist, die wichtigsten dieser Institutionen in einigen Umrissen zu schildern, da sie es wohl verdienen, in weiteren Kreisen bekannt und nach Gebühr gewürdigt zu werden; zunächst den allgemeinen ordentlichen Landtag, dann das Colleg der Landräthe und die übrigen Functionen, die auf Grund der Wahlen der auf dem Landtage versammelten Ritterschaft geübt werden. Endlich sollen dann einige Notizen über den Adel Esthlands und dessen Grundbesitz folgen.

Vor allem kommt, wenn von den ständischen Institutionen Esthlands die Rede ist, der **ordentliche Landtag** der Ritterschaft in Betracht, auf ihn, als auf dem Fundament, beruhen alle übrigen. Derselbe wird nach dem von jeher bestandenen Brauch alle drei Jahre, allemal im Winter, im Ritterhause auf dem Dom zu Reval abgehalten, um alsdann die obhandenen Landes-Angelegenheiten in genaue Ueberlegung zu nehmen und die das Land betreffenden Sachen in guter Ordnung zu conserviren. — Wenn die Zeit des Landtages kommt, bespricht der Ritterschaftshauptmann mit den Landräthen aus dem Ausschuß sich wegen des Tages der Eröffnung, und wenn dieser festgesetzt, sucht er beim General-Gouverneur die Ausschreibung des Landtages nach, die mittelst eines von diesem erlassenen Patents erfolgt. Alle eingeborenen oder durch ein Indizenats-Diplom dem Gremium der Esthländischen Ritterschaft incorporirten Edelleute, welche Erb-, Pfand- oder Arrende-Güter besitzen, sind gehalten, sich am festgesetzten Tage auf dem Ritterhause einzufinden. Die unbesitzlichen Mitglieder der Ritterschaft dürfen zwar erscheinen, sind hierzu aber nicht verpflichtet und üben das Stimmrecht nicht aus.

Wer von stimmberechtigten Mitgliedern ohne erhebliche Abhaltung vom Landtage ausbleibt, zahlt eine Poen von 40 Silberrubel, wer zu spät erscheint, für jeden versäumten Tag 3 Silberrubel. — Wer ohne erheblichen Grund den Sitzungen nicht von Anfang bis zum Ende beiwohnt, zahlt für jeden Contraventionsfall 1 Silberrubel. — Wer den Landtag vor dem Schluß verläßt, zahlt für jeden Tag, an welchem er fehlt, 3 Silberrubel Strafe.

Unter Trompeten- und Paukenschall wird der Landtag Tags vor der Eröffnung durch einen Secretär des Manngerichts**) sowohl auf dem Dom als in der Stadt zu Reval männiglich feierlich bekannt gemacht.

*) Monatsblätter der Allg. Zeitung 1845, Aprilheft S. 156., in einer wahrscheinlich von Budeus herrührenden Schilderung.

**) In der Landes-Uniform, begleitet von 4 Pagen und 4 Gensd'armen und der Musik-Capelle zu Reval. Vom Ritterhause aus

Wenn am festgesetzten Tage zur bestimmten Stunde der ganze Adel sich auf dem Ritterhause versammelt, wird gewöhnlich der General-Gouverneur durch 2 Landräthe und einige Deputirte aus jedem Kreise, unter Anführung des Ritterschafts-Hauptmanns auf das Ritterhaus abgeholt und begiebt sich in das Collegium der Landräthe. Hierher führt der Ritterschafts-Hauptmann — seinen Stab in der Hand — nun die ganze versammelte Ritterschaft, die sich mit dem Gouverneur und den 12 Landräthen in die Kirche zur Anhörung der Landtags-Predigt begeben. Nach dem Gottesdienst geht der Zug wieder in Prozession von der Kirche auf das Ritterhaus, wo der Gouverneur und die Landräthe von der Ritterschaft bis in die Oberlandsgerichtsstube begleitet werden. Letztere begiebt sich aber nun sogleich mit dem Ritterschaftshauptmann hinüber in ihren Sessionssaal, und zwar ein jeder der 4 Kreise an den für ihn bestimmten Tisch.

Hierauf eröffnet der Ritterschaftshauptmann durch eine an die Ritterschaft gerichtete Rede den Landtag, erwähnt, wenn seine Wahlperiode von 3 Jahren abgelaufen, dies, dankt für das ihm geschenkte Vertrauen und bittet, aus jedem Kreise Deputirte zu ernennen, welche mit ihm dem Collegium der Landräthe seine Erlassung „einzeugen" können. — Kann die Ritterschaft den Ritterschafts-Hauptmann nicht bewegen, noch andere drei Jahre in seiner Function zu verbleiben, so wird ihm für seinen patriotischen Eifer und gehabte Mühwaltung gedankt, die erbetenen Deputirten ernannt, mit denen er sich zu den Landräthen begiebt, seine Erlassung anzeigt, seinen Staab an den Gouverneur, oder in dessen Abwesenheit an den ältesten Landrath abgiebt und um den Vorschlag von drei geschickten Personen zur neuen Wahl bittet. Die drei in „Landes-Affairen" wohlerfahrenen und das jus indigenatus unstreitig besitzenden Mitbrüder, welche das Collegium der Landräthe dann ernennt, werden durch den Secretär des Oberlandesgerichts, der zu der versammelten Ritterschaft mit dem Protocoll hinüber gesandt wird, aus selbigen verlesen und von dem Ritterschafts-Secretär in den Landtags-Receß verschrieben. Aus den so nominirten wird nun der neue Ritterschafts-Hauptmann in der Weise gewählt, daß jeder der 4 Kreise, zuerst der Harische, dann der Wierische, der Jerwsche und zuletzt der Wieckshe Kreis sich in die Kammer verfügt und dort durch Stimmzettel abstimmt. Die Vota werden sodann aus allen 4 Kreisen zusammengezählt, und wer die meisten Stimmen hat, wird zum Ritterschafts-Hauptmann gratulirt. Im Fall 2 von den Nominirten die gleiche Stimmenzahl haben, so entscheidet das Collegium der Landräthe zwischen beiden. — Niemand darf sich dieser ehrenvollen Wahl widersetzen. Würde aber Jemand solches thun und seine angebrachten Motive nicht von der alleräußersten Wichtigkeit sein, so verfällt er ohne Widerrede in eine Strafe von 200 Goldgulden. Aus der Hand des Gouverneurs oder des ältesten Landraths empfängt der neugewählte Ritterschafts-Hauptmann seinen Stab und tritt sofort seine wichtige und edele Function an. — Die Obliegenheiten derselben sind die Vertretung aller Landes-Angelegenheiten, sowohl in- als außerhalb des Landtages, die Verwaltung der Landesmittel und des Postwesens. — In Summa, der Ritterschafts-Hauptmann soll sein ein „getreuer Mund" der Ritterschaft, der ohne Ansehen der Person das gemeine Beste derselben fördert, Nachtheil und Schaden nach bestem Wissen und Können abwendet.

In außergewöhnlichen Fällen hat er mit dem Collegio der Landräthe und dem ritterschaftlichen Ausschusse Rücksprache zu nehmen.

Stirbt der Ritterschafts-Hauptmann vor Ablauf seiner Wahlperiode, oder wird durch schwere Krankheit an der Ausübung seiner Pflichten gehindert, so vertritt im ersten Falle bis zum nächsten Landtage, im zweiten bis zur Genesung, derjenige der Mitbrüder seine Stelle, den das Collegium der Landräthe und der ritterschaftliche Ausschuß hierzu ernennen.

Da häufig Gegenstände vorkommen, welche einer Vorbereitung bedürfen, bevor sie von der ganzen Ritterschaft mit Erfolg abgehandelt werden können, so erwählt jeder Kreis, nach Verlesung der Propositions- und Deliberationspunkte, 2 bis 3 in der Landes-Angelegenheit wohl erfahrene Mitbrüder zu einem Ausschuß. Der Ritterschafts-Hauptmann versammelt denselben an den Tagen, an welchen keine Plenar-Sitzungen stattfinden, um mit ihm die Propositions- und Deliberations-Punkte zu berathen und zu begutachten. Das Resultat dieser Berathungen wird dem Plenum alsdann zur weiteren Verhandlung, resp. Beschluß mitgetheilt. Diejenige Meinung, der die meisten Kreise beipflichten, oder im Fall 2 Kreise gegen 2 Kreise stimmen sollten, diejenigen, der das Collegium der Landräthe beipflichtet, wird als der endgültige Beschluß der gesammten Ritterschaft angesehen und festgesetzt.

Zu den außerhalb des Landtages vorkommenden Berathungen authorisirt die Ritterschaft einen von ihr ernannten Ausschuß, der dieselben gemeinschaftlich mit dem Collegium der Landräthe vornimmt. Ueber die Nothwendigkeit dieser Berathungen entscheidet der Ritterschafts-Hauptmann und ladet zu denselben sowohl die Landräthe, als die Mitglieder des Ausschusses ein.

Die Postulata werden aus dem General-Gouvernement bei angehendem Landtage den Landräthen und dem Ritterschafts-Hauptmann zugestellt und von Letzterem der Ritterschaft vorgetragen, die Deliberanda dagegen gehen theils vom Collegium der Landräthe, theils vom Ritterschaftshauptmann selbst aus und werden von ihm zum Vortrag gebracht, sobald die Postulata erledigt sind.

Wer beim Landtage schriftlich oder mündlich etwas anzubringen hat, richtet dies an den Ritterschafts-Hauptmann, der es nach Ermessen zum Vortrage bringt oder dies unterläßt.

Alles, was auf dem Landtage abgehandelt wird, muß nebst dem Receß dem Colleg der Landräthe bekannt gemacht werden. Die sich ergebenden Bemerkungen desselben

---

geht der Zug vor die Wohnung des präsidirenden Landraths, des Gouverneurs, des Commandanten, dann in die Unterstadt auf den Markt und durch alle Straßen. An jeder der genannten Stellen wird mit lauter Stimme bekannt gemacht, daß ein Hoch- und Hochwohlgeborener Adel Esthlands zusammen sei, am folgenden Tage seinen ordinairen Landtag abzuhalten, allwonach ein Jeder sich zu richten. Sodann folgt ein Hoch auf Se. Majestät den Kaiser und ein Tusch von Trompeten und Pauken. Am 18. Januar d. J. ist der diesjährige Landtag in Reval noch so angesagt worden.

werden von dem Ritterschafts-Hauptmann zur Kenntniß der Ritterschaft gebracht und welchen Erfolg dieselben gehabt, genau im Protocoll bemerkt. Der Landtagsschluß (Abschied) enthält das Resultat der auf dem Landtage stattgehabten Verhandlungen mit der Bitte um landesherrliche Bestätigung. Nachdem er in öffentlicher Versammlung sowohl der Ritterschaft als des Collegs der Landräthe genau geprüft, wird derselbe von den 2 ältesten Landräthen und dem Ritterschafts-Hauptmann unterschrieben und von Letzterem, begleitet von einer Deputation, zu einer besprochenen Stunde dem General-Gouverneur überreicht. — Auf's Ritterhaus zurückgekehrt, entläßt der Ritterschafts-Hauptmann in alt hergebrachter Weise die im Plenum versammelte Ritterschaft und bewirkt hierdurch den Schluß des Landtages, dessen Dauer gewöhnlich 2 bis 3, höchstens 4 Wochen beträgt.

v. B.

Stemwede im Minden'schen war nicht Johanniter-Ordens-Comthurei.

Nach einer Abschrift, von Wohlbrücks deutlicher Hand geschrieben, brachte das Allg. Archiv für Geschichtskunde des Preuß. Staates II. 79 ꝛc. eine von dem Viceprior des Johanniter-Ordens in Nieder-Deutschland, Bruder Manegold, am 17. Oct. 1251 zu Werben ausgestellte Urkunde, in welcher an der Spitze der Zeugen: frater Bernardus commendator in Stemwede genannt steht. Natürlich konnte hier an einen anderen Ort als das im Mindenschen gelegene Dorf Stemwede nicht gedacht werden; wiewohl anderweitig nichts bekannt war über eine Beziehung desselben zu dem Johanniter-Orden. Der Extract, den Riedel (cod. dipl. 1. Hpth. VI. 15) von dieser Urkunde giebt, lehrt uns nun freilich hier die wohlbekannte Comthurei Steinfurt im Münster'schen kennen, indem sie, wohl zweifellos mit Recht jenen Zeugen als frater Bernardus commendator in Steinvorde bezeichnet.

L. v. L.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D. Grafen Julius v. Medem zu Mietau 100 Thlr. Vom Herzogl. Sachsen-Meiningenschen Hauptmann und Flügel-Adjutanten Freih. v. Stein 5 Thlr. Vom Majoratsbesitzer v. Schoenborn auf Ostrometzko 25 Thlr. Vom Landrath v. Brauchitsch auf Klein-Katz 10 Thlr. Vom Rittmeister a. D. u. Landrath Grafen v. d. Schulenburg-Angern auf Angern 10 Thlr. Vom Generalmajor z. D. v. Johnston zu Salzbrunn 15 Thlr. Vom Landesältesten v. Wiedebach-Nostitz auf Arnsdorf 2 Dukaten. Vom Rittergutsbesitzer v. Treskow auf Dahlwitz 1 Frd'or. Vom Kammerherrn Grafen v. u. zu Egloffstein auf Schwusen 10 Thlr. Vom Haupt-Ritterschafts-Direktor Freiherrn v. Monteton zu Berlin 5 Thlr. Vom Generalmajor a. D. v. Ostau auf Dretzel 10 Thlr. Vom Generallieutenant z. D. Grafen v. Lüttichau zu Berlin 25 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Globig auf Guhden 100 Thlr. Von Ungenannt (Poststempel Duppau in Böhmen) 30 Gulden in Banknoten, umgesetzt für 14 Thlr. 27 Sgr. Vom Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Vice-Oberstallmeister Freih. v. Uckermann zu Dresden 25 Thlr. Vom Major a. D. v. Wernsdorff auf Truntlad 25 Thlr. Vom Major a. D. und Landrath Freih. v. d. Goltz auf Kreitzig 5 Thlr. Vom General-Erb-Land-Postmeister im Herzogthum Schlesien und freien Standesherrn Grafen v. Reichenbach-Goschütz auf Goschütz 100 Thlr. Vom Kammerherrn u. Landschafts-Director v. Ridisch-Rosenegk auf Kuchelberg 10 Thlr. Vom Major z. D. v. Tettau zu Sanditten 5 Thlr. Vom Oberst u. Commandeur des 1. westphälischen Inf.-Rgts. (Nr. 13) v. Ingersleben 5 Thlr. Vom Kaiserl. Russ. Staatsrath u. Gesandten in Bern Freih. v. Nicolay 50 Thlr. Vom Großh. Mecklenb. Bundestags-Gesandten Freih. v. Bülow 10 Thlr. Vom Senator der freien Stadt Frankfurt Freih. v. Günderrode 10 Thlr. Vom Generallieut. u. command. General des 7. Armee-Corps Herwarth v. Bittenfeld 10 Thlr. Vom Generalmajor, beauftragt mit der Führung der 13. Division v. Winzingerode 5 Thlr. Vom Lieutenant a. D. u. Gutsbesitzer Freih. v. Stolzenberg zu Coblenz 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Nostitz-Dzrewiecki auf Gr. Rabisch 10 Thlr. Vom Landes-Director der Altmark v. Kröcher auf Vinzelberg 25 Thlr. Vom Generalmajor a. D. Freih. v. Schlichten zu Ostrometzko 1 Frd'or. Vom Landschafts-Director a. D. Freih. v. Maltzahn auf Vollrathsruhe 15 Thlr. Vom Rittmeister u. Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen Freih. v. Maltzahn 10 Thlr. Vom Großh. Badenschen Oberstlieut. u. Hofmarschall a. D. Freih. Schilling v. Cannstadt zu Carlsruhe 5 Thlr. Vom Director der Königl. Kunstkammer Freih. v. Ledebur 3 Thlr. Vom Prem.-Lieut. a. D. und Kreisdeputirten v. Burgsdorff auf Hohenjesar 1 Frd'or. Vom Obertribunals-Rath Freih. v. Seckendorff zu Berlin 1 Thlr Vom Hauptmann u. Compagnie-Chef im 4. Garde-Regt. z. F. Grafen v. d. Schulenburg 5 Thlr. Vom Oberst u. Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs v. Schlegell 1 Frd'or. Vom Oberst u. Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Alexander von Pr. v. Röder 5 Thlr. Von Ungenannt (Poststempel Farrenbach) 5 Thlr. Vom Kais. Russ. Geh. Rath u. Hofmarschall Ihrer Kais. Hoheit der Großfürstin Helene von Rußland Freih. Andreas v. Rosen zu St. Petersburg 50 Thlr. Vom Generallieut. a. D. v. Strotha zu Berlin 15 Thlr. Vom stellvertr. Landesbevollmächtigten von Kurland und Kreis-Adelsmarschall Freih. v. d. Recke auf Paulsgnade 25 Thlr. Vom Königl. Hannov. Regier.-Rath a. D. Grafen zu Inn- und Knyphausen zu Osnabrück 50 Thlr. Gold, umgesetzt für 54 Thlr. 18 Sgr. Vom wirkl. Geh. Rath u. Oberjägermeister Grafen v. d. Asseburg-Falkenstein auf Meisdorf 20 Thlr. Vom Landrath a. D. v. Wedell-Parlow zu Greiffenberg 5 Thlr. Vom Fürstl. Schwarzb.-Sondershausenschen Staatsminister v. Elsner 30 Thlr. Vom Ritterschafts-Rath v. Brockhausen auf Mittelfelde 10 Thlr. Vom Hauptmann a. D. v. Brockhausen auf Mittelfelde 10 Thlr. Vom Major im Brandenb. Füsilier-Rgt. (Nr. 35) v. Schmeling 5 Thlr. Vom Grafen u. Herrn Heinrich v. Schoenburg-Glauchau auf Gusow 10 Thlr. Vom Großh. Hess. Generalmajor u. Flügel-Adjutanten Freih. Eduard v. Günderrode 5 Thlr. Vom Major im Schlesischen Füsilier-Rgt. (Nr. 38) v. Brederlow 5 Thlr. Vom Landrath a. D. v. d. Schulenburg auf Propstei Salzwedel 10 Thlr. Vom Majoratsbesitzer Freih. v. Tschammer u. Quaritz auf Quaritz 10 Thlr. Vom Landesältesten und Kreisdeputirten Grafen v. Pfeil auf Tomnitz 10 Thlr. Vom Kammerh. v. Kleist auf Wendisch-Tychow 10 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 6165 Thlr. 5 Sgr. 6 Pf.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 8. **Berlin, den 21. November 1860.** **Nr. 8.**

1. Wilhelm von Rahden, Herzoglich Sachsen-Coburg-Gothaischer Generalmajor à la suite. Ehrenritter seit 1857. † zu Gotha 2. November 1860.
2. Carl v. Möllendorff, General der Infanterie à la suite der Armee. Rechtsritter seit 1854. † zu Berlin 6. November 1860.
3. Otto Fürst zu Lynar, auf Drehna. Ehrenritter seit 1816. † zu Dresden 9. November 1860.
4. Heinrich Friedrich Wilhelm Ludwig Freiherr v. Korff, Rittmeister und Landrath a. D., Domcapitular zu Halberstadt. Ehrenritter seit 1838. † zu Schönebeck 11. November 1860.

Die Diaconissen-Anstalt zu Kaiserswerth

hat kürzlich folgende Nachricht über ihre Arbeit und deren Erfolg gegeben:

Vor 24 Jahren hatte die ganze evangelische Kirche noch keine einzige Diaconissin. Heute hat allein unser Mutterhaus, das erste und älteste von allen, über dreihundert Schwestern, von denen 202 eingesegnete Diaconissen, und die übrigen 115 noch Probeschwestern sind. 275 besorgen als Pflegeschwestern die Pflege von Kranken, Armen, Siechen oder Gefangenen. Ueber 42, als Lehrschwestern, unterrichten und erziehen Kinder. Die 317 Schwestern sind aus ganz Preußen von Memel bis Saarbrücken, aus fast allen deutschen Ländern, aus der Schweiz, aus England und Rußland. — Außer dem unsrigen giebt es jetzt noch 23 andere Diaconissen-Mutterhäuser in unserer evangelischen Kirche. —

In Kaiserswerth selbst arbeiten unsere Schwestern:

1) in unserm großen Krankenhause, in welchem im vorigen Jahr 603 Kranke aller Confessionen verpflegt sind, und zwar ein Drittheil ganz unentgeltlich, die anderen gegen einen so geringen Pflegesatz, wie es wohl in keinem andern Krankenhause geschieht.

2) Unser evangelisches Asyl für weibliche entlassene Gefangene und Magdalenenstift besteht schon 27 Jahre. Es kann jetzt zu gleicher Zeit 24 solcher unglücklichen Personen aufnehmen, und beherbergt gegenwärtig 22, worunter Pfleglinge aus den östlichen, wie den westlichen Provinzen Preußens und aus andern Ländern. Im Ganzen hat es 380 Entlassenen und Gefallenen die rettende Gnadenhand Christi angeboten. Ein verhältnißmäßig großer Theil hat sich auch wirklich, soweit Menschenaugen sehen, für diese und jene Welt retten lassen. Das Asyl ist zu klein geworden. Es wird in diesem Sommer deswegen ein Anbau gemacht, der 4000 Thlr. kostet. Da thut Hülfe noth!

3) Auch unser hiesiges Waisenstift ist zu klein geworden; denn wir haben jetzt 36 Mädchen in Pflege, außer denen, die wir in auswärtige Familien zur weitern Ausbildung gesandt haben. Viele, namentlich Lehrer-Waisen aus verschiedenen Provinzen Preußens, werden unentgeltlich erzogen. Auch haben wir sieben Töchter von böhmischen evangelischen Pfarrern und Lehrern zur unentgeltlichen Erziehung aufgenommen, und den größten Theil der Reisekosten für sie bezahlt. Wir hoffen fest, daß die evangelischen Preußen den armen Nachkommen des Märtyrers Joh. Huß durch die That Barmherzigkeit erweisen werden. Zu unserm hiesigen Waisenhause gehört auch das Waisenhaus in unserm lieblichen Salem bei Ratingen, welches im vorigen Sommer eingeweiht ist, und in welchem jeden Sommer eine Anzahl der größeren Waisenkinder einen vollständigen öconomischen Cursus durchmachen soll.

4) Unser Seminar für Kleinkinder- Elementar- und Industrie-Lehrerinnen, für Lehrerinnen an höheren Töchterschulen und für Gouvernanten hat im Ganzen fast 900 Lehrerinnen vorgebildet, die in allen Gegenden Deutschlands und Preußens im Segen arbeiten. Im letzten Jahre waren 45 Zöglinge in der Vorbildung begriffen.

5) In unserer Heil-Anstalt für evangelische weibliche Gemüthskranke befinden sich jetzt schon 28 Damen, die uns nicht blos aus allen Gegenden Preußens, sondern auch aus Hessen, Baiern, Schleswig und Holland anvertraut sind. Auch im letzten Jahre hatten wir uns recht glücklicher Resultate zu erfreuen. — An unserm Waisenhause in Salem befindet sich ein Flügel, in welchem mehrere Zimmer für die reconvalescenten Gemüthskranken eingerichtet sind, damit sich in der frischen Berg- und Waldluft ihre Gesundheit völlig stärke. —

In 54 Familien haben unsere Schwestern im vorigen

Jahre Privatkrankenpflege geübt. Außerdem arbeiten 214 Schwestern in vier Welttheilen, in Europa, Asien, Afrika und Amerika auf 76 Stationen, und zwar in der Rheinprovinz 62 auf 31 Stationen, in Westphalen 35 auf 17 Stationen, in Brandenburg 32 auf 6 Stationen (und zwar 25 zu Berlin, in der Charité, im Elisabeth-Siechenhause und in der Mägdeherberge, 5 in Frankfurt a. d. O. und 2 in Uetz), in Schlesien und Sachsen je 6 Schwestern auf je 2 Stationen, in Pommern und Preußen je 1 auf je 1 Station, im übrigen Deutschland 14 auf 5 Stationen, im übrigen Europa (in der Türkei und Wallachei) 8 auf 2 Stationen, in Asien 15 auf 2 Stationen (zu Jerusalem und Smyrna), in Afrika 4 auf 1 Station (zu Alexandrien), in Amerika 1 Schwester und zwar zu Pittsburg in Nordamerika. Von diesen 76 Stationen sind im letzten Jahre neun neu gegründet, und von unseren Schwestern neu übernommen: Die Krankenhäuser zu Freudenburg, Lüdenscheid und Hagen, die Gemeindepflege zu Mühlheim am Rhein, Solingen und Trier, das Diaconissenhaus in Speier, der alten ehrwürdigen Protestantenstadt, die Kleinkinderschulen in Wesel und Soest, das Versorgungshaus zu Saarbrücken, die Abtheilung der weiblichen Gefangenen im Gefängniß zu Hamm, und das Diaconissen-Lehrhaus zu Bukarest, der Hauptstadt der Wallachei. Das letztere, welches schon 1858 eröffnet und von Lehrerinnen geleitet war, wurde uns im vorigen Jahre zur immerwährenden, uneingeschränkten und unentgeltlichen Nutznießung übergeben. Im Herbst 1859 geleitete Pastor Disselhoff unsere Schwestern dorthin. Die Anstalt besteht aus drei mit einander verbundenen Häusern, welche in einem lieblichen Garten liegen, und verspricht, für die evang.-deutsche Gemeinde in Bukarest, die gegen 2000 Seelen zählt, wie für die griechischen Wallachen von großem Segen zu werden. — Auch unsere älteren Diaconissen-Stationen im Morgenlande blühen durch den Segen des Herrn gar lieblich. Das Diaconissenhaus in Jerusalem, welches aus einem Hospital und Erziehungshause besteht, hat einen neuen Anbau erhalten müssen, der im Herbst bezogen werden kann. Von den Fürsten bis zu den Armen und Kindern herab, hat man reichlich zu diesem Bau beigetragen, an 10,000 Thlr.; aber noch sind an 4000 Thlr. Kosten zu decken. Im Hospital wurden im letzten Jahre 101 Kranke verpflegt, unter ihnen 33 Muhamedaner. Im Erziehungshause sind 26 eigentliche Zöglinge und 12 Tagesschüler. Ein jüdisches Mädchen wurde getauft und wird nun in unserer Anstalt zu Smyrna weiter ausgebildet. Die schon früher getaufte, arme Negersclavin Chadra ist als eine liebliche Frucht in die ewigen Scheunen Gottes heimgetragen.

Das evangelische Hospital in Constantinopel hat im letzten Jahre über 140 Kranke aller Nationen und Confessionen verpflegt. Mehrere von ihnen, verlorene Söhne deutscher Eltern, sind durch Gottes Gnade wie ein Brand aus dem Feuer gerissen. — Das Diaconissen-Lehrhaus in Smyrna muß fast von Jahr zu Jahr vergrößert werden. Die Zahl der dort unterrichteten und erzogenen Kinder aus den verschiedensten Nationen und Confessionen hat längst 160 überstiegen, von denen etwa die Hälfte ganze Pensionärinnen sind. Trotz der Feindschaft vieler griechischen und römischen Priester verbreitet die Anstalt den Segen evangelischer Bildung in sehr viele Familien. Im Frühjahr hat ein an die Anstalt stoßendes Haus für 16,000 Thlr. dazu gekauft werden müssen, weil kein Raum mehr da war. — Das neue Haus ist indeß noch nicht bezahlt.

Das Diaconissen-Haus in Alexandrien hat im Jahre 1859 160 Kranke verpflegt, und zwar aus vielen Ländern. Ein Sattlermeister aus Potsdam ist unter vielem Danke gegen Gott und die Schwestern dort gestorben. Mehrmals in der Woche kommen die armen, verkommenen Araber, 80—90 an der Zahl, um den Arzt zu consultiren, und sich von der Apotheker-Schwester die Arznei bereiten zu lassen. Dadurch gewinnt diese einen großen Einfluß auf die Araber und Zutritt in ihre Häuser. Auch in 4 türkische Familien werden die Schwestern oft eingeladen. Der Vicekönig von Aegypten giebt selbst 400 Thlr. jährlich für das Hospital. Die Anstalt bedarf aber noch sehr der Geldhülfe.

Von unsern Filialen in Preußen nennen wir hier nur die Mägdeherberge und Mägdebildungsschule in Berlin vor dem Schönhauser Thore, die im vergangenen Jahre 302 ehrbare, entweder vom Lande kommende, oder in Berlin dienstlos werdende Mägde für 2 Sgr. den Tag beherbergt, und den fleißigen und gehorsamen gute Herrschaften angewiesen hat. Seit Beginn dieser Anstalt sind über 1000 Mägde darin aufgenommen, und an 4000 Herrschaften haben Mägde daraus begehrt. — Sodann nennen wir noch unser Waisenhaus in Altdorf bei Pleß in Oberschlesien, wo täglich gegen 70 arme Waisenkinder erzogen werden. Unter ihnen sind jetzt auch zwei österreichische aus Mähren und eine aus Böhmen, die wir unentgeltlich verpflegen.

Die von uns herausgegebenen Schriften erfreuen sich fortwährend eines guten Absatzes. Der Kalender wird für 1861 in 75,000 Exemplaren gedruckt. Unser Armen- und Kranken-Freund, der bei jeder Postanstalt für 10 Sgr. jährlich bestellt werden kann, giebt über unsere Arbeiten weitere Nachrichten. Im October wird auch ein vortreffliches Bilderbuch für Kinder fertig, das wir allen Eltern als ein herrliches Weihnachts-Geschenk für ihre Kinder mit dem besten Gewissen empfehlen können. Es werden zwei Ausgaben gemacht, eine wohlfeile, und eine etwas feinere und theuere.

Unsere Einnahme pro 1859 betrug 50,012 Thlr., dagegen die Ausgabe 55,623 Thlr., so daß wir das große Deficit von 5611 Thlr. zu decken haben. So sehr wir auch Gott und Menschen für alle uns widerfahrene Hülfe und Liebe dankbar sein müssen, so drängt es uns doch, für die Armen und Elenden, denen wir dienen, laut zu rufen: „Lasset Eure helfende Liebe nicht matt werden."

Ueber Kronen in der Heraldik,

mit besonderer Rücksicht auf die Wappen und Münzen der Großmeister des Johanniter-Ordens.

In der neueren Heraldik aller Länder sind es vorzüglich die Kronen, welche die verschiedenen Rangstufen des Adels, von der höchsten bis zur niedrigsten, gleich auf den ersten Blick kennzeichnen.

Die alte Heraldik kannte derartige Unterschiede nicht.

Hingegen finden wir Thronſiegel nur bei Kaiſern und Königen, auch bei geiſtlichen Würdenträgern, Reiterſiegel und Fußſiegel mit wenigen Ausnahmen nur bei dynaſtiſchen Geſchlechtern, aber hier wie dort begegnen wir auch einfachen Wappenſiegeln, die ſich durch nichts von den Wappen des niedern Adels unterſcheiden, als gewöhnlich durch die bedeutendere Größe.

Die Krone war das uralte ausſchließliche Kennzeichen der höchſten weltlichen Macht, das Attribut der Könige und Kaiſer. Nur fürſtliche Frauen, wenn ſie auch nicht aus königlichem Stamme entſproſſen waren, erſcheinen auf alten Siegeln häufig gekrönt. Finden wir daher auf früh mittelalterlichen Siegeln eine gekrönte männliche Geſtalt, ſo iſt dies ſtets die Darſtellung eines Königs oder Kaiſers.

Die Krone beſtand in einem Reifen, welcher mit Edelſteinen beſetzt und deſſen obere Kante in früheſter Zeit mit Spitzen geziert — eine Nachbildung der ſpät-römiſchen Kaiſerkrone — ſpäter mit Ornamenten der verſchiedenſten Art geſchmückt wurde. Das Futter dieſer Kronen ragt zuweilen hutartig abgerundet über den Reifen hinweg.

Derartige ſchwankende Verſchiedenheiten tragen aber noch nicht das Gepräge einer beabſichtigten Unterſcheidung. Erſt mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts tritt uns eine ſolche entgegen, indem — wohl zuerſt auf einem Siegel Kaiſer Friedrichs von Oeſterreich — die Kaiſerkrone eine eigenthümliche Form dadurch gewinnt, daß derſelben eine kegelförmige geſpaltene Mütze hinzugefügt wird, die ſich aus der urſprünglichen Krone erhebt. Die Kaiſer- und Königskronen mit Bügeln kommen erſt ſpäter vor, und die geſchloſſenen Herzogs- und Fürſtenhüte wohl nicht vor dem Beginn des 15. Jahrhunderts.

Dieſe Fürſtenhüte wurden in der Folge in Deutſchland ein allgemeines Kennzeichen des fürſtlichen Ranges, auch wenn derſelbe nicht mit ſouverainer Macht verbunden war.

Mit den zahlreicher werdenden Adelserhebungen und Standeserhöhungen machte ſich immer mehr das Bedürfniß geltend, die einzelnen Adelsklaſſen mit Hülfe der Wappen auch äußerlich zu unterſcheiden. Demnach erfand man die verſchiedenen Rangkronen der niedern Adelsſtufen, die übrigens ohne hiſtoriſches Fundament, in den meiſten Ländern den ewigen Schwankungen der Mode und der perſönlichen Willkür ausgeſetzt waren und noch ſind. Eine Ausnahme hiervon macht z. B. England, wo überhaupt von heraldiſcher Willkür am wenigſten zu reden iſt. — So giebt es noch gegenwärtig in Deutſchland keine allgemein gebräuchliche Freiherrnkrone. Als ſolche finden wir mehrfach in preußiſchen Diplomen einen mit einer Perlenſchnur umwundenen und mit Steinen gezierten einfachen Reifen. In Oeſterreich kommt derſelbe Reifen bald mit fünf, bald mit ſieben Perlen belegt vor. Analog der ziemlich durchweg gebräuchlichen neunperligen Grafenkrone, wäre es am natürlichſten, wenn die Freiherrenkrone mit ſieben, die einfache Adelskrone mit fünf Perlen überall dargeſtellt würde. Da aber gegenwärtig die meiſten nicht freiherrlichen Adelsgeſchlechter ſich der ſiebenperligen Krone bedienen, ſo erſcheint dieſe nicht mehr charakteriſtiſch für den Freiherrnſtand.

Die Rangkronen ſind durchaus nicht zu verwechſeln mit denjenigen Kronen, welche dazu dienten das heraldiſche Kleinod mit dem Helm in Verbindung zu bringen. Wiewohl dieſelben in der Form den alten Königskronen völlig glichen, ſo ſtanden ſie doch nie in einer Beziehung zu dem Range des Wappenträgers, ſondern waren lediglich ornamentale Zierrathe oder Hülfskleinodien, in demſelben Sinne wie die auf adeligen Helmen nicht ſelten vorkommenden Hüte, in welchen die Neuzeit irrthümlich Fürſtenhüte erkennen will und in dieſer Weiſe darſtellt, wie z. B. bei den Geſchlechtern v. Witzleben und Schenck von Stauffenberg.

In älterer Zeit kommen die Rangkronen nie auf Helmen und Schilden, ſondern nur als Hauptſchmuck der Kaiſer und Könige auf Thronſiegeln vor. Somit kann von heraldiſchen Rangkronen eigentlich erſt von der Zeit ab die Rede ſein, wo wir denſelben in Verbindung mit den Wappenſchilden begegnen. Dies kommt unſeres Wiſſens erſt mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts vor, und auch damals nur bei königlichen Wappen.

Nach und nach bemerken wir, wie faſt jedes Herrſchergeſchlecht eine beſonders charakteriſtiſche Wappenkrone annimmt, die entſprechend dem im Schatze befindlichen Originale dargeſtellt wurde.

Es iſt auffallend, daß zu einer Zeit, in welcher dieſe charakteriſtiſchen Kronen- und Fürſtenhüte in der Heraldik überall gebräuchlich ſind, wir dieſelben bei den Herrſchern monarchiſcher Republiken, wie z. B. in Venedig, vermiſſen. Denn die gehörnte Mütze, in ihrer Bedeutung der Krone völlig gleichſtehend, erſcheint unſeres Wiſſens nie auf den Wappen der Dogen von Venedig, deren Privatſiegel nur das Familienwappen, zuweilen mit einer Familienkrone bedeckt, und den geflügelten Löwen des heiligen Markus — in neuerer Zeit als Schildhalter gedacht — darſtellen. Die Dogen bedienten ſich übrigens auch der Bleibullen, den päbſtlichen ähnlich, welche kein Wappen zeigen.

Eine ganz analoge Erſcheinung finden wir bei den Wappen der Großmeiſter des Johanniter-Ordens, welche letztere, vermöge ihrer ſouverainen landesherrlichen Stellung und nebenbei als hohe geiſtliche Würdenträger einen bedeutenden Rang unter den regierenden Fürſten einnehmen. Leider ſind uns bis jetzt von älteren Siegeln der Großmeiſter nur wappenloſe Bleibullen vorgekommen. Auf den Medaillen und Münzen derſelben haben wir indeſſen nie jenen charakteriſtiſchen Hut über dem Wappen gefunden, welcher zu dem großmeiſterlichen Ornate gehörte und ſomit eigentlich die Stelle der nicht vorhandenen Rangkrone vertrat. — Es möchte nicht ohne Intereſſe ſein zu verfolgen, wie ſich dennoch eine ſolche mit der Zeit heraldiſch bildete.

Der Revers einer Medaille des Großmeiſters Fabricius Caretto (1513—1521) zeigt das Wappen ohne jegliche Krone, während Hugues Verdale (1582—1595), Aloſ de Vignacourt (1601—1622) Antonio de Paula (1623—1636) ſich ihrer hergebrachten Familienkronen bedienten. Nach dieſer Zeit ſcheint der Wunſch rege geworden zu ſein, ähnlich dem Gebrauch anderer Souveraine, dem großmeiſterlichen Wappen eine beſondere Krone zu geben. Zum erſten Male begegnen wir einer ſolchen, die uns anderweitig nie vorgekommen iſt, auf einer Medaille des Jean Paul de Lascaris-Caſtellar (1636—1657), der ſich übrigens auf Münzen auch ſeiner Familienkrone

bediente. Jene, welche wir gleichfalls bei den Großmeistern Martin de Redin (1657—1660) und Rafael Cotoner (1660—1663) finden, besteht aus einem Reifen, auf welchem sich fünf tulpenartige Ornamente befinden. An der Stelle dieser eigenthümlichen, wenn auch nicht schönen Krone sehen wir unter Gregor Caraffa (1680—1690), Ramon Perellos de Roccaful (1697—1720) und Antonio Manuel de Vilhena (1722—1736) wieder verschiedene Familienkronen treten.

Ramon Despuig (1736—1741) scheint wieder die Absicht gehabt zu haben, eine besondere großmeisterliche Krone einzuführen. Wir begegnen nämlich auf seinen Münzen über dem Wappen einem Reifen, welcher mit fünf Stachelbeerblättern geziert ist und aus dem eine hutartige gereifte Füllung hervorgeht, die fast den Eindruck eines Fächers macht.

Diesen Aufsatz behielt Manoel Pinto (1741—1773) bei, überwölbte ihn aber, nach Art der bei Königskronen üblichen Bügel, viermal mit der bekannten Perlenschnur des Ordensgroßkreuzes, welches letztere in der Mitte über der Krone an der Stelle erscheint, wo sich der sonst gebräuchliche Reichsapfel befindet. Diese, einer Königlichen sehr ähnliche, Krone führten die letzten Großmeister bis auf Kaiser Paul I. von Rußland sämmtlich, nur mit der Abänderung, daß sie unter die Perlenschnüre wirkliche Kronbügel legten. Die gereifte Füllung der Krone findet sich mit wenigen Ausnahmen, wo nämlich gar keine Füllung sichtbar ist, stets wieder.

Die Großprioren von Deutschland, welche als Fürsten von Heitersheim bekanntlich Reichsstandschaft besaßen, bedienten sich erst vom Beginn des 18. Jahrhunderts ab des in Deutschland üblichen Fürstenhutes. Vor dieser Zeit finden wir auf ihren Wappenschilden, welche quadrirt, im ersten und vierten rothen Felde das silberne gemeine Kreuz des Ordens, im zweiten und vierten Felde das Familienwappen zeigend, ohne Rangkrone zwei Helme gestellt, von welchen der erste das mit acht Quasten besetzte und mit dem Kreuz belegte Schirmbrett, als zum Ordensfelde gehöriges Helmzeichen, der zweite Helm das Familienkleinod trägt.

Die Wappenschilde der Großmeister zeigten gleichfalls das Kreuz mit dem Familienwappen quadrirt, oder, wie dies häufig bei derartigen Verbindungen üblich war, beide Felder in besonderen Schilden nebeneinander gestellt.

Auf den Münzen des Emanuel de Rohan (1775 bis 1797) finden wir sonderbarer Weise den Schild auf die Brust eines kopflosen Adlers gelegt, während der Adler auf Münzen des Ferdinand v. Hompesch (1797—1798) doppelköpfig und in den Schnäbeln breit auslaufende gemeine Kreuze haltend erscheint.

Dieses Kreuz, welches in der deutsch-heraldischen Terminologie gewöhnlich schlechtweg „Ordenskreuz," in der französischen Heraldik „croix pattée" (Pfotenkreuz) genannt wird, erscheint bei dieser Gelegenheit gewissermaßen als „Malteserkreuz," wie denn auch anderweitig dasselbe mehrfach als solches bezeichnet wird. So finden wir in der „Illustrirten Damenzeitung," dem „Bazar" No. 37. des Jahrgangs 1860 eine Beschreibung der Krone von England, welche die Königin noch jetzt bei feierlichen Gelegenheiten trägt, und erfahren, daß diese Krone außer anderen Zierrathen mit mehreren „Malteserkreuzen" geschmückt sei. Dies sind nun aber die nämlichen Kreuze, welche in jeder englischen Peerage als „crosses pattée" beschrieben werden und die in der Gestalt ganz demjenigen gleichen, welches nach neueren Darstellungen jeden Königlichen Reichsapfel ziert. Mit dem Malteserorden hat dasselbe durchaus keinen historischen Zusammenhang. H. Frhr. v. Ledebur.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:
Von W. v. D. aus Riga 20 Thlr. Vom Major a. D. und Landesältesten Grafen v. Logau u. Altendorf auf Reuthau 10 Thlr. Vom Kammerh. Grafen Eduard v. Pückler zu Bunzlau 10 Thlr. Vom Kaiserl. Oesterr. Geh. Rath u. General d. Cavallerie a. D. Freih. v. Hammerstein-Equord zu Wien 10 Thlr. Vom Kammerh. v. Massow auf Nißmenau 5 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Warburg auf Quaden-Schönfeld 10 Thlr. Vom General der Infant. a. D. v. Voß zu Berlin 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Poncet auf Alt-Tomysel 25 Thlr. Vom Major im Thüringenschen Ulanen-Regiment (Nr. 6) Freih. v. Stenglin 10 Thlr. Vom Grafen Carl von Schwerin auf Mildenitz 25 Thlr. Vom Vice-Landmarschall Freih. v. Maltzan auf Groß-Ludow 10 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen Julius v. d. Groeben zu Berlin 10 Thlr. Vom General-Major u. Command. d. 19. Infant.-Brigade v. Zastrow 10 Thlr. Vom Kammerh. v. Hochberg-Buchwald auf Goglau 10 Thlr. Vom Grafen Clemens v. Einsiedel auf Radibor 5 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Thadden auf Trieglaff 25 Thlr. Vom Rittmeist. a. D. Freih. v. Stosch zu Groß-Wiersowitz 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Belgard Freih. v. d. Red 2 Thlr. Vom Regier.-Vice-Präsidenten Freih. v. Münchhausen zu Magdeburg 5 Thlr. Vom Geheimen und Ober-Bergrath von Alvensleben zu Halle a. d. S. 10 Thlr. Vom Oberstlieut. u. Command. des 2. Magdeburgischen Infant.-Regimts. (Nr. 27) v. Treskow 10 Thlr. Vom Prinzen Franz zu Bentheim-Tecklenburg zu Limburg 8 Thlr. Vom Rittergutsbes. Freih. von Bredow auf Schloß Wagnitz 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Zitzewitz auf Nippoglense 25 Thlr. Vom Major a. D. Grafen v. Hertzberg auf Lottin 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Zastrow auf Wusterhanse 10 Thlr. Vom Landrath des Kreises Gerdauen Grafen v. Klinckowström auf Kordlack 5 Thlr. Vom Grafen v. Keffenbrinck-Griebenow auf Griebenow 20 Thlr. Vom Major im 3. Magdeburgischen Inf.-Regt. (Nr. 66) Prinzen Hugo v. Schoenburg-Waldenburg 50 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Liedemann genannt v. Brandis auf Wojanow 5 Thlr. Vom Kammerh. und Standesherrn v. Gußmerow auf Schloß Leuthen 10 Thlr. Vom Oberst a. D. u. Landschaftsrath Freih. v. Unruhe-Bomst auf Heinersdorf 5 Thlr. Vom Rittmeister a. D. Grafen Louis zu Eulenburg auf Gallingen 10 Thlr. Vom Königl. Sächs. Major a. D. v. Bodenhausen zu Dresden 10 Thlr. Vom Rittmeister v. Korff auf Schoenbruch 5 Thlr. Vom Grafen Rudolph zu Stolberg-Wernigerode auf Gedern 8 Thlr. Vom Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Haus-Obermarschall Freih. v. Wangenheim zu Coburg 5 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Minnigerode auf Silkerode 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. von Gadow auf Hugolsdorf 25 Thlr. Vom Major a. D. Geh. Regier.-Rath u. Landrath von Stülpnagel-Dargitz auf Lübbenow 10 Thlr. Vom Majoratsbes. Freih. v. Paleske auf Spengawsken 20 Thlr. Vom Majoratsbes. v. Rexin auf Wödtke 10 Thlr. Vom Kreisdeputirten Freih. von Korff auf Laukitten 5 Thlr. Vom Kreisdeputirten v. Waldaw u. Reitzenstein auf Reitzenstein 10 Thlr. Vom Kammerh. u. Landrath v. Buch auf Schloß Stolpe in Stolpe gesammelt 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Puttkamer auf Schladow 5 Thlr. Vom Major a. D. Grafen v. Eglofftein auf Arklitten 10 Thlr. Vom Generallieut. a. D. v. Klinckowström zu Frankfurt a. O. 5 Thlr. Von Sr. Königl. Hoh. dem Prinzen Friedrich der Niederlande 20 Frdr. Vom Generallieut., Staats- u. Kriegsminister von Roon 2 Frdr. Vom Ober-Präsidenten z. D. v. Puttkamer zu Berlin 10 Thaler. Vom Kammerh. v. Zastrow zu Berlin 1 Frdr. Vom Grafen Otto zu Solms-Laubach auf Laubach 12 Thlr. Vom General d. Inf. u. Gouverneur von Magdeburg v. Gayl 2 Frdr. Vom Major u. Director des Seecadetten-Instituts Freiherr Haller v. Hallerstein 5 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Pfuel auf Wilkendorf 10 Thlr. Vom Kreisdeputirten von Risselmann auf Schönwalde 10 Thaler. Vom Grafen und Herrn Alban v. Schoenburg-Forderglauchau zu Dresden 12 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 6918 Thlr. 25 Sgr. 6 Pf.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Krausen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 9. Berlin, den 28. November 1860. Nr. 9.

Delitzsch, 18. November. Am 16. d. Mts. starb zu Döbernitz im Kreise Delitzsch der Königl. Sächsische Kammerherr Graf Peter Alfred von Hohenthal, Herr auf Döbernitz, Großstädteln und Deuben, Rechtsritter (seit 1855) des Johanniter-Ordens, Großkreuz des Anhaltinischen Hausordens u. s. w., in noch nicht vollendetem 54. Lebensjahre. Mit ihm verliert die conservative Partei ein ächt Königlich gesinntes Mitglied, welches, von seinen Standespflichten tief durchdrungen, kein Opfer scheute, um der guten Sache zu dienen. Ein pflichtgetreues Mitglied der Kreisstandschaft, ein milder und gerechter Gutsherr, ein unermüdlicher Helfer für die Armen, vor Allem ein treuer Freund der Kirche Christi und eifriger Beförderer des Wortes Gottes, betrauert die hiesige Gegend sein Dahinscheiden doppelt tief. Viele, deren Thränen seine Herzensgüte getrocknet, werden ihn tief betrauern und noch lange seiner segnend gedenken. Mit ihm verlischt die Königsbrücker-Linie im Mannsstamme.

(N. Pr. Zeitung.)

Die Damen des Johanniter-Ordens.

Indem wir heute das obenstehende Motto zum Gegenstande unserer Besprechung machen, müssen wir offen bekennen, daß wir dabei einen etwas egoistischen Zweck verfolgen, der uns aber hoffentlich schon in dem Augenblick verziehen wird, in dem wir ihn aussprechen. Wir möchten nämlich auch die Damen der Johanniterritter insbesondere, wie die ganze christliche Frauenwelt überhaupt, für unseren Orden interessiren, dessen Aufgabe und Tendenz wir ihnen gar nicht weiter zu erklären brauchen, denn Beides liegt in jedem edlen Frauenherzen tief begründet und ist unzertrennlich von seinem Wesen und Wirken. Alle wahren Frauennaturen sind geborene Johanniter-Damen und wenn sie das weiße Kreuz auch noch nicht auf der Brust tragen, wie die Ritter, so tragen sie es auf einer noch schöneren Stelle: in ihrem Herzen, und deshalb müssen sie sich auch von selbst sympathisch hingezogen fühlen zu unserem Orden, dem sie mit Fug' und Recht angehören, wie jeder gute Mensch, der christliche Liebe und Barmherzigkeit in seinem Busen trägt, sei er adlig oder bürgerlich, sei er Mann oder Weib; denn das Johanniterthum ist groß wie die Welt, die es mit seinem Wirken erfüllt und mit seiner Liebe umfaßt. — Es ist eine ganz falsche Auffassung, wenn man denkt der Johanniter-Orden sei eine exclusive Adelscorporation; das ist er, von seinem ersten Bestehen an, niemals gewesen und darf es auch heut' noch nicht sein, wenn er seiner Geschichte und seinen Principien getreu bleiben will. Nach dem Vorbilde der christlichen Lehre, welche die Schranke zwischen dem Menschen und Menschen niederriß, und die eine Gleichberechtigung predigte der göttlichen Gnade gegenüber, setzte sich unser Orden, schon in seinen ersten Anfängen, aus Rittern, Geistlichen und dienenden Brüdern zusammen; und während der fromme Gerhard Tom, der uns als erster Vorsteher des Hospital's zu Jerusalem genannt wird, mit den ihm untergebenen Brüdern auf der einen Seite der Kirche Maria della Latina die Werke der christlichen Barmherzigkeit an den kranken und hülfsbedürftigen Pilgern übte, erstand auf der anderen Seite jenes Gotteshauses zu gleicher Zeit ein Hospital für Frauen, die sich die Schwestern des Ordens St. Johannis nannten, und dem Orden Jahrhundertelang affiliirt blieben. Ob nach der Einnahme Jerusalem's durch Saladin im Jahre 1187, die Schwestern den Rittern nach Margat und Ptolemais folgten ist nicht bekannt geworden; das aber ist gewiß, daß sie auf Rhodos und später auf Malta den Brüdern wieder treulich zur Seite standen. Wahrscheinlich ist, daß die Schwestern St. Johannis nach dem Verlust der heiligen Stadt Palastina verließen, denn schon ein Jahr darauf, um 1188 gründete die Königin Sancha, Tochter des Königs Alfons von Castilien und Gemahlin Alfons II. von Aragon, zu Sixena in Spanien ein Kloster des Ordens St. Johannis für arme Fräulein, die in demselben unentgeltlich aufgenommen wurden. Wie der Franziskaner-Mönch Helyot weitläuftig erzählt, blühten in Spanien, Frankreich und Italien Jahrhunderte hindurch viele Hospitäler der Schwestern des Johanniter-Ordens; dieselben trugen auf ihrem Ordensgewande das goldene und linnene Kreuz wie die Ritter, beobachteten in ihren Häusern dieselben Regeln, waren dem Haupt ihrer Zunge und dem Großmeister unterworfen und theilten sich, ähnlich wie die Brüder, in Rechts-

ſchweſtern (Soeurs de justice) für den Chordienſt, welche wie die Ritter, Adelsproben ablegen mußten und nur allein ſtimmfähig waren, in dienende Schweſtern, (Soeurs servantes d'office) und in die Soeurs converses, welche Letztere eigentlich für die niederen Dienſte beſtimmt waren.

In dem ſogenannten „Johanniter-Malteſer-Orden" wie ſich der katholiſche Theil der Johanniterſchaft zum Unterſchiede von dem evangeliſchen nennt, wird noch heutigen Tages das Johanniterkreuz an Damen hohen Standes verliehen, die es dann als Großkreuz an einem breiten, ſchwarzen Bande, von der rechten Schulter zur linken Hüfte tragen. Namentlich ſieht man die meiſten vornehmen Römerinnen mit dem achtſpitzigen Kreuze geſchmückt und ganz neuerdings hat ſich auch die jetzige Kaiſerin der Franzoſen, obgleich der Orden leider noch immer aus Frankreich verbannt iſt, mit dem Johanniterkreuze decoriren laſſen. Auch in Spanien, wo unſer Orden, als ſelbſtſtändige Abzweigung von den eigentlichen Johanniter-Malteſern noch in hohem Anſehen fortlebt, giebt es Johanniter-Damen, die ebenfalls über dem himmelblauen Feierkleide die Decoration als Großkreuz tragen und deren Großmeiſterin das Privilegium genießt, dem Könige und der Königin am Johannistage eine weiße Serviette, als Zeichen der Demuth zu überreichen. —

In der Balley Brandenburg iſt der Johanniter-Orden niemals an Damen verliehen worden und haben ſich dieſelben, in Folge der ganzen Organiſation der Balley, auch nicht an dem Wirken deſſelben betheiligen können, wogegen wir die Brüder aus dem Stande der Bürgerlichen, als Geiſtliche und dienende Brüder auf den Commenden vorfinden. Der Adel war immer nur der Leiter und Vorſtand des Ordens, dem ſich die Bürgerlichen und Damen in Unterordnung affiliirten, und, in ganz ähnlicher Weiſe, war und iſt der Johanniter-Orden wiederum im größeren Ganzen nur der Leiter der Chriſtenheit, als Vorbild gläubigen Sinnes, echter Religioſität und in der Ausübung der Pflichten, die die chriſtliche Lehre uns auferlegt. — Da iſt durchaus keine Excluſivität; denn der Johanniter-Orden ſoll ſich nur als eine Muſtergenoſſenſchaft betrachten laſſen und als ſolche betrachtet werden, die mit Freuden alles Geiſtes- und Seelen-Verwandte in ſich aufnimmt, wenn ſie auch noch nicht im Stande iſt, allen ihren Anhängern und Bekennern das ſichtbare Symbol ihrer Geſinnung anzuheften.

Die wiederaufgerichtete Balley Brandenburg hat ſich ganz dem Vorbilde getreu geſtaltet, wie es uns die erſten und reinſten Anfänge des Johanniter-Ordens überliefert haben. In unſeren ſchnell emporgeblühten Kranken- und Siechenhäuſern führen die Ritter die Oberaufſicht, während Geiſtliche, Aerzte, dienende Brüder und Schweſtern ſich der geiſtigen und körperlichen Pflege ihrer Schutzbefohlenen mit der größten Liebe und Hingebung unterziehen. Jene Hauptarbeiter im Sinne des Johanniterthums gehören geiſtig ohne allen Zweifel dem Orden an, deſſen Hauptſtützen ſie ſind, obgleich ſie äußerlich durch das weiße Kreuz noch nicht gekennzeichnet werden. So unerheblich für den Geiſt der Sache dieſe äußere Kennzeichnung aber auch ſein mag, ſo iſt ihr großer Nutzen doch nicht ganz aus dem Auge zu laſſen.

Die Decoration iſt die Uniform der Johanniter, und wie durch Anlegung des bunten Rockes beim Soldaten der Geiſt von außen nach innen und dann wieder von innen nach außen dringt, ſo liegt es tief in der menſchlichen Natur begründet dem inneren Weſen auch einen äußeren Ausdruck zu geben und ſich durch dieſes ſichtbare Symbol ihrer Geſinnung zu einem noch engeren Verbande hinleiten zu laſſen. — Die Fahnen und Standarten ſind auch nur reine Aeußerlichkeiten und dennoch ſpricht aus ihnen der Geiſt der Pflicht, des Muthes und der geheiligten Reminiscenz mit ſo muthiger, unwiderſtehlicher Stimme, daß ſich die Soldaten mit Begeiſterung um das ſichtbare Symbol ihrer militairiſchen Ehre ſchaaren. Ebenſo war das Kreuz, das ſich die Kreuzfahrer anheftеten gewiß ein nicht unbedeutendes Motiv zu dem heiligen Glaubenseifer, der jene Eroberer des heiligen Landes beſeelte. — Die Realiſirung der vorberegten Gedanken gehört allerdings noch dem Reich der Träume an; aber wir dürfen doch wenigſtens hoffen, daß dieſelben einmal in Erfüllung gehen werden. —

Was die Damenwelt anbetrifft, ſo iſt, wie wir bereits oben geſagt haben, jede edle und hochherzige Frauennatur ſchon eine Johanniter-Ritterin; denn die Werke chriſtlicher Liebe und Barmherzigkeit, zu denen der, zu ſehr von der Außenwelt abſorbirte, Mann ſich erſt anregen laſſen oder ſelbſt auffordern muß, thut das Weib faſt unbewußt, weil ſein ganzes weicheres und beſchaulicheres Binnenleben es von Natur aus darauf hinleitet. Unter der edlen Frauenſchaft giebt es aber noch unendlich Viele, die es ſich ſpeciell zur Lebensaufgabe machen, überall wo ihr Blick es erſpähen kann, der leidenden Menſchheit mit Wort und That beizuſtehen, und dieſe Frauen mögen ſich ganz beſonders als Damen des Johanniter-Ordens betrachten; denn ſie ſind es im Geiſt und in der Wahrheit.

Mögen alſo dieſe edlen Frauen unſeren Orden ſtets im Auge behalten, mögen ſie vereint mit ihm zu wirken ſuchen und ſich ihm immer mehr und mehr anſchließen, damit auch ihr Wirken einen feſteren Anhalt gewinnt. Vielleicht liegt die Zeit nicht fern, wo der Orden die Hülfe der Damenwelt erbitten wird und wenn dieſe Bitte einmal in's Leben tritt, dann ſind Brüder und Schweſtern ſchon alte Bekannte, und das Zuſammenwirken deshalb um ſo leichter und ſegensreicher. Behalten wir nur immer unſere Geſchichte im Auge und folgen wir den Lehren die ſie uns giebt!

Als Gerhard Tom dem erſten Hoſpital St. Johannis in Jeruſalem vorſtand, bildete ſich, ganz unabhängig von demſelben, auf der anderen Seite der Kirche Maria della Latina auch ein Hoſpital für Schweſtern, die in demſelben Sinne wirkten als die Brüder. Später aber führte der ſympathiſche Zug des Geiſtes und Weſens die beiden Inſtitute immer näher zuſammen, bis ſie Beide nur zwei Theile eines großen Ganzen waren. Hoffen wir alſo, die Vergangenheit im Auge habend, auf die Zukunft! —

A. v. W.

Die Stifter für adelige Fräulein in Schleſien.

Was tritt einer adeligen Genoſſenſchaft wohl näher an das Herz, als die Sorge für ihre vielen der Unterſtützung bedürftigen Töchter? Schöner könnte ein ritterlicher Corporations-Geiſt ſich nicht bekunden, als wenn

er hier Hülfe schaffte. Aber diese adeligen Fräulein-Stifter müßten dann nicht allein ein wirklich standesgemäßes Einkommen gewähren, der Genuß von Stellen in denselben sollte auch an die Uebernahme von Pflichten — von Johanniter-Pflichten — gebunden sein. Wenn diese Stifter einmal eben so viel Wohnstätten sein werden einer Thätigkeit auf dem weiten Felde christlichen Erbarmens, dann auch wird die Zeit gekommen sein einer Neu-Belebung früherer Genossenschaften von Johanniterinnen.

Weil uns, von dem Johanniter-Standpunkte aus, bei diesen Stiftern die übernommenen Pflichten obenanstehen, so wird es gerechtfertigt sein, die theils auf Reisen, theils durch Correspondenzen gesammelten Nachrichten über die adeligen Fräulein-Stifter Schlesiens zu eröffnen mit:

I. der v. Lestwitz'schen Stiftung.

Begründet ist dieselbe durch Karl Rudolph v. Lestwitz, der als der Letzte seines Geschlechts am 27. August 1803 kinderlos starb. Seine aus den Jahren 1778 und 1788 datirenden letztwilligen Verfügungen erhielten des Hochseligen Königs landesherrliche Bestätigung in den Jahren 1798 und 1806. Auf Grund derselben wurde des Donators Gesammt-Vermögen, hauptsächlich bestehend aus der Stadt Groß-Tschirnau und den Gütern Ober-Tschirnau, Nieder-Ellguth, Sulkau, Neusorge, Katschkau, Ronicken, Lestwitzhof nebst 10 Vorwerken, wohlthätigen Zwecken bestimmt. Durch Ansammlung und weitere wohlthätige Zuwendungen hat sich im Laufe der Jahre diese Fundation sehr erweitert. Sie steht in ihrer Gesammtheit unter der Leitung zweier, von der Königlichen Regierung zu Breslau, als der die Oberaufsicht führenden Behörde, erwählten Curatoren; diese sind zur Zeit der Königliche Wirkliche Geh.-Rath, Chef-Präsident und Kronsyndicus, Joh.-Ord.-Ritter v. Frankenberg-Ludwigsdorf auf Nieder-Schüttlau, und der Königliche Kammerherr v. Massow auf Bronau.

In dem am 29. Sept. 1815 eröffneten protestantischen Stifte zu Schloß Ober-Tschirnau finden 10 bis 12 arme adelige Fräulein schlesischer Abkunft wohnliche Aufnahme, bei freiem Lebens-Unterhalt und angemessener Geld-Unterstützung.

Sämmtliche Stiftsdamen haben die Verpflichtung, sich neben einem frommen, gottesfürchtigen Lebenswandel, häuslichen, wirthschaftlichen Verrichtungen zu unterziehen, die kranken Mitschwestern zu pflegen und regelmäßigen Unterricht in weiblichen Arbeiten der weiblichen Jugend der Stadt Tschirnau zu ertheilen, eine Verpflichtung, die, bei der Freudigkeit an nützlicher Beschäftigung, unter der Einwirkung der beiden ausgezeichneten Vorsteherinnen, fortdauernde Ausdehnung und gesegnete Wirksamkeit entwickelt.

Gegenwärtig befinden sich folgende Damen im Stifte: 1) die Freyin v. Seydlitz, Aebtissin; 2) Frl. v. Knobelsdorff, Priorin; 3) die Gräfin v. Haßlingen; 4) Frl. v. Tschirschky; 5) Frl. v. Briesen; 6) Frl. v. Trützschler; 7) Frl. v. Arleben; 8) Frl. v. Blandowsky; 9) Frl. v. Eckardsberg; 10) Frl. v. Moroczowicz; 11) Frl. v. Poser; 12) die Ehrendame Frl. v. Pogrell.

Aus Rücksicht der Sparsamkeit hat der Stifter den Stiftsdamen eine besondere Kleidung vorgeschrieben. In Folge Allerhöchster Genehmigung tragen dieselben ein weiß emaillirtes Kreuz, auf dessen Vorderseite der Name des Stifters, während auf der Kehrseite die Königliche Namens-Chiffer steht. Die Stifts-Damen tragen dasselbe an blauer Schleife; die beiden Vorsteherinnen aber an einer weißen Schleife das Kreuz mit einer Königlichen Krone darüber. Die beiden Curatoren sind ebenfalls mit einem dergleichen Kreuz mit der Krone, am schwarzen Bande um den Hals zu tragen, decorirt.

Sowohl die Vorsteherinnen, als die übrigen Stifts-Damen werden von den Curatoren aus den zahlreichen Fräuleins erwählt, welche sich zur Aufnahme gemeldet haben und als dazu geeignet notirt sind.

Zu dieser Stiftung gehören folgende, aus den Erträgnissen des Gutes Ronicken fließende Unterstützungen: 1) für arme schlesische adlige Fräuleins, die nicht im Stifte wohnen; 2) für arme schlesische Edelleute, welche sich dem Offizierstande widmen; 3) für Studirende.

Zur Unterstützung unglücklicher Personen aus der Stadt Tschirnau und den Stiftsdörfern werden die Zinsen eines ansehnlichen Capitals benutzt.

Weiter dienen zur Unterhaltung der Stiftsbauten und des Stiftsgartens die Zinsen eines zu diesem Zwecke ausgesetzten Capitals. Ein anderes Capital ist für die Besoldung eines Arztes und zur Bestreitung der Medicinkosten für die Dienstboten und für arme Personen der Stiftsdörfer ausgesetzt. Ebenso sind weitere Geldfonds für folgende Specialzwecke vorhanden: Anschaffung von Prämienbüchern für evangelische Schulkinder; Unterstützung von 16 Hausarmen in der Stadt und den Stiftsdörfern; Erhöhung der Besoldung eines dritten evangelischen Schullehrers in Tschirnau; Unterstützung von drei Landschullehrern; Bestreitung des Schulgeldes für arme evangelische Kinder in dem Stiftsbereich; Unterstützung von 2 Hospitaliten, so wie der evangelischen Brüdergemeinde in Tschirnau.

Zu diesen ursprünglichen Stiftungen traten in der Folge:

1. Eine v. Prosch'sche Stiftung zur Dotirung einer Stiftsstelle.
2. Eine Gräfin Königsdorf'sche Stiftung zu gleichem Zwecke. Die Zinsen beider zu diesem Ende ausgesetzten Capitalien sollen vorzugsweise an arme Familien-Mitglieder der Stifterinnen, event. den Bestimmungen der v. Lestwitz'schen Stiftung entsprechend, resp. zur Bildung einer neuen Stiftsstelle verwendet werden.
3. Eine Landschafts-Director v. Tschammer'sche Stiftung, durch Geschenke und Sammlungen gebildet, von deren Zinsen arme adelige schlesische Wittwen unterstützt werden sollen.
4. Ein Fonds zur Bildung einer Spinnschule für Kinder, welche besonders den Zweck hat, dieselben außer den Schulstunden zu beschäftigen.
5. Ein Fonds zur Unterstützung von 6 Hospitaliten.
6. Ein Fonds, aus dessen Zinsen einst eine besondere Lehrerstelle in Ronicken gebildet werden soll.
7. Ein noch in Bildung begriffener Fonds zur Unterstützung armer Prediger-Wittwen zu Tschirnau.
8. Ein Fonds zur Unterstützung evangelischer Schullehrer-Wittwen in den Stiftsdörfern.
9. Ein Fonds, dessen Zinsen der katholischen Kirche zukommen.

Endlich existirt noch eine v. Seydlitz'sche Stiftung für verwahrloste Kinder, deren Beaufsichtigung aber nur dem Curatorio zusteht.

Die Eingangs bezeichneten Güter sind sämmtlich schuldenfrei. Ihr Areal beträgt ungefähr 8000 Morgen. Das Capital-Vermögen belief sich anfänglich auf 106,600 Thaler.

(Fortsetzung folgt.)

Die Barmherzigen Brüder zu Neustadt in Ober-Schlesien.

Der, besonders der Krankenpflege, und zwar ohne Unterschied des Glaubens, sich widmende katholische Mönchsorden der Barmherzigen Brüder, in Italien, von ihrem Rufe bei der Aufforderung zur Mildthätigkeit: „Thut wohl!" Fate ben Fratelli genannt, ist von dem Portugiesen Johann Ciudad (geb. 1495 † 1550) gestiftet, und 1572 von Pius V. als religiöse Genossenschaft nach der Regel des heiligen Augustinus anerkannt worden. Seine erste Verpflanzung aus Rom nach Oesterreich fand

der Orden durch den Fürsten Carl Eusebius von Lichtenstein († 1684) und seine Einführung in Breslau 1708, wo er 1712 seine Wirksamkeit für Schlesien eröffnete.

Jeder Oberschlesier weiß, wie thätig die Ordensbrüder waren, als Ausgangs des Winters von 1848 diese Theile der Monarchie von dem Typhus in Schrecken erregender Weise heimgesucht wurden.

Eine Filial-Anstalt des großen Breslauer Hauptklosters ist das Barmherzige Brüder-Hospital des Heiligen Petrus und Paulus zu Neustadt in Ober-Schlesien, dessen Stiftung König Friedrich II. am 11. März 1764 genehmigte, und welches am 2. Januar 1766 eröffnet wurde. Veranlassung dazu gab der am 15. März 1781 als Königl. Preuß. Generalmajor verstorbene Friedrich Wilhelm v. Röder. An Wunden schwer darniederliegend hatte derselbe, damals Oberstlieutenant und Commandeur des Kürassier-Regiments Schmettau, den zu Zülz zur Einsammlung milder Gaben für das Barmherzige Brüderkloster zu Breslau beim Grafen Matuschka sich aufhaltenden Bruder Probus, einen sehr geschickten Wundarzt, kennen gelernt, und sich von ihm in dem Kloster zu Breslau erfolgreich behandeln lassen. Dankbaren Herzens stiftete Herr v. Röder 4 bis 6 Betten für arme Kranke zu Neustadt. Aus diesem kleinen Anfange heraus erweiterte sich bald das schöne Institut. Im Jahre 1766 war man bereits im Besitze eines Grundstücks. Man hatte 6 Zimmer und einen Krankensaal zu 14 Betten. Im Jahre 1782 begann, unter Leitung des unermüdlichen Bruder Probus der Bau des jetzigen Klosters, in welchem theils durch regelmäßig eingehende Einnahmen an Zinsen vom Capital-Vermögen und an Königl. Zuschüssen, theils durch Sammlungen 40 Kranke untergebracht und gepflegt werden können.

In dem Jahre 1858 wurden 774 Kranke aufgenommen, 3 unter der Cathegorie: Ermüdung, 8 Geisteskranke, an Hypochondrie 4, Melancholie 3, an Säuferwahnsinn 5, wegen Frostschäden 10, an Knochenbrüchen 6, an Quetschungen 16, an Wunden 13, Verrenkungen 5, wegen Krätze 70, Rose 18, Nervenfieber 15, Typhus 17, Gliederreißen 40, Blutschwären 14, Ohrenfluß 5, sterbend 2. Es wurden mehrere Exstirpationen, Operationen und Amputationen vorgenommen und an Ambulanten täglich viele Verbände, Aderlässe, Zahnoperationen vollzogen.

Von den 807 Kranken (33 Bestand am 1. Januar 1858, und die 774 neu Hinzugekommenen) des Jahres 1858 starben im Laufe desselben nur 37. Die Totalsumme der theils aufgenommenen, theils ambulanten Kranken betrug nicht weniger als 4026, von denen der siebente Theil der evangelischen Confession angehörte. Den hier mitgetheilten Zahlen liegen amtliche Publicationen zum Grunde, die mit der Bitte schließen, nicht müde zu werden im Gutesthun und mit der Versicherung, daß auch die geringste Gabe gewissenhafte Verwendung finde zum Wohle leidender Menschen, denen die Barmherzigen Brüder ihre Kräfte zu opfern nicht unterlassen werden.

Gr. z. L.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen: *)

Vom Rittmeister a. D. v. Pachelbl-Gehag auf Carnin 10 Thlr. Vom Großherzogl. Hessischen Kammerherrn Schenck von Schweinsberg auf Niederofleiden 20 Thlr. Vom Kammerherrn Freiherrn v. Plettenberg auf Haus Heeren 20 Thlr. Vom Königl. Hannoverschen Geheimen Rath und Erb-Küchenmeister in der Kurmark Brandenburg, Grafen v. d. Schulenburg-Wolfsburg auf Wolfsburg 25 Thlr. Vom Appellationsgerichts-Rath von Perbandt zu Frankfurt a. O. 5 Thlr. Vom Landrath a. D. von Wedell auf Cremzow 5 Thlr. Von „T. T." Poststempel Königsberg in Pr. 10 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. Freiherr v. Vincke, auf Olbendorf 10 Thlr. Vom Generallieut. und 2ten General-Inspecteur der Festungen v. Prittwitz-Gaffron 10 Thlr. Von einem ungenannten Ritter in Schwerin 50 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenburg-Schw. Staatsminister v. Oertzen zu Schwerin 4 Louisd'or. Vom Großherzogl. Mecklenb.-Schw. Staatsminister von Levetzow zu Schwerin 25 Thlr. Vom Grafen Adolph von Bassewitz auf Prebberede 25 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenb.-Schw. Oberstjhofmeister und General à la Suite Freiherrn von Sell zu Schwerin 10 Thlr. Vom Kammerherrn und Hausmarschall Sr. Kgl. Hoh. des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, Freiherrn v. Stenglin zu Schwerin 5 Thlr. Vom Oberstlieut. a. D. Freiherrn v. Meerheimb auf Gnemern 10 Thlr. Vom Major a. D. Grafen Finck von Finckenstein auf Ziebingen 25 Thlr. Vom Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer v. Alvensleben auf Neugattersleben 10 Thlr. Vom Regierungs-Präsidenten a. D. Freih. von Senden auf Nazlaff 10 Thlr. Vom Rittergutsbes. von Seidlitz auf Habendorf 5 Thlr. Von Sr. Durchlaucht dem regier. Fürsten Heinrich LXVII. Reuß 50 Thlr. Vom Landschafts-Director Grafen von Stosch auf Manze 10 Thaler. Vom Oberhofmarschall Seiner Hoheit des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha Freiherrn von Gruben zu Gotha 2 Dukaten. Vom Regierungs-Rath u. Hauptmann a. D. Freih. Spiegel von und zu Pickelsheim zu Magdeburg 10 Thlr. Von Sr. Durchlaucht dem Fürsten Ludwig zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg, zu Sayn, 10 Frd'or. Vom Adels-Kreisdeputirten Freih. v. Tiesenhausen auf Weissensee in Livland 25 Thlr. Vom Landesbevollmächt. der Kurländ. Ritterschaft Grafen Peter v. Medem zu Mitau 100 Thlr. Vom Kaiserl. Russ. Garde-Rittmeister a. D. Grafen Ludwig v. Medem auf Stodmannshof in Kurland 100 Thlr. Vom Prem.-Lieut. u. Majoratsbesitzer Freih. v. Schlichting auf Gruschen 10 Thlr. Vom Oberlandesgerichts-Rath a. D. v. Prittwitz auf Nieder-Heiersdorf 5 Thlr. Vom Major u. Rittergutsbesitzer v. La Chevallerie auf Zohlen 5 Thlr. Vom General-Lieutenant u. Kommandeur der 9. Division v. Schöler 12 Thlr. Vom Kammerherrn u. General-Landschafts-Director Grafen von Burghaus zu Breslau 50 Thlr. Vom Rittmeister u. Majoratsbesitzer Burggrafen und Grafen zu Dohna-Schlodien auf Schlodien 20 Thlr. Vom Großh. Oldenburgischen Reisemarschall a. D. v. Lützow auf Nieder-Girbigsdorf 10 Thlr. Vom Königl. Hannoverschen Kammerherrn Freih. v. Campe auf Hülseburg 3 Ld'or. Vom Freih. Heinrich v. Medem zu Dresden 5 Thlr. Vom Oberst-Lieut. u. Abtheil.-Chef im Kriegsministerium v. Kamele 5 Thlr. Von „Fr. v. d. B." 20 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. d. Osten auf Warnitz 10 Thlr. Vom Landschafts-Director v. Hagen auf Premslaff 10 Thlr. Vom General-Lieutenant u. Kommandeur der 12. Division v. Mutius 1 Frd'or. Vom Major a. D. v. Horn auf Gehlweiden 5 Thlr. Vom General-Major z. D. Grafen Reinhard zu Solms-Laubach zu Braunfels 5 Thlr. Vom Landschafts-Rath v. Schwerin auf Janow 2 Frd'or. Vom Oberstlieut a. D. v. Damitz auf Hebron-Damnitz 15 Thlr. Vom Grafen u. Herrn Carl v. Giech auf Schloß Thurnau 50 Thlr. Vom Deichhauptm. a. D. Freih. v. Plotho auf Zerben 10 Thlr. Vom Major a. D. v. Oppen-Schilden auf Haseldorf 50 Thlr. Vom Hauptm. a. D. u. Rittergutsbesitzer v. Alten auf Tietzow 5 Thlr. Vom Premier-Lieut. a. D. u. Rittergutsbes. Frhr. v. Romberg-Brunn auf Schloß Gerdauen 10 Thlr. Vom Regier.-Rath v. Kunow zu Liegnitz 5 Thlr. Vom Kaiserl. Russ. Hofrath u. bevollm. Commissar bei der europäischen Donau-Commission in Galatz Freihrn. v. Offenberg 5 Thlr. Vom Commendator, Kammerherrn Freih. Hiller v. Gaertringen auf Schloß Betsche 10 Thlr. Vom General der Infanterie und General-Adjutanten Sr. Majestät des Königs v. Gerlach 20 Thlr. Vom Landschafts-Director Kochne v. Wrancke-Deminski auf Rittersberg 5 Thlr. Vom General-Adjutanten Sr. Majestät des Kaisers von Rußland und General-Gouverneur der Ostseeprovinzen Fürsten Italiiski Grafen Suworow-Rimnikski 50 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Buggenhagen auf Vorwerk 15 Thlr. Vom Generalmajor und Command. der 4. Infanterie-Brigade v. Horn 3 Thlr. Vom Kammerherrn Freih. v. Senden auf Radtschütz 5 Thlr. Vom Generalmajor und Command. der 11. Cavallerie-Brigade v. Tümpling 10 Thlr. Vom Kammerherrn Gans Edlen Herrn zu Putlitz-Wolfshagen auf Wolfshagen 1 Frd'or. Vom Oberpräsidenten der Provinz Pommern Freih. Senfft v. Pilsach 25 Thlr. Vom Stadtgerichts-Rath Grafen zu Wartensleben zu Berlin 5 Thlr. Vom Königl. Sächs. Kammerherrn Grafen Carl v. Hohenthal auf Schloß Püchau 30 Thlr. Vom Staats-Anwalt v. Luck zu Potsdam 2 Thlr. Vom Major a. D. und Landrath des Kreises Teltow v. d. Knesebeck auf Jühnsdorf 5 Thlr. Vom Rittmeister a. D. Freih. v. Seherr-Thoß auf Bischwitz 1 Frd'or. Vom Landrath des Kreises Herford v. Borries 5 Thlr. Vom Erbtruchseß in der Kurmark Brandenburg v. Graevenitz auf Quetz 10 Thlr. Vom Landschafts- und Kreis-Deputirten v. d. Osten auf Jannewitz 10 Thlr. Vom regierend. Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode 100 Thlr. Vom Grafen v. d. Schulenburg-Nimptsch auf Beetzendorf 20 Thlr. Vom Großherz. Hessischen Geh. Rath Grafen v. Goerlitz zu Darmstadt 5 Thlr. Vom Hauptmann im Generalstabe Grafen v. Wartensleben 5 Thlr. Vom Generalmajor und Command. der 3. Garde-Infanterie-Brigade Herwarth v. Bittenfeld 3 Thlr. Vom Rittmeister Grafen zu Lynar auf Gr. Beuchow 8 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge: 8306 Thlr. 4 Sgr. 9 Pf.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bei der großen Zahl der eingegangenen, resp. noch eingehenden Gaben, kann die Veröffentlichung derselben in diesem Blatte nur successive, nach Maßgabe des Eingangs, erfolgen.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 10. **Berlin, den 5. December 1860.** **Nr. 10.**

1. Hans Julius August **Nehrhoff von Holderberg**, Königlich Sächsischer Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1856. † zu Freiberg 6. November 1860.

2. Carl **Graf von Medem**, Herr auf Rempten und Alt-Autz. Ehrenritter seit 1832. † zu Mitau in Kurland 17. November 1860.

Die Verschmelzung des St. Lazarus-Ordens in Deutschland mit den Johannitern.

Dem Orden der Ritterschaft St. Lazari von Jerusalem, welcher gleich dem der Johanniter der Armen- und Krankenpflege, in's Besondere aber der Aussätzigen sich widmete, ist im Ganzen eine nur äußerst geringe Beachtung zu Theil geworden. Bei denjenigen Schriftstellern, welche von dem Orden der Johanniter handeln, hätten die Lazariter schon aus dem Grunde eine größere Beachtung verdient, weil, in Deutschland wenigstens, die Johanniter die Erben waren, nicht blos der Güter, sondern auch des Personal-Bestandes des St. Lazarus-Ordens.

Daß von diesem letzteren Verhältniß so wenig bisher die Rede gewesen ist, hat seinen Grund wohl darin, daß erst kurze Zeit vor der Reformation die Verschmelzung eintrat, und daß in den Strom dieser mächtigen kirchlichen Bewegung jene Corporation mit sich aufgelöst hat.

Die Bulle des Papstes Innocenz VIII., welche die Vereinigung des Lazarus-Ordens mit dem der Johanniter ausspricht, fällt um das Jahr 1490.*) In Frankreich, woselbst der St. Lazarus-Orden seine Hauptmacht besaß, und wo zu Boigni bei Orleans bereits seit 1154 der Großmeister des Ordens residirte, stieß die päpstliche Anordnung auf den entschiedensten Widerstand; bis endlich im Jahre 1547 durch einen Parlaments-Beschluß zu Paris der Streit zu Gunsten des Großmeisters entschieden und der Großprior von Aquitanien des Johanniter-Ordens mit seinen Ansprüchen völlig abgewiesen wurde. (Helyot, Gesch. d. Kloster- und Ritterorden. Leipzig, 1753, I. 317—333).

Auch in Italien scheint die Vereinigung der beiden Orden nicht durchgeführt worden zu sein; wenigstens wissen wir von Savoyen, daß als Herzog Emanuel Philibert im Jahre 1572 den Orden des heiligen Mauritius stiftete, Papst Gregor XIII. damit den älteren St. Lazarus-Orden, der also mit dem der Johanniter in jenen Landen nicht vereinigt gewesen sein kann, verband. (Schwan, Abbildung von Ritterorden. Mannheim, 1781.)

Daß aber in Deutschland jene Vereinigung wirklich in Kraft getreten ist, dies können wir aus einer nicht unbedeutenden Reihe von Urkunden, die bis jetzt der Aufmerksamkeit der Historiker des Johanniter-Ordens sich entzogen haben, nachweisen.

Bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts hören wir von einem Land-Comthur des Lazariter-Ordens in Deutschland, und zwar in Thüringen. Die Besitzungen des Ordens gerade in dieser Provinz waren gar nicht unbedeutend, da wir Comthureien zu Gotha, zu Braunsroda bei Heldrungen, zu Helmsdorf bei Gerbstedt, zu Sangerhausen, zu Breitenbach bei Stadt-Worbis, zu Wachenhausen bei Nordheim und zu Tambach im Thüringer Walde namhaft zu machen vermögen.

Das Maria-Magdalenen-Hospital zu Gotha, von dem Gemahl der heiligen Elisabeth, dem Landgrafen Ludwig VI. von Thüringen († 11. Sept. 1227) gestiftet, ward, vielleicht schon bei seiner Begründung, den Rittern des St. Lazarus-Ordens von Jerusalem übergeben. Ein Land-Comthur dieses Ordens (Commendator Provincialis) bestätigt 1275 die Schenkung eines Baumgartens an das genannte Hospital durch Bertrada von Dullstedt. Im Jahre 1280 kauften die Lazariter von den edlen Herren von Heldrungen die, späterhin ganz dem Hospitale zu Gotha einverleibten Güter zu Braunsroda, zu welchen 1304 das Patronat von Bretla und Beindorf (kann doch wohl nur Bretleben und Reinsdorf zwischen Heldrungen und Artern sein) gefügt wurde. Die Pflanzung der Brüder des Lazarus-Ordens zu Helmsdorf (der Orden

*) v. Osterhausen vom Johanniter-Orden, Augsburg 1650, berichtet S. 535. „Anno 1479 wurden die Orden des H. Grabes und St. Lazari dem Orden St. Johannis incorporirt, wurde aber erst 10 Jahre hernach effectuiret, und dem Großmeister des H. Grabes d. 4. Oct. 1491 das Groß-Kreutz, denen Religiosis aber das Ordinari-Kreutz gegeben."

Sci Lazari militie Christi Templi Jherosolimitani) ist im Jahre 1283 gegründet worden. (Gudeni cod. dipl. I. 798. Tittmann, Gesch. Heinrichs des Erlauchten I. 314.) Im Jahre 1290 ward zu Tambach von Heinrich v. Meldingen ein Hospital gegründet, welches gleichfalls den Brüdern des Lazarus-Ordens zugewendet worden ist. Vielleicht gehörte der frater Bertoldus de Tambach, den wir in der Markgräfin Anna v. Brandenburg Schenkungsurkunde vom 21. Dcbr. 1308 an das Kloster Langheim als Zeugen genannt finden (Riedel cod. dipl. Brandenb. II. Hptf. I. 279), dieser Lazariter-Ritterschaft an. Sehr schätzbar ist eine Urkunde von 1378, da sie uns verschiedene Comthure der Ritterschaft St. Lazari von Jerusalem kennen lehrt, nämlich als Comthur zu Braunsroda den Bruder Günther Stotz; als Priester und Comthur zu Breitenbach den Bruder Johann von Huppingstete; als Comthur zu Wachenhausen den Bruder Bertold v. Elnde, und als Comthur zu Sangerhausen den Bruder Apele Schade. (Wolff, Eichsfeldisches Urkundenbuch I. 75.)

Im Jahre 1478 war Conrad Flinsbergk Land-Comthur des St. Lazarus-Ordens in Thüringen. In seine Zeit fällt der Heldenkampf, den die Johanniter in der Vertheidigung von Rhodos für die gesammte Christenheit ganz allein gegen die furchtbare Uebermacht der Türken zu bestehen hatten. Dieser Kampf verlangte aber nicht blos Opfer an Blut, sondern auch an Geld und Gut. Es wendete sich zu diesem Ende Einer aus dem Orden der Johanniter zunächst an die durch Gelübde ihnen nahestehenden Lazariter; diese wieder an den Stadtrath zu Gotha, der die Vormundschaft über das Lazariter-Hospital hatte, mit der inständigen Bitte, zu gestatten, daß zum Besten des bedrängten Johanniter-Ordens eine Kiste mit päpstlichen Ablaßbriefen in der Liebfrauen-Kirche zu Gotha ausgestellt werden möge, und daß Almosen in dem Fürstenthume gesammelt werden dürfen; da aber der Rath in's Besondere letzteres zu gestatten sich nicht ermächtigt hielt, so gab hierzu der Landesherr, Herzog Wilhelm von Sachsen d. d. Weimar d. 30. Sept. 1480 in einem Schreiben an den Dechanten und das Capitel der St. Marien-Kirche, so wie an den Rath zu Gotha seine Genehmigung. (Rudolphi Gotha diplom. III. 46—60, wo der größte Theil der hier erwähnten Urkunden zu finden ist.)

Bald darauf (1490, in Vollzug gesetzt 1492), man kann nicht zweifeln in Folge und als Anerkennung jener Großthaten des Johanniter-Ordens in Vertheidigung von Rhodos, fand die Vereinigung verschiedener verwandter Orden geringerer Lebensfähigkeit mit demselben statt; in Deutschland mit nachzuweisender Gewißheit.

Am 23. Sept. 1518 hielt der Großprior und oberste Meister in Deutschland, Johann von Hattstein, in Speier ein Provinzial-Capitel des Johanniter-Ordens ab. Dort wird von ihm und den versammelten Balleyen und Präceptoren bezeugt, daß der Bruder Petrus Klopstein, welcher früher Prior der dem Ritterorden des heiligen Lazarus angehörigen Comthurei in Gotha gewesen, welche ihm von dem früheren Comthur Johann Rösner Alters halber resignirt worden, nunmehr als Johanniter-Ordens-Comthur daselbst walte. Demgemäß nennt sich auch Peter Klopstein am 29. Sept. 1518 in einer Urkunde, mittelst welcher er den Michael Heinrich Schmiedt zu Gotha mit dem zum Hospitale gehörigen Hofe zu Breitenbach bei Stadt Worbis als Hofmeister belehnt: „Compter zu Gotha, Ordens St. Johannis der Ritterschaft von Jherusalem." —

Noch mehr Aufschluß über die wirklich geschehene Verschmelzung beider Orden, die nebenbei das Bemerkenswerthe hat, daß der entschieden nicht adelige Stand mehrerer der letzten Comthure des Lazariter-Ordens kein Hinderniß war für die Aufnahme in gleicher Würde in den Johanniter-Orden, gewährt uns eine Urkunde d. d. Wildungen d. 21 Sept. 1519. — Der bereits erwähnte Johann Rösener, der noch 1506 Commendator in Wesenfeld, Gotha et Wildungen ordinis S. Johannis genannt wird (Würdtwein dioec. Mogunt. III. 550. 553), von welchen Wiesenfeld in Hessen und Wildungen im Waldeck'schen alte Johanniter-Ordens-Comthureien waren (Varnhagen Waldeck'sche Landesgeschichte S. 96—100 Urk. S. 205) und nur Gotha früher dem Lazarus-Orden gehörte, nennt sich darin: „des Ordens St. Johannis der Ritterschaft von Jherusalem Comthur zu Wesenfeldt und Wildungen und der veränderten Orden der Lazarey then, Gepuleriten (hier muß Sepulcriten gelesen werden), Bethlehemytischen und Morellehten (Maroniten?) Commissarius Hessener, Meyssener und Döringer Nationen" und berichtet, wie vor 27 Jahren (also 1492) auf päpstliches Geheiß die Umwandlung des Lazariter-Ordens in den der Johanniter geschehen sei, und giebt in dieser Stellung seine Einwilligung in die erwähnte Belehnung von Breitenbach im Eichsfelde. Was die anderen hier mit aufgeführten Orden betrifft, so bemerken wir nur, daß die Vereinigung des Ordens der Ritter vom heiligen Grabe (der Sepulcriten) mit dem Johanniter-Orden bereits im Jahre 1484 vom Papste Innocenz VIII. geschehen war, jedoch von Alexander VI. wieder rückgängig gemacht wurde, indem er den Orden zum heiligen Grabe wieder herstellte und sich selber als Oberhaupt desselben erklärte. (M. v. Pappenheim Chronik der Truchseße von Waldburg 1777. I. 171.)

Am 15. März 1520 wurden die Braunsröder Güter gegen einen jährlichen Zins von dem Grafen Ernst von Mansfeld überlassen, und zwar unter Berufung auf die Zustimmung Seitens des Großpriors und Obersten Meisters Johann v. Hattstein und des Provinzial-Capitels zu Speier von den Herren „Peter Clopstein Compthur zu Gotha, Anton Roidt Compthur zu Sangerhausen, Jacob Reymann Pfarrer zu Bretla, Johann Orlhausen Pfarrer zu Teutleben sammt allen Conventsbrüdern des Hauses und Hospitals zu Gotha des ritterlichen Ordens St. Johannis von Jerusalem," wozu auch Herzog Georg von Sachsen als Landgraf von Thüringen die Bestätigung am 11 Jun. 1520 ertheilte.

Nachdem Peter Klopstein der evangelischen Confession beigetreten war und sich verehelicht hatte, schloß er, sich nennend „Bürger und des Hospitals Comptor zu Gotha" am 13. Nov. 1525 einen Contrakt mit dem Bürgermeister und Rath der Stadt, worin er diesem unter Vorbehalt einer Jahresrente die Hospitalgüter zum Besten der Stadtarmen übergab. Dieser Contrakt erhielt am 22. Nov. 1525

des Kurfürsten Johann von Sachsen Bestätigung; und die wegen des „dem Lazareten Hause in Gotha" zustehenden Braunsroda mit dem Grafen von Mannsfeld entstandenen Irrungen bemühte sich Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen am 6. März 1536 zu Gunsten des Hospitals beizulegen.

L. v. L.

Die Stifter für adelige Fräulein in Schlesien.

(Fortsetzung.)

II. Das gräflich Campanini'sche Fräulein-Stift zu Barschau.

Die zu ihrer Zeit sehr berühmte Operntänzerin Signora Barbarini, demnächst verheirathet mit dem Präsidenten der Oberamtsregierung zu Glogau Karl Ludwig Frh. v. Cocceji und am 6. November 1789 zur Gräfin v. Campanini erhoben, gründete im Jahre 1799 zu Barschau bei Lüben ein Fräuleinstift für 18 arme Töchter aus schlesischem Adel, und zwar, wiewohl die Stifterin selbst katholisch war, nicht blos für 9 katholische, sondern auch für 9 evangelische Fräulein. Die ungedruckte Stiftungs-Urkunde ist nicht weniger als 52 Bogen stark.

Die Einkünfte aus den Gütern Barschau und Polach, Kr. Lüben, so wie Porschütz, Kr. Glogau, bilden den Fonds der Stiftung. In Barschau ward das Schloß zum Stiftsgebäude eingerichtet, bewohnbar von der Aebtissin und 4 Fräulein, nebst besonderen Räumen für den Probst, den Inspector und für das Rentamt. Die 14 außerhalb wohnenden Stiftsdamen genießen eine Jahres-Pension von 150 Thlr.

Curator ist jedesmal der General-Landschafts-Director von Schlesien und der Stiftsprobst, ein Landesältester der Liegnitz-Glogau'schen Landschaft, und zwar letzteres seit dem Jahre 1848 der Joh.-Ordens-Ritter Herr v. Schweinitz auf Alt-Raudten. Nachdem durch desselben Bemühungen der Reinertrag der Güter sich bedeutend gehoben hat, ist es möglich geworden, außer der Aebtissin und einer Coadjutorin, gegenwärtig 22 Fräulein die Wohlthaten des Stiftes zuzuwenden.

Aufnahme-Bedingung ist zuvörderst ein Armuths-Attest, sowie der Nachweis, daß schon der Großvater das schlesische Incolat besessen habe. Bei Vacanzen oder Besetzung neucreirter Stellen schlagen die Directoren der beiden Landschaften Liegnitz und Glogau 6, jeder 3 Fräulein der Aebtissin vor, welcher die Wahl der Bedürftigsten zusteht.

Das Stiftskreuz ist von weißer Emaille mit der Inschrift Virtuti asylum, und wird an gelbem, mit Silber eingefaßtem Bande auf der Brust getragen. Der Stiftsprobst trägt das Kreuz am Halse. Bei feierlichen Anlässen legen die Stiftsdamen ein grauseidenes Kleid an.

Es haben die Stiftsfräulein, außer einen moralischen guten Lebenswandel zu führen, keinerlei Verpflichtungen. — Probst, Inspector und Rentmeister verwalten die Stiftsgüter und Stifts-Angelegenheiten. Die Rechnungen werden von der Landschaft zu Liegnitz und Glogau abgenommen und revidirt; auch von derselben die Wirthschaft inspicirt. Der Ober-Präsident der Provinz ist Ehren-Curator.

III. Das von Schmettow-Schwerin'sche Fräuleinstift zu Rietschütz

wurde am 22. März 1782 aus den Einkünften der Güter Rietschütz, Schabitzen und Ilgowitz im Kreise Gr.-Glogau gestiftet und vom Könige Friedrich dem Großen am 7. Mai 1782 mittelst folgenden Decretes bestätigt:

„Wir Friedrich v. G. G. König von Preußen ꝛc. urkunden und bekennen hiermit: demnach, was die Hochwohlgeborne Unsre besonders Liebe Christine Wilhelmine verwittwete Gräfin v. Schwerin geb. Freiin v. Schmettow auf Rietschütz allerdemüthigst zu vernemen gegeben, was maßen, weil sie weder männliche noch weibliche Descendenz habe, sie den Entschluß gefaßt hatte, von ihrem sämmtlichen Vermögen ein perpetuirliches Fideicommiß und Stiftung zum Besten ihrer weiblichen Anverwandten zu errichten, solches auch bereits mittelst eines abgefaßten und vollzogenen letzten Willens bewerkstelligt hatte. Wir auch nunmehro ihren wiederholten Gesuchen, welches ihrer Denkungsart eben so rühmlich ist, als es zum wahren Besten ihrer weiblichen Anverwandten gereichet, in Gnaden Statt gegeben, Als haben Wir vorstehenden Stiftungsbrief und dessen angehängte Erklärung, wie hiermit geschiehet, ihren ganzen Inhalt nach ratifiziret und genehmiget; wollen, daß diese Stiftung auf die darin vorgeschriebene Art auf ewige Zeit gelten, Unserer Glogau'schen Amts-Regierung anbefehlend, dieses von uns bestätigte Fidei-Commiß-Institutum und milde Stiftung in dem Hypothekenbuch eintragen zu lassen, die zum Genuß dieser milden Stiftung dadurch berufenen Personen von der Schmettow und Schwerin'schen Abstammung, bei denen ihnen dadurch zugewandten Vortheilen gebührend zu schützen und zu keiner Zeit eine Contravention dagegen zu gestatten.

Urkundlich unter Unserer eigenhändigen Unterschrift und anhängenden Königlichen Insiegel. So geschehen und gegeben in Unserer Königlichen Residenz-Stadt Berlin, den sechsten Tag Monats Mai, nach Christi Unsers Herrn Geburt im Eintausend Siebenhundert und Zwei und Achtzigsten, Unserer Königl. Regierung aber im Zwei und Vierzigsten Jahre

Friederich.

Nach den Statuten sind zum Eintritt berechtigt:

1) Eine geborne Gräfin Schmettow a. d. H. Pommerzig, oder, welches einerlei ist, aus der Gottfried'schen Linie; 2) deren Mutter oder 3) deren Großmutter, eine geborne Gräfin Schmettow a. d. H. Pommerzig gewesen ist.

Im Fall diese Linie ausstirbt, kommt unter gleichen Bedingungen die gräflich Schmettow-Holdorp'sche oder Woldemar'sche Linie und dann die Schmettow-Stück'sche oder Leopold'sche Linie zur Succession und so immer weiter, so lange die v. Schmettow'sche Familie und weibliche Nachkommen existiren, die entweder geb. v. Schmettow sind, oder deren Mutter oder Großmutter solche gewesen.

Existiren keine Descendentinnen mehr aus einer der vorstehenden Linien, so soll die Succession an die gräflich Schwerin'sche Familie übergehen der Art, daß immer die-

jenigen Candidatinnen eintreten, welche die nächste Verwandtschaft mit dem Gemahl der Stifterin nachweisen können, und im Fall gleicher Verwandtschaft von der Seniorin und dem Stifts-Inspector zu Stiftsfräuleins erkoren werden. — Im Fall auch diese Linie ausstirbt, ernennen 3 mit der Schmettow'schen liirte Familien, nämlich die gräflich Röder'sche, die v. Rosenberg'sche und die Schönaich-Amtitz'sche, zur Succession.

Gegenwärtig befinden sich im Stifte: 1) als Seniorin das Fräulein von Hahnenfeldt und als Stiftsdamen: 2) Auguste v. Tippelskirch; 3) Marie v. Zobeltitz-Topper; 4) Amalie Gräfin Dönhoff; 5) Lina Gräfin Schmettow-Pommerzig; 6) Leontine v. Bredow-Landin.

Auf Grund der Statuten soll auch eine Schmettow'sche Wittwe im Stift freien Aufenthalt finden, oder dafür als Abfindung jährlich 100 Thlr. erhalten.

Ein Stiftsverweser und 3 Beigeordnete sollen aus der gräflich Schmettow'schen Familie ernannt werden. Ersterer hat auf die Erfüllung der Statuten zu achten, so wie, daß die angeordneten Zahlungen richtig erfolgen und das todte wie lebende Inventar in gutem Stand erhalten werde. Stiftsverweser ist gegenwärtig der Königl. Oberstlieut. a. D. und Johanniter-Ritter Graf Schmettow auf Brauchitschdorf.

Sämmtliche Stiftsdamen sollen graue Kleider tragen und zum Andenken an die Stifterin ein grau emaillirtes Kreuz mit Doppelspitzen an himmelblauem Bande. Auf dem Schilde in der Mitte desselben befinden sich im Avers zwei gefaltete Hände mit der Ueberschrift: Voeux de Reconnaissances, auf der Revers-Seite die Inschrift: Pour la famille de Schmettow le 17 Janvier 1782, sowie zwei in einander geschlungene C wegen des Namens Christine.

(Schluß folgt.)

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Freih. Carl v. Holzhausen zu Frankfurt a. M. 10 Thlr. Vom Fürstl. Reußischen Wirkl. Geh. Rath und Bundestags-Gesandten, Freih. Adolph v. Holzhausen zu Frankfurt a. M. 10 Thlr. Vom Major im Generalstabe der 11. Division v. Rothkirch-Panthen 10 Thlr. Vom Kammerherrn v. Stammer auf Görlsdorf 10 Thlr. Vom Landrath des Kreises Lublinitz, Prinzen Carl zu Hohenlohe-Ingelfingen, gesammelt und eingesandt: 1. Vom Prinzen Adolph zu Hohenlohe-Ingelfingen auf Koschentin 25 Thlr. 2. Vom Rittergutsbes. v. Scheel auf Schirckau 10 Thlr. 3. Sammlung, veranstaltet vom Magistrate in Guttentag, 3 Thlr. 8 Sgr. 6 Pf. 4. Vom Rittergutsbesitzer Kielmann auf Schloß Lublinitz 1 Thlr. 5. Vom Rittergutsbesitzer Methner auf Wiersbie 1 Thlr. 6. Sammlung in der Stadt Lublinitz 18 Thlr. 15 Sgr., zusammen 58 Thlr. 23 Sgr. 6 Pf. Vom Prinzen Carl Ernst von Schönburg-Waldenburg auf Schloß Gauernitz 20 Thlr. Vom Vorsitzenden des neuvorpommerschen Communal-Landtags v. Bohlen auf Bohlendorf 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Teclenburg Freih. v. Diepenbroick-Grüter auf Haus Marck 11 Thlr. Vom Kammergerichtsrath Freiherrn v. Diepenbroick-Grüter zu Berlin 5 Thlr. Vom Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer v. Hennigs auf Stremlow 5 Thlr. Vom Freih. Carl v. Gersdorf zu Ober-Loesnitz 1 Frd'or. Vom Kaiserl. Russ. Collegien-Assessor Freiherrn Victor v. Ungern-Sternberg zu Riga 20 Thlr. Von v. G. aus Eisenach 3 Thlr. Vom Grafen Wilhelm v. Carmer auf Rützen 5 Thlr. Vom Kammerherrn Freiherrn v. Bissing auf Kl.-Ellguth 5 Thlr. Vom General-Major z. D. v. Rosenberg zu Parlin 5 Thlr. Vom Grafen Friedrich zu Solms-Baruth auf Golssen 15 Thlr. Vom Kaiserl. Russ. Wirkl. Staatsrath und Präsidenten des Esthländischen Kameralhofes v. Below zu Reval 20 Thlr. Vom Königl. Dänischen Staatsminister a. D. Grafen Heinrich v. Reventlow-Criminil auf Ruhleben 25 Thlr. Vom Großherzogl. Oldenburgischen Ober-Jägermeister und Schloßhauptmann Grafen zu Ranzau-Breitenburg zu Eutin 25 Thlr. Vom Königl. Dänischen Kammerherrn Grafen v. Baudissin auf Borstel 25 Thlr. Vom Königl. Dän. Kammerherrn v. Levetzow auf Ehlerstorff 25 Thlr. Vom Königl. Dänischen Hofjägermeister v. Ahlefeld auf Gr.-Königsförde 25 Thlr. Vom Königl. Dänischen Kammerherrn Freiherrn v. Heintze-Weissenrode auf Schloß Riendorf 25 Thlr. Vom Freiherrn v. Heintze-Weissenrode auf Schädtbeck 25 Thlr. Vom Oberst-Lieutenant a. D. v. Borstell zu Berlin 5 Thlr. Vom Landrath a. D. v. Kotze auf Kl.-Oschersleben 20 Thlr. Vom Freiherrn Dimitri v. Vietinghoff zu München 200 Thlr. Vom General-Major, beauftragt mit der Führung der 7. Division, v. Sydow 10 Thlr. Vom Landrath a. D. von Berg auf Perscheln 5 Thlr. Vom Königl. Dänischen Kammerherrn Freiherrn Hugo v. Plessen zu Kopenhagen 35 Thlr. Vom Landrath a. D. und Majoratsbesitzer Burggrafen und Grafen Rodrigo zu Dohna auf Finckenstein 50 Thlr. Vom Grafen Edmund v. Pourtalès zu Paris 100 Thlr. Vom Deichhauptmann v. Brauchitsch auf Scharteucke 5 Thlr. Vom Landrath a. D. und Landschaftsrath v. d. Osten auf Schoenow 10 Thlr. Vom Major im Schlesischen Kürassier-Regiment (Nr. 1) v. Fehrentheil 5 Thlr. Vom Grafen Conrad Finck v. Finckenstein auf Schönberg 25 Thlr. Vom Hauptmann und Compagnie-Chef im 1. Schlesischen Jäger-Bataillon (Nr. 5) v. Bonin 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Waldenburg Freiherrn v. Rosenberg auf Heinrichau 5 Thlr. Vom Königl. Dänischen Geh. Conferenz-Rath Grafen v. Moltke-Hvitfeld auf Glorup 100 Thlr. Vom Major a. D. v. Arnim auf Neuensund 10 Thlr. Vom Ordens-Secretair, Oberst, Flügel-Adjutanten und Commandeur des Garde-Husaren-Regiments Grafen v. Bismarck-Bohlen 15 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Egidy auf Kreynitz 5 Thlr. Vom Majoratsbesitzer Grafen v. Riesch auf Neschwitz 10 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinschen General-Major und General-Adjutanten v. Zülow zu Schwerin 5 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinschen Kammerherrn Freiherrn Carl v. Bülow zu Schwerin 5 Thlr. Vom Grafen Friedrich zu Solms-Wildenfels auf Wildenfels 12 Thlr. Vom Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer v. Oldenburg auf Beisleiden 10 Thlr. Vom Kaiserl. Oesterreichischen Major Ritter Moese v. Jenstein zu Kanitz in Mähren 20 Thlr. Vom General-Lieut. und Commandeur der Garde-Cavallerie-Division v. Schlemüller 5 Thlr. Vom Herzogl. Sachsen-Altenburgischen Kammerherrn Freiherrn v. Hardenberg auf Ober-Wiederstedt 10 Thlr. Vom Gesandten in Konstantinopel Grafen Robert v. d. Goltz 100 Thlr. Vom Landschafts-Director v. Weiher auf Bietzig 5 Thlr. Vom Land-Forstmeister im Finanz-Ministerium v. Schönfeldt zu Berlin 1 Frd'or. Vom Majoratsbesitzer, Freiherrn Nicolaus v. Korff auf Kreutzburg in Livland 100 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen v. Blankensee auf Wugarten 5 Thlr. Vom Kammerherrn und Legations-Rath a. D. v. Roulet zu Neuenburg 30 Thlr. Vom Fürstlich Schwarzburg-Rudolstadtischen Land-Jägermeister a. D. v. Holleben zu Rudolstadt 5 Thlr. Vom Kaiserl. Russisch. Wirkl. Staatsrath a. D. Freiherrn Heinrich v. Offenberg auf Stracken in Kurland 50 Thlr. Vom Rittmeister a. D. und Kreis-Deputirten v. Winterfeld auf Felchow 10 Thlr. Vom Kaiserl. Oestreich. Kämmerer Grafen Bethlen v. Iktár zu Wien 100 Thlr. Vom Regierungs-Vice-Präsidenten v. Prittwitz und Gaffron zu Breslau 10 Thlr. Vom Kammerherrn und Kreis-Deputirten Freiherrn v. Bissing auf Beerberg 5 Thlr. Vom Kreis-Deputirten v. Arnim auf Millmersdorf 5 Thlr. Vom Grafen Hermann zu Solms-Baruth auf Klitschdorf 20 Thlr. Vom Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps v. Rochow 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beiträge 9847 Thlr. 8 Sgr. 3 Pf.

(Fortsetzung folgt).

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kranen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 11. Berlin, den 11. December 1860. **Nr. 11.**

An die Herren Johanniter-Ritter der Balley Brandenburg.

Meine Herren Ritter-Brüder!

Sie haben in schöner Weise der Aufforderung entsprochen, welche Ich im October d. J. an Sie ergehen ließ; in reicher Weise haben Sie für jene unglücklichen Glaubensgenossen beigesteuert, die der Fanatismus und die Raubsucht der Ungläubigen in Jammer und Noth gestürzt hat. Empfangen Sie Meinen wärmsten Dank dafür!

Es sind diese Gaben ein erhebendes Zeugniß, daß der alte Geist noch im Orden lebt, jener Geist christlichen Erbarmens, aus dem alle Großthaten alter Zeiten entsprossen sind; er giebt uns eine Bürgschaft für die Zukunft. —

Daß die Noth der armen syrischen Christen groß und noch täglich im Wachsen, ist nur leider zu gewiß; Sie werden dies aus den Nachrichten erkennen, die Ich über die dortigen Zustände habe sammeln lassen, um als Anhalt für die Berathung des von mir besonders berufenen Kapitels zu dienen; sie sollen Ihnen in unserm Wochenblatte mitgetheilt werden.

Es wird nun meine erste Pflicht sein, darauf Bedacht zu nehmen, daß diese reichen Gaben, dem Kapitelsbeschlusse entsprechend, zweckmäßig und schnell verwendet werden, zu welchem Behufe Ich zwei Johanniter-Ritter mit den nöthigen Vollmachten nach Beyrut zu senden beabsichtige.

Mit meinem Gruße empfehle Ich Sie Gottes Schutz!

Berlin, den 7. December 1860.

Carl Prinz von Preußen,
Herrenmeister.

Mittheilungen über das am 5. December 1860 stattgehabte Kapitel des Johanniter-Ordens.

In dem außerordentlichen Kapitel welches der Durchlauchtigste Herrenmeister am 5. d. Mts. über die Art der Verwendung der für die Christen in Syrien eingegangenen Gaben abgehalten hat, waren folgende Mitglieder desselben anwesend:

1) Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl von Preußen — Ehren-Commendator,
2) der Commendator, Oberst v. Rochow,
3) " " Kammerherr Freiherr Hiller v. Gaertringen,
4) der Commendator, Kammerherr Freiherr v. Friesen,
5) " " , und Canzler, Vice-Oberjägermeister Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode,
6) der Ordenshauptmann, General-Feldmarschall Freih. v. Wrangel,

ferner, als Protokollführer, der Ordens-Secretair, Oberst Graf von Bismark-Bohlen.

Es wurden die zahlreichen Berichte und Nachrichten über den Zustand in Syrien mitgetheilt und dann ein Aufsatz darüber verlesen, in dessen Schluß es heißt:

„Aus all' diesem geht hervor, daß die Entscheidung: „wie die Johanniter-Gelder am richtigsten zu verwenden „sind, nicht leicht ist. Die Situation ist noch nicht ge„nug aufgeklärt; dies würde am besten erlangt werden, „wenn ein sachkundiger Johanniter-Ritter an Ort und „Stelle gesandt würde, dem allgemeine Instructionen mit„zugeben wären, dem aber dann nach eigenem Ermessen „über die ganze ihm zur Disposition stehende Summe zu „verfügen gestattet sein müßte.

„Eine solche Sendung dürfte die sicherste Garantie „geben, daß die reichen Gaben richtig verwandt würden, „es würde damit auch dem ganzen deutschen Element ein „guter Anhalt gegeben, auf Einigung der verschiedenen „Richtungen hingewirkt werden können und somit möchte „auch vom politischen Standpunkte aus dieselbe Sendung „sich empfehlen.

„Mag dem aber sein wie ihm wolle, mag das hohe „Kapitel dieser Idee zustimmen oder nicht, eins bleibt „entschieden zu beachten: das ist, die Stellung des „Ordens zu der ganzen Sache. Die eingegangenen „Gelder müssen dem Aufrufe unseres Durchlauchtigsten „Herrenmeisters gemäß gleich verwandt werden, um „die dringende Noth zu lindern, sie müssen ohne „Nebenabsichten, ohne politische Zwecke im Auge „zu haben, dargebracht werden und endlich steht der Jo„hanniter-Orden vermöge seiner historischen Basis und „Reminiscenz hier nicht auf gleicher Stufe mit jedem an„dern wohlthätigen Verein für Syrien. Das in Syrien

„geflossene Blut mahnt uns an jene alten Heldenkämpfe, „deren Ruhm Jahrhunderte überdauerte, deren kriegerische „Ehren noch auf uns herüber leuchten und von deren „Glanz wir noch heute zehren. Daher fühlt jedes ächte „Johanniter-Herz doppelt mit bei den Greulen, die uns „berichtet werden, daher erklären sich die reichen Spenden, „daher kommt die allgemeine Theilnahme; um deshalb „muß die Hülfe, die jetzt leider nur durch Geld „und nicht mit dem Schwerdte gebracht werden „kann auch kräftig und nachhaltig sein und im „Geiste christlicher Barmherzigkeit geschehen. — „Es handelt sich um eine That für den Orden, der wie„der zum ersten Male seit dem schmählichen Falle von „Malta vor Europa genannt werden wird, und das wird „uns, dem jungen erneuten evangelischen Zweige zu Theil! —

„Das hohe Kapitel wird Alles in seiner Weisheit „erwägen, und Gott der Herr wolle dann Seinen Segen „geben. —"

Das Kapitel ging zu eingehender Berathung über, und nachdem mitgetheilt worden war, daß die Collecte des Ordens sich bis jetzt auf 11,697 Thlr. 9 Sgr. 9 Pf. belaufe, ward Beschluß gefaßt, die Ordensmittel nicht zu zersplittern, sondern in Rücksicht auf die unter den unglücklichen Flüchtlingen ausgebrochenen Krankheiten, denen schon viele erlagen, sie den Pflichten des Ordens gemäß, zu verwenden, und den Kranken unter ihnen zu Gute kommen zu lassen, wobei möglichst eine dauernde Stiftung geschaffen werden soll. —

Da aber das Kapitel über die Art und Weise, wie diesem Vorhaben, den Lokalverhältnissen am Geeignetesten zu entsprechen sei, keine endgültigen Festsetzungen treffen konnte, hielt man es für das Zweckmäßigste, 1 oder 2 Johanniter-Ritter an Ort und Stelle zu senden, um dort, mit Vollmacht versehen, die speciellen Maßregeln im Sinne des obigen Beschlusses auszuführen und Sr. Königl. Hoheit dem Herrenmeister die Wahl der betreffenden Persönlichkeiten anheimzustellen.

Als Zuschuß zu der Collecte bewilligte das Kapitel aus der Ordens-Kasse die Summe von 6000 Thlr.

Von den Materialien welche dem Kapitel vorlagen, theilen wir die folgenden hier mit:

1) das Schreiben eines Johanniter-Ritters, welcher vor Kurzem an Ort und Stelle war,
2) einen amtlichen Bericht aus Beyrut,
3) ein Schreiben d. d. den 8. November,
4) die in Nr. 47 der „Neuen evangelischen Kirchenzeitung" enthaltenen Wochenberichte des englisch-amerikanischen Comités und
5) die in Nr. 48 desselben Blattes abgedruckten Briefe der Pastoren Krämer und Disselhoff.

1.

Ew. pp. gefälliges Schreiben vom 1. October nach Beirut gerichtet, ist mir erst heute zugegangen. Ich verließ Syrien den 13. October, nachdem ich mich von dessen inneren Zuständen möglichst gut unterrichtet hatte, und eilte schnell hierher zurück, um meine unmaßgebliche Ansicht über eine gründliche Hülfe für dieses unglückliche Land an den Stufen des Thrones niederzulegen.

Es ist geschehen.

Die Gräuelscenen begannen im Mai und endigten Anfangs Juli. Seitdem hat sich die Summe sowie der Zustand der geretteten Flüchtlinge bedeutend geändert, namentlich der Waisen. Ein Theil davon ruht bereits im Grabe, denn die ihnen gereichten Nahrungsmittel konnten Anfangs nur sehr spärlich sein. Dazu kam das obdachlose Bivouakiren in oft schattenlosen Gärten in der ungemein starken Hitze am Tage und den kühlen Nächten mit starkem Thau. Für die Waisen, welche übrig blieben, sorgte die lateinische wie die griechische Kirche mit ihren großartigen Anstalten: Klöstern, Erziehungs-Häusern und Hospitälern, und zwar nach Maßgabe der Confession; für die wenigen Kinder der Protestanten nordamerikanische Missionare; sie waren die Waisen ihrer Proselyten. Nun sind allerdings gewiß noch manche Mütter mit Kindern vorhanden, deren Väter geschlachtet wurden, sie trennen sich aber von diesen sehr schwer und würden sie nur Personen ihres vollsten Vertrauens zur Mitnahme über das Meer anvertrauen.

Es erscheint mir daher sehr zweckmäßig, wenn der Johanniter-Orden einigen dieser Familien eine Zufluchtsstätte in Syrien selbst für einige Zeit bereiten wollte.

In dem Hospiz zu Jerusalem befinden sich aber nur drei Fremden-Zimmer und eine Kammer von mäßigem Umfange, und außer dem Zimmer und einer Kammer für den Hausvater, seine Frau und fünf Kinder nur ein Eßzimmer, eine Küche, eine Vorrathskammer und Keller.

Von deutschen Reisenden oder Pilgern evangelischen Glaubens habe ich dort nur einen Gerber aus Memel gesehen, die wenigen deutschen Katholiken finden in den Klöstern gute Aufnahme; die vielen noch eben jetzt pilgernden russischen Männer und Weiber finden sie in griechischen und armenischen Klöstern.

Als Europa drohte, wurde sofort ein kräftiger junger Pascha nach Jerusalem gesendet, der Gährung unter der muhamedanischen Bevölkerung Einhalt gethan und zum Schutz der zahlreichen Pilger von Jaffa nach Jerusalem alle 3 — 4000 Schritt ein Thurm für 6—10 Baschi-Bozuks erbaut, die den Patrouillen-Dienst thun.

Als ich Beirut verließ, war die Zahl der zu Verpflegenden von einigen 20,000 auf 12 — 13,000 gesunken, täglich wanderten viele von ihnen nach ihren Brandstätten zurück, weil die Franzosen bis in das Thal des Leontes vorgerückt waren.

Ich muß daher glauben, daß die Zahl der jetzt noch ganz zu Verpflegenden sehr geschmolzen sein wird. Von England waren dazu sofort 70—80,000 Thlr. gespendet worden; von Preußen sehr wenig, von Würtemberg und Baiern mehr. Aus Preußen waren indeß Summen angekündigt. Ueber die Zahl der jetzt noch zu Verpflegenden hoffe ich sehr bald Nachricht zu erhalten.

Inmittelst hat Pfarrer Fliedner aus Kaiserswerth einige Diakonissen nach Beirut gesendet und sollen ihnen auch noch andere folgen, um sich verlassener Waisen anzunehmen. Irre ich darin nicht, so waren ihnen erst sieben Kinder anvertraut worden.

Eine solche Anstalt der evangelischen Kirche war in Beirut lange gewünscht worden; solche Anstalten erfüllen aber im Orient erst einen umfassenden Zweck, wenn Hospitäler damit verbunden sind. Das ist in Jerusalem der Fall, wo eine Erziehungs- mit einer Krankenanstalt verbunden ist. In Alexandrien befindet sich nur eine Kranken-, in Smyrna nur eine Erziehungsanstalt, diese freilich in vorzüglicher Verfassung. Sie entspricht den Anforderungen einer höheren Töchterschule, eine Krankenanstalt sollte hinzugefügt werden.

Nach dieser Einleitung komme ich zur Beantwortung der mir durch den Durchlauchtigsten Herrenmeister gestellten Frage.

Reichen die Mittel des, unter dem Präsidium von

yerd Dufferin und dem preußiſchen Conſul Weber, ſtehenden Comités in Beirut, zur Unterſtützung der Geflüchteten nicht aus, ſo ſcheint es mir am nothwendigſten, das Leben der Unglücklichen zu friſten; reichen ſie aber aus, oder iſt das Bedürfniß mit Wenigem zu befriedigen, ſo würde alles Uebrige einer bleibenden Anſtalt des Johanniter-Ordens zu weihen ſein.

In Jeruſalem iſt mir von mehreren achtbaren Seiten der dringende Wunſch ausgeſprochen worden, das Hoſpiz weiter auszubauen. Der Hausvater und die Hausmutter ſind brave Leute. Das Eſſen iſt ſehr einfach und gut und die Rundaſicht von dem höchſten Zimmer und Altan auf ganz Jeruſalem ausgezeichnet ſchön und erhebend; ich habe ſelbſt dort gewohnt. Der weitere Ausbau würde alſo evangeliſchen Reiſenden eine große Hülfe ſein, das Hoſpiz aber, wie es jetzt iſt, nur ſehr wenigen flüchtigen Familien Aufnahme gewähren und nach deren Räumung für ſeinen jetzigen Zweck nur mit Aufwendung großer Koſten wieder zu gebrauchen ſein. Soll alſo gleich geholfen werden, dann wäre es zweckmäßiger, die vom Pfarrer Fliedner in Beirut gegründete Anſtalt ſo zu unterſtützen, daß ſie eine bleibende des Johanniter-Ordens würde, jedoch der Art, daß auch Kranke dort Aufnahme finden.

Die Diakoniſſenanſtalten von Pfarrer Fliedner im Orient ſind ganz ausgezeichnet durch Geiſt, Reinlichkeit und Ordnung. Hat die Anſtalt deſſelben in Beirut aber bereits eine hinlängliche Unterſtützung gefunden, was ich nicht weiß und kaum glaube, ſo würde der Ausbau des Hoſpizes in Jeruſalem auch noch einer umfaſſenderen Aufgabe entſprechen, wenn einige Räume der dortigen Diakoniſſenanſtalt, deren Lokalität für Kranke eben hat erweitert werden müſſen, für einen Nothfall zur Dispoſition geſtellt würden.

Der Raum zum weitern Ausbau des Hoſpizes auf dem Grund und Boden des unmittelbar angrenzenden Königlichen Conſulatsgebäudes iſt da und eine Einrichtung würde leicht zu treffen ſein, um die Krankenzimmer erforderlichen Falls von den Zimmern für Reiſende zu trennen. Beirut iſt dagegen der Ort, in dem man vorausſetzen kann, daß er auf mehrere Jahrzehnte der Mittelpunkt bedeutender Verhältniſſe und Bedürfniſſe ſein wird. Mag dann die kleine evangeliſche Anſtalt mit der großartigen katholiſch-franzöſiſchen der Dames de Charité unter Leitung von Jeſuiten, in Werken der Liebe wetteifern. Erſt ſpäter wird Jeruſalem wieder ſeinen alten Rang einnehmen, und das in Beirut nur gemiethete Lokal mit einem bleibenden in Jeruſalem leicht zu vertauſchen ſein, wenn das Bedürfniß hier ſtärker wird.

Sind inmittelſt jüngere und beſſere Vorſchläge unmittelbar aus Syrien eingelaufen, ſo beſcheide ich mich gern.

2.

Die Geſammtzahl der Wittwen hat ſich noch immer nicht mit Beſtimmtheit feſtſtellen laſſen, nur iſt es bekannt, daß ſich hier in Beirut 587 Wittwen aus Damaskus und 639 aus Deir-el-Kamar befinden.

Ebenſo iſt es unbekannt, wie viel Waiſen vorhanden ſind. Aber jedenfalls iſt ihre Zahl leider durch den Tod bereits bedeutend verringert worden.

An Flüchtlingen befinden ſich gegenwärtig in Beirut allein etwa 26,000, in Sayda 3000, in Tyrus 2000, in Tripolis nur etwa 500, Summa 31,500, der Ueberreſt iſt entweder noch in Damaskus und im Begriffe ſich hierher zurückzuziehen oder im Gebirge zerſtreut wo ſie zwar in ihren Dörfern wohnen, aber ſich im tiefſten Elende befinden. Die früher nach Tripolis geflüchteten Chriſten von Baalbeck ſind zwar in Folge eines Privatübereinkommens mit den Emiren Harfuſch nach ihren Dörfern zurückgekehrt, allein ſie befinden ſich ohne Brot, ohne Saat und ohne Betriebs-Inventarium, außer Stande ſich ſelbſt zu helfen. Sie werden von Tripolis aus, aus den Fonds des anglo-amerikaniſchen Comité's unterſtützt. Ihre verbrannten Häuſer ſind noch ohne Dächer und ſie werden ebenſo wie die im Libanon namentlich in Metn noch vorhandenen Chriſten, von Krankheit decimirt.

Der amerikaniſche Miſſionar Jeſſup, welcher im Auftrage des Comité's das Gebirge bereiſte, erklärt in ſeinem Berichte, daß in einem Dorfe im Libanon von 512 Einwohnern nur 5 Individuen getödtet, aber 42 in Folge der Obdachloſigkeit und des Mangels, an Krankheiten verſtorben ſeien. Ein Sechstheil der noch Uebrigen fand er krank. Das anglo-amerikaniſche Comité hat in Folge deſſen ſogleich Aerzte und Medikamente nach dem Gebirge geſchickt, um der Noth und dem Elende ſoweit als möglich zu ſteuern.

Die Verluſte, welche die Chriſten erlitten haben, ſind unberechenbar groß. Nur im Libanon waren dieſe, und zwar auch da nur im höchſt beſchränkten Maaße, Grundeigenthümer. In Damaskus iſt es, trotz der beſtehenden, den Chriſten günſtigen Geſetze, noch niemals Einem derſelben geſtattet worden, Grundbeſitz zu erwerben. Nur im Chriſtenquartier beſaß eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von ihnen den Grund und Boden, auf welchem ihre Häuſer ſtanden. Niemals hat bisher ein Chriſt in Damaskus weder einen Garten noch ein Feld, noch auch nur Bäume — die man hier getrennt vom Grund und Boden beſitzen kann — käuflich erwerben dürfen. Der ganze Beſitz beſtand daher in Häuſern, und zwar nur in ihrem eigenen Quartier, in Hausrath, in Waaren und im Schmuck ihrer Frauen und Töchter. Letzterer ſpielt in dieſem Lande darum eine um ſo größere Rolle, als er bis in die jüngſte Zeit vor dem Geſetz als vorbehalten und unantaſtbar galt, und auch bei den ſonſt barbariſchen Kriegen der Vorzeit ſtets reſpectirt wurde. Die Wehabiten, welche bei ihren Plünderungszügen im Anfange dieſes Jahrhunderts zuerſt die Frauen ihres Schmuckes beraubten, zogen ſich dadurch die allgemeine Verachtung zu. Es blieb den Muhamedanern und Druſen unſerer Tage aufbewahrt jene alte gute Sitte umzuſtoßen, deren Beobachtung die Chriſten im Beſitze des größten Theils ihres Vermögens ſowie der Mittel, ſich vor dem Hungertode zu ſchützen und ſich ſelbſt zu helfen, gelaſſen hätte.

Auf dieſe Weiſe verloren ſie, mit Ausnahme der mit Schutt bedeckten Brandſtätten durchaus ihr ganzes Vermögen. Die Plünderer riſſen ſogar ihren Opfern die Kleider vom Leibe, weil ſie in denſelben Gold und Koſtbarkeiten verſteckt glaubten. Nach einer nicht zu hohen Schätzung würde das für die Bewohner des Libanon allein unentbehrliche Bettzeug eine Ausgabe von 4 Millionen Piaſter, d. h. von 240,000 Thlrn. erfordern. Nichts gleicht daher dem Elende, in welchem die Flüchtlinge an der Küſte ankamen.

Unter dieſen Umſtänden iſt die ausgedehnteſte Hülfe nothwendig.

Obgleich ſeit Fuad Paſcha's Ankunft beinahe volle 4 Monate verfloſſen ſind, ſo iſt doch noch kein einziges Dorf aufgebaut, noch keine Entſchädigung geleiſtet, überhaupt Vertrauen und Sicherheit noch keineswegs hergeſtellt. Der Handel liegt vollkommen darnieder und die Gewerbe ſtocken.

Der Acker in den verwüſteten Diſtrikten wird im nächſten Jahre keine Frucht tragen, denn er iſt aus Mangel an Saat und Zugthieren nicht beſtellt.

Die chriſtlichen Einwohner, welche bei Weitem den fleißigſten und wohlhabendſten Theil der Bevölkerung bildeten, ſind weithin zerſtreut, und wollen, ja können zum Theil nicht mehr in ihre Heimath zurückkehren. Dem Kaufmann fehlt das Kapital, dem Handwerker ſein Werkzeug, dem Fabrikarbeiter, namentlich den Seidenwebern aus Damaskus und Deir-el-Kamar ihre Geräthe und das koſtbare Material für ihre Arbeit, und dem Ackerbauer die Saat und ſein Angeſpann! — Und bei alle dem

weiß Niemand, wie und wann dieſer unerträgliche Zuſtand ein Ende nehmen wird. Es iſt leider nur zu gewiß, daß, nachdem die Felder in dieſem Herbſte nicht haben beſtellt werden können, die Unterhaltung der Unglücklichen für ein Jahr länger nöthig wird, nämlich bis zum Frühjahr 1862.

Fünf Hülfs-Comité's laſſen es ſich angelegen ſein, mit den Gaben der chriſtlichen Regierungen und Privatleute des Occidents dem allgemeinen Elende zu ſteuern.

In Beirut, Damaskus, Sayda und Tyrus gründete die Vorſorge des anglo-amerikaniſchen Comités Hoſpitäler. Dieſes Comité allein verausgabte in den letzten Wochen wöchentlich 2000 £ an mehr als 25,000 Flüchtlinge.

Das franzöſiſche Comité disponirt über 1½ Mill. Francs und beabſichtigt Waiſenhäuſer für 1500 Waiſenkinder zu gründen.

Bei der Größe und Ausdehnung des Unglücks werden die vorhandenen Fonds bald erſchöpft ſein. Die Hülfe Europas muß daher ſchnell, dauernd und ausreichend ſein.

Waiſenhäuſer und Aſyle für die Wittwen ſind bei Weitem nicht hinreichend. Es handelt ſich darum, die chriſtliche Bevölkerung eines großen Landſtrichs, welche Alles verloren hat, während 1½ Jahren gänzlich zu unterhalten. Sie braucht Wohnung, Kleidung, Bettzeug und Nahrung.

Beirut, den 5. November 1860.

3.

Jaffa, den 8. November 1860.

Das ſehr geehrte Schreiben Ew. ꝛc. vom 1. October v. J. iſt mir den 27. v. M. richtig zugegangen, und ich fühle mich gedrungen, Ew. ꝛc. auszuſprechen, wie ſehr die ſich darin kund gebende Sympathie des hohen Ordens und ſeines Durchlauchtigſten Herren-Meiſters für die unglücklichen Chriſten dieſes Landes nicht nur mich, ſondern auch Biſchof Gobat und andere chriſtliche Freunde, welchen ich von dem Inhalt Mittheilung machte, erfreut hat.

Da ich mich eben, um die Lage der Vertriebenen aus eigener Anſchauung kennen zu lernen, zu einer Reiſe nach Beirut rüſtete, ſo hielt ich es für zweckmäßig, die Beantwortung bis nach meiner Rückkehr zu verſchieben. Nach Allem, was ich an gedachtem Orte geſehen und erfahren habe, bedaure ich die menſchenfreundliche Abſicht des Ordens, durch Aufnahme einiger flüchtigen Familien in das Jeruſalemer-Hoſpiz an der Linderung des großen Elends Theil zu nehmen, als unausführbar bezeichnen zu müſſen. Beirut, die an Hülfsmitteln reichſte Stadt Syriens, die einzige, welche — unter dem Geſchütze einer zahlreichen chriſtlichen Flotte gelegen — unbedingte Sicherheit darbietet, die einzige auch, nach welcher die in der ganzen Welt geſammelten für die Unglücklichen eingeſandten Unterſtützungen zuſammenfließen, hat die große Mehrzahl der Flüchtlinge an ſich gezogen, wenige befinden ſich in Saida und kaum mehre in Kesrowan. In Damaskus ſollen von einer Bevölkerung von 28,000 Chriſten etwa 5000 zurückgeblieben ſein, welche trotz der von den Behörden ſcheinbar wiederhergeſtellten Sicherheit nach und nach ebenfalls den Ort verlaſſen und ſich nach Beirut begeben. Da nun Jeruſalem von dort zehn, von Hasbaya und Raſchaya, den nördlichſten Schauplätzen der im Gebirge begangenen Gräuel, ſechs bis ſieben Tagereiſen weit entfernt iſt, ſo haben ſich weder in der Schreckenszeit ſelbſt, noch ſpäter Flüchtlinge dorthin gewandt, und bei dem Mangel an Erwerbsmitteln in der heiligen Stadt, den dortigen hohen Preiſen der nothwendigſten Lebensbedürfniſſe, endlich bei den Gefahren und großen Unkoſten der Reiſe dahin, dürfte dies auch ſpäter nicht der Fall ſein.

Ich habe nicht unterlaſſen, in Beirut bei Unterhaltungen mit angeſehenen und unter den Flüchtlingen einflußreichen chriſtlichen Arabern, ſo oft auf die Obdachloſigkeit der Unglücklichen die Rede kam, der Anerbietung des hohen Ordens zu erwähnen, aber ohne allen Erfolg! Ihr grenzenloſes Elend mindeſtens in Beirut ſelbſt vor den höchſten türkiſchen Beamten Syriens und der dort tagenden Commiſſion der Großmächte zur Schau hinzuſtellen, — das iſt die einzige Demonſtration, welche die armen Leute ſich geſtatten können, und an welche ſie ſich um ſo feſter anklammern, als bis jetzt weder die Commiſſion, noch die franzöſiſche Intervention ihnen einen erheblichen Nutzen gebracht hat. Nach ihren Erfahrungen im türkiſchen Staatsweſen, ſind ſie des Verluſtes ihres Anrechts auf Erſatz der ihnen geraubten Habe ſicher, ſobald in anderer Weiſe für ihren Unterhalt geſorgt würde, wie ja Fuad Paſcha, welcher weder die Muhamedaner von Damaskus, noch die Druſen des Gebirges in dem Genuß des Eigenthums der Chriſten ſtörte, dieſen letzteren ſeine Unterſtützungsgelder in demſelben Maaße entzog, wie die engliſchen, deutſchen, amerikaniſchen u. ſ. w. Collecten eintrafen.

Mit dieſer Beantwortung der Hauptfrage erledigt ſich die weitere wegen eines im Hoſpize vorzunehmenden Anbaues von ſelbſt, jedoch erlaube ich mir die Bemerkung, daß bei der maſſiven Bauart Jeruſalems ein neu angelegtes Zimmer ein ganzes Jahr lang des Austrocknens wegen unbewohnbar ſein würde.

4.

(Aus Nr. 47 der Neuen Evangeliſchen Kirchenzeitung.)

Beirut, 11. October 1860.

Seit unſerer letzten Mittheilung haben wir weitere Berichte über die Lage der Flüchtlinge in Tyrus erhalten und daraus erſehen, daß die Regierung eine Summe von 20,000 Piaſter zur Vertheilung unter ſie angewieſen hat. Dem Hülfscomité in Sidon ſind von uns 10,000 Piaſter und ein Vorrath von Arznei überwieſen worden, um nach beſtem Ermeſſen das Elend der Flüchtlinge zu lindern. Es iſt uns nicht möglich geweſen, in der Rückſendung von Flüchtlingen aus den Gegenden an den Quellen des Jordan fortzufahren, da ſie nicht daran glauben wollen, daß ſie ihres Lebens in ihrer Heimath ſicher ſeien.

Die Nachrichten aus Damaskus geben uns wenig Hoffnung, daß unter den dortigen Chriſten das Vertrauen bald wiederhergeſtellt ſein wird. Sie ſchweben in beſtändiger Furcht vor einem zweiten Blutbade. Ebenſowenig wollen die Flüchtlinge aus Damaskus in Beirut dieſen Ort verlaſſen, und werden daher der Fürſorge unſeres Comité's zur Laſt fallen, wenn die türkiſchen Behörden ihre Drohung ausführen und denen, welche die Rückkehr verweigern, die Unterſtützungen entziehen ſollten. Fuad Paſcha iſt nach Damaskus gegangen, um Ruhe und Vertrauen wieder herzuſtellen. Ein Hoſpital iſt dort von unſerm Comité errichtet worden und 2500 Kranke ſind von den eingeborenen Geiſtlichen dorthin gebracht, welche der Pflege unſerer drei Aerzte bedürfen.

Wir haben aus Berlin eine Sendung von über 300 Pfd. Sterl. durch den preußiſchen Conſul Herrn Weber erhalten und zwei preußiſche Diakoniſſen ſind angekommen, welche zuſammen mit einer dritten, die von Jeruſalem erwartet wird und mit der Sprache und den Sitten des Volkes vertraut iſt, ihre Hülfe bei der Pflege der Kranken und Waiſen bethätigen wollen. —

Beirut, den 20. October.

Die Lage der Flüchtlinge in Tyrus iſt durch die Bemühungen des Dr. Cataſus und des Hülfs-Comité's zu Sidon weſentlich verbeſſert worden. Es ſind die erforderlichen Schritte gethan, um ſie mit Obdach, Betten und Nahrung zu verſehen und eine Suppenküche zu errichten. —

Die Dörfer an den Quellen des Jordan sind besucht worden, und gegen 2000 Verlassene mit Unterstützung auf 2 Wochen versehen. Das Elend in diesen Gegenden ist nach den Berichten der Augenzeugen ganz besonders groß und die Lage und Aussichten derer, deren Häuser verbrannt sind, in der That zum Verzweifeln. Wenn der jetzige hülflose Zustand fortdauert, bis die Regenzeit beginnt, so müssen sie vor Kälte und Hunger umkommen. Es ist ein weiter District, und wenn es nicht gelingt, ihnen Mittel an die Hand zu geben, daß sie rechtzeitig ihr Land bestellen und im nächsten Jahre erndten können, so wird Noth und Elend von dem armen Volke noch lange nicht weichen. Der durchschnittliche Preis für hinreichendes Saatkorn ist 50 Piaster auf den Kopf. Dieser Gegenstand hat die besondere Beachtung unseres Comité's auf sich gezogen, und es ist ein Bericht darüber an Lord Dufferin*) eingereicht worden, um die Aufmerksamkeit des Gouvernements auf diesen Gegenstand zu lenken.

Ein sehr interessanter Bericht ist von einem Mitgliede des Hülfs-Comité's zu Tripolis, dem Rev. Lyons, eingegangen über den Zustand der Gegenden rings um Baalbec in einem Umfange von über 240 □ Meilen mit 52 Dörfern und einer Bevölkerung von über 14,500 Personen, von denen fast drei Viertel Christen sind. 36 Dörfer sind fast ganz von Christen bewohnt, 6 von Moslems und Christen zusammen, und 10 von Türken und Metawalis. Die Häuser der Christen sind sämmtlich ausgeplündert und bis auf 10 niedergebrannt, nicht sowohl von Drusen als von Türken und Metawalis, wodurch 8955 Christen zu Bettlern geworden sind. Eine Summe von 28,000 Piastern ist bereits unter 5295 dieser Unglücklichen vertheilt worden, aber eine weitere Unterstützung wird durch die traurige Lage dringend erfordert. — Die Regierung hat den Plünderern die Rückerstattung der gestohlenen Güter und des Viehs und die Lieferung von Holz zum Aufbau der Häuser anbefohlen, aber dieser Befehl wird nur in sehr beschränkter Weise ausgeführt. Der Bericht schließt mit der Erklärung, daß, wenn nicht unverzüglich energische Maaßregeln ergriffen werden, großes Elend und vermehrte Sterblichkeit der Christen in jenen Gegenden bevorsteht. Er fügt hinzu, daß das geraubte Getreide noch innnerhalb dieses Districts sich befindet, und zwar zum Theil in den Magazinen der Regierung, zum Theil im Besitz der Türken und Metawalis.

Wir erfahren mit großer Besorgniß, daß unter denen, welche in ihre Berge zurückgekehrt sind, Seuchen in erschreckender Weise um sich greifen und es ist leider zu befürchten, daß dieselben noch in größerem Maaße um sich greifen werden, wenn Tausende schutzlos den Einflüssen der Regenzeit ausgesetzt sein werden.

Eine sehr erhebliche Hülfe gewährt den Unglücklichen in Damaskus unser Hospital und unsere Suppenküche. Ein neuer Arzt ist noch hinzugetreten und die Zahl der Kranken hat bedeutend abgenommen.

Beirut, den 25. October.

Es ist unmöglich, eine der Wirklichkeit entsprechende Schilderung von dem entsetzlichen Elend unter den unglücklichen Flüchtlingen zu geben. Leider ist dasselbe noch in schneller Steigerung begriffen. Die große Zahl derer, welche jetzt der Sorge des Comité's übergeben sind, wird von der christlichen Mildthätigkeit mindestens noch bis zur nächsten Erndte erhalten werden müssen, also noch 6 Monate, und wahrscheinlich noch viel länger, wenn es nicht gelingt, den Flüchtlingen zur sicheren Rückkehr in ihre Heimath und zur Bebauung ihrer Felder zu verhelfen. Aber hierzu reichen die Mittel des Comité's bei Weitem nicht aus, und es hat sich daher an Lord Dufferin gewandt, um die türkische Regierung zur Gewährung des verlangten Korns, Viehes und Bauholzes und zur Verbürgung fernerer Sicherheit zu veranlassen.

Um auch nur unsere jetzige Thätigkeit 6 Monate fortsetzen zu können, ist eine Summe von mindestens 50,000 £ (etwa 330,000 Thlr.) erforderlich, und eine noch größere, wenn, wie wir erwarten, noch mehrere Tausend Maroniten aus dem Kesrouan ebenfalls unsere Unterstützung in Anspruch nehmen werden. Während des Winters werden große Mengen warmer Kleidungsstücke nöthig sein, und obgleich mehrere Tausend Betten den Drusen abgenommen und den Christen zurückgegeben sind, so ist das Verlangen danach doch noch bei Weitem nicht befriedigt. Außerdem muß eine erhebliche Summe noch besonders auf die Unterhaltung der drei Hospitäler zu Beirut, Damaskus und Tyrus für 6 Monate gerechnet werden.

Hieraus wird erhellen, daß es fortgesetzter Anstrengungen aller Menschenfreunde in Europa und Amerika bedürfen wird, damit wir im Stande sind, Tausende von syrischen Elenden vor dem Sterben im nächsten Winter zu bewahren.

Die übrigen Comité's stehen uns in der thätigen Sorge für die Unglücklichen zur Seite. Das französische Comité hat seine Thätigkeit vor Kurzem mit mehr als einer Million Frcs. begonnen, und auch das russische Comité (mit 5000 £) nimmt thätigen Antheil an diesem großen Werk. Obwohl es nicht thunlich gewesen ist, alle diese Comité's in eins zu vereinigen, so wirken sie doch so viel als möglich Hand in Hand mit einander. Das französische Comité will besonders seine Sorge auf den Wiederaufbau der zerstörten Häuser wenden. Und wir haben mit großer Freude gehört, daß der Libanon bereits in 8 Districte getheilt und jeder derselben einem besonderen Bevollmächtigten übergeben ist, um die Häuser so bald als möglich in wohnlichen Stand zu setzen.

*) Einer der Commissarien der Großmächte.

5.

(Aus Nr. 48 der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung.")

a) Brief des Pastor Krämer:

Beirut, den 8. November.

Obgleich ich erst vor wenigen Stunden hier eingetroffen bin, beeile ich mich doch, Sie zunächst von dieser meiner glücklichen Ankunft in Kenntniß zu setzen und Ihnen zugleich den Eindruck zu schildern, den das Feld meiner künftigen Thätigkeit auf mich in dieser kurzen Zeit gemacht hat.

Ich schicke zunächst voraus, daß ich durch das spätere Eintreffen des Zuges in Triest verhindert war, über Alexandrien zu gehen, und deshalb die Reise mit Pastor Disselhoff und den vier Diakonissinnen aus Kaiserswerth gemeinschaftlich über Smyrna gemacht habe. Nachdem wir heute Morgen hier angekommen sind, führte ich Pastor Disselhoff und die Schwestern sogleich nach dem hiesigen Schwesternhause; leider fanden wir Schwester Louise v. Trotha und Schwester Emilie körperlich sehr leidend, und da nun außerdem — wegen des Todesfalles einer Schwester in Jerusalem — die arabisch sprechende Schwester von dorther noch nicht hat ankommen können, so hat namentlich das Hospital noch nicht von den Schwestern übernommen werden können.

Vergeblich würde ich versuchen, die Noth, die hier herrscht, Ihnen zu schildern, denn sie ist in Wahrheit unbeschreiblich. Es sind mindestens 30,000 Flüchtlinge aus allen Theilen des Gebirges vereinigt, die zum größten Theil selbst der nothwendigsten Lebensbedürfnisse entbehren, und ohne Kleidung, ohne Betten und Decken in den Gärten vor der Stadt lagern. Dabei haben die Preise der Lebensmittel eine früher ungekannte Höhe erreicht, indem die Erndte im Lande nicht nur ungünstig ausgefallen war, sondern meistens ein Raub der Flammen während des Krieges geworden ist. Nehmen Sie

dazu, daß noch täglich Hunderte von Flüchtlingen aus Damaskus ankommen, so werden Sie es nicht auffällig finden, wenn ich sage, daß alles bisher zur Unterstützung Geschehene klein erscheint gegenüber der Größe des Elends, das sich dem Auge auch des oberflächlichsten Beschauers auf allen Punkten darbietet. Das Hospital umfaßt gegenwärtig gegen 100 Kranke, in der Mehrzahl Frauen, doch ist die Ausstattung noch sehr mangelhaft.

Was die bestehenden Unterstützungs-Comité's betrifft, so hat das französische bis jetzt 1½ Millionen Francs erhalten und erwartet noch 2 Millionen; diese Summe — eine Million Thaler — wird jetzt capitalisirt und es sollen davon 3 große Waisenhäuser, jedes zu 500 Kindern, hier, in Damaskus und in Deir-el-Kamar, eins für Mädchen, zwei für Knaben, erbaut werden. Das katholische Frankreich will also etwas Bleibendes gründen, um die mehr vorübergehenden Wohlthaten der übrigen Nationen in der Folge ganz vergessen zu machen. Denn das gegenwärtige Bedürfniß, die augenblickliche Noth, wird von dem französischen Comité so gut wie gar nicht berücksichtigt; die Sorge hierfür ist dem anglo-amerikanischen Comité überlassen. Die Thätigkeit des letzteren ist allerdings eine gewaltige und umfassende. Noch bin ich nicht im Stande, Ihnen ein klares Bild von der Organisation desselben, die durch die augenblicklichen Bedürfnisse bestimmt war, und seiner bisherigen Thätigkeit zu geben, doch mögen folgende statistische Notizen wenigstens annähernd die Sache veranschaulichen. Bis zum 4. November sind an Unterstützungen vertheilt worden: in Beirut an 1,236,770, in Saida u. s. w. an 231,721, in Tripolis an 5925; also im Ganzen an 1,474,416 Personen. Das dazu verwandte Geld betrug in Beirut 620,123 Piaster; in Saida u. s. w. 147,360 Piaster, in Tripolis 28,000 Piaster, außerdem 6702 Piaster; also eine Gesammtsumme von 802,185 Piaster (den Piaster zu 17½ Pfennig gerechnet, beträgt die Totalsumme von 38,995 Thaler). Dazu kommen aber noch mehrere Unter-Comité's; das eine, welches für Bekleidung sorgt, hat 11,466 Kleidungsstücke für 142,784 Piaster vertheilt. Für Betten sind verausgabt worden 14,703½ Piaster, für das Hospital sind 58,817 Piaster verwendet.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, welche ungeheuern Ansprüche an das Comité gemacht werden. Allerdings besitzt dasselbe gegenwärtig noch 6000 £, davon sind aber in der vorigen Woche gegen 16,000 Personen unterstützt und dafür 2000 £ verausgabt worden, so daß die eben genannte Einnahme in drei Wochen erschöpft sein wird. Wie dringend muß daher die Bitte um recht reichliche Unterstützung aus der Heimath sein!

Sie werden es natürlich finden, daß wir in den wenigen Stunden nach unserer Ankunft noch nicht darüber zur vollen Gewißheit haben gelangen können, in welcher Weise das deutsche Element bei diesem großen Werke der Barmherzigkeit am wirksamsten zur Geltung kommen kann. Doch ist uns schon dies immer mehr einleuchtend geworden, daß die deutsche evangelische Kirche nichts Nothwendigeres und zugleich Heilsameres thun kann, als das obenerwähnte Hospital zu übernehmen und in ihren Deputirten zugleich als ein deutsches Subcomité sich zu constituiren. Auf diese Weise würde die deutsche evangelische Kirche nicht blos einen Mittelpunkt ihrer Liebesthätigkeit finden, sodann auch zugleich eine dauernde Schöpfung im Orient gründen. Aber freilich würden wir in diesem Falle auf bedeutende Unterstützungen aus der Heimath rechnen müssen. Werden wir dies können? Ich hoffe es mit Bestimmtheit. Die deutsche evangelische Kirche wird die Wichtigkeit des jetzigen Augenblicks nicht unterschätzen und gegenüber den gewaltigen Anstrengungen des katholischen Frankreichs ihre Lebensfähigkeit durch reichliche Liebesgaben beweisen. Das gebe Gott! Sie aber werden gewiß nicht ablassen, angelegentlich um fortdauernde Beiträge zu bitten.

Der Brief des Pastor Disselhoff lautet:

Beirut, den 9. November.

Indem ich mich beeile, Ihnen mit der ersten Post, die von hier abgeht, einige Nachrichten über uns zukommen zu lassen, die vielleicht den Sammlungen für die syrischen Christen einen neuen Anstoß geben können, beschränke ich mich hauptsächlich auf das, was unsere specielle Arbeit betrifft, und bemerke nur, daß in Bezug auf die Bildung eines deutschen Comité's, resp. die Aenderung des Namens des anglo-amerikanischen Comité's, bereits Einleitungen getroffen sind, die jedoch bei der Kürze der Zeit natürlich noch zu keinem bestimmten Resultate geführt haben.

In Bezug auf unsere Thätigkeit kann ich Ihnen zu meiner Freude mittheilen, daß unsere beiden Schwestern bereits ein recht passendes und gesund gelegenes Haus gemiethet haben, in welches sie bei meiner Ankunft bereits 13 Waisenkinder gesammelt hatten, von denen 3 protestantisch und drei ganz verwaist sind. Die anderen haben noch Mütter; die Väter sind bei dem Blutbad, über das man hier immer noch neue, entsetzliche Einzelheiten hört, erschlagen. Auch einige erwachsene Verlassene weiblichen Geschlechts sind vorläufig unter der Pflege unserer Schwestern. Eine von ihnen hat zwei kleine Kinder und einen Säugling. An dieser habe ich schon während der kurzen Zeit meines Hierseins erkennen können, wie nothwendig es ist, für die Erziehung der Mädchen der orientalischen Christen gewissenhafte Sorge zu tragen, indem ich jene Mutter stundenlang starr wie eine Bildsäule dastehen sah, wobei sie ihr kleines Kind auf der Schulter trug; an eine Arbeit ist sie nicht zu bringen. Es war ihr schon zu viel, auch nur die Sachen des eigenen Kindes zu waschen. Eine andere ähnliche Person bei welcher noch Zanksucht dazu kam, hat leider schon entlassen werden müssen. Die Kinder hingegen sind anschmiegsam, offen, munter, nur sehr verkommen. Leider hat die arabisch redende Schwester aus Jerusalem noch nicht eintreffen können, indem eine Schwester in Jerusalem plötzlich am Typhus gestorben ist. Heute Morgen habe ich eine der vier neuangekommenen Schwestern nach Jerusalem geschickt. In 8 Tagen wird nun die längst erwartete Schwester aus Jerusalem hier sein, und den nur arabisch redenden Waisen Unterricht ertheilen können. Bis jetzt giebt den Unterricht, der vorläufig in etwas arabisch und französisch besteht, eine Verwandte des Besitzers unseres Hauses.

Ich hoffe, daß wir noch mehr Kinder erhalten werden. Denn als ich heute in's Waisenhaus kam, waren schon wieder fünf Kinder mit ihren Verwandten da, die auf Aufnahme harrten, welche ich ihnen natürlich mit Freuden gewährt habe. So haben wir denn bereits sechszehn Kinder. Eins ein ganz verwaistes von dem man kaum den Namen weiß, habe ich heute in unser Diakonissenhaus nach Jerusalem gesandt.

Wie wichtig gerade die Erziehung der Waisen ist, begreift die katholische Kirche wohl. Das französische Comité hier gebietet bereits über 1½ Millionen Francs und erwartet, wie ich hörte, noch 2½ Millionen Francs. Es sollen davon 3 große Waisenhäuser, jedes für 500 Kinder, gebaut werden. Dabei haben die Franzosen für die Linderung der augenblicklichen Noth noch gar nichts gethan, sondern dies ganz dem anglo-amerikanischen Comité überlassen das in der letzten Woche an mehr als 20,000 Elende 2000 £ ausgetheilt hat.

Das Hospital, in welchem schon über 100 Kranke waren, habe ich nicht besuchen können. Doch höre ich von allen Aerzten, daß es noch viel zu wünschen übrig läßt. Leider sind nach Gottes Rathschluß unsere Kräfte gegenwärtig geschwächt, da ich bei meiner Ankunft beide schon hier befindliche Schwestern krank fand.

Aus Damaskus ziehen sich die Christen noch immer hierher zurück. Noch gestern Abend begegnete uns wieder ein ganzer Trupp von Flüchtlingen mit etwa 12 Maulthieren und ihrer ganzen, geringen Habe.

Das Johanniter-Siechenhaus zu Mansfeld.

In der alten Grafschaft Mansfeld, deren berühmte Besitzer im Jahre 1780 ausstarben, liegt eine kleine Stadt, gleichen Namens, winkelige schlechtgepflasterte Straßen durchkreuzen sie, und aus den niedrigen Fenstern der unscheinbaren Häuser sieht nur geringer Wohlstand hervor. — Arme Bergleute bilden den Stamm der Einwohner, welche in den Mansfeld reichlich umgebenden Kupfer- und Silber-Gruben der Gewerkschaft arbeiten, und mit ihrem bescheidnen Verdienst ein einfaches aber zufriedenes Leben führen, unberührt von den verfeinerten Bedürfnissen der Außenwelt, welche der Verkehr großer Straßen, die ihnen fern liegen, oder der Eisenbahnen, von den wenigsten Bewohnern wohl mit eignen Augen gesehen, da sie in einem Umkreis von 7 bis 8 Meilen nicht zu erreichen sind, mit sich bringt. Auf der Höhe des Berges, welcher die kleine Stadt beherrscht, liegt ein großartiges Ruinenschloß, der uralte Stammsitz der Grafen von Mansfeld, welche viele Jahrhunderte hindurch von da aus die ganze Umgegend überblickend, mit Recht sagen konnten, dies Alles ist uns unterthänig. —

Jetzt ist außer der im reinsten gothischen Styl erbauten Kapelle, nichts mehr von der früheren Größe erhalten, nur alte zerfallne Mauern klagen das harte Geschick an, welches sie der Zerstörung Preis gab. —

Ein neues Schloß, welches der jetzige Besitzer mit vielem Geschmack, im Anschluß an die alte Kapelle wieder aufbaut, läßt die Hoffnung erwachen, daß es späteren Generationen mit Gottes Segen vorbehalten sei, die zerfallne Größe wieder aufzurichten. —

Kräftig und schön, und im Geiste ächter Ritterschaft arbeitet die Genossenschaft der Johanniter der Provinz Sachsen daran, durch Werke christlicher Barmherzigkeit ihrer Seits, in dem berühmten alten Städtchen den christlichen Sinn neu zu beleben, und Gottes Segen dadurch auf dieselbe herabzuflehen. —

Im Jahre 1857 kaufte die Genossenschaft ein großes massives Gebäude am westlichen Ende der Stadt, welches als ehemalige Brauerei der Grafen von Mansfeld zu dem Schlosse gehört hatte, und richtete dasselbe als erstes Siechenhaus für die Provinz Sachsen ein. Unter dem Geläute aller Glocken und im Beisein vieler Ritter wurde das Haus am 31. October 1857 am Reformationsfeste, in Begleitung der Geistlichkeit der Stadt, von dem Commendator Kammerherrn Freiherrn v. Friesen auf Schloß Rammelburg feierlich eingeweiht. Luther's Andenken wurde durch diese Feier in würdigster Weise neu belebt; hatte er ja doch zuerst mit Feuereifer und in lebendigem Glauben der Nachwelt mit thatkräftigem Beispiel vorgeleuchtet. —

Das sehr vollständig und gut eingerichtete Haus bietet Raum für 30 Sieche, konnte aber am Tage der Einweihung nur für 12 Sieche eröffnet werden, da die beschränkten Mittel der Genossenschaft, welche durch die erste Einrichtung des Hauses sehr in Anspruch genommen waren, für den Anfang nicht mehr erlaubten. Einige Jahre später wurde die Zahl der Siechen, um dem dringenden Bedürfniß abzuhelfen, auf 18 erhöht.

An der Spitze der Hausverwaltung steht nächst dem Werkmeister, der Landrath des Kreises, welcher sich des Hauses um so unmittelbarer annehmen kann, da er in Mansfeld, der Kreisstadt, wohnt, ein Umstand, der für das Gedeihen des Hauses von großem Werth ist. —

Ein Hausvater, dem Brüderhause in Neinstädt von Philipp Nathusius entnommen, steht mit seiner Frau dem inneren Leben des Hauses in schlichter Weise und treuer Hingebung gewissenhaft vor. —

Nach dem Muster der Brüder des rauhen Hauses bei Hamburg gebildet, hat er außer dem religiösen Einfluß, besonders den Zweck stets im Auge, die ihm anvertrauten Siechen, soweit es die meistens große Gebrechlichkeit der Unglücklichen gestattet, auf eine oder die andere Weise zu beschäftigen, um dadurch wieder innere Zufriedenheit bei den armen Geschöpfen zu wecken, deren Haupt-Elend nicht allein in den körperlichen Vernachlässigungen und Gebrechen besteht, sondern in dem traurigen Gefühl der Welt und ihren Nebenmenschen zur Last zu sein, weil sie nicht mehr im Stande sind, sich ihnen nützlich zu machen. Die mehrjährige Erfahrung hat diese Art, die Siechen zu behandeln, als sehr zweckmäßig erwiesen.

Die Seelsorge, Beaufsichtigung der täglichen Morgenandachten und Tischgebete, welche abwechselnd von dem Hausvater und einem der Siechen abgehalten werden, stehen unter der treuen Leitung des Diakonus in Mansfeld, welchem das Seelenheil der armen Hausbewohner sehr nahe liegt; wöchentlich hält er noch eine Abendandacht im Hause, welche so allgemeine Theilnahme gefunden hat, daß sie auch von außerhalb wohnenden Mansfeldern besucht wird. —

Möchte Gottes Segen, welcher die engen Gränzen der Anstalt schon sichtbar zu durchbrechen beginnt, immer weiter fortschreiten, und die alte Lutherstadt wieder hell leuchten lassen, als herrlicher Lohn für die treuen Bemühungen der ritterlichen Genossenschaft der Provinz Sachsen.

Miscellen.

Die Königin der Sandwich Insulauer hat im vorigen Jahre 500 Dollars zu einem Krankenhause gezeichnet. Ihre Einnahme beträgt nur 1500 Dollars.

Die empfehlenswerthe Schrift: „die kleinen Arbeiter im Weinberge des Herrn. Eine Erzählung. Nach dem Englischen. Hamburg bei Oncken." wird in den Worten besprochen: „Anleitung zu christlicher Menschenliebe und Wohlthätigkeit, nämlich zu einer solchen, bei der die von der Liebe Christi durchdrungene und geheiligte Persönlichkeit des Gebers mehr wirkt, als die Gabe, indem die sichtbare Gluth wahrer Gottes- und Menschenliebe auch das Herz des Empfängers zu erwärmen und nach oben, zum Urquell alles Guten zu ziehen dient. Während das Geld oder die materielle Beschenkung nur eine sehr geringe und untergeordnete Rolle spielt, ist die sichtbare Liebe zu Christo in den Armen und zu den Armen in Christo die Hauptsache."

Die Königin Louise von Schweden (geb. Prinzeß der Niederlande, 1850 mit dem damaligen Kronprinzen vermählt) hat sich die schwedische Sprache so anzueignen gewußt, daß man ihr allgemein die Uebersetzung der Schrift:

„Die Weinbergs-Arbeiter, ein Bericht für diejenigen, welche nützlich zu werden wünschen, von J. A. Wincome" aus dem Englischen in's Schwedische zuschreibt. Dieses Buch wird zum Vortheil einer Pflege-Anstalt verkauft, welche die Königin schon als Kronprinzessin gestiftet hat, und deren Protectrice sie jetzt ist.

Das Leben ist nicht immer ein Glück, wohl aber eine Pflicht, die, wenn man sie treulich erfüllt, uns schließlich glücklich macht.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge des Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Kurfürstl. Hessischen Wirkl. Geheimen Rath und Gesandten in Berlin Freiherrn v. Wilkens-Hohenau 10 Thlr. Vom Kammerherrn v. Parpart auf Schloß Chartreuse 50 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Blumenthal auf Varzin 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Nordhausen v. Davier 10 Thlr. Vom Steuer-Rath Grafen v. Rossi zu Dresden 20 Thlr. Vom Kammerherrn und Landrath v. Alvensleben auf Redekin 1 Frd'or. Vom Major a. D. v. Hinzmann-Hallmann zu Berlin 3 Thlr. Vom Großherzogl. Sächsischen Landes-Directions-Rath a. D., Kammerherrn und Dompropst Freiherrn von und zu Mannsbach zu Naumburg a. d. S. 10 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen v. Reichenbach-Goschütz auf Pilsen 5 Thlr. Vom General-Major und Landschafts-Director Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch auf Nieder-Kaufung 5 Thlr. Vom Kammerherrn Freiherrn v. Simolin auf Gr.-Dselden in Kurland 10 Thlr. Vom Geheimen Justizrath und Landrath a. D. v. Plötz auf Gr.-Weckow 2 Frd'or. Vom Wirklichen Geheimen Ober-Bergrath und Ministerial-Director Krug v. Nidda zu Berlin 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Bomst Freiherrn v. Unruhe-Bomst zu Wollstein 5 Thlr. Vom General-Major a. D. de Marées zu Frankfurt a. d. O. 5 Thlr. Vom Hauptmann a. D. u. Kreisdeputirten v. Hochwächter auf Haus Fürstenberg 3 Thlr. Vom Herzogl. Sachsen-Coburg-Gothaischen Oberhofmeister v. Löwenfels zu Coburg 10 Thlr. Vom Landesältesten und Kreisdeputirten Grafen v. Posadowsky-Wehner auf Gr.-Paniow 10 Thlr. Vom Wirkl. Geheimen Rath, Ober-Hof- u. Haus-Marschall Grafen v. Keller zu Potsdam 12 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Herford auf Tauchel 3 Thlr. Vom Königl. Niederländischen Kammerjunker und Assessor bei dem Staatsrathe Freiherrn Schimmelpenninck v. d. Oye im Haag 1 Friedrichsd'or. Vom Königlich Niederländischen Kammerherrn, Freiherrn von Wassenaer auf Schloß Briellard 1 Frd'or. Vom Königl. Niederländisch. Kammerherrn u. Ceremonienmeister Frhrn. v. Wassenaer im Haag 1 Frd'or. Vom Consul Freiherrn von Lichtenberg zu Ragusa 12 Thlr. Vom Kaiserlich Russischen General-Major a. D. Freiherrn Clodt v. Jürgensburg zu Reval 10 Thlr. Vom Landrath a. D. v. Bassewitz zu Halle a. d. S. 25 Thlr. Vom Rittergutsbes. v. Stülpnagel auf Rollwitz 20 Thlr. Vom Großherzogl. Sächs. Kammerherrn Freiherrn v. Beschwitz auf Arnsdorf 10 Thlr. Vom Erb-Kämmerer in der Kurmark Brandenburg Grafen v. Schwerin auf Wüdenhof 10 Thlr. Vom Kreisdeput. u. Rittergutsbes. Freihrn. v. Seherr-Thoß auf Schollwitz 10 Thlr. Vom Major im Rheinischen Ulanen-Regiment (Nr. 7) Ursin v. Baer 13 Thlr. Vom Prinzen Bernhard zu Solms-Braunfels 2 Louisd'or. Vom Erbprinzen Ludwig zu Bentheim-Bentheim 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberhofmeister v. Linsingen zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberjägermstr. Grafen v. Hardenberg zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberhofmarschall Freiherrn v. Malortie zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberstallmeister Grafen v. Platen zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. General-Major u. Chef des Generalstabes v. Eichart zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Landrath a. D. v. Adelebsen zu Göttingen 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Landrath v. Frese zu Hinte 2 Louisd'or. Vom Großherzogl. Oldenburgischen Oberst-Kammerherrn u. Flügel-Adjutanten Grafen v. Wedel 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Regierungs-Rath v. Ompteda zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberschenk a. D. Freiherrn v. d. Busche-Münch zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königlich Hannov. Kammerh. Grafen v. Platen auf Seelendorf 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Kammerh. Freih. v. Knigge zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberst u. Flügel-Adjutanten Freih. v. Slicher zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberst u. Flügel-Adjutanten v. Boddien zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberstlieut., Flügel-Adjut. u. Intendanten des Hof-Theaters Grafen v. Platen zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberstlieut. a. D. v. Stolzenberg zu Sögeln 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberstlieut. a. D. v. Frese auf Fresenhaus 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Oberst-Lieut. u. Flügel-Adjutanten v. Issendorff zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Major a. D. Grafen Victor v. Alten auf Wilkenburg 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Legations-Rath Grafen v. Grote zu Hannover 2 Louisd'or. Vom Königl. Hannov. Amtmann Freih. v. Hammerstein zu Lüneburg 2 Louisd'or. Vom Kreis-Deputirten Grafen v. d. Recke-Volmerstein auf Werdringen 10 Thlr. Vom K. K. Oestrr. Rittmeister im Fürst Schwarzenberg Ulanen-Regiment Nr. 2 v. Blücher auf Rosenow 5 Thlr. Vom Major im Hohenzollern'schen Füsilier-Rgt. (Nr. 40) v. Hofmann-Chappuis 20 Thlr. Vom Grafen Adalbert von der Schulenburg auf Schloß Filehne 20 Thlr. Vom Major, Geh. Regierungs-Rath und Landrath a. D. Freih. v. Zedlitz-Neukirch auf Herrmannswaldau 3 Thlr. Vom Generalmajor a. D. Grafen Fink v. Finkenstein zu Berlin gesammelt 16 Thlr. Vom Landschafts-Director v. Rosenberg-Lipinsky auf Gutwohne 5 Thlr. Vom Premier-Lieut. a. D. Freih. v. Schrötter auf Wohnsdorf 5 Thlr. Vom Landesältesten Grafen v. Loeben auf Nieder-Rudelsdorf 10 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Veltheim auf Gr. Bartensleben 30 Thlr. Vom Grafen Botho zu Stolberg-Wernigerode zu Wernigerode 15 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen von Hohenthal auf Dölkau 15 Thlr. Vom Ober-Präsidenten der Provinz Sachsen v. Witzleben zu Magdeburg 5 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen v. d. Schulenburg-Hesler auf Vitzenburg 5 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer Freiherrn v. Grote auf Schauen 5 Thlr. Vom Kammerherrn Freih. v. Wintzingerode-Knorr auf Adlersborn 5 Thlr. Vom Landrath des Mansfelder Seekreises v. Kerssenbrock auf Helmsdorf 5 Thlr. Vom Landrath a. D. und Rittergutsbesitzer v. Seebach zu Langensalza 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Langensalza v. Marschall auf Altengottern 5 Thlr. Vom Geh. Regier.-Rath und Landrath des Kreises Bitterfeld von Leipziger auf Niemegk 5 Thlr. Vom Regierungs-Präsidenten v. Wedell zu Merseburg 5 Thlr. Vom Ritterschafts-Rath v. Wedell auf Malchow 10 Thlr. Vom Geh. Justiz-Rath Pfoertner v. d. Hoelle zu Glogau 2 Thlr. Vom Königl. Hannov. Prem.-Lieutenant a. D. Carl v. d. Decken zu Hannover 4 Frd'or. Vom Major a. D. und Landschafts-Director v. Lieres u. Wilkau auf Stephanshayn 12 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer Freih. v. Lüttwitz auf Dockern 5 Thlr. Vom Hauptmann a. D. und Kreisdeputirten v. Quast auf Beetz 5 Thlr. Vom Major und Commandeur des 2. Schles. Husaren-Rgts. (Nr. 6) v. Trotha 5 Thlr. Vom Rittmeister u. Landrath a. D. Grafen v. Seherr-Thoss auf Schloß Dobrau 25 Thlr. Vom Rittmeister und Erb-Amtshauptmann Grafen v. Schlieben auf Sanditten 15 Thlr. Vom General der Infanterie a. D. Freih. v. Quadt u. Hüchtenbruck auf Bögge 10 Thlr. Vom General-Lieutenant a. D. v. Below zu Berlin 3 Napoleonsd'ors. Vom Rittmeister a. D. und Kreisdeputirten Freih. v. Sanden-Tussainen auf Tussainen 5 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Wernsdorff auf Popelken 10 Thlr. Vom Gesandten in Hannover Prinzen Gustav zu Ysenburg-Büdingen 20 Thlr.

Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 10,784 Thlr. 9 Sgr. 9 Pf.

(Fortsetzung folgt.)

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal, bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postämtern, für Berlin in der Expedition desselben, Kronenstraße Nr. 21, machen zu wollen.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 12. Berlin, den 19. December 1860. **Nr. 12.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postämtern, für Berlin in der Expedition desselben, Kronenstraße Nr. 21, machen zu wollen.

August Adolph Wilhelm Ernst v. Zychlinski, Hauptmann und Landrath a. D. Ehrenritter seit 1840. † zu Meseritz 1. December 1860.

Ein Relief für Sonnenburg.

In dem Büreau des Johanniter-Ordens, Breitestraße Nr. 35, ist gegenwärtig ein 5′ 4″ breites und 3′ 2″ hohes Relief ausgestellt, welches zur Ausschmückung des Betsaales in dem Johanniter-Krankenhause zu Sonnenburg bestimmt, und von dem Premier-Lieutenant im 4. Garde-Regiment zu Fuß, Freiherrn von Ledebur, ausgeführt ist.

Entsprechend den rundbogigen Fensterabschlüssen des Betsaales, bildet das Relief einen lünettenartigen Aufsatz auf dem horizontal abschließenden Sims der Eingangsthür.

Der unter dem Relief in vergoldeter Schrift angebrachte Spruch: „Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden," drückt den Hauptgedanken der Darstellung aus.

Die segnende Gestalt des ewigen Christus bildet den Mittelpunkt der Composition. Linker Hand Christi die körperlich und geistig Leidtragenden — rechter Hand die berufenen Werkzeuge der Barmherzigkeit.

Ein junger Mann — der einzige Ernährer einer Familie — führt seinen greisen, blinden Vater der verheißenen Tröstung entgegen. Er hört die Verheißung, versteht aber ihren Sinn nicht, denn trotzig verlangt er Erfüllung des göttlichen Wortes. — Die am Boden liegende weibliche Gestalt, welche, ein nach Nahrung schmachtendes Kind in dem Schooß, die Nahrung nicht spenden kann und in stummer Verzweiflung auf die am Boden liegende leere Flasche blickt, vernimmt in ihrem Seelenschmerz die ewigen Worte des Trostes nicht. — Der Mann des göttlichen Wortes — rechter Hand Christi — blickt zu ihr hernieder und indem er die Linke auf die Bibel stützt, weist er mit der Rechten auf das Fleisch gewordene Wort, den Erlöser. Hinter dem Mann des tröstenden Wortes erscheint der Mann des materiellen Trostes, der tröstenden That, mit Bezugnahme auf den Orden als ritterliche Gestalt gedacht. Er hält in der Linken einen Säckel und spendet mit der Rechten Nahrung und Kleidung einem nackten Knaben, der mit frommer Geberde dankend zu dem Werkzeuge der göttlichen Barmherzigkeit aufblickt.

Christus der geistige und räumliche Mittelpunkt der Darstellung, ist nicht der Christus der Bergpredigt, er ist der ewige Heiland, der den Leidtragenden Tröstung verheißen hat und immer verheißen wird, und der die Herzen der Menschen immerdar zur Barmherzigkeit bewegt. So ist denn der gewählte Vorwurf nicht der Moment der Verheißung des Trostes und die Berufung zur Barmherzigkeit. Den Leidenden ist der Trost verheißen, die Barmherzigen sind berufen. Das Werk der Barmherzigkeit beginnt.

Die Hospitalschwestern im Morbihan.

Mitgetheilt von George Heseliel.

An einem warmen Juni-Abend war es, als zwei noch ziemlich junge Menschen auf der Spitze von Dourménez standen, einer der langen, schmalen Halbinsel-Arme, welche die alte Armorica in das Meer hinausstreckt, als suche sie sehnsüchtig die Verbindung mit dem andern Celten-Lande jenseits des Canals. Die braunen Ränder der Bucht rundeten sich sanft um die lichtblauen Wogen, die hier und da sich purpurisch geröthet zeigten, durch die schärfer einfallenden Sonnenstrahlen, welche wie blitzende Lichter darüber hintanzten. Die ganze Bucht sah aus wie eine riesige Muschelschaale mit rosig angehauchtem Rande und glänzend perlmutterfarbener Fläche. Weit, weit in der Ferne sah man bald das weiße Segel eines Fischers, bald das rothe eines Gabariers am Horizont auftauchen und dann im Abendsonnenglanz verschwinden. Das leise eintönige Rauschen der Meereswogen und das Summen einiger Insecten accompagnirte die tiefe Stille, die ringsum herrschte. Der Meergeruch der Algen drang herauf bis zu der Klippe, auf welcher die beiden jungen

Männer ſtanden, und miſchte ſich mit dem geſunden Duft des Ginſters. Die Spitzen von Saint-Hernot und Trebéron erhuben ſich rechts und links wie gewaltige Feſtungs-Baſtionen, einzelne Seevögel ſtrichen mit ihren unmäßig langen Flügeln langſam darunter hin.

Eine ziemliche Weile ſtanden die beiden jungen Männer ſchweigend vor dieſem zauberhaften Anblick, dann legte der Braune dem Blonden die Hand auf die Schulter und zeigte dem ſich umdrehenden mit der andern Hand ein rieſiges Stück Mauerwerk und zwei gebrochene Flankenthürme, die etwa tauſend Schritt weiter an der Küſte einen mäßigen Hügel krönten.

Der Gefährte verſtand den Wink, er riß ſich mit einiger Anſtrengung von dem feſſelnden Anblick los, und Beide wanderten den Ruinen zu.

„Ich finde Sie verändert, Jean Jacques,“ begann der Blonde nach einigen Schritten, „ſtimmt das Meer Sie ernſt, Sie luſtiges Kind von Paris!“

„Das Meer?“ rief Jean Jacques hochmüthig. „Pah! Paris führt nicht umſonſt ein Schiff im Wappen, Sie wiſſen wohl nicht, daß der beſte Theil unſerer verwegenen Seeleute aus Pariſer Kindern beſteht? Nein, nicht das Meer, ſondern das Land iſt's, was mir die Laune verdirbt, mein theurer Louis!“

„Ich begreife,“ entgegnete der Blonde, „dieſes Land mit ſeinen royaliſtiſchen Bewohnern und ſeinen noch royaliſtiſchern Erinnerungen gefällt dem Schüler der „école polytechnique“ nicht, der die Juli-Decoration wenigſtens in der Brieftaſche hat, wenn er ſie auch nicht mehr an den Rock knüpft; der kluge Pariſer entdeckt plötzlich, daß doch noch nicht ganz Frankreich in Paris liegt, und daß es trotz der „charte vérité“ wirklich noch Bauern, Prieſter und Edelleute giebt, wenigſtens im Morbihan!“

„Ja, lachen Sie nur,“ lautete die halb unwillige, halb ſpöttiſche Antwort. „Sie wiſſen, daß wir in Paris auch eben keinen übermäßigen Reſpect vor unſerm Louis Philipp haben, daß er uns gar nicht imponirt, mag er nun mit dem Regenſchirme unter'm Arm ſpazieren gehen, oder nach Neuilly fahren, wie unſere geiſtreichen Zeitungen täglich mit rührender Gewiſſenhaftigkeit melden; man hat eben zu Paris vor nichts Reſpect, aber, es iſt doch fatal, daß dieſe Leute hier thun, als wäre gar kein Louis Philipp da, als hätten wir, wir Pariſer, gar keine Juli-Revolution gemacht, und als wäre Charles X. par la grâce de Dieu noch immer König von Frankreich und Navarra! Wahrlich, ich fange jetzt an, die alten Geſchichten von der Chouannerie zu glauben, ich erwarte jeden Augenblick den ominenſen Eulenſchrei zu hören und ein Dutzend Chouans in ihren grauen Röcken mit grünen Krägen in den Weg ſpringen zu ſehen! Chouan-Geſichter haben dieſe Leute hier im Morbihan alle, und die Mädchen und Frauen ſehen ſo verzweifelt ernſthaft aus, als hätten ſie geſchworen, nicht eher wieder zu lachen, als bis der weiße Pavillon wieder über der Plattform der Tuilerien weht. Nun, ein Glück iſt's, daß dieſe Leute hier gar keine Franzoſen ſind, pays conquis, erobertes Land hier, ungebildete Leute, die nichts von unſerer glorreichen Revolution wiſſen!“

Während alſo das Pariſer Kind ſeinem Unmuth in bald zürnenden, bald ſpottenden Worten Luft machte, und die Bretagner nicht ſchonte, deren ganzes Weſen freilich dem Pariſer Weſen im Großen wie im Kleinen völlig entgegengeſetzt iſt, hatten beide Wanderer den Weg zurückgelegt und ſtanden, ſcharf um eine Ecke biegend, dicht vor einer faſt ganz mit grünen Schlingpflanzen bekleideten Mauer. Mitten in der Mauer befand ſich ein mächtiges Thor, das zwar mit großen lockeren Steinen zugeſetzt war, aber doch eine offene Seitenpforte hatte, die immerhin noch breit genug war, um einen Wagen paſſiren zu laſſen.

Der Pariſer wollte raſch durch die Pforte eintreten, ſein Gefährte aber hielt ihn zurück und deutete auf einen großen ſteinernen Wappenſchild, der hoch oben auf der kühnen Thorwölbung ruhete.

„Kennen Sie das Wappen, Jean Jacques?“ fragte der Blonde.

„Sie wiſſen, lieber Louis,“ lautete die raſche Entgegnung, „daß wir die Wappen abgeſchafft im Juli, daß ich gar keine Wappen kenne, nicht einmal mein eigenes!“

„Um ſo ſchlimmer!“ rief Louis.

„Ich bitte, keine heraldiſche Vorleſung, haben Sie Erbarmen!“ bat Jean Jacques.

„Beruhigen Sie ſich, großes Kind,“ entgegnete der Blonde lachend, „ich weiß, daß meine Weisheit bei Ihnen weggeworfen wäre, indeſſen iſt es Ihnen doch vielleicht intereſſant, zu erfahren, daß Sie in den alten Donjon einer Familie treten, von der Ihnen ein Mitglied wenigſtens bekannt iſt; ſehen Sie, die drei Stechpalmblätter ſtehen grün in Silber, ſie ſind das Wappen des edlen Hauſes de Quelen!

„Ah, unſer Herr Erzbiſchof in Paris,“ rief Jean Jacques, „wirklich, das iſt mir intereſſant, ich habe ſtets geglaubt, daß Monseigneur Hyacinthe de Quelen aus dieſer Gegend ſtammen müſſe und aus gar keiner anderen!“

„Der Turnierkragen mit drei Lätzen über den Blättern,“ fuhr Louis fort, „zeigt an, daß der Donjon einer jüngeren Linie angehörte, übrigens iſt das Wappen ein redendes, denn Quelen iſt die bretagniſche Benennung des Stechpalmbuſches!“

Der Pariſer aber wollte nichts mehr hören, er trat durch die Pforte in den Hof ein, und achſelzuckend folgte ihm der wappenkundige Gefährte.

Der Hof bot keinen beſonders anmuthigen Anblick, er war mit den Trümmern der gebrochenen Flankenthürme dicht gefüllt, Geſträuch wuchs darüber hin. Nur in dem einen Thurme ſchien eine Wohnung ſterblicher Menſchen ſich erhalten zu haben; dort ſah man Fenſter und Fenſterläden, und eine große ſchöne Katze ſaß ſpinnend im warmen Abendſonnenſtrahl.

„Ein verzaubertes Schloß!“ rief Jean Jacques, „dort die Katze iſt die verzauberte Prinzeß und ich will ſie erlöſen!“

Er ſprang gewandt über einige mächtige Quaderſtücke, da verſchwand die Katze plötzlich, und auf der Schwelle der Thurmthüre ſtand ein Mädchen, ſo ernſt und ſchlank wie ſie alle ſind im Morbihan. Sie hatte den Rocken von Schilfrohr in den Gürtel geſteckt und drehte im Wandeln die Spindel, um, im eigentlichſten Sinne des Wortes, niemals müßig zu gehen. Das iſt ſo Sitte im Morbihan bei den „têtes blanches“; ſo bezeichnet man die Frauen ihrer weißen Kopftücher wegen.

„Die Herren wollen die Kapelle sehen?“ fragte das Mädchen, mit dem ernsten Blick ihrer dunkeln Augen den Muthwillen des Pariſers im Keim erſtickend.

Sie ſprach gut franzöſiſch, das trifft ſich nicht immer in der Bretagne.

Höflich bat das Mädchen die beiden Herren, ihr zu folgen; mit ſchwebenden Schritten ging ſie voraus, immer ſpinnend, und ſelbſt der Pariſer, der eigentlich gar keine beſondere Neigung hatte, eine alte Kapelle zu beſehen, folgte willig der anmuthigen Erſcheinung. Der Weg war übrigens kurz; er führte zu dem andern Flankenthurm, der von außen ganz verfallen ſchien.

Louis äußerte etwas darüber.

„Gott hat die Kapelle geſchützt,“ antwortete das Mädchen einfach, „er ſchlug die Blauen mit Blindheit, die das Schloß plünderten und verbrannten, und ließ ſie die Thür nicht finden; die große Baronin war in der Kapelle mit allen Kindern, und als der Thurm im Brand zuſammenbrach, da ſtreckte Gott ſeine Hand aus und ſchützte das Heiligthum!“

Der Pariſer zog eine häßliche Grimaſſe, das Mädchen öffnete im Innern des mächtigen Thurms eine Treppenthür und eilte flüchtig voran. Als die beiden Herren die ſchmale Treppe erſtiegen, ſahen ſie ſich freilich in einer Kapelle, aber in keiner gothiſchen, ſondern in einer ächt franzöſiſchen Kapelle des achtzehnten Jahrhunderts.

Es war das ein ſauber parkettirtes Gemach, durchaus wohl erhalten, der Altar von vergoldetem in Schnörkeln geſchnitztem Holz, ein ſchönes altes Bild der heiligen Jungfrau darüber, vor welchem friſche Blumen in einer koſtbaren Vaſe von Sèvres dufteten. Kniebänke mit Kiſſen und Polſtern von Sammet und Seide, kurz, die Hauskapelle eines vornehmen Geſchlechts, erhellt durch zwei große Fenſter, von denen die Bretagnerin jetzt die Vorhänge zurückzog und die Herren dann einlud, die Ausſicht zu genießen, wegen welcher das Schloß und die Kapelle von den wenigen Fremden, die in dieſe Gegend kamen, beſucht zu werden pflegte.

Dieſe Ausſicht war ungefähr dieſelbe, welche die Reiſenden von der Klippe unten gehabt, nur noch unvergleichlich viel weiter und großartiger.

„Was iſt das?“ rief der wappenkundige Reiſegefährte, den wir Louis genannt haben.

Er war vom Fenſter zurückgetreten und deutete auf die Bilder an der Wand der Kapelle.

„In der That reizende Geſichter!“ meinte der Pariſer und trat näher.

Fünf faſt lebensgroße Bilder hingen da nebeneinander, fünf Frauengeſtalten mit lieblichen Mädchengeſichtern, in lange weiße Mäntel gehüllt, nonnenhaft anzuſehen und doch wieder nicht nonnenhaft, denn man ſah unter den Kapuzen das wohl friſirte, gepuderte, mit Gold, Perlen und Blumen durchflochtene Haar, und wenn ſich in einigen von den roſigen friſchen Geſichtern auch fromme Erhebung zeigte, ſo fand man doch in keinem jenen rührend demüthigen Zug der Entſagung, an dem man die junge Nonne erkennt. Das Merkwürdigſte aber war, daß dieſe jungen Mädchen, denn es waren Mädchen, Alle den Mantel über den linken Arm geſchlagen hatten, ſo daß man auf der linken Bruſt einen eingeſtickten ovalen ſchwarzen Schild ſah, welcher das bekannte achtſpitzige weiße Johanniter-Kreuz zeigte.

„Was bedeutet dieſe Tracht?“ fragte Louis.

„Geiſtliche Mummerei!“ entgegnete der Pariſer, „aber ſchön ſind dieſe Geſichter!“

„Können Sie mir nicht ſagen, wer dieſe Damen ſind?“ fragte Louis die Bretagnerin.

„Das iſt die große Baronin, wie ſie achtzehn Jahr alt war!“ entgegnete das Mädchen ernſt und deutete auf das Mittelſte der fünf Bilder.

Ein bedeutendes Geſicht, leiſe Trauer in den ſchönen Augen, auch ein wenig Schwärmerei, feſter Wille aber unverkennbar in den Zügen um den ſonſt wirklich milden Mund. Dieſe Dame trug auch noch als eine beſondere Auszeichnung ein an den Spitzen mit goldenen Lilien beſetztes Johanniter-Kreuz um den Hals.

„Können Sie mir nicht mehr von dieſen Damen ſagen, liebes Kind?“ forſchte Louis eifrig, während der Pariſer ſchon pfeifend die Treppe hinabſprang.

Das Mädchen ſah den jungen Mann einen Augenblick forſchend an, dann ſagte ſie faſt feierlich: „Als die große Baronin noch ein junges Mädchen war, da hieß ſie Louiſe von Kerhouen und liebte den Marquis von Taillefer, der aber mußte ein Ritter von St. Johann auf Malta werden und iſt in einer Seeſchlacht erſchoſſen, in der er ein Schiff commandirte. Da hat die große Baronin eine Schweſterſchaft geſtiftet, ſie iſt mit ihren Freundinnen ausgegangen und hat für die Frauen und Kinder der Fiſcher und Seeleute geſorgt, deren Männer und Väter auf dem Meere waren, ſie hat die kranken Seeleute gepflegt und für ſie an der Pointe du corbeau ein Hoſpital geſtiftet, ſie hat reichlich Almoſen gegeben, und alle die Damen auf den Schlöſſern im Lande kamen zu ihrer Schweſterſchaft und halfen ihr Kranke pflegen, oder brachten ihr Geld für das Hoſpital. Danach hat ſie den Herrn geheirathet, den Herrn Baron Anton von Quelen, und man hat ſie die „große Baronin“ genannt weit und breit im Lande.“

„Und weiter?“ fragte der Reiſende ungeduldig.

Ein Blitz ſchoß aus den Augen der Bretagnerin, ſie faltete die Hände und mit ſcharfer, faſt ziſchender Stimme fuhr ſie fort: „Es iſt aus, die Blauen haben den Herrn Baron gefangen und in Rennes guillotinirt, ſie haben das Hoſpital der großen Baronin unten verbrannt und ihr Schloß hier oben, und die große Baronin hat flüchten müſſen mit ihren Kindern nach England hinüber — da iſt ſie geſtorben vor Sehnſucht nach dem Morbihan, und von ihren Kindern hat keins die Heimath wiedergeſehen!“

Das bretagniſche Mädchen wendete ſich ab und trocknete eine Thräne, dann ſprach ſie traurig: „Ich weiß das Alles, ich, denn meine Großmutter iſt mit der großen Baronin in England geweſen und erſt wiedergekommen, als ſie das letzte Kind ihrer Herrſchaft drüben begraben hatte!“

Erſchüttert ſtand der junge Mann, die einfache Weiſe des Mädchens hatte ihn erſchüttert, nicht die Erzählung ſelbſt, denn das iſt die alte Geſchichte, die man mit geringen Veränderungen von hundert und aber hundert franzöſiſchen Adelsgeſchlechtern erzählen kann, eine Geſchichte eben durch ihre Monotonie ſo furchtbar.

Die Bretagnerin zeigte dem jungen Reisenden, zu dem sie Vertrauen faßte, weil sie ihn voll Theilnahme sah, ein kleines mit dem Johanniter-Kreuz geschmücktes Büchlein in schwarzem Leder, das auf einer Console lag. Auf dem ersten Blatt stand mit klarer fester Schrift geschrieben: „Gemeinschaft der Hospitalschwestern im Morbihan."

„Das hat die große Baronin selbst geschrieben!" sprach das junge Mädchen bedeutungsvoll.

Es war ein Einnahmebuch der frommen Gemeinschaft aus dem Jahre 1779, und es ging daraus hervor, daß die Mitglieder der Schwesterschaft bei jedem Festmahl im Morbihan, um die Mitte des Mahls, wenn der Trunk gereicht wird, den man dort zu Lande „le coup de milieu" nennt, von den Gästen für ihr Hospital und für ihre Kranken zu sammeln pflegten, ein fröhliches Herz giebt gern! Wahrscheinlich hat man von dieser Sammlung das Hospital den coup de milieu, nachher „le coup de Saint Jean" genannt, denn im Einnahmebüchlein stand zuweilen auch kurz: „460 Francs beim St. Johannistrunk gesammelt."

Die Bretagnerin ließ den jungen Mann nach Belieben das Büchlein durchblättern und schien sich der sichtlichen Theilnahme zu freuen, mit welcher derselbe einige ihm bekannte Namen begrüßte, die darin verzeichnet standen.

Endlich brach der Reisende auf, er warf einen letzten Blick auf die schöne Frau, auf die große Baronin und ihre lieblichen Gefährtinnen, welche ihre ersten Gehülfinnen in der Schwesterschaft vom Hospital im Morbihan gewesen sein mochten. Zum Abschied reichte ihm das bretagnische Mädchen die Hand und darauf war der junge Mann stolz, aber er freute sich, daß der Pariser Reisegefährte nicht da war; der war schon längst nach dem Strande hinunter gelaufen und warf mit Steinen nach den Seevögeln.

Soviel von den Hospitalschwestern im Morbihan.

Miscelle.

Als eine der vielen Segnungen der Regierung König Friedrich Wilhelms des Vierten hebt Dr. H. Haeser in der auf der Universität Greifswald am 15. Oct. 1860 gehaltenen Festrede: „Ueber das Sittliche im Berufe des Arztes" die Beseitigung der lange Zeit hindurch dauernden Spaltung im Stande der Aerzte gleichsam in eine höhere und niedere Kaste, hervor. „Nichts (sagt derselbe S. 18) war verkehrter als zu glauben, es genüge für den geringen Mann ein geringer Arzt, für die Noth des Armen eine ärmliche Hülfe. Dagegen empört sich nicht bloß das sittliche Gefühl, es streiten dagegen auch die ersten Grundsätze der Staatswissenschaft. Mag es sich handeln um die leibliche oder die geistige Nahrung, um die Noth des Körpers oder der Seele, gerade für den Geringen, für den Armen, ist nur das Beste gut genug."

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind ferner eingegangen: Vom durchlauchtigsten Herrenmeister, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit 300 Thlr. Vom Vice-Landmarschall des Herzogthums Lauenburg Grafen v. Kielmansegge auf Cappenberg 25 Thlr. Vom Obermarschall im Königreich Preußen Burggrafen und Grafen zu Dohna-Lauck auf Lauck 20 Thlr. Vom Landesbestallten des Markgrafthums Oberlausitz und Landrath des Kreises Görlitz v. Seydewitz auf Viesig 2 Dukaten. Vom Wirklichen Geheimen Rath und Bundestags-Gesandten v. Usedom zu Frankfurt a. M. 20 Thlr. Vom General-Major z. D. Freih. Schend zu Schweinsberg zu Erfurt 5 Thlr. Vom Major und Kommandeur des 2. Garde-Ulanen-Regiments Grafen Wilhelm v. Brandenburg 25 Thlr. Vom Legations-Rath bei der Gesandtschaft in London Grafen Gustav v. Brandenburg 10 Thlr. Vom Kaiserl. Russischen Oberstlieutenant a. D. v. Pistohlkors auf Koltzen bei Riga 50 Thlr. Vom Oberstlieutenant a. D. Grafen v. Kospoth auf Halbau 5 Thlr. Vom Landrath des Kreises Marienwerder Grafen v. Rittberg 10 Thlr. Vom Landrath des Kreises Pr. Holland Freih. v. Schrötter auf Angnitten 5 Thlr. Vom Domainen-Rentmeister Behlendorf in Sonnenburg gesammelt 4 Thlr. Vom Majoratsbesitzer Grafen v. Schlabrendorf und Seppau auf Seppau 30 Thlr. Vom Kammerherrn v. Gersdorff auf Ostrichen 10 Thlr. Vom Rittmeister a. D. und Gutsbesitzer von Lorch auf Burg Argendorf 5 Thlr. Vom Major und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen Freih. v. Puttkamer 10 Thlr. Vom Großherzogl. Badischen Geheimen Rath und Bundestags-Gesandten Freiherrn v. Marschall zu Frankfurt a. M. 1 Frd'or. Von Se. Durchlaucht dem Fürsten Casimir zu Bentheim-Tecklenburg 10 Frd'or. Vom Major a. D. v. Bröstcke auf Cammer 3 Thlr. Vom Landrath des Kreises Torgau Grafen v. Seydewitz auf Pülswerda 2 Frd'or. Demselben von einigen Kreis-Eingesessenen behändigt 5 Thlr. und 2 Louisd'or. Vom Herzoglich Braunschweigischen Hofjägermeister und Kammerherrn v. Kalm auf Oberg 50 Thlr. Vom Landrath des Kreises Hirschberg v. Gräveniz in den Gemeinden dieses Kreises gesammelt 75 Thlr. Von Ungenannt aus Rathenow 10 Thlr. Vom Kammerherrn v. Marschall auf Schloß Altengottern 5 Thlr. Vom Hauptmann und Adjutanten Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen Miesitschek v. Wischkau 10 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen v. Pückler auf Ober-Weistritz 10 Thlr. Vom Generallieutenant, General-Adjutanten und Gouverneur der Bundesfestung Luxemburg v. Brauchitsch 10 Thlr. Vom Majoratsbesitzer Grafen v. d. Gröben-Ponarien auf Ponarien 10 Thlr. Vom Landrath a. D. und Landschafts-Director v. d. Marwitz zu Greiffenberg 10 Thlr. Vom Kreisdeputirten v. Glasenapp auf Buchwald 5 Thlr. Vom Kammerherrn v. Viereck auf Weitendorf 25 Thlr. Vom Landrath und Landesältesten des Kreises Hoyerswerda v. Götz auf Niemtsch 10 Thlr. Durch den Landrath des Kreises Lublinitz Prinzen Carl zu Hohenlohe: vom Rittergutsbesitzer v. Koscielski auf Ponoschau 5 Thlr. Vom Kammerherrn v. Arnim auf Lassehne 5 Thlr. Vom Oberstlieutenant a. D. Freiherrn v. Steinäcker zu Halle a. d. S. 5 Thlr. Vom Kreisdeputirten v. Löwis of Menar auf Kaipen in Livland 35 Thlr. Vom Legationsrath Freiherrn v. Otterstedt zu Berlin 5 Thlr. Vom Kreisdeputirten v. Schierstädt auf Dahlen 1 Frd'or. Vom Major z. D. Keck v. Schwartzbach zu Görlitz 10 Thlr. Vom Kammerherrn und Legationsrath a. D. Stach v. Goltzheim auf Haus Efing 5 Thlr. Vom Fürstl. Schwarzburg-Rudolstadtschen Kammerherrn und Hauptmann Freih. Julius v. Schauroth zu Rudolstadt 5 Thlr. Vom Major und Kommandeur des Regiments der Gardes du Corps Grafen Friedrich v. Brandenburg 16 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge: 11,743 Thlr. 29 Sgr. 9 Pf.

(Fortsetzung folgt.)

[Hierzu eine Beilage.]

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Beilage zu Nr. 12. des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Die Tenne des Arawna zu Jerusalem.

Von wenigen Städten des Alterthums ist uns ein so reichhaltiges und detaillirtes topographisches Material aufbewahrt worden, wie von Jerusalem. In der That, wenn man in den geschichtlichen und prophetischen Büchern des Alten Bundes von der wunderbaren Stadt liest, wie sie, die letzte Burg der Kanaaniter, zur Hauptstadt des von David begründeten theokratischen Staats wurde, dessen Geschicke seitdem die ihrigen bestimmten, wie die jüdischen Könige von Davids Stamm sie durch merkwürdige Bauten und Anlagen verschönerten und erweiterten, wie sie wiederholt belagert, endlich von Nebukadnezar zerstört und von Esra und Nehemia wieder aufgebaut wurde, da kann man nicht umhin, sich im Geiste das lebendigste Bild von den vielen in den biblischen Schriftstellern so anschaulich erwähnten Oertlichkeiten zu machen, und man möchte glauben, daß es nur eines kurzen Aufenthalts an Ort und Stelle bedürfe, um überall in dem neuen Jerusalem das alte wieder zu finden. Einen besondern Reiz verleiht den topographischen Angaben der Bibel der Umstand, daß sie unabsichtlich nur bei Gelegenheit der Geschichtserzählung zur Erläuterung dieser vorgetragen werden; jedoch besitzen wir wenigstens von dem Laufe der Befestigungen der alten Stadt auch den Versuch einer technischen Darstellung, mittelst welcher der große Beschreiber der Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch Titus, Flavius Josephus, den Verzweiflungskampf seiner Nation gegen die römische Uebermacht an das rechte Licht zu stellen bemüht gewesen ist. Das auch sonst an Localbezeichnungen reiche Werk dieses Profanschriftstellers hat uns zu den zerstreuten biblischen Angaben gleichsam als Commentar zu dienen, und es würde diesem Zwecke in hinreichendem Maaße genügen, wenn die Ausdrucksweise überall so bestimmt wäre, wie es eine solche Sache erfordert. Leider ist dies so wenig der Fall, daß die Topographen Jerusalems oft einen und denselben Ausspruch des jüdischen Historikers zur Begründung von einander gegenüberstehenden Ansichten anführen.— Die Versuche einiger heimathlichen Gelehrten und Künstler, lediglich nach seinen Angaben und ohne Rücksicht auf den jetzigen localen Befund das alte Jerusalem topographisch und bildlich herzustellen, sind als vollkommene Fehlgeburten zu bezeichnen. Der mit der biblischen Geschichte wohl vertraute Besucher der heiligen Stadt mag daher, falls er nicht in der das Unglaublichste behauptenden mönchischen Tradition befangen ist, sich wundern, wie so wenige der topographischen Räthsel in ernsthafter Forschung ihre Lösung gefunden haben, jedoch wird er auch nicht verkennen, daß die zur allgemeinen Orientirung wichtigsten Punkte in einer Weise feststehen, welche keinen Zweifel aufkommen läßt. Es gehört dahin der Zion als die alte Jebusiter-Veste, der Moria als der Tempelberg, das Kidronthal und jenseits desselben der Oelberg, der Berg vor, d. h. südöstlich von Jerusalem, auf welchem Salomo dem Kamosch einen Altar errichtete — jetzt der Berg des Aergernisses, der Brunnen Rogil, die Quelle Siloam u. A. m. Mögen die Hasmonäischen Fürsten Anhöhen geschleift und Thäler ausgefüllt haben, mag der ursprüngliche Boden der heiligen Stadt sich unter einem Schuttlager von stellenweise 45 Fuß Tiefe, den Resten der seit Jahrhunderten daselbst aufgeführten und wieder verfallenen Bauten, verstecken, die genannten Punkte sind zu stark gekennzeichnet, als daß sie jemals verkannt werden könnten.

Wenn ich es hier unternehme, diesen als unbezweifelbar ermittelt zu betrachtenden Oertlichkeiten eine neue beizufügen, welche mehr als die meisten Andern den Namen einer „heiligen Stätte" verdient, so rechne ich um so zuversichtlicher auf das geneigte Interesse der Leser dieses Blattes, als ihre ritterlichen Vorfahren vor nunmehr bald 800 Jahren die Stadt der Passion den Ungläubigen entrissen und sie dann ein Jahrhundert lang gegen dieselben vertheidigen halfen. Ich werde nämlich versuchen, hier nachzuweisen, daß der sogenannte Felsen Gottes (Sachret Allah) in der irrthümlich dem Chalifen Omar zugeschriebenen auf dem Moria belegenen Moschee, welche wir nach ihrem arabischen Namen Kubbet-es-Sachra den Felsendom nennen wollen, nichts anders als die 2. Sam. 24, 18 folg. erwähnte von David zur Errichtung eines Opferaltars angekaufte Tenne des Jebusiters Arawna ist, über welcher nachher Salomo seinen vielgepriesenen Tempel aufführte.

Der Verständlichkeit wegen muß ich einige Worte zur Erklärung des Begriffs einer palästinensischen Tenne vorausschicken.

Unter den ausgedehnteren Berggegenden Deutschlands mag es kaum eine geben, in welcher der Botaniker, der Jäger und wen sonst seine Zwecke von den betretenen Wegen weiter abführen, nicht leicht auf Stellen stieße, welche auf ihn den Eindruck eines noch kaum von Menschen berührten, so zu sagen jungfräulichen Bodens machen. In dem Hochlande Paläſtinas ist dies anders. Gleichwie der Bewohner desselben bis auf den gemeinen Fellah herab in seiner gewandten Redeweise, in den sich von Einem Geschlecht auf das Andere vererbenden Höflichkeitsformen die Ueberbleibsel einer uralten Cultur an sich trägt, so offenbart uns der Boden selbst bis in die vegitationslose Wüste Juda hinein bei jedem Schritte mannigfaltige Spuren jener selben Cultur. Diese Spuren sind unvertilglich; es sind die an allen Abhängen wahrnehmbaren Terrassen-Arbeiten, welche überall den Bergen selbst ihre specifische Gestalt gegeben haben, es sind die Felsengräber, sowohl die monumentaler Zierlichkeit nicht entbehrenden vornehmer Geschlechter, als auch die schmucklosen Todtenhöhlen ländlicher Gemeinden, es sind die überall aufstoßenden geräumigen Cisternen zum Auffangen des winterlichen Regens, Steinbrüche zum Gewinnen der Quadern, aus denen man die Wohnungen aufführte, Keltern mit Kelterkufen und endlich Tennen, sämmtlich in den lebendigen Felsen ausgehauen. Auf die Lage alter Ortschaften, von denen kein Stein über dem andern geblieben, auf den Wein- und Kornbau

in seit Jahrhunderten völlig verödeten Gegenden, lassen oft im Gebirge Juda diese unvergänglichen Werke einen nicht irrenden Schluß fassen. In der Gegend von Hebron, dem Weinlande Palästina's, sind die Felsenkeltern noch heutiges Tages in Gebrauch; an manchen Ortschaften, welche sich aus der jüdischen Vorzeit auf unsre Tage erhalten haben, werden auch die alten Tennen noch benutzt. Es sind diese letztern in unregelmäßiger Kreisform roh geebnete Flächen des an den Bergabhängen zu Tage tretenden Kalkfelsens von 18 bis 24 Schritt Durchmesser, und meistens an hochgelegenen Stellen angebracht, wo sich auch in den windlosen Sommermonaten der zum Reinigen der Frucht beim Worfeln erforderliche Luftzug erwarten läßt. Das Dreschen geschieht noch heutiges Tages wie im Alterthum durch im Kreise über die auf der Tenne ausgebreiteten, von der glühenden Junisonne gedörrten Garben herum getriebenes Rindvieh. Die sanfte Neigung der Steinschicht, welcher die Oberfläche der Tenne bis zu einem gewissen Grade folgt, hindert diese Arbeit nicht und gestattet dagegen ein leichtes Abfließen des Regens gegen den niedern Rand, von wo das Wasser der Regel nach in einer unter der Felsplatte ausgegrabenen Cisterne aufgefangen wird. Eine besonders wohl gearbeitete Tenne dieser Art mit großer, im harten Jurakalkstein ausgehauenen, Cisterne befindet sich bei dem hochgelegenen Dorfe Nebi Samwil, nördlich von Jerusalem, dem alten, durch die in der Richterzeit dort gehaltenen Volksversammlungen berühmten Mizpa. Es läßt sich nach der Oertlichkeit nicht bezweifeln, daß dieser Brunnen derselbe ist, welchen der jüdische König Assa (Jerem. 41, 9) machen ließ, als er Mizpa gegen den König von Israel Baesa befestigte. War hier die jetzt als Tenne dienende Felsplatte vielleicht nur des Wassers wegen geebnet, welches ja in einer Veste nicht fehlen durfte, so ist in den gewöhnlichen Fällen der Brunnen sicher nur der Tenne wegen da. Der Zweck ist klar, da die Ernte in die trockne Zeit des Jahres fällt, so dient das Wasser den Arbeitern und dem Vieh zum Trinken und enthebt erstere der Nothwendigkeit, entweder Schläuche mit sich zu schleppen, oder die Arbeit durch Abführen der Thiere nach oft entlegenen Quellen zu unterbrechen.

Wenn wir die Nachrichten über die Eroberung Canaans durch die zwölf Stämme sorgsam betrachten, so kann es uns nicht entgehen, daß die mühsame Arbeit, den Felsenboden des wasserarmen Gebirges für den Anbau vorzubereiten und ihn, um biblisch zu reden, in ein Land, wo Milch und Honig fließt, zu verwandeln, damals schon geschehen war, daß dies Werk also dem Fleiße der Amoriter zugeschrieben werden muß. Wie hätte sonst eine so dicht gedrängte Bevölkerung, wie sich den eindringenden Israeliten entgegenstellte, in einem Lande überhaupt nur leben können, wo die spärliche Bewohnerschaft unserer Tage durch Vernachlässigung der alten Wirthschaftsbedingungen so häufig Hunger leidet? Wurden den Juden doch auch wiederholt während ihres Zuges durch die Wüste außer den Städten, die andere gebaut, auch Weinberge, die Andere gepflanzt, d. h. terrassirte Abhänge der Felsenberge, verheißen! Die unterdrückten Nationen wurden die Lehrer im Landbau für die sich eben erst dem Beduinenleben entwöhnenden Eroberer, und Nichts deutet darauf hin, daß Letztere die Fußtapfen Ersterer durchgetreten. Wir haben uns daher die Tenne des Aravna unfehlbar schon mit der künstlichen Zugabe der Cisterne zu denken, als eine rundliche Fläche über einer sich jäh auf dem Rücken des Moria erhebenden Felsenkuppe. — Als welch herrlicher Punkt für das zu erbauende Heiligthum mußte diese isolirte Anhöhe auf dem Moria erscheinen, welchen die Tyropöonschlucht mit dem Zion eher verband als von ihm trennte, und welcher nach der andern Seite durch den tiefen Riß des Kidronthals von dem Oelberge auf das Bestimmteste abgeschieden wurde! —

Ein mehrjähriger Aufenthalt in Jerusalem hatte mich bereits mit den wegen ihrer Unscheinbarkeit flüchtigern Reisenden meistens entgehenden Eigenthümlichkeiten des Hochlandes vertraut gemacht, als ich im Jahre 1855 im Gefolge des Herzogs von Brabant zum ersten Mal Gelegenheit hatte, den Felsendom zu besuchen. Von einer so zahlreichen christlichen und europäischen Gesellschaft war seit der Zeit der Kreuzzüge das mit fanatischem Eifer gehütete muhammedanische Heiligthum nicht betreten worden! Es ist mir erinnerlich, daß, als wir die zu der Plattform der Moschee hinanführende Treppe erstiegen hatten und nun durch die geöffneten Thürflügel im Innern des hochgelegenen Gebäudes die breite Felsenkuppe noch in Mannshöhe über dem Estrich hervorragen sahen, in den ersten Augenblicken sich Niemand um die geschmackvolle Pracht jenes Juwels moreskischer Architektonik bekümmerte, und dagegen Aller Blicke erstaunt auf die unförmliche Steinmasse gerichtet waren, deren Heiligkeit, wenn auch in ihrem Ursprunge unverstanden, von den Verehrern Muhammeds in so großartiger Weise anerkannt wird.

Von der allgemeinen Aehnlichkeit dieses „Felsens Gottes" mit der Oberfläche einer palästinensischen Tenne wurde ich sogleich gewaltig betroffen. Spätere Besuche, der letztere noch vor einem Monat in Begleitung des Generals der Cavallerie, Grafen v. d. Gröben, unternommen, dienten dem ersten Gedanken zur Bestätigung, und ein im verflossenen Sommer von dem ausgezeichneten Aquarellisten Haag im Auftrage der Königin Victoria von England davon angefertigtes Bild, in welchem unter dem Einfluß einer besondern Beleuchtung, die der Maler sich zu verschaffen wußte, auf die künstlichen Unebenheiten der Oberfläche ein in dem gewöhnlichen Halbdunkel der Moschee mehr verschwindender Nachdruck gelegt wird, hat bei mir jene Ansicht nicht abgeschwächt. Daß bei der ersten Herrichtung der Stelle für den Tempelbau der Felsen Etwas von seiner ursprünglichen Gestalt einbüßte, ist von vorn herein anzunehmen, und daß während des fränkischen Königthums beträchtliche Stücke abgeschlagen worden sind, ist sogar historisch von den arabischen Schriftstellern über die Kreuzzüge bezeugt.

Neben der schlichten Erzählung von der Erwerbung der Tenne durch David in der angeführten Stelle der Bücher Sam. steht die nach Geschmack und Bedürfniß einer späteren Zeit mehr in's Wunderbare gezogene Darstellung derselben Begebenheit in den Chroniken I. 22, 15 folg. Warum diese zweimalige Erwähnung des Ankaufs der Tenne, welche doch nur einen geringen Platz in dem weiten für den Tempelbau mit seinen Vorhöfen beanspruchten Raume einnimmt? Die Bibel beantwortet

dieſe Frage nicht. — Den Zeitgenoſſen der genannten Bücher war der Grund ja ohnehin geläufig. Die Tenne des Arawna trug das Allerheiligſte des Salomoniſchen und nachexiliſchen Tempels, und eine Erinnerung an die frühere Beſtimmung der Stätte, über welcher bis zum Exil die Bundeslade ruhte, hatte ſich überlieferungsweiſe in der jüdiſchen Nation erhalten.

Es begreift ſich leicht, daß die von uns vermuthete Ciſterne unter der Tenne als ſolche ihre Bedeutung verlor, nachdem Salome über der Stelle das Cederngebälk ſeines Tempels erhoben. Dagegen führte ihr Vorhandenſein zu dem Gedanken, ſie zu einem unterirdiſchen Gemache zu erweitern, welches dann in der Folge der Ausgangspunkt von unter dem Heiligthum angelegten unterirdiſchen Gängen wurde. In welche Zeit dieſe Arbeit fällt, iſt nicht zu ermitteln. Ein ähnliches Werk, deſſen Urſprung ebenfalls dunkel iſt, führt die einzige lebendige Quelle Jeruſalems mittels eines tief unter der Oberfläche der Stadt durch den Felſen gebrochenen Canals nach Siloam hinab. Während der Belagerung Jeruſalems durch Titus nahm nach Joſephus der Parteiführer Johannes, welcher ſich für einen Augenblick des Tempels bemeiſtert hatte, bei dem darauf entſtehenden Tumulte in unterirdiſche Räume ſeine Zuflucht. Derſelbe Schriftſteller erzählt auch, wie Simon, ein anderer Häuptling, nachdem er bei der Einnahme der Stadt einen vergeblichen Fluchtverſuch durch die unterirdiſchen Gänge gemacht hatte, in weißer Kleidung, um die römiſchen Wachen zu erſchrecken, da wo der Tempel geſtanden hatte, auftauchte. — Als ich mit dem Imam der Moſchee in die noch jetzt unter dem „Felſen Gottes“ befindliche Höhle hinuntergeſtiegen war, und ich mich durch Anklopfen an verſchiedene Stellen der Wand überzeugt hatte, daß dieſelbe nicht das lebendige Geſtein, ſondern nur ein andere hohle Räume abſcheidendes Mauerwerk ſei, rief mein Führer emphatiſch aus: „Beim Allmächtigen, dies iſt Allah's ſchwebender Fels!“ Die Muhammedaner behaupten nämlich, um ſich die Heiligkeit des Steins zu erklären, daß derſelbe ihrem Propheten bei ſeiner mythiſchen Eilfahrt durch die ſieben Himmel gefolgt ſei und dafür nun durch ein Wunder fortwährend über der Erde ſchwebend gehalten werde. Die uns ſehr maſſiv dünkenden Stützen gelten ihnen für nur ſcheinbar.

Wie alſo die Erinnerung an die Tenne zur Zeit der jüdiſchen Autonomie lebendig war, ſo blieb ſie nach der Vernichtung des Staats das Wahrzeichen, woran die unter den Heiden zerſtreute Nation die Stelle ihres Heiligthums erkannte. Die Zerſtörung des zweiten Tempels war eine vollſtändige geweſen; Rachedurſt und Gier nach verborgenen Schätzen hatte die römiſchen Soldaten angetrieben, auch den auf dem Felſengrunde ruhenden Eſtrich des Gotteshauſes loszureißen, und ſo trat — wahrſcheinlich zum erſten Male ſeit Salomonis Zeiten, denn die öſtlich aſiatiſchen Eroberer begnügten ſich mit Ausbrennen der zu vernichtenden Gebäude — die Fläche der Tenne mit dem Eingang der zur Höhle erweiterten Ciſterne, als ein „durchbohrter Stein“ wieder zum Vorſchein. Die Juden durften die Stätte nur verſtohlen beſuchen; Hadrian, welcher Jeruſalem unter dem Namen Aelia als heidniſche Stadt wieder aufbaute und auf dem Platze des alten Heiligthums ſogar einen Jupiterstempel errichtete, hatte ihnen den Zutritt zu dem Sitze ihrer ehemaligen nationalen Herrlichkeit verſagt. Inzwiſchen vollendete das Chriſtenthum ſeinen Siegeslauf durch die Länder der antiken Bildung; von dem fernen Weſten Europa's her fingen chriſtliche Pilger an, nicht mehr nach dem Moria, ſondern nach den Stätten der heiligen Paſſion zuſammenzuſtrömen. Von einem dieſer, einem Bürger von Bordeaux — man nennt ihn, da ſein Name nicht bekannt iſt, nur nach ſeiner Vaterſtadt Burdigalenſis — beſitzen wir aus dem Jahre 334 n. Chr. eine bemerkenswerthe Relation von der heiligen Stadt, welche uns in verſchiedenen Punkten als Brücke dient, um über den tiefen Riß zwiſchen der Geſchichte des jüdiſchen Jeruſalems und der des chriſtlichen und muhammedaniſchen hinüber zu gelangen. Nachdem derſelbe bei Beſchreibung des Tempelplatzes von einem Gotteshauſe (aedes) auf der Area geſprochen — wahrſcheinlich dem hadrianeiſchen Jupiterstempel — und der beiden Statuen Hadrians als noch vorhanden erwähnt, fährt er fort: „Nicht weit von den Bildſäulen iſt auch der „durchlöcherte Stein“, welchen die Juden einmal im Jahre beſuchen und ſalben, um dort zu klagen und zu ſtöhnen und ſich, nachdem ſie ihre Kleider zerriſſen, wieder zurückzuziehen.“

Es iſt unmöglich, dieſe Trauerfeier nicht mit derjenigen zuſammen zu ſtellen, welche die Juden am fünften Tage des Monats Ab (Auguſt) als dem Zerſtörungstage ihres Tempels vornehmen. Jetzt verſammeln ſie ſich zu Jeruſalem unter dem Theile der Umfaſſungsmauer des Heiligthums, welcher dem Felſendome zunächſt gelegen iſt; ſo lange ſie auf dem Tempelplatze ſelbſt geduldet wurden, mußten ſie ihre Klage an der ihnen durch Tradition bekannten Stelle des Allerheiligſten ſelbſt darbringen.

Es hatte in dem Rathſchluß der Vorſehung gelegen, daß das Judenchriſtenthum, wie wir es im apoſtoliſchen Zeitalter mit ſeinem ängſtlichen Feſthalten am moſaiſchen Geſetz und am Tempelbeſuch in Jeruſalem vorwalten ſehen, mit dem Verzweiflungskampfe der jüdiſchen Nation untergehen ſollte. Das Heidenchriſtenthum, welches die verlorene Stelle in der hadrianeiſchen Aelia wiedergewann, hatte keine Pietät für den „durchlöcherten Stein,“ das vorwiegend jüdiſche Heiligthum, — ein anderes Wahrzeichen ſtand ihm da in dem geborſtenen Felſen der Paſſion, der an Umfang kleinſten und an Bedeutung größten aller Höhen auf Erden, welche der Name Berg ziert, ich meine den Calvarienberg oder Golgatha. Es verfloſſen ſeit den Zeiten des Burdigalenſis drei Jahrhunderte, in welchen wir Nichts von der Tempelſtätte hören. Während dieſer Zeit ſcheint ſich die Gleichgültigkeit der Chriſten — vielleicht in Folge der Abſicht des Apoſtaten Julian, die Juden ihren Tempel wieder aufbauen zu laſſen — ſogar in Widerwillen verwandelt zu haben, indem ſie den Schutt und Unrath der Stadt über den Felſen Gottes anhäuften. So fand den Platz der Chalif Omar, als er i. J. 636 durch die Capitulation des chriſtlichen Patriarchen Sophronius zum Herrn von Jeruſalem wurde. Den Arabern galt die Stadt ſchon damals als heilig, bekannten ſich doch zahlreiche Stämme von ihnen theils zur moſaiſchen und theils zur chriſtlichen Religion; Muhammed ſelbſt hatte, bevor er Mekka in ſeine Gewalt

bekam, ſeinen Gläubigen befohlen, ihr Antlitz beim Gebet gegen Jeruſalem zu richten. Es war alſo natürlich, daß Omar daſelbſt eine großartige Andachtſtätte ſeines Glaubens zu errichten wünſchte, und da Sophronius durch den Vertrag ſeinen Religionsgenoſſen den Fortbeſitz ihrer ſämmtlichen heiligen Orte geſichert hatte, ſo lag es nahe, auf den durch die Erinnerung an David und Salomo, welche auch der Islam in ihrer Prophetenwürde anerkennt, geweihten Raum zurückzugehen. Nach jüdiſchen Nachrichten ſollen Juden dem Chalifen den heiligen Felſen gezeigt haben, die arabiſchen Hiſtoriker ſchreiben dies dem Patriarchen zu, welcher auf die Frage Omars, wo er ſeine Moſchee erbauen ſolle, denſelben zu dem über der Tempelſtätte aufgeworfenen Schutthügel geführt haben ſoll. Die Eine Nachricht, wie die Andere ſetzt eine damals in Jeruſalem noch vorhandene Ueberlieferung voraus.

Die weitere Geſchichte des Felſens, wie Omar ein rohes Gebäude über ihm aufführte, welches dann durch einen ſeiner ommajadiſchen Nachfolger, den Chalifen Abdelmelik Ibn Merwan, in den gegenwärtigen Prachtbau verwandelt wurde, iſt bekannt genug. Die Tenne des Arawna iſt ſeitdem, mit einziger Unterbrechung des hundertjährigen Königthums der Franken in Jeruſalem, bis heutigen Tages eins der vornehmſten Heiligthümer des Islam geweſen. Die Kreuzfahrer, mehr Männer der That als der Kritik, nannten den Felſendom Templum Domini und hielten ihn für den wirklichen Tempel Salomons, welcher Glaube ſich noch jetzt bei der chriſtlichen Bevölkerung Jeruſalems erhalten hat. Sie verſahen ihn zum Behufe des Gottesdienſtes mit einem Auguſtinerſtift und hielten ihn faſt ebenſo hoch wie die Auferſtehungskirche — hatte er doch in ſeinem Bezirk die nach ihm benannten Tempelritter, wie das heilige Grab ſeine Johanniter. Den Felſen aber, wenn ſie ſich auch ſeine Bedeutung richtig nach 2. Kön. 24, 17 zurechtlegten (ſo Wilh. von Tyrus), achteten ſie als eine Verunſtaltung des herrlichen Gebäudes, und nicht ihm, ſondern nur dieſem galt das erſchütternde Wehgeheul, welches den arabiſchen Hiſtorikern zufolge, die Chriſten zu Jeruſalem erhoben, als nach der Wiedereroberung der heil. Stadt durch Saladin das auf dem Dome errichtete goldene Kreuz herunter geriſſen wurde. G. R.

Litteratur.

De duitsche Orde of Beknopte Geschiedenis, Indeeling en Statuten der Broeders van het duitsche Huis van St. Marie van Jerusalem Door Mr. W. J. ***Baron D'Ablaing van Giessenburg***. 'S. Gravenhage, Martinus Niyhoff. 1857.

In den Niederlanden, woſelbſt der deutſche Orden ſowohl den der Templer als der Johanniter überlebt hat, iſt, außer dem von Matthäus, über die Geſchichte des erſteren kein umfaſſendes Werk erſchienen. Ein ſolches liegt in dem des Baron Ablaing van Gießenburg vor. Die hauptſächlichſte Veranlaſſung zur Bearbeitung deſſelben ſcheint die Auffindung einer die Ordensregeln enthaltenden Handſchrift der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts in der Königl. Bibliothek zu Gravenhage gegeben zu haben, die einzige bis jetzt bekannte Quelle dieſer Art in den Niederlanden, die aber, wie der Verfaſſer vermuthet, wahrſcheinlich aus der Comthurei Otmarſen, in der niederländiſchen Twenthe gelegen, aber zur Deutſch-Ordens-Ballei Weſtphalen gehörig, ſtammt. Für die angegebene Zeit ſpricht theils die Schreibart, theils, daß die in den Statuten enthaltenen Vorſchriften nicht über die Zeit von Dietrich von Altenburg (geſt. 1341) herausreichen. Für den Hauptinhalt des Werkes hat der Verfaſſer vorzüglich die Darſtellung von Voigt, Matthäus, Venator, de Wale und Anderem benutzt.

Der erſte Theil enthält die vollſtändige Geſchichte des deutſchen Ordens. Die erſte Gründung des deutſchen Hoſpitals zu Jeruſalem wird nach der genannten Handſchrift Lübecker und Bremer Kreuzfahrern zugeſchrieben. Der von dem Ref. (Geſchichte chriſtlicher Krankenpflege, Berlin 1856, S. 119) zuerſt angeführten Nachricht des Johann von Wizburg, welcher vor 1163 auch über das deutſche Hoſpital zu Jeruſalem berichtet, geſchieht keine Erwähnung.

Demnächſt folgt die Geſchichte des Ordens und der einzelnen Hochmeiſter von Heinrich Walpot (1140) bis Anton Victor Joſeph Johann Raimund, Erzherzog von Oeſterreich (1804), nebſt einer kurzen Nachricht über die Reſte deſſelben in Oeſterreich und den Niederlanden.

Der zweite Theil enthält (von S. 203—307) die Verfaſſung des Ordens, der dritte und wichtigſte den Abdruck der erwähnten älteſten Handſchrift der Statuten und (von S. 316—342) einer ſpäteren aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Zuletzt einige ſpätere Zuſätze zu den Ordensregeln.

Die älteſte Handſchrift der Statuten läßt, wie der Herausgeber ſagt, das innere Leben des Ordens bis in ſeine kleinſten Einzelheiten erkennen. Vieles bisher Undeutliche wird durch dieſelben zur Klarheit gebracht. — Dunkle Stellen hat der Herausgeber mit Erklärungen begleitet.

Die Handſchrift wird durch einen ebenfalls abgedruckten Kalender eröffnet. Dann eine Einleitung über die Entſtehung des Ordens und hierauf die „Regeln." — In dieſen tritt vor Allem die Pflege der Kranken in den Vordergrund, für ſie ſind, „in dem oberſten Hauſe, da das Haupt des Ordens iſt," Aerzte beſtellt „nach der Macht des Hauſes und der Zahl der Siechen." Denn „die Comthure und die andern Brüder ſollen merken, daß, als ſie zuerſt dieſen heiligen Orden empfingen, ſie ſowohl feſtiglich gelobten, den Kranken zu dienen, als zu halten den Orden der Ritterſchaft."

Die zweite Handſchrift enthält Vorſchriften ſpäterer Hochmeiſter (Dietrich von Altenburg, Heinrich Dusmer, Winrich von Kniprode, Paul von Rusdorf und Conrad von Erlichshauſen), ſo wie die Zuſammenſtellung einer Anzahl von Ordensregeln.

Dr. H. Haeser.

Expedition: Kronenſtraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Tedebur.

Nr. 13. Berlin, den 27. December 1860. **Nr. 13.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postämtern, für Berlin in der Expedition desselben, Kronenstraße Nr. 21, machen zu wollen.

Friedrich Paul Wilhelm Herzog von Württemberg, Hoheit. Ehrenritter seit 1827. † zu Mergentheim im Königreich Württemberg 24. November 1860.

Nekrolog.

In den ersten Stunden des ersten December-Tages hat der frühere Landrath des Meseritzer Kreises, Hauptmann a. D. Wilhelm v. Zychlinski, Ritter des Eisernen Kreuzes, des rothen Adler-Ordens 3. Klasse mit der Schleife, und des Johanniter-Ordens das Zeitliche gesegnet. Der Dahingeschiedene, am 6. Januar 1789 geboren, war ein Sohn des Ritterschafts-Rathes v. Zychlinski auf Dyk in West-Preußen, aus erster Ehe mit Helena von Unruh. Seine Schulbildung erhielt derselbe auf dem Gymnasio zu Neustettin. Er trat bereits im Jahre 1804 in die Armee, in welcher er der unglücklichen Schlacht von Jena beiwohnte. Ebenso machte der Verstorbene die Freiheitskriege mit und erhielt in der Schlacht bei Leipzig eine schwere Wunde. Nach dem Friedensschluß stand Herr v. Zychlinski als Regiments-Adjutant bei dem damaligen Regimente Zastrow in Posen und Breslau in Garnison und nahm, durch Heirath und als seiner Mutter Erbe im Kreise Meseritz ansässig geworden, im Jahre 1818 als Hauptmann seinen Abschied. Im Jahre 1827 trat er als Landrath des Meseritzer Kreises wieder in den Staatsdienst und bekleidete dieses Amt, zum Segen des Kreises, bis zum Jahre 1848. Er lebte fortan auf seinem Rittergute Lagowitz, das er in diesem Jahre seinem Sohne dem Hauptmann a. D. von Zychlinski übergab. Der im vorigen Jahre erfolgte Tod seiner Gattin hatte ihn tief erschüttert, und alle Pflege kindlicher Pietät konnte den an Altersschwäche dahin sinkenden sterblichen Leib nicht erkräftigen.

Ueber mittelalterliche Siegel der Johanniter-Ordens-Ritter.

Bei den Deutschen Ordens-Rittern war es ganz gegen die Regel, daß ein Ordensbruder sein Familien-Wappen im Schilde und irgend einen Helmschmuck führte (Voßberg in den Märkischen Forschungen IV. 209.). Denn es heißt in den Statuten des Ordens ausdrücklich: „Wir setzen ouch das kein bruder, ane di den ampt bevolhen sint, irne kein Ingesegel habe" (E. Hennig. Die Statuten des deutschen Ordens. Königsberg. 1806. S. 59). Sie führten mit anderen Worten keine persönliche, sondern nur Amtssiegel. Die Hinweisung auf diese statutarische Regel genügt, um alle die älteren Wappen der Deutschen Hochmeister, wie sie uns von Heinrich Waldbott v. Bassenheim an bis auf Johann Caspar v. Ampringen, wenigstens von jenem ersten Deutschmeister herab bis auf Herzog Friedrich von Sachsen im Anfange des 16. Jahrhunderts, in Siebmachers Wappenb. V. 25 — 29, vorgeführt werden, in ihrer völligen Unhaltbarkeit darzuthun. Als den ältesten Hochmeister, der sich seines angestammten Wappenschildes auf seinen Siegeln bediente, wissen wir in der That nur diesen Friedrich von Sachsen von 1507 namhaft zu machen. (Erläutertes Preußen IV. 548.)

Ganz anders verhielt es sich mit den Rittern des Johanniter-Ordens, die in minder mönchischer Absonderung von der Weltlichkeit dastanden, wie die Ritter des Marien-Hospitals von Jerusalem, was sich auch in ihren Siegeln kund giebt, indem sie nicht bloß in denselben das angestammte Wappenbild beibehielten, sondern auch nur in den höheren Ordenswürden anzudeuten pflegten, daß sie Glieder einer geistlichen Genossenschaft waren.

Es fehlt im Ganzen sehr an Beispielen von Siegeln der Ordensbrüder aus der Zeit, die dem 16. Jahrhundert vorangeht; aber auch diese werden schon genügen, das Gesagte zu bestätigen, und Veranlassung geben, manche für Heraldik und Sphragistik nicht unerhebliche Bemerkungen daran zu knüpfen.

An einer Urkunde des Jahres 1283, die im Namen des Obersten Meisters des Ordens in Deutschland von dem Commendator zu Werben Mauricius ausgestellt ist, hängt ein Siegel, dessen Umschrift: S.(igillum) fratris

Mauricii de Vlmen, nicht allein, was uns sonst verborgen geblieben sein würde, die Familie kennen lehrt, der er entsprossen, sondern welches uns auch ein Wappenbild andeutet, welches als eine Glocke im Schilde bezeichnet wird. (Lisch, Mecklenb. Jahrb. I. 209.). Wir zweifeln indessen nicht, daß hier eine Verkennung zum Grunde liegt. Das, was als Glocke angesprochen wird, dürfte wohl nur als das Helm-, nicht als das Schildesbild anzusehen sein. Wir dürfen annehmen, daß dieser Comthur zu Werben Mauritius demjenigen alten Rittergeschlechte von Ulmen in der Eiffel angehört habe, welches einen Schild mit Wecken führte, wie wir schon aus einem der ältesten Siegel sehen, welches überhaupt von Personen des niederen Adels aufgewiesen werden kann, nämlich von Heinrich von Ulmen vom Jahre 1208. (Günther, cod. dipl. Rheno-Mosellan. I. Tab. XI.)

Belehrend sind zwei an einer Urkunde von 1317 hängende Siegel. Des ersten, mit der Umschrift S. Gerhardi de Hamerstein, bedient sich Gerhard aus dem Geschlechte der Rheinischen Burggrafen v. Hammerstein, und zwar als des Johanniter-Ordens in Nieder-Deutschland Statthalter, nämlich mit dem Familienschilde mit den 3 Hämmern, jedoch so, daß zwischen den beiden oberen Hämmern ein Ordenskreuz (noch nicht mit den 8 Spitzen) schwebt. Es möge bei dieser Veranlassung auf eine Urkunde von 1300 hingewiesen werden, die für die Wappenkunde dadurch merkwürdig wird, daß sie die Wappenfarbe angiebt. Es beschenkt nämlich mittelst derselben der Chorbischof von Cöln und Pfarrer zu Feldkirchen, Albert v. Hammerstein, den St. Georgen-Altar daselbst und bestimmt ausdrücklich, daß ein zeitlicher Burggraf zu Hammerstein, der einen goldenen Schild mit 3 rothen Hämmern führe (portans clippeum aureum, cum tribus rubeis malleis), der Patron desselben sein solle. (Günther III. 90). Es wird hiermit nicht etwa darauf hingedeutet, daß es noch ein zweites Geschlecht v. Hammerstein gebe, welches, gleichfalls dem Niederrheinland entsprossen, 3 Kirchenfahnen im Schilde führt, und noch heute, besonders im Hannoverschen fortblüht, sondern darauf, daß in dem Geschlechte der Burggrafen selbst es schon damals zwei Linien gab, von denen die eine, wie hier beschrieben worden, 3 rothe Hämmer in Gold, die andere 3 silberne Hämmer in Roth führte (Hontheim hist. Trevir. II. 5).

Das zweite der Siegel an der Urkunde von 1317 ist das des Commendators der Joh.-Ordens-Comthurei Borcken in Westphalen: Bruno von Garderode mit dem angestammten ritterlichen Schilde, zeigend eine Schrägtheilung und einen nach oben und unten mit Zinnenschnitten versehenen Querbalken, ohne irgend welche Andeutung, daß derselbe ein Johanniter-Ordens-Bruder war. (Münning monum. Monaster. p. 191.)

In ganz gleicher Weise sehen wir 1364 den Commendator zu Borcken, Everhard v. Hetterschede, ein Siegel führen, welches einfach seinem ritterlichen Geburtsstande gemäß, mit dem angestammten Wappenschilde (ein mit 5 Kugeln belegter Schrägrechtsbalken und eine Kugel im linken Obereck) und mit der Namensumschrift zeigt; während der höhere Ordensbeamte Lubbert von Dehem, als Vicegerens oder Statthalter des Obersten Meisters für Westphalen, im Heimbacher Vergleiche vom 11. Juni 1382 als Baller von Westphalen bezeichnet, die 5 in's Andreaskreuz gestellten Wecken, aber durch ein über der mittleren Wecke schwebendes Kreuz und durch die Umschrift: S. fratris Lubberti de Dehem als Glied des Ordens kenntlich gemacht. (Münning p. 194.)

Das Siegel eines andern Commendators, nämlich des Otto von Stendal zu Mirow, vom Jahre 1359, zeigt wiederum einfach das Familienwappen, nämlich 2 aufrecht stehende Beile im Schilde. (Lisch, Meklenb. Jahrb. II. 289.) Wir lernen dieses Wappen hier zum erstenmal kennen, und dürfen es wohl beklagen, daß dem Dr. K. F. v. Klöden, der in der werthvollen Geschichte seiner (einer Altmärkischen) Familie, S. 34, so emsig danach suchte, ein dem seinigen ähnliches Wappen zu finden, und zu dem Ende sogar nach Süddeutschland hinüber griff, unbekannt geblieben war, daß in unmittelbarster Nachbarschaft der von Klöden, die von Stendal desselben Wappenbildes sich bedient haben, welches unabweisbar auf eine Stammes-Genossenschaft beider Familien hindeutet.

Sehr schätzbar sind die verschiedenen Siegel, deren sich der in der Geschichte des Johanniter-Ordens berühmt gewordene Graf Friedrich von Hohenzollern bedient hat. Als er noch Commendator zu Hemendorf war, am 20. Juni 1372 bediente er sich des einfachen Zollern-Schildes mit der Umschrift: S. FRIS. FRIDERICI. D'. ZOLR. (v. Stillfried und Märker mon. Zollerana I. 222.) An einer Urkunde vom 8. Mai 1392, wo er Commendator zu Villingen war, führte er aus dem Grunde, weil er Statthalter des Ordens durch Deutschland war, zwar ebenfalls den Zollernschild innerhalb eines Dreipasses, drückt aber seine höhere Ordensstellung durch die nur fragmentarisch erhaltene Umschrift aus: . . . olre. locu. tenens. p. alem. . . (ibd. I. 306.) Endlich spricht ein Siegel, an einer Urkunde vom 24. Juli 1393, in der er sich bereits des Sant Johans Ordens Oberster maister in allen Tutschen Landen nennt, einen entschieden geistlichen Charakter aus; nicht allein, indem es parabolisch geformt ist, sondern weil es über dem Zollernschilde einen mit Inful und Krummstab ausgestatteten Priester zeigt, dessen geistliche Würde als Prior von Deutschland durch die, wiewohl nur fragmentarisch erhaltene Umschrift, ausgedrückt ist (ibd. I. 317.)

Aus allen diesen Beispielen ergiebt sich demnach, daß bei den Ordensrittern des Johanniterthums, selbst wenn sie bereits Commendatoren waren, in den Siegeln nichts angedeutet zu werden brauchte, was sie als Glieder eines geistlichen Ordens bezeichnete; daß aber bei den höheren Würdenträgern, den Ballieren und Ordens-Statthaltern, sei es durch die Beifügung eines Ordenskreuzes zum Wappenschilde, sei es durch die Titulatur der Siegel-Umschrift, von der Ordens-Mitgliedschaft Kunde gegeben wurde; daß aber der entschieden geistliche Charakter eines Siegels erst in solchen Ordensstellungen zur Geltung kam, in denen der Geistliche das Uebergewicht hatte über der ritterlichen Würde, welches allemal der Fall war bei dem Prior, gleichviel, ob er einer Priorei vorstand, und also aus der Klasse der Priester hervorgegangen sein mußte, oder einem Priorate, zu welchem nur eine Person aus den höheren Würden des Ritterthums berufen werden konnte.

L. v. L.

Die Stifter für adelige Fräulein in Schlesien.

(Schluß.)

IV. Das Freiherrlich v. Zedlitz'sche adelige Fräulein-Stift Kapsdorf bei Schweidnitz

trat am 3. August 1845 in's Leben. Die Stiftung erhielt durch K. Cabinets-Ordre vom 29. Sept. 1836 landesherrliche Bestätigung. Auf Grund des Testamentes des 1835 verstorbenen K. Kammerherrn, Domherrn und Joh.-Ord.-Ritters Freiherrn Heinrich v. Zedlitz-Leipe auf Kapsdorf, Küntchen, Kammendorf und Sachwitz, so wie laut Erbvertrag und Familienschluß vom 17. Juni 1836, errichtete des Kammerherrn Wittwe geb. v. Paczensky aus dem nachgelassenen Vermögen ihres Ehegemahls ein Stift für adelige Fräulein evangelischer Confession und Stipendien für junge Männer aus den speciell vorgezeichneten Familien.

Den uns vorliegenden Festsetzungen entnehmen wir das Folgende: Der Stiftungs-Entwurf datirt aus den letzten Lebensjahren des Erblassers, der an der Ausführung seines edlen Vorhabens nur durch einen plötzlichen Tod behindert wurde.

Aufnahme in das Stift findet statt, ohne Rücksicht auf Vermögens-Verhältnisse, für die Mitglieder der Familie v. Zedlitz-Leipe und v. Zedlitz-Neukirch, als den beiden Hauptlinien aller v. Zedlitz in Schlesien; ferner für die Familien v. Schickfuß und v. Paczensky, so wie für adelige Fräulein aus denjenigen Familien, welche mit den drei genannten am nächsten verschwägert sind, jedoch nur bis zu den Abkömmlingen des vierten Grades; wobei der Nachweis des Adels ihrer Eltern und Großeltern, so wie, daß der Wohnsitz der Väter in Preußen seit 10 Jahren stattgehabt hat und daß sie kein eigenthümliches Vermögen von 4000 Thlr. und darüber besitzen, geführt werden muß.

Mit diesem Familienstift verbunden ist ein Stipendium von 600 Thlr. für junge männliche v. Zedlitz-Leipe und v. Zedlitz-Neukirch, und zwar für jede Linie 300 Thlr., wenn mehrere Stipendiaten vorhanden, auf 3 Jahr — zu Erziehungskosten, Ausrüstung beim Kriegsdienst, für Universitäts-Studien, Unterhalt während der Referendariats-Zeit oder ähnlicher Bestallungen, so wie zu Reisen.

Zwei Senioren der Zedlitz'schen Familie sind Collatoren. Stirbt eine der beiden Linien aus, so fällt der Stipendien-Antheil dem Vermögen des Fräulein-Stiftes zu. Das Vermögen der Stiftung betrug 122,000 Thlr. in Grundbesitz und 8000 Thlr. in Papieren.

Bei Aufhebung der Fundation oder bei Veränderung ihrer Bestimmung durch den Staat oder durch Familien-Beschluß soll das ganze Stiftungs-Vermögen an die Familie des verstorbenen Gründers zurückfallen. Die Stiftsgüter sind und bleiben schuldenfrei. Es werden nur 12,000 zu 5 pCt. für die zwei Stipendien der männlichen Beneficiaten eingetragen.

Das Fräuleinstift ist für 16 Fräulein bestimmt, deren Vorsteherin eine Aebtissin ist. Sie muß mit mindestens 4 Chanoinessen das zu diesem Behuf eingerichtete Schloß zu Kapsdorf bewohnen. Aus diesen 4 wird eine Priorin gewählt.

Wenn die Einkünfte für 16 Fräulein nicht ausreichen, bleibt eine entsprechende Zahl von Stellen unbesetzt. Vermehren sich die Revenuen, so können mehr als 16 Chanoinessen aufgenommen werden. Eine Verkürzung der stiftungsmäßigen Pension soll für die wirklich aufgenommenen Damen nicht eintreten. Für Unglücksfälle ist aus den Einnahme-Ueberschüssen ein Reserve-Fond in Rentenbriefen oder Staatspapieren zu begründen.

Nächst dem angemessenen Unterhalt empfängt jede der im Stifte wohnenden Chanoinessen eine Zulage von 100 Thlrn. baar, die Priorin 150 Thlr.; die außerhalb befindlichen erhalten 150 Thlr., jährlich in 2 Raten zu 75 Thlr. Die Aebtissin hat außer dem Unterhalt im Stifte ein baares Jahrgehalt von 600 Thlrn. Dem Stiftspropst wird außer der Vergütigung seiner baaren Auslagen ein jährliches Einkommen von 500 Thlrn. zu Theil. Eine Erhöhung dieser Sätze ist vorbehalten.

Die Wittwe des Erblassers war erste Aebtissin, hatte auch die Wahl und Aufnahme für die fundirten Stellen, und war zur Zahlung der Stipendien an männliche Descendenten noch nicht verbunden.

Das Stift selbst, so schreiben die Statuten vor, erhält einen Ehren- und einen Verwaltungs-Curator, letzterer mit dem Titel Stiftspropst. Die erstere Dignität bekleidet der jedesmalige General-Landschafts-Director, zur Zeit der Joh.-Ord.-Ritter Graf Burghauß auf Laasan. Die Verwaltungs-Geschäfte als Propst führt seit dem Ableben des Landes-Aeltesten v. Schickfuß auf Allerheiligen der Freih. v. Zedlitz-Leipe auf Küntchen.

Die Stiftsdecoration besteht in einem weiß emaillirten goldenen Octogonkreuze, das in den Zwischenräumen seiner 4 Flügel goldene Strahlen enthält. Auf dem Mittelschilde befindet sich im Avers das v. Zedlitz'sche Stammwappen: in Roth eine silberne Schnalle mit gebrochenem Dorn und im Revers in Gold die verschlungenen Buchstaben H. F. v. Z. — Am Halse an einem von schmalem Silberstreifen eingefaßten breiten, himmelblauen, gewässerten seidenen Bande getragen, ist dieses Kreuz mit der Freiherrnkrone versehen. Die Aebtissin trägt dies gekrönte Kreuz an einem über der rechten Schulter liegenden Bande auf der linken Seite, und die gleiche Decoration auf der Brust. Die Chanoinessen haben die Stiftsdecoration an einer Schleife auf der linken Brust. Der Ehren-Curator und Stiftspropst tragen als Auszeichnung außer der beschriebenen Halsdecoration auch die Plaque, aber ohne Krone. — Jedes Stifts-Fräulein empfängt bei ihrer Aufnahme vom Stifte die Decoration, welche beim Ableben oder beim Ausscheiden, bei Verheirathung zurückgegeben werden muß. Bei feierlichen Gelegenheiten legen die Damen ein schwarz- und weißes seidenes Kleid an.

Zur Aufnahme in die Stiftswohnung ist das Alter von 14 Jahren und die Confirmation Bedingung; ferner muß die Expectantin nicht durch Adoption, sondern durch wirkliche Geburt der betreffenden Familie angehören; sie darf auch nicht an unheilbarer oder ansteckender Krankheit leiden, worüber ein Gesundheits-Attest beizubringen ist.

Wenn eine Stipendiatin Vermögens-Zuwachs erhält, verliert sie ihr Stiftsgehalt; kann jedoch wieder in das Stift aufgenommen werden, wenn sie unglücklicher Weise jenen Zuwachs einbüßt.

Der Aebtissin und dem Propste wird von den Damen bei ihrer Aufnahme das Gelübde eines tugendhaften, regelmäßigen und adeligen Personen angemessenen Lebens,

abgelegt. Bei Verletzung deſſelben erfolgt Ausſchließung und Abnahme des Stiftsordens. Der Aebtiſſin, welche von den Damen „Euer Gnaden“ angeredet wird, iſt Gehorſam zu verſprechen.

Die im Stifte wohnenden Fräulein können jährlich 4 Wochen Urlaub zu ihren Verwandten erhalten. Eine beſuchende Anverwandte oder Freundin darf im Stifte nicht länger als 3 Tage verweilen. — Die Aebtiſſin iſt mindeſtens 25 Jahr alt. — Genau vorgeſchrieben iſt: ſchmackhafte Hausmannskoſt; Gaſtmähler und Bewirthung fremder Perſonen dürfen nur ſelten Statt finden. Für die Bewohnerinnen des Stifts-Gebäudes werden 4 Pferde gehalten.

Der 23. Januar, als Geburtstag des Stifters, wird alljährlich feſtlich begangen. Das im Stifts-Gebäude vorhandene große Bildniß dieſes edlen Wohlthäters erhält durch die Hand dankbarer Angehörigen einen Immortellenſchmuck. Vor der mit wohlwollendem und freundlichem Ausdruck bildlich vergegenwärtigten Perſon verſammelt ſich die Feſtgeſellſchaft und begiebt ſich von hier aus in feierlich geordnetem Zuge in den Speiſeſaal, wo bei heiterem Mahle zunächſt ein Trinkſpruch auf den Landesherrn ausgebracht wird. Der zweite Toaſt gilt dem Stifter und deſſen Familie, der dritte und letzte denen, welche ſich um das Stift verdient gemacht haben. Die Statuten haben dies ausdrücklich feſtgeſetzt, ebenſo daß am Schluſſe des Mahles die Aebtiſſin eine Sammlung zu machen hat für die Ortsarmen der Stiftsdörfer. — Ein anderer Stiftsfeſttag gilt dem Andenken an das Ableben des Stifters, am 5. Februar.

Anhangsweiſe noch Einiges über

V. Das v. Ziegler'ſche Stift Radmeritz in der Ober-Lauſitz.

Denn obgleich das Stifts-Gebäude, Schloß Radmeritz, auf Königl. Sächſiſchem Terrain liegt, ſo doch der dazu gehörige Garten, wie das Dorf Radmeritz in dem zur Provinz Schleſien gehörigen Kreiſe Görlitz. Im Jahre 1722 ſtiftete Joachim v. Ziegler und Klipphauſen dieſes Fräulein-Stift, welches den Namen Joachimſtein erhielt. Er war unverehelicht, ſächſiſcher Kammerherr und ſtand bei ſeinem Churfürſten, Auguſt dem Starken, in Gnaden, von deſſen Seite auch Beiſteuern zu dem Stifte erfolgt ſein ſollen, u. A. der Plan und die Ausführung des Stiftsgebäudes durch den italieniſchen Baumeiſter, dem der Bau der katholiſchen Hofkirche zu Dresden anvertraut war. Eine Stifts-Hofmeiſterin und 12 Damen finden hier Wohnung, Unterhalt und ein jährliches Geldbenefiz, zunächſt von Angehörigen der v. Ziegler'ſchen Familie, welche 16 Ahnen haben, dann von vermögensloſen, altadeligen Fräuleins aus der Königl. ſächſiſchen, wie Königl. preußiſchen Lauſitz. Dann werden noch fundationsmäßige Stipendien an junge Männer des v. Ziegler'ſchen Geſchlechtes und verwandter altadeliger Familien als Erziehungs-Beihülfen gewährt, und in neuerer Zeit auch Stipendien an Damen unter denſelben Verhältniſſen.

Bei feſtlichen Gelegenheiten (am Stiftungsfeſte, bei Einführung der Stifts-Hofmeiſterin und des Stifts-Verweſers, einer neuen Stiftsdame oder bei Anweſenheit des Landesherrn) legen die Damen ſchwarze Kleider an.

Das Stifts-Gebäude enthält außer den nöthigen Wohn- und Wirthſchafts-Localitäten auch Räume für die Repräſentation. In letztern iſt u. A. dem Bilde des großherzigen Begründers eine entſprechende Stelle angewieſen.

Das Stiftungs-Vermögen beſteht hauptſächlich in Grundbeſitz. Es wird im Allgemeinen von den Ständen der Lauſitz (zur Hälfte ſächſiſche, zur Hälfte preußiſche ſtändiſche Deputationen), im Beſondern von einem Stifts-Verweſer verwaltet.

Letzteren, wie die Stifts-Hofmeiſterin wählt die ſtiftsberechtigte Ritterſchaft. Gegenwärtig bekleidet die Dignität eines Stifts-Verweſers Graf Theodor zu Lippe-Weißenfeld auf Teichnitz bei Bautzen.

Bei einer Vakanz alterniren in der Wahl der Aufzunehmenden die Sachſen und Preußen. Grenzen des receptionsfähigen Alters ſind 16 und 36 Jahr.

Die Stiftsordens-Decoration iſt ein emaillirtes Octogonkreuz, deſſen Mitte im Avers das Ziegler'ſche Wappen mit der gezinnten Mauer und im Revers eine Lilie zeigt, von den Stiftsdamen an weiß- und rothem Bande an der linken Schulter getragen. Der Stifts-Verweſer trägt keine Decoration. Gr. z. L.

Für die unglücklichen Chriſten in Syrien ſind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigſten Herrenmeiſters ferner eingegangen:

Vom Kaiſerlich Ruſſiſchen Oberſt a. D. v. Koſchkull auf Schrunden in Kurland 10 Thlr. Vom Rittergutsbeſitzer v. Buggenhagen auf Haus Bärencamp 5 Thlr. Vom Majoratsbeſitzer Grafen v. d. Gröben-Schwansfeld auf Gr. Schwansfeld 10 Thlr. Vom Großherzogl. Mecklenburg-Strelitzſchen Hausmarſchall u. Kammerherrn v. Dachröden zu Neu-Strelitz 6 Thlr. Vom Oberſt z. D. v. Natzmer zu Breslau 10 Thlr. Vom Landrath a. D. u. Landesälteſten Freiherrn v. Durant auf Baranowitz 5 Thlr. Vom Landrath des Kreiſes Oels v. d. Berswordt auf Schwierſe 5 Thlr. Vom Oberlandesgerichts-Rath a. D. Freiherrn v. Rothkirch-Trach auf Bärsdorf 25 Thlr. Vom Oberſt z. D. v. Görne zu Naumburg a. d. S. 3 Thlr. Vom Kammerherrn Freiherrn v. Bodelſchwingh-Plettenberg auf Bodelſchwingh 25 Thlr. Von Sr. Durchlaucht dem Prinzen Heinrich XV. Reuß auf Klipphauſen 10 Thlr. Vom Stiftspropſt u. Landesälteſten v. Schweinitz auf Alt-Raudten 5 Thlr. Vom Rittmeiſter a. D. v. Kordwitz auf Kummelwitz 12 Thlr. Vom Kammerherrn Freiherrn v. Carnap-Bornheim auf Burg Bornheim 50 Thlr. Vom Oberſtlieutenant a. D. v. Wedell zu Berlin 5 Thlr. Von Ungenannt, Poſtſtempel Leipzig, 10 Thlr. Vom Forſtmeiſter v. Waldow zu Frankfurt a. O. 5 Thlr. Vom Premier-Lieutenant im 2. Garde-Regiment zu Fuß Grafen von Schlippenbach 3 Thlr. Vom Erbmarſchall im Fürſtenthum Minden Freiherrn v. d. Reck auf Obernfelde 2 Frd'or. Vom Königlich Däniſchen Kammerherrn und Hofchef Ihrer Majeſtät der Königin-Wittwe von Dänemark Grafen v. Tramp zu Kopenhagen 3 Frd'or. Vom Commendator, Staatsminiſter a. D. Freiherrn v. Bodelſchwingh auf Haus Heyde 10 Thlr. Vom Oberſt und Kommandeur des Hohenzollernſchen Füſilier-Regiments (No. 40) v. Boſe 5 Thlr. Vom Commendator, Regierungs-Präſidenten Grafen v. Kraſſow zu Stralſund wiederholt 20 Thlr. Vom Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinſchen Kammerherrn v. Gundlach auf Friedrichshof 5 Thlr. Von Sr. Durchlaucht dem Fürſten Alexander zu Sayn-Wittgenſtein-Hohenſtein 10 Frd'or. Vom Rittmeiſter a. D. und Landrath des Kreiſes Rügen v. Platen auf Reiſchvitz 3 Thlr. Von demſelben Ertrag einer Sammlung im Kreiſe Rügen 36 Thlr. 26 Sgr. 6 Pf. Vom Kammerherrn Grafen Adolph v. Potworowski auf Parzenczewo 15 Thlr. Vom Kammerherrn Kraker v. Schwarzenfeld auf Bogenau 10 Thlr. Vom General-Lieutenant und Inſpekteur der 2. Artillerie-Inſpektion v. Puttkammer 5 Thlr. Vom Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinſchen Kammerherrn Freiherrn v. Le Fort zu Dresden 5 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen Albert v. Schlippenbach auf Arendſee 25 Thlr. Vom Kaiſerlich Ruſſiſchen Kollegien-Rath Freiherrn Auguſt v. Firks auf Alt-Schwarden in Kurland ein Zinscoupon über 10 Thlr. 3 Sgr. 9 Pf. Vom Großherzoglich Sächſiſchen Kammerherrn und Hofmarſchall a. D. Freiherrn Röder von Diersburg zu Freiburg im Breisgau 5 Thlr. Vom Großherzoglich Sächſiſchen Kammerherrn v. Kalitſch auf Schloß Künitſch 10 Thlr. Vom K. K. Oeſterreichiſchen Rittmeiſter in der Armee Erbgrafen Carl von Schoenburg-Forder-Glauchau 10 Thlr. Vom Rittmeiſter und Escadron-Chef im Brandenburgiſchen Küraſſier-Regiment (Kaiſer Nikolaus I. von Rußland) [No. 6.] Grafen v. Pückler 10 Thlr. Vom Ober-Regierungs-Rath und Abtheilungs-Dirigenten Freiherrn v. Münchhauſen zu Poſen 5 Thlr. Vom Oberſt und Kommandeur des 2. Oſtpreußiſchen Grenadier-Regiments (No. 3) v. Lewaldt 5 Thlr.

Unter Hinzurechnung der früheren Beträge: 12,228 Thlr.

(Fortſetzung folgt.)

Expedition: Kronenſtraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Zweiter Jahrgang.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1861.

Druck und Verlag von G. Hickethier.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend:

Seite.

Der Tod Sr. Majestät des Königs . . . . . 1.
Die Johanniter-Ritter: Graf v. Bismarck-Bohlen und Graf von Perponcher sind als Bevollmächtigte des Johanniter-Ordens nach Syrien abgereist . . . . 2.
Entsendung von 4 Krankenpflegern nach Beirut . . . 2.
Des Ritters Arnold von Harff Besuch und Beschreibung von Rhodos im Jahre 1497 . . . . . 2.
Fortsetzung der Nachweisung aus dem Jahre 1860 der für die syrischen Christen eingegangenen Gelder 4. 12. 16. 20. 24. 28. 32. 36. 40. 44. 48. 52. 76. 80.
Freiherr v. Minutoli, Freiherr v. Arnim †. . . . 9.
Necrolog des Freiherrn v. Düsterloh . . . . . 9.
Armen- und Krankenpflege der Johanniter erste Pflicht . 9.
Zur Geschichte der Johanniter-Ordens-Comthureien in der Schweiz . . . . . 9.
v. Gerlach †. . . . . 13.
Vermächtniß . . . . . 13.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Dago-Kertell . . 13. 237.
Seine Majestät der König haben für die Christen in Syrien 4000 Thlr. bewilligt . . . . . 16.
Monatliche Uebersichten der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens befindlich gewesenen Kranken und Siechen 17. 33. 45. 73. 85. 113. 129. 153. 174. 201. 213. 233.
v. Kröcher †. . . . . 18.
v. Wedell, Graf v. d. Bussche-Ippenburg, Graf v. Einsiedel †. . . . . 21.
Das Johanniter-Kranken- und Siechenhaus zu Altena . 21.
v. Levetzow †. . . . . 25.
Anna-Stiftung . . . . . 25.
Das Johanniter-Kreuz in den Fahnen der Preußischen Armee 25.
Graf v. Pourtalès, Graf v. d. Osten-Sacken †. . 29.
Nachrichten aus Syrien resp. über das Johanniter-Krankenhaus zu Sayda 29. 34. 37. 49. 61. 77. 89. 98. 121. 161. 181. 225.
Aufgabe und Pflichten des modernen Johanniter-Ritters . 29.
Die Einführung von Ahnen-Tafeln bei der Balley Brandenburg . . . . . 32.
v. Arnim, v. Trotha †. . . . . 34.
Aufruf des Commendators, Grafen v. Krassow zu Gunsten des in Züllchau erbauten Johanniter-Krankenhauses . 35.
Necrolog des Rechtsritters v. Kröcher . . . . . 35.
Fürst Casimir von Isenburg, Freiherr v. d. Horst, Freih. v. Hammerstein, v. Wulffen †. . . . 37.
Heinr. v. Ledebur, des Johanniter-Ordens Prior von Dänemark, Norwegen und Schweden . . . . . 37.
Edler v. Fischern, Freih. v. Werthern, v. Schenckendorff, v. Salisch †. . . . . 41.
Ordensverleihung . . . . . 41.
Lebens-Regungen im Johanniter-Orden . . . . . 41.

Seite.

Das Johanniter-Kreuz (Gedicht) . . . . . 44.
Herrenmeister-Münzen . . . . . 44.
Freih. Hiller v. Gärtringen, v. Zitzewitz, v. Brederlow, Freih. v. Richthofen †. . . . . 46.
Das Johanniter-Kreuz in seiner symbolischen Bedeutung . 53.
v. Woyrsch †. . . . . 57.
Zwei Comthureien zu Werben . . . . . 60.
Zur Johanniter-Ordens-Statistik . . . . . 60.
Das Johanniter-Ordenshaus Aka . . . . . 64.
Graf v. Bismarck-Bohlen ist zum Ehren-Commendator ernannt worden . . . . . 65.
v. Stockhausen, v. Klützow †. . . . . 65.
Nichtdeutsche von Adel in der Balley Brandenburg . . 67.
Graf v. Roedern †. . . . . 69.
Das Johanniter-Hospiz in Jerusalem . . . . . 69.
Religionswechsel innerhalb der evangelischen Balley Brandenburg . . . . . 69.
Necrolog des Freiherrn v. d. Horst . . . . . 74.
v. Linsingen †. . . . . 77.
Werben nicht ein bloßer Priester-Convent . . . . . 80.
v. Witzleben †. . . . . 81.
Ueber den ehemaligen Orden der Schwestern St. Johannis vom Spital und seine Wiederbelebung für die Jetztzeit 81.
Die Comthure zu Werben bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts . . . . . 82.
Einladung zu dem am 31. Mai stattfindenden Rittertage der brandenburgischen Genossenschaft . . . . . 86.
Johanniterinnen in Deutschland . . . . . 92.
Freiherr von Plettenberg-Heeren, Graf v. Westarp, Freiherr v. Holzhausen †. . . . . 93.
Listen neu ernannter Ehrenritter . . . . . 97. 173.
Graf Küchmeister v. Sternberg †. . . . . 101.
v. Werder †. . . . . 114.
50jähriges militairisches Jubiläum des Durchlauchtigsten Herrenmeisters . . . . . 121.
Zur Geschichte des Johanniter-Ordenshauses in Wesel 122. 132.
Graf Henckel v. Donnersmarck †. . . . . 130.
Der vormalige Tempelherrn-, demnächst Johanniter-Ordens-Sitz zu Röricke . . . . . 130.
v. Brösigke †. . . . . 133.
Necrolog des Rechtsritters, General-Lieutenants v. Möllendorff 133. 137. 141. 146. 151. 154. 158. 163. 166.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Sonnenburg . . . . 137.
Die Johanniter-Ritter als Friedensstifter . . . . . 139.
Ein ehemaliges Johanniter-Ordenshaus zu Cöln an der Spree . . . . . 147.
Des angeblichen Johanniter-Ordens-Ritters Otto von Nienhus Reise nach Palästina . . . . . 149.
v. Sydow, v. Küster, Fürst Adolph zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, v. Schönfeldt, Graf v. Kospoth †. . . . . 154.
Der Balley Brandenburg Beisteuer zur Chargen-Kasse . . 154.

Seite

Geſchenk des „British Syrian Relief Fund" an den Johanniter-Orden 161
Ueber die ehemalige Johanniter-Ordens-Comthurei zu Herford . . . . . 162.
Der Comthur Heinrich Ratzenberger . . . . . 164.
Freih. v. Steinäcker, Graf v. d. Schulenburg-Wolfsburg †. . . . . 165.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Erdmannsdorf . . . 165.
Des Herrenmeiſter Franz Neumann Herkunft und Nachkommenſchaft . . . . . 168. 170.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Polzin . . . . . 169.
Die ehemalige Johanniter-Ordens-Comthurei Zachan . . 171.
Was ſoll der Johanniter thun (Gedicht) . . . . . 175.
v. Gadow, v. Schlieben †. . . . . 181.
Das Johanniterhaus zu Maſchenholz auf Rügen . . 189.
Zum Krönungstage (Gedicht) . . . . . 193.
Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzeſſin Carl v. Preußen iſt der Johanniter-Orden verliehen worden . . . . 194.
Die Wunder . . . . . 199. 203. 207.
v. Treskow †. . . . . 202.
Der Johanniter (Gedicht) . . . . . 202.
Graf v. Oberg †. . . . . 205.
Zuſatz-Artikel zu den Balley-Statuten vom 24. Juni 1853 betreffend die Aufnahme fremder Souveraine in den Johanniter-Orden . . . . . 205.
Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin iſt der Johanniter-Orden verliehen worden 209
v. Ratzmer, Freih. Schmidt von Schmiedeſeck, gen. Uri †. . . . . 209.
Graf und Edler Herr zur Lippe-Biesterfeld, v. Grabowski †. . . . . 214.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Stendal . . . . . 214.
Necrolog des Rechtsritters, General der Infanterie von Ratzmer . . . . . 218.
v. Verſen, v. Götz, v. Arnim †. . . . . 225.
v. d. Oſten, Freih. v. Schäffer-Bernſtein †. . . 229.
Die Einweihung der Johanniter Heil- und Pflegeanſtalt „Hephata" für Blödſinnige in M. Gladbach . . . 229.
Necrolog des Ehrenritters, Majors a. D. v. Arnim . . 234.
Der 25. December . . . . . 237.
Graf v. Pourtalès †. . . . . 237.

II. Aufſätze und Mittheilungen verſchiedenen Inhalts:

Die Patrone des Wehrſtandes . . . . . 5.
Litteratur 8. 15. 24. 28. 32. 40. 48. 84. 92. 160. 188. 192. 212. 226. 236.

Seite

„Bene fate fratelli!" . . . . . 11. 13.
Ein mauriſches Wappen . . . . . 18.
Des Herzogs Bogislaf V. von Pommern Pilgerreiſe nach dem gelobten Lande . . . . . 18.
Ein Kirchen- und Schulgebrauch zu Afferden . . . . 19.
Adels-Genoſſenſchaften . . . . . 24.
Miscellen . . . . 28. 32. 40. 44. 48. 68. 80. 180. 226.
Die Burg Elz an der Elz . . . . . 30.
Der Georgen-Verein in Württemberg . . . . . 39.
Die kunſt- und ſittengeſchichtliche Entwicklung der Heraldik 42. 50. 63. 71. 75. 78.
Extract aus der Ida-Julianen-Stiftungs-Urkunde der Familie v. Keſſel . . . . . 43.
Benjamin v. Tudela über Jeruſalem 43
Der Hoſenband-Orden im Hauſe der Hohenzollern 46. 57. 65. 86. 90. 101. 105. 114.
Das Johanniskloſter bei Jeruſalem . . . . . 52.
Bethanien . . . . . 52.
Einige Notizen, den deutſchen Ritter-Orden in Oeſterreich betreffend . . . . . 56.
Mar Johanna . . . . . 88.
Das freiweltliche v. Jenaiſche Fräuleinſtift zu Halle a. d. S. 93.
Die Pflege und Erziehung blödſinniger Kinder 95. 103. 108.
Monumentales aus Jeruſalem . . . . . 109. 117.
Beirut . . . . . 124.
Von Gelübden im evangeliſchen Sinne . . . . . 125.
Die Grafen von Ruppin . . . . . 127.
Ein ſchönes Familien-Feſt (v. Puttkamer) . . . . 131.
Die Prophezeihungen künftiger Größe für das Haus Hohenzollern . . . . . 134.
Eine übereinſtimmende Tracht iſt herkömmlich in den Diakoniſſenhäuſern . . . . . 136.
Die v. Trott in der Mark Brandenburg . . . . . 143.
Eine poetiſche Umſchreibung des Kurbrandenburgiſchen Wappens aus dem 16. Jahrhundert . . . . . 145.
Vom evangeliſchen Diakoniſſenweſen . . . . . 157.
Nachruf an Dr. Friedrich Julius Stahl . . . . . 158.
Gegenſatz von Ober- und Nieder-Deutſchland in Beziehung auf Adels-Verbindungen im Mittelalter . . . . . 167.
Die Drachenhunde von Rhodos, Novelle von A. C. Brachvogel 175. 183. 189. 191. 202. 205. 209. 214. 220. 226. 230. 234. 238.
Verfall der antiken Weltordnung bei Beginn des Chriſtenthums . . . . . 178.
Hebron . . . . . 204.
Der Traum im Ordenshauſe . . . . 211. 216. 223. 227.
Nobilitas est hominis generosus animus . . . . . 218.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Krausen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 1. Berlin, den 3. Januar 1861. Nr. 1.

Ueber den Tod Seiner Majestät des Königs, des Patrons und Landesherrn der Balley Brandenburg theilen wir den Mitgliedern derselben dasjenige mit, was der Staats-Anzeiger in einem Extrablatte veröffentlicht hat:

„Es hat Gott gefallen, König **Friedrich Wilhelm den Vierten** von Preußen von dieser Erde abzuberufen.

Den Gebeten Seines treuen Volkes, dem heißen Flehen Seines Erlauchten Hauses, der hingebenden und aufopfernden Pflege Seiner Hohen Gemahlin ist es versagt geblieben, den Hochseligen König von dem schweren Leiden genesen zu sehen, welches Gottes unerforschlicher Rathschluß Hochdemselben auferlegt hatte.

Drei Jahre hatte Se. Majestät der König mit seltener Kraft den Eindrücken eines mit wiederholten kleinen Schlaganfällen verbundenen, organischen Gehirnleidens widerstanden. In bald kürzeren, bald längeren Zwischenräumen traten Symptome der Gehirnreizung ein, die das unaufhaltsame Fortschreiten des zerstörenden Krankheitsprozesses andeuteten, und jedesmal eine neue bleibende Störung der Empfindung, Bewegung und des Gedächtnisses zurückließen. — Am 24sten vorigen Monats, Abends 8 Uhr, nachdem Seine Majestät schon mehrere Wochen auffallend weniger Antheil an der Umgebung genommen und größere Abspannung und Schwäche als bisher gezeigt hatten, stellte sich ein heftiges Erbrechen ein, das sich in der Nacht und am nächsten Tage noch dreimal wiederholte; ihm folgte ein schlummersüchtiger Zustand, aus dem Se. Majestät nicht wieder erwachen sollten; am 31sten Abends gesellten sich die Zeichen beginnender Lungenlähmung hinzu, die den Todeskampf einleiteten, der bei gänzlicher Bewußtlosigkeit schmerzlos bis heute früh 12 Uhr 40 Minuten dauerte.

Mit den schmerzvollen Thränen Ihrer Majestät der verwittweten Königin, der Gott Kraft verleihen wolle, das schwere Verhängniß zu tragen, mit dem tiefen Kummer des Königlichen Hauses, der Hohen Leidtragenden, welchen es vergönnt war, das innere Leben des verklärten Monarchen in seinem ganzen Reichthum, in der Fülle Seines edlen Herzens und dem hohen Schwung Seiner Empfindung zu kennen, vereinigt sich die Trauer des gesammten Volkes.

In seinem dahingeschiedenen König liebte und verehrte das preußische Volk den gläubigen und demüthigen Christen, welcher sein Gelöbniß erfüllt hat, dem Herrn zu dienen, den treuen und sorgfältigen Verwalter des Königlichen Amtes, von dessen erhabenen Pflichten Sein Denken und Wollen, Sein Dichten und Trachten durchdrungen war, den Herrscher von mildem Sinn, der es nicht verschmähte, dem Geringsten freundlich zu begegnen.

Der Regierung Seiner Majestät des Königs **Wilhelm,** welchen den Herr zum Nachfolger des in Gott ruhenden Königs berufen hat, sieht das Land mit Hoffnung und Vertrauen entgegen. Sie ist ihm keine unbekannte Zukunft. In schwerer und entscheidungsvoller Zeit hat unser erhabener Monarch bereits im Namen des Hochseligen Königs die Regentschaft geführt. Das Land weiß, daß seine Geschicke in einer starken und gerechten Hand ruhen, und die Verehrung und Zuversicht, mit welcher alle Gebiete des Vaterlandes auf die Wahrhaftigkeit, auf die Gewissenhaftigkeit, auf die Weisheit des Regenten geblickt haben, werden auch den Thron Seiner Majestät Königs **Wilhelm** umgeben.

Gott segne den König!

Berlin, den 2. Januar 1861.

Berlin, den 1. Januar 1861.

Nachdem Se. Königliche Hoheit der Prinz-Regent die Gnade gehabt haben, die von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister für die Sendung nach Syrien bestimmten Johanniter-Ritter: den Obersten, Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs und Commandeur des Garde-Husaren-Regiments, Grafen von Bismarck-Bohlen und den Rittmeister à la suite des Garde-Kürassier-Regiments und Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preußen, Grafen von Perponcher-Sedlnitzky, zu beurlauben, sind dieselben, mit Vollmachten versehen, am 31. v. Mts. in Begleitung des Ober-Stabs- und Regiments-Arztes des 2. Garde-Regiments zu Fuß Dr. Wendt und 4 Krankenpflegern von hier nach Triest abgereist, wo sie sich am 5. d. Mts. auf einem Dampfschiffe des Lloyd nach Beirut einschiffen werden, um die Ordens-Collecte für die syrischen Christen, dem Kapitelbeschlusse vom 5. December 1860 gemäß*), zur Anlage eines Hospitals zu verwenden.

Aus eigenem Antriebe hat sich denselben der Johanniter-Ritter Rittmeister a. D. von Bassewitz auf Liebenow angeschlossen.

In Triest werden eine vollständige Lazareth-Einrichtung für 60 Kranke und Medicamente in Empfang genommen, welche schon früher von hier aus dorthin gesandt wurden, da Seine Königliche Hoheit der Prinz-Regent die Verabreichung dieser Gegenstände, welche in Beirut nur mit großem Zeitverlust und bedeutenden Kosten zu beschaffen sein würden, aus den Königlichen Depots gegen Erstattung des Etats-Preises Allergnädigst befohlen hatten.

Die 4 Krankenpfleger, Brüder des Evangelischen Johannes-Stifts hierselbst (einer Filiale des „Rauhen Hauses" zu Horn bei Hamburg), sind von dem Vorsteher desselben, Ober-Consistorial-Rath Dr. Wichern, zu der Reise ausgerüstet worden, und trägt dieser auch die gesammten Reisekosten für dieselben bis Beirut.

Nachrichten über das Vorgehen der beiden Bevollmächtigten werden wir seiner Zeit in diesem Blatte mittheilen und bemerken, daß die Collecte — die noch nicht geschlossen ist und wofür auch ferner Gaben von der Balley-Kasse angenommen werden — zur Zeit 12,865 Thlr. 10 Sgr. beträgt.

*) Siehe No. 11. dieses Blattes de 1860.

Entsendung von vier Krankenpflegern nach Beirut.

Am Abend des 27. December fand die feierliche Entsendung der vier Brüder des hiesigen evangel. Johannesstiftes statt, die das vom Johanniter-Orden in Beirut zu begründende Hospital als Krankenpfleger, — der eine von ihnen zugleich als Hausvater, — übernehmen werden. Die dem Johannesstifte nahe gelegene freundliche Filialkirche des Zellengefängnisses in Moabit war von der Direction desselben gütigst hiezu überlassen worden. Sie war hell erleuchtet; im Hintergrunde der Altarnische prangte ein hoher Christbaum in vollem Lichtglanze und trug die Wunder der Weihnachten in die stille Feier. Dieselbe war weder öffentlich angekündigt, noch waren Einladungen zu ihr ergangen; dennoch hatte die kleine Kirche, dem Schneegestöber zum Trotz, das alle Wege fast unwegsam machte, mit nahe stehenden Freunden sich gefüllt. Von Ordensrittern waren die beiden gegenwärtig, die im Auftrage des Ordens mit einem für das Hospital gewonnenen Arzte und den vier Johannesbrüdern den Weg nach dem Oriente anzutreten sich rüsteten: die Grafen v. Bismarck-Bohlen und v. Perponcher. — Dr. Wichern, der Vorsteher des Johannesstiftes, vollzog die Entsendung der Brüder. Er knüpfte sein Wort an die Perikope jenes dem Evangelisten Johannes geweihten Tages, an die tiefsinnige Einleitung des vierten Evangeliums, dessen Anfangswort „In principio erat verbum" als Losung und Wahlspruch im Siegel des Johannesstiftes geschrieben steht. In lebendigem Zeugnisse deutete er den Zusammenhang der ewigen Wahrheit von der Menschwerdung des Wortes mit den Werken und Diensten der barmherzigen Liebe, die der Gottesliebe, welche uns in Christo geliebt und errettet hat, im Glauben die Opfer der Dankbarkeit darbringt, und von der an seinem Theil auch das Johannesstift zeugen will. — Die vier Brüder bezeugten durch ihr Jawort, daß sie willig und freiwillig im Dienste des Herrn nach jener fernen Stätte der Noth sich entsenden ließen; sie verpflichteten sich, als Johannesbrüder die Ordnungen der Brüderschaft des Rauhen Hauses, der sie zugehören, treu zu wahren, festzuhalten am Worte Gottes, in der Gemeinschaft des Gebetes und der Fürbitte zu bleiben, mit Aufopferung den ihnen anvertrauten Beruf wahrzunehmen und den Kranken also zu dienen, daß zu erkennen sei, wie sie in ihnen dem Herrn dienen, der verheißen hat: „Was ihr gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." — Nachdem jedem der Brüder von Dr. Wichern ein Zeugniß und eine heilige Schrift übergeben war, reichten dieselben ihm und den anwesenden Genossen der Brüderschaft des Rauhen Hauses zum Zeichen dauernder Gemeinschaft die Hand. Hierauf wurden sie den oben genannten Ordensbrüdern vorgestellt, deren Wohlwollen Dr. Wichern sie als Mitarbeiter an dem Werke der Krankenpflege empfahl, und denen er zugleich den Dank für das Vertrauen aussprach, mit dem der Orden zu diesem Dienste Brüder des Johannesstiftes berufen. — Mit Gebet und Gesang schloß die schöne Feier. — Gemeinsam mit jenen Vieren war noch ein fünfter Bruder des Johannesstiftes entlassen worden, der zur (Kinderpflege) und zur Pflege entlassener Sträflinge von einem dortigen Vereine berufen, nach Danzig entsandt wurde. — In der Sylvesternacht bricht die syrische Expedition auf. Gott geleite Sie sicher nach der fernen Küste und lasse viel Segen ihnen folgen!

γ.

Des Ritters Arnold von Harff Besuch und Beschreibung von Rhodos im Jahre 1497.

Am Schlusse des Jahres 1499 überreichte Ritter Arnold v. Harff, des Adam v. Harff und der Carda v. Hoemen, Burggräfin v. Odenkirchen, zweiter Sohn, der zwar mit Maria v. Bongard vermählt gewesen, aber ohne Descendenz geblieben ist, seinem Landesherrn Herzog Wilhelm von Jülich und Berg und dessen Gemahlin Sybilla geb. Markgräfin von Brandenburg, auf deren Residenzschlosse Heinsberg die Beschreibung einer Pilgerfahrt, die

er am 7. Nov. 1496 in einem Alter von 25 Jahren angetreten, und am 10. Oct. 1499 beendigt hatte. Dies Tagebuch ist jetzt von dem um die Cölnische Geschichte vielfach verdienten Dr. E. v. Groote, und zwar, was doppelt dankenswerth ist, in der Ursprache, von einem höchst schätzbaren Idiotikon begleitet, herausgegeben worden.*) Es bietet dieses Werk des Interessanten in Fülle, nicht blos in Rücksicht auf die Länder, welche bereiset worden, sondern auch zur Beurtheilung der Anschauungsweise des Verfassers und seiner Zeit. Ein höchst bedeutender Beitrag für die Culturgeschichte des 15. Jahrhunderts, zur Kenntniß des damaligen Standpunktes des Ritterthums, des Handels, der Industrie, der Natur-, Länder-, und Völkerkunde. Auffallender Weise ist die Entdeckung von Amerika dem Reisenden noch ein Geheimniß.

Zwischen Candia und Rhodos hatte das Schiff, auf welchem unser Pilger sich befand, einen heftigen Sturm zu bestehen, der ihm jedoch willkommene Veranlassung war, daß in dem Hafen von Rhodos gelandet werden mußte (ick hoerte die mere gar gerne, off dat ick die stat beseyn moechte). Was er über Stadt und Insel, den damaligen Sitz des Johanniter-Ordens und seines berühmten Großmeisters Pierre d'Aubusson, der von 1476—1505 regierte, berichtet, (S. 69—74) wird in diesem Blatte gewiß an richtiger Stelle sein, wobei wir den Lesern empfehlen möchten, die Abbildung von Rhodos aus der Vogelschau zur Hand zu nehmen, die in v. Winterfeld's Geschichte des ritterlichen Ordens St. Johannis S. 148 zu finden ist.

„Rhodos ist eine gar kleine, starke Stadt, von festen, dicken Mauern und Thürmen umgeben. Stadt und Insel besitzen die Johanniter, deren Oberhaupt Großmeister, und der zur Zeit ein alt Männchen war, aus dem Königreiche Auvergne gebürtig, Petrus de Busebo der Cardinal geheißen.

Dieser Hochmeister hat die Stadt mit Mauern, Thürmen, Bollwerken und Gräben unsäglich ausgebessert, seit der türkische Kaiser vor 16 Jahren davor gelegen, dieselbe belagert, beschossen und in Noth gebracht hat; aber mit Hülfe des allmächtigen Gottes behielten der Großmeister und die Ritter die Stadt mit wehrhafter Hand. Seitdem hat der Großmeister die Mauern mit harten, großen Hausteinen, die Gewölbe nicht mitgerechnet, 44 Fuß stark aufbauen lassen; ferner vor der Mauer einen Schwengel (Swengel eine Wurfmaschine, sonst auch Haspel oder Sturmhaspel genannt) in dem Graben, zur Hälfte gefüllt mit seiner Streichwehr**), wohl 40 Fuß dick, hierauf einen aus dem Felsen gehauenen Graben, ferner einen zu beiden Seiten aufgemauerten Wall, der oben gegen 80 Fuß Breite hat, mit starken Bollwerken vor den Thürmen und Thoren; namentlich baute man ein sehr starkes Bollwerk an dem vor dem Auvergner Thore gelegenen Walle, welches ich selber gemessen und in Wahrheit 400 Fuß weit und 50 breit, und im Graben mit 3 über einander befindlichen Gewölben versehen, vorgefunden habe. Außerhalb des Walles war noch ein aus dem Felsen gehauener, zu beiden Seiten aufgemauerter tiefer Graben. Nordwärts, dem Meere zu, hat die Stadt ein sehr starkes Thor, welches mit zwei steinernen Flügeln*) geschlossen ist. Auf dem einen dieser Flügel oder Deiche, nämlich rechter Hand, stehen 13 runde steinerne Thürme mit Windmühlen darauf, die vor Zeiten die Genueser haben bauen müssen zum Gedächtniß daran, daß sie in vergangenen Jahren die Stadt verrätherischer Weise hatten einnehmen wollen; aber man ward dessen gewahr, nahm der Genuesen Einige gefangen und zwang sie zur Buße und ewigen Erinnerung diese Thürme zu bauen, und um ihrer Bosheit willen darf nie ein Genueser in diesen Orden kommen. An dem Ende dieses Deiches liegt ein gar schöner Thurm mit starken Bollwerken, den König Ludwig von Frankreich hat bauen lassen. Auf dem Deiche zur linken Hand liegen zunächst 3 Thürme mit Windmühlen, demnächst ein Capellchen, welches dieser Großmeister dem Heiligen Nicolaus zu Ehren hat erbauen lassen; und dann am Ende ein gar großer schöner Thurm, wohl 24 Fuß dick, den der Türke bei der Belagerung abgeschossen hat, den aber der Großmeister stärker noch hat wieder herstellen und von einer Ringmauer von wohl 50 Fuß Dicke umgeben lassen. Dieser Thurm heißt der St. Nicolausthurm, den Herzog Philipp von Hochburgund zuerst hat anlegen lassen. Diesem Thurme gegenüber außerhalb der Stadt und jenseits eines kleinen Golfes liegt eine kleine Capelle, wo der Begräbnißplatz der Pilgrime sich befindet, die auf dem Wege nach Jerusalem hier sterben; wo dann auch Herzog Christoffel v. Baiern**) vor wenig Jahren mit vielen anderen Ritter-Brüdern begraben worden ist. Da, wo dies Kirchlein steht, hat während der Belagerung durch den türkischen Kaiser ein Heer gelagert, welches von hier aus über den Golf hinweg jenen Thurm eingeschossen hat. Die Brücke, welche sie über den Golf zu schlagen versuchten, ward jedoch zerschossen, wobei die Türken große Verluste erlitten. Von dieser Capelle außer der Stadt gegen den Palast hin hat der Großmeister einen schönen ummauerten Baumgarten, in welchem wir gar seltsame Thiere sahen, z. B. einen alten Strauß mit zwei Jungen." — Nachdem er

*) Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich und Spanien, wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. Nach den ältesten Handschriften und mit deren 47 Bildern in Holzschnitt herausgegeben von Dr. E. v. Groote. Cöln 1860. LI. und 280 S. 8.

**) Strychwer, eine Traverse, ein Werk zum Flankiren des Grabens oder zur Ansammlung des Wassers. Im Jahre 1696 beschäftigte sich Leibnitz viel mit Plänen zur Verbesserung der Wasserkunst in Herrenhausen. Es werden in seinem Tagebuche Windmühlen, die das Wasser hinauftrieben, also daß das, was die oberen fallen lassen, die unteren wieder fassen „Streichwerke" genannt, wodurch in 24 Stunden 400,000 Tonnen Wasser mittelst der Triebkraft des Windes 16 Schuh hoch in einen Graben gehoben werden konnten. (v. Malortie, Beiträge z. Gesch. d. Braunschw.-Lüneb. Hofes II. 120.)

*) Floegeln — Flügelwerk, ein zum Schutze eines Hafens aufgeworfener Deich

**) Herzog Christoph von Baiern — welcher um ein fried- und ruheloses und vielfach gewaltthätiges Leben abzubüßen, im Jahre 1493 eine Pilgerfahrt (nach dem heiligen Grabe) antrat, auf welcher er; auf der Heimkehr begriffen, zu Rhodos verstarb, und zwar, einer eigenthümlichen Fügung des Geschickes zu Folge, in den Armen des Grafen von Werdenberg, damaligen Großpriors des Johanniter-Ordens (früher Ballier von Brandenburg), des Bruders der Gräfin Martha von Abensberg, deren Gemahl auf sein Geheiß bei Freisingen ermordet worden war! (Dr. Geisheim die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem S. 7.)

dieſe Vögel beſchrieben, und eine Abbildung davon gegeben*), fährt unſer Autor alſo fort: Südwärts der Stadt ſtehen 3 runde Thürme mit Windmühlen, und wenn man aus dem Auvergner Thore geht, liegen auch dort 4 Thürme mit Windmühlen auf der Höhe vor der Stadt; von dieſer Höhe herab gingen wir nach der St. Johannis-Kirche, neben welcher des Großmeiſters Palaſt ſteht. Zu beiden Seiten des Einganges zu dieſem liegen ſehr ſchöne Büchſen (Kanonen), und zwar auf der linken Seite ein ſchönes Hauptſtück, das 31 meiner Füße lang war, ich knieete darauf und ſteckte meine Fauſt in die Büchſe. —

Wir gingen nun in die St. Johannis-Kirche, wo man uns folgende Heiligthümer zeigte: Ein metallenes Kreuz, gefertigt aus dem Becken, worin Chriſtus am grünen Donnerſtage ſeinen Jüngern die Füße gewaſchen hat; zwei lange Dornen aus der Krone unſers Herrn Jeſu Chriſti; einen Pfennig von den 30, womit Chriſtus verkauft worden iſt, von welchen der Großmeiſter Abbildungen anfertigen und einem jeden von uns einen ſchenken ließ; das Haupt der heiligen Jungfrau Fylomene; ein großes Stück von dem heiligen Kreuze; einen Arm des Heiligen Blaſius; einen Arm des erſten Märtyrers St. Stephan; einen Arm St. Johannis des Täufers; einen Arm des Ritters St. Georg's, desgleichen einen Arm des heiligen Thomas des Apoſtels, deren ich viel geſehen habe; den Irrthum der Geiſtlichkeit möge Gott entſcheiden; ferner einen Arm St. Leodegarii; das Haupt der heiligen Jungfrau Euſemya; das Haupt des Policarp; eine Hand der heiligen Jungfrau Clara; eine Hand der St. Anna, der Mutter der Jungfrau Maria; am St. Katharinen-Tage zeigt man in dieſer Kirche auch deren Arm mit der Hand, was ich aber nicht geſehen habe. Hierauf begaben wir uns nach dem Markte in die Kirche zu Unſer Lieben Frau, dem Sitz eines römiſchen Bisthums, deſſen Biſchof gegen 200 Ducaten jährlich zu verzehren hat.

In Rhodos waren zu dieſer Zeit bei 500 Ritter-Brüder des Ordens St. Johannis, die ſieben Nationen der lateiniſchen Sprache angehörten und geborne Edelleute waren, nämlich aus Deutſchen Landen, aus Frankreich, aus dem Königreich Auvergne, aus der Provence, aus Spanien, Portugal und England, von denen jede ihre eigenen Thore und Thürme von Rhodos inne hatte und ſie verwahren mußte. Die Inſel iſt gar fruchtbar, luſtig und bergicht mit Reichthum des Bodens ausgeſtattet, und wird nordwärts durch einen nur eine Meile breiten Golf von der Türkei getrennt. In jüngſt vergangenen Jahren hat ſie durch Erdbeben großen Schaden erlitten, indem Häuſer, Kirchen und Mauern niedergeriſſen wurden; ein Schickſal, welches gleichzeitig auch das Königreich Cypern traf. Die Einwohner der Inſel ſind außer den Ritterbrüdern und ihren Dienern Griechen. Griechen und Türken unterſcheiden ſich an ihren Bärten, indem der Türke den Bart unten am Kinne ganz abſcheert, das Barthaar über dem Munde aber lang wachſen läßt und es wie zwei Eberzähne dreht, während der Grieche den Kinnbart beinah auf Finger Breite kürzt, den Bart über dem Munde aber wie der Türke wachſen läßt." (Eine Abbildung erläutert dieſe Beſchreibung.)

Wir ſchließen dieſe Anzeige mit den Worten des Herausgebers: „Billig ſollte dieſes Tagebuch des Pilgers A. v. Harff auf allen Schlöſſern des rheiniſchen Adels, welcher faſt ohne Ausnahme zu dem Geſchlechte des ehrenfeſten Ritters in anverwandtſchaftlichem Verhältniß ſteht, willkommene Aufnahme finden." L. v. L.

*) Er erwähnt, es ſei ihm geſagt worden, die Strauße verdaueten Stahl und Eiſen, fügt aber vorſichtig hinzu, geſehen habe er ſolches nicht, aber die Abbildung zeigt dennoch den Vogel mit einem Hufeiſen im Schnabel in der Weiſe, wie die Heraldik gewöhnlich dieſen Vogel darzuſtellen pflegt. Auf die Heraldik legt unſer Pilger überhaupt einigen Werth, ſo erzählt er z. B. (S. 11) von der Stadt Florenz folgende beachtenswerthe Geſchichte: „Wir gingen von dem Dome über den Markt in ein Haus, wo ſtets zwiſchen 20 und 30 Löwen gefüttert und aufgezogen werden, damit ſie einen möchten erhalten, der 100 Jahre alt würde: dann ſollten ſie ihr Wappen mit dem Löwen wieder haben vom Römiſchen Reiche, nebſt anderen Freiheiten, die ſie im Kriege vor Siena verloren hatten. Da flehten ſie den König von Frankreich an, der ihnen eine Doppellilie in's Wappen gab. Es ward uns als wahr erzählt, daß ſie vor wenig Jahren einen Löwen gehabt haben, der es im Alter ſogar auf 98 Jahre gebracht habe.

Für die unglücklichen Chriſten in Syrien ſind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigſten Herrenmeiſters ferner eingegangen:

Vom Ritterſchafts-Rath a. D. v. Winterfeld auf Murowana-Goslin 25 Thlr. Vom Hauptmann a. D. und Rittergutsbeſitzer Freiherrn v. Eſebeck auf Wangnick 5 Thlr. Vom Geh.-Regierungs-Rath und Landrath des Kreiſes Cottbus v. Werdeck auf Schorbus 5 Thlr. Vom General-Landſchafts-Rath v. Köller auf Cantreck 15 Thlr. Vom Major a. D., Kreisdeputirten und Landesälteſten v. Goldfuß auf Groß Tinz 10 Thlr. Vom Rittergutsbeſitzer v. Zülow auf Knorrendorf 5 Thlr. Vom Landrath des Kreiſes Schildberg und Rittergutsbeſitzer v. Rappard zu Kempen 25 Thlr. Vom Kammerherrn v. Katzeler auf Niſtitz 1 Frd'or. Vom Grafen Gebhard Blücher von Wahlſtatt auf Schloß Radun 25 Thlr. Vom Kammerherrn Grafen Guſtav Blücher von Wahlſtatt auf Krichlowitz 25 Thlr. Von Ungenannt aus Potsdam 100 Thlr. Vom Rittmeiſter a. D. Grafen v. Bredow auf Burg Frieſack 10 Thlr. Von v. E. Poſtſtempel Grimma 8 Thlr. Vom Landrath des Kreiſes Hirſchberg v. Graevenitz in den Gemeinden dieſes Kreiſes ferner geſammelt 50 Thlr. Vom Rittergutsbeſitzer Rudolph von Oppen-Schilden auf Haſeldorf in Holſtein 25 Thlr. Vom Landſchafts-Direktor Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch auf Piſchkowitz 3 Thlr. Vom Rittmeiſter und Landesälteſten v. Gaffron auf Haltauf 3 Thlr. Vom Fürſten v. Pückler auf Schloß Branitz 50 Thlr. Vom Standesherrn Grafen v. d. Schulenburg-Lieberoſe auf Lieberoſe 10 Thlr. Vom Kaiſerl. Ruſſ. Garde-Stabs-Rittmeiſter a. D. und Majoratsbeſitzer Grafen Ernſt v. Mannteuffel zu Dorpat 100 Thlr. Vom Oberſtlieutenant a. D. Freiherrn Senfft v. Pilſach auf Sandow 25 Thlr. Vom Herzogl. Braunſchweigiſchen und Herzogl. Naſſauiſchen Bundestags-Geſandten Freiherrn v. Dungern zu Frankfurt a. M. 10 Thlr. Vom Lieutenant im 6. Landwehr-Ulanen-Regiment und Rittergutsbeſitzer Freiherrn v. Ungern-Stille auf Wülfingerode 10 Thlr. Vom Oberforſtmeiſter v. Schwartzkoppen zu Potsdam 5 Thlr. Vom Kaiſerl. Königl. Oeſterreichiſchen Kämmerer und Major im Genie-Stabe Freiherrn v. Salis-Soglio zu Verona 12 Thlr. Vom Oberſt und Kommandeur des 4. Niederſchleſiſchen Infanterie-Regiments (No. 51) von Knobelsdorff 5 Thlr. Vom Hauptmann im 4. Niederſchleſiſchen Infanterie-Regiment (No. 51) Grafen Henkel v. Donnersmark 1 Frd'or. Vom Deichhauptmann a. D. v. Bismarck auf Brieſt 10 Thlr. Vom Freiherrn Adolph Pilar von Pilchau auf Audern in Livland 50 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 12,865 Thlr. 10 Sgr.

(Fortſetzung folgt.)

[Hierzu eine Beilage.]

Expedition: Kronenſtraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Beilage zu Nr. 1. des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Die Patrone des Wehrstandes.

Ein Vortrag gehalten in der militairischen Gesellschaft zu Potsdam vom Hofprediger Dr. F. W. Krummacher.

Geehrte Herren! Mein diesmaliges Thema könnte auf den ersten Blick etwas Befremdendes für Sie haben. Dennoch besorge ich nicht, daß Sie die Wahl desselben eine verfehlte nennen werden. Bleibt das Thema doch, da es auch mit Schwerdt, Helm und Panzer auftritt und Fernsichten auf Schlachtfelder und Siegestrophäen eröffnet, mit denjenigen Vorträgen, welchen in diesem Raume allein das Gastrecht zugestanden wird, vollkommen in Reih und Glied; und was in seinem Wortlaute etwa eine für uns überwundene Anschauung verräth, das werden wir dadurch beseitigen, daß wir einen idealen und vergeistigten Begriff damit verbinden werden. „Und Dein Thema wäre?" — Ich gedenke Ihnen die Schutzpatrone Ihres eignen Standes vorzuführen, sie, die seit anderthalb Jahrtausenden bereits kirchlich gefeiert werden, ihre festbestimmten jährlichen Gedächtniß- und Ehrentage aber nur noch in der griechisch- und römisch-katholischen Kirche haben. Wir wissen jedoch, daß zu uns gesagt ist: „Alles ist euer!" und verfahren mit ihm nicht usurpatorisch, sondern nach einem wohlbegründeten Rechte, wenn wir, was die Ueberlieferungshalle jener Kirchen wahrhaft Erhebendes an Kunstgebilden und Menschenidealen in sich birgt, in unsrer Weise auch uns aneignen. So erheben wir denn auch einen Miteigenthums-Anspruch an jene Krieger-Patrone, ob wir uns auch das Wort „Patron" etwas geistiger deuten, als namentlich jenseits der Alpen es zu geschehen pflegt. Nur von höchstem Interesse kann es für uns sein, in jenen Gestalten die Idee verkörpert zu erblicken, welche von dem Kriegerstande und dessen Beruf und eigenthümlichen Aufgaben von Alters her der christlichen Kirche vor der Seele schwebte. Es sind der Patrone, die sie uns vorführt, drei; alle geschichtliche Persönlichkeiten, nur in das verklärende Licht eines idealisirenden Geistes getaucht. Dies kann aber unsere Theilnahme für sie so wenig schwächen, daß es dieselbe vielmehr nur erhöhen muß: denn das ist ja eben das überaus Anziehende und Beachtenswerthe, daß an ihnen, wie wir schon bemerkten, die Anschauung der ganzen Kirche vom Wehrstande hell und umfassend zu Tage tritt. Die Patrone sind: Mauritius, Sebastian, St. Georg; sämmtlich stattliche Männer, im Officierschmuck, kampfgeübt und kampfbewährt. In jedem einzelnen aber prägt sich vor allen andern hervorstechend ein Charakterzug des Kriegerideales aus. Vereinigt aber spiegeln die drei das ganze Ur- und Vorbild wieder.

Der Erste des gerüsteten Heldenkleeblattes ist Mauritius. Unzählige Kirchen und Abteien wurden ihm geweiht. Ganze Städte, unter andern auch unser Magdeburg, erkoren ihn sich zu ihrem Schutzpatron. In's Feld rückende Colonnen wurden kirchlich mit seinem Namen gesegnet. Manche Heerespredigt schloß mit dem ermuthigenden Zuruf: „Kämpfet und sieget unter der Aegide des heiligen Moritz." Sein Leben fällt in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts, in die Regierungszeit des römischen Kaisers Diokletian und seines Mitregenten Maximian. Soldat von Kindesbeinen an, stieg er vermöge seiner glänzenden Waffenthaten und seiner strategischen Begabung die Scala der militairischen Rangstufen rasch hinan. Kaum dreißig Jahre alt begegnet er uns schon als Tribunus militum d. i. als Obrist und Führer einer Legion. Letztere bestand größtentheils aus Orientalen, und was merkwürdiger ist, nach und nach aus lauter gläubigen Christen, geworben zu der Fahne des Kreuzes nicht sowohl durch ihres Führers Wort, als vielmehr durch den Glanz seines Vorbilds: denn Mauritius trug längst den Christennamen mit der vollen That. Es befremde Sie nicht, in dem Heere des Diokletian, von dem bekanntlich die blutigste aller Christenverfolgungen ihren Namen trägt, auf eine christgläubige Legion zu stoßen. Persönlich war jener Kaiser den Christen so wenig abhold, daß er vielmehr öfter deren Treue vor derjenigen seiner heidnischen Unterthanen laut, und fast mit einem Uebermaß von Lobsprüchen, herausstrich, und nicht allein vielen derselben höhere oder niedere Beamtenstellen seines Hofstaates verlieh, sondern ihnen sogar auch gestattete, in seinem Palaste ihre gottesdienstlichen Uebungen vorzunehmen. Und als er einst, um sie zu prüfen, mit Bestimmtheit erklärte, Keinen, der den Göttern nicht opfere, ferner um sich dulden zu wollen, und nun allerdings Manche sich dazu bereitwillig finden ließen, waren es gerade diese, die er aus seinen Diensten entließ; „denn," sagte er, „wie kann ich auf die Treue derer rechnen, die sogar ihrem Gotte untreu werden konnten?"

So wird es denn erklärlich, daß auch Mauritius und seine Schaar eine geraume Zeit lang unangefochten und ungekränkt ihrem Glauben leben konnten, und um so leichter begreift sich das, da über die „thebaische Legion," wie sie genannt wurde, als über die an Mannszucht, Muth und Tapferkeit hervorragendste im kaiserlichen Heer, überall das Urtheil feststand. Mauritius erscheint fortan in dem Legendenkreise der Kirche vorzugsweise als der Träger der Idee des militairischen Gehorsams. Von jeher erkannte die Kirche eine der Hauptbestimmungen des Wehrstandes darin, daß er der Welt in thatsächlicher Weise ein Abbild der unbedingten Unterthänigkeit vor Augen stelle, welche alle vernünftige Creatur dem Willen des höchsten Gottes und seiner sittlichen Weltordnung schulde. Nicht blos ein imposantes, sondern ein erbauliches Schauspiel zugleich gewährte ihr eine Heeresmacht, die, aus lauter kräftigen und freien Männern bestehend, ihren Willen an den ihres angestammten obersten Kriegsherrn aufgab, und ihre Selbstständigkeit, ihre ganze Kraft, ihr Blut, ihr Leben, ja ihr Alles, mit Ausnahme nur eines Einzigen, nämlich des unantastbaren Heiligthums ihres Gewissens, ihm zur Verfügung stellte. Dieses Schauspiel glaubte sie im weiten Bereiche der Geschichte nirgends in so reiner und ausgeprägter Gestalt wieder anzutreffen, wie die thebaische Legion unter ihrem tadellosen Tribun es darbot. Hier

erschienen Tausende verschmolzen wie zu Einem Mann. Der kaiserliche Wille das diese Einheit bestimmende Prinzip. Der Wink des Kaisers der elektrische Funke, der bewegend sie durchzuckte. Des Kaisers Ehre die Palme, um welche als um den höchsten Kampfpreis die Phalanx rang und für die sie in einer Flamme brannte. Und doch kein todter Mechanismus; sondern bewußte, von sittlichen Ideen getragene Subordination. Mauritius redete seine Truppen also an: „Ein heidnischer Kaiser ist's, dem wir dienen. Gleichviel; er ist der Kaiser! Weil dies, darum Gottes Statthalter auf Erden. Als solchem gehören ihm unsere Personen; freilich nicht unsere Persönlichkeit. Soldaten sind wir, aber keine Hofleute; der Kaiser gebiete über unsern Arm, über unser Blut, aber nicht über unsere Ueberzeugung, über unsern Glauben! Er bekennt seine Götzen, wir unsern Gott. Der Kaiser führe uns, wohin es ihm beliebt; wir folgen. Wir fragen nicht nach der Gerechtigkeit eines Krieges; wir fragen nur nach des Kaisers Befehl, die Verantwortung ruht allein auf ihm. Forderte er aber von uns eine Verleugnung Gottes oder eines göttlichen Gebots, was dann? Dann sprechen wir ehrfurchtsvoll, wie immer: „Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen;" legen der kaiserlichen Majestät, zur Sühne unsres Ungehorsams, unser Haupt zu Füßen, und sterben, Soldatentreue mit der Treue gegen den, der über allen Kaisern und Königen thront und den letzten Spruch hat, bis in den Tod vereinend!" Also Mauritius. Bald genug ward ihm Gelegenheit, diese Grundsätze mit der That zu besiegeln. Eine Kamarilla, an deren Spitze der Mitregent Maximian, hatte dem schwachen Diokletian ein Vertilgungsedikt wider die Christen abzuschmeicheln gewußt, und die thebaische Legion, dem Maximian längst ein Dorn im Auge, wurde beordert, diese Henkerarbeit an der wehrlosen Schaar der Verehrer des wahren Gottes zu vollziehen. Mauritius erklärte frei in seinem und seiner Krieger Namen: „Zu Allem sind wir dem Kaiser zu Dienst und gewärtig; nur nicht zu solchem Frevel wider Gottes Kinder. Hier stehen wir! Machet mit uns, was euch gerecht dünkt!" Maximian hatte rasch seinen Entschluß gefaßt. Heidnische Heeresabtheilungen werden kommandirt, die Legion zu umzingeln. Ruhig und fest, als stände sie zu einer Parade aufmarschirt, erwartet diese ihr Schicksal. Da ergeht an die herangezogenen Truppen der Befehl: „Hauet ein!" und die edle Schaar, Führer und Fahnenträger an der Spitze, sinkt mit dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!" unter der Schwerter Schärfe ihrer Kampfgenossen blutend zusammen. Sie hatte Treue gehalten ihrem Kriegsherrn, und zugleich ihr Gewissen gerettet. Die Schweizer im Walliser Lande am Genfer See, wohin die Sage den Schauplatz jenes Martyriums verlegt, haben in jener blutigen Scene eine Verherrlichung ihrer Nationaltugend, der Unterthänigkeit unter das Gesetz im Bunde mit gründlichem Abscheu gegen jede feige Kriecherei, erblicken wollen und öfter an jenem Exempel ihre sittliche Kraft gestählt. Die Kirche hat den tragisch erhabenen Vorgang canonisirt, und namentlich den Mauritius zum stehenden Symbol des rechten militairischen Gehorsams erhoben, der nicht ist der Gehorsam des Frohnknechts und des Sclaven, sondern der Gehorsam des freien, von sittlichen Motiven getragenen und regierten Mannes.

Ein hochpoetisches Licht gewährt dem Wehrstande die Todesweihe, deren ergreifende Signatur er an der Stirne trägt. Dieser Stand lebt nicht sich. Er hat sein Leben im Dienste seines Kriegsherrn dem Vaterlande als Opfergabe dargebracht. Nach der Anschauung der Kirche aber ist die todesmuthige Stimmung, die ihn durchwaltet, nicht elegischer, sondern vielmehr epischer Natur. Der ideale Soldat, der ihr von jeher vor der Seele schwebte, geht nicht in abschiedsweicher Resignation in den Tod, sondern spottet seiner Schrecken und erzeigt sich als souverainen Triumphator über ihn. Nach dieser Seite hin glaubte nun die Kirche ihr Kriegerideal in keiner andern geschichtlichen Persönlichkeit so vollständig verwirklicht und ausgeprägt zu finden, als in dem Manne, den sie als den zweiten Militairpatron in den Chor ihrer Heiligen aufnahm. Dieser Mann ist Sebastianus, ein Zeitgenosse des Mauritius, aus Mailand gebürtig, als aufblühender Jüngling schon durch seine glänzenden Kriegertugenden zum Rang eines Centurio, eines Cohortenführers, emporgehoben, und, obwohl gleichfalls von Jugend auf ein gläubiger Christ, der bevorzugte Liebling des Kaisers Diokletian, öfters in dessen nächstem Gefolge, und auch da noch sorgsam von ihm geschont, als um ihn her schon Tausende seiner Glaubensgenossen unter dem Henkerbeile bluten mußten.

Von Sebastian wird uns erzählt, daß in jeder Schlacht, wenn irgend noch eine geheime Todesfurcht das Gemüth irgend eines seiner Mitkämpfenden gefangen hielt, schon die Erscheinung des Centurio hingereicht habe, dieselbe im Nu zu bannen; ja daß bei seinem bloßen Anblick schon, wenn er in stolzer Ruhe seine Cohorte den feindlichen Legionen entgegenführte, die Feigsten wie durch einen Zauber zu todesmuthigen Helden umgewandelt seien. Wenn er, wie zu mehreren Malen geschah, in die Kerker seiner zum Block, zum Scheiterhaufen oder zum Kampfe mit wilden Thieren verurtheilten Glaubensgenossen trat, und an die Zitternden unter ihnen lächelnd die Frage richtete, wie es nur möglich sei, daß ihnen, die der Krone des ewigen Lebens entgegen gingen, vor dem Tode bangen könnte, zitterte von Stunde an Keiner mehr. Wenn er sich dann an den blutigen Richtstätten blicken ließ, däuchte den unglücklichen Schlachtopfern, sie läsen einen göttlichen Ermuthigungsruf und Verheißungszuspruch von seiner Stirn, und unterwarfen sich getroster ihrem Schicksal. Zuletzt entging er selbst dem heidnischen Fanatismus nicht, aber ein Mann aus Einem Gusse, wie er war, blieb er bis zu seinem letzten Athemzuge seinem Charakter treu, und wankte nicht einen Augenblick. An einen Baum gefesselt empfing er die Pfeile, die auf ihn eindrangen, als wären es Blumenkränze, die ihn zu seinem schönsten Siegestage schmückten. So ist er zum persönlichen Symbol soldatischer Todesverachtung geworden. Sein Todesmuth jedoch war, wie wir schon angedeutet haben, weder eine künstlich heraufgezwungene Bravour, noch die Frucht eines leichtblütigen Naturells, und am wenigsten ruhte sie auf einer düstern Resignation oder gar auf einem glaubenslosen Lebensüberdruß; sondern sie wurde getragen von der Christenhoffnung, welche ihm das Sterben nur als den Wandlungsprozeß des Phönix erscheinen ließ. Sebastians Grab ist in den Katakomben Roms,

und schon mancher Vater hat seinen Sohn, nachdem er das Schwert genommen, ehe er in's Feld gerückt, zu demselben hingeleitet und zu ihm gesprochen: „Zeuch hin, mein Sohn, und werde, wie Der, den dieser Stein deckt!"

Der dritte der Helden, den ich auf das Proscenium führe, darf von vornherein Ihrer freudigsten Begrüßung gewiß sein. Es braucht sein Name nur genannt zu werden, um alsobald eine der schönsten Blüthen der Romantik vor Ihrer Erinnerung herauf zu zaubern. Sein Bild strahlt Sie an aus dem kaiserlichen Wappenschilde des Selbstherrschers aller Reußen. Das glänzendste der britischen Ordenszeichen bewahrt seit fünf Jahrhunderten ehrend sein Gedächtniß. Ja, England ordnete einst zu seiner Verherrlichung eine jährlich wiederkehrende kirchliche Feier an, und fast in allen christlichen Landen ragen bis zur Stunde Dome und Kapellen, die ihm geweiht sind. St. Georg ist's, den ich meine, der cappadocische Held aus edlem Geblüt, der Erbe des mannhaften Wesens seines lorbeergekrönten Vaters und der Hochherzigkeit und Milde seiner überaus vortrefflichen Mutter. Das dritte Jahrhundert rühmte sich, auch ihn erzeugt zu haben. Ein glühender Thatendrang, der seine Seele durchwogte, ließ ihn in der Wahl seines Lebensberufes nicht lange schwanken. Kaum dem Knabenalter entwachsen, trug er bereits des römischen Kaisers Waffenkleid, und nicht lange währte es, da pries ihn, den rasch von einer Rangstufe zur andern Emporgestiegenen, das sieggewohnte Heer Diokletians als seiner entschlossensten und kampfgeübtesten Führer einen.

Unter seinen Heldenthaten ragt vor allen andern sein Kampf mit dem Lindwurm hervor. Dieses Ungeheuer, in einer Lagune lagernd, setzte seit längerer Zeit schon das Land Libyen in Furcht und Schrecken, indem es, — so berichtet die Legende, — von Zeit zu Zeit urplötzlich aus seinem feuchten Schlupfwinkel hervorbrach, blitzschnell die Einwohner in Feld und Garten überfiel, den Alten die Gebeine zertrümmerte, das junge Blut aber sofort verschlang oder als unglückselige Beute mit sich von dannen raffte. An Abwehr war nicht zu denken. Wie scharf die Pfeile geschliffen wurden, sie prallten von dem ehernen Schuppenpanzer des Ungethüms ab; wie wuchtig und massenhaft die Wurfgeschosse wider die Bestie operirten, das Unthier schien derselben nur zu spotten. Schon drohte das Land unter dieser Geißel zu veröden. Todesbangen herrschte ringsum in allen Häusern und Hütten. Da durchlief mit einem Male die Bevölkerung ein Gemurmel, als sei ein Orakelspruch vorhanden, laut welchem der grausige Lindwurm nur dadurch zufrieden zu stellen und dem Lande zu versöhnen sei, daß man ihm das vornehmste und schönste Kind des Reiches als freie Opfergabe entgegenführe. Auch zu den Ohren des Königes der Libyer drang die Kunde davon; aber nur, um ihn in eine unaussprechliche Bestürzung zu versetzen. Denn wer war des Landes schönstes und edelstes Kind? Sein eignes und einziges Töchterlein! Wie er nun mit seinem Herzen gerungen, wer will's beschreiben? Aber die Liebe zu seinem so furchtbar heimgesuchten Volke übermochte endlich in ihm die zärtlichste Vaterliebe. Sein Entschluß war gefaßt; die Stunde, da das Entsetzlichste sich ereignen sollte, anberaumt. Das Volk erfuhr's. In Schaaren stürzte es hinaus, weniger um Zeuge des haarsträubenden Schauspiels zu sein, als um seiner aufrichtig innigen Theilnahme, wie seiner tief empfundenen Erkenntlichkeit für die landesväterliche Großthat Ausdruck zu geben. Zitternd der Dinge wartend, die sich begeben sollen, stellt es sich in einiger Entfernung auf, und kein Auge in der vor Angst erstarrten Menge bleibt trocken, als in der That der tiefgebeugte königliche Vater, sein liebliches Kind wie ein geschmücktes Opferlamm an der Hand, die zarte Blume dem verhängnißvollen Sumpfe zuführt, dann dem Töchterlein den väterlichen Abschiedskuß auf die reine Stirne drückt, und es nun auffordert, die letzten Schritte bis zum Ufer der Lagune allein zu gehen. Es geschieht. Und siehe, schon beginnt die dunkle Fluth sich wallend und brausend zu erheben; und plötzlich taucht das gräßliche Scheusal mit weit aufgesperrtem Rachen aus der schwarzen Tiefe auf und schickt sich an, während ein herzzerreißender Schrei das versammelte Volk durchgellt, über die lockende Beute herzufallen. Was begiebt sich da? Wie im Fluge kommt aus einem an die düstre Lache grenzenden Gehölz ein jugendlicher Reiter auf hohem Roß, in blanker Rüstung heran gesprengt, das gezuckte breite Schwerdt in seiner Rechten, an den wiehernden Rappen wie angegossen. Der Drache stutzt; aber ehe er noch Zeit gewinnt, sich zur Wehr zu setzen, fährt ihm schon der Flamberg des Kämpen durch den geöffneten Schlund mitten in's Herz hinein. Zuckend und schäumend in ohnmächtiger Wuth schwimmt er, sein Leben verröchelnd in seinem Blute. Ein donnerlauter Jubelruf schallt dem hochherzig kühnen Retter aus dem staunenden Volk entgegen. Er aber, ehrerbietig auf seinem Roß sich verneigend, spricht zu dem Könige: „Nimm hin Dein Kind!" Und wie dieser seinen Dank zu stammeln beginnen will, wehrt ihm der Reiter mit einem Winke seiner Hand, spricht, aufwärts gen Himmel deutend: „Danke dem Gott der Christen!" und ist schnell, wie er gekommen, auf und davon. Wer war's? Der Ritter Georg. Ihm genügte es, daß der fürstliche Vater sein Töchterlein wieder in die Arme schloß, und mit diesem zugleich das Land gerettet war. Es wird gemeldet, seine Heldenthat habe dem ganzen libyschen Volksstamme wie dem Beherrscher desselben den ersten Anstoß gegeben, den falschen Göttern zu entsagen und sich zur Religion des Kreuzes zu bekennen. Dem feiernden Bewußtsein der Christenheit prägte sich die Ritterthat zunächst und im Allgemeinen als das bedeutsame Spiegelbild des Riesenkampfes der göttlichen Wahrheit mit den Mächten der Finsterniß und Lüge ein; durchlief aber in demselben nachmals mehrere Phasen der Vergeistigung und Verklärung, bis endlich der siegreiche Ueberwinder des Lindwurms und Befreier der Königstochter zum Typus und strahlenden Ideale aller wahren Ritterlichkeit sich herausgebildet hatte; und in dieser Eigenschaft behauptet Georg bis heute, zu hoher Begeisterung entflammend, eine hervorragende Stelle im Bildersaale unserer Erinnerung.

Namentlich war es das poesiereiche Mittelalter, welches der hehren Georgsgestalt neue Lichter lieh und neue Farben auftrug. Da ward der morgenländische

Drachentödter zum abendländischen Paladin, der Retter des libyschen Königskindes zum Beschützer der wehrlosen Unschuld überhaupt. Ja, die schwunghafte Phantasie der Kreuzfahrerschaaren, die sogar seines unsichtbar persönlichen Geleites sich getrösten zu dürfen glaubten, malte ihn sich aus zum vorleuchtenden Urbilde opferfreudiger Begeisterung für die Sache des Christenthums und der Kirche, unverrückten Haltens auf Manneswort und Mannesehre, edelster Hingebung, Verehrung und Anwaltschaft für das schwächere Geschlecht, das Geschlecht der Frauen, hochherzigen, den Dank verschmähenden Heldenthum's, und insbesondere, weil der heil. Georg zuletzt seinen Christenglauben selbst mit seinem Blute besiegelte und die Märtyrerkrone errang, einer freudigen Todesverachtung allüberall, wo es die Ehre Gottes galt und seines Heiligthums. So stand er da, der ruhmgekrönte Mann, als der Repräsentant sämmtlicher Rittertugenden. Und er ist dies geblieben, und er bleibe es auch ferner!

Da haben Sie denn, meine Herren, die edlen Patrone Ihres Standes: Mauritius, Sebastian und St. Georg. Daß deren Bilder nicht blos in Ihren Rüsthäusern oder Ahnensälen prangen, sondern ihren Grundzügen nach in Ihnen selbst und dem Heere, dem Sie angehören, ihre Auferstehung feiern und urkräftig und unverwelklich fortleben mögen, dafür, ich bezweifle es nicht, werden Sie Sorge tragen. Die drei Männer spiegeln die Cardinaltugenden des Wehrstandes wieder: unbedingten, aber freien Gehorsam, freudigen, weil christgläubigen Todesmuth für Thron, Altar und Heerd, und Ritterlichkeit des Sinnes und der That, im Kriege und im Frieden. —

Litteratur.

Nur Wenige haben den Muth, die Gefahr, Unvollkommenes zu geben, der Gefahr vorzuziehen, entweder zu warten, bis die eigenen Kräfte altern und erlahmen, oder bis das von Jahr zu Jahr sich mindernde urkundliche Material der Familien-Archive, wie der im Munde des Volkes lebenden Erinnerungen aus einer vergangenen Zeit gänzlich geschwunden sind. An dem Gutsbesitzer und Friedensrichter Herrn A. Fahne von Roland zu Fahnenburg bewundern wir jenen Muth und eine ungewöhnliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Genealogie, Sphragistik und Heraldik, auf welchem wir demselben, abgesehen von vielen anderen schriftstellerischen Leistungen während eines Zeitraums von kaum 20 Jahren nachstehende Werke verdanken:

1. Geschichte der adligen Familie von Stommel in ihren verschiedenen Linien am Rhein und der Wetterau. Mit Wappen und anderen Abbildungen. Düsseldorf 1842 Fol.

   Hier erblicken wir den Verfasser noch auf dem späterhin mit Recht aufgegebenen Standpunkte, gleichnamige, jedoch im Wappen verschiedene Geschlechter für Stammgenossen zu halten.

2. Geschichte der cölnischen, jülichschen und bergischen Geschlechter in Stammtafeln, Wappen, Siegeln und Urkunden. 1. Theil. Stammfolge und Wappenbuch mit 1000 Holzschnitten, 200 lithographirten Siegel-Abbildungen, Häuseraufrissen, dem Bildniß des Verfassers ꝛc. Cöln u. Bonn. 1848 Fol. 2. Theil. Ergänzungen und Verbesserungen zum 1. Theile. Stammfolge und Wappenbuch der clevischen, geldrischen und mörsischen Geschlechter. Mit 600 neuen Familien, mehr als 600 in Holz geschnittenen Wappen und der Abbildung des von Reinhard v. Dassel erbauten erzbischöflichen Palastes zu Cöln. Cöln u. Bonn. 1848 Fol.

3. Die Grafschaft und freie Reichsstadt Dortmund. Die Dortmunder Chronik mit Urkunden und Wappen-Abbildungen. Cöln u. Bonn. 1854. 8. 2. Bd. u. d. Titel: Urkundenbuch 1. Abth. 1855. 2. Abth. 1857. 3. Bd. u. d. Titel: Statuarrecht u. Rechts-Alterthümer mit Ansicht der Stadt aus der Vogelperspective v. J. 1600. ibd. 1855. 4. Bd. u. d. Titel: Die verschiedenen Geschlechter Stecke, Beuerhaus Verfassungsentwurf, Niederhofs Memorabilien, Nachträge zu Chronik und Urkundenbuch. ibd. 1859.

4. Die Herren und Freiherren v. Hövel. 1. Bd. 1. Abth. u. d. Titel: Geschichte der verschiedenen Herren v. Hövel, mit vielen Portraits, Wappen, Siegeln und Musikbeilagen. 2. Abth.: Geschichte und Genealogie derjenigen Familien, aus denen die Herren v. Hövel ihre Frauen genommen haben, mit vielen Grabmalen, Wappen und mehr als 200 Stamm- und Ahnentafeln. Bonn u. Cöln. 1860. Fol. 2. Bd. Urkundenbuch mit Siegeln, Notariats- u. Wasserzeichen u. einer Autographen-Tafel. ibd. 1856. 3. Bd. Gotthard V. v. Hövel Chronik u. seine u. seines Vetters Gotthard VIII. v. Hövel Streitschriften. ibd. 1856.

5. Die Dynasten, Freiherren und jetzigen Grafen von Bocholtz. 2. Bd. 1. Abth.: Geschichte der verschiedenen Familien v. Bocholtz (noch unter der Presse). 2. Abth.: Geschichte und Genealogie derjenigen Familien, aus denen die Herren von Bocholtz ihre Frauen genommen haben, mit vielen Wappen, Grabmalen und mehr als 300 Stamm- und Ahnen-Tafeln. Cöln. 1858 Fol. 2. Bd. Urkundenbuch mit mehr als 300 Illustrationen, Autographen, Siegeln, Notariats- und Papier-Zeichen und einer lithographirten Tafel. ibd. 1860. 3. Bd. 1. Abth.: Chronica abbatiae Gladbacensis mit Wappen und sonstigen Illustrationen. ibd. 1856. 4. Bd. Die Aufschwörungen und Ritterzetteln des Oberquartiers von Gelderland, einer historischen Einleitung und einer Anleitung, die alten Ahnentafeln auf jetzige Formen zurückzuführen. Mit ca. 900 Wappen und der Abbildung des Bocholtzer Altars im Dome zu Münster. ibd. 1857.

6. Geschichte der westphälischen Geschlechter unter besonderer Berücksichtigung ihrer Uebersiedelung nach Preußen, Curland und Liefland. Cöln. 1858 Fol.

7. Geschichte der Grafen, jetzigen Fürsten zu Salm-Reifferscheid, nebst Genealogie derjenigen Familien, aus denen sie ihre Frauen genommen. Mit Siegeln, Ansichten von Schlössern ꝛc. 1. Bd. 1. Abth. noch nicht erschienen. 2. Abth. mit vielen Wappen und sonstigen Illustrationen, ist unter der Presse. 2. Bd. Codex diplomaticus Salmo-Reifferscheidanus cum multis sigillis et tabulis lithographicis et xylographicis. Cöln. 1858. Fol.

Es liegt dem Verfasser in allen diesen Schriften daran: nicht bloß das, was zur Genealogie und zur Geschichte der Oertlichkeit gehört, sondern auch was zur Aufstellung der Sittengeschichte, insbesondere des Haus- und Familienlebens dient, in seinen Kreis zu ziehen. „Es sollen", wie derselbe irgendwo sagt, „die Lebens-Verhältnisse der Vorzeit nach den wichtigsten Seiten in's Auge gefaßt werden, namentlich: die häuslichen Einrichtungen und Gebräuche, das Wohnen, Schlafen, Essen, Trinken, die Erziehung, Beschäftigung und geistige Bildung der einzelnen Personen, die Einflüsse der Einzelnen auf Kirche und Staat und dieser auf jene, der Ideenkreis der Einzelnen und des Ganzen, das häusliche Regiment, die väterliche Gewalt, die Form der Ehe- und anderer Verträge, die Vermögensverhältnisse, die Haus- und Hofordnungen, die Stellung der verschiedenen Familien zu einander, ihr socialer Verkehr, das öffentliche Leben, seine Vergnügungen, seine Laster u. s. w. L. v. L.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Für den Inhalt der amtlichen Bekanntmachungen ist lediglich die Ordensbehörde verantwortlich.

Wochenblatt
der Johanniter-Orden.
Balley Brandenburg.

Verantwortlicher Redakteur: J. Freiherr von Diepenbroick.

Nr. 8. **Berlin, den 3. Januar 1891.** **Nr. 8.**

Inhalt.

Wahlen Brüder von Zedlitz-Neukirch, Oberstlieutenant a. D. Graf von Bismarck-Bohlen, Landrath Graf von Bismarck-Schönhausen, Rittmeister a. D. Graf von Bismarck-Stolpe, Major von Bismarck-Wendemark, Major von Bismarck-Wilkendorf, Oberstlieutenant a. D. Graf von Bismarck-Wolfsburg, Rittmeister a. D. Graf von Bismarck-Wutzow, Oberstlieutenant a. D. Graf von Blumenthal, Major a. D. Graf von Bonin, Rittmeister a. D. Graf von Borcke, Rittmeister a. D. Graf von Borcke-Stargordt, Rittmeister a. D. Graf von Bredow, Rittmeister a. D. Graf von Brockdorff-Ahlefeldt, Rittmeister a. D. Graf von Brühl, Rittmeister a. D. Graf von Bülow, Rittmeister a. D. Graf von Bülow-Cummerow, Rittmeister a. D. Graf von Bülow-Dennewitz, Rittmeister a. D. Graf von Bülow-Wendhausen, Rittmeister a. D. Graf von Carmer, Rittmeister a. D. Graf von Dohna-Schlobitten, Rittmeister a. D. Graf von Dohna-Wartenberg, Rittmeister a. D. Graf von Dönhoff, Rittmeister a. D. Graf von Dönhoff-Friedrichstein, Rittmeister a. D. Graf von Dönhoff-Stockheim, Rittmeister a. D. Graf von Eickstedt-Peterswaldt, Rittmeister a. D. Graf von Finckenstein, Rittmeister a. D. Graf von Flemming, Rittmeister a. D. Graf von Fürstenberg, Rittmeister a. D. Graf von Gneisenau, Rittmeister a. D. Graf von Goltz, Rittmeister a. D. Graf von Hahn, Rittmeister a. D. Graf von Hardenberg, Rittmeister a. D. Graf von Hardenberg-Neuhardenberg, Rittmeister a. D. Graf von Hardenberg-Stolpe, Rittmeister a. D. Graf von Hardenberg-Wilkendorf, Rittmeister a. D. Graf von Hardenberg-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Henckel-Donnersmarck, Rittmeister a. D. Graf von Hertzberg-Lottin, Rittmeister a. D. Graf von Hohenthal, Rittmeister a. D. Graf von Kalckreuth, Rittmeister a. D. Graf von Kalckreuth-Stolpe, Rittmeister a. D. Graf von Kanitz, Rittmeister a. D. Graf von Kanitz-Podangen, Rittmeister a. D. Graf von Kanitz-Wilkendorf, Rittmeister a. D. Graf von Kleist-Retzow, Rittmeister a. D. Graf von Kleist-Schmenzin, Rittmeister a. D. Graf von Krockow, Rittmeister a. D. Graf von Krockow-Tamsel, Rittmeister a. D. Graf von Lehndorff, Rittmeister a. D. Graf von Lehndorff-Steinort, Rittmeister a. D. Graf von Lehndorff-Tolkemit, Rittmeister a. D. Graf von Lehndorff-Wilkendorf, Rittmeister a. D. Graf von Lehndorff-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Lüttichau, Rittmeister a. D. Graf von Maltzahn, Rittmeister a. D. Graf von Maltzahn-Gültz, Rittmeister a. D. Graf von Maltzahn-Militsch, Rittmeister a. D. Graf von Maltzahn-Wolde, Rittmeister a. D. Graf von Matuschka, Rittmeister a. D. Graf von Moltke, Rittmeister a. D. Graf von Moltke-Nehmitz, Rittmeister a. D. Graf von Moltke-Wittstock, Rittmeister a. D. Graf von Oppersdorff, Rittmeister a. D. Graf von Pfeil, Rittmeister a. D. Graf von Pfeil-Klein-Ellguth, Rittmeister a. D. Graf von Pfeil-Schlaupitz, Rittmeister a. D. Graf von Pfeil-Wilkendorf, Rittmeister a. D. Graf von Pfeil-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Poninski, Rittmeister a. D. Graf von Posadowsky-Wehner, Rittmeister a. D. Graf von Puckler, Rittmeister a. D. Graf von Puckler-Groß-Tinz, Rittmeister a. D. Graf von Puckler-Klein-Tinz, Rittmeister a. D. Graf von Puckler-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Rantzau, Rittmeister a. D. Graf von Rantzau-Ascheberg, Rittmeister a. D. Graf von Rantzau-Breitenburg, Rittmeister a. D. Graf von Rantzau-Neuhaus, Rittmeister a. D. Graf von Rantzau-Rastorf, Rittmeister a. D. Graf von Rantzau-Wittmoldt, Rittmeister a. D. Graf von Reichenbach, Rittmeister a. D. Graf von Reichenbach-Goschütz, Rittmeister a. D. Graf von Reichenbach-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Rittberg, Rittmeister a. D. Graf von Rittberg-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Schlieffen, Rittmeister a. D. Graf von Schlieffen-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Schmettow, Rittmeister a. D. Graf von Schmettow-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Schwerin, Rittmeister a. D. Graf von Schwerin-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Stolberg-Wernigerode, Rittmeister a. D. Graf von Stolberg-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Stosch, Rittmeister a. D. Graf von Stosch-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Strachwitz, Rittmeister a. D. Graf von Strachwitz-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Thun-Hohenstein, Rittmeister a. D. Graf von Waldersee, Rittmeister a. D. Graf von Waldersee-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Wartenberg, Rittmeister a. D. Graf von Wartenberg-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Wedel, Rittmeister a. D. Graf von Wedel-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Wesdehlen, Rittmeister a. D. Graf von Westarp, Rittmeister a. D. Graf von Westarp-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Wintzingerode-Bodenstein, Rittmeister a. D. Graf von Wintzingerode-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Wolffradt, Rittmeister a. D. Graf von Wolffradt-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Wrangel, Rittmeister a. D. Graf von Wrangel-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Zedlitz-Neukirch, Rittmeister a. D. Graf von Zedlitz-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Zieten, Rittmeister a. D. Graf von Zieten-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Zieten-Schwerin, Rittmeister a. D. Graf von Zieten-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Zieten-Wutzow, Rittmeister a. D. Graf von Zieten-Wutzow

den und Völckern Chroniewirdiger thaaten beschreybung. Zürych, in der Froschen 1546 und 1586) giebt über den Johanniter-Orden einige Notizen, welche für die Kenntniß der ehemaligen Besitzungen in Helvetien nicht unwichtig sind und das Verhältniß zwischen den deutschen Meistern und der Eidgenossenschaft beleuchten.

Folio CCCLXV et sq. (lib. V., „von dem Turgow"): „Nebend der statt Wyl aüff der lincken hand der Tur, in einer halben meyl, oder bey einer meyl ungefarlich, ligend die nachverzeichneten plätz und schlösser. Erstlich Tobel, ein Johanniter-hauss, sol nach etlicher anzeigung vor zeyten durch die Graaffen von Togkenburg gestifftet seyn. Dieser Johannser orden hat nach anzeigung Raphaelis Volaterrani ein solichen anfang." (Folgt ein nicht durchaus richtiger, bis auf den Maccabäer Johannes Hircanus zurückgehender Geschichts-Abriß, dessen allgemeinerer Seite wir folgende Anschauungen entnehmen.) „Dreyerley Personen ertregt diser Orden, Priester, die übend die Ceremonien der Kirchen: Ritter vom Adel, die bättend jre Siben zeyt am Pater noster, und kriegend wider den Türcken (als man täglich sicht): dise herrschend über die Priester. Demnach habend sy auch Leyenbrüder, so nit vom Adel sind, von jnen genennt Servientes, die sind gemeinlich nur diener" — „Diser Johanniter heuser sind gemeinlich nit auff manier anderer Clöster, sonder vilmer zur weer, wie die schlösser gebauwen, mit mauren, thürmen und porten: darumb findt man selten darin schöne kostliche Tempel, aber vilmer wolgebutzte Marckställ" (Marställe). — „Tobel, das obberürt Johannser hauss, sampt zugehörigem dorff, ist eine herrliche Compthurey. Die Brüder daselbst habend Münchaffeltrangen daz dorff darbey sampt den Kirchensatz erkaufft von Abt Rumolden von S. Gallen bey zeyten K. Rudolphs geboren von Habspurg. Das hauss Tobel ward von den Appenzellern und S. Gallern (die domals pundtsgenossen warend und gemeinen Krieg mit einander fürtend) überzogen und eyngenommen. Anno domini 1405. Bey zeyten Keyser Maximiliani war Comthur zu Tobel herr Conrad von Schwalbach aus der Wederow (Wetteran), ein gar herrlicher man, der hat das hauss an gebeuw träfenlich beziert und wol erbessert. Nach jm sind noch zween Compthur des bemelten Geschlächts von Schwalbach*) alda gewesen. Darzwyschend habend die geistlichen Ordensleut zu Rom under dem Teutschen Kriegsvolck Keiser Caroli V einen Landsknecht (was ein geborner Güss von Güssenburg) ausgelösen, mit dem Ordens Creutz bezeichnet und zum Compthur über diss hauss gemachet, der zoch im jar 1541 mit dem Reych wider den Türcken in Vngarn und starb auff der Wiederfart zu Wien, nachdem er der Compthury vil verthon hatt."

*) Johann v. Schwalbach war 1360 Joh.-Ord.-Comthur zu Frankfurt a. M., um dieselbe Zeit ein Conrad v. Schwalbach Großbailliv zu Coblenz, Adam v. Schwalbach 1566—1573 Grand Bailly von Deutschland und Reichsfürst zu Heitersheim und auch noch um das Jahr 1610 ein Conrad v. Schwalbach Comthur zu Beldkirch.

Folio CCCCXX (lib. VI „von dem Zürychgow"): „Nach eroberung und zerstörung dess schlosses Wülp ist mit der zeyt die Vogtey und herrligkeit zu Küssznach kommen an die Müller von Zürych, die habend sy vom Reych zu Lehen gehebt. Herr Gottfrid Müller von Z. Ritter, hat der statt Zürych diso Vogtey verkaufft mit aller herrligkeit umb das jar Christi 1396. Dar nach hat sich zu Küssznach bei der pfarr erhebt ein Johanniterhauss und Convent. Der selbig Compthur und Johannserbrüder zu K. wurdend der statt Zürych ewige Bürger. „Anno domini 1396. Diser Convent ist wider abgangen umb das jar 1525."

Folio CCCCXXI et sq.: „Waedischwyl (Wädenschwyl), ein schlossz sampt zugehöriger herrschafft, als beiden dörffern Richtischwyl und Waedischwyl und dem Waedischwyler berg ist ein gar herrliche gemeind, ist doch in zwo pfarrkichen und gemeinden underscheiden. Ein gar herrlicher herrensitz hat etwan Freyherren erhalten diess namens. — — — Die herrschaft ist mit der zeyt erkaufft an den Johanser Orden, da ist erstlich bruder Hertegen von Rechberg dess selbigen Ordens Meister und Compthur zu Waedischwyl sampt seinen Ritterbrüdern daselbst mit bemeltem schlossz und herrschaft geschworner burger der statt Zürych worden und ein stät yemer wärend Burgrecht mit bemelter statt aufgenommen Anno domini 1342 am 24 tag Hornungs. Es habend auch diselben landleut zu W. hernach der statt Zürych gar treuwen dienst, hilff und beystand gethon in dem streyt zu Tätwyl bey Baden wider h. Albrechten von Oesterreych Anno 1351, darvon besich hernach das 25. Cap. in disem buch. Hernach im jar Christi 1377 am 23 tag Hornungs hat Graaff Hartman von Werdenberg, Compthur zu W. (der darnach Bischoff zu Chur ward), daz burgrecht mit der statt Z., hievor angenommen, bestätet und gelobt. Fürter im Sempacher Krieg Anno 1388 habend die Oesterreychischen aus Rupperswyl mit vil schiffen die höf Pfäffickon, Tryenbach und Wolzow (damals den Eydgenossen verwandt) überfallen, geplündert und verbrennt. Als sy aber hinab in die herrschafft W. kamend und der glychen auch schaden thun woltend, do wurdend sy durch die selbigen landleut angriffen" — — „Die Vogteyen zwüschend dem Meylibach und Müllibach sind Lehen von den Clöstern Einsidlen und Frauwenmünster Zürych und vor zeyten derer von Hünenberg gewesen. Darnach habend sy ingehebt die Meisen (Meyß) von Zürich, die gabend sy der statt Zürich ze kauffen umb ein summ golds: aber durch bitt Graaff Hartmanns, Bischoffs zu Chur und Compthurs zu Wädischwyl, auch der leuten in den selbigen Vogteyen, habend die von Z. dem Compthur den kauff volgen lassen. Also hat der Orden und Compthur alle herrligkeit, gross und kleine Gericht über die ganz herrschaft W. Darnebend ist ein yeder herr und Comthur mit sampt den leuten daselbst der statt Zürych mit gehorsame und ewigem Burgrecht

verwandt. Anno. domini 1012 hat Graaff Hugo von Montfort, Meister und Compthur zu W. das Burgrecht mit Z. erneuwert bestätiget und gelobt am 7 tag Septemb. Diser Graaff Hugo hat sich besonder ernstlich geübt in befridung dess alten Zürychkriegs. Er bracht beider Parthey, deren von Zürych und von Schwyz Rotten zesamen in schiffen auff dem Zürychsee bey Waedischwyl Anno domini 1446 und schuff so vil, dass der krieg gen Costenz ze tagen veranlasset ward. Anno 1454 läbt unnd reychssnet (regierte) bruder Johans Lösel, Johanniter Ordens Meister und Compthur zu W. der hat das ausser thor und die maur am schlossz Wädischwyl gemachet. Do man zahlt 1467 habend sich die Gerichtsleut von W. etlicher anforderung beschwärt und der statt Z. widersetzt, so weyt dass sy von bemelten Zürychern krieglich überzogen wurden, doch ward die sach auf die von Bern veranlasset und mit recht aufgemachet. Anno domini 1482 hat Graaff Rudolph von Werdenberg*) oberister Meister und Compthur zu W. das Burgrecht mit der statt Z. erneuwert und gelobt, kein anderen schirm, Burgrecht noch Landrecht anzenemmen one deren von Z. wüssen und willen. Das geschach am 18 tag Junii. Darnach im jar 1513 hatt herr Johann von Hattstein S. Johans Ordens Meister das Burgrecht mit bekrefftiget und erneuwert. Anno 1529 wurdend die Mässz, Bilder und Ceremonien, wie die bisshär in der Römischen Kirchen gebraucht warend, gantz hingelegt und abgethon. Anno 1550 ward Wädischwyl mit aller zugehörd von dem oberisten Meister S. Johanns Ordens erkaufft an dis statt Züryeh und ein Vogt aus jrem Radt dahin gesetzt. Das alt schlossz öd gestelt und ein neuwe behausung dem Vogt gebauwen zu einer bewonung.“ R. Bar. K.

„Bene fate fratelli!“

Aus dem vor Kurzem erschienenen Buche: Italienisches Wanderbuch von Gustav Rasch. Verlag von A. Bogel u. Comp. in Berlin.

Ich wollte einen Besuch in San Servolo machen. San Servolo ist eine von den kleinen Inseln, welche sich rings um die schwimmende Meerstadt aus der blauen Lagune erheben, eine traurige Insel ohne Bäume und grünen Rasen, ganz mit dunkeln, grauen Gebäuden besetzt, deren Fenster Eisengitter haben. Drinnen in den großen Häusern ist's aber noch trauriger. Sie sind — das Irrenhaus von Venedig, eine Wohnung für arme Blödsinnige, für mittellose Kranke, welche hier aus Barmherzigkeit gepflegt werden, für Tollsüchtige und Wahnsinnige aller Art. Und warum sollte ich nicht San Servolo besuchen? Waltet doch in diesen Sälen voll Schmerz und Jammer die himmlische Barmherzigkeit der Christusreligion, und über dem Marmorbogen des hohen Eingangsthores stehen die Worte: „Bene fate fratelli!“

„San Servolo,“ rief ich am Molo dem Gondolier zu und setzte mich bequem auf die weichen Kissen seiner schwarzen Gondel. Verwundert blickte er mich mit seinen großen blauen Augen an — ich sah es ihm an, er fuhr nicht oft nach San Servolo — band das leichte Fahrzeug von seinem Eisenringe los, und nach wenigen Minuten war ich aus dem Gewirr von Barken und Gondeln heraus und befand mich mitten auf der Lagune. Ich war dort allein; nach dem Lido zu fuhr heute, bei dem stürmischen Wetter, Niemand. Die Gondel schwankte hin und her, wie auf dem Meere, mühsam durchschnitt der eiserne Schnabel die schäumenden Wellen. Von drüben blinkten die vergoldeten Kuppeln und Kreuze von San Giorgio herüber, goldene Sonnenfunken blitzten auf den metallenen Rändern und Spitzen, auf der rothen Marmorwand des Dogenpalastes erschienen blutige Flecken und Streifen, dann sah ich in die Tiefe jenes schmalen Canals, welcher den furchtbaren Palast von den Gefängnissen trennt. Kein Windstoß drang dort hinein, das Wasser sah heute aus wie immer, wie damals, als die geheimnißvolle Gondel mit der rothen Flagge die unglücklichen Opfer des Rathes der Drei zu einem finsteren Tode zum Canal Orfano trug, wie ein Meer von schwarzer Tinte, und darüber wölbte sich in der Höhe jenes poetisch „düstere Geheimniß Venedig's, „il ponte del Sospiro“ die poetischste Brücke in Europa. Nun erschien die lebendige fröhliche Riva del Schiavoni mit ihren glänzenden Café's und Restaurants, dann die grünen Gebüsche und die wehenden Bäume des Volksgartens, die Lagune dehnte sich immer weiter aus, immer heftiger schäumten die Wellen, und am Horizont erschien der grüne Streifen des Lido, an dem das adriatische Meer brandet. Links heben sich drei Inseln aus den blauen Fluthen, die erste ohne einen lichten Rasenstreifen, ohne ein grünes Blatt, ein graues Stück Erde mit grauen Gebäuden, die zweite, grün und roth zwischen dem Wasser und dem blauen Himmel, grüne Reben an weißen Mauern in die Höhe gezogen, ein sehr eleganter Glockenthurm, dessen eherne Stimme zum Gebete rief, in der Mitte einiger großen, fremdartig aussehenden Häuser. Die zweite Insel war San Lazare mit dem armenischen Kloster, die erste San Servolo, der Gegenstand meines heutigen Besuchs. Die Gondel legte vor den Marmorstufen eines hohen, im byzantinischen Styl gebauten Thores an. Ueber dem oberen Bogen des Thores las ich mit goldenen Buchstaben die Worte: „Bene fate fratelli!“

Ein junger Mann im Ordenskleide der barmherzigen Brüder erschien auf der obersten Treppenstufe und fragte nach meinem Begehr. Ich sagte ihm, daß ich den Pater Arzt zu sprechen wünsche, und überreichte ihm einen Brief eines Arztes in Venedig, der namentlich bei den sich zur Kur in Venedig aufhaltenden Fremden eines großen Rufes genießt. Mit großer Zuvorkommenheit führte er mich nun, mir den Arm beim Aussteigen bietend, in ein links von dem Eingangsthore liegendes, einfach aber wohnlich eingerichtetes Gemach, das Wartezimmer für Fremde, welche San Servolo besuchen, und ging, um den Pater Arzt zu benachrichtigen. Nach einigen Minuten öffnete sich wieder die Thüre, und der barmherzige Bruder, der in San Servolo die Stelle des Pater Arztes versieht, trat ein. Es war ein Mann von mittlerer Größe, mit schwarzem, ein wenig gelocktem Haar, intelligentem Gesicht und großen dunklen Augen; er mochte kaum die Mitte

*) Ueber ihn vergleiche Nr. 5 des Joh.-Ord.-Blattes von 1860.

der Vierzig überschritten haben. Auch er trug über seinem sonst weltlichen Anzug das lange, schwarze Ordenskleid der barmherzigen Brüder. In ziemlich geläufigem Französisch unterhielt er sich eine Zeitlang mit mir über allgemeine Dinge, fragte nach dem Befinden meines Freundes, der mir den Empfehlungsbrief mitgegeben hatte, und sagte mir, daß er zuweilen Monate lang San Servolo nicht verlassen könne, weil er der alleinige Arzt in der Anstalt sei. Dann forderte er mich auf, mit ihm nun die Besichtigung der Kranken und der Irren zu beginnen. Sein Benehmen und seine ganze Tournüre waren ganz die eines Weltmannes, gewandt, zuvorkommend und artig, ohne jeden mönchischen oder klösterlichen Anstrich. Als wir den langen Gang entlang gingen, der das große Gebäude in seiner Länge durchschneidet und vorn zu dem Eingangsthore führte, an dessen Stufen ich gelandet war, erzählte er mir von der Einrichtung der Apotheke in San Servolo und sagte mir, daß er die theuerste Arzenei ohne Rücksicht auf die Dosis verschriebe, wenn die Arzenei ihm für den Kranken nothwendig erschiene; ich war nicht wenig darüber erstaunt, dies in einem italienischen Krankenhause zu hören, da man bekanntlich in vielen deutschen Krankenhäusern eine derartige Liberalität nicht kennt, und der Arzt nur in den äußersten Fällen dergleichen Remedia ohne Rücksicht auf die Dosis verschreiben darf. In der Mitte des Ganges öffnete sich eine hohe Thür zu den unteren Krankensälen. Sie waren hoch, luftig, groß, die Fußböden waren von Marmor, mit geflochtenen Strohdecken und Teppichen belegt, die Betten standen neben einander an den Wänden, in der Mitte einen weiten Raum zum Durchgang lassend. Alles war außerordentlich sauber und reinlich, die Betten waren weiß überzogen, Kissen und Bettlaken von untadelhafter Reinheit. Reinlichere und gesündere Krankensäle hatte ich nie in einem deutschen, englischen oder französischen Krankenhause gesehen. Hie und da standen zwischen den Betten spanische Wände, um den Zug zu hindern und doch die frische Luft durch den Saal ziehen zu lassen.

In den Sälen standen über hundert Betten, deren Unterhaltung theils durch die venetianische Commune, theils durch reiche und wohlthätige Signori, theils aus den Mitteln des Ordens beschafft wurde. Jeder Kranke, weß Glaubens, welcher Nation oder weß Standes er auch sein mochte, fand hier unentgeltliche Aufnahme und Verpflegung, wenn er arm und mittellos war.

Den breiten mittleren Gang in dem größten Saale, der nicht mit Strohdecken belegt war, reinigten zwei, in Anzüge von grauem Leinen gekleidete Männer mit Staubbesen. Der Blödsinn stand ihnen auf der Stirn geschrieben. Als wir an ihnen vorüber kamen, traten sie heran und faßten die Hände des Arztes. Er streichelte ihnen das Gesicht und den Kopf und sprach zu ihnen in sanften, liebevollen Worten; er blickte sie mit seinen großen, schwarzen Augen an, in denen ein himmlischer Strahl von Wehmuth und Mitleid leuchtete, da schien auch auf ihrem Gesichte ein Strahl geistigen Verständnisses aufzudämmern, sie lächelten, die Armen und küßten seine Hände. „Es sind arme Blödsinnige, unheilbar, ich habe sie schon mehrere Jahre hier; da sie ganz unschädlicher Natur sind, verwende ich sie zu den leichteren Diensten im Hause," sagte der barmherzige Bruder zu mir, als wir weiter durch den Saal gingen. Dann traten wir durch eine weitgeöffnete Flügelthür auf einen großen mit Marmorfliesen gepflasterten und mit Bänken von rothem Marmor versehenen Platz. Es war der Platz für die in den unteren Sälen befindlichen Kranken, wo sie sich ergehen und die Luft des Meeres einathmen konnten. Weit streifte der Blick hier über die Lagune und senkte sich in den Spiegel des adriatischen Meeres, welches, wie ein heller Lichtstreifen am Horizont hinter dem schmalen grünen Strich des Lido, in den Strahlen der untergehenden Sonne, purpurn und golden leuchtete; große Schiffe mit rothen, weißen und grauen Segeln fuhren vorüber, die weichen Töne einer Barcarole schwebten am Bord einer großen bunten Barke über den Wassern, auf den weißen Pfählen, welche die Fahrstraße in den Lagunen bezeichnen, funkelten rothe Sonnenlichter, und links in der Ferne stiegen die weißen Marmorpaläste mit ihren gothischen und arabischen Fensterbogen auf aus den blauen, von Schaumstreifen durchzogenen Wellen. Es war ein ächt venetianisches Wasserbild, voll Leben und Bewegung: „Nicht wahr, es ist schön hier, Signor Dottore," sagte der Arzt mit seiner weichen, klingenden Stimme zu mir, als ich lange über die Wasserfläche hinausgeblickt hatte, „man athmet hier die frische reine Luft des Meeres, und die Schiffe und Barken, welche vorüber kommen, geben dem Bilde den Character der Freiheit und Bewegung. Ich führe deshalb auch die armen Geisteskranken deren Wahnsinn ruhiger und ungefährlicher Natur ist, aus den oberen Räumen des Hauses hierher. Der Drang nach Freiheit ist ein Hauptgrundzug im Wesen aller Wahnsinnigen; die Idee, von hier fortzukommen, dies Haus zu verlassen, haben sie instinktmäßig Alle, ohne Ausnahme; sie streitet gegen alle Verwirrungen ihrer Denkkraft. Hier findet wenigstens das Auge seine Befriedigung."

(Schluß folgt.)

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Landschaftsrath a. D. und Kreisdeputirten, Burggrafen und Grafen zu Dohna-Reichertswalde auf Reichertswalde 15 Thlr. Vom Major a. D. v. Woldeck zu Miltenberg am Main 25 Thlr. Vom Justiz-Senats-Director v. Schwarzkoppen zu Ehrenbreitstein 5 Thlr. Vom Rittergutsbesitzer v. Klitzing auf Grasse 20 Thlr. Vom Ritterschafts-Deputirten Grafen v. Blücher auf Blücher 25 Thlr. Vom Commendator, Kammerherrn und Landrath a. D. Frhrn. v. Friesen auf Rammelburg 50 Thlr. Vom Kammerherrn, Fürstlich Hohenzollernschen Hofmarschall a. D. Frhrn. Treusch v. Buttlar zu Erfurt 5 Thlr. Vom Königl. Bayerischen General-Major Frhrn. Vogt von und zu Hunoltstein zu Nürnberg 4 Thlr. Vom Landrath des Kreises Hirschberg v. Gravenitz in den Gemeinden dieses Kreises ferner gesammelt 25 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge: 13,039 Thlr. 10 Sgr.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 3. Berlin, den 16. Januar 1861. Nr. 3.

Ludwig Friedrich Leopold von Gerlach, General der Infanterie und General-Adjutant Sr. Majestät des Hochseligen Königs. Rechtsritter seit 1854. † zu Sanssouci 10. Januar 1861.

Vermächtniß.

Der am 16. November 1860 verstorbene Rechtsritter: Königlich Sächsische Kammerherr Peter Alfred Graf von Hohenthal auf Döbernitz, hat die Balley Brandenburg in seinem Testamente mit einem Legate von 1000 Thlr. bedacht.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Dago-Kertell.

Der Ehrenritter Freiherr Ewald v. Ungern-Sternberg auf Grossenhoff hat im Jahre 1856 für die Einsassen seiner Güter ein Krankenhaus zu Dago-Kertell auf der Insel Dago errichtet, und solches, nach der ihm von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister dazu ertheilten Genehmigung, durch Anbringung des Ordenskreuzes an der Façade des Hauses als eine Johanniter-Anstalt bezeichnet.

Sein segensreiches Gedeihen verdankt dies Krankenhaus dem mit der Leitung desselben betrauten Arzte Dr. Alexander Bonstedt, der mit der gewissenhaftesten Pflichttreue seinem Berufe nachkommt und auch die Kranken in den Dörfern besucht.

Es wurden in der Anstalt, resp. ambulatorisch, im Jahre 1857: 1205, 1858: 1313, 1859 bis 30. October: 916 und vom 1. November 1859 bis dahin 1860: 1779 Kranke unentgeltlich behandelt. Von den letzteren wurden geheilt: 1679, 30 starben und 88 blieben in der Behandlung.

Die große Vermehrung der Krankenzahl gegen die früheren Jahre ist durch den im vergangenen Sommer auf der Insel ausgebrochenen Typhus herbeigeführt worden, so daß in der Nähe des Hospitals mehrere andere Lokalitäten zur Aufnahme von Kranken haben eingeräumt werden müssen. Da sich aber auch außerdem das Haus dem gewöhnlichen Bedürfnisse gegenüber als zu klein herausgestellt hat, so wird eine diesem mehr entsprechende Vergrößerung im nächsten Jahre beabsichtigt.

„Bene fate fratelli!"

Aus dem vor Kurzem erschienenen Buche: Italienisches Wanderbuch von Gustav Rasch. Verlag von A. Vogel u. Comp. in Berlin.

(Schluß.)

„Wie viel Brüder Ihres Ordens haben Sie denn zur Unterstützung in Ihren ärztlichen Functionen?" fragte ich den Pater Arzt aus dem Orden der barmherzigen Brüder, der sich auf eine der Marmorbänke niedergelassen hatte und auf das Meer blickte.

„Ich bin allein," sagte er.

„Sie sind ganz allein, ohne weiteren ärztlichen Beistand?" rief ich ganz erstaunt. „Sie versehen diese hundert armen Kranken allein?"

„Es sind nicht nur diese hundert Kranken, welche Sie gesehen haben; die Räume für die Blödsinnigen und Wahnsinnigen sind oben. Es werden jetzt auch fast hundert sein, dreißig Wahnsinnige und siebenzig Idioten."

Mein Erstaunen wuchs. Es kam mir unglaublich vor, daß die Anstrengungen und die Zeit eines einzelnen Menschen eine solche Aufgabe zu lösen im Stande sei. Ich sah meinen Begleiter verwundert an.

Der Arzt bemerkte mein Erstaunen. „Ich habe drei Brüder unseres Ordens zur Hülfe," sagte er, „sie sind aber nicht Aerzte, ich habe sie nur an die gewöhnlichen ärztlichen Handreichungen gewöhnt, und diese leisten sie mir. Für die Blödsinnigen nnd Wahnsinnigen habe ich natürlich Wärter; aber die ärztliche Behandlung aller Kranken muß ich ganz allein versehen." „Dann haben Sie wohl wenig Zeit, die Insel zu verlassen. Ich sah Sie auch niemals Abends auf dem Markusplatz."

Der Pater Arzt lächelte. „Ich komme oft mehrere Monate lang gar nicht aus diesem Hause. Auf dem Markusplatze war ich seit einem halben Jahre nicht. Wenn ich San Servolo verlasse, sind ja alle Kranken ohne Hülfe. Für mehrere Stunden verlasse ich das Haus nie. Meine einzige Erholung ist, daß ich hier auf dieser Bank sitze, studire und auf die Lagune blicke."

„Wie lange sind Sie schon hier, Signor Dottore?" fragte ich.

„Fünf Jahre; vielleicht werde ich mein ganzes Leben hier bleiben."

Mein Erstaunen verwandelte sich in Hochachtung und Ehrerbietung. Der Arzt war, wie ich in Venedig gehört

hatte, ein Mann von ausgezeichneten medicinischen Kenntnissen, von hoher, geistiger Bildung, von feiner, gesellschaftlicher Tournüre. Und dieser Mann verbrachte hier sein Leben auf einer einsamen Insel, mitten zwischen armen Blödsinnigen und Kranken, in schwerer körperlicher und geistiger Anstrengung, ohne Freude, ohne Erholung, fast ohne jede Unterhaltung. Einige tausend Ruderschläge von jener traurigen, armen Insel steigt eine der ersten und prächtigsten Städte der Welt aus dem Meere auf, in deren Palästen in den Wintermonaten Alles, was in Italien, in England, in Frankreich, Rußland und Deutschland reich, vornehm und vergnügungssüchtig ist, zusammenkommt, tanzt, Champagner trinkt und in allen Genüssen des Lebens schwelgt; allabendlich erleuchten dort hunderte von strahlenden Gasflammen einen Platz, dessen Pracht und Schönheit nur durch den bekannten Ausspruch Napoleons: „La place de Saint-Marc est un salon auquel le ciel seul est digne de servir de voûte!“ würdig characterisirt wird; in den Arkaden dieses Platzes pulsirt das Leben eines ganzen Welttheils; von dem Thurme des Klosters kann man den glänzenden Lichtschein der über diesem Platze liegt, sehen; man kann an einem stillen Abend die fröhliche Tanzmusik, die Verdischen Opernarien hören, welche dort erklingen und an den Marmorwänden wiederhallen — und hier sitzt er ganz allein, einsam, der Mönch, nur mit seinem Barmherzigkeits- und Liebeswerke beschäftigt, ohne Sehnsucht nach all' den Freuden, welche sich dort so nahe bei ihm, in buntestem Schimmer entfalten — oder diese Sehnsucht bekämpfend, seine Befriedigung und seine Stärkung nur in seinem Gott und im Gefühl seiner Pflicht suchend. Und dabei so bescheiden, so anspruchslos, so ohne Prunk in seinem ganzen Wesen, sich nicht einmal in der Erfüllung seiner Pflicht brüstend. Ich dachte an jenen Pfarrer in Tyrol, den ich vor einem Jahr in seiner Welt des Erstarrtseins besucht hatte, ich dachte an den lebensfrohen Geistlichen in Kärnthen, den ich inmitten seiner fröhlichen Gemeinde fand, welche mit Musik und Gesang, mit Raketen und Feuerrädern seinen Geburtstag feierte; — aber dieser Mann der hier vor mir saß, dem die goldene Abendsonne purpurn in sein schönes, kluges Gesicht leuchtete, das war ein anderer Geistlicher, wie jene beiden, in seiner Begeisterung und in seinen Thaten ein wahrer Apostel des Christenthums, ein Ebenbild jener begeisterten Menschen, welche ein ganzes langes Leben den Pflichten ihrer religiösen Ueberzeugung opferten.

„Können Sie sich denn Ihr Amt nicht leichter machen, Signor?“ fragte ich den Arzt.

„Das ist nicht möglich,“ erwiderte er mir. „San Servolo ist arm, unser Orden ist auch arm. Einen zweiten Arzt kann unser Orden nicht hierher senden, und die theuren Arzeneien, von denen ich Ihnen schon sagte, daß wir sie in jeder Dosis verschreiben, kosten sehr viel Geld.“

„Aber diese fortwährende und angestrengte Thätigkeit muß doch sehr aufreibend für Sie sein.“

„Mich stärkt das Bewußtsein meiner Pflicht. Sie kennen den Wahlspruch unseres Ordens. Durch seine Erfüllung gehorche ich einer der höchsten und ersten Lehren des Christenthums. Ich bin ja auch nicht hierher gesandt worden. Ich habe mir den Platz freiwillig gewählt.“

Hier also hatte ich einen Geistlichen gefunden, der sich den schwersten Pflichten seines Amtes aus religiösen Ueberzeugungen unterzog. Der Pfarrer von * * wartete mit Sehnsucht das Ende seiner Prüfungszeit ab, wie er es nannte; auch der Pfarrer II. wünschte bald eine weniger von der Welt entlegene Pfarre zu bekommen; dieser Mann, ihn an Talenten und Kenntnissen weit überlegen, im Stande, sich eine glückliche und angenehme Stellung in der Welt zu verschaffen, hatte den Aufenthalt unter armen Blödsinnigen und Wahnsinnigen einer solchen Stellung vorgezogen, nicht, weil der General seines Ordens ihm diesen Aufenthalt angewiesen hatte, sondern weil er eine der Grundlehren des Christenthums, das Gebot der Liebe und Barmherzigkeit dadurch zu erfüllen trachtete. Ich reichte dem Arzte die Hand, ich sagte ihm, daß ich nicht seines Glaubens, sondern wahrscheinlich in seinen Augen ein Ketzer sei, daß mich aber Bewunderung und Hochachtung für ihn erfülle. „Unser Orden,“ erwiderte er mir, „kennt keine Ketzer, er kennt nur das Gebot der Brüderlichkeit und Barmherzigkeit.“

Dann stiegen wir in die oberen Räume des Hauses hinauf, wo die Idioten und die Wahnsinnigen wohnten. In den Stuben der Letzteren waren die Fenster mit Eisenstäben vergittert, sonst hatten die Räume nichts Gefängnißartiges an sich. Alles war außerordentlich reinlich und sauber, überall herrschte die größte Ordnung, die Stuben waren groß, hell und luftig. In einem größeren Saale trafen wir ein Dutzend Wahnsinnige zusammen. Sie konnten aus dem Saale über einen Gang in ihr Zimmer gehen, alle Thüren waren offen, nur die Thüre, welche zu der Treppe und zu dem unteren Stockwerke führte, war verschlossen, die Wärter waren mit ihnen eingeschlossen. Es waren große und kräftige Männer, welche außer ihrem Unterhalt, täglich vier Zwanziger erhielten. Wie wir in den Saal traten, waren wir von sämmtlichen Wahnsinnigen umringt. Zweien von ihnen, welche an einer gefährlichen Tobsucht litten, waren die Hände vermittelst eines weichen Lederfutterals vorn über einander gebunden, welches an einem ihren Leib umgebenden Eisenring befestigt war, sonst war keiner von ihnen gefesselt. „Sämmtliche Zwangsmaßregeln, welche man noch in deutschen Irrenhäusern finden soll,“ sagte mir der Pater Arzt, „Zwangsjacken, Zwangsstühle, körperliche Züchtigung, Fesseln, Alles das habe ich abgeschafft; für die Heilung der Kranken sind diese Mittel nicht zu gebrauchen; um sie zu bändigen, wenn keine gütliche Zurede hilft, lasse ich sie, sobald sie Anfälle der Tobsucht bekommen, in ein an den Wänden und auf dem Fußboden ganz gepolstertes Gemach bringen. Dort toben sie sich aus, bis sie körperlich erschöpft sind. Ich wende nur das Lederfutteral, das Sie dort an jenen Unglücklichen sehen, für Hände und Arme an, damit sie sich nicht mit den Händen das Gesicht zerkratzen. Warum soll ich die Kranken mit Härte behandeln, wenn die Härte nicht zu ihrer Heilung beiträgt? Schläge lasse ich nie anwenden. Die Liebe ist das erste Gebot Christi.“

Ich war erstaunt in einem italienischen Krankenhause bei der Behandlung von Irren dergleichen Grundsätze zu finden. Zu einer solchen Humanität ist man bekanntlich in vielen anderen Irrenanstalten noch nicht gekommen.

„Nur Einen Wahnſinnigen habe ich,“ fuhr der Arzt fort, „der in einer eigenen Zelle eingeſperrt und gefeſſelt iſt. Er iſt ein Mörder. Im Laufe der Unterſuchung ſtellte ſich aber ſeine Unzurechnungsfähigkeit heraus; er iſt ſeitdem tobſüchtig geworden und nach meiner Meinung unheilbar. Er hat täglich Anfälle, und ohne, daß er gefeſſelt iſt, würde es lebensgefährlich ſein, ſeine Zelle zu betreten. Kommen Sie, Sie ſollen ihn ſehen.“

Während der Arzt dieſes ſprach, hatten ſich alle Wahnſinnige mit der ihnen eigenen Zudringlichkeit um uns gedrängt, und ſchwatzten wildes Zeug durcheinander. Die Gefeſſelten zeigten mir lächelnd ihr Lederfutteral, als wenn Kinder ein Spielzeug bewundern laſſen, ein alter Mann erzählte mir, daß er geſtern von einem der Wärter mit Arſenik und heute mit Blauſäure vergiftet worden ſei, und daß er ihn erdroſſeln würde, ſobald er ihn nur ſehe. Dabei ſtand der Wärter neben ihm. Zwei noch junge Leute richteten die flehentlichſten Bitten an den Arzt, ſie aus dem Hauſe zu laſſen, da ſie gar nichts verbrochen hätten und ja nicht wahnſinnig wären; aber in dieſem Hauſe, in dieſer Geſellſchaft der anderen Wahnſinnigen, müßten ſie unbedingt den Verſtand verlieren; dann ſprachen ſie plötzlich das unſinnigſte Zeug durcheinander. Ein anderer ſehr hübſcher junger Mann, mit ſchönem ſchwarzen Bart und einem echt venetianiſchen Kopfe, bildete ſich ein, er fahre in der Gondel unter dem Fenſter ſeiner Geliebten, und ſang mit einer ſehr wohlklingenden Stimme, eine jener alten, weichen Barcarolen, welche jetzt unter den Gondoliers ſo ſelten werden. Er intonirte ganz richtig und ſang mit vielem Ausdruck und declamatoriſchem Vortrag. Ich habe im Canale grande nie ſo ſingen hören, wie hier in San Servolo von einem Narren. Als die Wahnſinnigen nun ſahen, daß wir im Begriffe waren, fortzugehen, brachen ſie alle plötzlich in ein tumultariſches Toben aus, und ſtürzten mit drohenden Mienen und mit wildem Geſchrei auf uns los. Sie drängten ſich uns nach bis auf den Gang, wo die Wärter zuſprangen, ſich ihnen in den Weg ſtellten und ſie mit Gewalt zurückdrängten. Plötzlich erhob ſich ein thieriſches Gebrüll in einer auf den Gang führenden Zelle. Heftige Schläge erfolgten von innen an die ſtarke, mit Eiſenſtäben beſchlagene Thür, dann erſchien hinter dem oben vergitterten Theile derſelben der bärtige Kopf eines Mannes, das Haar wild zerzauſt, mit rollenden Augen und eine Reihe der entſetzlichſten Verwünſchungen, welche ich jemals gehört habe, folgen über den Gang. „Das iſt er, von dem ich Ihnen ſprach,“ ſagte der Arzt, „hineinzugehen iſt in dieſem Augenblicke unmöglich.“ Nun ging er zu der Thüre, hinter deren Gitter der wilde Kopf noch immer ſichtbar war, und ſprach zu dem drinnen tobenden Menſchen in liebreicher und ruhiger Weiſe. Zuerſt ſchienen die Worte des Arztes gar keine Wirkung hervorzubringen; dann hörte allmälig das Toben und das Geſchrei auf, dann verſchwand der Kopf hinter der Thüre, und nun hörten wir auf einmal ein heftiges Weinen, von vielem Schluchzen und Stöhnen unterbrochen. „Der Unglückliche,“ ſagte der Arzt, „er tödtete ſeine Geliebte aus Eiferſucht mit einem Meſſerſtiche. Dann überzeugte er ſich, daß er ſich geirrt habe, und wurde wahnſinnig.“

Nun ſtiegen wir die Treppe hinab, um den an der anderen Seite nach dem armeniſchen Kloſter zu liegenden Garten des Irrenhauſes zu beſuchen, da alle Idioten ſich dort während des Nachmittags aufhielten.

Der Garten war groß und geräumig, von Pinien und Maulbeerbäumen durchzogen, wohlgehaltene Kiesgänge zwiſchen den Raſenbeeten. Wie viel Elend habe ich dort geſehen! Die Idioten gingen hin und her, oder ſaßen träumeriſch auf dem Raſen, vor ſich hinſtarrend, oder lehnten ſich an die Mauer, welche ſie von der Lagune trennte; die ganze Mauer war mit Bildwerken und Kleckſereien in Farben und in ſchwarzer Kreide von ihnen bemalt. Wir gingen zwiſchen ihnen umher, und der Arzt ſtellte mir verſchiedene von ihnen vor, welche auf der mannigfachſten Stufe geiſtiger, oder ich will lieber ſagen, thieriſcher Entwickelung ſtanden. Ich ſah' ſie, die Füße nach auswärts gerichtet, mit ſchlotternden Knieen, der Gang ſchleppend, die Haltung gebückt, nur unartikulirte Töne nach Befriedigung thieriſchen Genuſſes ausſtoßend; dann, wie ſie reinlich und mäßig geworden waren, wie ſie gelernt hatten, Ohr und Auge, Hände und Füße zu gebrauchen; wiederum auf einer höheren Stufe der Entwickelung, wo ſie auf ihre Namen hörten, wo ſie thaten, was ihnen befohlen wurde, wo ſie Gegenſtände holten und trugen, und Perſonen erkannten, wo ſie wußten, was ſie thun durften und was ihnen nützlich und ſchädlich war. „Ich habe während der drei letzten Jahre über zweihundert von dieſen Unglücklichen hier gehabt, welche meiner Behandlung anvertraut waren,“ ſagte der Arzt zu mir; „auf der niedrigſten Stufe des Menſchenlebens, wie Sie dort in der Ecke geſehen haben, ſind von dieſen zweihundert Unglücklichen nur zwanzig geblieben.“ Als ich mein Erſtaunen gegen meinen Begleiter äußerte, wie es möglich ſei, auch dieſen Zweig der Anſtalt zu verwalten, erwiderte er mir, daß er zwei dienende Brüder des Ordens für den Unterricht verwende und alſo nur dahin zu ſehen habe, daß der Unterricht und die Behandlung der Idioten in der richtigen Weiſe geleitet werde. „Sie ſehen,“ ſagte der Arzt lächelnd, „für den Markusplatz habe ich faſt gar keine Zeit.“ Und als er mir nun noch ſein Arbeitszimmer gezeigt hatte, wo ich in vom Boden bis zur Decke reichenden Repoſitorien die Natur, die Krankheitsgeſchichte und die Heilmethode aller Kranken verzeichnet fand, und er mich bis zum Thore des Hauſes, wo meine Gondel lag, begleitete, da ſchied ich mit einem Gefühle der Hochachtung, wie ich es nie vor einem Menſchen empfunden habe. Lächelnd deutete der Mönch, als ich nicht umhin konnte, meinen Gefühlen Worte zu geben, auf die goldene Inſchrift über dem Marmorthore des Hauſes, und ſprach, als er mir die Hand zum Abſchied in die Gondel reichte, mit dem zum Herzen dringenden Tone ſeiner Stimme: „Bene fate fratelli!“

Litteratur.

Geſchichte der Familie Schenk von Nydeggen, insbeſondere des Kriegsobriſten Martin Schenk von Nydeggen. Mit geſchichtlichen Nachrichten über Afferden, Blyenbeck, Hillenrath, Swalmen und Aſſelt, Arſſen, Gribbenforſt, Walbeck, Geyſtern, Heyen u. a. Güter. Nach archivaliſchen und andern authentiſchen Quellen bear-

beitet. Köln und Neuss. 1860. XI. u. 321 S. 8. (Mit 3 Stammtafeln und 3 Lithochromieen.)

Die Schenken von Nydeggen sind ein nunmehr erloschenes, für die Geschichte des Jülicher Landes und des ehemaligen Oberquartiers von Geldern nicht unerhebliches Geschlecht. In dem engen Rahmen dieser Familiengeschichte wird uns das Bild einer verwilderten Zeit vorgeführt; so unerquicklich an sich dies Gemälde wüsten Lebens ist, so doch auch in vielfacher Hinsicht belehrend, und da nicht blos der Wunsch zu unterhalten den Verfasser bewog, dies Sittengemälde vorzuführen, sondern die Hoffnung der vaterländischen Geschichtsforschung einen Dienst zu erweisen; so können wir ihm das Zeugniß nicht vorenthalten, daß er sich nur durch strenges Binden an die zahlreich ihm zu Gebote gestandenen urkundlichen Berichte und durch sichtbares Vermeiden jeder eigenen Zuthat hat leiten lassen. Den historisch wichtigsten Theil der Schrift bildet die Geschichte des im Munde des Volkes noch immer fortlebenden Kriegsobersten Martin Schenk, des Erbauers (1586) der Schenkenschanze an dem Grenzpunkte unsers Preußischen Vaterlandes, wo Rhein und Waal sich scheiden, durch welche sein Name, und die Erinnerung an sein thatenreiches Leben, auch der späteren Kriegsgeschichte überliefert worden ist.

Bei diesem Geschlechte, welches das Schenkenamt der Grafen v. Jülich verwaltete, wird man nicht mit Unrecht, wie bei denen v. Jülich, v. Schellard, v. Leerodt u. a. Geschlechtern der Gegend an eine Bastardsabstammung von jenen Grafen selbst, zu denken haben. Dafür spricht schon der Umstand, daß das älteste bekannt gewordene Siegel, dessen sich 1271 Wilhelm Schenk von Nydeggen bediente, den Jülicher Löwen zeigt, überdeckt von dem Bastardstrich, einem schmalen Schrägrechtsbalken. Diese Bastardsunsitte, welche im Mittelalter besonders in Frankreich, Burgund, Belgien, in dem Lande der Semigermanen in Blüthe stand, herrschte stark auch im linken Rheinlande, fand aber in der strengeren Sitte, welche in dem reingermanischen Sachsenlande festere Wurzeln geschlagen hatte, einen Damm. Diese Entsittlichung pflanzte sich weiter in dem Geschlechte der Schenk v. Nydeggen fort und darf als die Haupturſache des Verfalles, wie des häuslichen Lebens, so des Vermögens desselben angesehen werden.

Es bedarf gewiß keiner Entschuldigung, wenn in dieser Monographie, wie dies namentlich auch in den trefflichen Familiengeschichten, die wir von Wohlbrück, v. Klöden, Danneil und Graf v. Wartensleben besitzen, geschehen ist, historische Nachrichten über die bedeutenderen Güter des Geschlechtes eingewebt sind. Denn gerade hier ist Gelegenheit geboten, des Wissenswürdigen und Unbekannten aus Archiven recht viel und damit erst zu der Staffage des Familienlebens den landschaftlichen Hintergrund zu geben. Wir werden nächstens auf diesen Theil der interessanten Schrift zurückkommen. L. v. L.

Die Hohenzollern am heiligen Grabe zu Jerusalem, insbesondere die Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg im Jahre 1435. Aus den Quellen bearbeitet von Dr. F. Geisheim, Berlin bei F. Duncker. 1858. 254 S. 8.

Dem Durchlauchtigsten Herrenmeister des ritterlichen St. Johanniter-Ordens der Balley Brandenburg, Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Carl von Preußen ist die treffliche kleine Schrift gewidmet. Sie bringt am Schlusse des Dr. Hans Lochners Beschreibung der Pilgerfahrt der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg (S. 207 — 253). Dieser Beschreibung voran geht ein Commentar derselben (S. 61 — 204) nicht „in jener seichten Manier des Aufklärungszeitalters", dem ein früherer Herausgeber des Lochner'schen Pilgerberichtes (Fränkisches Archiv 2. Band 1790) angehört, und der in diesem Reiseberichte nur Zeugnisse des Aberglaubens und der Unwissenheit des überwundenen finstern Mittelalters zu erkennen vermag, sondern sie wieder zu Ehren bringend, und ihrem Werthe nach würdigend „von dem man sich leicht durch einen einzigen flüchtigen Blick in Karl Ritters die überaus große Anzahl der Einzelforschungen über Palästina in ein großartiges Gemälde zusammenfassendes Meisterwerk überzeugen kann, in welchem die gesammte Pilgerliteratur die umfassendste und gründlichste Ausbeute gefunden hat." Dieser Commentar wird wiederum eingeleitet durch eine historische Gesammtübersicht der Pilgerfahrten, insbesondere deutscher Fürsten und durch eine Charakterisirung der Literatur der Pilgerberichte. L. v. L.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht, für die unglücklichen Christen in Syrien die Summe von 4000 Thlr. zu bewilligen. Dieselbe ist dem Consul Weber in Beirut mit der Bestimmung überwiesen worden, daß solche wesentlich zu dem Zwecke der Krankenpflege, welchen der Johanniter-Orden bei der Sendung zweier Ordens-Mitglieder nach Syrien in's Auge gefaßt hat und im Anschlusse an diese Bestrebungen des Ordens und an die Thätigkeit der gedachten beiden Mitglieder desselben, verwendet werden solle.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Oberst a. D. v. d. Landen auf Leontinenhof 6 Thlr. Vom Minister-Residenten in Rio de Janeiro Freiherrn v. Meusebach 30 Thlr. Vom K. K. Oesterreichischen Major Ritter Moese von Jenstein zu Kanitz in Mähren wiederholt 20 Thlr. Vom Großherzoglich Sächsischen Oberjägermeister Freiherrn von Hopfgarten zu Neu-Strelitz 15 Thlr. Vom Geheimen Regierungs-Rath und Landschafts-Director v. Tieschowitz zu Ratibor 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,115 Thlr. 10 Sgr.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck u. Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 4. **Berlin, den 23. Januar 1861.** **Nr. 4.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summe der am 1. Januar 1861 verhandenen Kranken und Siechen.	Zahl der in diesen Häusern verhandenen Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	42		
	Zugang pro " "	5		
		47		
	Abgang " " "	6		
	Bleibt Bestand	41	41	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	36		
	Zugang pro " "	8		
		44		
	Abgang " " "	6		
	Bleibt Bestand	38	38	50
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	5		
	Zugang pro " "	4		
		9		
	Abgang " " "	1		
	Bleibt Bestand	8	8	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	19		
	Zugang pro " "	—		
		19		
	Abgang " " "	3		
	Bleibt Bestand	16	16	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	9		
	Zugang pro " "	6		
		15		
	Abgang " " "	4		
	Bleibt Bestand	11	11	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	37		
	Zugang pro " "	14		
		51		
	Abgang " " "	12		
	Bleibt Bestand	39	39	50
	zu übertragen:	—	153	227

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summe der am 1. Januar 1861 verhandenen Kranken und Siechen.	Zahl der in diesen Häusern verhandenen Betten.
	Uebertrag	—	153	227
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	1		
	Zugang pro " "	3		
		4		
	Abgang " " "	2		
	Bleibt Bestand	2	2	8
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	3		
	Zugang pro " "	2		
		5		
	Abgang " " "	4		
	Bleibt Bestand	1	1	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	5		
	Zugang pro " "	2		
		7		
	Abgang " " "	3		
	Bleibt Bestand	4	4	8
10.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	17		
	Zugang pro " "	—		
		17		
	Abgang " " "	—		
	Bleibt Bestand	17	17	18
11.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Decbr. 1860	22		
	Zugang pro " "	21		
		43		
	Abgang " " "	19		
	Bleibt Bestand	24	24	30
	Zusammen	—	201	299

1. Noch nicht eröffnet ist das Krankenhaus in Murowana-Goslin. 2. Im Bau begriffen sind die Krankenhäuser:
   a) zu Gerbauen in Ostpreußen.
   b) zu Stendal in der Altmark.
   c) zu Züllchow in Pommern.
   d) zu Falkenberg in Oberschlesien.

Friedrich Wilhelm Carl von Kröcher, Landesdirector der Altmark, auf Vinzelberg. Rechtsritter seit 1854. † zu Vinzelberg 12. Januar 1861.

Ein mauriſches Wappen.

Der gütigen Mittheilung eines unſerer ausgezeichnetſten Heraldiker, des Herrn Prediger Ragotzky aus Triglitz in der Priegnitz, verdanken wir die Mittheilung eines für die Wappenkunde ſehr intereſſanten Fundes.

Der Prem.-Lieutenant von Jena im 2. Garde-Regiment zu Fuß, welcher zu den preußiſchen Officieren gehört, die an dem letzten ſpaniſch-marokkaniſchen Feldzuge Theil nahmen, hat in der Alhambra von Granada ein daſelbſt mehrfach vorkommendes mauriſches Wappen — angeblich das der Könige von Granada — abformen laſſen. Der äußeren Form nach iſt dies das einzige mahomedaniſche Wappen, das uns bis jetzt vorgekommen iſt.

Auf einer reich mit mauriſchen Ornamenten gezierten Tafel von etwa 7 Zoll im Quadrat, ſehen wir in der Mitte einen nach unten in eine Spitze auslaufenden länglichen weißen Schild, belegt mit einem blauen rechten Schrägbalken, welcher mit goldenen arabiſchen Schriftzeichen bedeckt iſt, deren Ueberſetzung: „Allah iſt der Sieger" lautet.

Ob dieſe Darſtellung nun wirklich im Sinne unſerer Heraldik ein Wappen, das heißt ein erbliches Familienſchildzeichen war, laſſen wir dahin geſtellt; jedenfalls iſt ſie in mehrfacher Beziehung ſehr intereſſant.

Wir begegnen auf älteren orientaliſchen Münzen hin und wieder Darſtellungen, die lebhaft an die Heraldik erinnern. So finden wir z. B. auf einer Münze des Melik es-Sâleh Nasir-ed-din Mahmud, Königs von Kaifa, welcher nach unſerer Zeitrechnung von 1200 — 1221 regierte, einen doppelköpfigen Adler*); ferner auf Münzen der Seldſchukiden, z. B. des Keichosru I ben Kilidsch Arslan und Keichosru II ben Keikobad, aus dem dreizehnten Jahrhundert, einen Löwen, begleitet von einer mit Wolken umgebenen Sonne und zwei Sternen. Immer finden wir jedoch dieſe Darſtellungen ohne Schildeseinfaſſung.

Ferner iſt an unſerem mauriſchen Wappen der arabiſche Spruch in dem Schrägbalken von Intereſſe. — In der chriſtlichen Schildheraldik kommen unſers Wiſſens ganz allein in Spanien ähnliche Sprüche vor; z. B. bei der berühmten Familie Mendoza: „Ave Maria gratia plena". Es erſcheint uns ſomit höchſt wahrſcheinlich, daß während der ſpaniſch-mauriſchen Kämpfe des Mittelalters, in denen Chriſt und Muſelmann in edelſter Ritterlichkeit wetteiferten, auch äußere Zeichen des Ritterthums wechſelſeitig nachgebildet wurden. So ſetzte der Mahomedaner nach Gewohnheit der Chriſten auch in ſeinen Schild ein Zeichen, welches er durch das: „Allah iſt der Sieger" zu einem Talisman ſeines Glaubens machte, während der Chriſt ſeinerſeits dieſem Spruch der Hölle das himmliſche „Ave Maria gratia plena" entgegenhielt.

H. v. L.

*) In einer ausführlicheren Abhandlung: „Ueber die kunſt- und ſittengeſchichtliche Entwickelung der Heraldik" werden wir in dieſem Blatte auf jene Münze zurückkommen.

Des Herzogs Boguslaf X. von Pommern Pilgerreiſe nach dem gelobten Lande

wird uns (Berlin 1859, der Ertrag zur Weihnachtsbeſcheerung armer Kinder der Dreifaltigkeitsgemeinde beſtimmt) von kundigſter Hand, im Auszug aus des Martin Dalmar Tagebuch (Zugabe zu der 1835 erſchienenen Ausgabe der Pommerſchen Chronik von Thomas Kantzow), mit Zuratheziehung anderer archivaliſcher Notizen mitgetheilt. Der Verfaſſer weiſet darauf hin, daß des Herzog Boguslaf X. Regierungszeit von 1474 — 1523 in die denkwürdige Periode des Uebergangs aus der abſterbenden Welt des Mittelalters in die beginnende Geſtaltung des neueren europäiſchen Weſens falle und daß die Pilgerfahrt, deren Hergang hier erzählt wird, weſentlich noch den Charakter des Mittelalters an ſich trage. „Es iſt dies eine der zahlreichen friedlichen Wallfahrten deutſcher Fürſten, von welchen die Geſchichte der letzten Jahrhunderte des Mittelalters zu erzählen weiß, nachdem die Erſchlaffung und Partheiung der Chriſtenheit es zu keinen Verſuchen mehr kommen ließ, auf der Lebensſtätte des Heilandes und der Geburtsſtätte der chriſtlichen Kirche das Panier des Kreuzes an die Stelle der noch bis heute fortdauernden Gewaltherrſchaft des Halbmondes zu ſetzen." Als hervorragende Beiſpiele ſolcher Pilgerreiſen deutſcher Fürſten in dem Zeitalter Boguslaf's wird hier hingewieſen auf die des Grafen Eberhard im Barte von Würtemberg im J. 1468, des Herzogs Albrecht von Sachſen im J. 1476, des Herzogs Balthaſar von Mecklenburg im J. 1493 und des Kurfürſten Friedrich des Weiſen von Sachſen in demſelben Jahre.

Mit einem ganz außerordentlichen Aufwande war des Herzog Boguslaf Pilgerreiſe verknüpft. Es begleiteten ihn, vorläufig allerdings nur bis zum Hoflager König Maximilians in Insbruck, folgende Räthe und Edelleute: Der Dompropſt zu Colberg Dr. Martin Carith; der Propſt zu Camin Ewald Eggebrecht mit 5 Pferden; der Hauptmann von Stettin Werner von der Schulenburg mit 12 Pferden; Lüdeke Maltzan mit 5 Pferden; Degener Buggenhagen mit 6 Pferden; Ewald v. d. Oſten mit 5 Pferden; Dorinck Ramel mit 5 Pferden; Peter Podewelß mit 9 Pferden. — Ein jeder dieſer genannten Edelleute befehligte wiederum eine Rotte, beſtehend aus Edelleuten mit ihren Pferden. So ſtanden unter Werner von der Schulenburg: Henning Schwerin, Bivigentz von Eichſtedt, Heinrich Ramel, Hans Borcke und Heinrich Auſtin (Owſtin), ein Jeder mit 4 Pferden. Zur Rotte des Lüdeke Maltzan gehörten: Churt Krakewitz, Hans Auſtin, Jasper Apenborch, Joſt Küſſow und Joachim Ramin, Erſterer mit 6, die Andern je mit 4 Pferden. — Degener Buggenhagen führte: Peter Zaſtrow, Claus Schwerin, Hans Stein-

keller, Hans Putkammer, Heinrich v. Helpten und Peter Bützow, wiederum jeder mit 4 Pferden. Des Ewald v. d. Osten Rotte bestand aus Churt Flemming mit 4, Joachim Dewitz mit 5, Otto v. Wedel mit 5, Michel Pudewels mit 2 und Henning Borcken mit 4 Pferden. — Dorinck Ramel führte: Joachim Zitzewitz, Paul Zitzewitz, Tewes von Wolde, Gerdt Mandüvell und Jürgen Bohnen (v. Boehn), Letzterer mit 2, die Andern mit 4 Pferden. — Des Peter Podewelß Rotte bestand aus: Herrn Tessen Kliest (Kleist), Franz Podewelß, Thomas Massow, Segemund Barfuß, Asmus Schönenbeck, Joachim Wrech, und zwar Asmus Schönenbeck mit 5, die Uebrigen mit 4 Pferden. Hierzu kamen noch die Räthe Hans v. Wedell mit 4, Diederich Melcherott (wohl Mandelsloh) mit 3, Henning Borcke mit 3 Pferden, 8 Trompeter mit 8 Pferden, in Summa 191 Pferde. Mit den Schreibern, Fourieren, Barbieren, Köchen, Kellnern und anderen Dienern des Herzogs giebt Kantzow die Gesammtzahl von 300 Pferden an.

Von Insbruck aus, wo der Herzog bei dem Könige Maximilian, der ungern in die Pilgerreise willigte, ihn längere Zeit in seiner Nähe zu behalten und zur Theilnahme an einem beabsichtigten Feldzuge nach Italien zu bewegen wünschte, Hoflager hielt, entließ er sein zahlreiches Gefolge, welches durch Werner von der Schulenburg in die Heimath zurück geführt wurde; es blieben aber bei ihm Dr. Carith, Joachim Jordan Domherr zu Camin, Martin Dalmar sein Schreiber (der Berichterstatter der Reise), Peter Podewelß, der Capellan Lorentz, Arendt Ramell, Sigismund Barfuß, Michael Podewelß und einige Diener und Knechte. Dieser engern Reisegesellschaft des Herzogs schlossen sich jedoch in Insbruck noch Andere, nicht bloß aus Pommern, sondern auch aus der Mark Brandenburg und aus Nieder-Sachsen an: Herr Christoph v. Polenz Vogt von Schievelbein und Landvogt der Neumark, dessen gleichnamiger Vetter, Degener Buggenhagen, Churt Flemmingk, Ewald v. d. Osten, Dorinck Ramell, Otto v. Wedell, Joachim Dewitz, Joachim Wrech, Dieterich Mandelslo, Wolfbrand Bock, Herr Braunßwig, Herr Peter Sachsenburg und Möller von Piritz. Auch in Venedig traten noch mehrere Reisegefährten hinzu: Ungarn, Polen, Böhmen, Oesterreicher, auch einige Danziger Patricier, so daß eine Reisegesellschaft von mehr als 300 Personen sich zusammenfand, deren Mehrzahl jedoch auf eigene Kosten an der Reise Theil nahm.

So ganz friedlich und gefahrlos waren übrigens diese Pilgerfahrten nicht immer. Unweit Pola hatte das Schiff, welches unsere Pilger trug, einen gewaltigen Sturm zu bestehen, der es dem Untergange nahe brachte. „Unfern der Küste von Candia wurden sie von türkischen Meerräubern überfallen. Es waren 9 Schiffe mit 1500 bis 2000 Türken bemannt. Obgleich das Pilgerschiff mit Waffen schlecht versehen war, wurde doch, nachdem der erste Schreck überwunden war, muthige Gegenwehr versucht. Herzog Boguslaf ermahnte die Zaghaften und Unentschlossenen auch mit harten strafenden Worten und ging mit dem Beispiel persönlicher Tapferkeit und Ausdauer voran. Es hätten die Meerräuber trotz ihrer Mehrzahl weichen müssen, wenn es ihnen nicht gelungen wäre, das Schiff in Brand zu stecken.“ Unter den Gefallenen befand sich Christoph Polentz der ältere, der ritterliche Landvogt von Schievelbein. Dem Herzoge ward von einem Pfeile ein Finger durchschossen, 14 Pfeile hatten seinen Schild getroffen. Zu den Schwerverwundeten gehörten: Peter Podewelß, Arndt Ramel, Baltin Nürenberg, Dörinck Ramel, Michael Podewelß, Churt Flemminck, Degener Buggenhagen, Otto v. Wedell, Joachim v. Dewitz, Joachim Wrech, Siegmund Barfuß und viel mehr aus andern Ländern.

Ueber des Herzogs Wiedereinzug in Stettin am 12. April 1498 berichtet Kantzow u. a. Folgendes: „Wie jne aber sein allerliebstes gemahel vnd kinder vnd er sie widderumb empfangen, khan man nicht genugsam schreiben, also das auch die fürstin, aus vberschwenklicher Frevde in seinen armen bestorben, vnd in langer weile nicht khönen widder zu sich selbst khomen, das sie gewust hette, wie jr were. Vnd die jungen herlein sein vmb jne her gelauffen, vnd haben jne, der eine her, der andere dort, bei den kleidern gezogen vnd gesprungen vnd geschrien: vater, vater! vnd ist vnaussprechliche freude im gantzen hoffe vnd in der gantzen stat gewest. — Hertzog Bugslaff hat aber betrachtet, das für alles Got allein die ehre gehörete, vnd ob es wol, wie der gebrauch in der kirchen was, nicht in der zeit war das man frölich gesanck pfleg in der marter-wochen zu singen, so hat er dennoch zu Sanct Otten bestellet, das man ein herrlich „te deum laudamus“ muste anheben. Vnd ginck sampt alle den seinen hinnen, lobete vnd preisete Got, vnd danckete für solche grosse gnade vnd woltat vnd hat von stund an bevholen, dass man allenthalben den armen muste gelt und speise geben, vnd die ostern austeilen, damit sie auch fröblich weren, vnd Got lobeten.“ L. v. L.

Ein Kirchen- und Schulgebrauch zu Afferden.

Ueber Afferden, eine ehemalige freie Herrlichkeit an der Maas, die theilweise von den Erzbischöfen von Cöln, später von den Herzögen von Geldern, theilweise von der Grafschaft Kuik zu Lehn ging, und lange Zeit der Familie der Schenk von Nydeggen gehörte, erhalten wir in der jüngst erschienenen Geschichte dieses Geschlechtes (vergl. Nr. 3 dieses Blattes) manche für Cultur- und Sittengeschichte interessante Mittheilungen.

Dahin dürfen wir wohl folgende kirchliche Stiftung rechnen. Im Jahre 1544 trafen nämlich Dietrich von der Lippe genannt Hoen, Herr zu Gribbenvorst, Afferden und Blyenbeck und Adelheid Schenk von Nydeggen, seine eheliche Hausfrau die Anordnung, daß zur höchsten Ehre des allmächtigen Gottes und zum Heile und Troste aller elendigen, betrübten Seelen der Lebenden und Abgestorbenen der Pfarrer von Afferden bis zu ewigen Tagen an allen Sonn- und Feiertagen nach der Predigt, sodann an allen Freitagen nach dem heil. Evangelium das versammelte Volk zu gemeinsamem Gebet für alle betrübte See-

len, für Einigkeit und brüderliche Liebe unter einander auf das allerfleißigste und so dringend, wie immer möglich, ermahnen solle in folgender Art und Weise:

„Liebe Freunde! Da wir allhier versammelt sind im Namen des Herrn, so wollen wir erstlich fleißig betrachten und bedenken, daß uns Christus der Herr im heil. Evangelium mit mannichfaltigen Gleichnissen und Geboten ernstlich ermahnt und geboten hat, allezeit ohne Unterlaß zu bitten, indem Er sagte: Bittet, so sollt ihr empfangen, suchet, so sollet ihr finden, klopfet an und es wird euch aufgethan werden. Ihr sollt wissen, daß ihr dieses Seines Gebotes wegen sündigt, wenn ihr fluchet, schwöret, lüget oder betrüget; aber daß ihr auch sündigt, wenn ihr nicht Gott den Herrn bittet, Ihn nicht anruft in der Noth, Ihm nicht dankt und Ihn nicht lobt für Seine göttlichen Gaben und Wohlthaten.

Zum Zweiten wollen wir betrachten, daß Christus uns gnädiglich gelobt und zugesagt hat, so zwei oder drei in Seinem Namen versammelt seien, dann wolle Er mitten unter ihnen sein, und um was wir Seinen Vater in Seinem Namen bitten, das werde Er uns geben; auf dieses tröstliche Gelöbniß hin ermahne ich euch alle aus Liebe, daß ihr mir helfen wollet, bitten und anrufen den allmächtigen Gott, damit Er mit den Augen Seiner Gnade und Barmherzigkeit ansehen wolle alle verkehrten elendigen und verblendeten Sünder und sie durch sein göttliches Wort und Seinen Geist bekehre und erleuchte, auf daß sie zur Erkenntniß ihrer Sünden und der göttlichen Gnade kommen; damit er auch mit Gnade und Barmherzigkeit gedenken wolle aller Seelen unserer Freunde und Voreltern und auch aller elendigen, betrübten Seelen, welche nach dem Willen Gottes vor uns gegangen sind den Weg, den wir auch, wenn unsere Zeit kommt, gehen müssen: daß Gott sie wolle erfreuen und trösten und daneben uns Menschen hier auf der Erde auch verleihe Seine göttliche Gnade, auf daß alle diejenigen, die hier sind im rechten christlichen Glauben, in der göttlichen und brüderlichen Liebe, in einer wahren starken Hoffnung, und in einem ehrsamen, tugendhaften Leben von Tag zu Tag sich vermehren und vervollkommnen, aufwachsen und zunehmen, damit wir allhier in dieser kurzen betrübten, vergänglichen Zeit mit den Andern leben möchten in Seinem göttlichen Frieden, Seiner Liebe und Einigkeit, wie der Herr uns befiehlt im Evangelium Johannis: Ein neues Gebot gebe ich euch, daß ihr einander liebet; daran sollen alle Menschen erkennen, daß ihr meine Jünger seid, daß ihr euch unter einander liebet; — damit wir in der letzten Stunde des Todes und Seines rechtfertigenden Urtheils vor Seinen Augen heilig und straffrei möchten befunden werden und als gehorsame Kinder von ihm empfangen das Erbe des ewigen Lebens. Die das begehren, sprechen mit Andacht ihres Herzens ein Pater noster und Ave Maria."

Diese Anrede, gewiß ein schätzbares Zeugniß gereinigter Glaubenslehre, ist wortgetreu der Stiftungsurkunde entnommen, welche sowohl in das Lagerbuch der Herrlichkeit Afferden als in das Meßbuch der Kirche niedergeschrieben worden. In dem Lagerbuche befindet sich die Urkunde noch, aus dem Meßbuche ist sie aber verschwunden und damit auch die Andacht selbst. Vielleicht war sie zu evangelisch.

Als eine für die Sittengeschichte nicht unwichtige Notiz möge hier die Erzählung eine Stelle finden, wie die Schulkinder von Afferden im Jahre 1720 die Fastnachtstage zubrachten. Es hatte sich dort nämlich unter der Schuljugend die Gewohnheit gebildet, diese Tage in Saus und Braus zuzubringen und das erforderliche Biergeld in der Gemeinde zusammen zu betteln, was sie „voye jaegen" nannten. Die Frau von Blyenbeck, Marquisin Schenk, trat dem entgegen und beauftragte ihren Scholtis (Schulzen), durch den Lehrer sowohl das „voye jaegen" als das Trinken der Schulkinder in und außerhalb der Schule zu verbieten. Nichts desto weniger aber trieben die Kinder am Sonntag vor Fastnacht das Geld zusammen; und obschon am folgenden Tage, dem „rnesenden" Montag, das Trinken durch den Gerichtsboten bei einer Strafe von drei Goldgulden nochmals verboten worden war, so wurde dasselbe doch an diesem Tage bis zum Abend in der Schule fortgesetzt. — Am andern Morgen fand der Scholtis bereits um ½8 Uhr in der Schule zwei Knaben bei einer Teute Bier; er jagte die Jungen heraus, schloß die Schule und steckte den Schlüssel ein. — Hierdurch aber hatte der Scholtis die Bewohner Afferdens auf die Beine gebracht. Sie glaubten ihre Kinder in ihren Gerechtsamen schützen zu müssen und sandten sofort eine Deputation an den Scholtis, die den Schlüssel herausfordern und die Aufrechterhaltung einer Gerechtigkeit, „welche von 100 zu 100 Jahren im Gebrauche gewesen," verlangen solle. Der Scholtis indessen erklärte, daß er die Schule nur öffnen lasse, im Fall der Lehrer unterrichten wolle, und wies sie ab. Nun suchten die Einwohner, an ihrer Spitze der rebellische Gerichtsbote und die Schöffen, die Schule auf andere Weise zu öffnen, was ihnen auch mittelst eines Diebsschlüssels gelang. Es wurde Bier herbei gebracht und diesen und den folgenden Tag (Aschermittwoch) bis zum Mittag von der Schuljugend lustig gezecht.

Wie wir erfahren, hat diese Sitte sich an der Maas bis zur neueren Zeit erhalten. In Swalmen wurde sie Anfangs dieses Jahrhunderts also gefeiert. Die Knaben, auf den Köpfen Hüte von buntem Papier, zogen in feierlichem Aufzug durch das Dorf von Haus zu Haus, voye jagend. Zwei der Pfiffigsten unter ihnen führten dabei das Wort, in scherzhafter Weise Geld, Würste, Eier und dergleichen erbittend. Die Hausfrau holte dann etwas von dem Geforderten hervor und legte es in die von einem der Knaben getragene Kiepe. In den Fastnachtstagen selbst wurde das so Erjagte heiter und lustig verzehrt und in der Schule Bier getrunken. Aehnlich geschah dies zu Gribbenvorst. L. v. L.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind ferner eingegangen:

Von Sr. Majestät dem Könige von Hannover 500 Thlr. Von v. St. aus Berlin 3 Thlr. Vom Major a. D. Burggrafen und Grafen zu Dohna auf Bothkeim 5 Thlr. Vom Großherzoglich Hessischen Minister-Präsidenten Freiherrn v. Dalwigk zu Darmstadt 10 Thlr. Vom Landrath des Kreises Hirschberg v. Graevenitz ferner gesammelt und eingesandt 4 Thlr. Vom Obersten und Kommandeur der 12. Cavallerie-Brigade Grafen Wilhelm zu Stolberg-Wernigerode 2 Friedrichsd'or. Vom Major a. D. und Landrath des Kreises Ober-Barnim Grafen v. Haeseler auf Harnecop 10 Thlr. Vom Major im 4. Oberschlesischen Infanterie-Regiment (Nr. 63) von Prittwitz 2 Thaler. Vom Major a. D. v. Wolframsdorff zu Berlin 1 Frd'or. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,666 Thlr. 10 Sgr.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck u. Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 5. Berlin, den 30. Januar 1861. Nr. 5.

1. Heinrich von Wedell, General der Kavallerie z. D. und General-Adjutant Seiner Majestät des Königs. Rechtsritter seit 1854. † zu Berlin 22. Januar 1861.

2. Friedrich Wilhelm Julius Clamor Graf von dem Bussche-Ippenburg genannt von Kessel, Kammerherr, Landrath a. D. und Majoratsbesitzer auf Ippenburg bei Osnabrück. Ehrenritter seit 1830. † zu Ippenburg 19. Januar 1861.

3. Carl Graf von Einsiedel, Kaiserl. Königl. Oesterreichischer Kämmerer und Oberstlieutenant a. D., Mitglied der Königlich Sächsischen ersten Kammer, auf Wolkenburg. Ehrenritter seit 1835. † zu Dresden 20. Januar 1861.

Das Kranken- und Siechen-Haus der Westphälischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens auf dem Königlichen Schlosse Altena.

Auf der nördlichsten, nach drei Seiten hin steil in die Thäler abfallenden Kuppe eines von Süden nach Norden streichenden Gebirgs-Rückens, an dessen Fuße sich der Nette-Bach mit den raschen, ewig klaren Fluthen des Lenne-Flusses verbindet, liegt — umgeben von hohen, mit Laubholz bedeckten, pittoresken Gebirgen — die alte Burg der Grafen von Altena-Mark.

Sie thront auf dieser Kuppe hoch erhaben über und gleichsam umkränzt von der Stadt, der sie den Namen gab, deren fleißige Bewohner dem Wasser und dem Gebirge in den überaus engen Thalsohlen den Raum zu ihren lang gedehnten Wohnplätzen abgewonnen haben.

Bietet auch jetzt die malerische, von Jedem bewunderte Landschaft, — nachdem in den untern Thalabhängen der Wald der Garten-Cultur gewichen ist, — nachdem die reichen Wasser-Gefälle zu Fabrikanlagen aller Art geführt haben, und eine Straße, ja eine Eisenbahn! die gewundenen Gebirge vielfach durchschneidet, — das Bild des regsamsten Lebens; so erinnern doch andere Standpunkte, von welchen aus die Thäler verschwinden, noch immer an die öde Wildniß der Wölvesecke, — welcher Name noch im Munde der Bewohner lebt — zu den Zeiten Otto's III. in welche der Chronist Levold von Northof, gestützt auf alte Schriften des Cistercienser-Klosters Altenberge, die Gründung der Burg verlegt*).

Wie allmählich die Lande der Grafen von Altena-Mark sich erweiterten zu dem ansehnlichen Länder-Gebiete von Jülich, Cleve, Berg, Mark und Ravensberg, welches der 1609 kinderlos verstorbene Herzog Johann Wilhelm hinterließ; und wie nach langem Erbfolgestreite zunächst die Lande Cleve, Mark und Ravensberg an das Haus Brandenburg, Jülich und Berg aber an Pfalz-Neuburg gelangten, bis es endlich im Jahre 1815 dem Könige Friedrich Wilhelm III. glorreichen Andenkens vorbehalten war, alle diese Lande unter seinem Zepter zu vereinigen, dies darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

Unverkennbar legte diese Erwerbung im Westen mit der fast gleichzeitigen im Osten unter dem Kurfürsten Johann Sigismund den ersten Keim zu der Größe unserer Monarchie. —

Eingedenk dieser historischen Erinnerungen zollte denn auch unser nun in Gott ruhender König und Herr Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz dieser Burg seiner mütterlichen Ahnen das lebhafteste Interesse.

Allerhöchstdesselben wiederholte Besuche der alten Burg auf der Wölvesecke bilden den Glanzpunkt der neueren Geschichte derselben. Allerhöchst Seiner Munificenz verdankt sie die Erhaltung ihrer alten Ueberreste, so wie die Verschönerung des Schloßhofes und seiner nächsten Umgebungen durch sinnig angelegte Promenaden und Anpflanzungen von einheimischen Bäumen und Sträuchern, die im Frühlinge die alterthümlichen Ruinen mit einer Blüthenpracht umgeben. —

Jetzt dienen die Ueberreste der alten Burg, — aus welcher die früheren Besitzer ihre glorreichen Waffen Jahrhunderte lang fast zu allen wichtigen Fehden der betreffenden Landestheile trugen und darin meistens die Entscheidung gaben, — aus welcher Graf Engelbert III. (1353) seine Wallfahrt zum heiligen Grabe antrat, und schon im folgenden Jahre zu den deutschen Rittern nach Preußen zog, um seine siegreichen Waffen gegen die heidnischen Litthauer zu tragen — —, zu friedlichen Zwecken. Das

*) Levold's von Northof Chronik der Grafen v. d. Mark ꝛc. von Dr. Troß. Hamm 1859 p. 36 ff. berichtet diese Sage, deren geschichtlicher Ungrund jedoch (vergl. die Nachschrift) auf der Hand liegt. D. R.

Johanniter-Kreuz schmückt, den Eingang des, außer dem großen Thurme, erhaltenen Hauptgebäudes, seitdem Se. Majestät Allergnädigst geruht hatten, der Genossenschaft der Ritter des Johanniter-Ordens der Provinz Westphalen die Gründung eines Siechen- und Krankenhauses auf Allerhöchst Seinem Schlosse Altena zu gestatten.

Die desfallsige Allerhöchste Cabinetsordre vom 12. Januar 1856 lautet wörtlich:

„Nachdem der Wunsch der Genossenschaft der Ritter des Johanniter-Ordens der Provinz Westphalen, ein evangelisches Siechen- und Krankenhaus auf Meinem Schlosse Altena zu gründen, Meinen Beifall erhalten hat, will ich auf die Vorstellung jener Genossenschaft vom 28. Juni v. J. Sie hierdurch ermächtigen, die disponiblen Gebäude, Baulichkeiten und Grundstücke Meines Schlosses Altena in der Grafschaft Mark, insbesondere das sogenannte Kommandanturgebäude nebst Zubehör, mit dem Stallanbau des nördlichen Giebels, dem Treppenthürmchen und der Ruine des sogenannten Pulverthurms, den beiden beim Schlosse vorhandenen Brunnen, deren Mitbenutzung der Gefängnißanstalt, so lange solche auf dem Schlosse sich befindet, unbenommen bleibt, und allen zum Schlosse gehörigen für das Siechen- und Krankenhaus zu verwendenden nutzbaren Grundstücken, zur unentgeldlichen widerruflichen Benutzung für solchen Zweck, der gedachten Genossenschaft in der Art zu überweisen, daß selbige, sowie sie Gebäude und Baulichkeiten übernimmt, auch solche zu unterhalten, respective für ihre Zwecke auf ihre alleinigen Kosten einzurichten hat, die baulichen Veränderungen aber nicht ohne Ihre vorher dazu einzuholende Genehmigung treffen darf. Im Uebrigen soll durch vorstehende Ueberweisung bezüglich der dem Domainenfiscus obliegenden Unterhaltung Meines Schlosses Altena und der dasselbe umgebenden Promenaden und Schmuckanlagen nichts geändert werden, so wie letztere insbesondere auch dem Publikum vor wie nach mit gewidmet bleiben sollen.

Berlin, den 12. Januar 1856.

(gez.) Friedrich Wilhelm.

contras. von Bodelschwingh."

An den Finanz-Minister.

Nachdem unterm 19. April 1856 die Uebergabe der Realitäten erfolgt, demnächst die mannigfachen, an dem sogenannten Kommandanturgebäude durchaus nothwendigen baulichen Herstellungen und die Einrichtung für vorläufig 6 Krankenbetten getroffen waren, wurde die Anstalt am 10. Juni 1857 vom Commendator, Staatsminister Freiherrn von Bodelschwingh zu Haus Heyde feierlich eröffnet.

Sie bestand damals aus 2 Kellern im Kellergeschosse, — aus einer größeren Kranken-, einer kleinen Wohn-, einer Schlaf-Stube für die vorstehende Diakonissin, einem Schlafkabinette für die Magd, einem Vorraum und einer Küche in dem Erdgeschosse, — aus 2 großen Krankenstuben, und einer Wärterstube in dem ersten Stock — und aus 2 kleinen Krankenzimmern und einem großen Bodenraum unter dem Dache. Im Anbau an der Nordseite befand sich ein Viehstall und eine nothdürftige Badestube.

Außer der großen Unvollständigkeit der ersten Einrichtung, die eine Folge der geringen Fonds der wenig zahlreichen Genossenschaft in der überwiegend katholischen Provinz Westphalen war, hatte die junge Anstalt trotz der aufopferndsten Pflege der Diakonissen anfänglich mit Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten aller Art zu kämpfen.

Das letzte halbe Jahr 1857 wies nur 23 Kranke mit 760 Pflegetagen nach; das Jahr 1858 79 Pfleglinge mit 1742 Tagen, das Jahr 1859 schon 96 mit 2606, und das verflossene dürfte 200 Kranke mit 4545 Pflegetagen überschreiten; — ein Resultat, auf welches nach so schwachen Anfängen wohl mit einiger Genugthuung zurückgesehen werden kann!

Zur Zeit befindet sich die Anstalt bereits im Besitze von 30 Krankenbetten, wovon jedoch die letzten 8 noch nicht mit allem Zubehör versehen werden konnten, weil die Diakonissen in den letzten Monaten übermäßig durch die Pflege allein in Anspruch genommen wurden.

Außer den vorgedachten Räumen enthält die Anstalt jetzt in dem ersten Stocke des Krankenhauses die zu einer Isolir-Krankenstube umgewandelte Schlafstube des Wärters, wogegen für diesen eine solche in dem Treppenthürmchen, und darüber eine Vorrathskammer neu eingerichtet sind. Auf dem Bodenraum sind Latten-Abschläge für die Wäsche hergerichtet, und ein Leichenhäuschen an dem großen Thurme erbaut. Der Brunnen in dem ersten Kellerraume unter der Ruine des Rittersaales ist mit einer Pumpe versehen.

Vor Allem aber gereicht der alten Burg zur Zierde und der Anstalt zum wesentlichen Nutzen der jetzt vollendete Ausbau der alten Ruine des sogenannten Pulverthurms, der sich auf der innern Schloßseite an das Krankenhaus anlehnt. Im einfachen, alterthümlichen Stile aufgeführt, enthält er im ersten Stock, 12 Fuß hoch über dem Schloßhofe, ein hohes, geräumiges, halbrundes Krankenzimmer, eine Stube für die pflegende Diakonissin und einen Vorraum, im zweiten Stock 2 ähnliche Stuben für gefährliche ansteckende Kranke, und darüber einen Bodenraum für die Wäsche derselben.

Möge das Haselhuhn*) des ersten Grafen von Altena auch ein gutes Omen für das fernere Gedeihen der Johanniter-Kranken-Anstalt sein! L. v. H.

Noch etwas über die Burg Altena.

An die ehrwürdigen Reste der Burg Altena knüpft sich eine theuere Jugend-Erinnerung des Herausgebers; so sei es ihm denn erlaubt, an dieser Stelle einer Wanderung zu gedenken, die derselbe unter der Bezeichnung: „Galerie westphälischer Burgen" im Jahre 1822 in der von seinem Freunde E. Knesel in Herford herausgegebenen Zeitschrift „Westphalen und Rheinland" veröffentlicht hat. Im 41. Stück heißt es hier, nach einer Schilderung des schönen Lenne-Thales zwischen Elsey und Altena:

„Was die Geschichte der Burg Altena betrifft, so läßt sich solche mit Gewißheit nur bis in die erste Hälfte

*) Als nach der von Northoff berichteten Sage zur Zeit Kaiser Otto's III. zwei Brüder aus dem römischen Geschlechte der Ursiner den Berg, die Wulfes-Ecke genannt, zur Erbauung der Burg, der man den Namen Altena gab, ausersehen, galt es für ein glückliches Zeichen, daß ein Haselhuhn auf- und einem der Brüder in den Schooß flog. D. H.

des 12. Jahrhunderts verfolgen; alles, was über dies Zeitalter hinausfällt; alles, was von der Abstammung der Grafen von Altena aus dem römischen Geschlechte der Ursiner in den Chroniken erzählt wird, ferner die Ableitung des Namens von all zu nah in Bezug auf die benachbarte Feste Arnsberg; fällt zum Theil in das vorgeschichtliche Gebiet der Mythe, zum Theil in jenes unkritische Zeitalter zurück, wo die edelsten Geschlechter Deutschlands wenigstens von Römern, Griechen oder Trojanern abstammen mußten und der Entstehung jedes Namens eine Geschichte zum Grunde gelegt wurde. Diplomatisch gewiß läßt sich die Herkunft der Grafen von Altena aus dem Geschlechte der Grafen v. Berg zu Altenberge ableiten.— Von dieser Zeit an tritt Altena als Wohnsitz einer der edelsten Familien Deutschlands, aus denen die nachmaligen Beherrscher der Lande Mark, Berg, Jülich, Cleve, Ravensberg hervorgegangen sind, hell und bedeutend hervor unter den Burgen Deutschlands. Tapferkeit und Klugheit, Beharrlichkeit und Weisheit vergrößerten, befestigten und bereicherten die Besitzungen dieses Hauses, dessen Macht die bedeutendste war unter den zahlreichen Dynastien Westphalens. Aber wie ist der Glanz aus diesen nun verödeten Mauern gewichen? Die Feste Altena, einst der Sitz der Edelsten, ward herabgewürdigt zur Aufbewahrung der Verworfensten des Volkes, zum Landesgefängniß. Zwar befanden sich die Sträflinge nicht mehr dort, als ich die traurigen Reste der alten Burg (im Jahre 1812) besuchte; sie waren nach Werden gebracht, weil sie in den verfallenen Gemäuern nicht gehörig mehr bewacht werden konnten; allein die vielen Ketten, Zwinger und Folterwerkzeuge erinnerten noch zu lebhaft an die letzte Bestimmung dieser entweiheten Mauern, daß ich gern in das Thal hinabstieg, um mich der Thätigkeit und Wohlhabenheit zu freuen, die hier unten wohnt."

Dieser Rückblick lenkt aber unmittelbar mit Gefühlen des Dankes unser Auge auf die veränderte Gegenwart. Bei der edelen Bestimmung, welche die Räume der Burg, vor Allen durch die Munificenz des nunmehr in Gott ruhenden Königlichen Herrn erhalten haben, will es uns fast erscheinen als die Erhörung eines frommen Gebetes, welches in der Form einer tiefen Klage aus der Seele eines der edelsten Patrioten drang, eines Patrioten, an den wir gern erinnern, J. F. Möllers „des Pfarrers von Elsey", der in einem, im Frühjahr 1800 niedergeschriebenen Aufsatze, betitelt: „die Burg Altena, was einst sie war, was jetzt sie ist" in einer Weise sich ausgesprochen hat, wie in jener Zeit nur Wenige über den Adel deutscher Nation und die Blüthe ritterlichen Lebens der Vorzeit dachten, fühlten und sprachen.

Es ist gewiß erhebend, das heutige Jetzt dem damaligen Jetzt gegenüber zu stellen. Wir folgen Möllers Worten:

„Die Burg Altena, im süderländischen Gebirge der Grafschaft Mark, war in den Jahrhunderten des Mittelalters die Wohnung der Edelsten mit unter den Edlen Westfalens; sie war das Stammhaus eines der ältesten und berühmtesten Häuser Deutschlands, des Hauses der Grafen von Altena-Mark, der nachmaligen Herzöge von Cleve, Berg, Jülich ꝛc., welches in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts mit den Häusern Habsburg und Hohenzollern auf gleicher Stufe stand, und nachmahls mit diesen und den ersten Häusern Europens durch Heirathen sich verschwägerte. — Man lasse die Grafen und Herzöge vorübergehen, welche seit dem 12. Jahrhundert bis hin auf den letzten clevischen Herzog sich einst immer, und nachmals eine längere oder kürzere Zeit sich dort aufgehalten haben — welche eine lange ehrwürdige Reihe! Selbst Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große hielt es seiner nicht unwerth, noch im vorigen Jahrhundert einige Tage daselbst zu verleben. Damals war die Burg Altena der Mittelpunkt alles dessen, was in der weiten Gegend umher groß war und Glanz um sich her verbreiten wollte; sie war der Sitz der höchsten Ehre, die von ihr ausging und zu ihr zurückströmte.

Man halte dagegen ihre jetzige Ansicht und Bestimmung. Jene stellt dem Auge Trümmer dar, an denen fast keine Spur ehemaliger Herrlichkeit sichtbar ist. Mauern, die den Einsturz drohen, oder schon Schutt sind. Diese — sie dient gegenwärtig zum allgemeinen Landesgefängniß und zur Aufbewahrung des hiesigen Abschaums der menschlichen Gesellschaft. —

Einst durfte in den geweihten Kreis des dortigen Burgfriedens kein Verbrecher treten, jetzt bringt man diese dahin aus allen vier Weltgegenden der Grafschaft Mark zusammen. Einst saßen in den dortigen Zimmern und Thürmen nur — in den Fehden gefangene Grafen, Bischöfe, Ritter und Knappen, bis sie der Friede oder das Lösegeld befreyte; jetzt Mörder, Räuber und Diebe. In dem Saale, wo einst unsere alten Grafen und Herzöge mit ihren Edlen über Sachen, die Ritter-Ehre betrafen, Hof hielten und entschieden, instruirt jetzt der Kriminalrichter mit seinem Schreiber den Inquisitionsprozeß. In den Gemächern, wo einst Gräfinnen und Herzoginnen mit ihren Fräulein am Nähramen Stickereyen fertigten, oder goldene und silberne Kleinode für die, unten im Bongard turnierenden Ritter bereiteten, um sie als Kampfpreise auszutheilen, klirren und rasseln jetzt Handschellen, Ketten und Geschmeide von ganz anderm Metall, Gewicht und Art; spinnen jetzt Kindermörderinnen Flachs und Diebe Wolle. Wo einst die edelsten Thaten der Vergangenheit und Gegenwart der Inhalt der Gespräche waren, wo einst die Herzen den edelsten Empfindungen sich öffneten, wo einst in den Hallen die Gesänge hoher Liebe, Ritterehre und reiner Freuden schalleten, erzählen einander jetzt Banditen ihre Abscheulichkeiten, und schamlose Bösewichter ihre verübten Greuel.

Einst hatte jedes Amt und jede Stadt in der Grafschaft Mark ihre eigenen Gefängnisse. Diese wurden baufällig. Man erbat sich von dem großen Könige das Stammhaus seiner Vorfahren, die Burg Altena, zum allgemeinen Landes-Gefängnisse und erhielt sie dazu. Die das thaten, hatten die gute Absicht, ihrem Lande die Erbauung neuer Gefängnisse zu ersparen. Dieses war durch den siebenjährigen Krieg verarmt; ihm geschahe eine Wohlthat dadurch, die Dank verdient. Zwar hätten Britten und andere Völker, die einen anderen Charakter und anderen Nationstolz, als wir, besitzen, den ehrwürdigsten Boden ihres Landes nicht dazu gewidmet und lieber einige tausend Thaler Schulden mehr gemacht. Wir Markaner denken darunter anders und solider. Unser Charakter, unser Nationstolz sind die: Wir benutzen eine Sache, gleichviel wozu, so lange nur noch etwas an ihr brauchbar ist. —

Nebenbey stellt uns dann auch die jetzige Bestimmung der Burg Altena ein rührendes demüthigendes Bild des Wechsels der Dinge und der Vergänglichkeit menschlicher Herrlichkeit auf. Wer sagt uns, was über ein paar Jahrhunderte aus den erhabensten Werken der Baukunst und den prächtigen Palästen unsers Zeitalters mag geworden seyn! — Die ihr von Ewigkeit träumt und von Unsterblichkeit redet, schwache hinfällige Menschen, leset die Geschichte, beseht, was um euch her im Schutt liegt, und werdet bescheiden. Vorüber geht alles; verschwunden ist, was einst groß war! Nichts als die schwachen Schatten der Erinnerung ist von ihm übrig geblieben.

Man lieset in keiner Chronik ꝛc., daß im Mittelalter von der Burg Altena einer der dort eingesperrten Ritter und Knappen entsprungen sei. Die Burgmänner, welche sie bewachten, waren Männer, die ihren Dienst verstanden. Die Hermandads des jetzigen Criminalgerichts entließen vormals die Verbrecher so häufig, daß diese den Gang nach Altena nur als eine Promenade betrachteten, von der man nach Belieben um und nach Hause kehret, wann und so oft man will. Es waren wohl die Geister der abgeschiedenen Edlen, die zürnend ob der Schmach ihrer alten hochberühmten Burg die Riegel öffneten und von ihr das Gesindel verjagten." L. v. L.

Adels-Genossenschaften.

Es ist immer eine erfreuliche Erscheinung, wenn deutsches Wesen sich irgendwie Bahn bricht; in dieser Richtung erblicken wir namentlich, wie in socialen Kreisen je nach den Gliederungen der Gesellschaft wieder angeknüpft wird an das alte Band, das längst zerrissen, an die alte Form, die längst verbraucht schien; wir sehen überall Genossenschaften und Einigungen entstehen von Solchen, die sich gegenseitig angehören, die gemeinsame Stellung, gemeinsamen Zweck haben im großen Vaterlande. Bei diesen erfreulichen Erscheinungen ist es nun in's Besondere von Bedeutung, daß der Adel — dieser Stand, der am meisten verloren hat, und am meisten angefeindet, ja sogar einmal schon in Abgang decretirt worden ist — zu der Erkenntniß gekommen ist, daß neben der theilweise unbedeutenden politischen Stellung, die ihm hier und da noch geblieben ist, es hauptsächlich der sociale Weg sei, auf dem er wieder zur Geltung, zur Bedeutung in der Nation gelangen könne, sobald er nur auf dem nationalen Standpunkt steht. In seinem Besitz, seinen Wirthschaften, seiner Intelligenz, seiner einflußreichen gesellschaftlichen Stellung liegt sein Schwerpunkt, seine Kraft, und die dadurch ermöglichte Unabhängigkeit nach Oben und Unten bietet ihm Mittel genug dar, nebst dem Vaterlande auch sich und seinen Familien zu nützen. Das geschichtliche Bewußtsein, des Hauses Sitte, die Erziehung der Kinder in dieser Sitte und im Geiste des Standes, — all' das sind große Unterlagen für ihn, um das Gebäude zu stützen oder wieder darauf neu zu gründen, wo es durch den destructiven Hauch der Neuzeit baufällig geworden sein sollte. Unter diesen Verhältnissen aber erscheint es fast als nothwendig, daß der Adel sich wieder genossenschaftlich zusammenschaare, sei es auch in kleinen Kreisen, in der Form der alten Ritterstube oder Trinkstube, um wenigstens gesellig zusammen zu halten, den Geist seiner Zusammengehörigkeit wieder zu erwecken und zu pflegen. Sehen wir ja an den zahllosen Vereinen, die in unserem Vaterlande bestehen, wie sie anfangs vereinzelt und unbedeutend, später erstarkt und mit Central-Vereinen an der Spitze, Bedeutung und Einfluß erlangen. Warum sollte das nicht dem Adel auch gelingen, sofern er fest hält an seiner Idee und seinem nationalen Beruf? — Großes ist nie auf einmal geworden, es hat immer klein anfangen müssen und ist nach und nach groß gewachsen. In jeder Stadt, ja auf dem Lande, wo der Adel zerstreut wohnt, lassen sich solche Adelsgenossenschaften bilden. Fern vom politischen Treiben nur für das Interesse des Standes, das Wohl der Familien wirkend, werden sie bald ein freundliches Band um die Angehörigen schlingen und sie näher an einander knüpfen. So besteht in Nürnberg eine Adelsgenossenschaft, „die Kronen-Gesellschaft", so hat sich in Württemberg eine Genossenschaft, „der Georgen-Verein", gebildet*), und dem Vernehmen nach soll in Baden ein ähnlicher Verein sich zu bilden im Begriff stehen.

Wie dankbar wäre es anzuerkennen, wenn Mittheilungen über ähnliche Bestrebungen des Adels im weiten deutschen Vaterlande gemacht würden, auf daß das Einzelne bekannt und vielleicht dereinst ein großes Ganzes daraus werde! — W. H.

Literatur.

Stammtafel und Beiträge zur älteren Geschichte der Grafen Schaffgotsch von Rudolph Stillfried Graf von Alcántara. Mit zwei Abbildungen und zwei Ahnentafeln. Berlin b. R. Decker. 1860. 4.

Diese Monographie ist auch bezeichnet als 1. Heft der: „Beiträge zur Geschichte des schlesischen Adels", und zwar ein Separat-Abdruck aus dem Werke: „Geschichtliche Nachrichten vom Geschlechte Stillfried von Rattonitz 1. 123—176."

Drei dem Namen nach heute verschiedene, im Wappenbilde jedoch wesentlich übereinstimmende Geschlechter, ragen als Sprossen des Stammes, der in älteren Meissenschen und Lausitzischen Urkunden Scof, Schof, d. i. Schaf (Ovis) genannt wird, in die Gegenwart hinein. Es sind dies die Schaffgotsche, vornehmlich in Schlesien, die Gotsche zumeist in Preußen und die Dallwitze in der Lausitz. Nicht aber können wir uns der Ansicht anschließen, daß auch die bereits im 12. Jahrhundert in Franken und Tyrol, so wie die seit dem 14. Jahrhundert in den Niederlanden vorkommenden Geschlechter des Namens Scof, Schaf, Schaep jenem Stamme angehören, oder auch nur unter sich eine Stammes-Gemeinschaft haben können. Die Wappen-Verschiedenheit steht dem schon hinreichend entgegen.

Eine frühere Abhandlung über „das gräfliche Haus Schaffgotsch" im Archiv für Geschichte, Genealogie, Diplomatik ꝛc. Stuttgart 1846 S. 236—242 geht noch einen Schritt weiter. Sie nimmt einen gemeinsamen Ahnherrn nicht bloß für die Schaffgotsche und Dallwitze, sondern auch für die in Polen durch Reichthum und Ansehen bekannten Grafen Zalusky und die in den Niederlanden in Ober-Yssel begüterten Vicomtes de Daru an. Es fehlen hierfür jedoch alle Beweise. L. v. L.

*) Um nähere Auskunft über diese und ähnliche Genossenschaften wird für diese Blätter dringend gebeten. D. H.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Premier-Lieutenant im 3. Garde-Ulanen-Regiment Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,671 Thlr. 10 Sgr.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 6. **Berlin, den 6. Februar 1861.** **Nr. 6.**

Alexander Wilhelm Carl Friedrich Theodosius von Levetzow, Domherr zu Magdeburg und Halberstadt, auf Kläden. Ehrenritter seit 1814. † zu Kläden 29. Januar 1861.

Anna-Stiftung.

Der Commendator Oberst a. D. von Rochow auf Schloß Stülpe hat zur Verstärkung seiner Stiftung vom 2. Januar 1857 für Krankenpflege und zur Erfüllung noch anderer damit im Zusammenhange stehender Zwecke im Anschluß an dieselbe, durch Urkunde vom 27. Juli 1860 unter dem Namen „Anna-Stiftung" eine Stiftung für die Bedürftigen der Ortschaften Stülpe (Schloß und Dorf) Holbeck, Liessen, Schmielkendorf und Riesdorf, vornemlich zur Unterstützung in Krankheiten und Siechthum, sonst aber auch bei Arbeitsunfähigkeit und Unglücksfällen aller Art, gegründet, und diese Stiftung mit einem Kapitale von 2000 Thlr. dotirt. Davon soll für jetzt nur die Hälfte der Zinsen zur Verwendung kommen, während die andere Hälfte bis zu einem gewissen Zeitpunkte zum Kapitale geschlagen wird, da der Stifter dasselbe nur als einen Kern betrachtet, der sich auf diese Weise verstärken soll und dem fernere Schenkungen zugewandt werden mögen.

Zum beständigen Executor der Stiftung ist der Convent der brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens ernannt und solche unter den Schutz und die Oberaufsicht des Durchlauchtigsten Herrenmeisters und des Ordens-Kapitels gestellt worden.

Das Johanniter-Kreuz in den Fahnen der Preußischen Armee.

Eine kurze Notiz in der „Geschichte des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem" von A. v. Winterfeld, auf S. 751:

„Im September 1702 errichtete der König für den Markgrafen Albrecht Friedrich ein neues Infanterie-Regiment, das zu Ehren seines Chefs, des Herrenmeisters, auf den Fahnen, Trommeln und den Borten der Spielleute das Johanniter Kreuz erhielt,"

regte bei Gelegenheit historischer Forschungen über die Fahnen und Standarten der Brandenburgisch-Preußischen Truppen, zu weiterem Eingehen in den Gegenstand an, wodurch sich herausstellte, daß sogar bis zum Jahre 1806 wirklich das Johanniter-Kreuz ein Emblem der Fahnen desjenigen Regiments war, welches einen Prinzen des Königlichen Hauses zum Chef hatte, der zugleich als Herrenmeister dem Johanniter-Orden vorstand.

Wir wollen zunächst das bestimmt Nachweisbare zusammenstellen.

In der Privat Bibliothek König Friedrich Wilhelms III., jetzt im Besitze Seiner Königlichen Hoheit des Kronprinzen, befindet sich ein Band in Quer-Folio, „Abbildungen der Regimentsfahnen unter König Friedrich Wilhelm I., vom Jahre 1713 bis 1740, und darin zeigt sich die Leibfahne (bekanntlich hatte die erste Compagnie jedes Regiments eine weiße, die übrigen Compagnien jede eine sogenannte Regimentsfahne in der bezeichnenden Farbe) weiß mit einem rothen achtspitzigen Kreuz und die Regimentsfahne roth mit dem weißen achtspitzigen Kreuze der Johanniter.

Das Regiment Nr. 19 der alten Armee (1806. Prinz von Oranien und in Folge der unglücklichen Ereignisse jenes Jahres aufgelöst, so daß nur die Invaliden-Compagnie in die 1809 errichtete 4. Kurmärkische Provinzial Invaliden-Compagnie übergehen konnte) wurde 1702 errichtet, um in Holländischen Sold gegeben zu werden, marschirte auch mit 12 anfangs noch schwachen Compagnieen nach den Niederlanden, wo wir es bei der zweimonatlichen Belagerung von Kaiserswerth in Thätigkeit finden. Wie damals durchgängig, wurde es aus Abgaben schon bestehender Regimenter gebildet, und zwar aus dem Graf Dohna'schen (Nr. 4.), dem Krummensee'schen (Nr. 5.), dem Markgraf Ludwig'schen (Nr. 7.) und dem Herzog v. Holstein Beck'schen Regiment zu Fuß (Nr. 11.). Schon auf dem Marsche nach den Niederlanden zeigte sich, daß die Compagnieen zu schwach waren, und die Holländischen Commissarien reklamirten gegen die Kosten, welche dieses Regiment mache, da alle Offizierstellen und prima plane vollständig besetzt, die Mannschaft aber bei Weitem nicht vollzählig sei. Es wurden also die Garni-

sonen von Cüstrin und Colberg beordert, sofort die nöthigen Mannschaften zur Complettirung des neuerrichteten Regimentes nachzusenden.

Dieses Regiment führte also das Johanniter-Kreuz unzweifelhaft in der Fahne. So wenig sich Regel und Uebereinstimmung in Farbe und Emblemen der Fahnen und Standarten jener Zeit erkennen läßt, so steht doch fest, daß das Enblem auf der Regimentsfahne sich auf der weißen Leibfahne in der Grundfarbe der Regimentsfahne wiederholte. Die Zeichnung war bei beiden Arten von Fahnen dieselbe, nur die Farben waren anders. Da nun die Regimentsfahnen roth waren, und das weiße Johanniterkreuz über die ganze Fläche des Fahnentuches führten, so mußte dieselbe Form des Kreuzes in der weißen Leibfahne roth sein.

Ob dies Gegenstand einer besonderen Königlichen Verleihung war, um die Würde des Johanniter-Herrenmeisters auch als Regiments-Chef zu ehren, oder ob es willkürliche Anordnung des Markgrafen-Herrenmeisters gewesen, darüber hat sich im Kriegs-Archive nichts ermitteln lassen. Aus der angeführten Stelle in v. Winterfelds Geschichte geht dies nicht deutlich hervor, und für andere Regimenter läßt sich der Beweis selbstständiger Emblematisirung der Fahnen und Standarten von Seiten ihrer Chefs oder Commandeurs führen. Allerdings liegt in diesem Falle, bis zum urkundlichen Beweise des Gegentheils, die Wahrscheinlichkeit einer Königlichen Verleihung oder doch Bewilligung vor, denn wir werden im Jahre 1762 einer Continuität des Johanniter-Kreuzes in den Fahnen eines andern Herrenmeister-Regimentes begegnen.

Ein Ordenskreuz in einer Brandenburgischen Fahne kommt zum Erstenmale urkundlich im Jahre 1699 bei dem damaligen Markgraf Christian Ludwig'schen Regimente zu Fuß vor. Sein damaliger Commandeur, Oberst v. Stille, berichtet darüber unterm 9. März 1699 aus Stargardt, auf den Kurfürstlichen, an alle Regimenter der Armee ergangenen Befehl, eine genaue Beschreibung der Fähnlein und Estandarten, sowie der Paukenfahnen nach Berlin zu senden, wie folgt:

„Bey mir seindt 8 Fähnlein vorhanden, davon 1 weiß und 7 von Carmoisinrothem Tafft. In der Mitte ist im weißen Felde der Churfürstliche Rothe Adler mit einem Churhute. An den 4 Seiten des Adlers ist Sr. Markgräflichen Durchlaucht ineinander geschlungener güldener Name C. L., Jeder mit einem Churhute und zwischen diesen Namen 4 Ordens-Kreutze mit umgebenden grünen Palmenzweigen u. s. w. u. s. w."

Leider sind diese Ordens-Kreuze nicht näher bezeichnet, und es liegt keine Gewißheit darüber war, ob es das Kreuz des Ordens de la Générosité vor, als dessen Mitglied Markgraf Christian Ludwig in dem bekannten Wohlbrück'schen Verzeichnisse aufgeführt wird, oder das Johanniter-Kreuz, da bekanntlich Markgraf Christian Ludwig von seinem älteren Bruder, Markgraf Carl Philipp, am 7. Februar 1694 zum Johanniter-Ritter geschlagen wurde, und der Kurfürst selbst bei diesem besonders feierlichen Ritterschlage zugegen war. Markgraf Christian Ludwig erhielt das Regiment im Jahre 1695, und zwar nach dem Tode seines ältern Bruders, des Herrenmeisters Carl Philipp vor Casale.

Danach könnte die Frage entstehen, ob das Regiment nicht auch schon während der Zeit, wo Markgraf Carl Philipp Chef dieses Regimentes war, das „Ordenkreuz" in seinen Fahnen geführt, denn der Markgraf erhielt das Regiment 1688 und wurde 1693 Herrenmeister des Johanniter-Ordens; dann ließe sich freilich die Verleihung des Rechtes zur Führung dieses Kreuzes in den Fahnen schon in die Kurfürstenzeit setzen. Dem scheint aber die v. Winterfeld'sche Notiz zu widersprechen, daß erst 1702 ein neu errichtetes Regiment diese Auszeichnung erhielt. Wäre dies schon bei dem Regimente Nr. 7, welches ja nacheinander die beiden Markgrafen Carl Philipp und Christian Ludwig zu Chefs gehabt, eingeführt oder gebräuchlich gewesen, so würde es kaum einer besonderen Erwähnung bedurft haben, um so mehr, als ja mehrere Compagnien des Regimentes Nr. 7 in das 1702 neugebildete Nr. 19 übergingen, also auch ihre Fahnen mitgebracht haben werden, in denen sich, wie wir aus dem Bericht von 1699 wissen, 4 Ordens-Kreuze befanden.

Es können diese 4 Ordenskreuze daher sehr wohl die Kreuze des Ordens de la Générosité gewesen sein, dessen Mitglieder bekanntlich die sämmtlichen Prinzen des Kurfürstlichen Hauses waren. Interessant wäre es aber jedenfalls, wenn irgendwie ein Beweis beizubringen wäre, daß das Regiment Nr. 7 schon unter dem Markgrafen Carl Philipp ein Johanniterkreuz in seinen Fahnen geführt. Dann wäre die Continuität, welche für das 18. Jahrhundert feststeht, auch schon für das 17. bewiesen. Ist man auch bereit, dies für die Zeit von 1693 bis 1695 anzunehmen, wo der Chef des Regiments zugleich Herrenmeister war, so würden doch die Vier Ordenskreuze unter einem Chef, der nur Ritter des Johanniter-Ordens, nicht Herrenmeister war, Zweifel erregen müssen.

Jene Abbildungen im Fahnenbuche König Friedrich Wilhelm's I. stammen unzweifelhaft aus dem Jahre 1729 her. Die Zahl der Regimenter beweist dies; andere Beweise liegen in der Sache selbst, und in jenem Jahre war Markgraf Albrecht Friedrich Chef des Regiments Nr. 19, blieb es auch bis zu seinem Tode 1731, wo ihm sein Sohn, Markgraf Carl, sowohl in dem Herrenmeisterthume des St. Johanniter-Ordens, wie als Chef des 19. Infanterie-Regiments folgte. Das Regiment war eines der berühmtesten der Armee, denn es hatte, nachdem es aus holländischem Solde in Preußische Dienste zurückgetreten war, 1706 in der Schlacht bei Turin mit Auszeichnung gefochten. Das 1. Bataillon ging 1707 wieder nach Brabant, während das 2. die Belagerung von Toulon mitmachte. Im Jahre darauf wechselten beide Bataillone; denn wir finden das 1. bei Oudenarde und das 2. in Italien. Bei Malplaquet war 1709 wieder das ganze Regiment zusammen und focht so tapfer, daß es sich die besondere Gunst des damaligen Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelm's I., erwarb, und bekanntlich vergaß es dieser König während seiner ganzen Regierung keinem Officier und keinem Truppentheil, den er selbst bei Malplaquet hatte tapfer fechten sehen. Später stand das 1. Ba-

taillon mit vor Mons und das 2. 1710 vor Acre; 1711 das 1. vor Bouchain, während das 2. bei dem Beobachtungs-Corps blieb; 1715 endlich zeichnete es sich, abermals unter den Augen des Königs, bei der Belagerung von Stralsund und bei dem Sturme auf die Peenemünder Schanze aus, bei welchem Letzteren es ungewöhnlich viele Leute verlor. Von da an blieb es in seinen Garnisonen Berlin und Cüstrin, bis zum Tode seines Chefs, der am 31. Juni 1731 erfolgte.

Leider sind keine Fahnen-Abbildungen aus der Zeit von 1731 bis 1762, während welcher nun Markgraf Carl Herrenmeister war, vorhanden. Da er aber Chef desselben Regimentes wurde, welches sein Vater als Herrenmeister gehabt, so läßt sich wohl annehmen, daß das Johanniterkreuz, und zwar in denselben Farben, den Fahnen verblieb. Denn die Grundfarbe in den Fahnen ändert sich während des 18. Jahrhunderts erweislich nicht. Nur der Wahlspruch: Nec soli cedit! über dem zur Sonne fliegenden Adler, änderte Friedrich II., als er zur Regierung kam, im Jahre 1741 in pro gloria et patria, wie denn auch die Namenszüge in den vier Ecken des Fahnentuches und in der Fahnenspitze aus F. W. R. in F. R. verändert wurden.

Als der Herrenmeister, Markgraf Carl, am 22. Juni 1762 starb, und Prinz August Ferdinand von Preußen Herrenmeister wurde, verlor das Regiment Nr. 19 das Johanniterkreuz aus seinen Fahnen und erhielt dafür in der weißen Leibfahne ein sehr schmales, senkrecht stehendes rothes Kreuz und ein rothes Mittelschild, in welchem der schwarze Preußische Adler mit Schwert und Donnerkeil und die Legende sich in einem weißen Bande befindet. Die Regimentsfahnen erhielten ein eben so schmales weißes Kreuz, über welches ein zweites eben solches, aber in der Form des Andreaskreuzes, liegt, so daß ein achtarmiges Kreuz erscheint. Das Mittelschild ist hier weiß, das Legendenband roth. Damit ist jede Spur des Johanniterkreuzes aus den Fahnen des alten Herrenmeister-Regimentes Nr. 19. verwischt, und blieb es bis zur Auflösung desselben im Jahre 1806.

Prinz August Ferdinand war schon seit dem Jahre 1743 Chef des Regimentes Nr. 34, welches erst im Jahre vorher aus dem 2ten Bataillon des Regimentes Nr. 15 errichtet worden war. Er hatte dies Regiment also schon 20 Jahre, als er am 12. September 1762 zum Herrenmeister erwählt wurde. Welche Prozedur nun vorgenommen wurde, um das Johanniterkreuz in die blauen Fahnen des Regiments Nr. 34. zu übertragen, ist bis jetzt nicht zugänglich gewesen. Als Urkunde liegt aber die „Fahnen-Tabelle von der Königlich Preußischen Infanterie vom Jahre 1774 in der Kriegs-Ministerial-Bibliothek" vor, welche die Fahnen des Regimentes „Prinz August Ferdinand" folgendergestalt zeigt.

Leibfahne: weiß mit dem hellblauen Johanniterkreuze, welches das ganze Fahnentuch ausfüllt, so daß seine 8 Spitzen die Ränder desselben berühren. Das Mittelschild ist ebenfalls hellblau mit silbernen Lorbeerzweigen umgeben. Die Legende: pro gloria et patria befindet sich in einem weißen Bande, die Krone über dem Mittelschilde. Die Königl. Namenszüge in den Ecken und die Granatflammen in der Mitte der 4 Seiten sind silbern.

Regimentsfahnen: blau mit dem weißen Johanniterkreuze, weißem Mittelschilde und blauem Legenden-Bande. Sonst die ganze Zeichnung dieselbe wie bei der Leibfahne und alle Verzierungen von Silber.

Diese Fahnen führte das Regiment bis zum Jahre 1806, wo es ebenfalls aufgelöst wurde.

Die blaue Färbung des achtspitzigen Kreuzes auf der Leibfahne hat zu der Annahme geführt, das Regiment habe als besondere Auszeichnung in der Leibfahne das Kreuz des schwarzen Adler-Ordens, und in den Regimentsfahnen dasjenige des Johanniter-Ordens gehabt. Diese Annahme entspringt aber aus oberflächlicher Anschauung, ohne auf das Wesen der Sache einzugehen.

Allerdings findet sich auch das Emblem des schwarzen Adler-Ordens, und zwar seine Ordenskette, auf den Fahnen eines der alten Preußischen Regimentes, aber es hat damit eine durchaus andere Bewandtniß als mit den Herrenmeister-Regimentern; ja es bleibt, bis sich entscheidendes Material auffinden läßt, unerklärt, mit welcher Berechtigung überhaupt das Regiment Nr. 40. (1806 v. Schimonsky und aufgelöst) das Emblem der Kette des schwarzen Adler-Ordens in seinen Fahnen geführt.

Dieses Regiment hat seinen Ursprung in Sachsen-Eisenach, wo es Herzog Wilhelm Heinrich im Jahre 1732 auf den Etat von 3 Bataillonen errichtete und in Kaiserliche Dienste gab. In diesen wohnte das Eisenach'sche Regiment dem Feldzuge am Rhein bei, wo König Friedrich II. jedenfalls Gelegenheit gehabt, das Regiment zu sehen, da er als Kronprinz diesen thatenlosen Feldzug mitmachte. Nach Beendigung desselben reducirte Herzog Wilhelm Heinrich die 3 Bataillone auf eins und überließ dieses 1740 in Preußische Dienste, wo es sofort durch Rekruten aus dem Reiche wieder auf 2 Bataillone gebracht und auf den Etat eines vollständigen Preußischen Regimentes gebracht wurde. Der ganze amtliche Schriftwechsel, die Ueberlassung des Eisenach'schen Regimentes in Preußische Dienste betreffend, befindet sich im Königl. Geheimen Staats-Archive.

Herzog Wilhelm Heinrich war Ritter des schwarzen Adler-Ordens. Das Jahr, in welchem er es wurde, findet sich in dem Verzeichniß der Stammliste von 1803 nicht angegeben. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß der König ihm seinen Orden gerade bei Ueberlassung dieses Regimentes verliehen*). Jedenfalls ist er es nicht vor dem 4. Januar 1729 gewesen, wo sein Vater Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen-Eisenach starb, welcher ebenfalls Ritter des schwarzen Adler-Ordens war und den Orden am 13. Juli 1708 erhalten hatte. Uebrigens starb Herzog Wilhelm Heinrich bald nach dem Uebergange seines Regimentes in die Preußische Armee, und zwar 1741, wodurch das Regiment Nr. 40, den Generallieutenant v. Grävenitz zum Chef erhielt.

In dem erwähnten Schriftwechsel findet sich nichts, was die Erscheinung der Kette des schwarzen Adler-Ordens

---

*) In dem Verzeichniß der 177 Personen, welchen Friedrich der Große während seiner 46jährigen Regierung den Schwarzen Adler-Orden verliehen, zusammengestellt von Preuß in Ledebur Allg. Arch. XVII. 32—58, ist Herzog Wilhelm Heinrich nicht zu finden; er wird demnach schon von König Friedrich Wilhelm I. den Orden erhalten haben. D. H.

in den Fahnen des Regimentes Nr. 40. und zwar von 1741 an bis 1806, erklärte. Sie sind dunkel-lilla, haben im weißen Mittelschilde, welches von einem goldgestickten Baroque-Rahmen umgeben ist, den Preußischen Adler in derselben Form, wie alle anderen Fahnen der Armee, die Legende in einem weißen Bande, die Namenszüge, Granatflammen und Krone in Goldstickerei. Rund um das Mittelschild hängt nun die Kette des schwarzen Adler-Ordens mit neun Rundgliedern und 8 Adlergliedern, unten das Ordenskreuz selbst. Analog dem schon für alle anderen Fahnen der Armee Angeführten war die Leibfahne weiß mit genau derselben Zeichnung, das Mittelschild dunkel-lilla und das Legenden-Band weiß.

Bekanntlich wurde die Kette des schwarzen Adler-Ordens nach dem Tode seines Stifters, König Friedrich I., 1713, nicht mehr verliehen; eben so wenig wurde sie öffentlich von den früher damit Beliehenen getragen, ja sie kam bald ganz aus dem Gedächtnisse, bis König Friedrich Wilhelm IV. sie wieder einführte. Es ist unwahrscheinlich, daß König Friedrich II. gerade dieses Emblem den Fahnen des neuen Regimentes verliehen haben sollte, da kein anderes Preußisches Regiment, von denen doch viele Ritter des schwarzen Adler-Ordens zum Chef hatten, etwas Aehnliches besaß.

Dagegen ließe sich vielleicht annehmen, daß sich dieses Emblem bereits in den für das Sachsen-Eisenach'sche Reichs-Contingent gebräuchlichen Fahnen überhaupt befunden, und zwar seit dem Jahre 1708, wo Herzog Johann Wilhelm Ritter des schwarzen Adler-Ordens wurde und damals also auch bei der Investitur die Kette erhielt. Die deutschen Fürsten liebten es, die Ordensdecorationen, welche sie von Kaisern und Königen erhielten, auf ihren Wappenschildern, Siegeln und Fahnen anzubringen, so namentlich den Elephanten-Orden, das goldene Vließ u. s. w. Für den Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth läßt sich dies nachweisen. Die Kette des schwarzen Adler-Ordens war ein besonders zierender und auffälliger Schmuck; immerhin möglich, daß schon Herzog Johann Wilhelm sie der Fahne seines Contingents hinzufügte, Herzog Wilhelm Heinrich sie also bereits vorfand, und das Emblem auf diese Weise mit in den Preußischen Dienst überging. Bis zur Beibringung eines urkundlichen Beweises hat diese Vermuthung wenigstens eine Berechtigung durch analoge Erscheinungen.

Das blaue achtspitzige Kreuz in der Leibfahne des alten Infanterie-Regimentes Nr. 34. ist also nicht das Kreuz des schwarzen Adler-Ordens, sondern das in der Regimentsfahnenfarbe gefärbte Johanniter-Kreuz, ebenso wie jenes scharlachrothe in den Fahnen des Regimentes Nr. 19 bis zum Jahre 1731.

Auch jetzt ist der durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens Chef eines Infanterie-Regimentes, des 2ten Brandenburgischen Grenadier-Regimentes (Nr. 12.). Wäre es nicht eine für die ganze Armee, seit ihrer Reorganisation im Jahre 1808, geltende Vorschrift, daß die Fahnentücher überhaupt nicht mehr erneuert werden sollen, so würde sich die Continuität eines Anspruches auf das Johanniterkreuz in seinen Fahnen für das jetzige Herrenmeister-Regiment aus dem Angeführten ergeben. Die Fahnentücher sind gegenwärtig für die ganze Armee gleich emblematisirt und gefärbt. Nur das Leib-Grenadier- (1. Brandenburgische) Regiment (Nr. 8.), das 2. Pommersche (Colberg) Grenadier-Regiment (Nr. 9.) und das Pommersche Füsilier-Regiment (Nr. 34.), so wie diejenigen Garde-Bataillone, welche aus den beiden ersteren hervorgegangen sind, hatten eine besondere Inschrift auf ihren Fahnen, welche jetzt, seit 1834, da die Tücher längst zerrissen und nicht mehr vorhanden, durch besondere Fahnenbänder ersetzt sind.

Beide alte Herrenmeister-Regimenter Nr. 19 und 34 sind aufgelöst worden, und hat kein Uebergang von Depots, Ranzionirten oder ganzen Abtheilungen in die 1808 neu reorganisirte Armee stattgefunden.

Aber ein durchlauchtiger Fürst des Königl. Hauses ist wieder Chef eines Infanterie-Regimentes!

L. Schneider.

Miscellen.

Die Johanniter-Ritter sollten und mußten alle von gutem Adel sein. »Wer aber (nach §. 1 der Statuten) einmal ein Ritter dieses hohen Ordens ist, kann von keinem Menschen mehr, wer er immer sei, seines Adels wegen angefochten werden.« (Längenfeld kurzgef. Gesch. d. Malteser-Ordens S. 71.)

Von dem Verfasser des Neuen rheinischen Antiquarius (H. v. Stramberg) sagt J. H. Hennes cod. dipl. ord. S. Mariae Theutonicorum, Vorrede XIII: »daß man bei ihm immer nachfragen möchte, wenn man über facta der Rheinischen Geschichte Belehrung sucht, der gleichsam ein Meer von Historien mit sich herumträgt und dem man, wenn er die Schleusen öffnet, zuzuhören nimmer müde würde.«

Literatur.

Ferd. Altmüller, (Protest.) Pfarrer zu Ropperhausen in Kurhessen. Carsta, oder Heilkunst und Christenthum. Die Lehre der geistlichen Krankenpflege bei besondern einzelnen Krankheiten enthaltend. Zugleich als specieller Theil zu dem unter dem Titel „Bethesda" erschienenen Werklein des Verfassers: Die geistliche Krankenpflege im Allgemeinen betreffend. Cassel 1860. 8. (220 S.) 15 Sgr.

Für Geistliche bestimmt. Des Medicinischen ist viel zu viel. Dem Landgeistlichen soll einige allgemeine Kenntniß der gesunden und kranken Körper so wenig fehlen, als jedem Gebildeten; aber er wird dann einer zuverlässigeren Führung als der eines Laien bedürfen. H.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Major a. D. v. Graeve zu Breslau 5 Thlr. Vom Großherzogl. Hessischen Kammerherrn v. Charrière zu Lausanne 5 Thlr. Vom Kammerherrn Freih. v. Ziegler-Klipphausen auf Schloß Dambrau 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,686 Thlr. 10 Sgr.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 7. Berlin, den 13. Februar 1861. Nr. 7.

1. Julius Heinrich Carl Friedrich Graf von Pourtalès, Wirklicher Geheimer Rath, Ehrenritter seit 1825. † 30. Januar 1861 zu Clarens bei Vevey in der Schweiz.

2. Friedrich Bernhard August Graf von der Osten-Sacken, Großherz. Mecklenb.-Schwerinscher Oberst a. D. Ehrenritter seit 1825. † 2. Februar 1861 zu Schwerin.

Nachrichten aus Syrien.

Laut der am 9. d. Mts. hier eingegangenen Nachrichten sind die beiden Bevollmächtigten des Ordens, Oberst Graf v. Bismarck-Bohlen und Rittmeister Graf v. Perponcher, sowie Rittmeister v. Bassewitz, Oberstabs-Arzt Dr. Wendt und die 4 Brüder aus dem Evangelischen Johannesstift hierselbst, nach einer wegen der ungünstigen Jahreszeit 19 Tage langen Ueberfahrt am 23. Januar wohlbehalten in Beirut eingetroffen.

Augenblicklich ist daselbst hinlänglich für die kranken Flüchtlinge gesorgt, indem das anglo-amerikanische Unterstützungs-Comité dort ein Krankenhaus mit 70 Betten etablirt hat und die Anlage eines zweiten Hospitals durch dasselbe in naher Aussicht steht, das den Diakonissen aus Kaiserswerth übergeben werden wird. Dagegen soll die Noth der Christen in Damaskus und Saïda (Sidon) sehr groß sein.

Dies hat die beiden Bevollmächtigten bestimmt, sich am 24. Januar nach den genannten Orten zu begeben, um festzustellen, in welchem derselben von ihnen eine provisorische Thätigkeit am geeignetesten zu eröffnen sein wird.

Sobald weitere Berichte eintreffen, werden wir dieselben in diesem Blatte mittheilen.

Aufgabe und Pflichten des modernen Johanniterritters.

Man hört nicht selten von Johannitern und Nicht-Johannitern die Meinung äußern, daß den Rittern der wiederaufgerichteten Balley Brandenburg nicht genug Gelegenheit geboten sei, der Aufgabe und den Pflichten ihres Ordens nachzukommen, weil die noch geringe Zahl der Kranken- und Siechenhäuser nur einer sehr beschränkten Anzahl von Rittern gestattete, als Curatoren dieser Anstalten thätig zu sein. Das ist allerdings eine sehr irrige Ansicht, die einen außerordentlich beschränkten Begriff von der Wirksamkeit unserer Ordensmitglieder voraussetzt. Wenn den Johanniterrittern keine andere Aufgabe gestellt wäre, als den wenigen Krankenhäusern als Curatoren zu dienen und das obligatorische Eintrittsgeld nebst den laufenden Beiträgen an die Balley-Kasse oder an die Schatzmeister der resp. Genossenschaften zu zahlen, dann wäre freilich die erhabene und großherzige Absicht unseres hochseligen Königs, Majestät, bei der Neubelebung der Balley Brandenburg schlecht erreicht, und die wiedererweckte Corporation gliche einer im Keim erstickten Pflanze, ohne Saft, ohne Kraft, ohne Nutzen und ohne Zweck. Glücklicherweise ist dem aber nicht so: sondern dem modernen Johanniterritter ist ein so ungeheurer Wirkungskreis eröffnet, daß es seinen Anhängern niemals möglich werden wird, ihn gänzlich auszufüllen. Um diesen Wirkungskreis aber klar zu erkennen, muß man einen Unterschied zu machen wissen, zwischen den Pflichten, die einem auferlegt werden und denen, die man sich selber auferlegt. Wer eben nur thut, was von ihm verlangt wird, was er also gezwungen ist zu thun, der erhält sich eben nur nothdürftig auf dem Niveau einer äußeren Pflichterfüllung, die hart an die Unterlassungssünde streift und des gediegenen Werthes entbehrt. In solcher nothdürftigen Pflichterfüllung mag sich der beschränkte Beamte bewegen, der seine, ihm gestellte, Lebensaufgabe handwerksmäßig abarbeitet, dem aber der innere Trieb fehlt, über die engere Grenze seiner Aufgabe hinauszugehen und mehr zu thun, als es seine Pflicht erheischt. — Der Johanniterritter darf sich aber nie zu jener bedeutungslosen Klasse von Menschen zählen, die gut aufgezogenen Maschinen gleichen, sondern er soll sich über jene Masse erheben, wie die Fahne über das Regiment. — Wenn er daher nur die ihm vorgeschriebenen Zahlungen leistet, so liefert er auch nur die nothwendigen Mittel zur Bestreitung der Ausgaben des Ordens. Dazu brauchen wir aber keine evangelische Adelscorporation; das kann jede andere Gesellschaft auch. — Was aber den Johanniterritter auszeichnen soll vor der großen Masse, das sind jene vorerwähnten Pflichten, die er, im richtigen Verständniß seiner Aufgabe, sich selber auferlegt, und die Ausübung dieser Pflichten findet er überall, wohin sein Auge sich nur wendet; denn sie besteht

in dem Walten lassen der christlichen Liebe und Barmherzigkeit, in dem Festhalten an einer wahren ritterlichen Gesinnung und in dem vorleuchtenden Beispiel eines ehrenwerthen, tadellosen Lebenswandels. Wer diese selbstauferlegten Pflichten erfüllt, der wird der echte Träger der Principien des Ordens sein, in den er freiwillig getreten ist, nicht aus hohlem Eitelkeitsgefühl, sondern aus tiefem, innerem Bedürfniß. Wer seine Aufgabe von diesem Standpunkte aus betrachtet, wird nicht mehr klagen, daß ihm ein zu enger Wirkungskreis angewiesen sei; sondern er wird erstaunen über die Größe desselben und wird darauf bedacht sein müssen, sich einen kleinen Theil davon abzuzirkeln, um seine Thätigkeit nicht zu zersplittern, und um das, was er thut, zu durchgreifender Wirkung zu gestalten. Wie viel Noth und Elend giebt es in dem Lande, in der Stadt, in dem Hause, das wir bewohnen? Man braucht sich nur umzuschauen, so strecken sich bittende Hände nach uns aus, oder ein klagendes Auge erzählt uns in stummer, aber sehr beredter, Sprache eine Episode aus dem Elende seines Lebens! Helfen! Helfen! Das ist die Aufgabe des Johanniterordens; sei es durch materielle, sei es durch geistige Mittel, sei es durch Geld, sei es durch Rath, sei es durch ein segenbringendes Beispiel. Und wenn der Johanniterritter diese Aufgaben erfüllt, aus innerstem Drange heraus, als wahres Herzensbedürfniß, dann wird unser Orden auch geliebt und populär werden im Volke, wie er es früher war im fernen Mittelalter; dann wird unser Orden segensreich zurückwirken auf den ganzen evangelischen Adel, dessen Kern er sein soll, und auf die ganze Menschheit überhaupt, die er mit seiner Liebe umfaßt und die ihn dann wieder mit Liebe umfassen wird. Die Herstellung dieser Harmonie und Gegenseitigkeit ist unsere Aufgabe und unser Ziel. — A. v. W.

Die Burg Eltz an der Eltz.

Das wenig Bekannte hat so entschieden einen Reiz und seinen bestimmten Werth, daß man es manchem Besitzer schöner Gegenstände kaum verdenken kann, wenn er dieselben den Augen der profanen, im Urtheile schnell fertigen Welt entziehend, sie allein genießen will, und in diesem ausschließlichen Besitze einen doppelten Genuß findet.

Eine solche verborgene Blume ist die an einem schnell fließenden klaren Bache mit steilen Weinbergen gelegene reizende Burg Eltz. Nicht ohne einige Mühe ist die spröde, geheimnißvolle Jungfrau zu erreichen, um die einst Balduin von Trier zudringlich warb, ja ihr eine zweite, nun freilich zerstörte Burg, Trutz-Eltz, zur Seite legte, um sie zu brechen.

Ist man von Coblenz aus mit dem Lokalschiffe der Mosel aufwärts bis Moselkern gefahren, so muß man, da dies nur gegen Abend zu erreichen möglich ist, in Moselkern noch geduldig die Nacht bleiben und kann dann, wenn's Wetter hält und der Fuhrmann kommt, noch am anderen Morgen der ersehnten Burg zufahren. Endlich ist Alles gelungen; der Einspänner hält vor der Thür, er geht ab, gleich durch die Eltz. Anfangs ist das Thal weit und frei, es wird indessen mit jedem Schritte enger, abwechselnd erheben sich mühsam angelegte Weinberge, bald wechseln schön bewaldete Abhänge mit starren Felswänden. Man fährt zum großen Theil durch Haselgesträuch, das ganz ungezwungen den romantisch gesinnten Reisenden beständig in's Gesicht schlägt! Wehe, wenn Regenwetter eintritt oder man die Ausgänge nach einem Gewitter passiren muß. Dreizehnmal durchfährt man den rauschenden Eltzbach, oft geht's steil hinunter, oft kann man das jenseitige Ufer nur schwer wieder gewinnen; aber immer ist das Auge gespannt nach vorn gerichtet, hinter jeder Felswand, jedem Berg glaubt man die Burg zu erspähen. Endlich erscheint Trutz-Eltz; neugierig wendet man sich ihr zu, aber die Zeit fehlt, und Nichts zeichnet sie von anderen Trümmern aus — bald aber zeigt sich auch Eltz in seiner reizendsten Ansicht.

Eine Reihe längst verflossener Jahrhunderte baute an einem hochragenden Schlosse, das nun so seltsam, so bunt, so einzig — ein Ueberbleibsel längst entschwundener ritterlicher Zeit — in unser ganz nützliches, industrielles Zeitalter hineinreicht, daß man staunend und überrascht dem alten Rittersitze der edlen Herren, nachmals Grafen von Eltz, das viele berühmte historische Männer hervorgebracht, wie einem in ganz unmodischem Costüme erscheinenden Greise zurufen möchte: „Wo willst Du hin, alter Narr; wer hieß Dich so seltsam ausstaffirt hier unter uns jungen Menschen der Gegenwart Dich herumtreiben?" Aber ernst und bedeutsam antwortet der jugendliche Greis: „Wer heißt Dich mich stören! willst Du Jahrhunderte ihrer genügsamen Einsamkeit verlachen? tritt näher und laß Dir erzählen; siehe mein inneres Leben und meine Erfahrungen, und gehe dann weiter Deinen prosaischen Weg — aber schmähe nicht mich und meine Zeit!"

Schnell folgt man der Mahnung, betritt den steilen Fußpfad, die Auffahrt verschmähend über die steinerne Brücke, und eilt beim einzeln stehenden Wachthause mit dem Thurme, dem Außenwerke zur Vertheidigung des Einganges, vorüber. Welch' seltsame Masse von Holz und Stein umgeht man, erst eine Ansicht von Außen zu gewinnen, man schaut empor zu den drolligen Ausbauten, zu den hundert Erkern, zu den Fachwerketagen auf den graubraunen Mauern von heimischem Stein.

Ein hohes Schieferdach mit mannigfaltigen Zinnen und Thürmchen, unregelmäßige Fenster, Gallerien, gothische Anbaue, kurz eine Physiognomie, wie sie uns selten ein altes Schloß geboten! Auf einem ziemlich steilen Felsen steht hier, auf 3 Seiten von der Elz umflossen, ein Juwel der Ritterzeit, von höheren bewaldeten Bergen umgeben, ernst, düster und unzugänglich wie ein altes Raubnest. Trübe und unsicher, Wolken treibend lag der Himmel wie die Geschichte der Burg harmonisch über dem Ganzen. Keine Aussicht, Alles begrenzt, muß, wer hier leben will, Dichter oder Jäger sein, muß in sich haben, sich genügend aus sich leben. Flüchtig beschaut man die außen liegenden Ställe und Wirthschaftsgebäude, endlich zieht man zagend die Glocke an dem kaum zu findenden Eingangsthor — die Thür springt auf, man muß über eine Schwelle treten — ein dunkler, gewundener Gang führt in einen tief liegenden Hof, der von einem höher liegenden durch Stufen und Geländer getrennt ist. Man muß noch einmal schellen um Menschen zu rufen; endlich erscheint eine

Magd am Fenſter, man trägt ihr die Bitte vor, das Schloß zu ſehen — ſchweigend geht ſie, geſchäftig mit dem großen Schlüſſelbunde, vorauf!

Mir war, als müßten die alten Ritter mit den Burgfräulein im ſeltſamſten Coſtüme auf die neugierigen Fremden aus den Fenſtern herunterſchauen und unzufrieden warten, was für arme Menſchenkinder ſie in ihrer längſt vergangenen Zeit belauſchen wollten. Aber Niemand empfing uns, ja ſelbſt die nöthigſten Erklärungen waren dem dienſtbaren Geiſte ungeläufig, und dafür mußte man Gott danken, denn gewöhnlich wiſſen dergleichen Cicerone nicht was ein Gegenſtand iſt, ſondern ſie wollen das Urtheil machen und loben oder erklären gerade nur das, was man ſieht oder worüber man anderer Meinung iſt. Wie ſeltſam war jene entſchwundene Zeit: nie tritt ſie uns lebendiger an, als im Zimmer mit ſeinem Geräthe, alles ſo eng, ſo düſter, faſt traurig, die kleinen Fenſter geben nur nothdürftig Licht, in den Niſchen der Fenſter befinden ſich Bänke von Stein. Man muß erſt einige Holzſtufen erſteigen, um an's Fenſter zu kommen, dann ſieht man ſchwindelnd den Felsrand hinab in das munter fließende Waſſer, und die Höhe gewahrend faßt man unwillkürlich nach der Fenſterbrüſtung — man könnte ja in einem der wagehalſigen Ausbaue ſtehen, die jeden Augenblick vom Hauptbau ſich loszulöſen drohen.

Einen beſonderen Reiz gewährt immer das alte Hausgeräth; man denke ſich die Menſchen dazu, die im alten Coſtüme die Wand als Bild ſchmücken — wie die Hausfrau das Tiſchzeug, die Wäſche in der eichenen geſchnitzten Truhe verwahrt, die alte Stickerei vom Staube reinigt, nachdenklich den Stammbaum betrachtet, mit der Reihe bunter Wappen; ihre Stirn wölkt ſich, wenn ſie der rüſtigen, abweſenden Söhne, des Mannes gedenkt: nur die Töchter blieben im Hauſe. Wo finden ſie tapfre und mannhafte Männer?

Iſt man eine Zeit lang in den nie regelmäßig geformten Räumen fortgeſchritten, die oft verſchieden hoch liegen, durch Stufen getrennt ſind und abwechſelnd bald nach dem Hofe, bald nach dem Aeußeren der Burg die Fenſter zeigen; ſo weiß man nicht mehr, in welcher Etage und welcher Himmelsgegend man ſich befindet. Einen Abſchnitt gewährt endlich der größere Ritter- oder Speiſeſaal, mit einigem alten Rüſtzeug, einem merkwürdigen Kronleuchter, aus einer Jungfrau im Hirſchgeweihe beſtehend, mit Pokalen, Gewehren, Schilden und Jagdgeräthſchaften. Es iſt unmöglich, bei ſo flüchtiger Beſichtigung mit Klarheit und einiger Folge die Reihe der ſonderbaren und merkwürdigen Räume in der Erinnerung zu verfolgen; nur eines Zimmers mit ſchönem gothiſchen Balcon und eines Schlafzimmers ſei noch gedacht, in welchem als einziges Möbel ein hohes, altes Gardinenbett prangt, in das nur mittelſt einer Leiter zu gelangen iſt. Hier hatte man vor einigen Jahren einen Maler einquartiert, der, von der maleriſchen Schönheit der Burg angezogen, um jeden Preis die Nacht im Schloſſe zubringen wollte, um am folgenden Tage die angefangenen Studien zu vollenden. Mit größter Reſignation und wahrem Heroismus ſtieg der Muſenſohn die Leiter hinan ins Gardinenbett. So lange das Licht aushielt, ging's ganz leidlich; aber ſchon umgaukelten ihn phantaſtiſche Geſtalten; halbſchlummernd erſchreckten ihn unerklärliche Geräuſche, endlich wurde es zu toll! Beinahe war das Licht zu Ende, da eilte er, nothdürftig coſtümirt, zum Caſtellane ſich zu retten.

Ja wahrlich, ſchon bei hellem Tage konnte man ſich graulen (wie der Berliner klaſſiſch ſagt); ich hatte Mitleid mit dem Muſenſohne!

Nachdem wir in aufmerkſamer Eile das Innere des Schloſſes geſehen, ſtiegen wir auf halsbrechender, ſteinerner Wendeltreppe aus den beengenden Zimmern in den Hofraum herab, eine angenehme Abwechſelung; hatte man doch wieder ein Stück Himmel über ſich, wenn der Hof auch, dem merkwürdigen Baue analog, eben ſo eng, winklig und ſonderbar, wie das Gebäude ſelbſt iſt. Nimmt man im Hofe auf dem höheren, mit breiten Steinen belegten Raume, gegenüber dem Eingange, ſeinen Standpunkt, ſo hat man den tiefliegenden Hofraum vor ſich, auf deſſen ſchmalſter Seite links zwei Thüren oder Gewölbe ſich zeigen; das links liegende iſt das Eingangsthor der Burg, das rechts liegende iſt getheilt, eine Wendeltreppe führt nach oben, eine zweite zu dem Keller.

Jedes Syſtem verſchmähend, ſcheint nur das Bedürfniß oder harmloſe Laune hier ein Conglomerat aus verſchiedenſtem Material, Auf- und Anbaue, die jeder Beſchreibung trotzen, geſchaffen zu haben. Das Gothiſche iſt beim Steinbau herrſchend; ein Erker zur Linken, getragen von eckigen Säulen, macht einen reizenden Mittelgrund, während der tiefliegende Hintergrund jene dunklen, geſättigten Töne zeigt, die von ſo maleriſcher Wirkung ſind; alte Stein-Kugeln füllen eine Ecke des Hofes. Schornſteine, Giebel, Thürmchen auf und an dem Schiefer- und Ziegeldache, das von verſchiedener Höhe iſt, trennen den Bau. Die Fenſter ſind ebenfalls ganz verſchieden und unregelmäßig, nach Bedürfniß vertheilt, jenem Hauſe vergleichlich, das Jean Paul ſich erbauen wollte.

Eine Reihe der ſchönſten Studien und nach dieſen die intereſſanteſten Bilder ſind durch den geſchickten Pinſel jenes oben erwähnten Malers entſtanden.

Man hat die Geſchichte ſo vieler Geſchlechter und Burgen; es iſt uns nicht bekannt, ob die des Geſchlechtes und der Burg Eltz vorhanden iſt. Sicherlich giebt indeſſen der Rheiniſche Antiquarius uns ſchätzbares Material dazu. Ludwig XIV., jener rückſichtsloſe Zerſtörer der Rheiniſchen und Pfälziſchen Burgen und Städte, ſchonte dieſe reizende Burg, weil ihr Beſitzer ein franzöſiſches Regiment commandirte.

Das Geſchlecht, welches noch gegenwärtig im Beſitze ſeiner Stammburg und des Erbmarſchallamtes im Erzſtift Trier, auch im Herzogthum Naſſau begütert iſt, hat ſeinen Hauptgrundbeſitz gegenwärtig in Ungarn. Ein Glied deſſelben, das die Campagne in Jütland mitmachte, iſt den Officieren jener Zeit wohl bekannt. — Die Burg aber möchten wir jedem Reiſenden, der in die Gegend jenes heimlichen Winkels kommt, angelegentlich empfohlen haben.

G. v. K.

Literatur.

Diplomatische Beiträge zur Geschichte Pommerns aus der Zeit Bogislafs X. Herausgegeben von Dr. A. Klempin. Berlin b. A. Bath. 1859. VIII. u. 628 S. 8.

Mit dem Tode Herzog Bogislafs X., dessen Regierung für die Entwickelung Pommerns so wichtig ist, schließt, da nach ihm die Zeiten der Akten anfangen, das Zeitalter der eigentlichen Original-Urkunden ab. Mit der Vorarbeit von Regesten über die Regierungszeit des Herzogs beschäftigt, entdeckte der Herausgeber verschiedene Schriftstücke aus dieser Periode, welche keine eigentliche Urkunden waren, auch größere Zeiträume umfaßten; so daß sie sich nicht füglich unter die Daten der Regesten einreihen ließen. So entstand als Vorläufer des Regestenwerkes vorstehende Sammlung, die der Veröffentlichung um so werther schien, als diese Schriftstücke „zu einer tieferen Erfassung damaliger Pommerscher Zustände und hervorragender Persönlichkeiten, als sie selbst Thomas Kantzow's lebensvolle Zeichnung bietet, wesentlich beitragen".

Wir beschränken uns hier auf die Hervorhebung desjenigen, was für die Geschichte des Johanniter-Ordens von Interesse und neu ist.

Zunächst enthält das Register der Verwaltung des Bisthums Cammin während der Jahre 1489—1494, geführt von dem Domkantor und Bisthumsverweser Georg Putkammer, folgende Notizen:

Am 15. November 1490 wird der Johanniter-Ordens-Bruder Otto Treptow zu der durch den Tod des Herrn Conrad Baruth erledigten Vicarie in der St. Marien-Pfarrkirche zu Pasewalk präsentirt. (S. 26.)

Am 6. Februar 1491 präsentirt der Joh.-Ordens-Meister (Richard von der Schulenburg) den Heinrich Weddekint zur Vicarie in der Marienkirche zu Stargard, die durch Resignation des Jacob Faber erledigt war, und am folgenden Tage präsentirt derselbe Ordens-Meister den Anton Blome für die durch den Tod des Nolaf Boesz vakant gewordene Vicarie des heiligen Drei-Königs-Altars in der St. Johannis-Kirche zu Stargard. (S. 37.)

Am 9. Juli 1492 präsentirt der Herrenmeister Georg von Schlabberndorf (venerabilis ac religiosus vir dominus Georgius Slaberendorp ord. S. Johannis domus hospitalis Ierosolm. per Marchiam, Saxoniam, Pomeraniam etc. Magister et preceptor generalis) an Stelle des verstorbenen Pfarrers Erasmus Stenbrugk den Herrn Jacobus Brasche als Pfarrer der Stadt Arnswalde. (S. 63.)

Tessen Kleist Comthur zu Zachan (Szuchan) präsentirt am 18. Februar 1493 für die Pfarre in Gr. Schlatikow den Nicolaus Block, nachdem der Pfarrer Peter Snewulff resignirt hatte. (S. 92.)

Der Herrenmeister Georg v. Schlabberndorf besetzt am 21. Februar 1494 den Altar Gottes, seiner Mutter Maria und Aller Heiligen in der St. Johannis-Kirche zu Stargard mit dem Clericus Johann Stans an Stelle des verstorbenen Theodor Schulenburg und mit dem Vicarius Mathias Rolete. (S. 131. 132.)

Historisch interessanter noch sind für die Ordens-Verhältnisse die Camminer Statuten. Sie belehren uns, daß der Herrenmeister und der Comthur zu Wildenbruch dieses Schloß (castrum Wildenbruck) nach Erbrecht inne hatten, und bei Strafe der Excommunication und des Interdictes für dasselbe und die dazu gehörigen Dörfer gehalten waren, auf Verlangen alljährlich auf die Dauer von 2 Monaten sechs mit Lanzen bewaffnete Krieger und 24 Pferde dem Bischof zu stellen, auch dem Bischof selbst mit seinem Gefolge, wenn er nach dem Schlosse komme, Einlager und Verpflegung auf 1 Tag und 1 Nacht zu gewähren. (S. 385.) Andere Leistungen hatte der Orden dem Bischof und Stifte Cammin in Beziehung auf die dem Orden angehörigen Pfarrer und Geistlichen zu Königsberg, Arnswalde, Quartschen und „der Mussel- und von anderen Besitzungen zu entrichten, mit Ausnahme der Stadt Neu-Stargard an der Ihna und Neu-Schlawe in Hinter-Pommern (S. 393), von denen die Pfarrer aber nicht minder mit Androhung von Bann und Interdict verpflichtet waren, den Bischof, wenn er dahin komme, 24 Stunden zu beherbergen und zu bewirthen. (S. 395. 398.)

Die übrigen, unter der Bezeichnung Memorabilien des Herzogs Bogislafs X. zusammengefaßten Bruchstücke belehren uns, daß in dem Aufgebote der Mannschaft von Städten und Ritterschaft zur Heerfahrt des Herzogs nach Braunschweig im Jahre 1486 vom Lande Stettin mit aufgeboten wurden: „De Meister van Sante Johannis ordens, de Comptor tho Wildenbroke, tho Cachann (Zachan) und tho Pansinn" (S. 483); daß in einer Urk. d. d. Wolgast, d. 25. Juni 1490: „Teshzenn Klest Comptor tho Czachan" zugegen war (S. 501); ferner, daß nach einem Verzeichnisse der Hebungen, welche der Herzog seiner Gemahlin Anna zum Leibgedinge verschrieb, der Comthur zu Zachan (Czuchan) veranschlagt war: zu 5 Gulden für 2 Ochsen, zu 3 Gulden für 12 Schaafe und zu 10 Gulden für 5 Winspel Hafer (S. 525). Endlich ist zu erwähnen, daß an einem Gutachten über den 1511 gegen Stralsund beabsichtigten Kriegszug sich betheiligt haben: Godschalk v. Beltheim als Comthur zu Wildenbruch und der bereits öfter erwähnte Tessen Kleist als Comthur zu Zachan (Czachann). (S. 553.)

L. v. L.

Miscellen.

Die Einführung von Ahnentafeln zu 16 Ahnen, d. h. hinaufreichend bis zu des Großvaters Großvater, also durch 5 Generationen, beruht bei der Balley Brandenburg auf Capitelbeschluß vom 18. Jan. 1693 und die Bestätigung desselben vom 25. Febr. 1693. Die hierbei zu beobachtenden Principien stellten Capitelbeschlüsse vom 5. März 1728, 20. Nov. u. 17. Dcbr. 1762 fest. Am 20. Nov. 1762 heißt es noch ausdrücklich, daß kein Cavalier expectivirt werden solle, welcher nicht teutscher Herkunft sei; das schloß jedoch nicht aus, daß unter den 16 Ahnen sich auch Ausländische von Adel befinden durften.

Es wird vielleicht vielen Lesern dieses Blattes lieb sein zu erfahren, daß das Adelslexicon der Preußischen Monarchie von L. Frh. v. Ledebur, welches durch Ankauf von dem früheren Verleger in den Besitz des Buchhändlers Alfred Oehmigke in Neu-Ruppin übergegangen ist, eine Zeit lang zu dem von 14 Thlr. auf 8 Thlr. herabgesetzten Preise von dem Verleger gegen Einsendung des Betrages bezogen werden kann.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Major a. D., Ritterschafts-Director und Landrath des Kreises Teltow von dem Knesebeck in den Gemeinden des Kreises Teltow gesammelt 39 Thlr. 24 Sgr. 6 Pf. Vom Geheimen Regierungs-Rath v. Quast auf Radensleben 8 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,731 Thlr. 4 Sgr. 6 Pf.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 8. **Berlin, den 20. Februar 1861.** **Nr. 8.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Februar 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	41		
	Zugang pro Januar	11		
		52		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	46	46	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	38		
	Zugang pro Januar	10		
		48		
	Abgang " "	10		
	Bleibt Bestand	38	38	50
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	8		
	Zugang pro Januar	5		
		13		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	6	6	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	16		
	Zugang pro Januar	7		
		23		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	21	21	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	11		
	Zugang pro Januar	10		
		21		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	15	15	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	39		
	Zugang pro Januar	16		
		55		
	Abgang "	10		
	Bleibt Bestand	45	45	50
	zu übertragen:	—	171	227

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Februar 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	171	227
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	2		
	Zugang pro Januar	4		
		6		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	1		
	Zugang pro Januar	9		
		10		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	5	5	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	4		
	Zugang pro Januar	6		
		10		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	7	7	8
10.	**Mannsfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Januar 1861	17		
	Zugang pro Januar	1		
		18		
	Abgang " "	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
11.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Januar 1861	24		
	Zugang pro Januar	34		
		58		
	Abgang "	30		
	Bleibt Bestand	28	28	30
	Zusammen	—	232	299
	Am 1. Januar 1861 waren vorhanden	—	201	—
	Die Krankenzahl hat sich mithin bis zum 1. Febr. c. vermehrt um	—	31	—

Notiz. Die im Verhältniß zu den vorhandenen Betten im Krankenhause zu Pr.-Holland befindliche geringe Zahl von Kranken rührt daher, daß dasselbe erst am 15 October 1860 eröffnet worden und den Bewohnern des Kreises daher noch zu wenig bekannt ist.

1. Carl Otto Ludwig von Arnim, Oberst-Schenk und Kammerherr auf Neudorf. Ehrenritter seit 1815. † zu Berlin 9. Februar 1861.

2. Otto Friedrich Wolf von Trotha, Rittmeister a. D., auf Goldschau. Ehrenritter seit 1812. † zu Merseburg 10. Februar 1861.

Nachrichten aus Syrien.

Aus dem am 16. d. Mts. hier eingegangenen Berichte der beiden Bevollmächtigten des Ordens, Graf v. Bismarck-Bohlen und Rittmeister Graf von Perponcher, d. d. Beirut den 31. Januar c., theilen wir das Nachstehende mit:

„Wenn schon daheim im Vaterlande die Schilderungen der Gräuelthaten, welche im Juni des vorigen Jahres die unglücklichen Christen Syriens zu dulden hatten, Jeden tief ergreifen mußten, in wie viel größerem Maaße werden diese Gefühle nicht gesteigert, wenn man mit eigenen Augen die Orte gewahrt, die Zeugen jener Mordscenen waren und das alle Vorstellungen übersteigende Elend betrachtet, dem die entronnenen Opfer nun preisgegeben sind. Da in jenen entsetzlichen Tagen fast nur Männer und Jünglinge, denen man auf hinterlistige Weise die Waffen abgenommen, wehrlos hingeschlachtet wurden und nur sehr wenige durch Flucht in die Berge dem sichern Tode entgingen, so sind es meist die Weiber und Kinder jener Erschlagenen, die jetzt, oft in großen Trupps, armselig bekleidet durch die Straßen Beiruts ziehen und jammernd und wehklagend die Hände zum Empfang einer Gabe ausstrecken. Des Nachts finden diese Unglücklichen ein klägliches Unterkommen in den sogenannten Khans, großen, stallähnlichen und sehr schmutzigen Gebäuden, wo, zu Hunderten hineingetrieben, sie sich, zumal bei der jetzigen naßkalten Regenzeit, kaum gegen Nässe und Kälte zu schützen wissen.

Einem solchen entsetzlichen Elende gegenüber ist es erfreulich zu sehen, mit welchem Eifer und welcher Pflichttreue die europäischen Comités und Vereine hier wirken und alle ihnen entgegentretenden Schwierigkeiten muthig überwindend, das traurige Loos ihrer unglücklichen Brüder nach Kräften zu lindern bemüht sind.

Wo die Noth am größten ist, dort sollte unser Orden Hülfe bringen. — Da nun in Beirut am meisten Unterstützungen gespendet werden und die verhältnißmäßig kleinste Zahl von Kranken vorhanden ist, so wandten sich unsere Blicke nach Damaskus und Saïda, die der Schauplatz des bittersten Elendes sind. Wir faßten den Beschluß, uns sofort nach beiden Orten zu begeben, und am dritten Tage nach unserer Landung hieselbst brachen wir, gut beritten, zweckmäßig bewaffnet und von dem Consular-Kavassen und einem Dragoman begleitet, dorthin auf. Für eine uns Seitens des Paschas angebotene Eskorte dankten wir, da eine solche gewöhnlich bei etwanigen Angriffen, mit freudiger Verzichtleistung auf Ruhm und Heldenthaten, im möglichst schnellsten Tempo das Weite zu suchen pflegt. An dem französischen Lager vorbei, welches unfern der Stadt bei einem schönen Pinienwalde aufgeschlagen ist, führte während vier Stunden ein gut gebahnter Weg, mit dessen weiterer Fortsetzung die Franzosen jetzt sehr thätig beschäftigt sind, uns den Höhen des Libanon zu; doch hier angelangt, fingen bald die Beschwerlichkeiten der Reise, durch grundlose Straßen, in denen die Pferde tief in den Schlamm sanken, durch das Fallen des Schnees und eisig schneidende Winde, an. Nach siebenstündigem Ritt erkletterten wir die Höhen bei Bhandân, übernachteten dort in einem leerstehenden Hause, hoffend, am nächsten Morgen den Libanonpaß überschreiten zu können.

Doch leider wurden unsere Pläne vereitelt; in der Nacht war noch ziemlich bedeutend Schnee gefallen, und unser Führer weigerte sich, uns über den ungangbaren Paß zu führen. Gegen die Elemente war nicht zu kämpfen; wir sahen es als einen Fingerzeig des Himmels an und schlugen nun über das Gebirge den zwei Tage langen Marsch nach Saïda ein. Nach achtstündigem Herauf- und Herablettern in den unwegsamsten Gebirgspfaden hatten wir Deir-el-Kamar das als Hauptschauplatz der Christenmetzeleien bekannt ist, erreicht. — Von allen Seiten umlagert, wurden hier 2000 Christen grausam hingeschlachtet, ihre Habe geplündert und ihre Häuser in Asche gelegt. Vor dem Altar der Maroniten-Kirche wies der einzige übrig gebliebene Geistliche auf die Stelle, wo 29 Opfer gefallen, die hier in ihrer Angst Schutz gesucht, und in einer auf der jenseitigen Höhe gelegenen Kirche konnte man noch jetzt an den Wänden, auf dem Fußboden und sogar auf den Stufen des Altars die blutigen Spuren der entsetzlichen Gräuel gewahren.

Aus dem Munde der übrig gebliebenen Augenzeugen die einzelnen Episoden jener Schreckenszeit zu vernehmen, ist schaudererregend; so sahen wir z. B. in dem anglo-amerikanischen Hospital ein armes Weib, deren Mann und ältester Sohn vor ihren Augen niedergemacht worden waren; als sie die Mörder nun flehendlich um Schonung des Lebens ihres einzigen noch übrig gebliebenen Kindes, eines Knaben von 6 Jahren, gebeten, wurde ihr als Entgegnung darauf der eine Arm mit einem kurzen Eisen zerschmettert und ein Loch in den Kopf geschlagen. Erst nach vielen Stunden erwachte die Unglückliche aus ihrer Betäubung; unter einem Berge von Leichen fand sie ihr Kind, dem beide Oberschenkel und ein Arm zerschmettert waren. Der geschickten Pflege des Arztes ist es gelungen, das Kind zu retten, und auch zur Wiederherstellung der Mutter war gegründete Hoffnung vorhanden.

Als wir am dritten Tage unserer Reise in Saïda ankamen und daselbst die Zufluchtsstätte der Flüchtlinge aus Deir-el-Kamar und den zunächst gelegenen Gebirgsdistrikten besuchten und Augenzeugen waren, welches Loos nun auch diese Uebriggebliebenen haben, mußten wir zu der Erkenntniß gelangen, daß das Geschick der Gemordeten von jenen mit vollem Rechte zu beneiden ist. — Schwer ist es, auch nur annähernd ein richtiges Bild des Elends zu geben, dem in Saïda bereits 600 Christen erlegen sind.

In den unteren, finstern und feuchten Kellerräumen einer alten türkischen Kaserne fanden wir über tausend jener Unglücklichen. Gesunde und Kranke liegen hier, oft ohne nur eine Decke zu haben, dicht gedrängt neben einander und strecken flehend die Hände nach jedem zu ihnen kom-

menden Europäer aus, von ihm allein nur Hülfe erwartend. In diesen, mit dichtem verpesteten Dunst angefüllten Kasematten zeigte man uns Typhus-, Blattern- und Dysenterie-Kranke; dort eine arme Frau, die vor ganz Kurzem entbunden worden und in einem Stückchen Decke ihr armes elendes Kindchen eingewickelt neben sich liegen hatte, während ein zweites krankes, halbsterbend aussehendes, in ihrem Arme ruhte, und so unzählige andere herzzerreißende Bilder, daß in uns der Beschluß befestigt wurde, Saïda, das auch in geographischer Lage bei Weitem günstiger als Damaskus ist, als den in jeder Beziehung geeignetesten Ort für unsere Thätigkeit zu erwählen.

Durch Vermittelung des Consuls Weber und die freundlichen Bemühungen seines Consular-Agenten und einer Diakonissin, der Vorsteherin des kleinen hier seit 4 Wochen errichteten Krankenhauses, fanden wir zu unserer großen Freude zwei dicht neben einander liegende Häuser, zur Unterbringung von funfzig Kranken, sowie des Arztes und der Brüder sehr geeignet. Wir mietheten dieselben auf ein Jahr für den Preis von 2200 Piastern oder 122 Thlr. — Ihre Lage ist zwar mitten in der engen und schmutzigen Stadt, jedoch hoch über dem Erdboden mit offenen freien Terrassen, welche eine Aussicht auf das Meer und den Libanon gewähren.

Nach Abschluß des Contracts begaben wir uns nach Beirut zurück, wo wir am 28. Januar Abends anlangten. Wir vervollständigen nun die Ausrüstung, um, sobald es die Witterung, die inzwischen noch schlechter geworden ist, da ununterbrochen Sturm, Regen und Gewitter toben, irgend zuläßt, sei es auf Barken, sei es auf Kameelen, uns mit dem gesammten Material nach Saïda zu begeben und die Eröffnung unseres Krankenhauses dann sofort zu bewerkstelligen."

Der Commendator der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens: Graf von Krassow, hat den nachstehenden Aufruf zu Gunsten des von der genannten Genossenschaft in Zülchow erbauten Krankenhauses erlassen:

„Aufruf an die verehrten Frauen der Pommerschen Herren Johanniter-Ritter!

In Zülchow bei Stettin steht nunmehr, Gott sei Dank, das Krankenhaus, welches die Pommersche Johanniter-Genossenschaft zu gründen beschlossen, im Rohbau fast vollendet da und harrt zum Frühjahr seiner Ausstattung, um 50 Kranke aufnehmen zu können. Dazu sind vor Allem Betten, Bettwäsche, Handtücher, Leibwäsche ꝛc. erforderlich, also mancherlei Gegenstände, welche recht eigentlich zu dem Gebiete der Hausfrauen, vorzugsweise auf dem Lande, gehören. Die Kasse des Ordens muß für das Haus eine Bausumme von 15000 Thlr. verausgaben, und außerdem stehen für die Vollendung und innere Einrichtung noch manche sehr erhebliche Ausgaben bevor.

Eine Hülfe wäre deshalb äußerst willkommen.

Der Convent wendet sich daher vertrauensvoll an die verehrten Frauen der zur Pommerschen Genossenschaft gehörenden Ritter, mit der herzlichen Bitte, ihn gütigst, je nach Neigung und Kräften, mit Naturalien zu unterstützen oder, wenn Sie es vorziehen, mit Geld zur Anschaffung der ersteren. Es werden erfordert, Leinewand zu:

300 Hemden, 300 Betttüchern, 300 Bettbezügen, 300 Kopfkissenbezügen, 300 Unterlegetüchern, 150 Strohsäcken, 150 Strohkissen, — ferner: 300 Handtücher von flächsener Leinewand, Drillich zu 350 Männeranzügen, 400 Paar starke baumwollene Strümpfe, 100 Stück bunte baumwollene Halstücher.

Die Leinewand muß ohne alle Beimischung von Baumwolle sein, damit sie später zu den in einem Lazarethe so unentbehrlichen Verbandstücken nützliche Verwendung finden kann.

Um über die Qualität für die zu verschiedenen Zwecken bestimmten Stoffe keinen Zweifel zu lassen, sind Proben beigefügt.

Alle Beiträge, große und kleine, werden mit herzlichstem Danke entgegengenommen werden von Frau Justiz-Räthin von Dewitz in Stettin, dem Vorsteher des Rettungs- und Brüderhauses in Zülchow, Herrn Gustav Jahn, und von Gräfin von Krassow, geb. von Below, in Stralsund.

Stralsund, den 4. Februar 1861.

Graf von Krassow,
Commendator für Pommern."

Nekrolog.

Friedrich Wilhelm Carl von Kröcher, Herr der Fideikommiß-Herrschaft Vinzelberg in der Altmark, Erbherr auf Vollenschier in der Altmark und Plutowo, Falenczyn und Gluchowo in Westpreußen, wurde, von 9 Geschwistern der Aelteste, am 10. März 1782 zu Lohm in der Priegnitz geboren.

Er entstammte einem alten ritterlichen Geschlecht, dessen Stammsitz ohne Zweifel der Ort Kröchern bei Wolmirstedt ist und das bis ins 12. Jahrhundert hinauf verfolgt werden kann, wo Rabodo von Kröcher im Jahre 1184 urkundlich genannt ist.

Sein Vater war Hans Ernst Wilhelm von Kröcher auf Lohm, Domherr zu Havelberg, seine Mutter Helene Adelheid Ehrengard von Krosigk aus dem Hause Hohenerxleben.

Nachdem Friedrich Wilhelm Carl von Kröcher seine erste Erziehung im elterlichen Hause erhalten hatte, kam er im Herbst 1799 nach Berlin auf das Gymnasium zum grauen Kloster. Schon 5 Monate darauf hatte er das Unglück, seinen Vater zu verlieren und wurde dadurch, noch nicht 16 Jahr alt, der Aelteste seines Geschlechts, was er also 63 Jahr hindurch blieb.

Nachdem seine Schulbildung vollendet war, studirte er in den Jahren 1801 — 1803 in Halle und Erlangen jura und cameralia und verließ zu Michaeli 1803 die Universität, legte bald darauf die vorschriftsmäßige Prüfung ab und trat im März 1804 bei der damaligen Kriegs- und Domänen-Kammer zu Berlin als Referendarius in den Königlichen Dienst ein. In dieser Eigenschaft blieb er daselbst ungefähr 2½ Jahre lang, dann theilte er mit seinen Brüdern die väterliche Erbschaft, wobei seinem jüngeren Bruder, dem späteren Major und

Landrath Hans Joachim Adolph von Kröcher die Familien-Lehngüter zufielen. Er aber, veranlaßt durch seine Neigung zum Landleben, kaufte das Rittergut Plutowo im Culmer Lande, nahm den Abschied aus dem Königlichen Dienst und bezog sein Gut, um es zu bewirthschaften.

Vier Monate darauf brach der unglückliche Krieg mit den Franzosen aus, und einige Monate später überschwemmten die Napoleonischen Truppen auch das Culmer Land, wobei er durch die Drangsale des Krieges viel zu leiden und mit Sorgen schwer zu kämpfen hatte.

Im Winter 1808 lernte er seine spätere Gemahlin kennen, Sophie Gräfin von Alvensleben, Tochter des nachmaligen Herzoglich Braunschweigischen Staatsministers, Domdechanten zu Halberstadt und Landtagsmarschall der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Nieder-Lausitz, Grafen Johann Ernst August von Alvensleben und der Dorothee Sophie Friederike Caroline von Rohr. Seine Heirath fand bald darauf statt, und er ging dann mit seiner Gemahlin nach Plutowo.

Von dem Wunsche bewogen, von seiner Tochter nicht durch eine so große Entfernung getrennt zu werden, kaufte indessen sein Schwiegervater die Rittergüter Vinzelberg, Deetz und Käthen im Herbst desselben Jahres und verpachtete ihm dieselben, worauf er seinen Wohnsitz dorthin im Frühjahr 1809 verlegte und diese Güter im Jahre 1817 seinem Schwiegervater abkaufte.

Grade in der Altmark Grundbesitz zu erwerben, war ihm um deshalb von besonderem Werth, weil seine Familie ursprünglich diesem Landestheile angehörte, im 13. und 14. Jahrhundert dort ansehnliche Güter, namentlich die Schlösser Calbe, Betzendorf und Krumke gehabt und sich erst gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts nach der Priegnitz übergesiedelt hatte, nachdem den Brüdern Heinrich und Jordan von Kröcher am Freitag vor Pfingsten des Jahres 1337 die Güter Lohm und Dreetz vom Markgrafen Ludwig zu Brandenburg verliehen worden waren.

Mit besonderer Vorliebe widmete sich Friedrich Wilhelm Carl von Kröcher der Bewirthschaftung seiner Güter und vergrößerte dieselben im Laufe der Zeit ansehnlich, als sich durch Gottes Segen seine Vermögensumstände mehr und mehr verbesserten. Insbesondere kaufte er die Rittergüter Vollenschier, Falenczyn und Gluchowo und errichtete im Jahr 1858 aus dem größten Theil seiner Altmärkischen Besitzungen ein Familien-Fideikommiß für seine männlichen und weiblichen Nachkommen und sein gesammtes Geschlecht, welches unter Beilegung des Namens Familien-Fideikommiß-Herrschaft Vinzelberg die Allerhöchste Bestätigung erhielt.

Daneben widmete er, so lange es seine Gesundheit und seine Kräfte erlaubten, denselben Eifer und dieselbe Thätigkeit dem Königlichen Dienst und den Ständischen Angelegenheiten. Nach Ausbruch des Krieges von 1813 wurde er Mitglied des Kreis-Ausschusses für die Mobilmachung der Truppen und zugleich Commandeur des umliegenden Landsturm-Bezirkes. Als diese Functionen im Jahre 1815 aufhörten, wurde ihm und den andern 3 Kreis-Ausschuß-Mitgliedern der Altmark die Anerkennung zu Theil, daß die Stände ihre Ernennung als Landräthe erbaten und daß diese denn auch durch des Königs Majestät erfolgte. Im Jahre 1816 trat er die Verwaltung des Kreises Gardelegen an und blieb beinah 26 Jahre hindurch in diesem Amte. Außerdem nahm er als Mitglied des Märkischen Provinziallandtages und als Vorsitzender des Altmärkischen Communallandtages Theil an den Ständischen Angelegenheiten. Zahlreicher Allerhöchster Gnadenbezeugungen sowohl von dem Könige Friedrich Wilhelm III. als auch von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. hatte er sich während seiner Dienstzeit und nachher zu erfreuen. Im Jahr 1839 wurde er zum Landesdirector ernannt, 1824 erhielt er den rothen Adlerorden 3. Klasse, später die andern Klassen dieses Ordens und zuletzt im Jahre 1856 die 1. Klasse, ferner den Johanniterorden im Jahre 1833, wurde demnächst 1854 Rechtsritter dieses Ordens und Mitglied des Johanniter-Convents für die Mark Brandenburg.

Seine Gemahlin war bereits im Jahre 1848 gestorben, auch 2 unerwachsene Kinder und eine erwachsene Tochter sind ihm im Tode vorangegangen. Von seinen Geschwistern überlebt ihn nur eine Schwester, alle andern sind früher gestorben und davon 2 Brüder in dem Befreiungskriege geblieben.

Seinen Untergebenen und Dienern war er ein wohlwollender Herr; sie alle hingen an ihm mit großer Hingebung und Verehrung, viele sind in seinem Dienste mit ihm alt und grau geworden, etliche wohl ein halbes Jahrhundert um ihn gewesen. Für alle seine Leute trug er Sorge, und wer immer aus den benachbarten Dörfern sich an ihn wandte, fand bei ihm Hülfe und Rath. Als Patron sorgte er eifrig für Kirche und Schule und förderte in jeder Weise kirchliche Sitte und christliches Leben. Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt führte er mehrere umfangreiche Vormundschaften. Seinen Freunden war er ein treuer Freund, vor allem aber seinen Kindern und Enkeln ein treuer Vater und Großvater, und seinen Königen, von denen er sich vielfacher Beweise persönlicher Huld und Gnade zu erfreuen hatte, ein treuer und ergebener Unterthan und Diener, „in wahrhafter Frömmigkeit, in unwandelbarer Treue gegen das angestammte Königshaus, sowie in eifriger Förderung patriotischer, gemeinnütziger und wohlthätiger Zwecke ein leuchtendes Vorbild," wie die Stände des Gardelegener Kreises in einem Nachruf bezeugen.

Trotzdem, daß er zuletzt das Augenlicht verloren und seine körperliche Kraft mehr und mehr abnahm, behielt er die geistige Frische bis zum letzten Augenblicke. Noch den Tag vor seinem Tode durchfuhr er seine Besitzungen, um, wie er pflegte, überall selbst anzuordnen was geschehen sollte. Bei seiner Heimkehr traf ihn, bereits durch das Dahinscheiden des theueren Königs tief erschüttert, die Nachricht von dem plötzlichen Tode des ihm durch Verwandtschaft und Freundschaft nahe stehenden Generals von Gerlach, der seinem König auch im Tode nachgefolgt war. Kaum eine Stunde darauf erkrankte er. Bald zeigte es sich, daß an die Erhaltung des Lebens nicht mehr zu denken war; er selbst erkannte dies mit völliger Klarheit und entschlief sanft, nachdem er Abschied von den Seinigen genommen und das heilige Abendmahl empfangen hatte.

An seinem Todtenbette stand einer seiner ältesten Gutsnachbaren und Freunde, der Domherr von Levetzow auf Kläden. Vierzehn Tage darauf lag auch dieser im Sarge. Wohl kann man sagen, daß wie der General Gerlach seinen König im Tode nicht verließ, ihnen jene Beiden ins Grab gefolgt sind.

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Landrath des Kreises Hirschberg, v. Graevenitz, in den Gemeinden dieses Kreises noch nachträglich gesammelt 2 Thlr. 26 Sgr. Vom Kammerherrn von Viereck auf Weitendorf 2 Louisd'or. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,748 Thlr. — Sgr. 6 Pf.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 9. **Berlin, den 27. Februar 1861.** **Nr. 9.**

1. Ernst Casimir Fürst zu Ysenburg und Büdingen. Ehrenritter seit 1841. † zu Büdingen 16. Februar 1861.

2. August Friedrich Carl Herrmann Freiherr von der Horst. Regierungs-Präsident a. D., auf Hollwinkel. Ehrenritter seit 1820. † zu Hollwinkel 16. Februar 1861.

3. William Friedrich Freiherr v. Hammerstein-Equord, Kaiserl. Königl. Oesterr. Geheimer Rath und General der Cavallerie a. D. Ehrenritter seit 1830. † zu Brünn 17. Februar 1861.

4. Alexander von Wulffen, Generallieutenant a. D., Mitglied des Herrenhauses, auf Hausneindorf. Rechtsritter seit 1856. † zu Potsdam 21. Februar 1861.

Nachrichten aus Syrien.

Oberst Graf v. Bismarck-Bohlen und Rittmeister Graf von Perponcher haben sich laut des dem Durchlauchtigsten Herrenmeister erstatteten Berichts vom 9. d. Mts. am 4. Februar mit sämmtlichem Material für das zu errichtende Hospital auf einer türkischen Kriegs-Corvette, deren Benutzung der General-Gouverneur Syriens Fuad Pascha bereitwilligst gestattet hatte, nach Saïda begeben, und es ist durch angestrengte Thätigkeit gelungen, die Anstalt in zwei Tagen zur Aufnahme von 50 Kranken, des Arztes und der pflegenden Brüder aus dem Johannes-Stifte hierselbst, von denen der eine als Apotheker angelernt wird, in Bereitschaft zu setzen.

Schon am ersten Tage, wo noch kein Bett aufgestellt war, ward ein alter kranker Maronit aus Hasbaja, dessen sämmtliche Angehörige erschlagen worden sind, vor die Thür des Hauses gebracht, der natürlich nicht abgewiesen wurde, da sein Zustand ein höchst bejammernswerther war, während dasselbe nicht leer wurde von Kranken, welche die Hülfe des Oberstabs-Arztes Dr. Wendt begehrten.

Am 8. Februar Vormittags 9 Uhr ist das Hospital in einfacher, aber feierlicher Weise durch Pastor Krämer, der aus Beirut herübergekommen war, in Gegenwart der sämmtlichen Consuln, eingeweiht worden.

Die offene Halle des Hauses mit der anstoßenden Terrasse desselben war so gut es ging zu der feierlichen Handlung hergerichtet und erstere mit dem Bildnisse Seiner Majestät des hochseligen Königs und religiösen Bildern, die von hier mitgenommen worden sind, geschmückt. — Nach Absingung des Liedes: „Ach bleib' mit deiner Gnade ꝛc." wurde der 91. Psalm verlesen, darauf folgte eine Rede in deutscher, dann eine in französischer Sprache. Zum Schluß hielt der amerikanische Missionar Ford für die anwesenden Araber ein Gebet in ihrer Muttersprache.

Ueber dem äußern Eingange des Hauses steht, arabisch und deutsch: „Hospital der Johanniter;" in einer Nische am Ende der zum Gebäude führenden Treppe ist das Johanniter-Kreuz angebracht worden.

Das für die Anstalt eingesetzte Curatorium besteht: aus dem Consul Weber in Beirut, Oberstabs-Arzt Dr. Wendt, Pastor Krämer und Missionar Ford. —

So möge denn dies Krankenhaus, das erste, welches der Johanniter-Orden nach fast 6 Jahrhunderten wieder in dem Lande, wo er entstand und zu höchster Blüthe gedieh, den Leidenden geöffnet hat, mit Gottes Hülfe reichen Segen bringen!

Heinrich v. Ledebur, des Johanniter-Ordens Prior von Dänemark, Norwegen und Schweden.

Christian von Osterhausen nahm in dem Johanniter-Orden die seit 1448 eingesetzte Stelle eines Conservator Conventualis ein und war, ein Zeugniß für die in seine Zeit fallende mißbräuchliche Häufung von Pfründen, gleichzeitig Commendator nicht bloß von den Ordenshäusern Steinfurt und Münster in Westphalen, sondern auch von Arnheim und Nimwegen in den Niederlanden und von Tobel in der Schweiz.

Herr v. Osterhausen hat, Anfangs zu seiner eigenen Instruction in italienischer Sprache verfaßt, dann ins Deutsche übersetzt, eine ziemlich selten gewordene Schrift herausgegeben, die in der vor mir liegenden zweiten Auflage den in Kupfer gestochenen Titel führt: „Bericht wegen des Ritterlichen Ordens S. Johannis von Jerusalem zu Malta. Augsburg durch Andreas Aperger. 1650. 8."

Wir erhalten hier zunächst, und zwar nach Anleitung

der Titel, wie solche in den 1609 zu Rom gedruckten Statuten, dann in den Ordinationen des General-Capitels von 1631 zu finden sind, ein mit lehrreichen Anmerkungen erläutertes und mit Abbildungen, die auf Costüme und Ceremonien sich beziehen, reichlich ausgestattetes Compendium der Statuten, Verordnungen und Gebräuche des Ordens (S. 10—356). Demnächst folgt eine Beschreibung der Insel Malta, so wie der Belagerung vom Jahre 1565 mit Grundrissen (S. 356—365). Hierauf folgt eine Geschichte der Großmeister bis 1649 und die Chronik dessen, was sich den Orden betreffend unter der Regierung zugetragen hat (S. 366—786). Da überall auf die in anderen Werken höchst oberflächlich behandelte deutsche Zunge vorzugsweise Rücksicht genommen ist, so kann in dieser Beziehung das Buch zu den Quellenschriften gezählt werden. Hieran schließt sich ein Verzeichniß der Prioren von Deutschland, die Aufzählung der zur deutschen Zunge gehörigen Priorate, Balleyen und Comthureien nebst der Personal-Besetzung, wie sie am 1. Nov. 1648 bestand (S. 787—797) und den Beschluß machen einige von den Kaisern Ferdinand II. und III. dem Orden ertheilte Privilegien. (S. 798—844).

Zu den dunkelsten Partien der ganzen Ordensgeschichte ist dasjenige zu zählen, was das zur deutschen Zunge gehörige Priorat von Dänemark, Norwegen und Schweden betrifft. Hier ist Osterhausen die fast alleinige Quelle. Zwar verdanken wir einem späteren Autor J. C. Dithmar (Gesch. d. Ritterl. Joh.-Ordens. 1728. S. 138 ꝛc.) einige werthvolle das Priorat von Dänemark betreffende Urkunden; aber von dem, was Osterhausen berichtet, macht er nur sehr ungenügenden Gebrauch, so z. B. wenn er erwähnt, „daß Anno 1575 das Priorat von Dänemark einem Ordensritter deutscher Zunge titulo recuperationis ex manibus secularium gegeben worden sei," ohne denselben auch nur namhaft zu machen.

Osterhausen gedenkt dieser Sache und der betreffenden Person an zwei Stellen seiner Schrift in folgenden Worten: „Das Priorat von Dacia oder von Dania, nämlich Dennemark, gehört den Teutschen alleine, ist keine Nachricht, wann selbes eigentlich verlohren, zu finden. Ist aber 1575 zum erstenmahl H. Heinrich von Ledebuer titulo Recuperationis geben worden, und scheint, es seye biß zu mutation der Religion in deß Ordens Gehorsam bliben" (S. 215), und weiterhin, nachdem er beim Jahre 1575 erzählt, wie die Dignität des Priorats von Dänemark, Norwegen und Schweden, abusive Dacia genannt, wieder vergeben worden, mit Hinweisung auf frühere Acta aus den Jahren 1347, 1351, 1415, 1433 und 1558, und über die Frage, ob dem Superior der Titel eines Prioren oder eines Balleyen zustehe, fährt er also fort: „dem aber seye, wie ihm wolle, so hat es anjetzo den Titel und die Session eines Priorats, und weil seyter vieler Jahren bis 1575 von selben nichts mehr gefunden wird, ward es den 10. Nov. H. Heinrich von Ledebuer titulo Recuperationis ex manibus secularum gegeben und ist seyter dessen von Zeit zu Zeit in der Teutschen Zungen hantiret und vergeben worden. Aus welchem allem zu schließen, daß es biß zu Enderung der Religion bey dem Orden verblieben." (S. 612—614.)

Der hier erwähnte Heinrich von Ledebur war des im Jahre 1549 verstorbenen Gerhard Ledebur zu Waldhof und Ober-Mühlenburg in der Grafschaft Ravensberg und zu Langenbrück in der Grafschaft Tecklenburg mit seiner Gemahlin Anna v. Horn, der Letzten aus einem Tecklenburgischen ritterlichen Geschlechte, erzeugter dritter Sohn. In einem Streite, welcher wegen der Gränze und Landeshoheit zwischen dem Münsterschen Amte Cloppenburg und dem Osnabrückschen Amte Fürstenau ausgebrochen war, ward die Sache, nach Anhörung der beiden betreffenden Amtleute, am 13. Aug. 1569 zu Osnabrück durch drei von beiden Seiten erwählte ritterliche Schiedsmänner ausgetragen. Diese Männer waren: Münster'scher Seits Hermann v. Velen, Hofmarschall, Wilke Stedingk und Engelbert v. Langen, und Osnabrück'scher Seits: „Herr Heidenreich Ledebuer, Compthur zur Lage," Clamor von dem Busch und Hermann v. Dincklage. (Kindlinger's Handschriften 15. Th. S. 141.) In einer am St. Catharinentage (d. 25. Nov.) 1574 zu Osnabrück auf dem Capitelshause gepflogenen Vereinigung der Osnabrück'schen Stiftsstände wird eben derselbe: „Henrich Ledebuhr Comthur und Ritter St. Johanns-Ordens zur Lage und Receptor" genannt. (Lünig Reichsarchiv spicil. eccles. cont. 19. Bd. S. 636). Dieser Titel Receptor, welcher ein im Jahre 1365 eingesetztes Amt bezeichnet, dem die Responsionen, Impositionen und andere Ordens-Einkünfte zu empfangen oblag (v. Osterhausen S. 118), weiset dem Heinrich Ledebur schon eine Stelle unter den höheren Würdenträgern des Ordens an, so daß seine 1575 erfolgte Erhebung zu der Großwürde eines Superiors des Priorates von Dänemark, Norwegen und Schweden nicht weiter befremden kann.

Diese nicht unerhebliche Thatsache völlig außer Zweifel gesetzt zu haben, verdanken wir allein der Osterhausen'schen Schrift: wenigstens schwankte bis dahin die Sache sehr. Denn auf einer für die Geschichte des Ledebur'schen Geschlechtes sehr wichtigen Tafel in der Kirche zu Westercappeln in der Grafschaft Tecklenburg befand sich, oder befindet sich vielleicht noch, folgende Inschrift: „Henricus Ledebur commend. in Lage, Prior ord. in Damme. Obiit Anno 1577." (Rump histor. Beschreib. d. Grafsch. Tecklenburg S. 54.) Hiernach durfte man kaum anders glauben, als Heinrich sei nicht bloß Comthur zu Lage, sondern auch Prior (nämlich einer Priorei) zu Damme bei Vechte gewesen. Diese Annahme schien um so gerechtfertigter, als es sich urkundlich herausstellt, daß dies Damme in der That in Beziehung zu der Johanniter-Ordens-Comthurei Lage gestanden hat. Denn schon am 27. April 1262 bekunden die Edlen Herren Bernhard und Hermann von der Lippe, daß Ritter Albert v. Bernevede dem Comthur und den Brüdern des Johanniter-Ordenshauses zu Lage den Zehnten zu Damme, welchen jener von ihnen (den Edlen v. d. Lippe) zu Lehn getragen, für 130 Mark verkauft und vor ihnen resignirt habe. Für den Fall, daß das Ordenshaus das Eigenthum des gedachten Zehnten vom Osnabrücker Capitel erwerbe, sei dieser von ihnen für das Haus der Herren Ludwig und Ludolf gen. Haken einstweilen übertragen. Nachdem nun jene Erwerbung wirklich erfolgt sei, haben die Edlen von der Lippe in Gegenwart des Bischofs Balduin von Osnabrück und des Capitels daselbst den

Zehnten dem Comthur und den Brüdern des Ordenshauses zum Heil ihrer Seelen wirklich resignirt. (Preuß und Falkmann Lippische Regesten. I. 285). Da jedoch von einer Priorei in Damme keine sonstige Spur zu finden ist, so werden wir wohl an der bezeichneten Stelle an ein Priorat, und an einen Lesefehler zu denken haben, und statt: Prior in Dammo lesen müssen: Prior in Dania.

Das bestätigt sich dann auch anderweitig, wenn z. B. Engelbrecht in seinen handschriftlichen Collectaneen zur Geschichte der Grafschaft Ravensberg, wiewohl er unsern Heinrich Ledebur, statt zum Commendator, zum Commandanten von Lage macht, denselben einen Prior generalis ordinis per Daniam nennt.

Dagegen irrt Eulemann offenbar, wenn er in seinen handschriftlichen Denkmälern der Familie von Ledebur den Comthur und Prior Heinrich für eine und dieselbe Person hält, von der berichtet wird, daß sie 1578 im Kampfe wider die Moscowiter geblieben sei. Es gehörte Letzterer aber zu dem Liefländischen Zweige des Geschlechtes. Von diesem meldet ein Zeitgenosse (Joh. v. Berswordt adlich westphäl. Stammbuch S. 443): „Heinrich v. Leidebuehr Liefländischer Junker und bestalter Rittmeister gegen die Moskowiter im Jahre 1574, von denen er im Jahre 1578 erschlagen wird." Liefländische Quellen geben diesem den in der Familie sonst allerdings nicht weiter vorkommenden Taufnamen Hartwig. So heißt es: „Hartwig Ledebur bleibt 1578 in einer Bataille" (Kelchen Liefländische Geschichte S. 318, 354), und ausführlicher an einem andern Orte: „In der Schlacht bei Winden a. d. Aa zwischen den Russen, Polen und Schweden sind Seitens der erstern über 6000 Mann geblieben. Von dem Schwedisch-Polnischen Heere aber nicht 100 Mann, unter welchen Hartwig Leidebur, Hans Wachtmeister Lieutenant, die vornehmsten gewesen, d. 21 Oct. 1578". (Monumenta Livoniae antiquae I. enthaltend T. Hiärns Ehst-Lyf- und Lettländische Gesch. herausgegeb. von Dr. Napiersky. Riga, Dorpat und Leipzig, 1835. 4. S. 323.)

L. v. L.

Der Georgen-Verein im Königreich Württemberg.

Der im Königreich Württemberg bestehende Georgen-Verein, dessen in Nr. 5. des Wochenblattes Erwähnung geschieht, ist im Jahre 1858 in's Leben getreten. Er ging hauptsächlich aus dem Bedürfnisse hervor, die Einigung, welche die Verfassungs-Urkunde des Königreichs dem ritterschaftlichen Adel durch Errichtung von Corporationen bietet, und welche nur allein in Beziehung auf die Ausübung der Wahlen zur Ständekammer bis jetzt in's Leben getreten ist, zu Stande zu bringen und dadurch dem §. 39. der Verfassungs-Urkunde, welcher auch noch die Sorge für Erhaltung der Familien den Corporationen zuweist, vollständige Wirkung zu geben. Das Adelsstatut, wie es die Verfassung vorschreibt, ist bis jetzt nicht zu Stande gekommen und wird auf verfassungsmäßigem Wege bei jetziger Zeitrichtung wohl auch schwer zu erreichen sein, denn weder von der Regierung noch von den Kammern ist hierzu der Impuls je zu erwarten. Unter diesen Verhältnissen, und weil man nie sich selbst aufgeben darf, traten denn einige Edelleute zusammen und suchten auf andere Weise zum Ziele zu gelangen; der Weg der Association schien hierzu der geeigneteste und wurde sofort betreten.

Ueber das Wesen des Vereins selbst geben die Statuten, welche von der Regierung genehmigt worden sind und in Folge dessen der Verein nunmehr eine vom Staate anerkannte Adels-Genossenschaft ist, die beste Auskunft; wir lassen aus den 24 Paragraphen derselben das Wesentlichste hier folgen.

§. 1. Der Zweck des Georgen-Vereins ist, die genossenschaftliche Gesinnung unter der württembergischen Ritterschaft zu beleben, zu verbreiten und zu befestigen, Erhaltung der Familien nach §. 39. der Verfassungs-Urkunde.

§. 2. Der Verein, welcher als Mittel zur Erreichung seines Zweckes zunächst den geselligen Zusammentritt und die von den Mitgliedern vorauszusetzende Theilnahme an den Interessen des Standes betrachtet, wird zu Bestreitung seines Aufwands durch die Beiträge seiner Mitglieder und das durch den etwaigen Ueberschuß der Einnahmen über die Ausgaben gebildete und noch zu bildende Vermögen in Stand gesetzt.

§. 4. Der Eintritt in den Verein steht den Mitgliedern des württembergischen ritterschaftlichen Adels frei. Derselbe erfolgt durch die, nach vorangegangener Anmeldung bei dem Vorstand, erfolgte Eintragung in die Liste der Mitglieder. Der Eintrag wird von dem Ausschuß vollzogen.

§. 5. Außer der Liste der Mitglieder wird von dem Ausschuß ein Buch angelegt und fortgeführt, aus welchem die ritterschaftlichen Familien in Württemberg, die Mitglieder derselben und deren Besitzungen im Allgemeinen ersichtlich sind.

§. 6. Der Ausschluß eines Mitgliedes kann auf Antrag des Ausschusses von der Generalversammlung beschlossen werden. Dieser Beschluß erfolgt durch geheime Abstimmung.

§. 9. Der Austritt aus dem Verein steht jedem Mitgliede frei; der Austretende hat — — keinen Anspruch an das Vereinsvermögen zu machen.

§. 12. Die Angelegenheiten werden theils durch die Generalversammlung, theils durch einen Vereinsausschuß besorgt.

§. 15. Der Vereinsausschuß, welcher von der Generalversammlung je auf drei Jahre gewählt wird, besteht aus einem Vorstand, Hauptmann, einem Cassier oder Truhenmeister und sieben weiteren Mitgliedern. —

§. 17. Der Ausschuß ist ermächtigt, im Namen des Vereins in Angelegenheiten, welche den Vereinszweck berühren (§. 1. der Statuten), Gesuche und Vorstellungen an die Königliche Staatsregierung zu richten und hierauf bezügliche Eröffnungen der Letzteren entgegenzunehmen, um sie zur Kenntniß der Vereinsmitglieder zu bringen.

§. 20. Die Errichtung einer Hülfskasse oder Hypothekenanstalt des Vereins, so wie anderer das Interesse des Standes fördernder Vorkehrungen bleibt weiterer Beschlußfassung vorbehalten.

§. 24. Außer dem Fall des gerichtlichen Concurses gilt der Verein als aufgelöst, wenn die Zahl seiner

Mitglieder unter zwanzig herabsinkt. Das vorhandene Vermögen des Vereins soll in diesem Fall dem Fonds der Präbenden für Fräulein vom ritterschaftlichen Adel zuwachsen, unter der Bestimmung, daß mit den aus diesem Zuwachs zu stiftenden Präbenden vorzugsweise die Nachkommen der Mitglieder des Georgenvereins bedacht werden sollen. Zuvor sind im Wege eines geordneten Liquidationsverfahrens die Ansprüche Dritter zu ermitteln und zu befriedigen.

Die Thätigkeit des Vereins bestand bis jetzt lediglich in seiner statutarischen Gestaltung und in Ansammlung eines aus den Beiträgen der Mitglieder sich bildenden Capitals; erst jetzt, nachdem die Statuten anerkannt sind, wird er suchen eine Matrikel über seine Familien und deren Besitz anzulegen.

Die Zahl der Mitglieder beläuft sich auf 80, welche 58 Familien repräsentiren, und da im Königreich etwa 90—100 Familien die Ritterschaft bilden, so hat er also schon über die Hälfte derselben in sich aufgenommen.

Am Georgentag, als dem Tage, welcher dem Schutzpatron der ehemaligen Reichsritterschaft geweiht war, pflegt sich die Ritterschaft zu gemeinschaftlichem Mahle in Stuttgart einzufinden, und an demselben werden in der Regel dem Vereine neue Mitglieder zugeführt, so daß sich die Hoffnung hegen läßt, er werde einst sein Band um die ganze württembergische Ritterschaft schlingen. Der Verein hat in Stuttgart seinen Sitz und für gesellige Zusammenkunft und Verkehr seine Ritterstube, die mit dem Bilde des heiligen Georg und den Wappen der Mitglieder geschmückt ist; dort versammeln sich diese zu geselliger Unterhaltung, und auch der Johanniter-Genossenschaft, wenn sie zusammen tritt, wird der Gebrauch der Ritterstube freundlich gestattet, denn beide Genossenschaften streben ja darin nach einem Ziele, daß sie den ritterlichen Sinn pflegen und fördern und das Band um den Adel enger knüpfen, die Eine unter dem Panier des heiligen Ritters, die Andere unter dem Zeichen des erlösenden Kreuzes. — W. v. H.

Literatur.

J. B. Haaß', Justizrath und Advocat-Anwalt in Köln, Die Convente in Köln und die Beghinen. Eine Abhandlung über die gesetzliche Beibehaltung der Stiftungen für christliche Wohlthätigkeit. Zum Besten des Convents Carthaus. Köln, 1860. 8. (S. S. XIV. 175.) (Preis: 18 Sgr.)

„Die hier dargebotene Untersuchung beruht zunächst auf der geschichtlichen Grundlage der innigen Verbindung der belgischen mit den niederrheinischen Provinzen. Der Handelsverkehr zwischen Antwerpen und Köln erleichterte diese Verbindung, welche im 13. und 14. Jahrhundert auch auf das innere Leben dieser Volksstämme sich Einfluß verschaffte. Der christliche Wohlthätigkeitssinn äußerte sich in den beiden Provinzen in derselben religiösen Richtung, so daß die vor mehr als sechs Jahrhunderten vorhandenen Stiftungen dort unter dem Namen Beghinenhöfe — Béguinges — Beghinagia — hier unter dem Namen Convente, unter denselben Formen und Bedingungen erscheinen und bei aller Ungunst der Zeiten, insbesondere bei den französischen Revolutionsstürmen, sich zu einem großen Theile bis heute erhalten haben. Die Verkennung des ursprünglichen Zusammenhanges dieser Stiftungen ist vielfach die Ursache von Mißgriffen und irriger Anwendung der bezüglichen Grundsätze gewesen. — Die rechtlichen Folgen ergaben sich bei der Lösung der Frage, in wiefern die in der Preußischen Rheinprovinz in Folge der Eroberung des linken Rheinufers eingeführten und publicirten französischen Gesetze auf diese Stiftungen anwendbar seien. Die gesetzlich eingeführte neue Armenverwaltung involvirt keineswegs eine Aenderung hinsichtlich des Armen-Vermögens. Die Einheit in der Verwaltung begründet keineswegs die Absorption des Vermögens." — „In Köln wurde die allgemeine Wichtigkeit der Frage über die gesetzlich fortdauernde Gültigkeit der bezüglichen Stiftungen durch die Größe des Objekts und den Mangel an Vorarbeiten vermehrt." — Mit einer Reihe von Jahren sind daselbst die Conventual-Angelegenheiten der Gegenstand vielfacher Verhandlungen gewesen, an denen der Verfasser durch seine amtliche Stellung Theil nahm. Diese Verhältnisse veranlaßten denselben zur Bearbeitung der vorliegenden Schrift, deren Hauptaufgabe darin besteht, nachzuweisen, daß das Vermögen der betreffenden Stiftungen durch die früher erlassenen französischen Gesetze keineswegs zu einem integrirenden Bestandtheil des städtischen Vermögens geworden sei. —

Die gediegene Gründlichkeit, mit welcher der Verfasser seinen Gegenstand nach allen Seiten untersucht hat, erhebt seine Arbeit, welche für Köln und viele andere Städte der Rheinprovinz von großer praktischer Bedeutung ist, von einem localen zu einem allgemeinen Interesse, auf einem Gebiete, welches erst seit kurzer Zeit gebührende Beachtung gefunden hat. — Die Schrift zerfällt in 3 Abtheilungen: I. Entstehung der Convente; mit einer geschichtlichen Einleitung über Convent- und Beghinenhäuser überhaupt und in Köln insbesondere. Dieser Abschnitt ist es hauptsächlich, der das allgemeine Interesse der Schrift bedingt; — II. Einwirkung der französischen Revolution; — III. Jetziger Zustand der Conventual-Stiftungen bei der Armen-Verwaltung zu Köln; Die Schrift wird für jede spätere Bearbeitung der Geschichte der milden Stiftungen unentbehrlich sein. Dr. H. Haeser.

Miscellen.

In des Grafen v. Wartensleben Gesch. seines Geschlechts, Urkundenb. S. 305 ꝛc., erhalten wir Auskunft über verschiedene Stiftungen der gräflich Wartensleben'schen Familie. Wir erwähnen hier besonders der Stiftung von 3 Majoraten vom 3. Aug. 1855 durch den Joh.-Ordensritter, Major a. D. und Kammerherrn Gustav Ludwig Graf v. Wartensleben. Das zweite dieser Majorate, bestehend aus dem Rittergute Seedorf, nebst dem Dorfe Nielebock, dem Vorwerke Herrmannshof und verschiedenen Grundstücken auf der Bergzow'schen und Parey'schen Feldmark, unfern Genthin, enthält nämlich (S. 315) die Bestimmung, daß dasselbe nach Abgang männlicher Nachkommen der Anna Friederike Gräfin v. Wartensleben geb. Gräfin v. Kamecke, nach den Gesetzen der Primogenitur, auf die männliche, successionsfähige Descendenz des K. K. Oesterreichischen General-Feldzeugmeisters Wilhelm Ludwig Grafen v. Wartensleben übergehe. „In deren Ermangelung, eventualiter aber nach Abgang derselben soll dies Majorat der Genossenschaft der Johanniter-Ritter der Provinz Sachsen zufallen, um dessen Revenüen zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden."

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Oberstlieutenant und Landrath a. D., Freiherrn von Steinaecker zu Calbe a. d. Saale 10 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,758 Thlr. — Sgr. 6 Pf.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 10. **Berlin, den 6. März 1861.** **Nr. 10.**

1. Adolph Friedrich August Edler von Fischern, Herzoglich Sachsen-Meiningenscher Major a. D. und Kammerherr, auf Schloß Eyba bei Saalfeld. Ehrenritter seit 1858. † zu Schloß Eyba 4. Januar 1861.

2. Hans Traugott Freiherr v. Werthern, Ritterguts-Besitzer auf Kloster Donndorf bei Artern. Ehrenritter seit 1838. † zu Kloster Donndorf 18. Februar 1861.

3. Friedrich Wilhelm v. Schenckendorff, Major, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath a. D., auf Wullow bei Neu-Ruppin. Rechtsritter seit 1858. † zu Wullow 28. Februar 1861.

4. Rudolph von Salisch, Rittergutsbesitzer, auf Jeschütz Kreis Trebnitz. Ehrenritter seit 1849. † zu Breslau 28. Februar 1861.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht: Dem Geheimen Registrator des Johanniter-Ordens Herrlich zu Berlin, den Rothen Adler-Orden vierter Klasse zu verleihen.

Lebens-Regungen im Johanniter-Orden.

Gleichzeitig mit dem Erwachen eines lebendigen Christen-Glaubens regte sich auch ein neues, nach Pflichten ausschauendes Leben innerhalb des evangelischen Zweiges des auf christlichen Grundlagen aufgebauten Johanniterthums. Erst als diese Zeit erfüllet war, konnte des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Wiederbelebungswort, welches den Orden seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgab, den rechten Boden finden, um feste Wurzeln zu schlagen und immer köstlichere Früchte zu tragen.

Daß dieses Wort ein zeitgemäßiges war, dafür spricht, daß es mit den Lebensregungen innerhalb der Ordensgenossenschaft selbst sich begegnete. Zeugniß hierfür giebt nachstehende, zu seiner Zeit bereits in der Augsburger Allgem. Zeitung von 1853 Nr. 29, jetzt von Neuem in der Schrift: „So sprach der König" Stuttgart 1861 S. 268 veröffentlichte Allerhöchste Cabinetsordre d. d. Sanssouci d. 23 Oct. 1852 an die Genossenschaft der Johanniterritter in Schlesien und Oberlausitz gerichtet:

„Ich habe die von Ihnen zu Meinem Geburtstage überreichten Beschlüsse einer Anzahl von St. Johanniter-Rittern aus Schlesien und der Oberlausitz, nach deren Inhalt dieselben, in Erwartung einer allgemeinen Organisation des Ordens, sich vorläufig als eine Genossenschaft mit dem Zwecke constituirt haben, die alte Bestimmung des Ordens nach Kräften wieder zu erfüllen, mit freudiger Bewegung entgegengenommen, da die Ritter hierdurch einen Gedanken erfüllen, den Ich bereits seit längerer Zeit gehegt, und den Ich gerade an dem Tage durch eine an Mein Staatsministerium erlassene Ordre einen Ausdruck gegeben hatte, welche Ihnen aus der Gesetzsammlung bekannt werden wird. Wie Ich ein gutes Omen darin gefunden habe, daß an demselben Tage, an welchem Ich das Werk der Reconstitution des Ordens von Oben begann, Mir aus der Mitte desselben eine in Meinem Sinne gebildete Genossenschaft schon fertig entgegen getragen wurde, so mögen Sie eine Ermunterung und Belohnung darin finden, daß die allgemeine Reconstitution des Ordens, auf welche Sie bei Ihrem löblichen Beschlusse rechneten, von Mir bereits beschlossen war, ehe Ich Kenntniß von Ihrem Beschlusse empfing. Sie werden aus Meiner Ordre vom 15. d. Mts. ersehen, daß die von Ihnen gebildete Genossenschaft mit sehr geringen Modificationen sich in das Ganze des Ordens, wie ich es herstellen will, einfügen läßt, und Ich will etwanige weitere Wünsche der Provinzialgenossenschaft, bei Gelegenheit der Berathung der die Sätze jener Ordre entwickelnden Generalstatuten des Ordens, von deren Entwurf Ich Ihnen zur Vertheilung an die Mitglieder der Schlesischen Ordensgenossenschaft vorläufig 100 Exemplare zustellen will, vernehmen. Der Zeitpunkt und die Modalitäten der Berufung des Convents, in welchem diese Statuten berathen und festgestellt werden sollen, sowie die Bezeichnung derjenigen schlesischen Ritter, welche Ich zur Theilnahme an diesem Convente berufen will, behalte ich Mir vor.

Friedrich Wilhelm."

Die kunst- und sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik.

(Vortrag, gehalten im Berliner Hülfs-Verein für das germanische Museum zu Nürnberg am 18. Febr. 1861 von dem Prem.-Lieut. Freih. H. v. Ledebur.)

Das Studium des christlichen Mittelalters, das Interesse an seinen reichen Kunstgestaltungen, seinem innerlich tief bedeutungsvollen Gemüths- und Sittenleben hat erst in neuster Zeit eine allgemeinere Verbreitung und einen fruchtbaren Boden gefunden.

Jene wunderbare Epoche, welche mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts beginnt, und in welcher der Gesichtskreis der Menschheit in nie geahnter Weise nach den verschiedenartigsten Richtungen hin erweitert wurde, hatte gewissermaßen eine Entrückung der Geister zur Folge. Das Fernste schien nahe gebracht, aber aus demselben Grunde war die nahe Vergangenheit einem schnellen Vergessen anheimgefallen. Was sollte man auch mit dem veralteten Wesen der abgethanen Zeitperiode machen, da die Bedürfnisse, die Lebensanschauung, die Geschmacksrichtung völlig anders geworden waren. Der allgemeine Durst nach umfassender wissenschaftlicher Befriedigung fand kein Genüge in den fast ausschließlich historischen trockenen Schriften des Mittelalters, welche in Klosterarchiven, oft gänzlich unbekannt, begraben lagen, oder deren Verständniß verloren gegangen war. — Eine ganz andere lebensvollere geistige Nahrung verhieß das Studium des klassischen Alterthums, dessen Wiederbelebung, von Italien ausgehend, sich bald über die ganze civilisirte Welt verbreitete. —

Wissenschaft und Kunst gehen immer Hand in Hand. Der wissenschaftliche Einfluß eines Volks oder einer Zeitepoche wird sich stets künstlerisch zu entsprechenden Formen gestalten. Die Renaissance — so bezeichnet man diese Periode der Wiederbelebung der Antike — war der mittelalterlichen Kunst durchaus feindlich, eine organische Verschmelzung konnte nicht stattfinden, und so entstand denn auch in dem Kunstleben eine von dem früheren durchaus abweichende Richtung.

Der einzelne Mensch ist gewöhnlich geneigt die Produkte einer vergangenen Lebens- und Entwickelungsperiode, oft ganz mit Unrecht, gering zu schätzen, ja zu verachten. Dieselbe Thatsache tritt uns auch im Leben der Völker entgegen. Jene Zeit ging in dem Enthusiasmus für die Antike und in der Geringachtung der eigenen Vergangenheit so weit, daß alles aus dem Mittelalter Ueberkommene gewissermaßen erst einen Werth erhielt, indem die neue Schulweisheit dasselbe aus der Antike heraus demonstrirte. —

Da jedes Quellenstudium des Mittelalters fehlte und man in zweifelhaften Dingen stets die Schriftsteller des Alterthums zu Rathe zog, so lieferte jene Zeit literarische Kuriosa in Menge, die aus schwülstiger Gelehrsamkeit und Unsinn zusammengesetzt sind und mehr dazu beigetragen haben, die Materie, welche sie abhandeln, zu verdunkeln, als aufzuklären. Zu diesen sonderbaren Produkten gehören die genealogischen Werke jener Zeit, in denen griechische und römische Helden nicht selten eine Rolle spielen, und die zu gänzlich unkritischen Familientraditionen geführt haben. Hierher gehören auch die fabelhaften Geschlechtsnachrichten, die sich in den Adelsdiplomen des 16. und 17. Jahrhunderts finden, und welche nur zu oft noch in neuester Zeit durch die falsche Voraussetzung Glauben erhielten, daß Alles, was in einem Diplom steht, auch eo ipso wahr sein müsse. So ist es z. B. eine in solchen Dokumenten häufig vorkommende Angabe, daß diese oder jene Familie unter Karl dem Großen da- oder dorthin eingewandert sei, während es feststeht, daß die Familiennamen des niederen Adels überhaupt erst im 12. Jahrhundert entstehen und die des höheren Adels höchstens ein Jahrhundert weiter hinauf reichen, und daß daher an eine kritisch sichere genealogische Zurückdatirung der Stammbäume über diese Zeit hinaus nicht zu denken ist.

Als Pröbchen genealogischen Unsinns vom Jahre 1687 möge das Reichsfürsten-Diplom der Esterhazy gelten, deren Abstammung nicht nur bis zum König Attila geführt wird, sondern sogar bis in die vorsündfluthliche Zeit sicher nachgewiesen ist. —

Dieselbe Unkenntniß des Mittelalters geht aus den älteren heraldischen Lehrbüchern hervor. Die Heraldik des Mittelalters war durchaus praktischer Natur und bedurfte keiner schriftlichen Lehre. Diese erschien erst in einer Zeit Erforderniß, in welcher der Wappenhelm und Wappenschild nicht mehr getragen wurden, die Turniere aufgehört hatten und die Erhebungen in den Adelstand und mithin heraldische Neuschöpfungen häufiger wurden.

Die ersten Lehrbücher dieser Art erschienen in England (1486) und in Frankreich (1493), in welchen Ländern die Ausbildung des Wappenwesens überhaupt am frühesten und nach den bestimmtesten Grundsätzen stattgefunden hat. — Während das älteste bekannte Wappenbuch, das Constanzer Concilienbuch, in Deutschland im Jahre 1483 erschien, begegnen wir hier der frühesten heraldischen Lehrschrift erst um das Jahr 1645, veröffentlicht unter dem viel versprechenden Titel: „Von der Heroldskunst und den Wapen in Frauenzimmer-Gesprächs-Spiele so bei Ehr und Tugendliebender Gesellschaft mit nützlicher Ergetzlichkeit beliebt und geübt werden mögen," von Georg Philipp Harsdörfer zu Nürnberg. — Bei allen derartigen Schriften jener Zeit ist von einer auf Quellenstudium beruhenden Kenntniß der Heraldik nirgends eine Spur. Neben mancherlei anderem Unsinn finden wir in jenen Werken auch die Wappen der jüdischen Könige, der altrömischen Kaiser, ja unseres Vater Adam ganz genau beschrieben, und die gelehrten Verfasser erschöpften sich in den abgeschmacktesten Wappenerklärungen und Deutungen, die sie für die eigentliche Basis der Heraldik hielten. Damals erfand man auch jene schwülstige Terminologie für die Blasonirung oder Wappenbeschreibung, an deren Weitläuftigkeit und Unklarheit die deutsche Heraldik noch jetzt zu leiden hat. Dennoch blieben jene Schriftsteller lange Zeit die einzigen Autoritäten für die Wappenkunde. — Auf welchem Standpunkt diese Wissenschaft noch am Ende des vorigen Jahrhunderts sich befand, charakterisirt eine im Jahre 1788 zu Regensburg erschienene Schrift des Martin Max Einzinger von Einzig, betitelt „Historische Wappengallerie über den Ursprung und das Alter der deutschen Geschlechts- und Länderwappen." Der Verfasser spricht von Diplomen und Wappenbriefen

Kaiser Karl des Großen, von Geschlechtswappen eines Herzog Theodo und Tassilo u. s. w. Er beginnt unter Anderem einen Paragraphen: „Daß die Geschlechtswappen schon lange vor dem fünften Jahrhundert ihre Existenz in Deutschland gehabt haben, ist eine Wahrheit, die bisher so erwiesen worden ist, daß es keiner näheren Beleuchtung bedarf." —

Es ist nicht zu leugnen, daß bemalte Schilde und verzierte Helme im Alterthum vorkamen, das beweisen die Darstellungen auf griechischen und hetrurischen Vasen, wie die Zeugnisse alter Schriftsteller. Indessen alle diese Zeichen tragen das unzweifelhafte Gepräge ornamentaler Willkür oder eines rein persönlichen Abzeichens. Von erblichen Familienwappen finden wir nirgends eine sichere Spur. — Die Heraldik ist ein reines Product des christlichen Mittelalters, praktisch hervorgegangen aus dem, in der eigenthümlichen Wehrverfassung jener Zeit begründeten Bedürfniß der Kennzeichnung der einzelnen Führer und Unterführer, deren Würde, auf Besitz sich stützend, im Allgemeinen erblich war. Daher erscheint es denn auch natürlich, daß das ursprünglich persönliche Zeichen bald von Vater auf Sohn überging. Dem Wesen der Heraldik am nächsten kommt im Alterthum die zuweilen constante Anwendung gewisser Darstellungen auf Feldzeichen und Fahnen. Wenigstens scheint der römische Legionsadler ebensowohl das Motiv des deutschen Reichsadlers, wie in neuerer Zeit des Adlers der napoleonischen Dynastie gewesen zu sein. Diese Annahme erhält dadurch eine Bestätigung, daß gleichzeitig mit dem ersten Auftreten der Heraldik auf den Schilden, die Anwendung des Schildzeichens für Banner und Fahnen vorkommt. Der Ursprung der Heraldik ist somit recht eigentlich ein kriegerischer zu nennen, während ihre weitere formelle Ausbildung vorzugsweise den Turnieren und ritterlichen Friedensbelustigungen — den Paraden des Mittelalters — wie der steigenden Prachtliebe und Kunstentwickelung zuzuschreiben ist. Daß diese formelle Ausbildung auch mit Hintansetzung des kriegerisch Praktischen geschah, beweist z. B. die Erfindung des Helmschmucks, welcher sicher für den Ernstgebrauch unzweckmäßig war. Damals, wie auch noch heute, stellte der Frieden andere Anforderungen als der Krieg, nur muß zur Rechtfertigung des praktischen Mittelalters bemerkt werden, daß man bald zu der Einsicht kam, die schweren unfügsamen Parade- und Turnier-Rüstungen zu Hause zu lassen und sich leichter zu bewaffnen, wenn man in den Krieg zog.

(Fortsetzung folgt.)

Extrakt aus der Ida-Julianen-Stiftungs-Urkunde der Familie v. Kessel.

Der Königliche Regierungs-Referendarius Guido v. Kessel hat auf den Wunsch seiner verewigten Mutter, Ida von Kessel gebornen von Knobelsdorf, durch gerichtliche Urkunde vom 10. November 1858 eine Stiftung in's Leben gerufen, aus deren Revenüen 3 unbemittelte, unverheirathete adlige Damen aus dem Regierungs-Bezirk Liegnitz, Provinz Schlesien, gebürtig oder in demselben wohnhaft, mit einer festen Leibrente von je 100 Thlr. unterstützt werden. Es ist zu diesem Zwecke ein Grund-Kapital von 7500 Thlrn. in schlesischen außer Cours gesetzten 4procentigen Pfandbriefen bei der Glogau-Sagauer Fürstenthums-Landschaft in Glogau deponirt; dieselbe verwaltet das Kapital und zahlt aus den Zinsen die Rente an die Inhaberinnen.

Der Genuß der Rente erlischt und geht beziehungsweise an eine Unbemitteltere über, wenn die zeitige Inhaberin:

a) sich verheirathet, oder
b) in ein Familienstift aufgenommen wird, oder
c) wenn derselben auf irgend welchem andern Wege eine jährliche Revenüe von 200 Thlr. zufällt.

Tritt keiner dieser Fälle ein, so verbleibt der Bezug der Rente der damit Betheiligten bis zu ihrem Tode.

Die Ernennung der zum Rentengenuß berufenen Fräulein ressortirt von der Familie v. Kessel, zunächst des Zinsdorfer Zweiges derselben, dessen Senior, und als solcher wird der jedesmalige titulirte Besitzer des Rittergutes Zinsdorf angesehen, die allgemeine Correspondenz zu führen und die von den Fräuleins jährlich zu erstattenden Erziehungs-Berichte entgegen zu nehmen hat. Dieser letztere Passus bezieht sich auf die Verpflichtung einer jeden der 3 Pensions-Inhaberinnen, als Gegenleistung an dem Orte, wo sie sich aufhält, sei es Stadt oder Land, eines ganz armen, hülfsbedürftigen kleinen Mädchens sich anzunehmen, es in die Schule zu schicken und die eignen abgelegten Kleider zu seiner Bekleidung zu verwenden. Die Rent-Empfängerin ist ferner verpflichtet, während wöchentlich 3 Stunden das Pflegekind in weiblichen Handarbeiten zu unterrichten und vor Allem auf die streng sittliche und religiöse Entwickelung desselben nach Kräften selbst dann noch hinzuwirken, wenn das Kind die Schule bereits verlassen hat; im Uebrigen verbleibt dasselbe bei seinen Eltern und wird deren Fürsorge nicht entzogen.

Inhaberinnen der Rente können zu gleicher Zeit zwei Schwestern nicht sein.

Benjamin v. Tudela über Jerusalem.

Aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts haben wir eine interessante Notiz über die Ritterorden in Jerusalem.

Benjamin von Tudela, der um 1170 in Jerusalem war, theilt in seiner Schilderung der Stadt auch Folgendes mit:

„Jerusalem, eine kleine und feste Stadt mit drei Mauern. Viele Menschen sind darin Jakobiten[1]), Armenier[2]), Griechen, Georgier[3]), Franken von allen Zungen... Es sind noch von dem Thurm Davids[4]), zehn Ellen aus dem Alterthum übrig, das Uebrige ist Bauwerk der Mu-

[1]) Jacobiten sind die Syrischen Christen (Suspani) welche noch bis in neuere Zeiten kirchlichen Besitz in Jerusalem hatten, früher aber viel zahlreicher waren.

[2]) Jerusalem war immer der Sitz eines armenischen Patriarchen.

[3]) Seit uralten Zeiten haben christliche Georgier heilige Stätten in Jerusalem inne; eine Zeit lang hatten sie das meiste Ansehn und Recht daselbst.

[4]) Derselbe Ausdruck, den auch Wilhelm von Tyrus gebraucht. Vgl. Ritter Erdkunde 16. S. 365.

hamedaner, und ist kein so starker Bau mehr vorhanden als dieser. Auch sind in der Stadt zwei Hospitale; in dem Einen gehen an 400 Ritter ein und aus; dort finden die Kranken, welche kommen, eine Pflege; man giebt ihnen was sie bedürfen im Leben und Tode. Das andere nennt man Salmonhospital, das ist das Gebäude, welches König Salomo erbauen ließ, dort haben ebenfalls 400 Ritter ihre Stätte, die jeden Tag zu Felde ziehen, außer den Rittern, welche aus dem Lande der Franken und dem Römischen Reiche kommen, Gelübde thun und so lange arbeiten, bis die Zeit ihres Gelübdes um ist. Denn da ist auch die große Grabeskirche, wohin alle Pilger ziehen, die ein Gelübde thun." P. C.

Das Johanniter-Kreuz.

I.

„Auf deiner Brust das Kreuz — was soll es deuten?
Führt es zurücke dich in graue Tage;
Daß wieder es uralte Schlachten schlage,
Mit deinen Vätern in verklung'nen Zeiten?

Will es dich hin zu den Gestaden leiten,
Die laut umtönt der Woge bange Klage,
Von jenen Rittern rauschend dumpfe Sage,
Die hier gekämpft, das Ew'ge zu erstreiten?

Willst du nach Rhodos grünen Küsten ziehen,
Bist du ein Glied der Heldenschaar geworden,
Willst du am Grabe deiner Meister knieen?

O, zieh nicht hin nach jenen blüh'nden Borden; —
Der Felsenhorst, den scheu die Möven fliehen,
Er sank in Trümmer, wie der heil'ge Orden!" —

II.

Laß mich dir's deuten — dieses Kreuzes Zeichen! —
Wohl ist des Ordens Schlachtruf längst verklungen,
Und dennoch ist zum Siege er gedrungen;
Denn geistlich arm geworden sind die Reichen.

Wohl bringt er nicht mehr Türken-Macht zum Weichen,
Doch mit des Volkes Noth hat er gerungen,
Und hat erwählt mit allen seinen Zungen
Sich einen ew'gen Meister sonder Gleichen.

Den Balsam gießt er in des Siechen Wunde,
Und statt der Zwingburg baut er am Spitale,
Barmherzig wandelnd Samariter-Bahnen.

Dem ird'schen Lehnsherrn treu mit Herz und Munde,
Beugt er das Knie gern an des Kreuzes Maale,
Und von den Tempeln wehen seine Fahnen.

C. v. P. G.

Herrenmeister-Münzen.

Das unter dem Vorsitz des Herrenmeisters Markgraf Carl Philipp vom 27. Febr. bis 1. März 1694 zu Cöln a. d. Spree abgehaltene General-Capitel bestimmt unter Resolution 16 über die an die Berliner Münze zu verkaufende alte Sonnenburger Münze in folgenden Worten:

„Was die alte Müntze betrifft, welche von undenklichen Jahren im Sonnenburgschen Cantley-Archiv verwahrlich gelegen, so ist capitulariter dieselbe allhier in die Müntze bringen zu lassen, und das Geld dafür an den Sonnenburgschen Schul-Bau mit anzuwenden resolviret worden."

Daß in Sonnenburg, und zwar von dem berühmten Herrenmeister Fürst Johann Moritz von Nassau († 1679) in der That gemünzt worden ist, dies beweisen zwei Münzen desselben gleichen Gepräges, im Werthe von $\frac{1}{12}$ Thaler, wovon 1 Exemplar in der Münzabtheilung der hiesigen königlichen Museen, das andere in der Sammlung des bekannten Numismaten Herrn Geheim-Secretair Voßberg sich befindet. Der Avers zeigt den gekrönten quadrirten Wappenschild des Fürsten, mit der Umschrift: IOH. MAVR. NASSA. PRINS.; der Revers: das achtspitzige Johanniter-Ordens-Kreuz mit der Umschrift: XVI. AVF. I. REICHST. 1671., der als Münzmeisterzeichen zwei über Kreuz gelegte Feuerhacken voranstehen. L. v. L.

Miscellen.

Oberst Graf von Bismarck-Bohlen hat folgenden hübschen Zug mitgetheilt:

Zum Tragen von Gegenständen nach dem entlegenen Hotel in Beirut, welche durch Graf Perponcher für das inzwischen zu Saida eröffnete Hospital angekauft worden waren, hatte derselbe einen armen Maroniten-Knaben verwendet und wollte ihm den wohlverdienten Lohn für seine gehabten Mühen geben. Der Knabe wies jedoch die Bezahlung mit dem Bemerken zurück, daß ihm bekannt sei, wie die genannten Herren ein Krankenhaus für seine armen Brüder errichten wollten, und — puisque je vous aime, setzte er französisch hinzu, was er in einer Missionsschule gelernt hatte.

Der von dem souverainen Johanniter-Orden an die Stelle des verstorbenen Bailli Grafen Morzin zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister dieses Ordens am kaiserlich österreichischen Hofe ernannte Bailli Franz Graf v. Kolowrat-Krakowski hat die Ehre gehabt, seine Beglaubigungsschreiben am 24. Januar Sr. Majestät dem Kaiser in Wien zu überreichen.

Wer genauer unterrichtet zu sein wünscht über Ahnentafeln, deren Gebrauch und namentlich über die Forderungen, welche beim Johanniter-Orden in dieser Beziehung gestellt wurden, dem empfehlen wir des Grafen Julius v. Wartensleben Nachrichten seines Geschlechtes 1. Urkb. S. 379—388, in welchen hauptsächlich des Joh.-Ordensraths König „historisch-kritischer Versuch einer Darstellung der Ahnen-Probe bei dem Johanniter-Orden." Mnspt. auf der Königl. Bibliothek in Berlin zu Rathe gezogen ist.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Von Sr. Durchlaucht dem Prinzen Heinrich IV. Reuß auf Trebschen 25 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 13,783 Thlr. — Sgr. 6 Pf.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Krausen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 11. **Berlin, den 13. März 1861.** **Nr. 11.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	46		
	Zugang pro Februar	8		
		54		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	47	47	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	38		
	Zugang pro Februar	16		
		54		
	Abgang " "	17		
	Bleibt Bestand	37	37	50
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	6		
	Zugang pro Februar	5		
		11		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	9	9	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	21		
	Zugang pro Februar	5		
		26		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	22	22	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	15		
	Zugang pro Februar	7		
		22		
	Abgang " "	10		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	45		
	Zugang pro Februar	10		
		55		
	Abgang "	12		
	Bleibt Bestand	43	43	50
	zu übertragen:	—	170	227

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. März 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	170	227
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	3		
	Zugang pro Februar	1		
		4		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	3	3	8
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	5		
	Zugang pro Februar	2		
		7		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	2	2	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	7		
	Zugang pro Februar	1		
		8		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	6	6	8
10.	**Mannsfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Februar 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
11.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Februar 1861	28		
	Zugang pro Februar	22		
		50		
	Abgang " "	32		
	Bleibt Bestand	18	18	33
	Zusammen	—	217	302
	Am 1. Febr. c. waren vorhanden	—	232	299
	Die Krankenzahl hat sich mithin bis zum 1. März c. vermind. um	—	15	—
	die Zahl der Betten vermehrt um	—	—	3
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Februar beträgt	—	92	—
	Davon sind: a) gestorben	6		
	b) als geheilt entlassen	81		
	c) " ungeheilt entlassen	5		
	wie vor	92	—	—

1. Friedrich Rudolph Freiherr Hiller von Gärtringen, Kammerherr und Fürstlich Hohenzollern-Hechingenscher Oberjägermeister, auf Gärtringen bei Herrenberg im Königreich Württemberg. Ehrenritter seit 1837. † zu Gärtringen 18. Februar 1861.

2. Ernst von Zitzewitz, Rittergut-Besitzer auf Bärenwalde bei Peterswalde in Westpreußen. Ehrenritter seit 1855. † zu Bärenwalde 4. März 1861.

3. Anton August Wilhelm Ludolph Otto von Brederlow, Major im Schlesischen Füsilier-Regiment (Nr. 38.) Ehrenritter seit 1858. † zu Mainz 5. März 1861.

4. Friedrich Wilhelm Freiherr von Richthofen. Ehrenritter seit 1854. † zu Schweidnitz in Schlesien 10. März 1861.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

Wenn Buchholz in seiner „Brandenburgischen Staatsgeschichte"*) sagt:

„Mit dem Jahre 1653 fängt sich also die eigentliche Epoche der Macht des Kurfürsten Friedrich Wilhelm und seines Hauses an," so charakterisirt er dadurch in der That am besten die Erfolge, welche der große Kurfürst während seiner damals erst dreizehnjährigen Regierung bereits errungen. Zur Kurmark war als unbestrittener Besitz Preußen, Hinterpommern, Halberstadt, Minden, Cleve, Mark und Ravensberg hinzugekommen. Das entvölkerte und verelendete Land begann sich zu erholen, — der Landtag hatte den bekannten Landes-Revers vom 26. Juli dieses Jahres geschlossen, — (ein Denkmal vollster Uebereinstimmung der Stände mit dem Landesherrn) — und das Ansehen des Kurfürsten von Brandenburg im Reiche sowohl, wie im Auslande, stand auf einer bis dahin nicht gekannten Höhe. Man suchte seinen Bund, seine Geneigtheit; Hoffnungen richteten sich auf ihn, Befürchtungen suchten sich vor ihm zu wahren, — immer das sicherste Zeichen beginnender Macht und Bedeutung!

Die Verleihung des Hosenband-Ordens durch den damals im Exil lebenden König Carl II. von England, ist eines dieser Zeichen und verdient daher grade aus diesem Gesichtspunkte wohl eine größere Beachtung, als ihr bisher geworden ist, denn sie hatte unzweifelhaft politische Zwecke, wenn diese bei der Vorsicht des Kurfürsten auch nicht erreicht wurden. Der 23jährige Carl lebte damals in Paris, wohin er sich nach der Hinrichtung seines unglücklichen Vaters (am 30. Januar 1649) vom Haag aus begeben hatte und vergeblich bemüht war, den französischen Hof für sein Unglück zu interessiren, für seine Pläne zu gewinnen. Es gelang ihm dies so wenig, daß er nicht einmal eine Unterredung mit dem Cardinal Mazarin erreichte, und sogar oft mit bitterster Noth zu kämpfen hatte. Je mehr die Macht Cromwells sich consolidirte, je weniger Notiz nahm man von dem verbannten Prinzen, der als Prätendent möglicherweise unbequem werden konnte. Und grade 1653 hatte sich Cromwell fester als je zuvor zu stellen gewußt. Am 16. Dezember dieses Jahres war ihm das Protectorat der Republik für die drei Reiche übertragen worden, und das „Instrument of Government" hatte die Verfassung des Landes anscheinend auf lange hin geregelt, so daß Carl wenig Hoffnung hatte, jemals den Thron seiner Ahnen wieder zu besteigen. Unstreitig war es unter diesen Eindrücken, daß Carl II. unterm 23. Januar 1654 einen eigenhändigen französischen Brief an den Kurfürsten von Brandenburg schrieb, in welchem er ihm die Mitgliedschaft der Ritter des Hosenband-Ordens antrug. Er unterzeichnet sich:

„Vostre bien affectionné Frère et Cousin
Charles R."

und nennt auch in dem Schreiben selbst: —

„les Roys d'Angeterre*) Nos Predecesseurs."

nimmt also die auf ihn übergegangene Königliche Würde als ununterbrochen auf seiner Person ruhend an. Dieses Schreiben, welches im K. Geheimen Staats-Archive im Original vorhanden ist, sagt indessen nur:

„Da der König bisher schon so viele Beweise von der Freundschaft des Kurfürsten für ihn habe, diese ihn zur Dankbarkeit verpflichteten und er lebhaft wünsche, daß solche Freundschaft auch für die Zukunft fortdauern möge, so glaube er zur Befestigung dieser Freundschaft als auch zum Beweise seiner besonderen Hochachtung und Zuneigung — beides für die Person und die großen Verdienste des Kurfürsten, — nichts Besseres thun zu können, als ihn mit dem Orden des blauen Hosenbandes zu beschenken, und fertige deshalb den Chevalier Walker an ihn ab, um ihm einstweilen die Medaille dite: le George, das Hosenband selbst und den Stern dazu zu überbringen, damit dieselben auf die gewöhnliche Art getragen werden können."

Chevalier Waller kam in den ersten Tagen des Monats Februar 1654 in Berlin an. Hatte nicht etwa schon vorher eine Anfrage Carls II. stattgefunden und war die Sache nicht schon vertraulich unter den beiden Fürsten abgemacht, so mag die Ankunft Walkers, so wie das von ihm überbrachte Schreiben den Kurfürsten und seine Räthe unter den obwaltenden politischen Verhältnissen wohl in Verlegenheit gesetzt haben. Leicht war zu erkennen, daß die Verleihung des Hosenband-Ordens nur die Einleitung zu sehr bestimmten Diensten sein würde, die der damals ganz hoffnungslose Prätendent, von Brandenburg zu fordern beabsichtige; ebenso war es aber auch vorauszusehen, daß man in England die Annahme des Ordens übel vermerken würde, und grade um diese Zeit trafen die Nachrichten aus London ein, daß der spanische Botschafter Don Alonzo de Cardenas der Erste gewesen sei, welcher dem Lord Protector als solchem für Spanien gehuldigt, ja erklärt habe: Cromwell möge sich nun, da er so weit gekommen, auch ohne Rückhalt die englische Krone aufsetzen. Der portugiesische, französische und schwedische Gesandte hatten ebenfalls Cromwells neue Würde anerkannt, und es war eben im Werke, auch einen Brandenburgischen Gesandten nach London zu senden, um den

*) Theil IV. Seite 52.

*) sic, ein merkwürdiger Schreibfehler.

damals größten deutschen Staat bei dem Lord Protector zu vertreten.

Kurfürst Friedrich Wilhelm empfing zwar den Chevalier Walker gleich nach seiner Ankunft, es dauerte aber bis zum 23. März, ehe die feierliche Ueberreichung des Ordens stattfand, Beweis genug, daß in dieser Zwischenzeit die Sache nach allen Seiten hin reiflich überlegt wurde. Es ist nicht zu ermitteln gewesen, an welchem Tage der Kurfürstliche Gesandte in London sich dem Lord Protector vorstellte, es muß aber jedenfalls in den ersten Monaten des Jahres 1654 und wahrscheinlich zu derselben Zeit geschehen sein, während welcher diese Verhandlungen und Bedenklichkeiten in Berlin schwebten. Villemain sagt*) nur: Man sah selbst einen Gesandten des Kurfürsten von Brandenburg ankommen, dessen Dasein als politische Macht damals in Europa fast noch unbekannt war," — stellt aber die Erscheinung desselben fast gleichzeitig mit den Begrüßungen der spanischen, schwedischen u. s. w. Gesandten.

Donnerstag den 23. März fand nun in Berlin die Ueberreichung des Ordens statt. Der Gesandte Carl Stuarts wurde gegen 11 Uhr „auf die gewöhnliche Art" abgeholt, (wobei sich die Frage aufdrängt, ob dies heißen soll „auf die für außerordentliche Gesandte gewöhnliche Art" oder grade das Gegentheil —) ihm im Kurfürstlichen Schlosse ein Nebenzimmer angewiesen, in welchem er „den ritterlichen Habit (doch wahrscheinlich die Schaube eines Roy d'Armes oder Heroldes des Ordens) anlegte, und zugleich den Ordensstern auf dem Mantel des Kurfürsten anheften ließ, welcher ihm zu diesem Zweck von einem Kammerdiener gereicht wurde.

Am Ende des Gemaches, in welchem die Ceremonie vor sich gehen sollte, stand der Kurfürst, von seinen Geheimen Räthen und Hof-Cavalieren umgeben. Es ist dabei weder ein Thronhimmel noch irgend eine Person außer der nächsten persönlichen Umgebung des Kurfürsten erwähnt. Chevalier Walker ließ sich die Insignien vortragen, diese auf einen nahe beim Kurfürsten befindlichen Stuhl legen und machte von der Thür bis in die Nähe des Kurfürsten drei besonders tiefe Reverenzen, hielt dann eine Rede, die wahrscheinlich eben so lang als die 36 Jahre später vor Kurfürst Friedrich III. gehaltene gewesen sein wird, und überreichte das erwähnte französische Schreiben, welches der Kurfürst öffnete, erst in der Stille durchlas und dann dem Abgesandten zurückgab, welcher dasselbe laut wiederholte.

Nun kniete Chevalier Walker nieder und befestigte selbst dem Kurfürsten das Band unter dem linken Knie, hing demselben dann die Plaque mit dem Ritter St. George, an einem blauen Bande zur linken Seite um den Hals, und bekleidete ihn endlich mit dem Mantel, auf dessen linker Brustseite der Ordensstern befestigt war. Dann beendete er seine Rede, schloß dieselbe mit guten Wünschen für den neuen fürstlichen Ritter, und zog sich dann wieder mit drei Verbeugungen in das Nebengemach zurück, wo er sich umkleidete.

Auf die Antwort des Kurfürsten an den Groß-Meister des Ordens mußte Walker bis zum 28. März warten. Sie befindet sich im Concepte im Geh. Staats-Archive und trägt dieses Datum. Spieß*) irrt also, wenn er den 28. Mai dafür angiebt. Der mit Abfassung derselben Beauftragte hatte als Titulatur: „Votre Dignité Royalle" gewählt. Von anderer Hand — vielleicht von der des Kurfürsten selbst, — ist aber das Wort Dignité durchgestrichen und dafür Majesté gesetzt. Der Kurfürst erkannte also die Fortdauer der Königlichen Würde in der Person Carls II. an. Der Inhalt ist so allgemein und vorsichtig wie möglich gehalten. Der Kurfürst dankt für die Ehre, die ihm durch Aufnahme in den Orden widerfahren, wünscht dem Oberhaupte desselben, daß seine Angelegenheiten einen endlichen glücklichen Ausgang gewinnen mögen, versichert seinerseits Alles thun zu wollen, um die Gewogenheit und aufrichtige Neigung desselben zu verdienen, und verspricht nichts zu versäumen, was zur Fortdauer und Befestigung des guten Einvernehmens zwischen ihnen beitragen könne.

Es findet sich keinerlei Beweis, daß der Kurfürst bis zum Jahre 1661 den Orden öffentlich getragen, ihn als Wappenschmuck gebraucht oder irgend wie seinen Besitz bekundet. Die Verhältnisse waren allerdings auch nicht dazu angethan. Erst als Carl II. am 29. Mai 1660 seinen Einzug in London hielt und nach 11jähriger Unterbrechung den Thron seiner Väter wieder bestiegen hatte, mag der Orden auch in Berlin wieder hervorgesucht worden sein. Von dieser Zeit an finden sich wenigstens Spuren, daß der große Kurfürst, dessen glückliche Feldzüge in Polen, Preußen und Holstein seine „bis dahin beinah unbekannte Macht" bereits hinlänglich bekannt gemacht hatten, sich auch öffentlich als Ritter vom Hosenbande gerirte.

Im Harrison**) wird der Kurfürst Friedrich Wilhelm als 472. Ritter des Ordens seit dessen Stiftung, und das Jahr 1661 als dasjenige der Investitur angegeben. Es ist diese Angabe nach den übrigen Verhältnissen auch wahrscheinlicher als die des Jahres 1663, welche Spieß in seinen „Brandenburgischen Münzbelustigungen" nennt. Carl II. wird nicht gezögert haben, grade diejenigen Handlungen sofort vorzunehmen, welche am deutlichsten seine Souverainetät und die Fortdauer des Königthums auch während seiner Unterbrechung durch die Republik, zu bekunden geeignet waren. Andererseits ist zu beachten, daß der Kurfürst fast den ganzen Sommer des Jahres 1661 nicht in Berlin, sondern in Cleve zubrachte. Möglich, daß König Carl II. die Investitur im Jahre 1661 angeordnet, dieselbe aber erst 1663 vollzogen worden ist. Kurz, Prinz Johann Moritz von Nassau, welcher als außerordentlicher Kurfürstlicher Ambassadeur nach London gesandt worden war, brachte die zur Investitur noch fehlenden Insignien an den Kurfürstlichen Hof. Sie bestanden aus einem langen blausammtnen Rock, einem Schwerte, der Kette, an welcher die schon 1654 übersandte Plaque des heil. Georg getragen wird, und einem sammtnen, mit Straußfedern ge-

*) Histoire de Cromwell, deutsch von Lerly. S. 257.

*) Brandenburgische Münzbelustigungen Th. IV. Seite 310.

**) Armorial Register of the Sovereigns and Knights of the Order of the Garter, their names, titles, election, instalment, demise, paraphernalia and insignia, with the quartering of their several shields, collated and emblazoned by A. P. Harrison and Son.

schmückten Hut. Das mitkommende Schreiben, Whitehall vom 30. Mai, sagt, daß der König damals, als er den Kurfürsten in diesen angesehenen Orden aufgenommen, nicht im Stande gewesen sei, ihm die vollständige Ordenskleidung zu übersenden. Dafür erfolge dieselbe jetzt mit der Bitte, solche als ein Zeichen seiner Hochachtung und eines unauflöslichen Freundschafts-Bandes aufzunehmen.

Das Antwortschreiben des Kurfürsten vom 4. Juni bewegt sich ebenfalls nur in allgemeinen Formen des Dankes und der Freundschafts-Versicherungen. Von einer Ceremonie der Investitur findet sich keine Spur. Möglich, daß sie in Cleve stattgefunden hat.

Von dieser Zeit an finden wir die Verleihung des Hosenband-Ordens an einen Fürsten aus dem Hause Hohenzollern auch numismatisch verherrlicht. Es existiren Dukaten und Halb-Dukaten aus dem Jahre 1669, auf welchen das Hosenband angebracht ist. (Köhler's Dukaten-Cabinet I. Theil. 3. Abtheilung S. 365 und 367.) — ein Dukaten aus dem Jahre 1670 (Spieß Münzbelustigungen IV. Theil. S. 310.) — Ein eben solcher vom Jahre 1685. Ein Dukaten aus dem Jahre 1677. (Monnayesd'or du Cabinet de S. M. L'Empereur. Seite 148) und eine Medaille, welche in Seyler's Leben des großen Kurfürsten abgebildet ist. Auf den meisten dieser Münzen umgiebt das Hosenband mit seiner Inschrift das Mittelschild mit dem Scepter unter dem Kurhute. Auf dem Dukaten von 1670 zeigen sich rechts und links zwei von unten nach oben gehende Palmenzweige und diese umschlingend, aber von oben nach unten gehend, zwei Lorbeerzweige. —

In dem schon erwähnten „Armorial Register" ist der große Kurfürst sonderbarer Weise unter dem Namen „Frederick, Duke of Prussia, obiit 1688" angeführt und sein Wappenschild, ein schwarzer heraldischer Adler in weißem Felde, mit dem blauen Scepter-Brustschilde, abgebildet.

Wenn Spieß anführt, daß es im Jahre 1674 im Werke gewesen sei, dem damaligen Kurprinzen Carl Aemil gleichfalls den Orden zu verschaffen, so kann damit wohl nur gemeint sein, ihm eine Anwartschaft auf den Orden beim Ableben des Kurfürsten zu sichern, denn bekanntlich darf das Hosenband nur an fremde Souveraine verliehen werden. Es wird zwar weiter dabei gesagt, die Sache habe sich nur deshalb zerschlagen, weil der König Carl II. die nächste Stelle bereits einem anderen versprochen hatte, und der Kurprinz bekanntlich am 27. November 1674 zu Straßburg starb; indessen fehlt vor der Hand jeder urkundliche Beweis für das Angeführte und muß somit wenigstens einstweilen dahingestellt bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

„Der Schwed' ist gekommen, hat Alles genommen, hat die Fenster eingeschlagen, das Blei fortgetragen, hat Kugeln daraus gegossen, und Alle todt geschossen." Dieser alte Denkspruch aus der Zeit des 30jährigen Krieges eröffnet als bezeichnendes Motto für den Inhalt eine statt Handschrift gedruckte und darum leider nur Wenigen zugänglich gewordene, höchst interessante Schrift, betitelt:

„Georg Behr, Kaiserl. Oberst und Commandant der Vestung Brieg. Ein pommersches Lebensbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Stralsund 1859."

die wir der Feder des St. Johanniter-Ordens-Ritters, Herrn Julius v. Bohlen-Bohlendorf verdanken, der sich um die Adelsgeschichte Neu-Vor-Pommerns bereits früher durch zwei ausgezeichnete Monographien verdient gemacht hat, nämlich durch die Schrift:

Der Bischofs-Roggen und die Güter des Bisthums Roeskild auf Rügen. Stralsund 1850. 8.,

welche insbesondere zur Genealogie und Geschichte des Geschlechtes v. Barnekow Schätzbares bringt; und das größere, mit Urkunden und Siegelabbildungen reichlich ausgestattete Werk:

Geschichte des adlichen, freiherrlichen und gräflichen Geschlechts v. Krassow. Berlin 1853. 2 Bände. 4.

Den wesentlichsten Theil der zuerst erwähnten, neuesten Schrift, die insbesondere auch für die Geschichte der angesehenen Familie Behr schätzbare Nachrichten bringt, bilden Schilderungen, die einer Aufzeichnung aus der Zeit des 30jährigen Krieges entnommen sind, und welche die Erlebnisse eines pommerschen Edelmannes jener Zeit, des Jürg Behr aus Düwelsdorf, von ihm selber verfaßt, enthalten. Es wird in dieser Schrift mit Recht gesagt: „An Schilderungen persönlicher Erlebnisse aus jener Zeit sind wir arm, und doch sind es gerade diese, die zu dem dunklen Bilde die einzelnen Scenen liefern sollen. — Diesen und wenigen anderen ähnlichen Aufzeichnungen ist es zu verdanken, daß man aus dem blutigen Wust der Zeit: den endlosen Plünderungen, den durch sie ruinirten Ländern, Städten und Dörfern, den unaufhörlichen und maßlosen Contributionen und was mehr dahin gehört, bestimmte Gestalten mit ihrem Sein und Wesen erkennen kann, die nicht der Phantasie eines müßigen Kopfes, sondern der nackten, traurigen Wirklichkeit ihr Entstehen danken. Da lernt man, wie der Edelmann, der Bauer die Noth der Zeit getragen, wie er ihr erlegen oder sie überwunden, wie es bei dem wüsten Getreibe im Hause und auf dem Hofe hergegangen, auch ihre Peiniger, die Soldaten mit ihrem noch schlimmeren Anhange, dem Troß der „Merdebrüder", der „licentiosen Soldateska", lernt man kennen. Es sind aber mehr als bloße Namen; es sind wirkliche Dinge, lebendige Gestalten." L. v. L.

Miscellen.

Bei der Einrichtung des Johanniter-Krankenhauses in Saida ist unter das in demselben angebrachte Ordens-Kreuz um deshalb die folgende Stelle aus dem Propheten Haggai:

„Gehet hin und bauet das Haus, das soll mir angenehm sein und will meine Ehre erzeigen,"

geschrieben worden, weil dieser Spruch am 5. Januar c., an welchem sich die zur Anlegung eines Hospitals nach Syrien gesandten Bevollmächtigten des Ordens: Graf von Bismarck-Bohlen und Graf von Perponcher, in Triest dorthin einschifften, die Losung des Tages war.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Von Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Prinzessin Carl von Preußen 217 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 14,000 Thlr. — Sgr. 6 Pf.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Kronen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 12. Berlin, den 20. März 1861. **Nr. 12.**

Die Expedition befindet sich vom 1. April ab Wilhelmsstr. 48. Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postämtern, für Berlin in der Expedition desselben machen zu wollen.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saida in Syrien.

Aus einem Briefe des Oberstabs-Arztes Dr. Wendt an den inzwischen aus Syrien wohlbehalten hierher zurückgekehrten Oberst Grafen von Bismarck-Bohlen, d. d. Saïda den 21. Februar 1861, entnehmen wir die folgenden Mittheilungen über das dortige, am 8. Februar c. eröffnete Johanniter-Krankenhaus:

„Am Ende der vorigen Woche bis zum 16. Februar war das erste Haus mit Kranken überfüllt, so daß ich zuerst die Brüder, dann Fischer und Elia delogiren mußte, um nur die Kranken unterzubringen. Da auch an diesem Tage noch der Eigenthümer des Nebenhauses dasselbe mir nicht übergeben wollte, sondern mich mit nichtigen Ausflüchten auf 3 Tage vertröstete, drohte ich beim Gouverneur (der übrigens persönlich im Hospital war), gestützt auf den Contract, Hülfe zu suchen, engagirte sofort einen Maurer und ließ die Verbindungsmauer durchbrechen. Nunmehr räumte man uns das Haus, und schon am Abend konnten die Brüder untergebracht werden. Bis heute Abend sind nun auch die Zimmer geweißt und gereinigt, nur die Küche ist noch nicht fertig, da es nothwendig ist, den Heerd nach unseren Bedürfnissen umzusetzen.

Aufgenommen sind bis heute Abend 28 Kranke,
gestorben im Ganzen 3 Kranke,
geheilt entlassen 4 „
in Summa 7 Kranke,
7 „
so daß also heute Bestand bleibt 21 Kranke.

Von den 3 Gestorbenen wurden zwei bereits sterbend dem Hospital übergeben, der dritte, ein alter Mann, erlag der Erschöpfung. Die Mehrzahl der übrigen Kranken (Flüchtlinge aus Hasbeya, Raschcya ꝛc.) leidet am Typhus, Dysenterie, Wechselfieber und deren Folgen, an gastrischen und rheumatischen Fiebern; meistens recht schwere Fälle, einzelne mit andauernden Delirien und Bewußtlosigkeit. Interessant für die Beobachtung ist, daß sich die Delirenden meist von den Drusen verfolgt wähnten und namentlich des Nachts in dem Wahne, ihre Verfolger wollten sie tödten, laut schrieen und um Hülfe riefen. Seit der letzten Nacht ist eine wesentliche Besserung eingetreten und mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß fast Alle genesen werden.

Die Kranken sind nun folgendermaßen untergebracht: Im ersten Hause, in dem zuerst belegten Zimmer 5 Betten, im Nebenzimmer 7, in dem Zimmer, in welchem früher die Brüder wohnten, 5 Betten. In dem Zimmer auf dem Nebenhofe, der Dispensiranstalt gegenüber 6 Betten, in Summa 23 Betten. Dies letztere Zimmer, welches nicht in unmittelbarer Berührung mit den übrigen steht, habe ich vorzugsweise für Schwerkranke bestimmt, damit die übrigen Kranken nicht in ihrer nächtlichen Ruhe gestört werden. Im Nebenhause sind für Kranke zwei Zimmer, welche ich morgen für je 6—7 Betten einzurichten gedenke, so daß wir im Ganzen für mindestens 36 Kranke Raum haben. Im Nothfalle lasse ich noch einige Betten einschieben.

Wir selbst sind so logirt, daß ich mein kleines Zimmer behalten habe, der Hausvater, Bruder Wichmann, hat das andere im ersten Hause, Fischer und Elia das kleine Zimmer im ersten Hause parterre bezogen. Die drei Brüder sind im zweiten Hause im Hintergebäude eine Treppe hoch einquartiert, das darunter gelegene etwas dunkle Zimmer ist zum Vorrathsraume bestimmt, dem gegenüber die Hauptküche, die in wenigen Tagen zum Gebrauche fertig sein wird.

Der Dienst für die Brüder ist in dieser Zeit recht anstrengend gewesen, da außer der mühevollen Pflege der Schwerkranken unausgesetzt Nachtwachen nothwendig sind. Da auch der Bruder Wichmann sich freiwillig denselben unterzogen hat, so muß jeder Bruder die vierte Nacht wachen. Es gereicht mir hierbei aber zur wahren Freude, Ew. Hochgeboren die Pflichttreue und die Freudigkeit, mit welcher die Brüder ohne Ausnahme sich diesem schweren und nicht gefahrlosen Dienste unterziehen, rühmen zu können. Um so viel wie möglich dem nachtheiligen Einflusse des unausgesetzten Aufenthalts in einem Kranken-

hause, sowie der anstrengenden Thätigkeit vorzubeugen, halte ich darauf, daß wenigstens ein um den andern Tag je zwei Brüder einige Stunden am Meere oder in den herrlichen Umgebungen der Stadt frische Luft genießen. Bis heute sind wir mit Gottes Hülfe auch gesund geblieben.

Von allen Seiten wird uns das freundlichste Entgegenkommen erwiesen, unschätzbar ist mir Mr. Ford, ebenso Abella durch seine uneigennützige und unermüdliche Vermittelung von großem Nutzen. Er ist ein Mann von Geist, und Mr. Ford rühmt mir die Ehrenhaftigkeit seines Charakters. Bei den letzten Metzeleien im vorigen Jahre ist es ihm und seinen Brüdern durch Entschlossenheit gelungen, nahe an 300 Christen dem sicheren Tode zu entreißen. Ich werde mir erlauben, Ew. Hochgeboren einen detaillirten Bericht der Vorfälle in jenen verhängnißvollen Tagen von Saïda, mit denen am 1. Juni v. J. die Metzeleien hier vor den Thoren der Stadt begannen, in der nächsten Zeit zu überreichen, da ich voraussetze, daß derselbe Ihr besonderes Interesse haben wird.

Ich hatte bereits heute an Herrn Weber geschrieben, um ihm die schwere Erkrankung der Schwester Emilie mitzutheilen; da der Brief, wie ich hoffe, ebenfalls morgen in Beirut eintreffen wird, übergehe ich hier das Nähere. Vor einer Stunde, um 9 Uhr, habe ich die Kranke zuletzt gesehen. Sie schläft endlich seit 3 Uhr Nachmittags, also bis jetzt 6 Stunden, und es ist, da während des Schlafes keine drohenden Erscheinungen sich bemerkbar gemacht haben, zu hoffen, daß derselbe eine günstige Wendung bringen und die größte Gefahr vorüberführen wird. Es wird Nichts unterlassen werden, um das Leben einer so vortrefflichen Persönlichkeit zu erhalten, und daß der Himmel seinen Segen geben möge, wollen auch Sie und Alle, welche die in ihrem schweren Berufe Erkrankte kennen und hochschätzen, für ihre Genesung beten. Im Hause der Schwestern sind zur Zeit nur wenig Schwerkranke, so daß wenigstens die Pflege derselben einstweilen nicht leidet.

Ich darf Ew. Hochgeboren nicht sagen, daß auch ich unter den erwähnten Umständen von früh bis spät angestrengt thätig bin, das ist es aber eben, was ich gesucht habe, und was mich stärkt und freudig macht, ist das Bewußtsein, daß der edle und schöne Zweck des Ordens keine geeignetere Stelle seiner Wirksamkeit hätte wählen können, als die ist, zu welcher gleichsam eine höhere Hand seine Vertreter geführt hat.

Meine Erholung finde ich, wenn ich, so viel es zu ermöglichen ist, eine Stunde in den wahrhaft entzückenden Umgebungen mich zu Fuß oder zu Pferde ergehe. Die Gärten Sidons prangen von einer Fülle von Orangen, Citronen und Bananen, wie ich selbst in Italien nie gesehen. Die Mandelbäume beginnen zu blühen, tausend Blumen, frisches Grün schmücken die Erde. Dabei sonnig klare Tage, warm und mild, wie bei uns der schönste Junitag. Hätten Sie mit den theuren Reisegefährten nur noch einige Tage weilen können, Sie würden nicht bloß das Bild einer finsteren, verfallenden, unsauberen Stadt, nicht bloß den Eindruck menschlichen Elendes mit in die Heimath genommen haben; ein überaus herrliches Gemälde von dem, was die Natur verschwenderisch hier entfaltet hat, würde die dunklen Schatten, dessen was die Menschen verschuldet, mildern. — Mit Gott ist das Haus erbauet, mit Gott soll es weiter bestehen, und so viel an mir, werde ich den Geist der Liebe, des Friedens und der Einigkeit erhalten zum Wohle derer, die unsere Hülfe suchen. —"

Die kunst- und sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik.

(Vortrag, gehalten im Berliner Hülfs-Verein für das germanische Museum zu Nürnberg am 18. Febr. 1861 von dem Prem.-Lieut. Freih. H. v. Ledebur.)

(Fortsetzung.)

Als Quellen für das Studium der älteren Heraldik sind anzusehen: 1) die uns überkommenen Original-Wappenschilde und Helme des Mittelalters, 2) alte bildliche Darstellungen von Wappen auf Steindenkmälern, Glasmalereien, Miniaturen, Kleidungsstücken, Tapeten u. s. w., 3) die älteren Wappenbücher, 4) die Siegel.

Diese Quellen, von denen die Siegel die wichtigsten sind, stellen das Alter der Heraldik ziemlich fest, und es ist mit genügender Sicherheit anzunehmen, daß vor dem 12. Jahrhundert keine Familienwappen existirten, indem alle aus einer früheren Periode stammende Abbildungen von Schilden dieselben entweder ganz leer, oder mit rein ornamentalen Verzierungen ausgestattet zeigen. — Claude Menestrier, ein französischer Heraldiker, will das älteste bis jetzt bekannte Wappen auf einem Grabmal des Warmund Grafen von Wasserburg vom Jahre 1010 im Kloster St. Emmeram in Regensburg aufgefunden haben. Als der Verfasser vor einigen Jahren dieses hochberühmte Kloster besuchte fand er jenes Denkmal leider nicht. Indessen glaubt er mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß dasselbe, ebenso wie das Epitaphium des heiligen Emmeram (lebte um das Jahr 700), der heiligen Rosalie, wie anderer hervorragender Personen, deren Gebeine in dem Kloster ruhen, aus dem 13. Jahrhundert herrühren wird. Dergleichen Darstellungen müssen überhaupt mit Kritik betrachtet werden. Häufig sind dieselben Reminescenzen aus einer weit früheren Zeit, und es ist in vielen Fällen gewiß, daß die Zeit der Verfertigung bedeutend später fällt, als das Leben der Person, welche Gegenstand oder sonst wie Motiv der Abbildung war. Auf solchen Darstellungen finden sich oft Jahreszahlen, welche sich auf den Gegenstand und nicht auf die Zeit der Anfertigung beziehen. Dieser Umstand kann Nicht-Kenner leicht zu großen Irrthümern verleiten. Da aber etwa vom 12. Jahrhundert ab die Sitte allgemein wurde, stets das Kostüm, die Schrift und Ornamentik der eigenen Zeit anzuwenden, wenn auch die darzustellende Person oder Handlung einer früheren Epoche angehörte, so wird ein für solche Dinge geübtes Auge nicht leicht zu groben Irrthümern verleitet werden. Irrthümer können aber dennoch vorkommen, und man wird daher immer am besten thun, bei Studien für einen gewissen Zeitabschnitt sich an unzweifelhafte Dokumente jener Periode zu halten. Dies sind nun für den vorliegenden Fall, die auch für Kunst- und Sittengeschichte so wichtigen mittelalterlichen Siegel, vorzugsweise die Personalsiegel. Da dieselben in früherer Zeit stets mit Umschriften ver-

sehen waren, die sich einzig und allein auf die Person des Besitzers bezogen, und außerdem an schriftlichen Urkunden hingen, zu deren Beglaubigung sie dienten, so findet hier immmer eine ganz genaue Zeitbestimmung statt. Von Städte- und Corporationssiegeln gilt dies indessen nicht, da für dieselben der nämliche Siegelstock oft Jahrhunderte lang im Gebrauch war. Bevor wir nun näher auf die Personalsiegel des Mittelalters als die vorzüglichste Quelle für die Heraldik eingehen, möchte eine Bemerkung von Interesse sein, welche nicht nur auf das vorliegende Thema Anwendung findet, sondern auch einen allgemeineren Bezug auf die Kulturentwicklung des Mittelalters hat.

Wenn man die großen materiellen und räumlichen Schwierigkeiten bedenkt, welche dem geistigen Verkehr der Völker im frühen Mittelalter entgegenstanden, so muß die große Gleichmäßigkeit ihrer Kunst- und Sittenentwicklung nach Ort und Zeit überraschen, eine Uebereinstimmung, die oft viel größer ist, als in späterer Zeit. Muß es nicht befremden, wenn man die überaus schnelle, nur in Kleinigkeiten individuell bleibende Verbreitung und gleichmäßige Veränderung im Baustiel, den Schriftcharakteren, der Bewaffnung und den Trachten verfolgt. Dieselbe auffallende Uebereinstimmung findet sich in den Siegeln der schottischen, englischen, französischen, skandinavischen Herrscher, der italienischen Fürsten und deutschen Könige und Kaiser im 12., 13. und 14. Jahrhundert. Gewisse Verschiedenheiten finden allerdings statt, die aber gewöhnlich nur für das Auge des Kenners nationell charakteristisch erscheinen. Der Grund für diese Thatsache ist hauptsächlich in zwei Momenten zu finden:

1) In dem Einfluß der in sich einigen Geistlichkeit als Träger und Verbreiter des gesammten geistigen Lebens.

2) In der durch die Kreuzzüge herbeigeführten Friction der Nationalitäten. —

Wir wollen nun versuchen, in zusammengedrängter Weise die Hauptmomente der kunst- und sittengeschichtlichen Entwicklung der Heraldik hervorzuheben, indem wir vorzugsweise die Wappendarstellungen auf älteren und neueren Siegeln ins Auge fassen. —

Die erste Entwicklungsperiode der Heraldik reicht vom Beginn des 12. Jahrhunderts bis in das 13. Jahrhundert hinein. Die Wappen dieser Zeit bestehen ausschließlich aus dem Wappenschilde. Die älteste Form derselben war bei allen christlichen Völkern oben abgerundet und unten in eine lange Spitze auslaufend. Man nennt dieselben gewöhnlich normännische Schilde. In Bezug auf diese letzte Bezeichnung will ich gleich bemerken, daß die in neuerer Zeit entstandene Eintheilung der mittelalterlichen Schilde ihrer Form nach in englische, französische, spanische und deutsche leicht zu dem Irrthum Anlaß geben könnte, als ob die Nationen sich zu derselben Zeit in diesen Formen unterschieden hätten. Wenn auch anzunehmen ist, daß diese oder jene Gestalt des Schildes in einem Lande zuerst eingeführt wurde oder vorzugsweise zur Anwendung kam, so geht doch aus allen Quellen sicher hervor, daß dieselbe Schildesform ziemlich gleichzeitig in der ganzen Christenheit üblich war. —

Charakteristischer als Nationaltypus treten uns die bildlichen Darstellungen auf den Schilden schon in früher Zeit entgegen. Wiewohl dieser Bilderkreis überall ein fast unbegrenzter zu nennen ist, indem wir Thieren und Pflanzen, Geräthschaften aller Art, farbigen Theilungen und Stückungen des Schildes, künstlichen und natürlichen Figuren in reichster Abwechselung in allen christlichen Ländern begegnen, so kommen doch gewisse Figuren überwiegend oder ausschließlich bei einzelnen Nationen vor. Die an verschiedenartigen Darstellungen besonders mannigfaltige deutsche Heraldik hat sogar provinzielle Charakteristika aufzuweisen, welche für den Kenner selten trügende Anhaltepunkte für die Bestimmung der Heimath eines Wappens und mithin eines Geschlechts liefern. —

Es gehört zu den abgeschmackten Erfindungen später Jahrhunderte, daß dem einen Wappenbilde ein Vorzug vor dem andern beizulegen sei. Ein und dieselbe Wappenfigur wurde von Familien des verschiedensten Ranges geführt, das Geschlecht machte das Wappen zu einem besonders vornehmen, aber nicht umgekehrt. Ebenso widersinnig ist das selbst in neuster Zeit noch nicht erloschene Bestreben, allen heraldischen Figuren eine allegorische Deutung zu geben. Wo dies nicht gutwillig gehen wollte, wurden oft die abgeschmacktesten Fabeln erfunden, um das Ding zu erklären. Daß die Wahl der Bilder kein Zufall gewesen, daß dieser vielmehr eine Absichtlichkeit zum Grunde gelegen hat, ist offenbar, und es ist sicher interessant, die Begründung einer solchen Absichtlichkeit zu ermitteln, da aber schwerlich eine gleichzeitige Urkunde existirt, welche sich über den Ursprung eines alten Geschlechtswappens ausließe, so kann von einer wissenschaftlichen Erklärung des Wappenbildes nur in beschränktem Sinne die Rede sein. Zunächst handelt es sich dabei um ein richtiges Erkennen der Heroldsfigur. In dieser Beziehung geben die einer späteren Zeit angehörigen Kunsttermina oft keine genügende Erläuterung, da diese Ausdrücke häufig auf einem Mißverstehen alter Darstellungen beruhen. Es bleibt in dieser Hinsicht noch viel zu forschen übrig und die Anzahl der zweifelhaften Wappenbilder ist nicht unbedeutend. Gewöhnlich sind dies Geräthschaften, die zwar einen heraldischen Namen bekommen haben, deren eigentlicher Zweck aber so lange unbekannt ist und bleibt, bis man auf anderweitigem Wege, meist durch gleichzeitige bildliche Darstellungen, den Zweck des Geräths erfährt. — Um bei der heraldischen Abbildung von Thiergestalten (besonders Vögeln) Mißverständnisse zu verhüten, hatte man schon früh gewisse typische Attribute hinzugefügt oder denselben gewisse Stellungen gegeben, die eben an sich weiter keine Bedeutung hatten, als das Thier zu kennzeichnen. So ist ein aufgerichteter nach vorn gekehrter Vogel mit geöffneten Flügeln ein Adler, hat der Vogel einen Ring im Schnabel, ein Rabe, hält derselbe einen Stein in einer Klaue, ein Kranich, mit einem Hufeisen im Schnabel ein Strauß u. s. w. — Sehr oft steht der Familienname in einer Beziehung zu dem Wappen. Man nennt solche Wappen „redende." So führt z. B. die schwäbische Familie v. Sternenfels einen Stern über einem Felsen. Diese redenden Bilder geben nicht selten Veranlassung zu interessanten sprachlichen Ermittelungen*). — Oft erklären sich Wappen durch genealogische Ableitung. Es giebt bekanntlich viele

*) Erklärung des Namens und Wappens des edlen Geschlechts der Bivende siehe L. Frh. v. Ledebur „Frauensiegel des Mittelalters."

Geschlechter ungleichen Namens, deren gemeinsamer Ursprung aber nachgewiesen ist. In diesen Fällen hat fast durchweg eine Uebertragung der Wappen, zuweilen mit kleinen Abänderungen, stattgefunden. In Frankreich wurde diese Ableitung gewöhnlich durch sogenannte Beizeichen, brisures, kenntlich gemacht; ebenso in England, wo jene Sitte noch in ausgedehntester Weise besteht, indem durch verschiedenartige Brisures (Turnirkragen, Sternchen, Halbmond, Vögel,) nach einem bestimmten Schema, Linienabzweigungen einer Familie bis zum 9. Grad heraldisch charakterisirt werden. Zu diesen Brisures ist auch der sogannte Bastardstrich oder Balken zu zählen.

Eine wahrscheinliche Erklärung erhalten ferner viele heraldische Figuren als hervorgegangen aus ursprünglichen Schildverstärkungen z. B. die Balken, der sogenannte Lilienhaspel — eine nach Art der Garnhaspeln gestaltete Figur, deren Arme in Lilien enden; so auch die Wecken, welche aus einem Flechtwerk entstanden sein können.

Die am häufigsten vorkommenden Wappenbilder gehören dem Thierreich an. Hier liegt die Annahme einer Symbolik besonders nahe, da die Thierfabel mit ihren typischen Charakteren dem Mittelalter sehr geläufig war; auch finden wir in den Attributen, welche die Heraldik den Thieren beilegt, oft einen entschiedenen Anklang an die Fabel. Wollte man nun auch bei dem Löwen Edelsinn und besondere Macht, bei dem Adler das erhabene Streben nach dem Höchsten, bei dem Fuchs Schlauheit, bei dem Hahn Wachsamkeit, als erklärliche Motive für ritterlichen Schmuck ansehen, so kommt man doch bei weiterer Betrachtung der gewählten Thiergestalten auch mit der Deutung in Verlegenheit. Ebenso wenig wie vor der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Erhebungen in den Adelstand vorkamen, wurden im frühen Mittelalter Wappen verliehen — nirgends findet sich wenigstens davon eine Spur. Die Wappen waren daher selbst gewählte. Wie würde nun mit Hinblick auf die Thierfabel erklärlich sein, daß recht angesehene Familien sich selbst gewisse Hausthiere als Zeichen wählten, deren symbolische Bedeutung eine keineswegs schmeichelhafte war? Mit größerer Wahrscheinlichkeit könnte man daher wohl annehmen, daß diese Bilder sich auf die Züchtung jener Thiere oder auf gewisse Scherze und Schwänke bezogen, die in jener Zeit mitunter etwas derb ausfielen. Deuten und vermuthen läßt sich da viel. Da aber jedes sichere Fundament fehlt, so wird hierdurch für die Wissenschaft nichts gewonnen. —

Nicht selten stehen Wappenbilder in offenbarem Zusammenhange mit gewissen Aemtern und Würden. Der in Deutschland so häufig vorkommende Adler, war in vielen Fällen das Zeichen eines Reichsamts. Auch die aus dem Ministerial-Verhältniß hervorgegangenen Erbwürden zeichneten sich oft durch Attribute ihres Amtes aus. Eine in dieser Beziehung interessante, wenn auch sonst unerklärte, Heroldsfigur ist die sogenannte Ständerung. Es ist dies eine vom Mittelpunkt des Schildes ausgehende radienweise Theilung des Feldes. Bei den meisten Familien, welche dieses uralte Zeichen führen, ist nehmlich eine Beziehung zu Wald und Forstämtern nachweislich, wie schon die Namen der Waldbott — Waldboten — der Varst oder Forst, der Eller u. s. w. andeuten*). —

(Fortsetzung folgt.)

Das Johanniskloster bei Jerusalem.

Ungefähr anderthalb Stunden im Westen Jerusalems ist ein reizendes Thal. Dort gedeihen die schönsten Oliven und Trauben des heiligen Landes. Dort, geht die Sage, sei Johannes der Täufer geboren. Ringsumher in der erhabenen Stille der Wüste, welche die Tradition die Johanneswüste genannt hat, sammelte sich der Prediger zu seinem Ruf an die Zeit und das Volk. Dort zeigt man noch die Grotte und den Quell, die seinen Durst gestillt hat. Eine der schönsten Kirchen der Lateiner erhebt sich über der Stelle, da er geboren sein soll. Von Ludwig XIV. von Frankreich ward sie erbaut und ruht stattlich auf vier mächtigen Pfeilern. Marmorn sind Boden und Wände der Kirche. Eine Marmortreppe führt zur Grotte der Geburt hinab, die köstlich geschmückt ist. Ein Altar hat die Inschrift: hic praecursor domini natus est. Hier ist der Vorläufer des Herrn geboren. Darüber an der Decke von schwarzem Marmor ist ein weißes Lamm mit den Worten, die Johannes sprach: „Siehe, das ist Gottes Lamm.“ Die Geschichte des Täufers ist rings auf Basreliefs dargestellt. Ein herrlicher Schmuck über einem der Altäre ist das Bild des Johannes von Murillo. Einer der Letzten, der es besuchte, war der gelehrte Tischendorf, aber auch Buckingham war dort und kehrte von da durch das Rosenthal nach Jerusalem zurück. Denn dort sind die schönsten Rosen. Aber noch immer führen alle Wege nach Jerusalem hinauf über Dornen. P. C.

Bethanien.

Von Jerusalem führt über den Oelberg ein flacher Wadi in dreiviertel Stunden zum Dorf Bethanien, nicht volle zwei römische Meilen, was mit den 15 Stadien übereinstimmt, die Jesus mit seinen Jüngern zu dem Hause des Lazarus ging (Ev. Joh. 11, 18). Noch zeigen die Mönche, in dem jetzigen Dorfe ein Haus der Maria und des Lazarus Grab. Davon heißt es el Azirigeh, denn die arabische Form des Namens Lazarus ist el Azir. Ein kellerartiges Gewölbe in der Mitte des Dorfes aus Kalksteinfels; 26 Stufen tief, wird als das Grab gezeigt. Doch wird seine historische Wahrheit bezweifelt. Aber schon im 4. Jahrhundert wird eine Krypta gezeigt, wo Lazarus geruht habe. Um das Jahr 400 fand sich eine Kirche über dem Grabe erbaut. Es war die Kirche durch die Kreuzfahrer dem Canonicus des h. Grabes übergeben worden. Die Königin Melesinde tauschte es 1138 gegen die Stadt Thekoa ein, gründete daselbst ein Nonnenkloster und zu dessen Schutz 1142. ein festes Castell. Dieses Castell von Bethanien verlieh der Papst 1254. den Hospital-Rittern von St. Johannes. Noch heute stehn die etwa 20 Häuser des Dorfes zwischen großen Quadertrümmern aus antiker Zeit. Man nimmt an, daß sie die Reste des alten Castells bilden. Gegenwärtig ist der ganze Orient Lazarus Grab. Aber durch Christi Liebe wird er schon auferstehen.

P. C.

*) Vergleiche den Aufsatz: „Achtwort durch die Siegelkunde erläut“ in v. Ledebur Allg. Arch. I. 158—163.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind in Folge Aufrufs des Durchlauchtigsten Herrenmeisters ferner eingegangen:

Vom Kreisrichter Scholle in Sonnenburg gesammelt 11 Thlr. 10 Sgr. 6 Pf. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 14,011 Thlr. 11 Sgr.

(Hierzu eine Beilage.)

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Beilage zu Nr. 12. des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Das Johanniter-Ritter-Ordenskreuz in seiner symbolischen Bedeutung.

Nach Beschluß des hochwürdigen Capitels des Johanniter-Ordens, auf Befehl des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königl. Hoheit ist, wie bekannt, eine Mission nach Syrien gesendet worden, um den daselbst vom Fanatismus der Muhammedaner leiblich wie geistig verfolgten Christusbekennern Hülfe und Trost, die Arzenei des Leibes und der Seele zu spenden, jene hohe Liebespflicht des geistlichen Ritterthums zu üben, welche der Heiland selber in dem holden Gleichniß der Samariterbarmherzigkeit gepriesen.

Diese Mission bestand: aus zwei mit Vollmachten versehenen Johanniter-Ordensrittern als Leitern, dem Obersten Grafen von Bismarck-Bohlen und Rittmeister Grafen von Perponcher-Sedlnitzki, denen sich der Johanniter-Ritter, Rittmeister a. D. von Bassewitz angeschlossen hat; ferner dem Oberstabsarzt Dr. Benno Wendt, welcher das zu gründende Hospital einrichten wird, und vier Krankenpflegern des evangelischen Johannesstiftes zu Berlin, denen die Pflege der Leidenden anheimfallen soll.

Ist es nicht eine Fügung, die uns fast wundersam ergreift, daß diese Pilger ihre irdische Reise nach dem fernen Osten mit Zurücklassung aller heimischen Genüsse, der Ruhe, ihrer Familien- und Freundschaftsbande, ja mit Wagniß des Lebens selbst in dem Augenblick antreten, wo auch die Seele Dessen zum Osten, zu jenem Lande des Lichtes und der Verheißung pilgern mußte, Der das Johanniterthum in Preußen aus seinem Todesschlafe geweckt?! —

Diese Mission des verjüngten Ordens ist die erste historische That desselben vor der gesammten äußeren Welt, darum historisch, darum so bedeutsam, weil sie den Orden inmitten der modernen Weltordnung zu seinem Ursprunge zurückführt und dadurch den Beweis antritt, daß das Johannes-Ritterthum keine verwelkte Blume im Kranze der Geschichte, sondern etwas Ewiges ist, mögen sich seine zeitigen Formen auch wie alles Lebende verwandeln. In dieser Mission soll sich des Ordens unvergängliches Wesen darlegen, seine ewige Bestimmung, die in nichts Anderem besteht, als dem Zwecke, welchen sich dessen Ordensherr Johannes der Täufer selbst beigelegt, nämlich zu sein: Die Stimme des Predigers in der Wüste, zu ebnen die Wege des Herrn, (Ev. Joh. 1, V. 23.) die Seelen der Menschen vorzubereiten für die ewige Bestimmung ihrer eigensten Natur, des Menschenthums durch Gott, welches ihm erst ganz erschlossen wurde, als Christus am Sklavengalgen starb für die Befreiung des endlichen Menschen zu unendlichem Dasein!

Diese Bestimmung des Johanniterthums, und zwar bei den bedürftigsten Menschen, den Kranken, Nothleidenden und Verfolgten zu erfüllen, ist unsere Mission in jenes Land gezogen, das jetzt ein Heerd des Unglaubens, der Unmenschlichkeit, einst Wiege der Erscheinung Christi, Johannis, wie der ersten Apostel und die Stätte war, von welcher der Glaube der Liebe seinen Triumphzug über die verwilderte, chaotische Welt der Alten antrat.

Angesichts dieser Thatsache, wie der aufkeimenden Zukunft des Ordens, ist es wohl nicht unangemessen, die symbolische Bedeutung des Schmuckes einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen, den der Johanniterritter als äußeres Zeichen seines inneren Wesens und Berufs auf der Brust trägt, das Kreuz des heiligen Johannes vom Spital.

„Im Capitel-Saale von St. Juan de Penates zu Saragossa hängen die Brustbilder sämmtlicher Großmeister des Johanniter-Ordens, und über dem erhabenen Sitze des Großkastellans von Amposta befindet sich in goldenem, großem Rahmen die Darstellung des St. Johanniterkreuzes." — (Winterfeldt, Geschichte des Johanniter-Ordens S. 595.)

Bei dieser Notiz aus dem besagten Werke befindet sich eine genaue Abbildung des Johanniterkreuzes zu Saragossa, welche zugleich einen sicheren historischen Nachweis über die symbolische Bedeutung giebt, welche die Väter des Ordens diesem Hauptschmuck ihres Ritterthums beigelegt haben, unter dem sie geblutet und gesiegt, durch den sie ihre Thaten unsterblich machten in der Geschichte aller Völker.

In Mitte der ganzen Darstellung schwebt das Ordenskreuz, wie wir es kennen, mit acht Spitzen, nämlich je zwei an jedem der einander rechtwinklig durchschneidenden, in der Mitte engeren, an den Spitzen breiteren, Balken. Zwischen den beiden Spitzen des oberen, senkrechten Balkens ist eine bandartige Verzierung bemerklich, außer zwei wagerechten Streifen das gleichschenklige Balkenkreuz en miniature innerhalb eines Kreises, der die Weltkugel bedeutet, tragend. Ueber dem Ordenskreuz schwebt ferner ziemlich groß die königliche Krone, ein Zeichen der Souverainetät und Hoheit des Johanniterthums. Vor dem wagerechten linken Seitenbalken stehen die Worte: „et Signum," hinter dem rechten Seitenbalken: „Hospitalis." — Von jeder der acht Spitzen des Kreuzes geht eine Linie, welche erstere bis zu einem Kreise verlängert, in welchem ein Spruch, über dem ein Symbolum, eine Tugend, (vertu, virtus), eine ritterliche Eigenschaft des Ordens genannt wird.

Die beiden Spitzen des nördlichen, oberen Balkens, über dem die Krone schwebt, haben folgendes Symbolum:

Die linke Spitze: „Terror" (Schrecken), die rechte: „Turcarum" (der Ungläubigen). Unter dem Terror steht in dem Kreise, auf welchen die linke Spitze deutet: „Beati pauperes spir. quoniam ipsorum est regnum coelorum." „Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihrer." (Ev. Matth. 5, 3.) Unter Turcarum im Kreise der rechten Spitze: „Beati mites, quoniam ipsi possiderunt terram." — Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen." (Matth. 5, 5.)

Die beiden Spitzen des linken Kreuzbalkens haben, die obere: „Prudencia“ (Klugheit), die untere das spanische „Fortaleza“ (Stärke.) Bei Prudencia im Kreise liest man: Beati qui luquent quoniam ipsi consolabuntur.“ — „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“ (Matth. 5, 4.) bei Fortaleza im Kreise: „Beati misericordes, quoniam ipsi misericordiam consequentur.“ — „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ (Matth. 5, 7.)

Die Spitzen des rechten Kreuzbaltens zeigen, die obere: „Justicia“ (Gerechtigkeit), die untere das spanische „Temblanza“ (Furcht). Unter Justicia im Kreise steht: „Beati qui esuriunt et sitiunt justiciae, quoniam ipsi satiabantur.“ — „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“ (Matth. 5, 6.), bei Temblanza: „Beati cand. cordis, quoniam ipsi Deum videbunt.“ — Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ (Matth. 5, 8.)

Unter der linken Spitze des unteren senkrechten Balkens befinden sich die Worte: „sub Estos Signis“ — unter der rechten Spitze: „Militamus.“ (Unter diesen Zeichen — laßt uns streiten.“ Im Kreise links: „Beati pacifici, quoniam filii Dei vocabuntur.“ — „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen.“ (Matth. 5, 9.), bei Militamus endlich: Beati qui persecutionem patiuntur propter justitiam, quoniam ipsorum est regn. coel. — „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn ihrer ist das Himmelreich.“ (Matth. 5, 10).

Diese in 8 Kreisen um das Kreuz stehenden Sprüche aus der Bergpredigt Jesu stellen die acht Seligkeiten dar, welche den Spitzen des Kreuzes entströmen und den Trägern desselben verheißen werden. Die acht über diesen Kreisen stehenden Symbole oder Qualitäten, sollen die sechs Eigenschaften andeuten, welche der Johannes-Ritter, als Träger dieses Ordens, sich aneignen muß, und ohne deren Besitz er weder der verheißenen Seligkeit noch seines Ritterthums würdig ist. Es sind die sechs Johanniter-Ritterpflichten, zu denen die heilige siebente (zwischen den Spitzen des linken und rechten Querbalkens angegebene): et Signum Hospitalis, („und dem Zeichen der Krankenpflege“) als Schlußstein aller anderen gefügt ist. —

Der achtspitzige Ordensschmuck auf des Ritters Brust hat die Doppelbedeutung eines Sternes und eines Kreuzes. Als Stern, dessen acht Strahlen (Spitzen) die Seligkeiten der ächten Brüder Johannes-Ritter entquillen, und über denen zugleich die edlen Eigenschaften der Johanniter thronen, ist er weiß, denn er ist das Sinnbild des Reinen, Makellosen, ist der Abglanz jenes Sterns der Verheißung, welcher einst den Hirten in heilger Nacht entglommen, ist das wunderbare Licht der Wahrheit, so aus der Finsterniß des alten Heidenthums hervorbrach und statt der verrotteten, ehernen Herrschaft der blinden Nothwendigkeit, des Götzendienstes, das Reich des Himmels auf Erden gründete, und die verlassenen Menschen, die einsame Erde in lebendige, selbstbewußte Verbindung mit ihrem ewigen Ursprung brachte. Dieselbe Symbol auf der Brust des Ritters ist aber auch zugleich ein Kreuz, getränkt vom Blute des Heilandes, der an ihm den schimpflichsten, qualvollsten aller Tode, welchen die alten Gesetze kannten, den Sklaventod erlitt, und durch ihn grade die Tempel der Götter, das Sklaventhum des Leibes und der Seele, die Schrecken des Fatums zerbrach, und im Glauben an den Gott der Liebe, das Wiedersehen in einer anderen schöneren Welt der Vollendung, dem zum Gottesebenbilde erschaffenen Menschen die freie Würde und Selbstbestimmung zurückgab, die er einst mit der Unschuld des Paradieses verloren. Der Johanniter-Ordensschmuck stellt zugleich also das sieghafte Licht der Wahrheit und den Opfertod der erhabensten Liebe dar, welche vereint als Doppelpalladium ewig im Herzen der Ordensritter-Brüder leben, sie zu allen Thaten der Liebe und Wahrheit führen sollen, für welche der Johanniter Gut und Blut, Glück und Leben stets einzusetzen entschlossen sein muß. Diesem Sternenkreuze oder Kreuzessterne entquillt die Rolandskraft, welche den Orden noch heute wie einst zum „Schrecken der Ungläubigen“ machen kann, nicht allein der Heiden nur, sondern auch jener Christen, welche der Religion der Liebe und Gott entbehren zu können glauben. Ihm entquillt die „Klugheit,“ deren Führerin die Erfahrung, das Wissen, die „Gerechtigkeit,“ deren Gesetzbuch das Gewissen in der Brust des Johanniters ist. Am wenigsten wird Letzterem die „Stärke,“ die Kraft fehlen dürfen, jenes Vermögen, jener Ausdruck seines edlen Willens, seines selbstbewußten Charakters, noch die „Furcht.“ Nicht etwa der Mangel an Muth, die Feigheit kann unter ihr gemeint sein, sondern die Furcht vor Gott, die Furcht und das Mißtrauen vor seiner eigenen Unzulänglichkeit.

Mit diesen Zeichen allen und dem der Krankenpflege ausgerüstet, Ihr Johanniterritter-Brüder, wollen wir streiten, (sub Estos Signis et Signum Hospitalis Militamus), dann können keinem Streiter des heiligen Johannes vom Spital die acht Verheißungen des Heilandes entgehen.

Dann werden die geistlich Armen das Himmelreich haben, die Sanftmüthigen das Erdreich besitzen, die Leidtragenden getröstet werden, die nach Gerechtigkeit schmachten, Gerechtigkeit erlangen, die Barmherzigen Barmherzigkeit erlangen, reine Herzen Gott schauen, die Friedfertigen Gottes Kinder heißen und die um der Gerechtigkeit Willen Verfolgten das Himmelreich ererben!

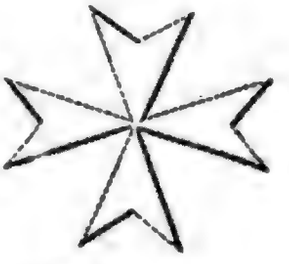
Wer ein Schrecken der Glaubenslosen ist, wird es nicht durch die züchtigende, irdische Waffe etwa, sondern durch die geistige Schlichtheit seines Gemüths, welches alle Dinge im Leben auf Gott, als den Ursprung des All's zurückführt, und die Sanftmuth, die Duldsamkeit, welche alle Herzen erobert und der Liebe öffnet, nicht einst dem Heidenthum jeglicher Zeit und jeglicher Art Stück für Stück seine Gewalt entreißen, die Erde erobern, um sie zum Tempel des Ewigen zu machen. Wer an der Hand der Erfahrung Klugheit übt, jene

Weisheit, die ihre unabänderlichen Pfade edelster Ueberzeugung trotz dem Wechsel irdischer Dinge wandelt, wird, ob er auch Leid trage, stets getröstet sein. Die wahre Gerechtigkeit wiederum, die nicht in zwingenden Gesetzen und Formen, sondern im Gewissen ruht, kann Denen nicht fehlen, die nach ihr mit der Inbrunst des Verschmachtenden verlangen. Die Stärke, die Willenskraft andererseits, als Bethätigung ritterlich hohen Charakters, wird in der Barmherzigkeit den erhabensten Ausdruck finden, jener Nächstenliebe, die in dem fehlenden Menschen auch den leidenden Mitbruder sieht. Ein solch' wahrhafter Ritter des Johanniterthums wird auch das Erbarmen finden bei den Menschen, wenn er selbst leidet, das Erbarmen Gottes, wenn er einst von der Erde scheidet. Die Furcht vor Gott und vor sich selber, welche das Herz reinigt, wird ihn an's Herz des großen Weltschöpfers führen, den Ritter befähigen, jenes allliebende Urwesen zu verstehen, das über Raum und Zeiten wacht. Im Besitze dieser Seligkeiten, gepanzert mit diesen Tugenden, friedfertig nicht aus Schwäche, sondern dem Adel der Liebe, muthig selbst um der Gerechtigkeit willen zu leiden, ist er ein Kind Gottes und das Himmelreich sein Ritterlohn. In diesen Zeichen allen, und dem der Krankenpflege streitet der Ritter-Orden St. Johannis zum Spital, streitet von der Wiege bis zur Bahre, denn das Leben hienieden ist Kampf und der Frieden fächelt ihm erst jenseits entgegen mit seinen Palmenhainen! —

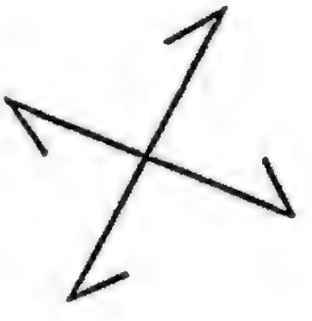
Man erstaunt billig über die unendliche Fülle von Bedeutungen, Beziehungen und Gedankenverflechtungen, die sich aus diesem höchst einfachen, aus sechszehn Linien bestehenden Symbol des Ordens ergeben und welches fast den gesammten Codex des Johanniterritterthums vor Zeiten in sich schloß, ihn auch noch heute in sich schließen kann, weil der Orden Träger ewiger Ideen ist. In dieser Symbolik des Ordens lag, außer der Urgeschichte des Johanniterthums auch theilweise das Geheimniß des Ordens. Wie unerschöpflich diese Symbolik ist, sei nur noch kurz mit einer neuen Beziehung, die das Kreuz ergiebt, und welche nicht seine letzte ist, angedeutet: daß nur Gerechtigkeit durch Furcht, Klugheit nur durch Stärke bestehen kann, Klugheit ohne Gerechtigkeit aber zum Unritterlichsten, Unchristlichsten, zu Gewaltthat und Ehrlosigkeit führet.

Diese Darstellung des Kreuzes St. Juan de Penates zu Saragossa mit seiner Symbolik, deren Evidenz keinem Zweifel unterliegt, giebt so recht ein geistiges Bild des Johanniter-Ritterthums, zeigt, wie hochsittlich der Orden in sich selbst gewesen, welch inniges Band des Menschlichhohen und Göttlichschönen zu Lust und Leid, in Tod und Leben die Ritterbrüder zusammenschloß. Sie zeigt zugleich auch dem eingeweihten Forscher, wie sehr sich Johanniterritterthum und Maurerei aufs Mannigfaltigste im Geist die Hände reichen, obwohl sie sonst ganz verschieden sind. Daß endlich der Johanniter-Orden manches Symbol besaß, dessen Wahrheit er übte, aber dem Blick der Menge verhüllte, sei zum Schluß hier noch durch ein Beispiel unter vielen bewiesen.

Jeder einigermaßen des Zeichnens Kundige weiß, daß man bei Abbildung eines Gegenstandes, sei es auch nur im Umriß, (wie dies bei der Darstellung des Kreuzes zu Saragossa der Fall ist), doch stets den Schatten nach der dem Lichte abgewendeten Seite des Gegenstandes anbringt. Also, wenn das Licht von links und oben einfällt, liegt der Schatten rechts und unten. Diese allereinfachste Regel des Zeichners vernachlässigt zu sehn, kann man wohl nicht in einem Zeitalter erwarten, welches sämmtliche Portraits der Johanniter-Großmeister im Saale St. Juans zu Saragossa vereinigen konnte. Am wenigsten ist es bei dem einfachsten, allgemeinsten Symbol einer Brüderschaft vorauszusetzen, die es als einen Theil ihrer Ordenspflicht ansah, in den sieben freien Künsten des Mittelalters erfahren zu sein und alle Schätze damaligen Wissens sich zu eigen gemacht hatte. Untersucht man nun das Ordenskreuz von Saragossa genauer (vide Winterfeldt S. 595), so ist es höchst auffällig, daß die Schattenlinien desselben falsch und allen Gesetzen der Lichtwirkung zuwider, ja gegen allen Geschmack angebracht sind. Statt daß die Schattenlinien des Kreuzes gezeichnet sein müssen, wie folgt:



sie genau in dieser Form:



gezeichnet sind.

Dieselbe aber ist ein symbolisches Zeichen des Johannes-Ritter-Ordens, unter welchem man eine Lehre, eine Kenntniß verbergen wollte, welche besonderes Eigenthum der höheren Abtheilungen des Ordens und mit seiner Entwicklung innig verwachsen war. Die acht Seligkeiten und Tugenden des Ordens, welche er in dem Ordenskreuz symbolisirte, wurden zu damaliger Zeit auch nicht öffentlich mitgetheilt, weil sie in ihrer Art, Zusammensetzung und Verknüpfung mit den Traditionen und Zielen des Ordens nicht von Denen begriffen werden konnten, welchen der Geist des gesammten Ordens fern lag. Dies war wohl namentlich in einer Zeit der Fall, in der, wie im Mittelalter, Unbildung, Aberglauben und flache äußere Bigotterie der Außenwelt gang und gäbe waren. Daß wir also das ehemalige Geheimniß des Johanniterkreuzes von Saragossa jetzt theilweise entschleiern, hat wesentlich im Bedürfniß unsrer intelligenteren Zeit und des wissenschaftlichen Entdeckungseifers des Herrn v.

Minutoli seinen Grund. Es bleibt noch genug übrig, was künftiger Lösung entgegenharrt, soweit es Pflicht und Nothwendigkeit erlauben.

A. E. Brachvogel.

Einige Notizen, den Deutschen Ritter-Orden in Oesterreich betreffend.

An der Spitze des gesammten Ordens steht der Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Maximilian von Oesterreich-Este Königl. Hoheit; ihm zur Seite der Coadjutor cum certe spe succedendi, Erzherzog Wilhelm K. K. Hoheit. Zur Berathung der wichtigeren Angelegenheiten des Ordens ist das Großcapitel bestimmt. Es besteht nebst dem Hoch- und Deutschmeister gegenwärtig aus 4 Großcapitularen.

Der Orden zerfällt nach der geographischen Lage seiner Besitzungen in 3 Hauptbestandtheile: das Hochmeisterthum, in Mähren und Schlesien, die Ballei Oesterreich, Nieder- und Oberösterreich umfassend, und die Ballei an der Etsch und im Gebirge (Tyrol). Hiernach gliedern sich auch die Ordensmitglieder, die aus Rittern und Priestern bestehen, zu denen in neuerer Zeit noch die Ordensschwestern kommen, deren Aufgabe in Krankenpflege und Erziehung der weiblichen Jugend besteht.

Zum Hochmeisterthum, an dessen Spitze der Hoch- und Deutschmeister und dessen Coadjutor stehen, gehören nur Priester und Schwestern. Land-Comthur der Ballei Oesterreich ist gegenwärtig der K. K. Kämmerer und Geheime Rath Feldmarschall-Lieutenant und Inhaber des 38. Inf.-Regts Graf von Haugwitz. Es gehören zu dieser Ballei 9 Ritter, deren 7 erste Commenthure sind, und Priester. Diese Ballei erstreckt sich über 9 Commenden. — Landcommenthur (Comthur) der Ballei an der Etsch und im Gebirge ist Graf Atems. Ihr gehören 5 Ritter an, deren 4 erste Comthure sind. Die Ballei enthält 4 Commenden.

Jedem Landcomthur als Rathsgebietiger, stehen die älteren Ritter seiner Ballei rathend zur Seite. Bei besonders wichtigen Angelegenheiten wird das Balleicapitel (bestehend aus sämmtlichen Comthuren) einberufen.

Sämmtliche Ritter, ihre Zahl ist 18, stehen im K. K. österreichischen Militairdienst. Die beiden Landescomthure residiren in Wien. (Das Ordens-Palais nebst Kirche liegt unweit des Stephans.)

Die Ordensritter müssen bei ihrer Aufnahme das Zeugniß über drei mitgemachte Feldzüge beibringen, oder den Revers hinterlegen, das hieran Fehlende bei erster Gelegenheit nachzutragen (folglich muß der bei Ausbruch einer Campagne im inactiven Stand befindliche Ritter im entsprechenden Fall wieder in die Armee treten). Bei der Aufnahme in den Orden ist für den Novizen der Dienst in der K. K. österreichischen Armee Bedingniß. Die Priester werden in der Seelsorge und zur Leitung der Schwestergemeinden verwendet, theilweis auch in Ordens-Priesterconventen. Die Schwestern zerfallen in 3 Schwestergemeinden; 2 derselben befinden sich in österreichisch Schlesien, eine in Tyrol.

Der bei der Inthronisation des Hoch- und Deutschmeisters zur Benutzung kommende, im Ordensschatz aufbewahrte Ring stammt vom Papst Honorius III. Es ist ein mit Rubinen und Smaragden besetzter Goldreif, welcher früher über den eisernen Handschuh angelegt wurde, weshalb er jetzt seiner Weite halber mit einem Band umwickelt wird.

Dem Ritterschlag, welchem jedesmal ein Capitel vorangeht, wohnen die dazu berufenen und gehörigen Personen an. Die Anwesenheit in der Kirche wird nur gegen Eintrittskarten gestattet.

Die letzte Aufnahme in den Orden fand am 22. Januar d. J. Statt. Dem an diesem Tage zusammenberufenen Receptionskapitel präsidirte S. K. K. Hoheit der (zu dieser Feierlichkeit besonders von Venedig nach Wien gekommen) Coadjutor. Vor diesem beschworen die Aufschwörenden die eheliche Abstammung von 8 Ahnen väterlicher und 8 Ahnen mütterlicherseits, deutschen Adels. Hierauf beantworteten die aufzunehmenden Novizen, Constantin Graf von Thun-Hohenstein, K. K. Kämmerer, Oberst-Lieut. bei Graf Wallmoden Cür.-Rgts. Nr. 5, Besitzer des Milit. Verdienst-Kreuzes, und Cajetan Freih. von Lazarini, K. K. Kämmerer und Hauptmann im Freih. v. Reischach 21. Inf.-Rgt. (zur Zeit Major im Inf.-Rgt. Prinz Hohenlohe Nr. 17), die an sie statutenmäßig gestellten Fragen, der Wahrheit gemäß; schließlich legten sie die Ordens-Gelübde ab. Nach dieser Aufnahme erfolgte in der Kirche der Ritterschlag in derselben feierlichen Weise, wie dies von dem 4. Hochmeister Herrmann von Salza festgesetzt, während des Hochamts. Die Novizen erscheinen in voller Rüstung. Sie wird gewöhnlich dem K. K. Arsenal in Wien entlehnt und dazu die von illüstren Personen gewählt. Graf Thun trug des Herzogs Ernst von Steyermark Rüstung; Freih. Lazarini die Kaiser Ferdinands III. Die Ordensritter haben ihre Ordens-Uniform angelegt: dunkelblauer Frack, der Aufschlag carmoisinroth, und reiche Goldstickerei, mit Brust- und Halskreuz, Pantalons dunkelblau; außerdem tragen die Ritter den weißen Ordensmantel mit dem darauf gestickten großen Ordenskreuz, Degen und goldene Sporen.

Zum Zeichen der Demuth legen sich die Novizen zur Erde. Die drei Schläge ertheilte ihnen der Coadjutor mit seinem eigenen Degen, nachdem denselben die von dem pontificirenden Priester benedicirten Degen und Sporen angelegt, auch der Ordensmantel umgehängt worden.

Der vorletzte Ritterschlag fand zu Weihnachten Statt.

Ein Deutscher Ordensritter darf außer seinem Ordenskreuz keinen andern Orden tragen. Die Anerkennungszeichen der Tapferkeit auf dem Schlachtfelde sind die einzigen Ausnahmen. —

G. z. L.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Krausen-Straße 21.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 13. Berlin, den 27. März 1861. **Nr. 13.**

Die Expedition befindet sich vom 1. April ab Wilhelmsstraße 48. Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Postämtern, für Berlin in der Expedition desselben machen zu wollen.

Ludwig Wilhelm von Woyrsch, Geheimer Regierungs-Rath a. D., zu Breslau. Ehrenritter seit 1826. † zu Breslau 17. März 1861.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Nach dem Tode des großen Kurfürsten 1688, mußten, den Statuten des Ordens gemäß, die sämmtlichen Ordenszeichen, Hosenband, Kette mit dem St. Georg, das Sammt-Barret und das Statutenbuch wieder zurückgeschickt werden, weil diese, nach altem Herkommen den Ordensgeistlichen in Windsor zufallen, und der neue Kurfürst Friedrich wollte dies anfangs durch einen außerordentlichen Gesandten geschehen lassen, begnügte sich aber, den Brandenburgischen Chargé d'affaires Bonnet damit zu beauftragen, weil sich damals schon schwere Ungewitter über den Thron König Jacobs II. zusammenzogen, die ihn noch im Dezember desselben Jahres, wie seinen Bruder in die Verbannung nach Frankreich führten. Ob schon mit Jacob II., oder erst mit seinem Nachfolger Wilhelm III., Bonnet Verhandlungen um Verleihung des Hosenband-Ordens an Kurfürst Friedrich III. angeknüpft, muß unentschieden bleiben. Die Wahrscheinlichkeit spricht für Verhandlungen mit König Jacob II. Unzweifelhaft ist nur, daß der Sohn des großen Kurfürsten sich um den Orden beworben und daß König Wilhelm III. ihm denselben bald nach seiner Thronbesteigung in dem sehr begreiflichen und gebotenen Wunsche verlieh, sich Freunde unter den Fürsten Europa's zu erwerben. König Jacob II. hatte sofort nach dem Tode des großen Kurfürsten den dadurch vacant gewordenen Ordenssitz seinem natürlichen Sohne, dem Herzoge von Benner verliehen, der aber mit seinem Vater zusammen, nach der Landung König Wilhelms, das Land verlassen mußte. König Wilhelm ergriff die Gelegenheit, welche ihm das Statut des Ordens bot, (daß jeder sich im Königreich England befindende und erwählte Ritter binnen Jahr und Tag in Windsor erscheinen muß, weil nur dort die feierliche Investitur und Einweisung in den Platz statt finden kann), um den Herzog v. Benner aus dem Orden auszuschließen. Der Herzog wollte sehr begreiflich nicht zu diesem Zwecke sein Asyl in Frankreich verlassen, und so erklärte ein am 11. Januar 1690 gehaltenes Ordens-Capitel ihn für ausgeschlossen aus dem Orden: Dadurch wurden die schon für den Herzog Benner in Windsor bereit liegenden Insignien des Ordens, dieselben, welche der große Kurfürst von Brandenburg getragen, disponibel und konnten nun dem Sohne desselben übergeben werden.

Die Verleihung des Ordens an den Kurfürst Friedrich III. war übrigens schon in einem Ordens-Capitel beschlossen worden, welches im Januar 1689 in Windsor abgehalten wurde. Das folgende Notifikationsschreiben giebt davon Kunde*).

Wilhelm der Dritte, von Gottes Gnaden König von Groß-Brittanien, Frankreich und Irland, Beschützer des Glaubens und oberster Meister von St. Georgen, insgemein des Kniebandes genannt.

Dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Friedrich den Dritten, Markgrafen zu Brandenburg etc. Unserem höchst geliebten Bruder, Vetter, Schwager und Freunde, Unseren Gruß zuvor!

Durchlauchtigster Fürst, höchstgeliebter Bruder, Vetter, Schwager und Freund, was maßen Euer Churfürstliche Durchlaucht hierzu absonderlich beruffen, Unserem Ordens-Capitel, als ein Mitglied desselben erwehlet und benennet worden, solches ist Ihnen nicht unbekannt, verhoffen auch, es werde Ihnen nicht unangenehm zu vernehmen gewesen sein, sowohl wegen der Ordens-Würde selbsten, als der gegen Sie tragenden Zuneigung, deren Probe in Ertheilung desselben Wir ablegen wollen. Zu dessen mehrerer Vergewisserung und zur Bezeugung, wie sehr Wir Uns angelegen sein lassen, dasjenige, so bey diesem angenehmen Werke noch rückständig ist, ehestens zu vollziehen, so haben Wir den gantzen Habit mit dem Bande und anderen Ordenszeichen, bey erster Gelegenheit nach vollbester Wahl an Sie übersenden und selbige Unserem lieben und getreuen,

*) Theatrum Europäum Th. XIII. Seite 1198.

dem Edlen Herrn Jacob Johnston, Unſern bei Ew. Churf. Durchlaucht extraordinairen Geſandten, und dem Wohlgeachteten Herrn Gregorio King, einem von Unſeren erſten Herolden, Unſeren zu dieſer Sache verordneten Abgeſandten und Commiſſarien ſelbige einhändigen wollen, freundlich bittende, ſolche von ihnen in Liebe anzunehmen, ſich damit ankleiden zu laſſen und vorgedachten Unſerm Legaten und Abgeordneten in Allen hiezugehörigen Stücken Glauben zuzuſtellen.

Gegeben in Unſerem Pallaſt zu Whitehall den 1. Februar 1689. St. A. Angl. 90.

Kurfürſt Friedrich III. erhielt die Nachricht von der Ankunft des Wappen-Herolds King zu Berlin auf ſeiner Reiſe durch Preußen in Königsberg, begab ſich am 19. May 1690 zu Waſſer nach Danzig und kam gegen Ende des Monats in Berlin an. Hier empfing er ſofort den engliſchen Geſandten Johnſton in Begleitung King's, nahm das mitgetheilte Notificationsſchreiben in Empfang und ſetzte den 6. Juni für die feierliche Inveſtitur feſt. Von dieſer Privat-Audienz wird beſonders erwähnt, daß der Kurfürſt den Orden vorzüglich deswegen angenommen, weil der Urſprung des Ordens in die Kriege falle, welche damals gegen Frankreich geführt worden ſeien, welche Aeußerung doch nur von dem Geſandten geſchehen und vom Kurfürſten gebilligt worden ſein kann, wenigſtens enthält die ſpäter anzuführende Inveſtitur-Rede daſſelbe Argument.

Am 6. Juni, Mittags 11 Uhr fand nun die Inveſtitur in ſolennſter Weiſe und ganz den prachtliebenden Neigungen des Kurfürſten entſprechend ſtatt. Im „großen Saale" des Schloſſes war an dem einen Ende ein Thronbaldachin für den König von England und mit deſſen Wappen geſchmückt aufgeſchlagen. Auf der Rückwand deſſelben befand ſich die in Gold geſtickte Inſchrift:

„Du très haut, très excellent et très puissant „Monarque Guilleaume, par la Grace de Dieu „Roi de Grand-Bretagne, France et Irlande, De„fenseur de la Foi, Souverain du très noble Ordre „de la Jarretière."

An der langen Seite des Saals, rechts von dem Engliſchen, ſtand der Kurfürſtliche Thronbaldachin, und gegenüber auf der andern Langſeite befand ſich eine Tribüne, auf welcher die Kurfürſtin „nebſt dem Frauenzimmer" der ganzen Ceremonie beiwohnen konnten.

Beim Eintritt des Kurfürſten in den Saal gingen die beiden Engliſchen Commiſſiarien, denen wieder die Inſignien auf ſammtnen Kiſſen vorgetragen wurden, voraus, ſchritten auf den Thron zu, ſetzten ſich ſo lange, bis der Kurfürſt ſeinen Sitz unter dem Brandenburgiſchen Thronhimmel eingenommen, vor den Stufen ihres Thrones auf bereitſtehende Seſſel, und traten, als die Ceremonie beginnen ſollte, auf die unterſte Stufe deſſelben, machten hier 3 Reverenzen und redeten nun von hier aus den Kurfürſten kurz in engliſcher Sprache an, näherten ſich dann dem Kurfürſtlichen Throne und überreichten eine ebenfalls in engliſcher Sprache geſchriebene Rede, zugleich mit einer deutſchen Ueberſetzung, welche letztere der Kurfürſt ſeinem „geheimſten Etats-Rathe" Herrn Eberhard von Dankelmann übergab, der ſie dem Kurfürſtlichen Geheimen Kammer-Sekretair Ilgen einhändigte, durch welchen ſie laut vorgeleſen wurde.

Die Rede iſt ſehr lang, und alles Complimentariſche bei Seite laſſend, wird hier nur der weſentliche Inhalt derſelben wiedergegeben, in ſo fern derſelbe zur Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Ordens und der obwaltenden Verhältniſſe beiträgt.

„Es iſt unter allen Ritterlichen Orden nie Keiner entſtanden, der ſich mit dem Orden des Hoſenbandes weder an Alter noch an Würde vergleichen könne, ſo daß er mit gutem Fug der Uhr- und Mutter-Orden mag genannt werden, denn aus dieſem ſind alle anderen Orden, als aus einer Brunnenquelle hervor gefloſſen, und haben ſich Alle nach dem Muſter dieſes Ordens gerichtet, wie dann ſolche Stiftungen gleich anderen Sachen von ihrer erſten Geburt gemeiniglich unvollkommen und ſo beſchaffen ſeynd, daß ſie Verbeſſerungen leiden mögen, deren Nothwendigkeit ſich mit der Zeit erweiſet. Dieſes Ordens Geſetze aber, ſeynd allbereits von Anbeginn ſo wohl geordnet und heylſamlich eingerichtet geweſen, daß man nicht nöthig finden könne, auch nur einige Enderungen von Conſequenz darinnen machen zu laſſen. Es ſeynd der Ritter von Anfang der Stiftung über 26 nie geweſen, zuwider dem Verhängniß anderer Orden, deren Keiner die Geſetze und Statuten ſo unverbrüchlich unterhalten hat, als dieſer, ſonderlich wenn man überlegt, wie wenig und wie vornehm die Ordensgeſellſchaft allezeit geweſen, denn ihrer ſeynd bis jetzt (1690) überall nicht mehr geweſen, als 497, und gleichwohl finden ſich unter dieſer geringen Anzahl 8 Römiſche Kaiſer (deren Zween, Sigismundus und Carolus V. die Ehre, dieſes Ordens Genoſſen zu werden, ſo hoch geachtet, daß ſie ſich deshalben in eigener Perſon nach England begeben, um denſelben aldar zu empfangen) weiter 45 Könige mit eingeſchloſſen, die ſeyt dem in England regieret und über 60 größere theils regierende Fürſten; zu geſchweigen der anderen, die mehrentheils Fürſten zu ſein meritiret und vermittelſt dieſes Ordens einigermaßen in den Fürſtenſtand erhoben worden.

Die hohen Qualitäten Edwards des III., der den Orden geſtifftet, geben demſelben einen beſonderen Glanz, denn er ward für den größten und tapferſten Fürſten ſeiner Zeit gehalten, wie von allen andern, insbeſondere von der deutſchen Nation, welche ihm erſt die General-Reichs-Statthalter-Stelle, hernachmahls auch die Kayſerliche Crone aufzutragen kein Bedenken hatte. Er prätendirte die Crone Frankreichs als ſein rechtmäßiges Erbe und ſtrebte durch Stifftung dieſes Geſellſchaffts-Bandes die tapferſten Heldengemüther ſelbiger Zeiten auff ſeine Seite zu ziehen. Es war ſein Knieband, welches er zum Feld-Panier in der Schlacht bei Crecy aufſtach, und wird er ſich ohne Zweiffel dabey erinnert haben, was ihm von ſeinem Vorfahren Richard I. zu Ohren gekommen, daß derſelbe ſich in ebenmäßiger Begebenheit des Kniebandes glücklich bediente. In dieſer Schlacht fiel Frankreichs ganze Macht und Glück zu Grunde, auff welchen Glücksfall er das Knieband zum Haupt-Pannier des großen Ordens ſetzte, wie man denn auch ſagt, daß Richardus I. aus eben derſelben Urſache, dergleichen zu thun ſchon vorgehabt. Es iſt aber ein Knieband ein beſonderes Kennzeichen und Siegel der Einigkeit, um eigentlich dar-

mit anzudeuten das Band der Freundschaft und Zusammensetzung, wodurch sich jeder Mitgenosse mit dem andern verbunden halten müßte.

Er hatte großes Belieben an Sinn-Bildern und wählete derowegen zum Denkspruch des Ordens die Worte: Honny soit, qui mal y ponse, mit welchen Worten er zu schanden werden wünschte alle die übel urtheileten, entweder von dem Orden, oder von seinem Rechte zur Crone Frankreich, welches zur Stifftung dieses Ordens Veranlassung gab.

Himmelblau war seine liebste Farbe, weil das französische Wappen dieselbe zum Grunde des Feldes im Schilde führete, die er dazumalen sammt dem Titel angenommen, von welcher Zeit auch seine Successoren solchen beybehalten. Es bezeichnet aber auch anderweit die himmelblaue Farbe den Himmelförmigen Muth derjenigen, denen dieser hohe Orden sollte konferiret werden. Von St. Georgen (damaligen Mars der Christen) wußten die Pilgrime bey ihrer Zurückkunft aus dem gelobten Lande so viel Gutes zu sagen, insonderheit von seinem der englischen Nation in demselben Kriege erwiesenen Schutz und Schirm, daß er ihn nach selbiger Zeiten Arth und Einbildung zum Patron nicht allein des Ordens, sondern auch der Nation machte. —

Er hatte weißlich vorbedacht, daß andere regierende Fürsten Ihm nicht verkleinerlich achten möchten, in einen Orden zu treten, der dem englischen Rechte und Regierung unterwürfig wäre, weswegen er alle des Ordens Angelegenheiten völlig davon absonderte, und mit Siegeln, Bedienungen und Satzungen so unterschieden versah, daß die Gesetze von England über denselben im geringsten nicht zu gebieten haben sollten.

Dieses ist nun der in die 390 Jahre durch die ganze Christenheit so hoch verdiente und berühmte Orden, dessen Insignien und Merkmale wir im Namen des Königs, unseres Principalen, die Ehre haben sollen, Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht zu präsentiren; eben der Orden, welchen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Vater sehr ernstlich verlangte (sic!), nach Empfang auch in hohem Werthe hielt und demselben große Ehre erwies, „denn er führte denselben zu einer Zeit, da der Zustand nicht nur des Nordens, sondern des gantzen Reiches, wo nicht ganz Europa sich nach seinen Mesures achtete, ja, er hatte es dahin gebracht, daß insgemein alle seine Anschläge nach Wunsch aller Wohlgesinnten von Statten gingen. Solcher Gestalt lief er seinen Lauf, den er so glücklich vollendet, daß man wohl sagen können, Er habe das Kleinod erlanget, so viel solches allhier in diesem Leben möglich ist, denn da Er Lebens- und Ehrensatt war, schied er von der Welt bei guter Ruh und Frieden, im verlangbaren und hochgeachteten Andenken der besseren Menschen Arth, hinterlassend die beiden Dinge, die hinterlassen zu werden erwünscht werden können, nemlich einen unsterblichen Namen und einen heldenmüthigen Nachfolger. Nun ist dieses Knieband noch ebendasselbige, gleichwie der Orden, mit welchem Wir Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht investiren sollen, noch ebenderjenige ist, welchen Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht Vater getragen, welches ich eine glückliche Vorbedeutung heißen mag, daß zwar der Orden noch immerhin seine Würde erhalten werde.

Und nun ist es an dem, daß Eure Kurfürstliche Durchlaucht hinwiederum dem Orden die Ehre ertheilen sollen, nehmlich durch Triumphirung über den Erbfeind beyder Nationen, weswegen auch mein Herr, der König, — den anderen Ordens-Zierrathen diesmal auch einen Degen hinzugethan, dergleichen Ehre bisher Keinem widerfahren.

Nichts ist so klar, als daß dieser Orden angestellet worden, wider Frankreich Krieg zu führen, in welchem Krieg der Kaiser, die Kur- und Fürsten von Brandenburg, Bayern, Lothringen u. a. m. sich damals in ein Verbindniß eingelassen mit dem Stifter des Ordens, gleichwie Ew. Kurf. Durchlaucht und hochgemeldeter Potentaten Successoren eben anjetzo mit dem Ordens-Souverain. Und fehlt nicht viel, oder es hat zu allen Zeiten großer Herren Staat erfordert, auf keine andere Arth mit derselben Crone Frankreich zu verfahren; die Geschichte dieses Seculi ändert die Sache gar nicht. — Ja, es ist die gegenwärtige Alliance ein wahres Beweisthum, daß es heutigen Tages diese Meynung habe, daß Traktaten nicht genugsame Versicherungen der allgemeinen Ruhe sind, sondern ein beständiger Frieden mit einem vigoureusen Kriege müsse gesucht werden, sintemalen diejenigen, welche sich durch Unterdrückung groß gemacht, dieser Unterdrückung so ergeben sind, daß sie nicht davon ablassen können, bis sie darbey endlich zu kurz kommen; daher es dann kommt, daß mit Beobachtung solcher Traktaten nicht eher Staat zu machen, bis solche Leute in den Stand gesetzt sind, daß ihre Obmacht gebrochen und dadurch eine Bürgschaft für ihre Treue erreichet werden kann. —

Edward III. nahm sich die Eroberung Frankreichs vor und trieb sie glücklich durch. Hier aber handelt es sich um ein noch edleres Werk, nehmlich um die höchst nöthige Rettung; nehmlich den gemeinen Friedens-Stöhrer bändigen, ungebundene Macht und Muthwillen in den Grenzen zu halten, und sich des Segens aller derer theilhaftig zu machen, die ihren Untergang vor Augen sehen.

Es ist dies aber insbesondere ein Vorhaben, welches Ew. Kurf. Durchlaucht Nahme bei den Nachkommen verewigen wird, denn Sie bliesen demselben bereits Leben und Wesen ein, als Sie die Stadt Cölln und selbiges ganzes Fürstenthum in Sicherheit setzten, als Sie Kaiserswerth, Rheinbergen und Bonn eroberten und alle Macht aus dem Felde schlugen, die diesen Orthen zu Hülfe geführt ward, wodurch Sie den Nieder-Rhein aus den Banden retteten, womit das ganze Reich bedroht war.

Eure Churfürstliche Durchlaucht haben Allda den Feind übertroffen an Fleiß, der auch an ihm würde zu rühmen gewesen sein, wenn er denselben wohl angewendet. Sie haben ihn bezwungen an solchen Orthen, da so wohl er selbst, als andere ihn vor unüberwindlich hielten, nehmlich hinter seinen Mauern. Sie haben seine Truppen überwunden, nicht mit größerer Anzahl, noch auch mit Kriegsliſt, welche Vortheile zwar gut sind, zu gebrauchen, aber besser ist, ihrer nicht zu bedürfen.

Also haben Ew. Churf. Durchlaucht den Krieg schon da angefangen, wo er nothwendig sich mit Sieg endigen muß, und haben Ihren Antheil davon so genommen, wie es der Hoheit dero Durchlauchtigen Hauses und der Wichtigkeit des ganzen Werkes gemäß ist.

Jetzt aber kann die große Macht, welche Gott der Herr in Eurer Churfürstlichen Durchlaucht Hände gelegt, nicht besser angewendet werden, als durch einen vigoureusen Krieg den Frieden wiederherzustellen, denn alle sowohl göttlichen als menschlichen Friedens- und Kriegsgesetze seind gebrochen, die Satzungen der Vernunft, Verbindungen der Ehren, Freundschaft, Eyde, Zusagen, Treue und Glauben seind öffentlich und muthwillig mit Füßen getreten. Wo sollte es also hinkommen, wenn die gegenwärtige Alliance sich fruchtlos zerschlagen und dann nichts mehr vorhanden sein sollte, wofür jene Uebertreter sich fürchten? —

Wir wollen aber nicht zweiffeln, es werde Unseren Zeiten etwas Besseres beschereet sein. Die Wagenräder, derjenigen, die da Ziegel aufbürden und Stroh verbieten (!), fangen an zu knarren und bleiben allgemach stecken. Und dafern der Ostwind so fortbläst, oder dafern ein kleiner Privat-Nutzen, der gegen das Hauptwerk für nichts zu achten, oder eine unzeitige Ehrsucht die Saiten dieser Harmonie nicht umstimmen, so kann es nicht fehlen, der Ausgang muß erwünscht erfolgen."

Der übrige Theil der Rede ist eben nur komplimentarisch und bietet weiter nichts Beachtungswerthes. Jedenfalls bleibt sie aber ein sehr merkwürdiges Aktenstück sowohl für die Geschichte des Ordens, als für die Kenntniß der Zeit, und es ist nur zu bedauern, daß das zuletzt angeführte Bild von den „knarrenden Rädern eines Wagens, dem man Ziegel auflade u. s. w." und von dem „Fortblasen des Ostwindes" jetzt nicht mehr verständlich ist.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Comthureien zu Werben.

Es ist bisher völlig unbeachtet geblieben, daß der älteste Johanniter-Ordenssitz in der Balley Brandenburg, nämlich Werben, im Mittelalter nicht eine Comthurei, sondern deren zwei gehabt hat.

Am 16. Sept. 1447 stifteten zu Mühlhausen die Markgrafen Johann und Albrecht zwischen ihren Brüdern Friedrich dem Aeltern und Friedrich dem Jüngern, einen Vertrag, durch welchen die Festsetzungen ihres Vaters über die Theilung der Mark Brandenburg wenn auch nicht aufgehoben, so doch unter veränderten Bestimmungen vollzogen wurden.

In diesem Vertrage werden unter andern genannt: „die Kumpturien zcu Werben" (Riedel cod. dipl. III. Hpth. I. 282). Aus dieser Pluralform geht schon hervor, daß mehr wie Eine Comthurei in Werben gewesen sein muß. Dies wird denn auch dadurch außer Zweifel gestellt, daß wir verschiedentlich in ein und derselben Urkunde zwei Personen neben einander als Comthure zu Werben bezeichnet finden.

Dies war namentlich zu jener Zeit der Fall, welcher der vorgedachte Mühlhäuser Vertrag angehört, wo die Brüder Heinrich und Conrad v. Redern beide zugleich Comthure zu Werben genannt werden. Schon eine Urkunde vom 17. Aug. 1444 (ibd. I. Hpth. VII. 207) scheint darauf hinzuweisen. Und wenn auch am 9. Apr. 1448 (ibd. I. Hpth. VI. 59. 372) nur Heinrich Comthur zu Werben, Conrad dagegen Comthur zu Supplinburg genannt wird, so deutet doch, da es sich lediglich um Besitzungen, welche das Ordenshaus Werben betreffen, handelt, das Hereinziehen beider Brüder in die Verhandlung in solchem Zusammenhange darauf, daß beide gleichen Antheil an der Comthurei Werben hatten. Es heißt auch ausdrücklich: „Ern Hinrick van Redern, Ern Curde van Redern sinem brudere ader sinen Nakomden kumpturen to Werben."

Deutlicher und ganz unzweifelhaft heißt es aber in einer Urkunde vom 12. Sept. 1448 des Herrenmeisters Nicolaus v. Thierbach: „Ern Hinrick van Redern und Ern Curdt van Redern to Werben Cumpture" und am 14. Sept. 1448: „Ern Hinrick, Ern Curd Broder geheiten van Redern to Werben Comtore." (ibd. I. Hpth. VI. 62.)

Ganz Aehnliches deuten bereits Urkunden des 13. Jahrhunderts an z. B. 1264 wo: „frater Winricus et frater Vlricus commendatores in Werben" genannt werden, und wie dies aus dem später mitzutheilenden Verzeichnisse der mittelalterlichen Comthure zu Werben sich ergeben wird.

Das Auffallende dieser Erscheinung verliert sich, wenn wir bedenken, daß bis zur Erwerbung von Sonnenburg (1426), Werben die gewöhnliche Residenz des Herrenmeisters, und annehmen, daß der Herrenmeister selbst in dem Besitze einer dieser Comthureien war. Die Verlegung scheint dann das Eingehen der Herrenmeister-Comthurey zur Folge gehabt zu haben, und es dürfte sich so auch das Auffällige der anderweitigen Erscheinung mindern, daß nämlich die übrig gebliebene Comthurei zu Werben in Vergleich zu den anderen so gar gering dotirt erscheint; was bei dem höheren Alter und der früher hervorragenden Bedeutung von Werben, sonst in der That räthselhaft erscheinen müßte.

L. v. L.

Zur Johanniter-Ordens-Statistik.

Nur selten ist es uns gestattet, einen Ueberblick über den Personal-Bestand in den Johanniter-Ordenshäusern zu gewinnen. Wichtig in dieser Beziehung ist eine Angabe, die uns eine Urkunde vom 24. Sept. 1341 bringt, betreffend die Comthureien am Niederrhein und in Westphalen. Der oberste Meister des Ordens in Deutschland (frater Bertoldus de Hennenberg magister), dessen Statthalter in der unteren Balley (vicegerens magistri inferioris balnye) Heinrich v. Selbach genannt wird, bezeugt darin, daß auf dem Capitel zu Strunen (Herren-Strunden) der Bruder Albert v. Ulenbroke beauftragt worden sei, nachfolgende 7 Ordenshäuser zu visitiren, die Zahl der Brüder, so wie die Schulden und Renten aufzunehmen. Es fanden sich vor: in Duisburg 6, in Walsum 10, in Wesel 6, in Borken 7, in Steinfurt 45, in Lage 45, in Herford 25 Ordensbrüder. (Lacomblet, Urk. des Niederrh. III. 292.)

L. v. L.

Expedition: Kronenstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Fedebur.

Nr. 14. Berlin, den 3. April 1861. Nr. 14.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saïda.

Einem Briefe des Oberstabs-Arztes Dr. Wendt über das Krankenhaus in Saïda d. d. 8. März c. sowie einem Berichte des Hausvaters Wichmann von demselben Tage entnehmen wir das Nachstehende:

I.

„Es sind 32 Betten aufgestellt, davon heute 29 belegt. Die Zahl der Aufgenommenen ist bis zum 7. Abends (4 Wochen seit der Eröffnung der Anstalt) 51. Davon sind geheilt entlassen 17, gestorben 5.

Wir haben gegenwärtig eine ausgebreitete Typhusepidemie, von der nicht blos die Flüchtlinge, sondern auch schon die Bewohner der Stadt befallen sind. Die Mehrzahl meiner Kranken leidet am Typhus, im Ganzen ist indeß der Verlauf günstig. Im französischen Hospital sind in dieser Woche zwei Schwestern dieser tückischen Krankheit erlegen, zwei liegen noch krank. Die Diakonissin-Schwester Emilie fängt an sich zu erholen, ist indeß noch sehr schwach). Die beiden andern Diakonissinnen sind bereits wieder in voller Thätigkeit."

Viel Noth macht uns die Unsauberkeit der Araber, noch haben wir fast Niemand aufgenommen, der nicht voll Ungeziefer wäre. Bei aller äußeren Verkommenheit liegt aber doch ein guter Kern in diesen Leuten. Sie sind einfach und sehr genügsam, körperlich gewandt, geistig befähigt, äußerst dankbar für die ihnen gewährten Wohlthaten. Die Reconvalescenten, wenn sie in ihren blau und weiß gestreiften Kitteln, welche ursprünglich für Seiner Majestät Grenadiere bestimmt waren, mit Turban oder Fez auf den Höfen sich sonnen, machen mir viel Freude, und wenn sie mir zum Ueberfluß noch einmal die Hand reichen können, ihren Puls zu fühlen, sind sie glücklich wenn ich sage: daïb, d. h. gut.

Seit gestern ist hier auf Fuad Paschas speciellem Wunsch eine Sanitäts-Commission gebildet. Dr. Roussillon, Leibarzt Sr. Excellenz, war zu dem Zwecke hier, um dieselbe zu constituiren, sie besteht aus 4 Aerzten: Dr. Gaillardt, zwei türkischen Ober-Militair-Aerzten und aus meiner Wenigkeit. Wir haben Maßregeln für die öffentliche Gesundheit zu berathen und solche dem gegenwärtig hier residirenden Pascha in Vorschlag zu bringen. Derselbe hat bestimmten Befehl, dieselben unbedingt und prompt ausführen zu lassen. In unserer ersten Sitzung haben wir beschlossen:

1. Gründliche Säuberung der Stadt, der Straßen und Plätze.
2. Errichtung von 300 Zelten vor der Stadt zur Unterbringung der gesunden Flüchtlinge.
3. Gründliche Reinigung der Chans.
4. Errichtung eines Hospitals in denselben.
5. Trennung der Kranken von den Gesunden.

Wie überall, gehen auch hier die Kranken nicht gern in ein Hospital; es ist nun im allgemeinen Interesse von uns ebenfalls proponirt, daß täglich einer von uns die Zelte revidirt, und wo er Kranke findet, dieselben sofort in's Hospital fördert. Die Kranken müssen sich dem ärztlichen Ausspruche unterwerfen. Sie selbst haben sich ja von der entsetzlichen Unsauberkeit der Straßen überzeugt. Auf dem kurzen Wege vom Hospital der Schwestern am Meere entlang zum obern Thore, etwa 3—400 Schritt, zählte ich heute allein 8 faulende Cadaver von Hunden und Katzen, die in der Mitte des Weges liegen, ohne daß irgend Jemand daran Anstoß nähme. Wir hoffen durch unsere Bemühungen einer verderblichen Ausbreitung der Epidemie Einhalt zu thun, die sonst beim Herannahen der heißen Jahreszeit unberechenbaren Schaden bringen könnte.

Um in der Landessprache einige schnellere Fortschritte zu machen, habe ich einen jungen Araber engagirt, der den Brüdern und mir dreimal wöchentlich Abends eine Stunde giebt. Derselbe versteht etwas französisch, was ich wiederum den Brüdern verdollmetsche." ꝛc.

II.

„Was unsere Hausordnung betrifft, so ist dieselbe folgende: Morgens 6 Uhr ist jeder der Brüder auf seinem Posten. Der Bruder, welcher die Nachtwache gehabt hat, begiebt sich ½6 noch auf 2 Stunden zur Ruhe. Seine Arbeit übernimmt einer der andern Brüder. Dann werden Läden und Thüren Behufs der Lüftung geöffnet und die Zimmer der Kranken gereinigt. Bei letzterem Geschäft hilft eine arabische Scheuerfrau, die auch zu dieser Zeit die Treppen und Terassen reinigt und nachher die Wäsche besorgt, deren wir sehr viel gebrauchen. Sie bekommt täglich 5 Piaster und das Essen. Die Leute hier

ſcheuen ſich nur ſo vor der Arbeit, wir haben ſchon die dritte Waſchfrau, doch ſcheint die, welche wir jetzt haben, aushalten zu wollen.

Dies Reinigungsgeſchäft, bei dem auch oft Kranke umgebettet werden müſſen, dauert bis gegen halb 8 Uhr. Dann bekommen die Kranken ihr Frühſtück. Einige erhalten Kaffe, die Schwerkranken Smio, eine Art Gries mit Waſſer und etwas Zucker als Suppe gekocht, die meiſten aber Chubbes (arabiſches Brod) und entweder einige Feigen oder ein Stück Jibben (Ziegenkäſe) oder Hilläue, eine Art Kuchen aus gepreßten Weinbeeren u. dergl. bereitet, dazu.

Haben die Kranken ihr Frühſtück, während deſſen ich dem Koch aus der Vorrathskammer für den Tag die Vorräthe gebe, ſo trinken die Brüder bis auf einen, der du jour bei den Kranken hat, auf meinem Zimmer Kaffe mit Milch und eſſen Brod dazu, der Bruder unten wird abgelöſt, und hat auch er getrunken, ſo halten wir in der Vorhalle beim Herrn Dr. Wendt ſtehend kurze Morgenandacht der Art, daß einer der Brüder die Jahresſprüche des Rauhen Hauſes lieſt, woran ich die Leſung eines ganzen oder halben Pſalms, Gebet und Segensbitte ſchließe.

Dann beginnt der Krankenbeſuch, dabei darf denn auch Fiſcher nicht fehlen, der ſich für den Verkehr jeglicher Art mit den Arabern ſehr nützlich und treu erweiſt. Er hat beſonders neben ſeinem Amte als Dollmetſcher und Portier auf Reinlichkeit und Ordnung in den äußeren Räumen des Hauſes zu ſehen und iſt für alles Ungehörige, was auf Treppen und Teraſſen ſich etwa findet, verantwortlich. Daneben iſt er Inſpector ſämmtlicher Lampen und Laternen im Hauſe, welches Amt ihm um ſo leichter wird, da er ſelbige (und es iſt bei uns eine gute Anzahl im Gange) zugleich putzen und in Stand halten muß. Der größeren Sparſamkeit wegen brennen wir in den Krankenzimmern jetzt ſog. Nachtlichtchen, die von Nürnberg hierher den Weg gefunden haben.

Nach der Viſite, bei der Bruder Gladrow die Tafel bei der Hand hat, um die Medicamente, welche verordnet werden ſogleich aufzuſchreiben, werden dieſe gefertigt. Manches kann Gladrow ſchon allein machen. Gewöhnlich ſind einer oder mehrere Kranke aufgenommen und die Brüder haben alle Hände voll zu thun mit Baden und Reinigen, um bis 11½ Uhr fertig zu werden, zu welcher Zeit die Kranken ihr zweites Frühſtück bekommen. Dies beſteht gewöhnlich aus Reis für die Einen und Reisſuppe für die Andern. Nach 12 Uhr wird es ruhiger und ſtiller im Hauſe, die meiſten der Kranken ſchlafen ein wenig, und wenn es nicht Mittwoch oder Sonnabend iſt, als an welchem Tage die Kranken Beſuch von ihren Verwandten haben, ſo können je 2 der Brüder von 3 bis 5½ Uhr ſich etwas in freier Luft ergehen. Um 5½ Uhr bekommen die Kranken ihre Hauptmahlzeit. Dieſe beſteht je nach der Verordnung des Arztes aus einer unſerer drei Diätformen. Die erſte dieſer Formen für äußerlich Kranke und Reconvalescenten, beſteht aus dickgekochtem Reis ſammt Gemüſe (dieſes möglichſt wechſelnd) und Fleiſch. Die zweite Form für Kränkere beſteht aus Fleiſchſuppe mit Reis, halbdick und die dritte Form nur aus dünner Fleiſchbrühe. Jedem wird dazu etwas Brod gereicht. Sind die Kranken befriedigt, ſo eſſen auch wir und zwar 1) Hammelfleiſchſuppe mit Reis, 2) das Fleiſch derſelben und 3) gebratenes Hammelfleiſch mit etwas Gemüſe, das meiſtens einen ſehr ſchönen Namen hat, aber von keinem von uns früher jemals geſehen worden iſt. Eine Art Bohnen giebt es hier, die zwar etwas hart ſind, aber faſt ausſehen und ſchmecken wie Königsberger graue Erbſen. Giebt es Blumenkohl ſo wird derſelbe vom Koch ſtets gebraten, er iſt nicht zu bewegen ihn zu kochen. Zum Schluß eſſen wir eine Apfelſine oder ein paar Feigen, nachdem wir vorher (die vier Brüder und Fiſcher zuſammen) die andere Hälfte unſerer vom zweiten Frühſtück übrig gebliebenen Flaſche Wein, mit Waſſer gemiſcht, getrunken haben.

Nach der Mahlzeit kommt der Koch, legt ſeine Rechnung vor von dem, was er am Tage für Gemüſe, Waſſer, Milch und dergleichen ausgelegt hat, empfängt ſein Geld und zugleich die Verordnung der Diät für den folgenden Tag. Iſt das geſchehen, ſo macht er ſeinen Salam und geht nach Hauſe ſammt ſeinem Küchenjungen, der ihm die Laterne vorträgt. Am andern Morgen um 6 Uhr kommt er wieder.

Um 8 Uhr bezieht der Bruder, an den die Nachtwache kommt, dieſelbe und wir übrigen ſammt Fiſcher halten in einem Zimmer, in das Herr Dr. Wendt dann auch kommt, unſere Abendandacht. Dieſe dauert, da wir nun mehr Ruhe haben als Morgens, auch etwas länger. Wir ſingen ein paar Verſe aus dem Bunſen'ſchen Geſang- und Gebetbuche; einer der Brüder lieſt den Jahresſpruch des Rauhen Hauſes, ein anderer unſern Wochenſpruch und ich leſe die Lection aus dem Neuen Teſtamente nach der Bunſen'ſchen Leſetafel. Darauf beten wir und ſingen einen Geſangvers zum Schluß. Sehr oft bleibt Herr Dr. Wendt dann noch eine Weile bei uns und wir ſprechen über Eines und das Andere, ſonſt gehen alle auf ihr Zimmer bis auf den, der unter des treuen Hirten Hut die Wache hält bei den Kranken. So geht es alle Tage, auch des Sonntags, nur daß da des Vormittags zwei von uns den proteſtantiſchen Gottesdienſt beſuchen, von dem wir aber, da er in arabiſcher Sprache gehalten wird, leider noch nichts verſtehen. Abends leſen wir dann ſtatt der Bibellection eine Predigt von Hofacker. Das Spazirengehen am Sonntag haben wir unterlaſſen, um die Gewiſſen der hieſigen Proteſtanten nicht zu verletzen, welche es als zur Sonntagsheiligung unumgänglich nothwendig erachten, daß man am Sonntage nicht anders aus dem Hauſe gehe als zur Kirche. Da bleiben wir denn ruhig zu Hauſe und pflegen unſere Kranken ꝛc.

Laſſen Sie mich Ihnen nun noch über den Wirthſchaftsbetrieb und die Koſten berichten. Aus dem oben geſagten erſahen Sie ſchon, was die Kranken und wir an Speiſe und Trank verbrauchen. Nach Ihrer Abreiſe konnten wir nicht ſogleich, da alles noch ein wenig durcheinander ging, auch die Räumlichkeit zu beſchränkt war, Vorräthe zum Wirthſchaftsbetriebe anſchaffen. Wir ließen daher nach wie vor täglich den Koch die nöthigen Bedürfniſſe beſorgen. Jeden Abend wurde ihm indeß die Rechnung abgenommen, und wir finden jetzt, wo ich ſelber kaufe, daß er uns ganz, wie es in der Ordnung iſt, behandelt hat.

Die Gesammtkosten zur Unterhaltung des Hauses beliefen sich incl. der Löhne, baulichen Einrichtungen und Neubeschaffungen nöthiger Utensilien vom 8. bis incl. 28. Februar auf 6677 Piaster 30 Para oder 371 Thlr. ꝛc. ꝛc.

Joseph hat uns wohl die meiste Noth gemacht, dafür hatten wir nun heute aber die Freude, ihn, in eine Decke gehüllt, auf einer Bank im Hofe sitzend zu sehen und seine Mutter neben ihm, deren Gesicht vor Freude strahlte. Da hat der Herr wirklich Wunder gethan!"

Die kunst- und sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik.

(Vortrag, gehalten im Berliner Hülfs-Verein für das germanische Museum zu Nürnberg am 18. Febr. 1861 von dem Prem.-Lieut. Freih. H. v. Ledebur.)

(Fortsetzung.)

Wenn aus dem Gesagten die Ansicht hervorgeht, daß die heraldische Bilderwelt weit mehr auf einem realen wie phantastischen Boden steht, so könnten als Einwand dagegen die häufig vorkommenden fabelhaften Thiergestalten angeführt werden, als: der Drache oder Lindwurm, der Greif, das Einhorn und der heraldische Panther — ein feuerspeiendes Geschöpf, ähnlich dem Greif, jedoch ohne Flügel. — Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen in wieweit diese Bildungen rein der Phantasiewelt angehören, ich möchte indessen die Behauptung aufstellen, daß man im frühen Mittelalter an die Existenz aller dieser Wesen wirklich glaubte und daß mit ihrer Darstellung durchaus der Begriff des Realen verbunden wurde. Es kommen allerdings auch noch andere abentheuerliche Gebilde in der Heraldik vor, als: der doppelköpfige Adler, Adler mit Frauenköpfen — die sogenannten Harpyen — oder mit verschiedenen Thierphysionomieen, Greifen mit Fischschwanz, ferner, besonders in der englischen Heraldik die wunderbarsten Thierzusammenstellungen. Alle diese Bildungen erscheinen uns entweder als regelrechte Contractionen zweier Gestalten zu einer Form mit gesonderten Begriffen, wie wir weiter unten sehen werden, oder es sind mißverstandene Formen, oder endlich aus der architektonischen Ornamentik in die Heraldik, übergegangene Bildungen. — Indem wir in der Folge mehrfach Gelegenheit finden werden, in dieser Wochenschrift auf die Gegenstände heraldischer Darstellung zurück zu kommen, wenden wir uns nunmehr zu der formellen Entwicklung der Wappenbilder. — Da diese Seite der Heraldik unmittelbar in das Gebiet künstlerischer Gestaltung fällt, so kommen auch hier dieselben Grundsätze zur Geltung, die bei der Entwicklung eines Kunststyls überhaupt maßgebend sind. Wie in der Natur jeder Organismus gewisse Grundformen zeigt, denen sich das unendlich mannigfaltige Detail nach Gesetzen der Nothwendigkeit harmonisch unterordnet, so finden wir auch bei den, in Naturbeobachtung wurzelnden Kunstschöpfungen der verschiedenen Völker und Zeiten mehr oder weniger eine innere organische Beziehung des Einzelnen zum Ganzen. Diese Gesetzmäßigkeit in der Kunst nennen wir Styl. Die Grundformen, welche einen gewissen Styl bedingen, sind in dem Ideenkreise in dem praktischen Bedürfniß der Völker und Zeiten begründet. Keine bildende Kunst wurzelt nun tiefer in dem menschlichen Bedürfniß und bringt dennoch früher diese Grundformen zur Anschauung als die Architektur. Sie hat daher stets das Gerüst gebildet für die gesammte Stylentwicklung und an sie schließt sich die Plastik und die Malerei, wiewohl an geistigen Ausdrucksmitteln reicher, dienend und helfend an. Je mehr nun ein organisches Naturgesetz, eine harmonische Uebereinstimmung des Einzelnen mit dem Ganzen bei allen künstlerischen und technischen Gestaltungen in's Leben tritt, desto durchgebildeter erscheint ein Styl. Diese Durchbildung zeichnet das Mittelalter in hohem Grade aus. So finden wir auch in der Gestalt der Schilde einen innigen Zusammenhang mit architektonischen Formen. Der Rundbogen entspricht in der Zeit seiner Anwendung der oben abgerundeten Gestalt der normännischen Schilde. Der Dreieckschild läuft dem Spitzbogen parallel und ebenso correspondiren die folgenden Schildesformen mit der Architektur der Spätgothik und der Renaissance.

Die Bedingungen nach denen sich die heraldischen Formen entwickelten, sind wiederum hauptsächlich in der äußeren Gestalt der Schilde zu suchen.

Es wurde daher dem Kunstsinn die Aufgabe gestellt, einen bestimmten Raum harmonisch auszufüllen, um die zur Darstellung kommende natürliche Gestalt z. B. eines Löwen oder Adler demgemäß zu stylisiren. Indem die Form der Schilde im Laufe der Zeit allmälige Veränderungen erlitt, gestalteten sich auch die Wappenfiguren nach und nach um, oder sie bildeten sich vielmehr zu einem gewissen Grade von Elasticität aus, wodurch sie zur Ausfüllung der verschiedensten Räume geeignet wurden, ohne ihren Charakter zu verlieren. So ist es denn für die ältere Heraldik keine Veränderung des Wappenbildes, wenn der Löwe hier schreitend und dort aufgerichtet erscheint. Das Wappen der — späteren Grafen — von Wolffstein zeigt zwei Löwen, welche gewöhnlich über einander schreitend dargestellt werden. Auf einem, im hiesigen Geheimen Staatsarchive befindlichen, Siegel dieses Geschlechts aus dem Ende des 15. Jahrhunderts finden wir, entsprechend der oben breiten, unten spitz zulaufenden Form des Dreieckschildes, den oberen Löwen schreitend, den unteren hingegen aus Mangel an Raum aufgerichtet. Die so häufig vorkommende Wiederholung derselben Figur in einem Wappen besonders in der Dreizahl, oben zwei unten zu eins gestellt, entspricht gleichfalls der Gestalt des Schildes. Es ist daher nicht stylgemäß, das heißt unheraldisch, eine entgegengesetzte Anordnung, also oben zu eins unten zu zwei, eintreten zu lassen. Nur in wenigen Ausnahmefällen begegnen wir auf alten Siegeln einer solchen Stellung der Wappenfiguren. In entschiedenstem Gegensatz zu der modernen Heraldik finden wir in alter Zeit neben dem strengsten Stylgefühl, eine große Freiheit in Bezug auf andere Dinge, welche damals für unwesentlich galten. So ist die Zahl der Figuren im Schilde bei mehrfacher Wiederholung nicht immer constant. Das französische Wappen zeigt in älterer Zeit oft statt 3 Lilien, ein mit Lilien übersätes Feld. Auch reine persönliche Characteristiken kommen nicht selten vor. An einer Urkunde von 1347 finden sich drei Siegel der Ledebur'schen Familie. Zwei derselben zeigen das einfache Wappenbild, den Sparren, während das dritte Siegel den Sparren von drei Mohrenköpfen begleitet zeigt; wahrscheinlich als Erinnerung an

eine Pilgerfahrt des Besitzers nach dem heiligen Lande. — Ein Siegel Heinrichs Grafen v. Sternberg von 1240 zeigt (ohne Schildeseinfassung) einen einfachen Stern, während ein anderer Heinrich desselben Geschlechts im Jahre 1306 den Stern, von Rosen begleitet, führt. — Ein Graf v. Schwalenberg (mit dem Grafen v. Sternberg desselben Stammes) führt 1291 den einfachen Stern im Wappen, während ein anderer Graf v. Schwalenberg in demselben Jahre den Stern und zwei Schwalben — mit Bezug auf den Stamm, als redendes Wappen — führt. Auf späteren Siegeln des Geschlechts finden wir nur eine Schwalbe auf dem Stern sitzend, und so ist auch das Wappen, nach Erlöschen des Stammes in das der Grafen zur Lippe übergegangen. —

Die ältesten Wappen sind alle einfach, das heißt einfeldig. Bald stellte sich indessen das Bedürfniß heraus bei Uebertragung von Besitz durch Aussterben eines Stammes, durch Heirath oder überhaupt durch die Vereinigung mehrerer Würden und Herrschaften verschiedene Wappen zu einem einzigen zu verschmelzen. Dies geschah anfänglich auf eine eigenthümlich sinnreiche Weise. Man dachte sich nehmlich beide Wappenschilde auf einander gelegt und dann in der Mitte derartig getheilt und wieder zusammengesetzt, daß auf diese Weise zwei verschiedene Wappenhälften zu einem Wappen, ja zuweilen zu einem Bilde, verschmolzen wurden. Ein Siegel des Grafen Otto von Bentheim-Tecklenburg vom Jahre 1278 zeigt vorn die Hälfte der Anzahl der Bentheim'schen Kugeln, während hinten von den drei Tecklenburgischen Seeblättern nur $1\frac{1}{2}$ erscheinen. Dieses Siegel ist außerdem der Rückseite wegen interessant, welche als Contra- oder Secret-Siegel nur ein Seeblatt, ohne jede Umschrift zeigt. Durch die Verschmelzung zweier Zeichen zu einem Bilde scheinen denn auch nunmehr abentheuerliche Wappenfiguren entstanden zu sein; unter andern der doppelkopfige Adler. Derselbe tritt übrigens als deutscher Reichsadler zum ersten Male unter Kaiser Ludwig dem Baiern im Jahre 1334*) auf und bedeutet weiter Nichts, als eine nach obigen Grundsätzen gedachte Zusammensetzung des römischen und deutschen Adlers**). Eine ähnliche Erklärung dürften der Greif mit dem Fischschwanz und dergleichen Zusammenstellungen finden. Mit dem 14. Jahrhundert wird diese Wappenverschmelzung immer seltener, sie findet indessen bei Alliance-Wappen noch längere Zeit Anwendung. Ein Beispiel aus neuerer Zeit bietet das Siegel der Catharina von Medicis vom Jahre 1578 dar, welches in der vordern Hälfte $1\frac{1}{2}$ Lilien, in der hinteren das vollständige Medicei'sche Wappen zeigt. — (Fortsetzung folgt.)

*) Römer — Büchner: „der deutsche Adler" Frankfurt a. M. 1858.

**) Es muß allerdings hier bemerkt werden, daß der Doppeladler in der Heraldik weit früher erscheint, wenn auch nicht als deutscher Reichsadler. Wohl eine der ältesten Darstellungen eines Doppeladlers finden wir auf einer orientalischen Münze, und zwar des Melik es Säleh Nasir—ed—din Mahmud, Königs von Kaifa, welcher nach unserer Zeitrechnung von 1200—1221 regierte. Wir können diesen Doppeladler nicht als Wappenbild ansprechen, indessen scheint es hiernach nicht unwahrscheinlich, daß derselbe aus dem Orient in die christliche Heraldik übergegangen ist. Der Doppeladler dieses Königs von Kaifa steht übrigens nicht allein. So spricht Dr. Barth in dem Bericht über seine Reise von Trapezunt nach Scutari von einem Doppeladler, welchen er über dem Thore der Felsenburg von Kara Hissar gefunden habe. (Ergänzungsheft zu Petermanns geographischer Zeitschrift pag. 14). Die Gestalt dieses Doppeladlers soll dem russischen Adler älterer Zeit gleichen, was auch bei dem Doppeladler auf der Münze des Königs von Kaifa der Fall ist.

Das Johanniter-Ordenshaus Aka.

Das General-Capitel zu Avignon vom 5. März 1366 ertheilte dem Groß-Prior von Deutschland Conrad von Brunsberg (prior Alemannie) die Erlaubniß, zur Tilgung der Schulden seines Priorates, die in den Zeiten der Pest und großer Drangsale entstanden waren, namentlich zur Abzahlung derjenigen Schulden, welche durch den Bruder Hugo von Werdenberg für die obere Balley (superior provincia sive Bacilia Alamannie) gemacht worden, verschiedene zu Güter verkaufen und zwar mit Genehmigung des Herrenmeisters der Balley Brandenburg, die zu Sachsen, Mark, Wendland und Pommern gehörigen Häuser: Tempelburg, Schöneck, Lagow und Aka, aber auch andere geeignete Güter dafür, in denselben Provinzen oder auch in Ostfriesland gelegen, zu erwerben. (v. Ledebur Allg. Arch. I. 249—251).

Was mag unter Aka verstanden sein? Die Stadt Aachen, in der eine Johanniter-Ordens-Commende sich befunden hat, gewiß nicht: denn dem Wortlaute der Urkunde nach, kann der Ort nur innerhalb der die Provinzen Sachsen, Mark, Wendland und Pommern umfassenden Balley Brandenburg gesucht werden. Da wird allerdings zunächst an die an der Elbe gelegene Stadt Acken zu denken sein. Und in der That sagt v. Dreyhaupt Saalkreis I. 687. „Der Johanniter-Orden hat noch vor Kurtzem (im Herzogthum Magdeburg) zwei Comthureien besessen, davon die Comthurey zu Acken durch König Friedrich Wilhelms Majestät von dem Orden erkauft und zum Amte Acken geschlagen worden; die Comthurey Berge aber annoch von dem Orden besessen wird."

Hier findet jedoch eine Verwechselung statt: denn nicht dem Johanniter- sondern dem Deutschen Orden haben beide Comthureien gehört. Was namentlich den am südlichen Ende der Stadt Acken, noch heute als Comthurhof bezeichneten Hof betrifft, so finden sich darüber Nachrichten in Brunonis Beschreib. d. Stadt Acken 1712 S. 29*). Nun wäre es hiernach zwar immer noch möglich, daß, wie dies mit der oben erwähnten Commende Schöneck im J. 1370 wirklich gewesen ist (v. Ledebur Allg. Arch. I. 252), auch Acken von dem Johanniter-Orden wirklich an den Deutschen Orden verkauft worden wäre. Allein der Umstand, daß das Ordenshaus zu Acken, welches der Deutsche Orden im J. 1717 an König Friedrich Wilhelm I. verkaufte, bereits im Jahre 1270 diesem Orden gehört hat (Hermes und Weigelt Handb. d. Reg. Bez. Magdeburg II. 44.), zwingt, jenes Aka anderswo zu suchen.

So müssen wir denn unsere Zuflucht zu Achim zwischen Hornburg und Wolffenbüttel nehmen. Der noch heute sogenannte Tempelhof deutet schon darauf, daß hier die Tempelherren einen Sitz hatten. Der frater Henricus de Benstide commendator in Achim 1306 (v. Ledebur Allg. Arch. XVI. 259) liefert den Beweis. Die dem Johanniter-Orden 1311 zugesprochenen Tempelgüter wurden zwar in den Braunschweigschen Landen von den Herzögen längere Zeit den Johannitern vorenthalten, kamen aber doch schließlich, und zwar Supplinburg 1357, und der Tempelhof in Braunschweig etwas später (bereits 1359) an den Orden. Ein Gleiches läßt sich nun von Achim annehmen — und zwar, daß es das Aka von 1366 und der Urkunde gemäß, verkauft worden ist. L. v. L.

*) 1571 4. Oct. † Hans v. Latorf Deutsche Ordens-Comthur zu Burow und Acken. (Beckmann Gesch. v. Anhalt III. Th. II. B. III. Cap. p. 333.)

Expedition: Wilhelmsstraße 21.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 15. Berlin, den 10. April 1861. Nr. 15.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, haben den Rechts-Ritter und Ordens-Secretair:

Oberst, Flügel-Adjutanten Sr. Majestät des Königs und Commandeur des Garde-Husaren-Regiments, Grafen von Bismarck-Bohlen,

nach Anhörung und erfolgter Zustimmung des Ordens-Capitels, zum Ehren-Commendator des Johanniter-Ordens ernannt.

1. August Wilhelm Ernst von Stockhausen, Generallieutenant z. D. Ehrenritter seit 1835. † zu Berlin 31. März 1861.

2. Heinrich von Klützow, Major und Commandeur des Cürassier-Regiments Königin, (Pommersches) (Nr. 2). Ehrenritter seit 1856. † zu Pasewalk 1. April 1861.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Zunächst ist es von Wichtigkeit, daß hier offiziel der bekannten Sage von der Stiftung des Ordens — das aufgehobene Strumpfband der schönen Gräfin Salisbury — entgegengetreten wird. Dann macht König Wilhelm kein Hehl daraus, daß er als Aequivalent für die Verleihung der Ritter-Genossenschaft die kräftige Betheiligung an dem Kriege gegen Frankreich beanspruche und erklärt, daß der Orden überhaupt nur gestiftet worden, um unablässig Frankreich zu bekriegen. Unverblümt nennt er durch den Mund seines Abgesandten Ludwig den XIV. den allgemeinen Friedensstörer Europas, erinnert an die schon erfochtenen Siege des Kurfürsten am Rhein und ruft mit unverkennbarer Leidenschaftlichkeit zu den Waffen gegen den auch persönlich von ihm gehaßten „grand Roy".

Falsch ist in dieser Rede die Angabe, daß der große Kurfürst den Orden „sehr ernstlich verlangt" hat, wie schon weiter oben urkundlich nachgewiesen wurde, und daß damals erst 497 Ritter Mitglieder des Ordens, seit seiner Stiftung gewesen. Die Harrison'sche offizielle Liste stellt den Kurfürsten Friedrich III. unter No. 526, begeht aber freilich wieder den Fehler, die Jahreszahl der Verleihung und Investitur mit 1694 anzugeben, und nennt den neuen fürstlichen Ritter Frederick of Brandenberg, King of prussia. Als Wappen zeigt das Armorial-Register das ganze Brandenburgische Staats-Wappen mit dem blauen Scepter Herzschilde.

Selten mag wohl bei ähnlicher Gelegenheit eine so herausfordernde, politisch verpflichtende Rede öffentlich und bei Hofe, einem Monarchen gegenüber gehalten worden sein. Es gehörte die ganze Leidenschaftlichkeit und der ganze Haß König Wilhelms III. gegen Ludwig XIV. dazu, seinem Bevollmächtigten eine solche Instruktion mitzugeben. Sie war gewissermaßen das erste Grollen des Gewitters, welches sich später in der großen Allianz fast ganz Europas gegen Ludwig XIV. (7. Sept. 1701 im Haag) entlud; sie war aber auch ein Akt der Dankbarkeit für die „Brandenburghers", welche den König Wilhem III. bei seiner Landung in England begleitet hatten, und von denen Macaulay neuerdings Interessantes mitgetheilt, obgleich für diese unbestrittene Thatsache Brandenburgischer Hülfe für König Wilhelm III. noch Manches aufzuklären bleibt.

Merkwürdig, und in besonderem Bezuge auf die Investitur König Wilhelms von Preußen, welche uns die neueste Zeit gebracht, bleibt, daß Kurfürst Friedrich III. der Erste war, bei welchem den übrigen Ordens-Insignien auch ein Degen hinzugefügt wurde und zwar als Sinnbild des Kampfes und des Triumphes über den Erbfeind beider Nationen, der Deutschen wie der Englischen.

Nach Beendigung dieser Rede überreichte der Gesandte das Königliche Commissoriale in lateinischer Sprache. Es lautete:

Wilhelm der Dritte ꝛc.

Allen, Denen gegenwärtiges Schreiben zu Händen kommt, Unsern Gruß zuvor. Demnach der durchlauchtigste Fürst, Herr Friedrich III. Markgraf zu Brandenburg ꝛc., so wol wegen seines ansehnlichen Geschlechtes und vortrefflichen Tugenden, welche die Christenheit allbereits mit seines Namens Ruhm erfüllt haben, als in Ansehen der rühmlichen Thaten seiner Vorfahren, und absonderlich seines Vaters, des durchlauchtigsten Fürsten, Herrn Friedrich Wilhelms, weiland Markgrafen zu Brandenburg, durch welchen unserem Orden von St. George, als dessen Mitgenosse Er gewesen, nicht geringe Ehre zugewachsen. Nicht weniger auch, daß derselbe, der Zuneigung und dem Respekt nach, so er allezeit gegen

uns getragen, sich dermaßen um Uns verdient gemacht hat, daß Wir höchst billig zu sein erachten, Ihn als einen mit Freundschaft Uns höchst zugethanen Fürsten nicht allein mit allen Dienstbezeugungen Unseres geneigten Willens und Freundschaft zu begegnen, sondern auch so viel an Uns ist, alle mögliche Ehre widerfahren zu lassen.

Weil Wir denn Unseren Theiles insonderheit dienlich zu sein erachtet, nach hergebrachter Gewohnheit Unserer Vorfahren, der Könige von England, die höchsten und ihnen mit Freundschaft am Meisten zugethanen Fürsten, oder auch andere von Tugend und Adel hochgehaltene Männer dergestalt zu ehren, vorhocherwähnten Durchl. Markgrafen und Churfürsten in unsere hochberühmte Gesellschaft vorbesagten Ordens von St. George mit Bewilligung und Bestimmung desselben Mitgenossen, als ein Mitglied desselben aufzunehmen. Als haben Wir, um dieses angenehme Werk desto mehr zu beschleunigen, mehr hochgedachten Unserm Bruder, Vetter, Schwager und Freunde das Knieband, blaue Binde und übrigen Ordens-Habit, welchen Wir und andere Mitglieder des Ordens auf St. Georgen Tag und anderen Ordensfeiern zu tragen pflegen, aufs ehiste zu überschicken, auch selbige Verrichtung einigen hierzu insonderheit geschickten Männern von den Unsrigen auftragen wollen. Und weil wir diesfalls ein sonderliches Vertrauen auf Unsere Liebe und Getreue setzen, namentlich den edlen Jacob Johnston Esquire, Unseren bei oft hocherwähnten Fürsten extraordinairen Abgesandten, und den wohlgeachteten Gregorium King Esquire, einen von Unseren vornehmen Wappen-Bedienten, insgemein Lancaster Herald geheißen. Wir auch Derer Treue, Embsigkeit und Sorgfalt mehrmals erfahren haben; Als haben wir nun gedachte Jakob Johnston und Gregorium King zu wahren und unzweifelhaften Legaten und Abgeordneten dießfalls bestellet ihnen willige Macht, Gewalt und absonderlich Befehl gebende, sich statt Unserer und in Unserem Namen zu viel genannten Churfürsten zu begeben, obgedachte Kleidung und Ordenszeichen ihm freundlich zu praesentiren, ihn damit anzukleiden, die Beeydigung auf die Ordens-Statuten von ihm anzunehmen und alles Uebrige, so in dergleichen Fällen üblich und so wohl Unseren und des Ordens, auch des Markgrafen und Churfürsten Würden gemäß, als auch zu gebührender Vollziehung dieser Solennitäten dienlich zu sein erachtet werden kann, zu verrichten, allerdings, als wenn Wir selbsten gegenwärtig wären und es verrichten könnten, oder möchten.

Gegeben in Unserem Pallast zu Whiteball den 23. Januarii 1698. Styl. Angl. 90.

Wilhelmus Rex.

Auf Höchsten Befehl.

Nach Vorlesung dieser Vollmacht begann die Ceremonie der Investitur. Die beiden Bevollmächtigten traten mit Erlaubniß des Kurfürsten auf den Brandenburgischen Thron, zogen ihm den Oberrock aus, gürteten ihm den neuen Degen mit dem Gehenke um, hingen ihm ferner den blauen sammtnen Mantel, worauf das Ordens-Wappen bordirt und die sogenannte Capouche, wie auch die große Ordenskette mit St. Georgens Bild über, wobei dann nach und nach besondere Worte gesprochen wurden, präsentirten ferner das Statuten-Buch mit dem Ordenssiegel, welches S. Churf. D. wohlvorgedachtem dem Geh. Staatsrath von Dankelmann zustellete und aus dessen Händen nachmalen das Certifikat, daß Sie den Orden angenommen, empfingen und als Sie solches auf dem Thron unterschrieben, dem Prinzipal-Gesandten zustelleten. Endlich wurde S. Ch. Durchl. der schwarze sammtne Ordenshut, mit einem weißen Federbusche und köstlichen Juwelen besetzt, überreichet, welchen Sie auch aufsetzten und über glücklicher Investitur von der Gesandschaft congratulirt wurden."

Wenn diese Beschreibung mit diplomatischer Genauigkeit abgefaßt wurde, so fallen die Verschiedenheiten in der Form und Reihenfolge dieser Investitur mit der kürzlich am 6. März 1861 an S. Majestät dem Könige Wilhelm vollzogenen auf.

Es zeigen sich aber bei der vor 170 Jahren vollzogenen nach dieser Beschreibung einige innere Unwahrscheinlichkeiten, namentlich daß die Ueberreichung des Statuten-Buches und die Aushändigung des Certifikats über Annahme des Ordens erst nach der Investitur geschehen sein sollte. Beides muß nach der Natur des Vorganges die Investitur einleiten, und wurde dies neuerdings auch so gehalten. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Die Antwort des Kurfürsten wurde nun durch den Geheimen Rath v. Fuchs der Gesandtschaft laut vorgelesen. Sie lautete:

„S. Churf. Durchl. zu Brandenburg, Unser gnädigster Herr, empfangen mit Aestime den Orden, womit J. K. Maj. von Engelland Dieselbe beehren und beschenken wollen, denn man betrachte entweder das Alterthum des löblichen Ordens, oder die Ehre, Tapferkeit und Glück dessen Stifters und das Ansehen der Ordensgenossen, auch den Zweck der Stiftung, als die Gerechtigkeit zu handhaben, denen Bedrückten zu Hülfe und Rettung zu kommen, und wahrhafte Tugend auszuüben, so muß man gestehen, daß dieser Orden keinem Orden in der Welt zu weichen nöthig habe, sondern noch andern der Welt Orden in vielen Stücken vorzuziehen sei. Daß aber dieser Orden von J. K. Maj. selbst eigener hoher Hand, Ihre Churf. D. überschicket wird, welche Königliche Hand ohnlängst den Tyrannen einen Schrecken eingejagt und deren Hochmuth gedämpfet, hingegen die Bedrückten aufgerichtet und die Wankenden festgesetzet, die zwey Königreiche jüngst erlöset, auch das Dritte chistens in Ruhe zu stellen beschäftigt sei, auch daß J. Ch. D. vor allen andern Potentaten diese Ehre zum ersten angedeyet, erkennen Dieselbe mit sonderbarem Danke. S. Churf. D. müßten gleichsam daraus ein gutes Omen für ein darin verborgenes Gut ableiten, weilen der Orden von Eduardo III. bereits zu der Zeit gestiftet worden, als Frankreich Appetit erlanget, die ganze Welt zu beherrschen, welche Begierde denn auch noch fortdauert, und daß König Wilhelm III. Churfürst Friedrich III. solchen conferiret, eben bei den Conjuncturen, da dieselben Beyde Herz, Muth und Hand zusammengesetzet, das Joch, welches Europen über den Hals gezogen werden soll, wegzuwerfen und dem grausamen Feind entgegen zu gehen, auch anbei das Symbolum des Ordens wahr zu machen: Hony soit, qui mal y pense, (Zu Schanden müsse werden Der, welcher dieses Band und unauflösliche Verknüpfung verachten oder verschmähen

sollte.) S. Ch. D. werden es sich angelegen sein lassen, den Zweck dessen, wohin der Orden zielet, gänzlich zu erfüllen, und wird Ihm keine Gewalt, oder List noch Betrug von J. K. M. abziehen, mit der Sie gewiß Alles heben und legen werden, wie sie denn auch des Ordens Bestes nach Vermögen zu befördern Sich angelegen sein lassen, auch der Gesandschaft mit Churfürstlicher Huld beygethan verharren würden."

Hiemit schloß der feierliche Akt. Der Kurfürst zog sich mit dem Gesandten aus dem Saale zurück, und zwar unter Trompeten- und Paukenschall, so wie unter Losbrennung des groben Geschützes, worauf später mit dem Gesandten große Tafel abgehalten wurde, nachdem der Kurfürst sich Etwas von dem angelegten Ordens-Habit entkleidet.

Abends wurde dann J. K. Maj. von England zu Ehren ein Feuerwerk abgebrannt und die Gesandtschaft stattlich beschenkt.

Wenn die Antwort des Kurfürsten die Hoffnung ausspricht, daß König Wilhelm „ehistens auch das dritte Königreich in Ruhe stellen würde," so war die Erfüllung dieser Hoffnung nahe, denn am 1. Juli 1690 siegte er am Boynefluß und am 13. bei Aghrim in Irland über das Jacobitische Heer und blieb von da in ungestörtem Besitz seiner Krone. Man sieht, daß auch der Kurfürst offen auf den Ton der Feindlichkeit gegen Frankreich einging, und dem Ceremoniel, das eben nur Formales verlangt, auch eine weit greifende politische Bedeutung beilegte.

Kurfürst Friedrich III. trug den Orden bis zur Annahme der Königswürde und Stiftung des schwarzen Adler-Ordens ausschließlich, ließ auch sofort eine Münze zum Andenken an die Annahme schlagen. Sie zeigt auf dem Avers das Brustbild des Kurfürsten mit der Umschrift FRIDERIcus III, Dei Gratia ELECTOR BRANDENB. auf dem Revers aber den heiligen Georg, welcher den Drachen ersticht, und um denselben das Knieband des Ordens mit der bekannten Devise. Die Ueberschrift ist hier: Eques nobilis ordinis periscelidis, creatus 1ª Jan. MDCXC. Darunter aber Virtus colenda, was Güttther in seinem „Leben und Thaten Friedrichs I., Kö von Preußen" mit

„Der Tugend Eigenthum
Ist Ehre, Preis und Ruhm."

allerdings so frei, wie nur möglich, übersetzt.

Der Kurfürst war übrigens so erfreut und erfüllt von dem Besitz des Hosenband-Ordens, daß sich der Wunsch nicht verkennen läßt, etwas Aehnliches auch für sein Haus zu stiften. Als ein Versuch dazu muß man wohl die Stiftung des Ordens vom goldenen Armbande, le brasselet der guten Freundschaft, auch Orden der deutschen Redlichkeit vom goldnen Armbande betrachten. Er wurde 1692, am 20. Januar, (der 1697 erschienene Curieuse Brandenburgische Geschichtskalender von Ludwig giebt zwar den 10. Januar an) in Torgau gestiftet, als Friedrich III. dort seinen Nachbar, den Kurfürst Johann George IV. von Sachsen besuchte. Offenbar hatte das Knieband die Veranlassung zu dem Armbande gegeben. Auch dieser Orden sollte nur 24 Ritter, und zwar 12 Sächsische und 12 Brandenburgische haben dürfen, also die gleiche Beschränkung, wie der Hosenband-Orden. Die Stiftung hatte keine bemerkenswerthe Folgen und verschwand bald durch die Einsetzung des schwarzen Adler-Ordens, in dessen Statuten sich die Nachbildung vieler Satzungen des Hosenband-Ordens nicht verkennen läßt. Um indessen die Vorschrift des §. XXV des schwarzen Adler-Ordens zu ermöglichen:

„Alle Die, welche in diesem Unsern Orden aufgenommen werden, müssen nicht allein diejenigen Orden, so sie vorhin schon erhalten haben möchten, zuvor ablegen, sondern auch nachgehends dabei keine mehr mit annehmen"

ließ der König selbst den Stern seines Ordens mit dem blau emaillirten Bande des Hosenband-Ordens so umgeben, daß es sich unter den Spitzen und über die Strahlen des Sterns fortlegt, und in derselben Form haben auch König Friedrich Wilhelm IV. und Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, (jetzt des Kronprinzen) K. H. bis jetzt den Stern des schwarzen Adlers getragen.

Bekanntlich wurde allein der Ritterliche Johanniter-Orden „so weit derselbe unter die in Unsere Kur- und Mark-Brandenburg belegene Balley Sonnenburg gehört," von dieser Regel ausgenommen und dies gleich in den erwähnten Paragraphen ausdrücklich mit aufgenommen.

Es finden sich mit Bezug auf diese Ausschließlichkeit des schwarzen Adler-Ordens Bedenken, neu aufzunehmender Ritter, welche bereits im Besitze anderer Orden waren, z. B. ein Schreiben des Markgrafen Christian Ernst von Brandenburg-Baireuth, vom 8. Januar 1703, an den Preußischen Oberst-Kämmerer Grafen Kolbe von Wartenberg, in welchem der Fürst sich um den schwarzen Adler-Orden bewirbt, wenn sich nehmlich die Tragung desselben mit dem dänischen Elephanten-Orden, welchen er bereits 1688 erhalten habe, einigen ließ. Sollte dies Schwierigkeiten haben, so erbot sich der Markgraf den Dänischen Orden am Preußischen Bande, und wieder abwechselnd den Preußischen Orden am Dänischen Bande zu tragen. Die Schwierigkeit muß gehoben worden sein, denn schon im März 1703 erhielt Christian Ernst den schwarzen Adler. Der auch sonst merkwürdige Brief liegt im Archive der Plassenburg, jetzt zu Bamberg.

Beim Tode König Friedrich I. 1713, sollten die Ordenszeichen des Hosenbandes anfangs durch einen besondern Gesandten nach London gebracht werden, und wurde dazu der dritte Bevollmächtigte beim Utrechter Friedens-Congreß, Staats-Minister und Ober-Herolds-Meister Marschall von Bieberstein bestimmt. Das hätte aber Kosten verursacht, und von dergleichen war der junge König Friedrich Wilhelm I. kein Freund, wenn sich nicht ein sofortiger Nutzen erkennen ließ. Man begnügte sich also, die Insignien an den Residenten Bonnet nach London zu senden, welcher sie der zuständigen Behörde überlieferte. Bis zum Jahre 1749 erhielt nun kein Hohenzoller das Hosenband. L. Schneider.

(Fortsetzung folgt.)

Nichtdeutsche von Adel in der Balley Brandenburg.

In Nummer 7 dieses Jahrganges wird eines Capitels-Beschlusses vom 20. Nov. 1762 gedacht, worin festgesetzt worden, daß in der Balley Brandenburg kein Cavalier expectivirt werden solle, der nicht deutscher Herkunft sei. — Es lehnt sich diese Bestimmung an einen Reichstags-Beschluß d. d. Regensburg d. 5. Jul. 1706 an,

worin ausgesprochen wird, daß in dem Deutschen Groß-Priorate des Johanniter-Ordens „einzig und allein die aus deutschem Geblüte gebürtigen Cavaliere zu admittiren seyn," und zwar mit ausdrücklicher Berufung darauf, „daß andere Frembde mit denen Teutschen in ihren Landen eben so verfahren, und sie excludiren." (Beckmann ed. Dithmar Anh. S. 46.).

In Deutschland war man, in Zulassung der Fremden nur zu tolerant gewesen. Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts brachte insbesondere dem Norden Deutschlands, und zwar in Folge des 30jährigen Krieges die Schweden, denen beträchtliche Theile von Pommern, die Herzogthümer Bremen und Verden, sowie die Stadt Wismar zufielen, und die, wegen religiöser Verfolgungen aus ihrem Vaterlande vertriebenen reformirten Franzosen.

Man trug kein Bedenken, auch die Pfründen der Johanniter-Ordens Balley Brandenburg ihnen zugänglich zu machen. Durch den Westphälischen Frieden war eine der schönsten Commenden der Balley, nämlich Wildenbruch nebst Zubehör, an die Krone Schweden gekommen, und erst 1679 gelang es, dieselbe wieder an Brandenburg zu bringen. Den später so mächtigen Magnus Gabriel Graf de la Gardie, der 1686 als Königl. Schwedischer Premier-Minister starb, und mit einer Schwester des Königs Carl (X) Gustav von Schweden, der Prinzessin Maria Euphrosina Pfalzgräfin bei Rhein, vermählt war, finden wir 1652 im Besitze von Wildenbruch. Das Johanniter-Ordens-Capitel hoffte durch seine Aufnahme in den Orden in den Wieder-Besitz der Ordensgüter zu gelangen. Es ward zu dem Ende am 13. u. 14. Dcbr. 1652 beschlossen, an den König von Schweden zu schreiben und bei demselben „die Abtretung der Compturey Wildenbruch, der Stadt Bahnen und anderer Güter zu sollicitiren, mit dem Erbiethen, was Herkommens dahingegen zu prästiren, auch den Herrn Graf Magnum de la Gardie, als welcher ex Testamento des Herrn Salvy einige Prätension darauf machen solle, in den Ritterlichen Orden auf- und anzunehmen und darauf einzukleiden. An den Grafen de la Gardie wolle der Herrenmeister ingleichen sofort schreiben, demselben die Sache recommandiren und Ihro Willfährigkeit, ihn auf mehrbesagte Commenthurey zu investiren und in den Ritterlichen Orden zu nehmen, zu erkennen geben." — Welchen Verlauf die Sache genommen erhellet nicht.

Weiter finden wir, daß an Ausländern der Kurbrandenburgische Kammerjunker Louis Dernecourt Baron de Montrevil am 17. April 1671 den Ritterschlag erhalten hat. (Beckmann ed. Dithmar 1726 S. 275.)

Aus Capitelsschlüssen vom 27. Febr. bis 1. März 1694 geht hervor, daß der, einer bekannten Schwedischen Familie angehörige, Johann Gabriel Bannier, welcher zu jener Zeit Oberst über ein Regiment zu Fuß in Diensten der Königl. Majestät von Schweden und der Vereinigten Niederlande genannt wird, die Expectanz auf Süpplingenburg und Nemerow, die demselben bereits d. 3. Nov. 1692 unter der Regierung des Herrenmeisters Georg Friedrich Fürsten von Waldeck zugesagt war, erhielt, nachdem demselben am 7. Febr. 1694 der Ritterschlag ertheilt worden war. (Beckmann p. 286.)

Wenn, wiederum ein Ausländer, der Königl. Polnische und Kursächsische Oberst über ein Regiment zu Fuß, Woldemar Freih. v. Löwendahl am 7. Apr. 1728 den Ritterschlag empfing und zwar designirt auf Wietersheim und Supplinburg, so fand hier zum Wenigsten ein Abgehen von den im Jahre 1693 zur Bedingung gestellten 16 Ahnen statt. Denn der Großvater desselben, Ulrich Friedrich Graf von Güldenlöw, war ein natürlicher Sohn König Friedrichs III. von Dänemark.

Was den ganz ausnahmsweisen Fall der Zulassung zum Ritterschlage des Kaiserlich Russischen Abgesandten am Preußischen Hofe, Herrn Michael v. Bestuchef betrifft, „der aus allerhöchster specieller Gnade" in den Orden aufgenommen wurde (Dithmar geneal. histor. Nachrichten von den Herrenmeistern u. Ritterschlägen 1731 u. 1735 II. 7.), so spricht sich die Capitels-Verhandlung d. d. Sonnenburg den 17. Aug. 1731 darüber in folgender Weise aus:

> 3. Ist wegen des Russischen Abgesandten von Bestuchew das von der Ordens-Regierung abgefaßte Protokoll nebst denen Königl. Anschreiben und darauf erfolgten Antworthen öffentlich in Capitulo verlesen worden, und weil die Sache nunmehr auf Königl. Ordre auf Befehl geschehen; so hat Ein Hochwürdiges Capitulum beliebet, daß an Sr. Königl. Majestät ein allerunterthäniges Anschreiben nomine capituli abgefasset und übergeben werden soll und darinnen zu bitten „daß Sr. Königlichen Majestät diesen Casum zu keiner Consequenz dienen lassen, sondern dem Orden bei seinen Statuten in solchen allergnädigsten Schutze erhalten wollten, daß keine andern als Teutsche und wider welche der Religion halber nichts auszusetzen angenommen werden möchten." Ferner ist der Ordens-Regierung mitgegeben, nunmehro auch dahin zu sehen, daß der von Bestuchew seinem ausgestellten Revers gemäß, seine Ahnentafel und allenfalls das Indigenat beybringen und ad Archivum liefern müsse, desgleichen hätte dieselbe auch die ergangene Acta ad Archivum zu legen."

Weitere Ausnahmen scheinen nicht vorgekommen zu sein.

Daß unter den 16 Ahnen, die Jeder in den Orden Aufzunehmende nachzuweisen hatte, auch ausländischer Adel sich befinden durfte, davon können wir uns überzeugen, wenn wir nur einen Blick werfen auf die von Dienemann und Hasse im Jahre 1767 veröffentlichten Ahnentafeln der Johanniter-Ordensritter der Balley.

Hier begegnen wir den französischen Familien der de la Cave (p. 170) in der Ahnentafel des Ernst Friedrich Grafen v. Finkenstein (d. 17. Aug. 1746), der du Pui, de la Tour, de Poinsard u. Reypier (p. 207) in der Ahnentafel des Alexander Aemilius Burggrafen u. Grafen v. Dohna (d. 26. Aug. 1737), der de la Chevallerie, d'Andigni, de Philipponneau und de Bazin (p. 280), in der Ahnentafel des Friedrich Wilhelm von Hausen (d. 24. Sept. 1762), der de la Chiesa, de la Serre, de Borgois u. Logier (p. 213) in der Ahnentafel des Dietrich v. Kaiserling (d. 26. Aug. 1737), so wie der de la Rive, de Rosett (p. 282) in der Ahnentafel des Friedrich Wilhelm v. Printzen (d. 14. Sept. 1762.)

Nicht minder sehen wir die schwedischen Familien der Bielke, Oxenstierna, Bannier in den Ahnentafeln des Liborius v. Sparr (d. 17. Aug. 1736) und des Friedrich Grafen v. Flemming (d. 26. Aug. 1737) prangen (p. 172—190.)

L. v. L.

Miscellen.

Das in Nr. 13 S. 60 d. Bl. als unverständlich bezeichnete Bild bezieht sich, wie der Redaction von gütiger Hand mitgetheilt wird, auf die Pharaonische Unterdrückung des jüdischen Volkes. Wenn es nämlich heißt: „Es fangen an zu knarren die Wagenräder derjenigen (d. h. es fängt an schlecht zu gehen, oder nicht mehr alles in der Ordnung zu sein bei denjenigen) die da Ziegel (Andern) aufbürden und Stroh verbieten, und dafern der Ostwind fortbläßt u. s. w.," so ist dies Bild speciell hergenommen aus 2. B. Mosis, wo es heißt I, 14: „Und machten ihnen ihr Leben sauer mit schwerer Arbeit in Thon und Ziegeln;" V, 7: „Ihr sollt dem Volk nicht mehr Stroh sammeln und geben, daß sie Ziegel brennen, wie bis anher; lasset sie selbst hingehen und Stroh zusammen lesen," und X, 13: „Mose reckte seinen Stab über Egyptenland. Und der Herr trieb einen Ostwind in's Land den ganzen Tag und die ganze Nacht; und des Morgens führte der Ostwind die Heuschrecken her."

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postämter des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 16. **Berlin, den 17. April 1861.** **Nr. 16.**

Erdmann Graf von Roedern, Kriegs- und Domainen-Rath a. D. Ehrenritter seit 1812. † zu Breslau, 9. April 1861.

Das Johanniter-Hospiz in Jerusalem.

In dem dem Jerusalem-Collecten-Fonds gehörigen, von der Balley Brandenburg seit dem 1. April 1858 zur Unterhaltung übernommenen Hospize in Jerusalem, haben im Jahre 1860 63 Personen Aufnahme gefunden, von denen 33 den höheren Ständen angehörend, die baaren Auslagen dafür vergütigten, während die übrigen 30 Personen, welche, mit Ausnahme von vier, deutsche Handwerker waren, zusammen 46½ Tage unentgeltlich verpflegt worden sind.

Die Kriegsbefürchtungen im vorigen Frühjahre, und nachher die Kunde von den namenlosen Gräuelthaten im Libanon und in Damaskus, haben für Jerusalem eine beträchtliche Verminderung des Fremdenbesuchs zur Folge gehabt. Während aber die dortigen Gasthöfe und das berühmte Hospiz der terra sancta (la casa nova) verhältnißmäßig leer standen, ist in dem kleinen Johanniter-Hospize keine Abnahme der Frequenz eingetreten, dieselbe hat sich vielmehr gegen das Jahr 1859 um 15 Personen gesteigert, da im Laufe desselben nur 48 Personen darin Aufnahme begehrt und gefunden haben.

Der erste Johanniter-Ritter, welchen das Hospiz seit seinem Bestehen beherbergt hat, war der im Herbste des verflossenen Jahres Jerusalem besuchende Königl. General der Cavallerie und General-Adjutant Sr. Majestät des Königs, Graf von der Gröben.

Im laufenden Jahre haben dasselbe die Johanniter-Ritter: Oberst Graf von Bismark-Bohlen, Rittmeister Graf von Perponcher-Sedlnitzky und Rittmeister von Bassewitz, auf ihrem Ausfluge von Beirut nach Jerusalem bewohnt.

Die Gesammtausgaben, welche die Balley für diese Anstalt pro 1860 getragen hat, belaufen sich auf 11,958 Piaster oder c. 756½ Thlr.

Religionswechsel innerhalb der evangelischen Balley-Brandenburg.

Nach dem geistlichen Vorbehalt des Westphälischen Friedensschlußes ward durch ein unverbrüchliches Reichsgrundgesetz der 1. Jan. 1624 als Norm festgesetzt, wonach die Frage wegen Besetzung geistlicher Stiftungen, ob durch Katholiken oder durch Evangelische, entschieden werden sollte. Der ruhige Besitz der geistlichen Güter, also auch der Comthureien im ganzen deutschen Reiche, war hiervon abhängig und es stand fest, daß bei den 1624 protestantisch gewesenen Stiftungen die evangelische Religion zur Erlangung der Pfründe ein ebenso wesentliches Erforderniß war, als bei einer katholischen die römisch-katholische Religion. (Dienemann und Hasse Nachr. v. Joh. Orden S. 158).

Da nun in dem erwähnten Normaljahre die ganze Balley Brandenburg, sowohl in Rücksicht auf das Herrenmeisterthum als auf die sämmtlichen Comthureien, in den Händen protestantischer Personen sich befand, so verblieb auch fernerhin (nach 1648) den Protestanten die ausschließliche Wiederbesetzung der erledigten Stellen. Wäre das Jahr 1625 zum Normaljahre gemacht worden, dann möchten Seitens der Katholiken wohl andere Ansprüche erhoben worden sein, weil in diesem Jahre (und zwar von 1625—1642) in der Person des bekannten Adam Grafen zu Schwarzenberg ein Katholik dem Herrenmeisterthum vorstand.

Wir dürfen uns hier auf: „Graf Schwarzenberg, Heermeister des Johanniterordens in der Mark" beziehen, einen Aufsatz nämlich, der unter den Beilagen S. 73—88 in J. W. C. Cosmars Adam Graf zu Schwarzenberg (1828) sich befindet, und einem aus archivalischen Quellen geschöpften Manuscripte entnommen ist, welches zuerst im October Hefte 1806 der Neuen Berliner Monatsschrift unter dem Titel: „Ueber die Religionsveränderungen im Johanniter Heermeisterthum der Mark Brandenburg" bekannt gemacht worden ist.

Es ist aber auch nicht ohne Interesse zu sehen, wie bei der Balley Brandenburg verfahren wurde, wann Uebertritte zum Katholicismus stattfanden; Fälle, die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrfach zugetragen haben.

Christian Georg v. Winterfeld, der älteste Sohn des am 30. Jan. 1705 verstorbenen Johanniter-Ordens-

Ritters Samuel Adolf v. Winterfeld auf Sandow, geb. d. 24. May 1685, trat in Kriegsdienste und brachte es zum Major. In den Niederlanden gerieth er in Gefangenschaft, welche Gelegenheit gab, daß er eine französische Dame heirathete und die katholische Religion annahm. In Rücksicht, daß er zum Johanniter-Ritter aufgenommen und auf die Comthurei Lagow angewiesen war, trat er zwar wieder zum lutherischen Bekenntniß zurück, allein er ward dennoch, auf Grund eines Capitelsbeschlusses vom 27. Oct. 1735, als ihn die Reihe traf, zur Perception der Comthurei zu gelangen, übergangen.

Dem am 14. Jan. 1770 zu Berlin versammelten General-Capitel lag folgende Proposition zur Beschlußnahme vor:

„Der Römisch-Kaiserliche General-Major Friedrich Carl Wilhelm Graf v. Burghausen ist den 2. Dcbr. 1721 beim Ritterlichen Johanniter-Orden auf die Commende Lietzen, welche bis jetzt mit der Commende Gorgast verknüpfet ist, expectiviret; hat aber nachhero Anno 1749 zu Wien mit seiner Gemahlin, einer gebohrnen von Marwitz die Religion changiret, und die Katholische Religion öffentlich angenommen. Obgleich dieses durch den Secretario Flessing, welcher der Zeit zu Wien ein Augenzeuge solcher Handlung gewesen, glaubhaft versichert worden; so habe dennoch Sr. des Herren Meisters Königl. Hoheit um vollkommenste Gewißheit davon zu erhalten, unter dem 19. Dcbr. 1768 deshalb an den Geheimen Etats-Minister und Königl. Preußischen Envoyé am Wiener Hofe, Freyherrn v. Rohdt geschrieben, und durch selbigen darnach genau erkundigen lassen, und dieser hat darauf sub dato Wien d. 11. Jan. 1769 in Antwort gemeldet, wie es dort eine ganz bekannte Sache sey, daß der in dortigen Diensten stehende General Graf v. Burghausen und seine Gemahlin schon seit vielen Jahren zur Römisch-Katholischen Religion übergetreten sey; ob dieses aber eben anno 1749 oder vielleicht etwas früher oder späther geschehen sey, solches habe er nicht eigentlich in Erfahrung bringen können.

Wie nun solchergestalt gewiß, daß der General Friedrich Carl Wilhelm Graf v. Burghausen die Religion changiret, nach denen Ordens-Statutis aber ein Ordensbruder seinen Habit verliehret, wann er sich zu einer andern Religion wendet, (Statut. ordinis de 1556. Titul. XVIII. de Prohib. et poenis §. 31, ubi: „Frater habitu privetur si ad aliam se transferat Religionem et amplius in nostram non admittatur") und solches bey denen Protestanten eben so gültig, als bei denen Römisch-katholischen Geistlichen, dergestalt, daß der Evangelische Geistliche, wenn er von seiner Religion abfällt, ebenso, wie ein Katholischer Geistlicher dadurch seines Rechts verlustig wird. (Instrum. Pacis Westph. Art. V. §. 15.). Welches dann auch bei denen würklichen Commendatoren sowohl, als bey denen Rittern und Expectivatis den Effect dahin mit sich führet, daß sie die Commenden und alle Expectantz und Hoffnung darzu gäntzlich verliehren, wie umbständlich geführet in denen „Nachrichten vom Johanniter-Orden P. I. cap. VII. §. I — VIII. p. 153 et seqq." Hiernächst schon aus dem Exempel des v. Winterfeldts bekannt, daß er von der Perception derer Revenues, aus der Commende Lagow völlig abgewiesen worden. (Capituls Schluß vom 27. Oct. 1735.). Folglich der General Graf v. Burghausen secundum deducta durch Changirung der Religion sich ebenfalls ohnstreitig seines Expectantz-Rechts auf die Commende Lietzen verlustig gemachet. So stellet auf Höchstgnädigsten Befehl Sr. des Herrn-Meisters Königl. Hoheit die Ordens-Regierung Einem Hochwürdigen Capitul geziemend anheim, ob nunmehro besagter General Graf v. Burghausen in der Ritter-Liste zu streichen." Der Beschluß ward jedoch ausgesetzt.

Wieder kamen bei dem General-Capitel zu Berlin vom 8. Februar 1775 zwei Fälle zur Sprache.

„Der Römisch-Kayserliche General-Feldzeugmeister von der Infanterie und Vice-Gouverneur von Prag: Friedrich George Heinrich Graf zu Neu-Wied ist d. 31. Martii 1729 beim Ritterlichen Sanct Johanniter-Orden auf die Commende Lagow, worunter vor jetzo noch die Commende Burschen mit begriffen und auf Nemerow expectiviret, hat aber seit einiger Zeit die Religion changiret und die Papistische angenommen. Wie solches allhier verlautete, erkundigten Sr. des Herren-Meisters Königliche Hoheit Sich darnach und schrieben deshalb, um davon die völlige Gewißheit zu erlangen, unterm 16. Octobris 1773 an den für jetzt zu Wien befindlichen Königlichen Preußischen Gesandten und Kammer-Herrn Freiherrn v. Riedesel. Dieser antwortete sub dato Wien d. 27. besagten Monaths, daß es zuverläßig sey, daß gedachter Graf v. Neu-Wied anno 1772 zu Prag unter der Direction des dasigen Ertz-Bischofs Przikowsky zur Catholischen Religion übergetreten, und dafür von der Kayserin Königin Majestät 30,000 Rthlr. zur Bezahlung seiner Gläubiger bekommen hatte, wodurch also außer Zweifel gesetzt worden, daß mehr erwähnter General Graf zu Neu-Wied die Religion changiret. Da nun aber keinem Ordens-Bruder der Uebergang von einer Religion zur andern freystetzt — (hier werden dieselben Gründe, wie bei dem vorhergehenden Falle aufgeführt) — mithin auch obgedachter General Graf von Neu-Wied durch Changirung der Religion unstreitig sich seines Expectantz-Rechts auf die Commenturey Lagow und Nemerow verlustig gemachet; so haben Sr. des Herrn-Meisters Königl. Hoheit unterm 6. November 1773 Höchstgnädigst befohlen, Einem Hochwürdigen General-Capitulo diesen Vorfall anzuzeigen, und dahin geziemend anzutragen, daß der General-Feldzeug-Meister Friedrich George Heinrich Graf zu Neu-Wied in der Ritter-Liste gestrichen werde, und daß Ihm dieses, wann er dereinst zu Hebung der Commende kommen sollte, bekannt sey; welches denn von der Ordens-Regierung hierdurch unterthänig gehorsamst und treuschuldigst befolget wird."

Der Capitelsschluß lautete hierauf, wie folgt: „Ist vorläufig ausgesetzet. Indessen bleibet es bey dem statutenmäßigen Principio und wird hiermit capitulariter vestgesetzet, daß sowohl ein beym Ritterlichen Sanct-Johanniter-Orden expectivirter, als ein investirter Ritter, welcher zur Römisch-Katholischen Religion übergehet, wenn er sich zum Ritter-Schlage oder Successsion einer erledigten Commende meldet, abgewiesen werden müsse, und weder das Ritter-Kreutz noch den Besitz einer Commende erhalten könne. Aus gleichem Grunde verliehret auch ein

reſidirender Commendator, wenn er die Römiſch-Katholiſche Religion annimmt, den Beſitz und Genuß der Commende, und muß ſolche ſeinem Succeſſori abtreten. Zugleich iſt noch beim heutigen Capitel einmüthig veſtgeſetzt worden, daß künftighin diejenigen, welche ſich zur Inſcription beim Sanct Johanniter-Orden melden, und die Beweißthümer ihrer Qualification beybringen müſſen, annoch durch einen Geiſtlichen Atteſt nachzuweiſen verbunden, daß ſie bishero in der Proteſtantiſchen Religion erzogen, und ſich darzu bekennen." Die wirkliche Löſchung des Namens in den Ordensliſten erfolgte hier jedoch erſt, als dem General-Capitel am 12. Apr. 1782 die Mittheilung gemacht wurde, daß am 23. Febr. 1779 zu Mayland der Tod des Generals Grafen von Neu-Wied an der Bruſtkrankheit erfolgt ſei.

Der zweite Fall, der beim General-Capitel am 8. Febr. 1775 zur Beſchlußnahme gebracht wurde, war folgender: „Der beym Sanct Johanniter-Ritterlichen Maltheſer-Orden d. 16. Jan. 1749 aufgenommene, auf die Commende Supplingenburg expectivirte Herzoglich Mecklenburg-Schwerin'ſche Major Carl Ludewig von Hobe iſt von der Evangeliſchen Religion zur Katholiſchen übergetreten, und in ſeinem Schreiben aus Schwerin vom 2. Jan. 1775 an mich den Ordens-Cantzler, welches originaliter produciret wird, geſtehet er ſelbſten, daß er die Religion changiret habe, auch bei denen Grundſätzen der Katholiſchen Religion verbleiben und ſolche mit ſeinem Bluthe beſiegeln würde. Er füget hinzu, daß wenn dieſes denen Ordens-Statuten entgegen ſey, und ihn unfähig mache, das Ordens-Kreutz zu tragen, er ſich darinnen finden müſſe; nur bäte er um einen Atteſt, daß lediglich die Changirung der Religion die Löſchung ſeines Nahmens in der Ritter-Liſte verurſachet habe, und um Zurückgebung ſeines eingereichten Ahnen-Regiſters." Der Ordens-Regierung Anſicht war, daß der Major Carl Ludewig von Hobe aus der Ritterliſte der changirten Religion halber zu ſtreichen, auch der Inhalt dieſes Capitels-Schluſſes ihm demnächſt bekannt zu machen ſei. Das von ihm erbetene Atteſt ſey damit überflüſſig, das Geſuch um Zurückgabe der Ahnentafel aber deshalb unſtatthaft, weil dieſelbe zu den Inſcriptions-Akten im Ordens-Archive zu Sonnenburg gehöre und dort ferner aufbewahrt werden müſſe. Ueber die Streichung ſeines Namens in der Ritterliſte ward endgültig in dem General-Capitel zu Berlin vom 1. Dcbr. 1775 entſchieden.

Schließlich wurde dem General-Capitel zu Berlin d. 12. Apr. 1782 folgende Propoſition vorgelegt: „Der vormahlige Königl. Preuß. Oberſt-Lieut. und nachherige Kaiſerl. Königl. Geheime Rath Albert Chriſtian Ernſt Reichsgraf v. Schönburg auf Glauchau, welcher beim Ritterlichen Sanct Johanniter-Orden auf die Commende Lagow und Wietersheim am 13. Jan. 1750 expectivirt iſt, hat am 8. März 1780 zu Wien in der Stephans-Kirche öffentlich die Evangeliſche Religion abgeſchworen, und die Römiſch-Katholiſche angenommen und auf Anfrage Sr. des Herrn-Meiſters Königl. Hoheit hat dieſe durch die öffentlichen Zeitungen bekannt gewordene Nachricht nach davon geſchehenen genauern Erkundigung der Königl. Pohlniſche und Churfürſtlich Sächſiſche Kammer-Herr und Johanniter-Ordens-Ritter Herr Graf von Einſiedel in ſeinem Schreiben d. d. Dresden d. 6. Juli 1780 zuverläſſig verſichert, mithin iſt die Gewißheit davon nicht zu bezweifeln." — Es ward hieran, wiederum mit Bezugnahme auf die oben angeführten Gründe und Präcedenzfälle die Streichung in der Ritter-Liſte beantragt; von dem Capitel jedoch beſchloſſen „daß von dem Grafen von Schönburg durch die Ordens-Regierung ſchriftlich nähere Nachricht, ob er zur Katholiſchen Kirche übergegangen, zuförderſt eingezogen, und deſſen Antwort dem Capitel zur weiteren Verfügung vorgelegt werden ſolle." Nach einem Circulare vom 26. Apr. 1790 erfolgte auf Grund einſtimmigen Capitelsſchluſſes die Streichung in der Ritterliſte und ward auch unter dem 18. Mai 1790 dem Betreffenden bekannt gemacht. L. v. L.

Die kunſt- und ſittengeſchichtliche Entwickelung der Heraldik.

(Vortrag, gehalten im Berliner Hülfs-Verein für das germaniſche Muſeum zu Nürnberg am 18. Febr. 1861 von dem Prem.-Lieut. Freih. H. v. Lebebur.)

(Fortſetzung).

Mit dem Beginn des 13. Jahrhunderts erhält die Heraldik eine wichtige Bereicherung durch die Erfindung des Helmſchmucks. Da dieſelbe mit der Einführung eines für das Mittelalter höchſt charakteriſtiſchen Helms zuſammenhängt, ſo möchte es nicht ohne Intereſſe ſein, dieſen zunächſt zu betrachten.

Die älteſte kriegeriſche Kopfbedeckung des Mittelalters waren die ſogenannten Keſſelhauben (bassinets). Sie waren theils oben abgerundet, theils wie unſere Militairmützen, abgeflacht und bedeckten anfänglich nur den Schädel. Später wurden ſie in Verbindung mit dem Panzerhemde gebracht, welches, nur das Geſicht freilaſſend, ſich rings an die Keſſelhaube anſchloß. Um nun auch das Geſicht, beſonders gegen die feindlichen Lanzen, zu ſchützen, erfand man den topfartigen Stechhelm, einen gewöhnlich metallenen Cylinder, welcher, der damals üblichen Form der Keſſelhauben entſprechend, einen flachen Boden hatte und auf dieſe geſtülpt wurde. Ein Querſchlitz in der Höhe der Augen geſtattete die Durchſicht, während zur Erleichterung des Athems für Mund und Naſe kleine Löcher angebracht waren. Da man ſpäter, wohl aus Bequemlichkeitsrückſichten, wieder zu der oben runden Form der bassinets zurückkehrte, ſo gab man auch den Topfhelmen die oben rundliche Geſtalt. Zugleich verlängerte man den Helm nach unten bis zur Schulterhöhe um hier ſeiner bedeutenden Laſt einen neuen Stützpunkt zu geben. —

Auf dieſen Oberhelmen finden wir die erſte Anwendung heraldiſchen Schmuckes, der, theils in Metall- oder Lederbildwerken, theils in natürlichen Federſpielen beſtehend, bald unmittelbar auf dem Helm befeſtigt erſcheint, bald mit dieſem durch Helmkronen oder Helmdecken vermittelt wurde. Dieſe alten Helmdecken, welche aus Tuch oder Leder gefertigt wurden und meiſtentheils blattartig ausgezackte Säume zeigten, hatten urſprünglich jedenfalls einen praktiſchen Zweck. Vermuthlich war derſelbe folgender: die Topfhelme dienten hauptſächlich zur Bedeckung des Geſichts. Um nun dieſelben nicht unnöthig ſchwer zu machen, beſtanden ſie häufig nur vorn aus Eiſen, während die Rückſeite von Leder war. Zum beſſeren Schutz von Hinterkopf und Nacken umgab man dieſen Theil des Helms mit einem loſen Behang, welcher vortrefflich geeignet war die Gewalt feindlicher Streiche zu ſchwächen. Aus dieſen Helmdecken entwickelte ſich allmälig jene Ornamentik die in Geſtalt von Laubwerk in die moderne Heraldik übergegangen iſt. —

Die Heraldik des Helms unterſcheidet ſich weſentlich

von der des Schildes. Während hier die Darstellung nach malerisch-reliefmäßigen Grundsätzen gebildet werden mußte, begegnen wir hier körperlich runden Formen, welche, nur im Allgemeinen von der Gestalt des Helms abhängig, diese vielmehr im äußeren Eindruck wesentlich und mannigfaltig veränderten. Der schon ziemlich feststehenden ernsten Schildheraldik wurde ein neues Lebensprincip hinzugefügt. — Die originellste Phantasie in Ernst und Scherz ergriff nun diesen Gegenstand und überbot sich in den verschiedenartigsten Erfindungen. Dieser ließ aus seinem Helm mächtige Hirsch- oder Büffelhörner hervorwachsen, die demselben mit seinen Licht- und Luftlöchern das Ansehn eines Thierkopfs gaben. Ein anderer Ritter besteckte das Krönchen seines Helms mit bunten flatternden Fähnlein. Einem dritten wuchs aus den Helmdecken der Rumpf eines sonderbaren alten Mannes mit langem Bart mit Krone oder spitzer Mütze hervor; oder es war ein schönes Frauenbild mit lang herabwallendem Haar. Noch ein Anderer wählte das Wappenthier seines Schildes und ließ es kampfbereit und grimmig von dem Helm herabblicken. —

Wir begegnen hier einem Reichthum von Gestaltungen, der in der That unerschöpflich ist, und doch überall der harmonischen Uebereinstimmung mit den schon gebräuchlichen Formen, überall dem strengsten Styl. — Wenn wir vorhin andeuteten, daß die Schildheraldik sich in Frankreich und England am frühesten, in Deutschland aber am mannigfaltigsten entwickelte, so gilt dies Letztere von der Helmzierde in noch weit höherem Grade. Der gemüthliche, zu Schwänken immer geneigte Humor des deutschen Mittelalters, gezügelt nur durch die hochgeachtete Sitte, den Styl im weiteren Sinne, zeigte sich nirgends eigenthümlicher, als in Erfindung des ritterlichen Helmschmucks. — Wir sind nun zu einer Zeit der höchsten Blüthe mittelalterlicher Kunst und zugleich der mittelalterlichen Heraldik angelangt. Welch' buntes, glänzendes Leben, welche Frische und Kraft, und welche Feinheit des ästethischen Gefühls enthüllt sich da dem staunenden Auge, dem für das wahrhaft Schöne empfänglichen Sinn! Die Kunst einer Zeit bildet für kommende Geschlechter den Schlüssel zu ihrem eigenen Verständniß. Darum öffne man den durch die Gegenwart befangenen Sinn und lerne aus den Kunstschöpfungen einer früheren Epoche kennen, wie die Menschen damals fühlten und schufen, und erkläre sich dann aus diesem Sinn heraus die Thatsachen der Geschichte. Das dunkle barbarische Mittelalter wird da auf einmal licht, und der von Vorurtheilen befreite Geist muß sich staunend sagen, es war eine große, herrliche Zeit! — Die Blüthe der Heraldik ist ein bedeutungsvoller Moment für die Kunstgeschichte. Je reicher die mittelalterliche Pracht in Kirchen und Palästen bei festlichen Aufzügen und Turnieren sich entfaltete, eine desto vielseitigere Verwendung erhielten die, mit besonderer Vorliebe ausgebildeten heraldischen Formen. Wir begegnen ihnen in sinnigster Anwendung auf den Wappenröcken edler Männer, den Prachtgewändern der Frauen, auf den Decken ihrer Pferde, wir finden sie wieder als Muster auf den, besonders im 14. Jahrhundert in Frankreich üblichen, heraldischen Tapeten, sie erfreuen unser Auge auf Glasmalereien in Kirchen und Schlössern und dienen endlich als wichtige Bereicherung der architektonischen und kunsttechnischen Ornamentik. —

Die Helmkleinodien waren natürlich zuerst selbstgewählte und es bedurfte einer gewissen Zeit, bevor dieselben den Charakter persönlicher Willkür verloren und von den Geschlechtern als gemeinsame Abzeichen anerkannt wurden. Selbst ein und dieselbe Person bediente sich nicht selten verschiedener Kleinodien. Graf Otto IV. von Ravensberg führt im Jahre 1323 auf dem Helm seines Reitersiegels einen Lindenbaum, während das auf der Rückseite angebrachte Sekretsiegel vier Lindenzweige, von zwei Pfauenwedeln begleitet, zeigt. Der Nachfolger Otto's, Graf Bernhard von Ravensberg bedient sich hingegen, sowohl im Reitersiegel, wie im Sekretsiegel nur des Lindenbaums. Letzteres Siegel ist dadurch bemerkenswerth, daß auf demselben der Helm allein, ohne Schild, dargestellt ist. Diese heraldische Selbstständigkeit des Helms finden wir in Deutschland durch das ganze Mittelalter, ja bis in das 17. Jahrhundert bewahrt und vorzugsweise bei Sekretsiegeln gebräuchlich. In England scheint diese Sitte erst spät eingeführt worden zu sein, wird aber daselbst noch in umfassender Weise geübt, indem die Siegelringe gewöhnlich nur das Helmzeichen — crest — des Familienwappens zeigen, und zwar ohne Helm. —

Die bis jetzt besprochenen heraldischen Helme waren sowohl zum Ernstgebrauch wie für das Turnier eingerichtet. Mit dem 15. Jahrhundert kommen andere Helmarten in Aufnahme deren Zweck verschieden ist. Wir finden nunmehr in der Form abweichend Kriegshelme und Turnierhelme. Von ersteren verschwindet das heraldische Helmzeichen und geht allein auf letztere über. Diese zerfielen wieder in Helme zum Stechspiel, den sogenannten geschlossenen Stechhelmen, und in Helme zum Kolben- und Schwertturnier, den offenen Spangen- oder Rosthelmen. Diese Helmformen, besonders die letztere, sind noch in neuester Zeit für Wappen gebräuchlich. —

Mehr originell als schön, hatten die mit Kleinoden beschwerten Topfhelme auch große Nachtheile, die darin bestanden, daß sie eigentlich nur auf den Kesselhauben hingen, an Hals und Schulter keine sichere Anlehnung fanden, daher lose saßen, im Gefecht leicht abgeschlagen werden konnten und außerdem, in Anbetracht daß sie bloße Ueberhelme waren, ein sehr bedeutendes Gewicht hatten. Um diesen Nachtheilen abzuhelfen, erfand man die genannten Turnierhelme, welche unmittelbar Kopf, Hals und einen Theil der Schultern umschließend, den natürlichen Formen entsprechender waren. Gewöhnlich war der Hals dieser Turnierhelme so weit, daß dieselben das Einbringen des Kopfes gestatteten; wir finden indessen auch Helme, die bei dem Aufsetzen geöffnet werden mußten. Dies wurde gemeiniglich dadurch ermöglicht, daß der vordere untere Theil desselben um einen Niet aufwärts über den feststehenden Kopftheil beweglich war, wodurch der Hals erweitert werden konnte. —

Der Stechhelm war in der Heraldik des 15. Jahrhunderts vorzugsweise beliebt. Als aber auch bei bürgerlichen Familien die Sitte entstand und im 16. Jahrhundert allgemein wurde, statt der früher gebräuchlichen sogenannten Hausmarken, Wappen zu führen, so finden wir den Stechhelm bei adeligen Wappen immer seltener werden, an dessen Stelle der noch jetzt allgemein übliche Rosthelm, als vorherrschend adeliger Helm, tritt. Daher rührt auch die irrige Annahme, der geschlossene Stechhelm sei ein allgemeines Kennzeichen bürgerlicher Wappen, während dies nur für eine bestimmte Zeit und auch da keineswegs durchgehends der Fall war. —

Da Wappenschilde und Helme im Kriege gar nicht mehr angewandt wurden und die bei Turnieren gebräuchlichen adeligen Rüststücke schon wesentlich von den auf Siegeln vorkommenden Formen abwichen, verlor die Heraldik immer mehr an praktischem Boden. An die Stelle der dreieckigen Schilde traten die viereckigen, an den Seiten ausgeschweiften kleinen Renntartschen und auch diese verloren ihren Schildcharakter schließlich dadurch, daß sie nicht mehr am Arme getragen, sondern an den schweren Brustharnisch angeschraubt wurden. —

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Tedebur.

Nr. 17. Berlin, den 24. April 1861. **Nr. 17.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. März 1861	47		
	Zugang pro März	9		
		56		
	Abgang " "	12		
	Bleibt Bestand	44	44	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. März 1861	37		
	Zugang pro März	10		
		47		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	38	38	50
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. März 1861	9		
	Zugang pro März	6		
		15		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	10	10	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. März 1861	22		
	Zugang pro März	3		
		25		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	20	20	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. März 1861	12		
	Zugang pro März	7		
		19		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	14	14	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. März 1861	43		
	Zugang pro März	13		
		56		
	Abgang " "	17		
	Bleibt Bestand	39	39	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. März 1861	3		
	Zugang pro März	—		
		3		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
	zu übertragen:	—	166	235

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. April 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	166	235
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. März 1861	2		
	Zugang pro März	6		
		8		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	3	3	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. März 1861	6		
	Zugang pro März	2		
		8		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	7	7	8
10.	**Murovana-Goslin:** (Neu eröffnet.)			
	Bestand am 1. März 1861	—		
	Zugang v. 4. bis ult. März	5		
		5		
	Abgang pro März	—		
	Bleibt Bestand	5	5	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. März 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. März 1861	18		
	Zugang pro März	38		
		56		
	Abgang " "	29		
	Bleibt Bestand	27	27	34
	Zusammen	—	226	311
	Am 1. März c. waren vorhanden	—	217	302
	Die Krankenzahl hat sich mithin bis zum 1. April c. um . .	—	9	—
	die Zahl der Betten um . . . . vermehrt.	—	—	9
	Der gesammte Abgang von Kranken pro März beträgt	—	90	—
	Davon sind: a) gestorben	6		
	b) als geheilt entlassen	80		
	c) " ungeheilt entlassen	4		
	wie vor	90	—	—

Nekrolog.

Am 16. Februar 1861 starb zu Hollwinkel, im Fürstenthum Minden, der Regierungs-Präsident a. D. August Friedrich Carl Hermann, Freiherr von der Horst, Ehrenritter des Johanniter-Ordens, Ritter des rothen Adler-Ordens 3. Klasse, Inhaber des eisernen Kreuzes 2. Klasse am weißen Bande und der Kriegsdenkmünze aus 1813—14.

Geboren am 17. December 1780 zu Osnabrück, kostete seine Geburt der Mutter Wilhelmine Luise Charlotte von Münster, aus dem Hause Suremburg, das Leben. — Sein Vater, Friedrich Adolph August, Freiherr von der Horst, Herr zu Hollwinkel und Coadjutor des adlich-freiweltlichen Damenstiftes zu Levern, — nach seines Vaters, des Königlich Preußischen Etats-Ministers Freiherrn Julius August Friedrich von der Horst 1791 erfolgten Tode, auch Herr zu Haldem, Soegeln und Rothenburg und Probst jenes Damenstiftes — vermählte sich 1782 anderweit mit Antoinette Helene von Münster, Schwester der verstorbenen ersten Frau. Die einzige Tochter aus dieser Ehe starb früh und blieb der jüngst Verstorbene einziges Kind. —

Schon am 10. Mai 1793 starb zu Haldem auch der Vater. Vormünder wurden nun die Stiefmutter und deren Bruder, der nachherige hannoversche Staatsminister Ernst Herbert, Graf zu Münster. Seine erste wissenschaftliche Erziehung erhielt er im elterlichen Hause zu Haldem, unter Aufsicht und Leitung seiner Stiefmutter, durch den späteren General-Superintendenten Hoche. Im Spätjahr 1795 übersiedelte die Mutter mit ihm nach Gotha, wo der 15jährige Knabe gleich für die Selecta des dortigen Gymnasiums reif befunden ward und dies bis Herbst 1798 besuchte. Von 1798 bis 1800 studirte er dann jura et cameralia in Erlangen, von 1800 bis 1801 in Göttingen, legte im Winter 1802 sein Referendariats-Examen cum laude ab und trat dann bei der damaligen Kriegs- und Domänen-Kammer zu Minden ein. Hier ward er dem damaligen Ober-Präsidenten, nachmaligen Minister Freiherrn von Stein bekannt und mußte denselben vielfach auf seinen Reisen in die Provinz begleiten, so namentlich 1803 nach Münster, als dort die Organisations-Commission gebildet war. Hier trat er auch in nähere Beziehung zu dem nachmaligen Feldmarschall Fürsten von Blücher und dessen Umgebung. Mehrfach mit selbstständigen Commissorien betraut, erwarb sich der junge Referendar die Zufriedenheit des Herrn von Stein und erhielt, in Folge der günstigen Zeugnisse dieses, von dem in Münster eingetroffenen Minister von Angern die Aufforderung, sich sofort zum großen Examen zu melden, zugleich auch einen Urlaub, um sich vorzubereiten. Diesen Urlaub verbrachte er auf seinen Gütern, deren Verwaltung ihm schon 1802 übertragen war.

Das große Examen ward im Frühjahr 1804 mit günstigem Erfolg in Berlin abgelegt, und erfolgte darauf gleich die Ernennung zum Kammer-Assessor und sehr bald die zum Kriegs- und Domänen-Rath. Inzwischen wählte ihn die Ritterschaft zum Landrath der Aemter Rahden und Reineberg. Im Februar 1805 ward er als solcher bestätigt und verwaltete diese Stelle von seinem Gute Haldem aus, bis zum Jahr 1808, dem Eintritt der westphälischen Verwaltung. —

Am 22. April 1804 vermählte er sich mit seiner Cousine Charlotte Sophie Dorothea, Freyin von Hammerstein aus dem Hause Equord, und lebte nun bis zum Herbst 1806 still auf dem Lande. Als nach der unglücklichen Schlacht bei Jena die französischen Horden anrückten, flüchtete er seine Familie nach Osnabrück und half dann selbst in näheren und weiteren Kreisen die Drangsale der Occupation erleichtern, wobei ihm seine große Gewandheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch des Französischen sehr zu Statten kam.

Im Jahre 1807, gleich nach dem Frieden von Tilsit, der ihn zum Unterthan des Fremdherrschers machte, mußte er als Deputirter der Ritterschaft von Minden-Ravensberg sich nach Paris verfügen und wurde hier, gleichzeitig mit seinem Vetter, dem nachmaligen hannoverschen Minister Freiherrn Georg von Schele, als Kammerherr zur Königin Catharina von Westphalen von Napoleon commandirt, der ihm selbst den Huldigungseid abnahm. In der Eigenschaft als Kammerherr und Deputirter der Ritterschaft mußte er den westphälischen Hof im December 1807 über Stuttgart nach Cassel begleiten, bis es ihm im Frühjahr 1808 gelang, sich von den drückenden Dienstfesseln zu befreien und in die Heimath zurückkehren zu dürfen, wo er die Muße benutzte, um die Vorbereitungen zu der schon in Cassel mit Dörnberg und Genossen verabredeten Erhebung zu treffen.

Zur Zeit der verunglückten Dörnberg'schen Erhebung 1809 war er in Cassel, blieb aber, wenngleich verdächtigt, auf freien Füßen und auch bis zum Frühjahr 1813 unbelästigt. Im April dieses Jahres wurde er plötzlich, an demselben Tage mit seinen Vettern, dem Grafen Münster-Langelage und dem Freiherrn von Schele-Schelenburg, durch ein starkes Gensd'armerie-Commando auf seinem Gute festgenommen und mit jenen beiden, die in Osnabrück mit ihm zusammenstießen, nach Wesel transportirt, wo man sie in die Citadelle einsperrte, ein weiteres Verfahren aber nicht einleitete. Nach dem gegebenen Beispiele, welches Davoust an den Herren von Fink und von Berger in Oldenburg gegeben, konnten sie sich indeß eines guten Ausganges nicht versehen und versuchten sie daher, durch Vermittlung des bestochenen Schließers, in Verbindung mit Bekannten in Paris zu kommen und bei dem Duc de Rovigo es zu erlangen, daß er sie, par mesure de haute police reklamire und sie aus Davoust's Bereich und aus dem hors de la loix erklärten Landestheil, nach dem eigentlichen — Frankreich bringen lasse. Der Versuch gelang über Erwarten. In den letzten Tagen des Mai wurden sie in ihrem Gefängniß von einem aus Paris eingetroffenen Gensd'armerie-Offizier überrascht, der die Ordre hatte, sie sich ausliefern zu lassen und nach Clermont Tonnère, Puys de Dôme zu begleiten. Das Eintreffen dieses Offiziers rettete unbedingt, wenigstens Carl von der Horst das Leben, denn ihm war am Tage vorher vom Commandanten der Citadelle angekündigt, er habe sich auf den Tod zu bereiten, die Ordre, ihn zu füsiliren, sei eingetroffen. —

Die drei Gefangenen wußten den sie begleitenden Gensd'armerie-Offizier dazu zu bewegen, mit ihnen incognito einen Abstecher nach Paris zu machen, wo sie durch Bekannte es zu erreichen hofften, daß statt der Consignation in die ferne Provinz, mit der Gefahr dort jahrelang vergessen zu werden, — man ihnen Paris als

Aufenthaltsort anweise. Die Unterhandlungen glückten, die drei durften in Paris bleiben, wo bereits eine große Anzahl politisch Verdächtiger unter polizeilicher surveillance gehalten wurden, namentlich Spanier.

Im Juli 1813 erlaubte man endlich den drei Verdächtigen in die Heimath zurückzukehren, wo sie möglichst still und unbemerkt sich zu halten hatten, um nicht abermals von Davoust aufgegriffen zu werden. Mit Vorsicht wurden aber trotzdem von Carl von der Horst die Vorbereitungen fortgesetzt, um bei der ersten Gelegenheit die Zwangsherren zu verjagen und den Kämpfern im Osten sich anzuschließen. Bis zum November 1813 ließ sich nichts unternehmen, nun aber schien der Zeitpunkt gekommen, Verbindung herzustellen. Da plötzlich ging von einem wohlwollenden französischen Gensd'armerie-Offizier ihm die Mittheilung zu, es sei die Ordre gekommen, ihn todt oder lebendig zu fangen, der Schreiber halte das aber, wie die Sachen schon ständen, für eine unnütze Grausamkeit und fordere ihn daher auf, sich zu retten. — Es blieb nur rasche Flucht übrig und ward diese auch in der Nacht angetreten, in Begleitung des gleich bedrohten vorgenannten Grafen Münster. Die Absicht war, zu Pferde nach Bremen den Weg zu suchen, wo bereits russische Vortruppen eingetroffen waren; unterwegs traf die Flüchtigen aber die Kunde von dem Vorrücken Bülow's bis Hameln und der Retirade der Franzosen aus Minden. In Minden war schon Alles in der freudigsten Bewegung und wurde nun die Reiseroute geändert, um auf dem nächsten Wege das Preußische Corps zu erreichen.

In Hameln ward denn auch wirklich General von Bülow gefunden. Am frühen Morgen empfing ihn der Sieger von Dennewitz in Unterkleidern, einem offenen alten Militairrock, die weiße Zipfelmütze auf dem Kopf und eine lange irdene Pfeife im Munde, auf seinem Bette sitzend und theilte ihm sofort den Auftrag mit, die Civil-Administration von Minden-Ravensberg zu übernehmen. Diesem Auftrage unterzog er sich zwar, ward aber, auf sein Ansuchen, schon im Anfang December zur Errichtung eines Landwehr-Bataillons berufen. Sehr bald wurden die Reihen dieses Bataillons durch Freiwillige gefüllt und konnte Carl von der Horst schon am 28. December 1813 aus dem Formirungsorte Nahden zur Nordarmee abrücken, der sein Bataillon zugetheilt worden. Armirung, Uniformirung und militairische Ausbildung waren zwar noch höchst dürftig, es ward mit Picken und Knitteln, in Kitteln und Holzschuhen oder alten Uniformen abmarschirt, freudigen Muths dem Feinde entgegen. Schon in Münster gingen aber dem Bataillon englische Säbel und Gewehre sowie Schuhe zu, und auch die Uniformirung completirte sich, so daß dasselbe ganz ausgerüstet beim Corps eintraf, wo es zunächst bei der Blokade von Gorkum verwendet wurde. Carl von der Horst war es indeß beschieden, das von ihm errichtete Bataillon weiter an den Feind zu bringen. Schon im Februar 1814 ward er von den hohen alliirten Mächten zum General-Gouverneur von Belgien ernannt. Dabei schrieb ihm der Minister von Stein, der ihm die Ernennung zufertigte: „Instruction brauchen Sie nicht, gehen Sie hin, regieren Sie mit Gott, lassen Sie nicht zu Viele todtschießen, aber schonen Sie auch nicht, wo es Noth thut." —

Im Anfang Mai 1814 endete diese Stellung, indem Oesterreichischer Seits die Verwaltung von Belgien übernommen ward, welches den General Vincent als Gouverneur sendete.

Carl von der Horst begab sich nun nach Paris zum König und blieb daselbst bis zum Monat Juli. Die ihm angebotene Gesandtenstelle in London glaubte er nicht annehmen zu können, sondern kehrte in die Heimath zurück, und ward von hier aus, im Februar 1815 für die Ritterschaft von Minden-Ravensberg, zur Beglückwünschung des Königs nach Berlin entsendet. Bei der Rückkehr Napoleons von Elba meldete er sich wieder zum Militairdienst und wurde zum Major im Generalstabe ernannt, erhielt aber inzwischen den Auftrag, als Organisations-Commissarius der Regierung sich nach Minden zu begeben. Dem Auftrage folgte am 1. Januar 1816 die Ernennung zum Chef-Präsidenten genannter Regierung. Diesem Posten stand er bis zum 1. Juli 1825 vor, zog sich dann auf sein Gut Haldem zurück und nahm von da, so wie seit 1831 von seinem auf das Gut Hollwinkel verlegten Aufenthalt aus, lebhaften Antheil an der Entwicklung der Provinzialstände, deren ritterschaftliches Mitglied er von 1826 bis 1837 war.

Am 20. Mai 1838 raubte ihm der Tod seine Gemahlin. Von den zahlreichen Kindern dieser Ehe überlebten nur drei Söhne und eine Tochter die Mutter und starb auch noch der dritte Sohn, Lieutenant im 13. Infanterie-Regiment, ein Jahr nach dem Tode der Mutter, der Carl von der Horst bewog, die Güter seinem ältesten Sohne, dem Landrath von der Horst abzutreten. Bei diesem und bis 1848 abwechselnd in Bückeburg, verlebte er die letzten Jahre seines Lebens, nahm 1848—49 noch regen Antheil an den contrerevolutionairen Bestrebungen, war wiederholt Abgesandter des westphälischen conservativen Vereins zum sogenannten Junker-Parlament in Berlin, zog sich dann aber ganz in ländliche Ruhe zurück und verschied nach langem Altersleiden im 81. Jahre seines Lebens.

Die kunst- und sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik.

(Vortrag, gehalten im Berliner Hülfs-Verein für das germanische Museum zu Nürnberg am 18. Febr. 1861 von dem Prem.-Lieut. Freih. H. v. Ledebur.)

(Fortsetzung.)

Wir haben früher gezeigt, wie man sich in ältester Zeit complicirte Wappen, durch ein Zusammenschieben der Schilder zu einem einzigen, entstanden dachte. Die mit diesem Verfahren verbundene Theilung der Wappenbilder entstellte dieselben oft bis zur Unkenntlichkeit. Ein Nebeneinanderstellen der ganzen Wappen in je einer langen Schildeshälfte würde, bei der fest bestimmten Schildesform, die Figuren in unschöner Weise ausgedehnt haben. — Von der Mitte des 14. Jahrhunderts ab, zog man es daher vor, den Schild durch eine senkrechte und eine wagerechte Linie in 4 Theile zu theilen, zu quadriren, und dann die zu combinirenden Wappen in der Weise doppelt anzubringen, daß das 1. Feld dem 4., und das 2. dem 3. entsprach. Sollten drei Wappen vereinigt werden, so geschah dies, indem auf der Quadrirung ein Mittelschild gelegt wurde, u. s. w. Da diese verschiedenen Wappen wirklich zu einem einzigen Schilde verschmolzen wurden, konnte folgerecht diesem *einen* Schilde auch nur *ein* Helm entsprechen, der das eigentliche Familienkleinod trug. Diese Auffassung finden wir in Frankreich und England auch im ganzen Mittelalter durchgeführt. Mit dem 15. Jahrhundert entsteht nun in Deutschland der Gebrauch, jedes besondere Feld des Wappens durch einen besonderen Helm repräsentiren zu lassen. Es ist dies ein neuer Beweis, daß man sich unter dem Wappen, Helm und Schild nicht mehr wirkliche Waffen zum Ernst- oder Turniergebrauch dachte. — Von dieser Zeit ab nehmen die heraldischen Formen immer mehr den Charakter reiner Ornamentik an. —

Wir sind nun zum Schluß des Mittelalters und zu jener Epoche angelangt, die wir in der Einleitung flüchtig charakterisirt haben. Wir wollen näher betrachten, welchen Einfluß diese Zeit auf unsere Heraldik ausübte. —

Als der Wappenhelm und Wappenschild zum Gebrauch bestimmte Rüststücke waren, wurde die heraldische Form durch praktische Grundsätze bedingt. Diese Abhängigkeit hörte mit der eigentlichen Praxis auf, ja das Verhältniß drehte sich gewissermaßen dergestalt um, daß

Helm und Schild Ornamente für das Wappenbild wurden. Wir finden in dieser Periode einen unerschöpflichen Reichthum an Schildesformen sich entwickeln, die, in der Wirklichkeit nie vorhanden, nach Laune und Geschmack des Künstlers gebildet wurden. — Wir begegnen schon im 15. Jahrhundert, besonders in Deutschland und den Niederlanden, der Sitte, auf Portraitbildern die Wappen der Dargestellten anzubringen. Dieser Gebrauch veranlaßte die ersten Meister jener so überaus produktiven kunstsinnigen Zeit mit besonderer Vorliebe die kräftigen heraldischen Formen zu einer hohen Anmuth und künstlerischen Vollendung auszubilden. Dürer, Holbein, Burgmaier, Meister ersten Ranges für alle Zeiten lieferten die herrlichsten Wappenmodelle, während Peter Vischer dieselben Formen in unübertrefflichen Bronzegüssen verewigte. Wer die Heraldik des 16. Jahrhunderts kennen lernen will, der gehe nach Nürnberg, dieser großartigsten Kunststätte deutschen Alterthums, und durchwandere auf dem dortigen Johanniskirchhofe die langen Reihen von Grabsteinen, die fast alle mit den schönsten Bronzewappen, wahren Kleinodien der Ornamentik und Erzgießerei geschmückt sind. — Mit besonderer Liebe sehen wir damals das heraldische Laubwerk behandelt. Schon in der Spätgothik wurde aus der alten Helmdecke ein moosartiges Ornament im Charakter der architektonischen Kreuzblumen. Mit der Renaissance verwandelt sich dasselbe in eine dem antiken Akantus ähnliche Blattform, nur leichter und zierlicher in der Struktur. Dies charakterisirt überhaupt die italienisch-deutsche Wiedergeburt der römischen Antike, daß diese in ihrem Formentypus zwar nachgebildet, aber in ihrem Detail unendlich viel zierlicher und reicher erscheint. In schneidendem Contrast mit der Gothik, in welcher das Ornament sich stets der bestimmt charakterisirten Grundform unterordnet und aus dieser hervorgeht, erhält jetzt das Detail eine künstlerische Wichtigkeit und vollendete Ausbildung, der gegenüber die früher normirenden struktiven Grundformen zu untergeordneten Rahmen herabsinken, die man in eine gewisse Uebereinstimmung zu ihrer Füllung gebracht hat.

Während wir auf der einen Seite den Kunstgebilden der Renaissance einen hohen Preis anerkennen müssen, so finden wir in ihnen auch andererseits die Keime eines schnellen Verfalls. An die Stelle einer naturwüchsigen Kunstblüthe war durch fremden Einfluß eine Neuschöpfung getreten. Der gewissenhafte Kunstfleiß des Mittelalters, durchweht von dem wiederaufblühenden Zauber der antiken Formenwelt, hatte die reich begabten Künstler dieser Zeit zu unsterblichen Werken befähigt, durch deren weitgreifenden Einfluß wie mit Zaubermacht ein neuer Styl entstand. So lange diese großen Meister wirkten, lenkten sie den Geschmack nach edlem Maaß. Sie hatten aber eine Autorität heraufbeschworen, deren sie selbst Herr sein konnten, die aber in tyrannischer Weise ihre weniger begabten Nachfolger und deren Zeit beherrschte — die Mode. Die Völker hatten sich daran gewöhnt von ferne her zu empfangen und ihr besseres Urtheil einer fremden Autorität unterzuordnen. Fremde Sitte und fremde Kunst wurden in sinn- und geistloser Weise nachgeahmt und die letzten Spuren selbstständiger geistiger und künstlerischer Entwickelung wurden in Deutschland durch den unseligen dreißigjährigen Krieg völlig vernichtet.

Diese verschiedenen Entwickelungsphasen der Sitten- und Kunstgeschichte treten uns deutlich aus der Siegelkunde entgegen. Das lebendige Wappenwesen des Mittelalters hört mit der Renaissance auf, nur die Form wird zeitgemäß fortgebildet, ohne viel Rücksicht zu nehmen auf den ihr innewohnenden ursprünglichen Sinn. Die alten guten Typen behaupten indeß noch lange ein Recht und selbst bei den abgeschmacktesten Neuschöpfungen von Wappen finden wir immer noch eine tüchtige Zeichnung in den Heroldsfiguren, selbst nachdem der übrige Kunstgeschmack durch den Einfluß des französischen Roccoco gründlich zerstört war. Aber auch diese letzte Nachblüthe einer besseren Zeit welkte unter der Herrschaft des dürren Zopfs. Man kann sich kaum eines Lächelns erwehren, wenn man die arme Heraldik, das Kind mittelalterlicher Pracht und Herrlichkeit, in dieser nüchternen, kunstarmen Zeit betrachtet. Wie manchem guten alten Wappen wurde durch die trockne Nützlichkeitspraxis von anno 1700 ein Zopf angedreht, den es noch immer nicht los werden kann, wie manches heraldische Monstrum erblickte da das Licht der Welt. Um den Wappen nach dem Geschmack der Zeit eine innere Bedeutung zu geben, erfand man jene abgeschmackten rebusartigen Darstellungen, die ohne einen Funken mittelalterlichen Humors, das Wappenfeld adliger Ehren zu einem Felde des plumpsten und schlechtesten Witzes herabwürdigten. —

Der Königlich preußische wirkliche geheime Staatsminister Boden wurde im Jahre 1739 in den Adelstand erhoben. In Rücksicht auf seine Abstammung aus Sachsen fand man es recht geeignet, seinen Namen in drei dialektischen Variationen heraldisch darzustellen, nämlich durch eine Adlerklaue oder „Pote", ferner durch drei Kornähren aus grünem „Boden" wachsend, und endlich durch einen Mann mit Stock und Brieftasche, also einen „Boten". Wenn dieses Beispiel, deren wir aus der Zeit König Friedrich Wilhelms I. eine ganze Reihe aufführen könnten, den damaligen schlechten Geschmack genügend darthut, so begegnen wir aber auch zuweilen einem Cynismus, wie ihn kaum ein anderes Zeitalter aufweisen kann.

Bei Gelegenheit eines Zechgelages im Jahre 1730 ernannte der Kurfürst Friedrich August der Starke von Sachsen, König von Polen, seinen lustigen Rath Joseph Fröhlich, einen früheren Müller, der ein besonderes Talent zum Trinken zeigte, zum Grafen von Saumagen. Dieser edle Graf erhielt dann auch diplomsmäßig ein Wappen in folgender Gestalt verliehen. Das Feld ist quadrirt und mit einem quer getheilten Mittelschilde belegt, dessen obere Hälfte 3 umgestülpte Trinkbecher, dessen untere ein halbes Mühlrad zeigt. Im ersten Felde erblicken wir eine Sau, im zweiten und dritten einen Dreschflegel, und im vierten Felde einen Hund, der in eigenthümlicher Weise sitzend dargestellt ist. Auf dem Schilde befinden sich statt der Helme drei Narrenschellen, deren erste mit einem Eselskopf, die zweite zwischen Hirschhörnern mit einem Mann in höchst unästhetischer Haltung — vermuthlich das Portrait des edlen Grafen selbst — und die dritte mit einem Ochsenkopfe geziert sind. Den Schild umgiebt statt der Helmdecken eine Narrenkappe.

So liefert uns die Siegelkunde auch auffallende Beispiele für die sittliche Verderbniß einer Zeit!

(Schluß folgt.)

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind ferner eingegangen:

Vom Ehren-Commendator, Oberst ꝛc. Grafen v. Bismarck-Bohlen 25 Thlr. Vom Major a. D. und Landrath des Kreises Teltow von dem Knesebeck nachträglich noch in den Gemeinden dieses Kreises gesammelt 2 Thlr. 4 Sgr. 6 Pf. — Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 14,038 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 18. Berlin, den 1. Mai 1861. **Nr. 18.**

Friedrich Wilhelm Alexander von Linsingen, Königlich Hannoverscher Oberhofmeister und Kammerherr. Ehrenritter seit 1826. † zu Hannover 15. April 1861.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saïda.

Auszug aus einem Berichte des Hausvaters im Johanniter-Krankenhause zu Saïda, G. Wichmann, an den Ehren-Commendator, Oberst Grafen von Bismarck-Bohlen, d. d. Saïda 5. April 1861.

„Viel Arbeit, aber auch viel Gnade des Herrn haben wir im Hospital der Johanniter zu Saïda im Laufe des nun hinter uns liegenden Monat März gehabt und erfahren.

Wir hatten am 1. März 1861 einen Bestand von	21	Kranken,
im Laufe des Monats wurden aufgenommen	36	„
hatten also in Pflege	57	Kranke,
von denen als genesen entlassen werden konnten	29	„
mithin blieben, da Todesfälle nicht stattgefunden haben, am 1. April als Bestand	28	Kranke.

Vor Kurzem hat das hiesige türkische Gouvernement in dem an der zum unteren Fort führenden Brücke belegenen Chan, und zwar in dessen oberen Räumen ein Hospital für die armen Flüchtlinge errichtet, nachdem sämmtliche Insassen desselben außerhalb der Stadt, südlich von derselben nach Sarepta zu in dort aufgeschlagenen Zelten untergebracht waren. Wir fürchteten schon, daß unsere Thätigkeit dadurch lahm gelegt werden würde. Daß dies nicht geschehen ist, thun die oben angeführten Zahlen genugsam dar, aber sie beweisen, wie mir scheint, auch noch, daß jene Leute hiesiger Stadt die Wahrheit sprachen, als sie sagten, unser Hospital stehe in der Stadt und unter den Flüchtlingen in besonders gutem Rufe. Nächst Gottes Gnade haben wir das wohl den Bemühungen des Herrn Dr. Wendt zu danken, der von den Leuten auch wohl Hakim-Pascha genannt wird. Einer von den Leuten sagte neulich sogar: die Kranken hätten es in unserm Hospital besser als bei der eigenen Mutter; wenn sein Bruder oder er krank werden sollte, so würden sie augenblicklich hierher kommen. — Man sieht es aber den Kranken, namentlich den Genesenden auch an, daß sie sich bei uns wohl fühlen. Der geräumige Hof des zweiten Hauses dient ihnen als Erholungsort; dort haben wir Matten ausgebreitet und Bänke hingestellt, auf denen sie hocken oder sitzen, andere gehen wohl auch am langen Stocke dort herum und rauchen dabei ihre Papier-Cigarre oder ihren Tschibuk.

Ich wollte, Sie könnten jetzt einmal in das Hospital hinein sehen, Sie würden Ihre Freude haben an diesen zum größten Theil schönen, schlanken, großen Männern. Die Leute nehmen sich in den blau- und weißgestreiften Hosen und langen Röcken von gleicher Farbe, die meistens eng anschließen, ungemein stattlich aus, namentlich, wenn man das bei manchen ziemlich dunkel gefärbte, schwarzbebartete Gesicht dazu betrachtet, das ordentlich martialisch unter dem weißen turbanartig um den Kopf geschlungenen Tuche, das wir ihnen statt ihrer oft sehr unreinlichen Torbusches gegeben, herausschaut.

Beinahe 3 Wochen sind 3 von uns Brüdern krank gewesen. Zuerst faßte es mich, der ich seit 20 Jahren nicht die Spur von Krankheit hatte. Appetitlosigkeit und Unwohlsein plagten mich schon längere Zeit, dazu gesellte sich starker Kopfschmerz, verbunden mit Erschlaffung der Extremitäten. Ein Spaziergang den ich machte, glaubend die Bewegung in freier Luft werde mir gut thun, brachte die Sache zum Ausbruch. Ich konnte kaum das Haus wieder erreichen und mußte mich sofort zu Bett legen. Der sorgfältigen Behandlung Seitens des Herrn Doctors danke ich es nächst Gottes großer Gnade, daß ich am Geburtstage Seiner Majestät des Königs, vor schwerer Krankheit bewahrt, doch noch sehr schwach mich fühlend wieder aufstehen konnte. Die täglichen gemeinsamen Andachten hatten eine kleine Unterbrechung erfahren, aber an diesem Tage versammelten wir uns zuerst wieder, um gemeinsam auch hier in Syrien des Herrn Segen auf das uns Allen so theure Haupt herabzuflehen. Auch den Tag über konnte ich aufbleiben. Abends sollte dann eine gemeinsame Mahlzeit stattfinden. Mein Zimmer war als das passendste zum Speisezimmer gewählt. Da habe ich denn auch ein wenig mit geholfen, dasselbe festlich mit Blumen, Früchten und blühendem Orangenlaub zu schmücken. Da wir das Bild Seiner Majestät unseres jetzigen Königs,

nicht haben, so ward das uns vom Herrn Grafen Perponcher hinterlassene Bild des hochseligen Königs bekränzt und mit den Landesfarben drappirt. Abends 6 Uhr fanden sich die vom Herrn Dr. Wendt geladenen Gäste: Mr. Ford, Msr. Schibli Abela, Kawaß Hanna Chabas und drei Kaiserswerther Schwestern ein, die auch einen Kuchen und Kränze geschickt hatten. Herr Dr. Wendt setzte nun bei Gelegenheit des von ihm gebrachten Trinkspruches den Segen einer wohlorganisirten christlichen Regierung, gegenüber den traurigen Zuständen dieses Landes auseinander; wir stießen Alle mit einander an und sangen dann: „Heil dir im Siegerkranz." —

Mit meiner Gesundheit besserte es sich nun mehr und mehr, so daß ich ziemlich wieder bei Kräften war, als Bruder Göttmann und bald darauf Bruder Tretow sich legen mußten. Auch diese sind jetzt wieder so gut wie hergestellt. Der Herr aber hatte es in jenen Tagen so gefügt, daß wir so schwer Kranke, wie sonst wohl, nicht hatten, so daß Bruder Gladrow und ich mit Hülfe von Fischer die Pflege besorgen konnten. Bruder Gladrow's Gesundheit hat sich bisher noch gut gehalten, doch so guten Appetit wie sonst hatte er auch einige Zeit nicht. Unser Arzt schreibt diese Krankheiten nächst den Einflüssen des Klimas namentlich der vom Koch uns bisher bereiteten ungewohnten Kost zu. Das jeden Tag zweimal erscheinende Hammelfleisch und der Mangel an gutem Gemüse, namentlich an Kartoffeln, die hier gänzlich fehlen, mag wohl das Seine dazu beigetragen haben. Dies hat bei mir nun den Ausschlag gegeben, mit dem 1. April für unsern, den Brüdertisch, eine neue Speiseordnung in Kraft treten zu lassen, trotz des schiefen Gesichts, das unser Koch anfänglich dazu geschnitten hat. Unsere Hauptmahlzeit, jetzt Mittags 12 Uhr, besteht Sonntags in Nudelsuppe, Fleisch und Gemüse; Montags essen wir Reisbrei mit Milch; Dienstags Reissuppe, Fleisch und Bohnen; Mittwochs Reissuppe und Mehlklöße mit Mischmisch-Sauce; Donnerstags wie Sonntags, Freitags Mehlklöße mit Milch gekocht, und Sonnabends giebt es Reissuppe und nachher Pfannekuchen. Abends um 6 Uhr, wenn unser Arzt seine Hauptmahlzeit hält, essen wir eine Mehl-, Brot- oder Griessuppe und, da wir keine genießbare Butter zum Brote haben, ein gekochtes Ei oder ein paar Frikandellen oder sonst Etwas dazu. Jetzt trinken wir auch nur Mittags Wein, so daß wir fünf Mann zwei Tage mit einer Flasche für Alle auskommen. Ich denke, daß jene vorangeführten Speisen nicht blos den Vortheil bieten, daß wir uns wohler dabei befinden, sondern auch, daß unsere Kasse etwas dabei profitirt, so wie, daß ich noch besser als bisher den Koch controlliren kann. Die Diät der Kranken dagegen ist unverändert, nur daß wir die dritte Form: dünne Suppe mit etwas Brot, haben eingehen lassen, weil diese Speise der Gewohnheit der Leute gänzlich zuwider läuft. Sie müssen Reis haben. Die Schwestern geben, wie ich höre, ihren kranken Frauen täglich nur 3 Mahlzeiten, während wir deren 4 gegeben haben. So geben sie Morgens und Mittags jedesmal nur einen halben Chubbes, auch bei der ersten Form, während wir unsern Männern jedesmal einen ganzen Chubbes geben müssen. Ja, manche essen wohl noch etwas mehr und der Arzt sagt, wenn sie Appetit haben, sollen wir ihnen nur geben. Da brauchen jene per Kopf täglich nur einen halben Piaster, während wir wenigstens einen ganzen gebrauchen. Um nun das irgend Mögliche zu thun, haben wir auch angefangen das arabische Brot für die Kranken selber zu backen. Ich habe nämlich Weizen gekauft und denselben mahlen lassen. Der Tischler, den wir neulich im Hause hatten, hat uns unter Anderm auch einen Backtrog gemacht. Die Frau muß doch täglich kommen zum Waschen und Scheuren, so macht sie den Teig, und wir machen denselben so weit fertig, daß er zu dem unweit von uns wohnenden Bäcker kommen kann, der dann gegen ein geringes Backlohn uns die fertigen Chubbes wiederschickt. Ist der Vortheil nun auch nicht groß, so wird doch beinahe der Tagelohn der Waschfrau dabei herauskommen, und wir reichen mit diesem Brote gewiß so weit als mit dem vom Bäcker gekauften, wenn nicht weiter. Für uns haben wir auch schon versucht Brot zu backen, aber es will nicht recht gelingen. Der Backofen des Arabers ist unserer Art zu backen nicht günstig, 2c.

Gestatten Sie mir schließlich, daß ich uns und unsere Arbeit Ihrer besonderen, fortgehenden Fürbitte empfehle; aus manchen Andeutungen hiesiger Leute glauben wir mit Recht entnehmen zu können, daß wohl Zeiten der Gefahr für uns hereinbrechen können. Sagte doch neulich unser Tischler, ein Muhamedaner, von seinen eigenen Leuten, daß sie uns mit der Zunge wohl Glück und Frieden wünschten, daß das Herz aber nicht ja dazu sage. Für jetzt hält wohl die Anwesenheit der Franzosen die Türken im Schach, sind die einmal fort, so wird die durch das Niederhalten noch gesteigerte Erbitterung in helle Flammen ausbrechen. Ein hiesiger angesehener Mann, Abela, der damals bei der Metzelei viele Christen gerettet hat, auch als Anerkennung in diesen Tagen von England aus einen silbernen Candelaber mit Inschrift erhielt, will, sobald die Franzosen abziehen, mit seinem Baarvermögen sofort sich einschiffen, überzeugt, daß er und die Seinen die Ersten seien, die dann an das Messer kommen. — Doch wir wollen nicht sorgen, sondern vertrauen; „„Gott sitzt im Regimente und führet Alles wohl!""

Die kunst- und sittengeschichtliche Entwickelung der Heraldik.

(Vortrag, gehalten im Berliner Hülfs-Verein für das germanische Museum zu Nürnberg am 18. Febr. 1861 von dem Prem.-Lieut. Freih. H. v. Ledebur.)

(Schluß.)

Neben den unzähligen bedeutungslosen Adelserhebungen und Standeserhöhungen des achtzehnten Jahrhunderts, zum Theil eine Folge reiner Finanzspekulation der Kaiserlichen und Reichsvikariats-Kabinette, welche sich ihre Diplome sogar nach der Zahl der Wappenfelder und Helme bezahlen ließen, sehen wir indessen, besonders in Preußen, eine bedeutende Anzahl von Familien hervorgehen, deren Adel sich auf wahres Verdienst, besonders auf kriegerische Thaten, stützt. Wenn auch die neu verliehenen Wappen

oft wenig einem strengen heraldischen Styl entsprechen, so begegnen wir auf diesen Schilden doch mit Freuden der Erinnerung an Thaten und Verdienste.

Der Ritter Carl Mayer von Mayerfeld aus München, der durch sein vortreffliches Werk, betitelt „Heraldisches ABC-Buch", nicht wenig dazu beigetragen hat, die Kenntniß der mittelalterlichen Heraldik ihrer Form und ihrem Wesen nach zu verbreiten, geht in seiner Schrift von der Tendenz aus, „das auf Abwegen befindliche moderne Wappenwesen auf die Bahn der allein normalen mittelalterlichen Heraldik zurückzuführen." Wenn nun auch ein Studium der alten Wappen und Siegel als die historische Basis der Wissenschaft eine Nothwendigkeit für jeden neueren Heraldiker ist, so kann doch dem unbefangenen Nachdenken unmöglich entgehen, daß das Wappenwesen von heute auf einem durchaus anderen Standpunkt stehen muß, als im Mittelalter, und daß die Ansicht des erwähnten Autors: „Schild und Helme dürfen keine Zeichen führen, welche nicht der Zeit der Helme und Schilde entsprechend sind" — für die gegenwärtigen Verhältnisse nicht angemessen ist. — Nachdem der Schild und der Wappenhelm aufgehört hatten, Gegenstände des praktischen Gebrauchs zu sein, mußte sich der Charakter der Heraldik verändern. Ihre Darstellungen hatten nicht mehr eine Wirklichkeit vor Augen, sie wurden mehr und mehr ornamental, und die Formen folgten daher naturgemäß allein dem Geschmack der Zeit. Der Schild wurde allmälig eine stylisirte Einfassung des Wappenbildes; der Helm eine Erinnerung an den ursprünglichen Träger des Helmschmucks. Indessen, wenn wir auch die heraldischen Helme und Schilde ihrem ursprünglichen Sinne gemäß darstellen wollen, würde die im Mittelalter lebendige Heraldik nicht gerade dadurch getödtet werden, wenn wir in neuerer Zeit aus derselben alle diejenigen Darstellungen ausschließen wollten, welche an die Gegenwart erinnern! — Der größte Theil des schwedischen Adels ging aus den Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts hervor. Fahnen, Standarten, moderne Waffen und kriegerische Embleme verschiedenster Art sind der Schmuck fast aller Wappen dieser Nation als Denkmale einer thatenreichen Vergangenheit. Fänden wir hier statt dessen Pfeile, Bogen und mittelalterliches Kriegsgeräth, so würde der geschichtliche Werth des Wappens dadurch unfehlbar verlieren, denn es ist vornehmlich die innige Beziehung des Wappens zur Ursache seiner Entstehung, welche den heraldischen Neuschöpfungen einen geschichtlichen Werth verleiht, während dieser Werth bei alten Wappen in dem Alter selbst begründet liegt. —

Während somit der neueren Heraldik das Recht eingeräumt werden muß, auch Gegenstände der Jetztzeit in den Kreis ihrer Darstellungen zu ziehen, so liegt derselben andererseits auch die Pflicht ob, diese Gegenstände in eine stylistische Harmonie mit Schild und Helm zu bringen, indem hier wie dort die Wirklichkeit den ornamentalen Rücksichten untergeordnet werden muß. Es würde zu unschönen, ja lächerlichen Anochronismen führen, wollte man zum Beispiel ein Zündnadelgewehr in Verbindung mit einen Topfhelm bringen, aber fast ebenso widersinnig müßte es erscheinen, wenn der um die Einführung dieses Gewehrs in der preußischen Armee verdiente General von Priem bei seiner Erhebung in den Adelstand einen Bogen oder eine Armbrust des 13. oder 14. Jahrhunderts als Wappenbild erhalten hätte. — Warum sollen denn neue Wappen alt erscheinen, warum sollen sie nicht das Gepräge der Zeit tragen, welcher sie ihren Ursprung verdanken? Wäre das Gegentheil nicht vielmehr eine bedeutungslose Spielerei, oder ein eiteles Scheinwesen, welches sich mit wahrhaftem Adel nie verträgt? Selbst die geschmacklosesten Wappen aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. haben eine historische Berechtigung, welche den modernen mittelalterlichen Neuschöpfungen gänzlich fehlt. Dies schließt aber natürlich das Streben der Gegenwart nach einem besseren Geschmack nicht aus. Ein solches Streben ist vorhanden, aber wir sehen bis jetzt in den Resultaten desselben nur ein ungewisses Umhertappen ohne klares Bewußtsein.

Jede isolirte Nachahmung eines fremden oder früheren Kunststyls hat große Bedenken, indem sie durch ihre isolirte Erscheinung außer Zusammenhang mit den übrigen Gestaltungen des Lebens tritt und dadurch stylos unmotivirt und willkürlich wird. — Die praktische Anwendung der neueren Heraldik beschränkt sich gegenwärtig fast ausschließlich auf die Siegel. Während früher, wie oben bemerkt, die bedeutendsten Maler und Bildner den Handwerkern und Graveuren die besten Modelle lieferten, nach denen diese arbeiteten und sich bildeten, sehen wir in neuerer Zeit die praktische Pflege der heraldischen Formen meistentheils Leuten übertragen, denen es sowohl an den nöthigen praktischen wie theoretischen Vorkenntnissen, wie an dem richtigen Stylgefühl und künstlerischer Durchbildung fehlt. Wir finden auf unsern Akademien freilich auch einen Unterricht für Graveure und Wappenstecher. Aber worin besteht dieser? In einer oft mittelmäßigen Technik und in einer oberflächlichen Kenntniß natürlicher Formen. Daß diese natürlichen Formen in der Heraldik stylisirt werden müssen, und wie dies geschieht, davon haben solche Leute selten einen Begriff. Aber wenn sich auch hier und da bildungsfähige tüchtige Künstler finden, eine gute vollendete Arbeit wird leider selten genügend bezahlt, und so sinkt denn die Wappenschneidekunst immer mehr zur Fabrikarbeit herab. Die Zeichnung wird vernachlässigt, aber dafür blendet man das Publikum mit tief gestochenen Arbeiten, welche durch eine kräftige Reliefwirkung die Mängel der Form verdecken sollen.

Die Geschmacksverwirrung in der deutschen Heraldik wurde durch den in neuester Zeit zur Geltung gekommenen Einfluß englischer Wappenformen noch gesteigert. Indem die englische Heraldik neuerdings den Helm gänzlich aufgab, konnte sich in ihr, von mittelalterlichen Formen unabhängig, ein eigenthümlicher Styl entwickeln, der, entsprechend der modernen Geschmacksrichtung, sich überwiegend naturalistisch gestaltete; das heißt, man machte z. B. aus dem ornamentalen Löwen einen natürlichen, aus dem phantastisch behaarten, gnomenhaften wilden Mann der mittelalterlichen Heraldik ein akademisches Modell u. s. w. Die englischen Graveure, die übrigens ihre Arbeit tüchtig bezahlt erhalten, genießen mit Recht für ihren Styl eines ausgezeichneten Rufs. Aber bei der vollen Anerkennung, die einem fremden Verdienst gezollt werden mag, ist es eine Thorheit, Etwas nachzuahmen,

das fremden Verhältnissen angepaßt war. Wir sind Deutsche und haben eine selbstständige deutsche Heraldik, die aus sich selbst heraus, ohne fremde Zuthat regenerirt werden kann und muß. — Dies wurde allerdings schon hier und da erkannt; man suchte durch ein Studium der ältesten Formen und durch ein Zurückgehen auf dieselben der modernen Heraldik ein neues Leben einzuflößen. Aber man schoß über das Ziel hinaus. Das Mittelalter ist ein lehrreiches und anziehendes Feld für das Studium, aber es wäre ein unfruchtbares Bemühen, seine Kunst und Sitte einer Zeit aufzudrängen, welche in allen Stücken jener Epoche zuwider strebt. Ganz anders verhält es sich indessen mit der dem Mittelalter folgenden Zeitperiode. Nicht nur, daß sich in derselben unsere neueren Zustände vorbereiteten, auch unser gegenwärtiges Kunstleben ist nach Ueberwindung der Unnatur des Zopfs durch eine Wiedergeburt aus der Antike zu einer schönen Renaissance gediehen, welche in vielen Punkten wesentlich von dem des 16. Jahrhunderts unterschieden, aber in der Hauptsache auf ähnlichen Prinzipien basirt ist. Diese organische Verwandtschaft, ohne beabsichtigte Nachbildung, findet besonders in der Ornamentik statt, indessen beruht ein Hauptunterschied beider Zeitepochen in dem Verhältniß des Ornaments zu den Grundformen. Diese wurden im 16. Jahrhundert von den Gliederungen und Zierrathen überwuchert, während in neuerer Zeit die konstruktive Grundform wieder ihr Recht und ihre Herrschaft über das Ornament verlangt hat.

Es würde die Gränzen dieses Vortrages überschreiten, wollten wir näher auf die Aehnlichkeiten und Unterschiede der jetzigen und der erwähnten früheren Kunstperiode eingehen, und wir beschränken uns daher auf die allgemeine Thatsache. — Betrachten wir nun noch einmal die Heraldik der Renaissancezeit, so finden wir in derselben eine Ausbildung der Form, welche den jetzigen Anforderungen völlig entspricht. Unabhängig von einem der mittelalterlichen Wirklichkeit angehörigen Kreis der Darstellung, nur beschränkt durch die Gesetze eines Kunststyls, welcher dem der Gegenwart verwandt ist, bewegt sie sich frei in kräftigen schwungvollen Formen, denen auch die Darstellungen der modernen Heraldik ohne große Schwierigkeiten angepaßt werden können.

Indem wir somit die Wappen des 16. Jahrhunderts als Normen für die deutsche Heraldik der Gegenwart anempfehlen, knüpfen wir hieran noch eine fernere Bemerkung.

Bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts war es ein feststehender Gebrauch, jedes Siegel entweder durch die vollständige Umschrift des Namens, oder durch die Anfangsbuchstaben desselben als bestimmtes Personalwappen zu kennzeichnen. Wenn man berücksichtigt, welcher juridische Werth auch noch gegenwärtig den Personalsiegeln zur Beglaubigung von Dokumenten beigelegt wird, so erscheint es auffallend, daß selbst von Seiten der Behörden auf diese Hinzufügung des Namens kein Gewicht mehr gelegt wird. Und doch ist dies eine ebenso zweckmäßige als schöne Sitte, indem die Schrift entweder auf Spruchbändern oder in einer zierlich gegliederten Einfassung angebracht, vortrefflich geeignet ist, gewisse leere Räume auf dem Siegelbilde auszufüllen und so den künstlerischen Gesammteindruck wesentlich zu unterstützen.

Werben, nicht ein bloßer Priester-Convent.

Riedel findet in dem Johanniterordenshause zu Werben, außer dem Comthur nur einen Convent von Priestern, nicht von Rittern. Denn er sagt (1. Hpth. VI. 2): „Neben dem Comthur erblickt man zu Werben vom Anfange her einen Convent von 6 oder 7 Ordensbrüdern. Nach zahlreichen Nachrichten bestand dieser Convent aber nur aus Priestern.“ Dem widersprechen jedoch Urkunden in nicht geringer Zahl. Denn wäre dem also gewesen, so hätte am 5. Februar 1318 nicht die Rede sein können von den: „militibus cruciferis et fratribus ord. Hospitalium S. Joh. in Werben.“ (Gercken dipl. vet. March. I. 299. Riedel 1. Hpth. XVII. 55.) Der Frater Gevehardus in Werben, den 2. April 1283 (Lisch Mecklenb. Jahrb. I. 209) gehört ohne Zweifel dem Ritterstande an; nicht minder: Dithmarus miles S. Johannis hospitalis in Werbene, den 17. Juli 1238 (ibd. XIV. 274.) Auch folgende Brüder in Werben gehören dem Anschein nach nicht zu der Priester-, sondern zur Ritterklasse:

Henricus de Kare et Herm. de Rumrode, den 8. März 1313 (Riedel 1. Hpth. VI. 22. 402); Matthias v. Hindenburg, den 1. December 1340 (ibd. p. 27); Gerhard v. Stolpe, den 22. September 1351 (ibd. p. 32); Jacob Stabelow, den 12. September 1448 (ibd. p. 62), und Arnd Bleke, den 11. April 1471 (ibd. p. 68). L. v. L.

Miscellen.

Um glücklich zu sein, dazu gehört sittlich leben, seinen Stand erkennen, sich der Mäßigkeit befleißigen, das Leben nicht zu hoch anschlagen.

Der rechte Adlige dient Gott und seinen Nebenmenschen, ist fromm und milde, und gedenkt mehr des Geistigen und Himmlischen, als des Leiblichen und Irdischen. (Thomas v. Aquino. 1230.)

F. P. v. Smiters Literatur der Geist- und Weltlichen und Militair- und Ritterorden überhaupt, so wie des Hohen Johanniter- oder Maltheser-Ritter-Ordens und seiner Besitzungen insbesondere. Neu umgearbeitet und vermehrt. Amberg. 1802. 8. beschäftigt sich von S. 35—246 mit der Literatur des Johanniter-Ordens und seiner Besitzungen.

Für die unglücklichen Christen in Syrien sind ferner eingegangen:

Von W. v. O. aus Riga 20 Thlr. — Unter Hinzurechnung der früheren Beträge 14,058 Thlr. 15 Sgr. 6 Pf.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 19. **Berlin, den 8. Mai 1861.** **Nr. 19.**

Maximilian Ernst Julius von Witzleben, Königlich Sächsischer Hauptmann a. D. und Rentamtmann zu Meißen. Ehrenritter seit 1844. † zu Meißen 29. April 1861.

Ueber den ehemaligen Orden der Schwestern St. Johannes vom Spital und seine Wiederbelebung für die Jetztzeit.

Als um's Jahr 1048 durch italienische Kaufleute aus Amalfi in Jerusalem das erste Asyl und Hospital für christliche Pilger, Kranke und Arme in der Nähe der heiligen Grabeskirche gegründet und somit der Keim zum Orden der Ritter St. Johannes zum Spital gelegt ward, errichtete man gleichzeitig dicht daneben auch ein Hospital nebst Herberge für christliche Frauen unter Leitung der Schwester Agnes, einer vornehmen Römerin. Dies Frauenhospiz ward St. Maria Magdalena genannt. Nachdem sich aber der Ritterorden St. Johannes unter dem Rektor Gérard, besonders aber unter seinem ersten Meister Raymond de Puy konstituirt hatte, nahm auch Priorin Agnes für ihre Schwesterschaft Namen, Ordensregel und Tracht des Ritterordens St. Johann zum Spital an und beide Genossenschaften, Ritter wie Damen, nannten sich fortan nur Hospitaliter (Hospitalarii) des heiligen Johannes. Wir sehen hierdurch also, daß die Schwesterschaft der Johanniter-Ordensdamen nicht nachträglich und aus irgend einem Gelüst bloßen Ehrgeizes oder aus Gründen romantischer Courtoisie, sondern gleichzeitig mit dem Ritterorden und aus dem natürlichsten Bedürfniß, dem innersten Gesetz der Liebe und Barmherzigkeit selbst entstand. Die Damen St. Johannes, wahrhafte Heldinnen des Christenthums und der Samaritertugend haben alle Leiden und Kämpfe der Ordensritter getheilt, die weiblichen Pilgrimme, Wittwen und Waisen, Arme und Verfolgte unterstützt und die im Kampfe der Ehre wie des Glaubens Leidenden gepflegt. Sie bluteten und darbten während zahlloser Belagerungen und Schlachten mit den Rittern gemeinsam, bis Jerusalem 1187 von Saladin erobert, das heilige Land für immer der Obhut der Christenheit entrissen wurde. Während die Johanniter-Ritter sich noch lange im heiligen Lande erhielten und ihr letztes Asyl Ptolemais Schritt um Schritt vertheidigten, ehe sie Palestina verließen, ja der Orden auf Rhodus und Malta erst seine ganze Macht und Kraft entfaltete, siedelten dagegen die Schwestern von St. Johann nach Spanien über, wo ihnen Königin Sancha, Gemahlin Alfons II. von Aragon zu Sixena ein Kloster einräumte, in welches man fortan arme adelige Fräulein unentgeldlich aufnahm. —

Wie durch Verlust des heiligen Landes aber die Johanniter-Ordensritter den hauptsächlichen und schönsten Theil ihres Wirkens, den Hospitaldienst und die Armenpflege theils verloren, theils nebensächlich behandeln lernten und mehr dem Kampfe gegen die wachsende Uebermacht der Sarazenen oblagen, so verloren auch die Schwestern mit dem Abschied von Jerusalem ihre eigentliche Aufgabe: Sendbotinnen des Christenthums, der Barmherzigkeit und Nächstenliebe in der Welt des Unglaubens zu sein. Sie verloren mit dem Heroismus auch die Spannkraft für ihr Wirken und wurden Nonnen, wie die übrigen Frauencongregationen. Damit erlosch auch ihre historische Bedeutung und alle Askese, aller fromme, selbstquälerische Fanatismus blieb für die Menschheit unfruchtbar.

Nachdem durch des hochseligen Königs, Friedrich Wilhelm IV. Majestät, der Orden der St. Johannes-Ritter vom Spital in der Balley Brandenburg seinem ursprünglichen Sinne gemäß wieder aufgerichtet worden und derselbe unter Herrschaft des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen Königliche Hoheit binnen wenig Jahren schon so erblüht ist, daß in allen Provinzen Preußens Ordenshospitäler bestehen, ja sein segensreiches Wirken schon hinüberreicht in seine alte hohe Heimath, das heilige Land, entsteht unwillkürlich die Frage: „Dürfte es nicht in der Natur der Sache, in der ganzen Wiederbelebung des Ordens liegen, daß jener schwesterliche Bund ebenfalls wieder erblühte, neben dem Ritterorden in alter Liebespflicht waltete, der doch von Anbeginn mit Letzterem vereinigt war und grade seine glorreichste Heldenzeit in Palestina getheilt hat? Sind die Frauen und Töchter der jetzigen Ordensritter nicht geborene Damen St. Johannes zum Spital. — Was bei der Kranken- und Armenpflege, der Sorge für Wittwen, Waisen und Idioten, kurz wo das Leiden, die Noth nur den bleichen, bittenden Blick im Vaterlande erhebt, edle

Frauenherzen, zarte Frauenhände schon für Engelswerke, für Wunder gethan, das wissen wir doch wohl hinlänglich. Hat doch Jeglicher von uns, ob hoch oder gering, im Leiden es schon erfahren, daß die Frau im Reiche der Liebe und des Erbarmens eine unüberwindliche Herrscherin ist. —

Wenn die Erneuerung des Johanniter-Ordens für den Adel, sowie für die große Welt der Unglücklichen ein segensreiches Ereigniß von unabsehbarer Tragweite ist, welche Stärke erhielte aber das ganze Prinzip desselben nicht, wenn auch an edle Frauen der Johanniter-Orden verliehen, kurz die Schwesterschaft St. Johannes vom Spital in der Balley Brandenburg nach den ursprünglichen Regeln errichtet würde, um wie vor Zeiten, Antheil zu nehmen an dem Berufe des Hospitaliterthums. Reiche, unendlich schöne Gesichtspunkte für die Zukunft des ganzen Ordens, für die leidende Menschheit, für das Vaterland in Noth und Gefahr, knüpften sich daran, und viel menschlich hohe, wahrhaft religiöse, ebenso patriotische wie sozialheilsame Ideen liegen hier nahe. Jedermann wird aber leicht ohne weitere Conjecturen die Ueberzeugung gewinnen, daß der Zweck des Johanniter-Ordens in unserer modernen Zeit gerade in umfassender Weise durch Restituirung der Damen von St. Johann gefördert werden dürfte. —

Die alte Ordensregel der St. Johannes-Hospitaliterinnen (Hospitalariae) war derjenigen der Ritter ganz gleich, die Organisation eine ähnliche. Die Schwestern wurden in drei Klassen getheilt, nämlich in: 1) Rechtsschwestern (Soeurs de Justice) die, wie die Ritter, Adelsproben und engeres Gelübde ablegen mußten, auch allein stimmfähig waren, 2) in dienende Schwestern (Soeurs Servantes d'Offices), so die Kranken- und Armenpflege überwachten und leiteten und 3) in Soeurs Converses, denen der eigentlich praktische Dienst in den verschiedenen Ordensanstalten unmittelbar oblag. Aus den Rechtsschwestern wurden in Spanien die Rathsdamen ernannt (Las Señoras del Esguarde), etwa an Würde den Komendatoren vergleichbar. Sie bildeten den innern Rath (Convent) und die Aelteste von Ihnen regierte als Priorin den Orden.

Was die Kleidung der Damen von St. Juan anbetrifft, so erscheint, Allem zufolge, was aus den verstreuten historischen Berichten hervorgeht, Folgendes als das Richtige.

In der allererſten Zeit trugen sich die Damen gleich den Rittern schwarz, das leinene achtspitzige Kreuz auf der linken Brust, den schwarzen Aermelmantel (manteau a bec oder a pointes) auch Spitzenmantel genannt, auf der Schulter. Die Priorin trug ein großes linnenes Kreuz über der ganzen Brust und ein goldenes Ordenskreuz an schwarzem Bande um den Hals. Später als die Gefahren sich zu häufen begannen, die Ritter streitbar wurden und das rothe Kriegsgewand über den Panzer anlegten, trugen auch die Damen des Hospitals unter dem Ordensmantel eine rothe Robe, welche sie in Spanien nach dem Verlust von Rhodos wieder mit der schwarzen vertauschten. Außerdem bedeckte ihr Haupt ein schwarzer Schleier, um den Leib schlang sich ein Gürtel von schwarzer Wolle und in den Kordon, welcher vom Mantel an der linken Schulter herabfiel, waren die Marterwerkzeuge Christi eingewebt. Die Priorin allein trug das weiße Johanniterkreuz auf ihrer Robe über der ganzen Brust, die andren Schwestern nur ein kleineres auf der linken Seite über dem Herzen. Die Soeurs de Justice führen an schwarzem Bande ein goldenes weißemaillirtes Kreuz am Halse, den Soeurs Servantes d'Office ist aber nur (eben wie den Rechtsdamen) erlaubt, einen Ring mit dem weißen Kreuz am Finger zu tragen. Die Soeurs de Converse haben alle diese Abzeichen nicht, tragen indeß die Ordenstracht mit dem kleinen Linnenkreuz, obwohl von gröberem Stoffe und einen weißen Schleier. Das Großkreuz, welches noch heute an Damen hohen Standes verliehen wird, trägt man an breitem schwarzen Bande von der rechten Schulter zur linken Hüfte. Die Damen von St. Juan, die in Spanien ebenso wie die Ritter noch heute in Ansehn stehen, kleiden sich zur Zeit in kastanienbraune Roben, bei feierlichen Gelegenheiten gehen sie himmelblau mit dem eben erwähnten Ordensbande über der rechten Schulter. —

In einer Epoche, wie der Unsrigen, wo sich Alles, was Lebensfähigkeit hat, konsolidirt und zu entsprechender Form wie Ausdruck zu kommen sucht, sind wir überzeugt, daß in dem Bestreben des vaterländischen Adels, unterm Johanniterkreuze den alten Ritterdienst seiner erlauchten Vorfahren, den Dienst der Nächstenliebe, des Hospitals wieder aufzunehmen am Wenigsten die edlen Frauen zurückbleiben dürften, welche hierzu ein dreifaches Recht, das ihres Geschlechts, ihrer ausgezeichneten, weitgreifenden Lebensstellung und ihres hohen, religiösen Bewußtseins haben.

A. E. Brachvogel.

Die Comthure zu Werben bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts.

Das Verzeichniß der bis jetzt bekannt gewordenen Comthure von Werben, dieses ältesten Ordenshauses der Balley Brandenburg, kann durch Urkunden ansehnlich erweitert und vervollständigt werden.

1. Heinrich. Es kann nicht zweifelhaft sein, in Heinricus procurator curie in Werben 1217 (Lisch Mecklenb. Jahrb. I. 201., Riedel I. Hpth. VI. 10.); frater Henricus de Werben 23. Juni 1227 (Lisch I. 202., Riedel p. 11.); Magister Henricus 13. August 1228 und 1229 (Riedel p. 12.) einen Comthur von Werben zu erkennen.

2. Reiner und

3. Udo. In einer Urkunde von 1244 nennt: Frator Udo commendator in Werben den Magister Reynerus seinen Vorgänger (Riedel p. 14.).

4. Cäsar. Der frater Cesarius commendator in Werbin 17. Octbr. 1251 (Riedel p. 15., v. Ledebur Allg. Arch. II. 80.) ist vielleicht derselbe, den wir am 13. Jan. 1260 als frater Cesarius commendator in Colonia wieder finden. (Lacomblet Urkund. d. Niederrh. II. 282.)

5. Ulrich v. Velberg. Er ist mit seinem Vorgänger zu gleicher Zeit Comthur in Werben gewesen:

denn wir tragen kein Bedenken, die in einer Urkunde vom 1. Juli 1251 neben einander aufgeführten, sichtlich entstellten Namen: fratris Ulrici de Vobene statt (Werbene), fratris H. de Mirowe, fratris B. de Remvorden (statt Stenvorden) für die anderweitig bekannten drei Comthure Ulrich zu Werben, Heinrich zu Mirow und Bernhard zu Steinfurt (Riedel p. 16.) zu erklären. Ebenso wie im Jahre 1251 Cäsar und Ulrich zugleich Comthure zu Werben waren, so sehen wir am 23. Nov. 1264 neben einander: frater Winricus et frater Vlricus commendatores in Werben genannt (Riedel p. 17.). Mit seinem vollen Familiennamen tritt er uns späterhin entgegen: frater Ulricus de Welleberg (alias de Velleberge, Volricus de Wlleberge) commendator in Werben den 25. Sept. 1270 (Lisch Mecklenb. Jahrb. II. 220); endlich frater Vlricus de Velleberc per Saxoniam et Slaviam vicepreceptor nec non commendator in Werben den 29. Juli 1271 (Riedel p. 19.), welches ihn als Herrenmeister der Balley Brandenburg kennzeichnet.

6. **Winrich**, den wir am 23. Nov. 1264 neben Ulrich, und zwar diesem in der Anciennetät vorangehend, als Comthur von Werben eben kennen gelernt haben, wird bereits den 17. März 1263 frater Winricus commendator in Werben genannt. (Riedel p. 16.)

7. **Gebhard von Wanzleben.** Das Datum einer Urkunde, worin Ruthger v. Blumenthal auf das Patronat im Dorfe Blumenthal gegen das Ordenshaus zu Werben verzichtet, und worin frater Ghevehardus de Wanzleue in Werben commendator genannt wird, ist, wo die Jahreszahl steht, durch Feuchtigkeit unleserlich geworden, jedoch anno M° ... III° in die Nicolai Episcopi zu erkennen. Es dürfte hier, in Erwägung, daß eine Urkunde vom 16. Aug. 1263 eine viel frühere, aber doch mit jenem Acte in Verbindung stehende ist (Riedel I. Hpth. II. 202. 204.), der 6. Decbr. 1273 anzunehmen sein. Ein früherer Abdruck (Riedel diplom. Beitr. S. 143) hatte die willkürliche Annahme des Jahres 1200 und den veränderten Taufnamen: frater Thidericus de Wanzleve.

8. **Moritz von Ulmen.** Frater Mauritius commendator domus in Werben, den 2. April 1283. (Lisch Mecklenb. Jahrb. I. 269.) Aus dem der Urkunde anhängenden Siegel ersehen wir, daß er dem Trier'schen Geschlecht v. Ulmen entsprossen ist (Nr. 13 d. Joh. Wochenbl. von 1860); frater Mauritius commendator curie fratrum in Werbene, 10. Novbr. 1287 (Riedel I. Hpth. XIV. 33.); frater Mauricius commendator in Werben, 25. Jan. 1300 (ibd. I. Hpth. VI. 33.).

9. **Gebhard v. Wanzleben**, kann nicht füglich ein und derselbe mit dem unter 7 aufgeführten, wohl aber der Frater Gevehardus in Werben sein, den eine Urkunde vom 2. April 1283 nennt (Lisch Mecklb. Jahrb. I. 209). Selbst am 8. März 1313 scheint Frater Ghevehardus de Wanstleve in Werben (Riedel I. Hpth. VI. 22. 402.) noch nicht Comthur gewesen zu sein. Spätere Urkunden gedenken seiner in folgender Weise, aus der man erkennt, daß ihm die Verwaltung der Balley oblag: Ghevehardus de Wansleve commendator in Werben, 21. Oktbr. 1316 (ibd. p. 402.); frater Ghevehardus de Wantsleve commendator domus in Werbyn, 13. März 1317 (ibd. p. 24.); frater Ghevehardus de Wantsleve gerens vices fratris Pauli de Mutina per Marchiam et Slaviam, 27. Sept. 1321 (ibd. p. 25.); frater Ghevehardus de Wanzleve domini fratris Pauli de Mutina locum tenens per Slaviam et Marchiam, 24. Mai 1322 (Lisch Mecklb. Jahrb. IX. 264.); Ghevehardus de Wanzleve commendator in Werben, 22. Sept. 1326 (Riedel I. p. 26.).

10. **Otto v. Dobelin.** Es beruht auf einem Versehen, wenn Riedel (diplom. Beitr. I. 145) in das Jahr 1314 die Urkunde versetzt, welche dem 1. Dezbr. 1340 angehört (Riedel 1. Hpth. VI. 27) und den Meister Otto de Dobelin zu Werben nennt. Auch eine Urkunde vom 9. Nov. 1340 nennt den magister Otto de Doblin (ibd. p. 98.). Wir dürfen in ihm wohl einen Comthur zu Werben erkennen.

11. **Herrmann Edler v. Werberge.** Der frater Hermannus de Werberge commendator domorum Werben et Nemerowe, 13. Jan. 1341, der sich dem Großprior von Deutschland gegenüber zugleich locum tenens fratris Bertoldi de Hennenberg generalis preceptoris Alamannie, per Saxoniam, Marchiam et Slawiam nennt (Riedel p. 28.), dürfen wir schon zu der Zeit als Herrenmeister der Balley Brandenburg, der er bis zum Jahre 1372 vorstand, betrachten.

12. **Albrecht v. Dannenberg** wird Comthur zu Werben genannt, den 17. Febr. 1355 (Riedel p. 33.), den 28. Decbr. 1357 (Gebhardi Matthäus-Stift in Braunschweig p. 102), den 1. Mai 1360 (Riedel p. 37.)

13. **Eggerd Rumeliff**, Comthur zu Werben, den 21. Mai 1411 (Riedel p. 48.).

14. **Johann Grote**, commentur to Werben, den 26. März 1422 (Riedel p. 49.).

15. **Busso v. Alvensleben**, der schon im Jahre 1416 als Joh.-Ritter erscheint, und am 6. April 1419 als Herrenmeister der Balley, muß aber nach dem Jahre 1424 resignirt haben, da wir ihn später nur als Comthur zu Werben erblicken, und zwar 1429 (Wohlbrücks Geschl. v. Alvensleben I. 390—39), den 21. Febr. und 6. Dcbr. 1432 (Riedel p. 53. 54. 415.).

16. **Heinrich Ratzenberger** als Comthur zu Werben, den 27. Sept. 1435 (Geschichte der v. Schlieben S. 32, Fidicin Gesch. v. Berlin II. 159) und den 16. Jun. 1437 (Riedel 1. Hpth. VI. 54) und dann, nach langer Unterbrechung, während welcher Zeit er Ordenshauptmann zu Sonnenburg war, von Neuem Comthur zu Werben, den 1. Novbr. und 13. Dcbr. 1460, den 24. und 26. Febr. und 20. Sept. 1461, im Jahre 1462 und am 7. Jan. 1463 (Riedel p. 65. 66. 73. 423—425 vergl. Joh.-Ord.-Blatt Nr. 2.).

17. **Heinrich** und vorübergehend gleichzeitig:

18. **Conrad v. Redern** (vergl. Joh.-Ord.-Blatt 1861 Nr. 13.) Heinrich, den wir am 16. Decbr. 1432 als Comthur zu Gartow, am 16. Juni 1437 aber als Comthur zu Wietersheim kennen lernen (Riedel p. 54), nennt sich zum erstenmal Comthur zu Werben, den 30. Mai 1438 (ibd. p. 245), auch nach dem 1. Jun. 1450 (ibd. p. 422), späterhin, wenigstens bereits den 5. Febr. 1457 Herrenmeister (ibd. 1. Hpth. XVIII. 422.). Sein Bru-

der Conrad, der Comthur zu Supplinburg und ſpäter den 2. Dcbr. 1449 Ordenshauptmann zu Schwiebus war (ibd. 1. Hpth. VI. 63), wird mit Heinrich zuſammen Comthur zu Werben genannt den 17. Aug. 1444, den 9. April, 12. und 14. Sept. 1448, (ibd. 207. 59. 372. 62.). Heinrich allein den 20. März, 2., 9. und 30. April 1448 (ibd. 59. 60. 127. 371. 1. Hpth. III. 302.).

19. Fritz v. d. Schulenburg. Wenn es am 5. April 1471 heißt: „Wy Fritze van der Schulenborch kumptur tho Werben, Borgermeyster und Radmann dorsulvest“ (Riedel 1. Hpth. VI. 68), ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß Fritz nur Comthur zu Werben, nicht etwa zu gleicher Zeit auch Bürgermeiſter und Rathmann daſelbſt war. Er wird ſonſt noch Comthur in Werben genannt den 24. Sept. 1481, den 8. und 29. März 1484 (ibd. p. 70. 71.).

20. Liborius v. Schapelow. Schon am 8. Jun. 1485 finden wir den Bruder Liborius Schapelo (Gercken cod. dipl. IV. 614), als Comthur zu Werben, aber erſt den 29. Dcbr. 1499 und 5. Mai 1503 genannt (Riedel 1. Hpth. VI. 71. 77.).

21. Joachim Kleiſt, Comthur zu Werben, genannt den 17. Febr. 1513, den 14. Juni und 15. Sept. 1518 (Riedel 1. Hpth. VI. 119, VI. 80 und 436.).

22. Anton v. Thümen, Comthur zu Werben, den 26. Novbr. 1534 (ibd. p. 80.).

23. Thomas Runge, der nachmalige Herrenmeiſter, wird bereits 1540 (Bagmihl Pommerſch. Wappenb. I. 154) und noch am 8. April 1544 (Riedel 1. Hpth. VI. 81) Comthur zu Werben genannt.

Wir brechen hier ab, weil die ſpäteren 24 Comthure von Werben vollſtändig bei v. Winterfeld (Geſch. d. Joh.-Ord. S. 786), der von vorſtehenden 23 nur 9 kennt, verzeichnet ſind. L. v. L.

Literatur.

Vorſtudien zur Geſchichte des Geſchlechts von Trotha. Geſammelt durch Thilo von Trotha, Major im 1. Rheiniſchen Inf.-Reg. (Nr. 25) 1860. XXII. u. 267 S. 8.

Vorſtudien nennt der Verfaſſer die geſammelten Nachrichten ſeines Geſchlechtes mit dem Wunſche und in der Hoffnung, durch das vorläufig Gebotene jedem Mitgliede der Familie, auch wohl Anderen, Anregung zu geben, ihm dasjenige mitzutheilen, was zur Vervollſtändigung des Vorliegenden aus alten und neuen Zeiten ihnen zur Kenntniß gekommen, um demnächſt ein befriedigendes Werk zuſammenſtellen zu können.

„Es kann behauptet werden,“ ſagt der Verfaſſer, den wir gern redend einführen, „daß auch in dieſem lückenhaften Zuſtande dieſe Nachrichten für jedes Mitglied der Familie von hohem Intereſſe ſeien, da ſie nicht allein zerſtreute Nachrichten über einzelne Perſönlichkeiten bieten, ſondern ſelbſt bei ihrer Abgeriſſenheit und Kürze hinreichen, in beſtimmten Zügen und mit lebendigen friſchen Farben den urſprünglichen, durch viele Jahrhunderte ſich gleich bleibenden Typus des Geſchlechts zu charakteriſiren.“

„So zeigt ſich als Grundzug, der mit den erſten, ſowohl ſagenhaften als hiſtoriſchen Nachrichten auftritt, und durch alle Generationen bis in die letzten Sproſſen der jüngſten, in derſelben Friſche ſich erhalten: Ritterſitte, Ritterſinn, Zug und Geſchick zum Kriegerſtande, gepaart mit treuer Anhänglichkeit an den Landesherrn.“

„Aber nicht nur das Schwert, auch den auf Lebensklugheit und Erfahrung geſtützten Rath vieler Familienglieder ſehen wir, ſelbſt von den Landesfürſten, geſucht und geſchätzt.“

„Wir werden in allen Generationen das Beſtreben wieder finden, durch Hebung und Vermehrung des Beſitzſtandes der Familie eine feſte Baſis zu verleihen. Durch dieſes ſich immer wiederfindende Streben iſt es auch gelungen, alte anſehnliche, ſchöne Güter bis auf die Gegenwart zu erhalten.“

„Endlich begegnen wir in den verſchiedenen Generationen einem einfachen, von Schautragungen fernen, chriſtlichen Sinn, und zeigt ſich beſonders an einigen Beiſpielen, wie gottesfürchtige Ehen nach allen Richtungen hin reich geſegnet werden; am auffallendſten bei Wolf Thielo und deſſen Wittwe, welche 107 Nachkommen mit eigenen Augen ſah, und deren Sohn Thielo Lebrecht, welcher letztere am meiſten in der Familie bekannt iſt, unter der Bezeichnung: der alte Unter-Direktor. Dennoch haben merkwürdig Wenige, in Betracht gegen andere alte Familien, ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet; vielleicht nur Einer, der ſich aber darin beſonders ausgezeichnet hat, Thilo Biſchof zu Merſeburg.“

„Iſt es Pflicht der Familie, die überlieferte Sitte des Hauſes, ſo wie das Bewußtſein des geſchichtlichen Zuſammengehörens zu wahren, finden wir in dem Beſtreben, dieſe Pflicht zu erfüllen, in allen Zeiten nachahmenswerthe Beiſpiele, durch Gründen feſten Beſitzthums, Erhalten der geſammten Hand (z. B. durch die ganze, auf der Stammtafel als ſechste bezeichnete Generation), Aufkaufen der Güter, welche nach Verſchuldung von Beſitzern nicht mehr erhalten werden können (Friedrich Stammt. VII. D.), Errichtung eines Familien-Vereins am Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, Stiftung des Seniorats durch Friedrich Dietrich (Stammt. X. D.), Modificirung dieſer Stiftung, den Anforderungen der Gegenwart entſprechend, auf Anregung Carl Auguſt's (Stammt. XIII. n. 8.); ſo muß auch unſere Generation dieſe Verpflichtung fühlen, und ihr nachzukommen ſuchen. Und ſo möge, als ein Ausdruck dieſes Gefühls, wenn auch in anderer Art, dies Buch dahin wirken, alle, die den Namen von Trotha tragen, vielleicht ſpäter einmal alle, die das Familien-Wappen vom Jahre 1586 führen, in dem Bewußtſein des Zuſammengehörens zu einem Geſchlechte, mit denſelben hiſtoriſchen und traditionellen Erinnerungen, zu befeſtigen und zu ſtärken.“

Das hier angedeutete Streben zuſammen zu faſſen und zu halten, was dem Namen nach zuſammen zu gehören ſchien, hat ſogar früh ſchon zu einem hiſtoriſch-genealogiſchen Irrthume geführt, nämlich zu der erwähnten Vereinigung des Jahres 1586, wodurch mindeſtens zwei dem Namen nach zwar ähnliche, der Heimath, dem Wappen und Stamme nach jedoch grundverſchiedene Familien vereinigt worden ſind, nämlich die v. Trotha im Magdeburgiſchen und Anhaltiniſchen, urſprünglich nur mit dem Raben im Schilde, von denen das Werk vorzugsweiſe handelt, und die von Trotte in Heſſen, Thüringen und der Mark mit dem geſchachten Sparren. Ueber die zuletzt erwähnte, nämlich die Märkiſche Linie, behalten wir uns Mittheilungen für ein andermal vor. L. v. L.

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an; für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 20. **Berlin, den 15. Mai 1861.** **Nr. 20.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Mai 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. April 1861	44		
	Zugang pro April	6		
		50		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	41	41	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. April 1861	38		
	Zugang pro April	14		
		52		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	38	38	50
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. April 1861	10		
	Zugang pro April	6		
		16		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	9	9	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. April 1861	20		
	Zugang pro April	5		
		25		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	19	19	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. April 1861	14		
	Zugang pro April	11		
		25		
	Abgang " "	10		
	Bleibt Bestand	15	15	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. April 1861	39		
	Zugang pro April	9		
		48		
	Abgang " "	11		
	Bleibt Bestand	37	37	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. April 1861	1		
	Zugang pro April	3		
		4		
	Abgang " "	—		
	Bleibt Bestand	4	4	8
	zu übertragen:	—	163	235

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken und Siechen.	Summa der am 1. Mai 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	163	235
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. April 1861	3		
	Zugang pro April	3		
		6		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. April 1861	7		
	Zugang pro April	8		
		15		
	Abgang " "	10		
	Bleibt Bestand	5	5	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. April 1861	5		
	Zugang pro April	1		
		6		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	—	—	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. April 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. April 1861	27		
	Zugang pro April	20		
		47		
	Abgang " "	31		
	Bleibt Bestand	16	16	34
	Zusammen	—	205	311
	Am 1. April c. waren vorhanden	—	226	—
	Die Krankenzahl hat sich mithin bis zum 1. Mai c. vermindert um	—	21	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro April beträgt	—	107	—
	Davon sind: a) gestorben	6		
	b) als geheilt entlassen	93		
	c) " ungeheilt entlassen	8		
	wie vor	107		

Digitized by Google

Die Herren Johanniter-Ritter der Genoſſenſchaft der Provinz Brandenburg und der Altmark werden ergebenſt erſucht, ſich den 31. d. Mts., Vormittags um 11 Uhr, im Provinzial-Ständehauſe zu Berlin, Spandauerſtraße Nr. 59, verſammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 3. Mai 1861.

Der Commendator des Johanniter-Ordens.
A. v. Rochow.

Der Hoſenband-Orden im Hauſe der Hohenzollern.

(Fortſetzung.)

Der dritte Fürſt aus dem Hauſe Hohenzollern, welcher den Hoſenband-Orden erhielt, war Markgraf Carl Wilhelm Friedrich von Brandenburg-Anſpach, der im „Armorial-Register“ als 585. Ritter ſeit der Stiftung des Ordens aufgeführt ſteht, deſſen dort abgebildetes Staatswappen aber nicht in allen Feldern mit dem Markgräflichen Wappen korreſpondirt. Markgraf C. W. Friedrich war bereits ſeit 1727 Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens, und ſchon früher geborner Ritter des Brandenburg-Bayreutſchen Ordens de la Sincérité, aus welchem bekanntlich der Rothe-Adler-Orden hervorgegangen iſt. Aus welcher Veranlaſſung er den Hoſenband-Orden empfing, iſt nicht bekannt geworden, da es erſt 1749 geſchah und ſeine Schweſter, Prinzeſſin Caroline von Anſpach, Gemahlin König Georgs II. von England, ſchon 1737 geſtorben war. Die erſte Notiz von der geſchehenen Verleihung, findet ſich in der „Gazette de Cologne“ Nr. LVI., wo aus London vom 8. Juli 1749 berichtet wird, daß ſich unter den neuernannten Rittern des Hoſenbandes, auch der Markgraf von Anſpach befinde. Schon am 22. Auguſt kam der britiſche Geſandte in Dresden, Charles Hanbury Williams*), Parlamentsmitglied und Ritter des Bathordens, mit einem zahlreichen Gefolge, theils aus ſeinem Geſandtſchaftsperſonal, theils aus den Ordensbeamten beſtehend, zu Anſpach an und bat ſo bald als möglich um eine Audienz, ſowie ſchleunige Anſetzung des Tages für die feierliche Inveſtitur, da er bei ſeiner Abreiſe aus London den Befehl erhalten habe, ſofort wieder nach England zurückzukehren. Die Umſtändlichkeit und Etiquette eines kleinen deutſchen Hofes wurde durch ein ſolches Verlangen nicht wenig in Verlegenheit geſetzt, aber es ließ ſich der Eile eines Geſandten kein plauſibler Grund entgegenſtellen, und ſo wurde er denn ſchon am 23. Auguſt zur Audienz gelaſſen, welche um 12 Uhr ſtattfand, und bei welcher Mr. Williams ohne alle diplomatiſche Weitläuftigkeit, dem Markgrafen das Königliche Credentiale in lateiniſcher Sprache übergab, die Ordensſtatuten präſentirte und Seine Durchlaucht fragte, ob Höchſtderſelbe geſonnen wäre, ſie zu halten, darüber auch einen Revers auszuſtellen, was denn auch zugeſagt wurde*).

Nach dieſer erſten, als „ſehr kurz“ verzeichneten Audienz, wurde der Geſandte Ihrer Königliche Hoheit der Frau Markgräfin Louiſe, geborene Prinzeſſin von Preußen, Tochter König Friedrich Wilhelms I. vorgeſtellt, ſpeiſte „eine ſehr prächtige Mahlzeit“ mit den Markgräflichen Herrſchaften und wurde ſo lange „vergnügt unterhalten“ bis um 7 Uhr Abends die ſogenannte „kleine Ordens-Ceremonie“ — der wir hier zum erſtenmale begegnen — vor ſich gehen konnte.

Dazu wurde auf einem rothſammtenen Kiſſen der Stern und das Knieband in das Audienz-Zimmer gebracht, und dort auf einen ſilbernen Tiſch niedergelegt. Mr. Aeſtis, der Wappenkönig, hatte ſich unterdeſſen eingefunden und begleitete nun den Geſandten in das Audienz-Zimmer, wo die Fürſtlichen Herrſchaften ſich bereits verſammelt hatten. Hier händigt der Markgraf dem Geſandten den von den Statuten vorgeſchriebenen Revers aus, in welchem die Vorbehalte wegen der Religion, der Pflichten gegen das heilige römiſche Reich und des ſchwarzen Adler-Ordens merkwürdig ſind. Er lautet:

Nos Carolus Guilielmus Fridericus. Dei Gratia Margravius Brandenburgi, Borussiae, Silesiarum, Magdeburgi, Stettini, Pomeraniae, Cassubiorum et Vandalorum, nec non Crossnae Dux, Burgravius Norimbergae, Princeps Halberstadii, Mindae et Camini, Comes Hohenzollerae et cet. per presentes promittimus, Nos statuta celeberrimi et illustrissimi Ordinis, ut appellatur Garterii, prout illa in Libello

---

*) Williams ging 1755 als engliſcher Geſandter nach Petersburg, wo er bis 1757 blieb, dann, nach Kopenhagen verſetzt, wahnſinnig wurde und nach mehrjähriger Krankheit ſtarb. Brieſe jener Zeit geben folgende Schilderung von ihm. „Mons. Williams est un très galant homme, fort bien fait de sa figure, et agé environ de 40 et quelques années. Il parle très bien francois et il aime à le parler beaucoup, contre la coutume ordinaire de Messieurs les Anglais.“

*) Das Credentiale, welches auch jetzt noch in ſeinem Texte unverändert für die Sendung der Ordensdeputation in Gebrauch iſt, lautet:

Georgius Rex,
Mi Cognate!

Visum est Nobis ex Consensu Equitum et Fratrum Ordinis Aureae Periscelidis ob virtutum tuarum, famam et egregia fortitudinis Documenta ut Equestris hujus Ordinis consors esses: Quod ut effectum jam modo suum obtineret, hunc ipsum in finem more institutoque maiorum, fideles et dilector Nobis, Carolum Hanbury Williams, Equitem Commilitonem Honoratissimi Ordinis Nostri militaris de Balneo, itemque Joannem Anstis, Armigerum cognomento Garterium principalem apud Nos Armorum Regem, ad Te Plenipotentiarios deputavimus, qui praeter amicam nostram salutationem Insignia hujus Ordinis tibi adferant et tradant. —

Habe igitur hoc a Nobis sinceri Affectus testimonium, firmiterque credo hunc ipsum Ordinem, unum esse de praecipuis signis, quod Nos Extraneo Principi ad nostram in Ipsum amicissimam declarandam, voluntatem ut de Ipso existimationem, in qua merita ipsius et virtutes habeamus, tribuere possimus. Ita ut hac ratione, et ipso facto quotiescunque se offert Occasio, qua Nobis commodandi, grata faciendi, facultas erit, bene Nos affectos, promptos et paratos eis inventurus et experturus; sicut idem sane praenominatis Plenipotentiariis nostris pluribus et latius Tibi coram significandi dedimus in Mandatis.

Qua de causa Te quaesumus his nostris plenipotentiariis Fidem ut habeas. De caetero, Te mi Cognate, divini Numinis tutelae ex animo commendamus. Dabantur in palatio Nostro apud Kensingstoniam, Tricesimo die Junii Anno Domini 1749. Regnique Nostri vicesimo tertio.

Illustrissimo et Celsissimo Principi Domino Carolo Guilielmo Friderico Margravio Brandenburgi etc. Consanguineo et Amico Nostro Charissimo.

Tuus bonus Cognatus
Georgius Rex.

ad nos transmisso descripta continentur, pro viribus observaturos, quatenus observari possint et debeant nec verbo Dei et professae a nobis Religioni adversentur, aut Juribus et privilegiis Sacri Romani Imperii, quicquam per ea derogetur et dummodo non sint contraria Statutis Ordinis Nigrae Aquilae, in quem jam ante Nomen dedimus. Datum sub manu et sigillo nostris XXIII. die mensis Augusti Anno Domini MDCCXLIX."

Nachdem Mr. Williams diesen Revers durchgelesen, begann der Wappenkönig seine „Admonitiones" in lateinischer Sprache und der Gesandte befestigte das Kniebund um das linke Bein, den Stern aber auf die Brust des Markgrafen.

Es ist dies der einzige uns bekannt gewordene Fall, wo eine vorläufige Investitur in dieser Form stattgefunden. Die Bekleidung mit dem Kniebande erscheint fast wie eine Probe der eigentlichen, erst für den nächsten Tag bestimmten Ceremonie, und ist jedenfalls weder durch das Reglement, noch durch die Usance gerechtfertigt. So trägt denn dieser Ausnahmefall den Charakter einer Familienfeier und giebt wenigstens keinen Präcedenzfall ab, gegen den sich sonst alle Engländer fast instinktmäßig verwahren.

Die betreffende Notiz im Plassenburger Archive, jetzt im Conservatorium zu Bamberg, giebt auch noch an, daß nach dieser vorläufigen Ceremonie an kleinen Tischen zu Abend gespeist und dabei „Bunderey" gemacht wurde, „womit der Actus dann vergnügt schloß." Dieses fast englisch klingende Bunderey ist nichts anders als unsere deutsche „Bunte Reihe." Wahrscheinlich hat sie der Protokollant für ein fremdes Wort gehalten.

Für die eigentliche Solennität, Sonntag den 24. August, heben wir nur dasjenige hervor, was sich von der sonst gewöhnlichen Ceremonie unterscheidet, oder einen Vergleich für andere Verleihungen an Hohenzollern-Fürsten darbietet.

Auch hier in Anspach wurde, wie in Berlin bei Kurfürst Friedrich III., gegenüber dem Brandenburgischen, ein Königlich großbrittannischer Thron-Baldachin mit demselben Titel des Ordensoberhauptes in Goldstickerei auf der Rückwand aufgeschlagen. Nur war hier hinzugefügt: „Duc de Brunswic et Lunebourg. Archi-Trésorier de l'Empire Romain et Prince Electeur. Dagegen befand sich an der Rücklehne des Brandenburg-Anspachschen Thrones der ganze Titel des Markgrafen, wie wir ihn bereits in dem Reverse lateinisch gegeben. Nur war die Inschrift französisch und nach dem „Comes Hohenzollrae" statt des et caetera, der Titel noch vervollständigt, mit: Comte de Suerin, Seigneur des Pays de Rostock et de Stargardt. Comte de Sayn et Wittgenstein, Seigneur de Limbourg et Chevalier du tres noble Ordre de la Jarretière. Dazu das Markgräfliche Wappen mit dem Kniebande des Ordens umschlungen.

Der englische Thronsessel war von Goldbrokat, der brandenburgische mit Silberstoff überzogen.

Für die Frau Markgräfin war auch hier zwischen beiden Thronen ein Haut-pas angebracht, auf welchen die Damen als Zuschauerinnen Platz nahmen.

Vor der Ceremonie wurde, da es Sonntag war, im Hauptsaale des Schlosses, ein öffentlicher Gottesdienst abgehalten, nach dessen Beendigung sich der Markgraf in das Audienz-Zimmer begab, alle Minister, Geheime-Räthe und Hofchargen aber sich im Vorzimmer versammelten, wo auch dem Gesandten durch den Schloßhauptmann und einige Cavaliers angezeigt wurde, daß nun Alles bereit sei.

Mr. Williams begab sich demnächst mit dem Wappenkönige in dieses Vorzimmer, wo der letztere seine Ordenskleidung anlegte, und nun die Gesandtschaft in das Audienz-Zimmer eingeführt wurde; aber durch eine andere Thür, als diejenige, durch welche die Anspachischen Cavaliere eintraten. Die Gesandten zogen nun dem Markgrafen den Rock aus, und legten ihm den Ordens-Surcot an. Ebenso wurde ihm der Degen abgenommen und dafür ein Ordensschwert an rothsammtner Kuppel umgelegt. Die vorläufige Bekleidung erfolgte also hier nicht auf dem Throne selbst.

Jetzt formirte sich unter dem Schall von Pauken und Trompeten ein Cortège vom Audienz-Zimmer bis in den Thronsaal. Voran die Minister, Geheime-Räthe und Hof-Cavaliers, dann der Oberstallmeister, welcher den Ordensfederhut auf einem rothsammtenen Kissen trug, neben ihm der General v. Poelnitz mit der Ordenskette und General v. Kronegg mit dem Statutenbuche, dann der Wappenkönig in seiner Ordenstracht, welcher den blauen mit weißem Atlas gefütterten Mantel für den Markgrafen und die Königliche Vollmacht auf einem Kissen trug. Ihm folgte der Gesandte, diesem der Hofmarschall, der Oberschenk und die sämmtlichen Hofstäbe, endlich der Markgraf selbst im Surcot mit dem Ordensdegen umgürtet, von zwei Excellenzen, dem Reichserbmarschall v. Pappenheim und dem General-Feld-Marschall v. Dümar geführt.

Ein Kanonenschuß verkündete den Moment, wo der Markgraf den Thron bestieg, worauf alle Anwesenden drei feierliche Reverenzen gegen ihn machten, der Gesandte seine Anrede in französischer Sprache hielt und diese ebenfalls französisch von dem Minister v. Seckendorf beantwortet wurde. Hierauf folgte die Vorlesung des Credentiales, dann aber eine Pause, während welcher der englische Gesandte sich auf den englischen Thron setzte, und Musik mit Trompeten und Pauken gemacht wurde. Auch der Markgraf hörte dieser Musik sitzend zu, und legte dabei das schon mit dem Kniebande bekleidete linke Bein, auf ein Tabouret, welches ein Kammerherr ihm unterlegte.

Die Bekleidung mit Mantel, Kette und Hut, sowie die Admonites dabei, geschahen nun nach dem Reglement. Nur wurden zum Schlusse von dem Wappenkönig die vollständigen Titel des Königs und des Markgrafen abgelesen und zwar in lateinischer Sprache.

Nach geschehener Gratulation ging der Zug unter Abfeuerung der Geschütze wieder in das Audienz-Zimmer zurück, wobei dem Markgrafen die Schleppe des Mantels von vier Kammerjunkern getragen wurde. Den schweren Federhut legte der Markgraf während der Galatafel ab, setzte ihn aber wieder auf, als die Gesundheit des Königs von Großbritannien, des Prinzen und der Prinzessin v. Wales und des ganzen britischen Königshauses getrunken wurde. Der Kaffee wurde im Audienz-Zimmer eingenommen und war der Gesandte allein dazu eingela-

den worden. Abends wurde der Hofgarten und das große Orangeriehaus illuminirt.

Die Abreiſe der Geſandtſchaft erfolgte bald nachher. Daß der Markgraf ganz beſonders erfreut war, dieſen Orden erhalten zu haben, den ja ſelbſt der große König Friedrich II., der Chef des Hauſes, noch nicht beſaß, geht aus dem Verzeichniß der Geſchenke hervor, welche das ganze Geſandtſchaftsperſonal bei der Abſchieds-Audienz erhalten.

Mr. Williams einen Ring von 1000 und eine Medaille von 300 Thalern Wert.).

Der Wappenkönig Aeſtis zwei Medaillen, jede von 100 Dukaten Werth und 400 Thaler baar.

Mr. Evans, Sekretär des Geſandten, 400 Gulden.

Mr. Rinking, Unter-Sekretär, 50 Dukaten.

Mr. Charles Towny, Sekretär des Wappenkönigs, 200 Thlr.

Deſſen Schild-Courier 150 Thlr.

Zwei Kammerdiener, jeder 50 Dukaten, und im Verhältniß die ganze übrige Dienerſchaft.

Als Markgraf Carl Wilhelm Friedrich 1777 ſtarb, wurden den Statuten gemäß, die Ordens-Inſignien nach London zurückgeſchickt, und es verbreitete ſich dort das Gerücht, ein deutſcher Fürſt habe die Ernennung zum Ritter des Hoſenband-Ordens nicht angenommen, ſondern die Inſignien zurückgeſendet, was ein Zeichen höchſter Verachtung für den Orden und für die engliſche Nation ſei. In Bezug darauf findet ſich in der „London Chronicle“ oder „St. James Evening Post“, der folgende Artikel:

„Die Nachricht, daß eine Fürſtliche Perſon den Schmuck des ſehr edlen Ordens vom Hoſenbande zurückgeſendet, iſt ebenſo falſch als übelwollend. Der folgende Umſtand mag dazu Veranlaſſung gegeben haben. Es iſt Sitte, daß nach dem Tode eines Ritters die Inſignien deſſelben an das Ordens-Kapitel zurückgeſendet werden. Dies iſt nach dem Tode des Fürſten von Brandenburg-Anſpach ebenfalls geſchehen. Nun fallen dieſe Inſignien, welche ſehr werthvoll ſind, nach alten Beſtimmungen in den Beſitz des jedesmaligen Ordenskanzlers. Neuerdings iſt aber Streit darüber entſtanden, ob dies derjenige Ordenskanzler ſei, welcher als ſolcher bei der Verleihung im Amte war, oder derjenige, welcher es bei dem Tode des Ritters iſt. Im erſteren Falle würden die Erben einen rechtlich begründeten Anſpruch darauf haben und iſt dies eben jetzt Gegenſtand der Entſcheidung. Bis dieſe erfolgt, bleiben die ſtreitigen Inſignien in der Verwahrung des oberſten Wappenherolds.“

Markgraf Carl Wilhelm Friedrich nahm übrigens den Orden des Hoſenbandes in ſein Wappen, neben dem des ſchwarzen Adlers auf, und ließ vom Jahre 1752 an, ſeine Speziesthaler mit demſelben prägen. Es ſind dergleichen vom Jahre 1752 und 1757 vorhanden. Auf dem Thaler von 1752 befindet ſich die Ordenskette und das Knieband mit dem Wahlſpruche. Auf dem von 1757 nur das Knieband.

Obgleich bei König Friedrich II. wegen ſeiner Verbündung mit England und bei König Friedrich Wilhelm II. wegen der Vermählung der Prinzeſſin Friederike mit dem Herzoge York, die Verleihung des Hoſenband-Ordens nahe gelegen hätte, ſo erfolgte ſie doch nicht und es läßt ſich daher annehmen, daß von beiden Monarchen keine Schritte dafür geſchehen ſind. Das Letztere fällt um ſo mehr auf, als König Friedrich Wilhelm II. am Neujahrstage 1792, im Namen und in Stellvertretung des Königs von England, den engliſchen Geſandten am preußiſchen Hofe Eden zum Ritter des Bath-Ordens ſchlug, was nach angehörtem Gottesdienſt im Dom, unter großen Feierlichkeiten und in Gegenwart aller Prinzen des Königlichen Hauſes, der Generale und Miniſter in Berlin im Schloſſe ſtattfand. Der König ſelbſt übernahm die Bekleidung des Neuen Ritters vom Bade mit dem Ordensbande.

(Fortſetzung folgt.)

Mar Johanna.

1. Es war in der Schlacht am Hieromax (Jermak) in der Nähe des See's von Tiberias, wo die Araber zum erſtenmal die Truppen der Byzantiner in ſchmähliche Flucht ſchlugen und das Kreuz vor dem Halbmond fiel. (im Jahre 634.)

In Folge dieſer Schlacht ward Damaskus belagert. Nach langer Vertheidigung ward es gezwungen zu capituliren. Aber noch während der Unterhandlung brach der andere arabiſche Feldherr, (Chalid) in die Stadt. So wurde die Feſtung halb erobert, halb friedlich übergeben. Darum ſollte ſie zur Hälfte die Laſt der eroberten und der übergebenen Stadt tragen. Bei der Hauptkirche, Mar Johanna, der Kirche Johannis des Täufers, wo auch ſein Haupt als Reliquie bewahrt war, fand die Capitulation ſtatt.

Die Kirche ſelbſt wurde getheilt, die eine Hälfte ſollte dem chriſtlichen Gottesdienſt verbleiben. Durch denſelben Eingang ſchritten ſiebzig Jahre (von 635—705.) Chriſten und Muſelmänner in die Kirche, die erſten in den weſtlichen, die andern in den öſtlichen Theil. Aber keine Glocke läutete den Chriſten mehr. Still war ihre Feier. Laut durfte nicht geleſen werden. Unter Abdolmelik im Jahre 705 verſtummte das Bekenntniß Chriſti ganz. Er entriß den Chriſten die Kirche und ließ daraus die große Moſchee bauen, welche ein Stolz der Araber bis auf dieſen Tag geblieben iſt.

Von chriſtlichen Arbeitern ſoll ſie erbaut worden ſein, welche der griechiſche Kaiſer gezwungen war, dem Kalifen zu ſtellen.

Wann wird ſie wieder chriſtliche Erbauung verbreiten!

2. Die Johanniskirche empfing nach ihrem Umbau durch die Araber den prunkvollen Namen „Kuppel des Adlers,“ weil ſie ſich wie der Adler über alles Andere erhob.

Aber noch war die Erinnerung an den Heiligen von dem ſie einſt den Namen trug, ihr Schmuck geblieben, den auch der Muſelmann nicht verwiſchte.

Mitten in der Moſchee ſchildert ein Schriftſteller des zehnten Jahrhunderts das Grab Zacharias' des Vaters Johannis; ſein Sarg ruhte auf zwei Säulen und war mit einem Teppich von ſchwarzem Tuch bedeckt, auf dem mit weißer Schrift zu leſen war: „O, Zacharias, wir verkünden Dir die Geburt des Sohnes, der da heißen wird Yahia.“ (Johannes, nach Evang. S. Lucae 1. 13.)

Noch weiht der Aberglaube der Muſelmänner die Kirche, welche die erſte war, darinnen ſie über das Kreuz triumphirten. Ein Gebet in ihr gelte ſoviel, als 30,000 in anderen Moſcheen; wenn die Welt ſchon zerſtört ſein wird, dann werde man noch 40 Jahre lang in Damaskus Allah anbeten. Anbeten wird man Gott darin — im Geiſt und in der Wahrheit, wenn die Schrecken des Islam wieder vor dem Johannisſchwert gefallen ſein werden!

P. C.

Expedition: Wilhelmsſtraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 21. **Berlin, den 22. Mai 1861.** **Nr. 21.**

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saïda.

(Auszug aus einem Briefe des Oberstabsarztes Dr. Wendt d. d. Saïda 20. April 1861.)

Es ist mir eine freudige Genugthuung, auch heute berichten zu können, daß das Johanniter-Hospital in Saïda mehr und mehr Gelegenheit findet, seine Thätigkeit für die unglücklichen Glaubensgenossen auszuüben. Es sind bis heute 109 Kranke aufgenommen worden, fast ausschließlich aus der Zahl der Flüchtlinge; was dabei aber das Erfreulichste ist, die Kranken kommen freiwillig oder werden von ihren Angehörigen gebracht, und nicht nur von den Flüchtlingen, die gegenwärtig in den Zelten in der Nähe der Stadt untergebracht sind, sondern auch von den Dörfern, oft mehrere Stunden von hier entfernt, so daß mir dadurch wenigstens die Behauptung, als hätten die Araber eine unüberwindliche Abneigung gegen Hospitäler, positiv widerlegt zu sein scheint. Leider hat sich der Typhus auch über die Stadt und die Dörfer ausgebreitet, während er unter den in den Zelten Wohnenden abzunehmen scheint. In der Stadt ist die Sterblichkeit groß, die Kranken sind größtentheils in den Händen unwissender Pfuscher. Von den Dörfern kommen bisweilen ganze Familien, ich habe unter Andern gegenwärtig einen Vater mit seinen beiden Söhnen am Typhus im Hospital, sie liegen alle drei neben einander, fast gleich schwer darnieder, werden aber, wie ich heute Hoffnung habe, alle drei durchkommen. Nach überstandener Krankheit ist die Convalescenz meist schnell, namentlich erholen sich, wie ich in dem Hospitale der Diakonissinnen beobachtete, die Frauen in ungewöhnlich kurzer Zeit. Ich habe durchschnittlich gegen 30 Betten belegt, eine größere Zahl von Kranken würde wegen der Räumlichkeiten, ebenso wegen der Krankenpflege manche Schwierigkeiten machen. So aber ist Jeder vollauf beschäftigt, Keiner überbürdet. Jeder hat seinen streng abgegränzten Wirkungskreis, wie Ew. ꝛc. aus dem Special-Berichte des Hausvaters ersehen haben werden. Ich kann wohl sagen, daß das Haus nunmehr gebaut ist, daß Alles so geordnet ist, daß es zu einem Zwecke, d. h. zur Pflege der Kranken zusammenwirkt, daß bei aller Einfachheit der Mittel doch nichts fehlt, was wesentlich, nichts vorhanden, was nicht durchaus nothwendig ist. Ich glaube aber auch nicht zu viel zu behaupten, wenn ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß der Orden keinen Ort hätte wählen können, in dem ein so unabweisbares Bedürfniß für die Errichtung eines Krankenhauses bestand, als es eben diese Stadt ist. Das wenigstens ist unleugbar, eine große Zahl von denen, die hier Hülfe und Genesung gefunden, wäre zu Grunde gegangen ohne diesen Beistand.

Das Bewußtsein, an einem so segensvollen Werke Antheil zu haben, beigetragen zu haben, daß es ausgeführt werden konnte, muß aber für alle diejenigen ein erhebendes sein, denen diese Unglücklichen Leben und Gesundheit verdanken. Die Blüthe der christlichen Bevölkerung des Libanon ist im vorigen Jahre dem barbarischen Fanatismus ihrer Todfeinde erlegen. Viele sind seitdem, wie es meist nach so erschütternden Ereignissen geschieht, durch Elend, Krankheit, Kummer und Noth dem Tode erlegen. Die Mehrzahl der Kinder, welche den Schlächtereien entrannen, ist von Pocken und Ruhr hingerafft; würde man nicht Alles aufbieten, um die Ueberlebenden zu erhalten, so gehen diese Reste einer noch vor Kurzem wohlhabenden und betriebsamen Bevölkerung unrettbar zu Grunde. Von dem Gouvernement des Landes ist Nichts zu hoffen, es zahlt nicht einmal die dürftige Unterstützung von wenigen Pfennigen regelmäßig. In ihre Heimath können die Armen wegen der fortdauernden Unsicherheit nicht zurück, außerdem liegen ihre Häuser heute noch niedergebrannt, das ihnen geraubte Eigenthum an Vieh und Geld ist ihnen nicht zurückerstattet. An den Zufluchtsorten aber sind sie zum äußersten Müßiggange verdammt, da es eben keine Arbeit giebt. Mangelhaft bekleidet, schlecht genährt, in der That rechtlos, ohne Thätigkeit, ohne Hoffnung, sind sie in Gefahr physisch und moralisch gänzlich unterzugehen, wenn der Schutz und die Hülfe der Europäischen Glaubensgenossen ihnen versagt würde. Das Türkische Gouvernement thut nur so viel, als es gezwungen durch die Europäischen Mächte und ihre Vertreter thun muß, ebenso handelt jeder einzelne Pascha, und dann geschieht doch das Meiste nur zum Schein ꝛc. ꝛc.

Das Comité hatte ferner beschlossen, den Chan reinigen zu lassen und noch ein Hospital in demselben zu errichten. Bis heute aber ist derselbe so schmutzig, wie zuvor, in einigen der großen Säle hat man eine Anzahl

Bettstellen aufgestellt, darauf eine Matratze und eine Steppdecke gelegt, ohne Laken, ohne Kopfüberzeug; die Wände, Fußböden sind schwarz von Rauch und Schmutz; kein Tisch, kein Becher, kein Geschirr. Dort liegen nun arme Kranke, die mit Gewalt dahin transportirt werden. Die Araber selbst sind unreinlich und voll Ungeziefer, sie sind gewöhnt, mit ihren Kleidern zu schlafen. Natürlich sind, da Niemand daran denkt, sie zu reinigen, die Matratzen bald voll Schmutz und Ungeziefer, ebenso die Steppdecken, sowie aber der Eine lebendig oder todt das Lager verläßt, steigt der Andere hinein. Pflege giebt es nur soviel, als eben die Angehörigen sie gewähren. Auch diese Lokalitäten hat Lord Dufferin besichtigt, und seiner eindringlichen Vorstellung ist es denn gelungen, daß der Pascha versprochen hat, ein anderes Haus für das sogenannte Hospital anzuweisen. — In den letzten Wochen sind hier wieder einzelne Beraubungen und Ermordungen von Christen vorgekommen. Am 11. April ist hier ein Christ erschossen. Die Türken feierten den Schluß des Ramadan, es wurden die Kanonen des Schlosses am Meere in der Morgenstunde gelöst; beim ersten Schuß fiel der Unglückliche, ein Kaufmann aus Acre, der sich auf der Brücke befand, die zum Schloß führt, im Begriff abzureisen. Er war augenblicklich todt. Die Anwesenden flohen unter lautem Geschrei auseinander. Man rief den Pascha, welcher kam und nach oberflächlicher Besichtigung, erklärte, ein Stück Cartouche habe zufällig den Mann tödtlich getroffen und befahl den Leichnam zu beerdigen. Währendeß kam der Französische Commandant zur Stelle, intervenirte und ordnete die Obduction zur Constatirung der Todesursache an. Dieselbe wurde von einem Türkischen Militairarzte gemacht. Es fand sich, daß ein Projectil in die Brust eingedrungen und zwar in der Herzgegend. Beim Umdrehen der Leiche bemerkte man am Rücken eine Hervorragung und fand beim Einschneiden eine eiserne Kugel von etwa ¾ Pfund Schwere.

Nunmehr wurden die Kanoniere arretirt und die Untersuchung ist eingeleitet. Die Kanoniere, 4 an der Zahl, gehören nicht den regulairen Truppen an, es sind Leute die früher gedient haben, gegenwärtig Bewohner der Stadt, der eine gehört zu denen, die im vorigen Jahre bei den Mordscenen sich betheiligt hatten. Während dies geschah, lag ein französisches Kriegsschiff (Colbert) 100 Schritt vom Schloß entfernt vor Anker, eine Barke mit 2 Matrosen lag an der Brücke gerade an der Stelle, wo die Kugel den Christen traf, und der französische Capitain ist der Meinung, der Schuß sei eigentlich ihm zugedacht. Schon am nächsten Tage traf ein Englisches Linienschiff von Beirut ein, ebenso kam Colonel Burneby (Englischer Militair-Bevollmächtigter) zur Feststellung der Schuldfrage. Die Gefangenen sind nach Beirut transportirt. Lord Dufferin hat sich hier auf's Genaueste über Alles instruirt. Auch über die Ereignisse des vorigen Jahres hat er sich Bericht erstatten lassen; wie ich weiß, entsprechen die Berichte genau denen, welche ich mich beehrt habe, Ew. ꝛc. zu überreichen. Uebrigens stehen hier die Sachen so, daß Jedermann überzeugt ist, daß nach Abgang der Franzosen sich die Scenen des vergangenen Jahres erneuern, in diesem Sinne habe auch ich, (außer mir selbst ein Türkischer Militair-Arzt) auf directe Befragung von Seiten Lord Dufferin's mich ausgesprochen.

Doch ich kehre zum Hospitale zurück. Die Brüder sind mit Ausnahme des Bruder Gladrow Alle krank gewesen, Klima, Lebensweise, Anstrengung mögen hinreichende Ursachen gewesen sein. Der Hausvater hat einige Tage gelegen, Bruder Göttmann litt an Gelbsucht, Bruder Tretow an klimatischem Fieber. Sie sind Gottlob Alle wieder gesund und munter und werden sich, wie ich hoffe, nun acclimatisirt haben. Der Bruder Gladrow und ich haben uns bis heute tapfer gehalten. Mehr und mehr erkenne ich, wie unschätzbar es ist, sich auf Leute verlassen zu können, die aus wahrer, religiöser Hingebung sich dem Dienste gewidmet haben. Ich bin ganz sicher, daß Alles, was angeordnet wird, mit der größten Gewissenhaftigkeit ausgeführt wird. Ebenso wohlthuend äußert sich dieser Geist der liebevollen Barmherzigkeit auf die Kranken; wir haben die Freude, daß die Genesenen und Entlassenen uns wieder besuchen, wo sie aber einen von uns auf der Straße erblicken, kommen sie gelaufen, um ihren Dank auszudrücken. Einzelne, die in den Zelten Rückfälle erlitten, kamen wieder und suchten von Neuem die Aufnahme. Unter den Brüdern selbst aber, als auch im ganzen Hause herrscht die größte Einigkeit, die bisher auch noch durch keinen Schatten getrübt ist ꝛc.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Der vierte Hohenzollerfürst, welcher den Hosenband-Orden erhielt, war König Friedrich Wilhelm III. und zwar bei seiner Anwesenheit im Juni 1814, zusammen mit dem Kaiser Alexander I. von Rußland, in England, nach glorreich beendetem Feldzuge. Kaiser Alexander hatte das Hosenband bereits ein Jahr vorher und zwar in Teplitz erhalten. Der Prinz Regent ehrte also seine Verbündeten von Preußen und Oestreich in einem am 9. Juni in Carlton House abgehaltenen Ordens-Kapitel durch Verleihung des Ordens. Das darüber im Archive des Ordens vorhandene Document lautet:

„Indem Wir als Souverain des sehr edlen Ordens vom Hosenbande, die Heldentugenden, militairische Geschicklichkeit und die mit Recht von ganz Deutschland bewunderte persönliche Tapferkeit in unsere Königliche Betrachtung ziehen, welche unser guter Bruder und erhabener Verbündeter, Friedrich Wilhelm III. König von Preußen, während des letzten denkwürdigen und schweren, jetzt glücklich und segensreich beendeten Kampfes bewiesen, — Indem wir weiter die Freundschaft, Verwandtschaft und innige Verbündung zwischen unseren beiden Königlichen Häusern, so wie die willkommene und günstige Gegenwart dieses Königs in Unserem Reiche bedenken, — und Indem Wir endlich durch die Macht und Autorität, welche Uns als Souverain dieses Ordens beiwohnt, alle Statuten und Reglements des sehr edlen Ordens aufheben, welche diesem Unserem Beschlusse zur Aufnahme Seiner Preußischen Majestät in die Genossenschaft besagten Ordens entgegenstehen, befehlen, verordnen und erheischen Wir hiermit, daß der genannte König zu einem erwählten Ritter dieses sehr edlen Ordens erklärt wird „ohne Rück-

sicht auf alle entgegenstehenden Statuten, Befehle, Regeln und Gewohnheiten desselben."

Die Anerkennung der Regententugenden Friedrich Wilhelms III. ist hier durchaus keine nur formale, sich für alle fremden Souveraine wiederholende, sondern recht eigentlich eine durchaus persönliche. Dies geht schlagend aus der Fassung des Diploms für den Kaiser von Oestreich hervor, welches in demselben Kapitel beschlossen und ausgefertigt wurde. Dort ist nur von der mächtigen Mitwirkung die Rede, welche Kaiser Franz der allgemeinen Sache hat angedeihen lassen, sowie von seiner Großherzigen Gesinnung, seiner persönlichen Bemühung und seiner Beständigkeit! —

Da Kaiser Franz nicht mit in London anwesend war, und Kaiser Alexander den Orden schon besaß, so erfolgte die Investitur des Königs von Preußen allein, nach gehaltenem Kapitel um 3 Uhr am 9. Juni in der Residenz des Prinzen Regenten, Carlton House. Die Ceremonie beschränkte sich hierbei auf das Vorlesen des eben mitgetheilten Diploms durch den Kanzler des Ordens und der Befestigung des Kniebandes durch den Prinzen Regenten selbst. Gleichzeitig mit dem Könige wurde auch Earl of Liverpool und Viscount Castlereagh in den Orden aufgenommen. An demselben Tage erhielt der Prinz Regent den Preußischen schwarzen Adler Orden. Die Nachrichten über diese Investitur sind, selbst in den sonst so gern ausführlichen englischen Zeitungen ungewöhnlich dürftig. Jedenfalls scheint die Ceremonie nicht mit dem Pomp und der Umständlichkeit in Beobachtung aller Details stattgefunden zu haben, wie das Statut sie vorschreibt. Unter der endlosen Reihe von Festlichkeiten während des Aufenthaltes der beiden verbündeten Monarchen in England, ging diese anscheinend ziemlich unbemerkt vorüber. Nur das glänzende Mittagsmahl von 60 Gedecken wird detaillirt beschrieben, und besonders erwähnt, daß der Prinz Regent demselben präsidirt habe, und sowohl Blücher als Platoff dabei anwesend gewesen seien.

Das vollständige Ordens-Habit nebst Insignien und allem Zubehör, nämlich das Buch der Statuten mit silberner Bulle, der Ordensstern, Mantel mit Cordon, Ueberrock, Chaperon, Degen, Leibrock, Pantalons, Schuhe, Handschuhe, Rosette, Haarlocken, Baret, Wappen der beiden Monarchen, Patent und großer Federbusch bestehend aus Straußenfedern und Reiherbusch, überwies König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1817 der Königl. Kunstkammer auf dem Schlosse, worüber der 12. Band des „Allgem. Archives" nähere Auskunft giebt, ward aber bei Gelegenheit der Uebersiedelung der Sammlungen in das neue Museum, am 12. Aug. 1857 an das Königl. Hofmarschall-Amt abgeliefert.

König Friedrich Wilhelm III. trug den Orden nur dann, wenn Prinzen des Englischen Königshauses nach Berlin kamen, z. B. die Herzöge von Cumberland und Cambridge. Bei einer solchen Gelegenheit sollen sich einmal nach einer Hof-Nachricht, 7 Ritter des Hosenband-Ordens beim Könige zusammen befunden haben. Unter ihnen der Herzog Wilhelm von Braunschweig.

König Friedrich Wilhelm III. war übrigens der 668. Ritter seit Gründung des Ordens.

Der fünfte Hohenzollern-Ritter des Hosenband-Ordens war König Friedrich Wilhelm IV., welcher ihn bei seiner Anwesenheit in England im Jahre 1842, zur Taufe des Prinzen von Wales, bei welchem der König die Pathenstelle übernommen hatte, erhielt, und damit der 712. Ritter dieses Ordens wurde. Das Armorial-Register nennt ihn William Frederick IV. wie denn überhaupt Genauigkeit in Namen und Daten für ausländische Ritter nicht Sache dieses Registers zu sein scheint. Merkwürdiger Weise findet sich in dem Statutenbuch, welches des Königs Wilhelm Majestät bei seiner vor Kurzem erfolgten Investitur erhalten hat, weder die Verleihung des Hosenbandes an König Friedrich Wilhelm IV. noch an des Kronprinzen K. H. erwähnt, obgleich alle Diplome seit dem Jahre 1814 vollständig in demselben abgedruckt sind, sogar dasjenige für den König Wilhelm, also das letzte.

Die Investitur König Friedrich Wilhelms IV. fand am 25. Januar 1842 unmittelbar nach der Taufe des Prinzen von Wales im Thronsaale des Windsor Schlosses statt, und waren Ihre Majestät die Königin Victoria als Souverain des Ordens, so wie alle zu einem Kapitel versammelten Ritter desselben, in voller Ordestracht dabei gegenwärtig. —

Prinz Albrecht Gemahl und der Herzog von Sussex holten den König ab, welcher für die Ceremonie die rothe Galla-Uniform seines Regiments der Gardes du Corps angelegt hatte, und führten ihn in den Thronsaal, wo vorher das Kapitel abgehalten und die Aufnahme des Königs von Preußen in den Orden beschlossen worden war. Die darauf bezügliche Stelle des Diploms lautet:

> „Als ein direkter Abkömmling Seiner Majestät des Königs Georg I. von Großbritannien."

welcher Anspruch auch in dem Diplom des Kronprinzen K. H. erwähnt wird. Es bezieht sich dies auf Sophia Dorothea Gemahlin Friedrich Wilhelms I. welche die Schwester König Georgs I. war. Bekanntlich war auch die Königin Sophia Charlotte eine Hannoversche Prinzessin.

Beim Eintritt in den Thronsaal und das Kapitel ging der Deputy Garter mit den Ordens-Insignien, der Usher of the black rod dem Könige voraus. Alles erhob sich von den Sitzen, bis der König zu einem Sessel geleitet war, welcher rechts neben dem der Königin Victoria stand und hinter welchem sich das Preußische Gefolge aufstellte. Der Bischof von Oxford verlas nun das im Kapitel beschlossene Diplom, worauf Prinz Albert und der Herzog von Sussex das Knieband dem neuen fürstlichen Ritter umlegten und Königin Victoria dem Könige die statutenmäßige Accolade gab.

König Friedrich Wilhelm IV. erneuerte die von seinem Ahnherrn Friedrich I. getragene Form des schwarzen Adler-Ordenssterns, vom Bande des Hosenband-Ordens umschlungen, welcher Stern auch die Königliche Leiche noch auf dem Paradebette schmückte.

(Fortsetzung folgt.)

Johanniterinnen in Deutschland.

Den Schwestern des Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem hat Herr v. Winterfeld in seiner Geschichte ein besonderes Capitel (S. 113—126) gewidmet und ist neuerdings auch in dieser Zeitschrift (No. 9 von 1860 und No. 19 von 1861) eingehende und anregende Besprechung zu Theil geworden.

Bei dem hohen Interesse, welches gerade diese Seite des Johanniterthums zu gewinnen scheint, ist es nur zu beklagen, daß so wenig aus dem Mittelalter von dem Vorhandensein von Johanniter-Ordensschwestern in Deutschland bekannt geworden ist.

Es verdient daher der Anfang damit gemacht zu werden, die wenigen vorhandenen Spuren urkundlicher Zeugnisse zusammen zu lesen.

Dahin haben wir einen Erlaß zu zählen, worin d. d. Valence a. d. Rhone d. 13. März 1382 der damalige Großmeister von Rhodos, Johann Ferdinand von Heredia dem Großprior von Deutschland (Prior Prioratus Alemaniae), sowie sämmtlichen dazu gehörigen Balieren, Präceptoren ꝛc. schließlich auch den Sororibus domus hospitalis S. Johannis verkündigt, daß er den Heimbacher Vergleich bestätigt habe, der bekanntlich das Verhältniß der Balley Brandenburg zum Groß-Priorate feststellte. (Lünig Reichsarch. VII. Bd. Anh. 87.)

Namentlich sind die Johanniter-Ordenshäuser in Ostfriesland, welche Provinz nach einer Andeutung, die wir im Jahre 1366 erhalten (vergl. No. 14 dieser Zeitschrift von 1861), im 14. Jahrhundert in einer Beziehung zur Balley Brandenburg gestanden zu haben scheint, später aber von der Balley Westphalen abhängig war, größtentheils mit Personen beiderlei Geschlechts besetzt gewesen (Suur Gesch. der ehem. Klöster in der Provinz Ostfriesland 1838 S. 116.). Das geht aus Urkunden, die in Aurich aufbewahrt werden, ausdrücklich hervor.

Als im Jahre 1496, Sonnabend nach Petri Kettenfeier (d. 6. Aug.) die Grafen Edzard und Uko dem Convente zu Jemgum 100 Diemathe von dem neu eingedeichten Lande bei Holtgast für 350 Rheinische Gulden verkauften, gaben die Brüder und Schwestern des Johanniter-Ordenshauses zu Jemgum hierzu, wie zur Verlegung des Convents nach Holtgast, ihre Einwilligung (ibd. S. 119.).

Am Margarethen-Tage (den 12. Juli) des Jahres 1446 entschied der Comthur zu Steinfurt als Balier von Westphalen zwischen dem Comthur Folkert zu Goldhorn (in der Provinz Gröningen) und seinem Convente einerseits und dem Herrn Aken sammt Brüdern und Schwestern des Ordens zu Heiselhusen bei Emden anderseits dahin, daß nach dem Beschlusse des Ordens-Capitels zu Gröningen, das Vorwerk zu Heiselhusen zu einem besonderen Ordenshause, den andern Conventen und Häusern gleich, erhoben und dem Hause Steinfurt untergeben sein solle (ibd. S. 122.). Dieser neue Convent bestand nur bis zum Jahre 1492, und wurde dann mit Abbenweer vereinigt.

Der letztgedachte Convent, der bereits im 14. Jahrhundert bestanden hat, war ebenfalls aus Ordensbrüdern und Schwestern zusammengesetzt. Denn am 2. Mittwoch nach Ostern des Jahres 1402 (den 5. April) schenkten Keno Häuptling in Brockmerland und Auricherland, Enno Häuptling zu Pilsum und einige Eingesessenen zu Uttum den Brüdern und Schwestern zu Abbingweer, die Dorfstätte zu Midelstum bei Uttum (ibd. S. 123.).

Auch in Westphalen selbst kommen Johanniterinnen vor. Bei Gelegenheit eines mit Bewilligung des Meisters in Steinfurt, welcher Ballier in Westphalen war, geschehenen Austausches von Grundstücken in Borcken vom Jahre 1296 lernen wir Marcilia, die sich weiterhin nobilis matrona nennt, ein Zeichen, daß sie dem hohen Adel angehört hat, als Prioratrix domus in Borcken ord. b. Johannis Baptiste und zwar vor den fratribus ejusdem domus genannt, kennen. (Nünning monum. Monasteriensia p. 378.) L. v. L.

Literatur.

Lebenslauf, Tod und Beisetzung des Grafen Albrecht von Alvensleben, auf Erxleben, Uhrsleben und Eichenbarleben Erbherrn, weyland k. Preuß. Geheimen Staats-, Finanz- und Kabinets-Ministers, Kammerherrn etc. Berlin, 1861. b. R. Decker. gr. Fol.

Das Andenken Dahingeschiedener, wenn auch zunächst den hinterbliebenen Verwandten und Freunden gewidmet, durch einen Lebensabriß, durch Hinblick auf die Vorfahren des Geschlechtes, dem der Verstorbene entsprossen, und durch Veröffentlichung der am Sarge gehaltenen Reden, der Nachwelt zu übergeben, wird mit Recht „eine Sitte genannt, die mit manchen anderen alten schönen Gebräuchen längst außer Uebung gekommen, aber wieder zu allgemeinerer Geltung gebracht zu werden wohl verdiene."

Eine vollständige Lebensgeschichte des Grafen, der, wie die Leser dieses Blattes wissen, auch zu den Zierden der hohen Johanniter-Ordens-Genossenschaft gehörte, konnte natürlich hier nicht beabsichtigt sein. „Diese Aufgabe, sagt das Vorwort, mag einem Geschichtsschreiber von Fach und einer späteren Zeit vorbehalten bleiben."

In dem hier gebotenen Lebensabrisse erhalten wir im Lapidarstyl ein wahres Monumentum perenne — in der ganzen Schrift ein typographisches Meisterwerk — und durch zwei Beilagen, eine Darstellung im Farbdruck von dem Grabdenkmale, und besonders eine Ahnentafel, ausgestattet mit 7 Portraits des Grafen, seiner Eltern und Großeltern und zweier Ansichten von Erxleben von hoher künstlerischer Vollendung.

Was der hohe Staatsmann zweien Königen, Friedrich Wilhelm III. und IV., gewesen, das spricht in ewig denkwürdiger, tief ergreifender Weise ein Allerhöchstes Handschreiben vom 26. August 1841 aus, dessen Schluß also lautet:

> „Empfangen Sie nun noch aus vollstem Gemüth Meinen innigsten Dank für die vortrefflichen Dienste, die Sie dem theuren seligen König geleistet haben, und auch dafür, daß Sie Seinem Wunsche einst willig folgten und im Amte blieben, das Sie zu verlassen Neigung fühlten. Sie haben ohne Uebertreibung zur Glorie seiner Regierung beigetragen, denn der blühende Zustand, in welchem der unvergeßliche Vater die Finanzen des Staats hinterlassen hat, ist das Werk Ihrer treuen Hülfe Seiner Mühen. Ich schließe mit der wahrhaftigen Versicherung, daß, wenn Sie bei Mir hätten ausharren können, Sie in Mir, wenn auch nicht den Fortsetzer der glorreichen Regierung des Königs, der Sie so hoch schätzte und liebte, doch den Erben Seiner Dankbarkeit gefunden haben würden."

L. v. L.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Tedebur.

Nr. 22. **Berlin, den 29. Mai 1861.** **Nr. 22.**

1. Friedrich Wilhelm Freiherr von Rettenberg-Heeren, Kammerherr, auf Heeren bei Camen. Rechtsritter seit 1855. † zu Heeren 14. Mai 1861.

2. Adolph Graf von Westarp, Rittmeister in der Garde-Landwehr-Cavallerie, auf Sacherwitz bei Breslau. Ehrenritter seit 1848. † zu Sacherwitz 12. Mai 1861.

3. Adolph Freiherr von Holzhausen, Fürstlich Reußischer Wirklicher Geheimer Rath und Gesandter der 16. Kurie beim Deutschen Bunde. Ehrenritter seit 1836. † zu Frankfurt a. M. 18. Mai 1861.

Das freiweltliche v. Jenaische Fräuleinstift zu Halle a. d. Saale.

Wenn man Königsberg im Hinblick auf die Leistungen Kant's in dem großen Reiche der Gedanken als „die Stadt der reinen Vernunft" bezeichnet, so könnte man mit gleichem Recht, in Rücksicht der unvergänglichen Verdienste, welche Franke sich auf dem schönen Gebiet der christlichen Nächstenliebe erworben, Halle das epitheton ornans zuerkennen „Stadt des practischen Christenthums."

Was Franke gelehrt und gewirkt, sein Wort und sein Beispiel, es hat vielfach gute Stätte gefunden bei dem christlichen Adel deutscher Nation. Wir haben nur zu erinnern daran, daß u. a. Graf Zinzendorf, der Stifter der Brüdergemeinde, einer seiner Schüler war. Weiterhin sei erwähnt, daß die erste Schrift aus dem Verlage der Buchhandlung des Halleschen Waisenhauses „eine Predigt von der Pflicht gegen die Armen" gewesen ist.

Es sei hier gedacht der edlen That eines Zeitgenossen Franke's.

Gottfried von Jena, Königl. Preuß. wirkl. Geh. Rath und Kanzler der Magdeburgischen Regierung zu Halle, Erbherr auf Döbernitz ꝛc. ꝛc., Pfandinhaber des Ritterguts Ummendorf, begründete das in der Ueberschrift genannte Stift, „weil er kinderlos war und Bedenken getragen, um sich vor dem gemeinen Mann ein äußerlich Ansehn zu machen, seine Habseligkeit durch übermäßiges Zehren zu consumiren." Die Statuten entwarf er kurz vor seinem Ableben im 80. Lebensjahr, nach einem mehr als 50jährigen Staatsdienst, „zur Beförderung der Ehre des Höchsten, zu Nutz und Hülfe des Nächsten." Die landesherrliche Bestätigung erfolgte durch Kabinetsordre König Friedrichs I. vom 30. December 1702 (noch bei Lebzeiten des Donators).

Die Stiftung galt den unverehlichten adligen Blutsverwandten reformirten Glaubens, welche nur nothdürftig oder nicht standesgemäß leben könnten. Das dem Testator gehörige auf dem kleinen Sandberge hinter dem Rathhaus zu Halle liegende „mit guten, starken Mauern wohlerbaute" Haus nebst Gartengebäuden, Hof und Garten wurde für die Aufnahme einer Aebtissin und 9 Fräuleins bestimmt. Zum Unterhalt dieses Stifts sollten die Zinsen des auf Ummendorf stehenden Kapitals verwendet werden.

Falls nicht solche Blutsverwandte, welche in Königl. Preuß. Landen geboren und wohnhaft sein mußten, Ansprüche erheben könnten, möchten junge Frauen vornehmen bürgerlichen Standes, doch nicht mehr als zwei, in das Stift aufgenommen werden. Die Besetzung der ersten Stellen behielt sich der Stifter vor. Artikel 3 der Stiftungs-Urkunde bestimmt, daß ein von Ihro Maj. der regierenden Königin Folge des „Rechts der ersten Bitte" mit einer Anwartschaft zur Konventualin begnadigtes, der reformirten Religion zugethanes Fräulein oder adlige Jungfrau sich bei der Königl. Regierung anzumelden habe, um ihre Einführung neben den 8 andern Stiftsdamen zu gewärtigen und sich im Uebrigen den Stifts-Statuten gemäß bezeigen solle.

Wenn auch die in dem Stift Lebenden nicht an ein bestimmtes Gelübde gebunden, so ist ihnen doch der Genuß des h. Nachtmals vor ihrer Introduction, so wie ein untadelhafter Wandel vorgeschrieben.

Ein Kommissar der Königl. Regierung und die beiden Hof- und Dom-Prediger sollten nach dem Heimgange des Fundators die erste Einführung in das Stift vornehmen, und einer der Geistlichen dabei eine kurze Rede halten. Für das darauf folgende Mittagsmahl wurden 50 Thlr. bestimmt, von denen 20 Thlr. für eine Speisung 20 armer, alter Männer und 20 eben solcher Weiber zu verwenden seien.

„Die Aebtissin wird ins Künftige durch Stimmenmehrheit von den Fräuleins gewählt, durch Abgabe ver-

siegelter Stimmzettel. Die oben genannten 3 Herren sind bei dem Wahlact gegenwärtig und präsentiren die Gewählte Sr. Majestät zur Bestätigung." Sie wird feierlich in ihr Amt eingeführt. Dies besteht in Ueberwachung der Statuten, Berufung von Kapiteln und Beförderung des Stiftswohls (Gottesdienst, Wirthschaft, Rechnungen). Eine Stiftsdame kann nur bis 8 Tage Urlaub erhalten.

Jedes neue Stiftsfräulein erlegt an Eintrittsgeldern 113 Thlr. und 2 Thlr. für die Stifts-Armen-Kasse. Die Expectanz beginnt mit vollendetem 12., die Aufnahme findet nach vollendetem 16. Lebensjahre Statt. „Die Stiftsfräuleins haben besonders Alles Dasjenige, was die Christenpflicht erfordert, vor andern Menschen zu leisten, dabei den Armen und Nothleidenden nach Vermögen Gutes zu thun und die Zeit nicht auf Vanitäten anzuwenden, den Müssiggang zu meiden, sich der Haushaltung zu befleißigen, um, sollten sie wirklich in den Ehestand treten, gute Hausfrauen zu werden. Die Früchte des Glaubens und gute Werke sollen reichlich bei ihnen anzutreffen sein." Täglich finden im Stift 2 Betstunden Statt.

Die Aebtissin kleidet sich innerhalb und außerhalb des Stifts in Schwarz oder Weiß, die Stiftsfräuleins tragen, wenn sie zum Kapitel gehn, eine violette, kurze Mantille. Die Aebtissin erhält 220 Thlr., jedes Fräulein 120 Thlr. jährlich. Alljährlich am Einweihungstage (23. März) des Stifts empfangen 50 Haus- und andre würdige Arme 25 Thlr., die zur Hälfte zu einer Mahlzeit, und das Andre zu einem Geldgeschenk verwandt werden. Dafür haben sie nach der Mahlzeit dem Höchsten für seine Wohlthat zu danken, für das immerwährende Wohlergehn Sr. Majestät und des ganzen Königl. Hauses zu bitten und dann ins Stiftshaus zu gehen, um den Stiftsdamen Glück zu wünschen. Im Stift wird eine Armenbüchse gehalten. — Eine Stiftsdame, welche sich verheirathen will, muß noch vor der öffentlichen Verlobung resigniren und 100 Thaler erlegen. Stirbt eine Stiftsdame ohne Testament, so erbt das Stift ihren dort befindlichen Nachlaß. Uebersteigt ihr Vermögen 1000 Thaler, so fallen dem Stift von jedem 100 darüber 10 pCt. zu. Wenn durch dergleichen Erbschaft, Legate und Schenkungen ein Fonds gesammelt ist, kann die Zahl der Stiftsdamen erweitert werden. Beim Ableben eines Fräuleins im Stift werden den Armen 5 Thaler gegeben.

Unterm 4. Januar 1703 begnadigte König Friedrich I. die aus christlich genereusen Gemüth geschehene, zu Gottes Ehren und dem deutschen Ritter- und Adel-Stand zum Besten, dem Lande und der Stadt Halle zum Nutzen gereichende Stiftung mit 18 Privilegien. Der König erklärte sich zum Protector des Stiftes und befahl, das Königl. Wappen am Stiftsthor als Sauvegarde öffentlich anzuschlagen.

Weil gleich anfangs sich die meisten Stiftsfräuleins fast die Hälfte des Jahres hindurch bei ihren Verwandten aufgehalten auch einige seit ihrer Introduction nicht wieder ins Stift gekommen, so wurde, da dies der Fundation zuwider, durch von des Königs Majestät unterm 21. Juli 1704 bestätigten, außerordentlichen Capitelbeschluß bestimmt, daß die Fräuleins, so lange sie außerhalb des Stifts sind, die Pension nicht genießen sollen, ferner das gewöhnliche Kostgeld á 1 Thaler auch zu zahlen haben, wenn sie bei den Ihrigen krank sind, und daß sie wegen einer Erbschaftstheilung nicht über 4 Wochen abwesend sein dürfen.

Unterm 22. September 1707 beschenkte der Königl. Stifts-Protector die Stiftsdamen mit einem Schutz- und Gnaden-Zeichen, „welches sie nicht allein zu immerwährenden Andenken Unserer Gnade und Protection tragen sondern auch als eine stete Aufmunterung zu allen christlichen Tugenden ansehn sollen." Daßelbe besteht in einem goldnen Oval, auf dessen einer Seite das weiß emaillirte Kreuz der deutschen Ordens-Ritter befindlich, während auf der andern Seite die Aufschrift: „Seiner Königlichen Majestät in Preußen Schutz- und Gnaden-Zeichen für das von Dero Kanzler Gottfried von Jena angelegte Evangelisch Reformirte adlige Fräulein-Stift in Halle 1707." Unten an dieser plaque hängt der Königliche Namenszug mit Krone. Die Dekoration wird an einem Gris de lin Band um den Hals und die Schultern auf der Brust getragen. Gleichzeitig wurden die Gelegenheiten bezeichnet, bei denen diese Auszeichnung angelegt werden solle und könne, auch bestimmt, daß sie beim Leichenbegängniß auf dem Sarge der Inhaberin ihren Platz habe.

Der König sagt, es sei zu bedenken, daß die Materie des vor Andern absonderlich distinguirenden Gnadenzeichens um deshalb vom edelsten Metall ist, damit Alle erinnert seien, vor Andern hervor zu leuchten in christlichen Tugenden und guten Werken.

Wir können nicht umhin anzudeuten, wie wünschenswerth es ist, jede der Stiftsdamen unsres Vaterlandes möge das sie schmückende Ehrenkreuz tragen im Sinn des ersten Königlichen Beschützers der von Jenaischen Stiftung, als ein Zeichen der Aufmunterung Gnade, Erbarmen und Schutz zu üben an Denen, welche mühselig und beladen sind, und aus freiem, ächt adligen Entschluß vor Allem sich zu widmen dem schönsten Liebesdienst, der da nicht zaudert dem niedrigsten Kranken die helfende Hand zu bieten. Möchten sie diesen Weg betreten — die gegenwärtige Stellung des Adels erheischt es — so werden die durch des hochseligen Königs Majestät auf ihre ursprüngliche Bestimmung zurückgeführten Johanniter sie mit Freuden als ebenbürtige Glieder lebensfähiger Corporationen begrüßen.

Gleichzeitig mit dieser Stiftsordensverleihung ordnete der König an, daß nur zwei Stiftsdamen zugleich beurlaubt sein dürften und eine zweimonatliche Frist die längste Zeitdauer einer Abwesenheit sei. Mittelst Rescript vom 16. Decbr. 1709 setzte der König fest, daß eine Aebtissin, welche Königl. Hofdame gewesen, vor den Frauen aller Regierungsräthe den Vortritt habe.

Der großherzige Begründer des Halle'schen Fräuleinstifts, Kanzler v. Jena, hat ein weiteres Werk der Liebe zu seinen Nächsten hinterlassen in dem von ihm 1697 gestifteten Hospital „für Kranke, preßhafte, gebrechliche und zur Arbeit unvermögende, arme Leute aus der reformirten Gemeinde zu Halle," indem er zu Ankauf eines Hauses, Ausbau und Anschaffung von Mobilien 500 Thlr. baar schenkte und einen silbernen, zwei Mark schweren Kelch für das Sterbe-Sakrament fundirte.

Die oben im Auszug mitgetheilten Statuten sind heute noch maßgebend. Es ist nicht nöthig, daß zur Aufnahme in das Stift sich anmeldende Damen eine Ver-

wandtschaft mit dem Hause des Stifters nachweisen; die Abkömmlinge seiner Familie haben jedoch den Vorrang bei der Aspiranz. Durchaus ohne Einfluß ist die Provinz des preußischen Staates, der diese Damen angehören. Das Stiftsvermögen hat sich durch die Kriegskalamitäten des ersten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts und durch Ein- und Uebergriffe der Königl. Westphälischen Regierung um ein Beträchtliches vermindert, und dürfte dies der Grund sein, weshalb die jetzt ordnungsmäßige Zahl der Stiftsdamen geringer ist als die fundationsmäßige. Die beiden Prediger der Schloß- und Domkirche, wohin das Stift eingepfarrt, sind während ihrer Amtsführung Stiftskuratoren. Als Kommissar der Königl. Regierung fungirt zur Zeit der Königl. Regierungs-Rath von Groneseld zu Merseburg. Derselbe wird nicht auf Lebenszeit bestimmt.

Von der verwittweten Königin Majestät ist beim Thronwechsel 1840 ein Fräulein von Funk aus Schlesien zur ersten Expectanz ernannt. Ihre Majestät die regierende Königin hat von Allerhöchstihrem Recht, wiederum eine solche zu ernennen, gegenwärtig (den 26. Februar) noch nicht Gebrauch gemacht.

Ein Portrait des edlen Mannes, welcher dieses Stift begründete, in Oel gemalt, hängt in dem Kapitelsaal des Stiftshauses. G. z. L.

Die Pflege und Erziehung blödsinniger Kinder.

(Referat von C. Barthold, Vorsteher der Blödenanstalt Hephata zu M. Gladbach.)

Zu den Bemitleidenswertheften unserer Mitmenschen gehören Diejenigen, denen Gott zwar „Leib und Seele", aber nicht „Vernunft und alle Sinnen" gegeben hat, und die mit mancherlei Gebrechen Leibes und der Seele behaftet sind. Diese Unglücklichen sind unter mancherlei Namen bekannt; je nach der Art und dem Grade ihres Leidens heißen sie Schwachsinnige, Blödsinnige oder Idioten und Cretinen. Gemeinsam ist Allen eine geistige Schwäche, die freilich gradweise sehr verschieden sein und sich bis zur Nullität alles geistigen Lebens steigern kann; bei der letzten Art der Cretinen tritt zu der geistigen Schwäche eine körperliche Entartung, eine Mißbildung einzelner bestimmter Organe, vorzugsweise der Knochen, welche in ihren höchsten Graden auch die Schädelknochen betrifft und dann in vielen Fällen auch das Gehirn und weiter die geistige Entwicklung benachtheiligt.

Wo sie erscheinen — und sie sind in allen Ländern und Gegenden zu finden — haben sie wohl Mitleid erregt, aber eine liebende Fürsorge ist ihnen noch wenig zu Theil geworden; denn, daß ihnen ihr trauriges, freud- und trostloses Dasein erleichtert und gebessert werden könne, daß sie einer geistigen Entwicklung fähig seien und zu brauchbaren Menschen gebildet werden können, hat man bis in die neueste Zeit nicht geglaubt und glaubt es vielfach jetzt noch nicht. Zwar sind diese Unglücklichen schon Jahrhunderte her Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen und Untersuchungen gewesen und berühmte Aerzte und Naturforscher aus der neuen und der älteren Zeit haben ihnen ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Aber diese Forschungen und Untersuchungen beschränkten sich zunächst nur auf die Ermittelungen der Ursachen dieser abnormen Leibes- und Seelenzustände, an die praktische Lösung der Idiotenfrage, d. h. an ihre Bildung dachte man nicht, und daher geschah es, daß trotz aller Abhandlungen über Idiotie und Cretinismus, diese Armen in ihrem leiblichen und geistigen Elende liegen blieben.

Aber nicht bloß die Wissenschaft ging Jahrhunderte lang an den am Wege Liegenden vorüber, ohne sie in eine Herberge zu führen, auch der Priester und Levit — die Kirche ließen sie hülflos am Wege liegen und vergaßen des Gebotes ihres Herrn: „Die so im Elende sind, führe in's Haus" (Jes. 58, 7). Selbst dann, als nach dem Wiedererwachen christlichen Glaubens und Lebens die Liebe ihre suchenden und rettenden Arme nach allen Arten von Armen und Verlassenen ausstreckte und allerorten Rettungs-, Waisen- und Krankenhäuser, Blinden-, Taubstummen- und andere Anstalten, Asyle für entlassene Verbrecher und gefallene Mädchen errichtete, wurde für diese „Aermsten unter den Armen", für diese „Verlassensten unter den Verlassenen" noch keine Stätte gefunden, da ihr Fuß hätte ruhen mögen. Tausende starben dahin mitten unter Christen und verkamen in ihrem Elende.

Wohl haben dann und wann Einzelne einen Versuch gemacht, Blödsinnige zu bilden; aber weil sie von keiner Seite Unterstützung fanden, blieb es bei dem bloßen Versuche.

Schon schrieb man 1841. Da erst wurde durch das thatsächliche Vorgehen des Dr. Guggenbühl in der Schweiz, welcher in dem genannten Jahre die erste Cretinenanstalt auf dem Abendberge im Kanton Bern errichtete, die öffentliche Aufmerksamkeit auf diese unglücklichen Geschöpfe hingelenkt. Die nächste Folge dieses Anstoßes vom Abendberg aus war, daß man in einzelnen Ländern Deutschlands anfing, Nachforschungen anzustellen, um die vorhandene Zahl der Blödsinnigen und Cretinen zu ermitteln. Und welches ungeheure Elend haben diese Nachforschungen an's Licht gebracht! Wie in so manchen andern segensreichen Veranstaltungen ging auch hierin Württemberg mit einem guten Beispiele voran. Die Regierung ließ durch den O. A. Arzt Dr. Rösch eine Untersuchung über die Verbreitung des Cretinismus und Idiotismus anstellen. Unter einer Bevölkerung von c. 1,700,000 Einwohnern fand Rösch 5000 Familien von Cretinismus mehr oder minder inficirt; darunter 2000 Blödsinnige, 1500 Stumpfsinnige, 300 im Wachsthum zwergartig Verkümmerte, 1000 cretinisch Stumme und 144 Cretinen des höchsten Grades. Nach einer im Jahre 1853 vorgenommenen Zählung wurden allein 3700 blödsinnig Geborene nachgewiesen und nach neueren Untersuchungen in einzelnen Bezirken des Landes durch Dr. Müller, stellt sich die Zahl noch höher.

In Bayern haben die Untersuchungen kein günstigeres Resultat geliefert. Obwohl ein Gesammtresultat vom ganzen Lande nicht bekannt ist, so läßt sich doch von einzelnen Landestheilen auf die große Zahl schließen. Allein in Ober-Bayern befanden sich im Jahre 1853, 492 Blödsinnige zwischen 12 und 20 Jahren, also etwa 1500 ohne Rücksicht auf das Alter und von 44 Bezirken werden 21 als Sitze des Cretinismus bezeichnet. Ein

Sachkundiger von da schreibt, daß jeder der 8 Reg.-Bezirke eine Anstalt haben dürfe und daß jede derselben etwa 50 Zöglinge haben könnte. Es seien dort Bezirke, in denen es von solchen armen Geschöpfen wimmele.

In Baden gab es 1844 nach einer amtlichen Zählung 440 Cretinen, im Jahre 1847 indessen 490, wozu noch 1219 Cretinöse und Blödsinnige kommen; nach neueren Mittheilungen beträgt die Zahl der Cretinen und Idioten sogar 2000.

Im Großherzogthum Hessen fanden sich im Jahre 1854: 151 Cretinen, welche Zahl aber nach dem Urtheil sachkundiger Aerzte der Wirklichkeit nicht entspricht und mindestens auf 200 angegeben werden muß.

In Kurhessen fand im Jahre 1857 eine Zählung der Blödsinnigen statt, nach welcher ungefähr 450 daselbst leben.

Im Königreich Sachsen beträgt ihre Zahl, nach der neuesten, im December 1858 abgeschlossenen Zählung 3999, und zwar 1915 männliche und 2084 weibliche, so daß 1 männlicher auf 1108 und 1 weiblicher auf 1018 Bewohner kommt. Unter diesen befinden sich 366 Kinder unter 14 Jahren.

In Lippe-Detmold hat die Regierung erst kürzlich eine Zählung der Blödsinnigen von 7—15 Jahren vornehmen lassen; das ungefähre Resultat beträgt 50, also 1 blödsinniges Kind auf etwa 2000 Einw., oder 1 Blödsinniger überhaupt auf 6—700 Einwohner.

In Lippe-Schaumburg, sowie in den sächsischen und anhaltischen Ländern ist die Zahl der Blödsinnigen nicht bekannt.

In Hannover fand man bei der statistischen Aufnahme der Geisteskranken nebenbei auch 1194 blödsinnig Geborne, darunter 40 unter 7 und 161 von 7—14 Jahren, also über 200 im bildungsfähigen Alter stehende Blödsinnige.

In Braunschweig war im Jahre 1852 die Zahl der von Kindheit an Blödsinnigen (126 männliche und 122 weibliche), wobei die Blödsinnigen unter 5 Jahren und die eigentlichen Cretinen nicht mitgezählt sind. Rechnet man diese hinzu, so kommt bei einer Bevölkerung von 270,000 Einw. je auf 900 mindestens 1 Blödsinniger.

Aus Mecklenburg schreibt ein hochstehender Arzt, der für die Blödsinnigen ein warmes Herz hat, „daß dort weder eine Zählung derselben veranstaltet worden sei, noch eine Anstalt für dieselben bestehe. Die Vorlagen zur statistischen Aufnahme der blödsinnigen Kinder seien von ihm bereits vor mehreren Jahren der Regierung gemacht worden; indessen habe die Erhebung noch nicht zur Ausführung gebracht werden können. Er gebe übrigens die Hoffnung nicht auf, daß in dieser dringenden Nothsache auch dort noch Hand an das Werk gelegt werde."

Oldenburg zählte vor etwa 15 Jahren unter 223,000 Einw. 227 mit angebornem Blödsinn; also 1 Blödsinniger auf ca. 1000 Bewohner.

In Preußen hat man neuerdings auch angefangen, sich nach den Blödsinnigen umzusehen. Namentlich wurde in der Rheinprovinz und in Westphalen auf Anregen des rheinischen Provinzial-Ausschusses für innere Mission durch die Oberpräsidenten beider Provinzen eine genaue Zählung angeordnet. Nach dieser fanden sich im Jahre 1858 in der Rheinprovinz 682, in Westphalen 322, in beiden Provinzen also über 1000 Blödsinnige unter 15 Jahren; so daß auf ca. 4500 Bew. 1 blödsinniges Kind unter 15 Jahren; ohne Rücksicht auf das Alter aber auf je 1000 Bew. 1 Blödsinniger kommt. Außer Rheinland und Westphalen hat nur in Pommern und Schlesien eine nähere Ermittlung stattgefunden.

In Pommern allein finden sich 1000 Blödsinnige, die im bildungsfähigen Alter stehen und Schlesien zählte im Jahr 1852: 969 von Geburt oder von frühester Kindheit an Blödsinnige. Wendet man diese Verhältnisse auf Gesammt-Preußen an, so ergiebt sich eine Zahl von 17—18,000 Blödsinnigen, worunter mindestens 6—8000 im bildungsfähigen Alter stehen.

Oesterreich, das in Kärnthen, Steiermark, in dem Lande ob und unter der Ens, in Salzburg, so wie in den Tyroler Alpen und Karpathen und in den Gebirgsgegenden Böhmens wahre Cretinenheerde hat, hat es noch nicht der Mühe werth geachtet, eine allgemeine statistische Zählung seiner cretinirten und blödsinnigen Kinder zu veranstalten. Nur über die Cretinen Steyermarks hat man statistische Notizen, nach denen dort über 6000 Cretinen des ärgsten Grades leben, so daß auf 145 Bew. 1 Cretin kommt.

Summirt man alle diese Zahlen, so zählt Deutschland mindestens 30—40,000 Idioten und Cretinen, wobei die vielen Hunderte von schwachbegabten Kindern nicht mitgezählt sind, die fast in allen Elementarschulen den Nachzug bilden und von Jahr zu Jahr immer wieder bei den Anfängern sitzen, ohne einen erheblichen Fortschritt zu machen.

II. Was ist aber für diese vielen Tausende von Unglücklichen bis jetzt geschehen?

Es ist schon Eingangs erwähnt worden, daß, außer einzelnen Versuchen, bis zum Jahr 1840 Nichts geschehen ist, um die Lage der Idioten und Cretinen zu verbessern.

Von jener Zeit an aber entstanden da und dort Anstalten zur Pflege und Erziehung derselben. Im gegenwärtigen Augenblicke bestehen in ganz Deutschland 12 solcher Anstalten, die aber zusammen noch nicht 400 Kinder aufnehmen können.

Zwei dieser Anstalten, Mariaberg und Winterbach im Remsthale, zusammen mit etwa 120 Kindern, gehören Württemberg an; zwei sind in Bayern: eine katholische zu Ecksberg und eine lutherische zu Neuen-Dettelsau; beide mit 80 Kindern zusammen; das Königreich Sachsen zählt drei Anstalten: zu Hubertusburg mit 40 Kindern, zu Möckern bei Leipzig mit 20 Kindern und zu Buschbad bei Meißen.

Vier dieser Anstalten sind in Preußen: zwei in Berlin, zusammen mit etwa 40 Kindern, eine zu Bendorf bei Coblenz mit 4 Kindern und eine zu M.-Gladbach bei Düsseldorf mit 23 Kindern, welche Zahl sich aber binnen Jahresfrist nach Vollendung des Neubaues auf 80—100 steigern kann.

In Aussicht steht eine Anstalt zu Wernigerode für die Provinz Sachsen, und eine Anstalt für die Provinz Pommern, wo erst kürzlich ein kleines Kapital zur Gründung einer Blödenanstalt geschenkt wurde.

Außerdem nimmt die Rettungsanstalt zu Schreiberhau in Schlesien seit einigen Jahren eine beschränkte Zahl von Blödsinnigen auf.

Oesterreich mit seinen vielen Tausenden von Blödsinnigen hat nur Eine Anstalt zu Schloß Liesing bei Wien für eine geringere Anzahl von Blödsinnigen und nur für Bemittelte.

Von diesen Anstalten ist eine — die zu Hubertusburg in Sachsen — Staats-Anstalt; 5 sind in den Händen von Privaten: die Anstalten zu Möckern und Buschbad in Sachsen, die beiden Anstalten zu Berlin und die zu Liesing bei Wien; die übrigen sechs Anstalten sind durch freie Vereine gegründet und — soweit die Pflegegelder von den Zöglingen nicht ausreichen — durch die Liebesthätigkeit der christlichen Gemeinde unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 23. Berlin, den 4. Juni 1861. Nr. 23.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den General-Landschaftsrath von Weickhmann, auf Kokoschken bei Danzig,

- Major und Bataillons-Kommandeur im 7. Pommerschen Infanterie-Regiment (Nr. 54) von Schwerin,
- Rittergutsbesitzer Carl Grafen von Bismarck-Bohlen, auf Uenglingen bei Stendal,
- Rittmeister im Regiment der Gardes du Corps von Brandenstein,
- Königlich Sächsischen Oberlieutenant im Garde-Reiter-Regiment von Stammer,
- Major und Bataillons-Kommandeur im Leib-Grenadier- (1. Brandenburgisches) Regiment (Nr. 8) von Greiffenberg,
- Major und stellvertretenden Kdr. des 3. Bataillons (Potsdam) 3. Brandenburgischen Landwehr-Regiments (Nr. 20) von Greiffenberg,
- Rittmeister und Escadron-Chef im Garde-Husaren-Regiment von Strahlendorff, gen. von Kolhans,
- Premier-Lieutenant im Garde-Husaren-Regiment Grafen von Dönhoff,
- Regierungs-Assessor von Wolff, zu Frankfurt a. O.,
- Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer von Plessen, auf Krams bei Groß-Welle in der Priegnitz,
- Rittergutsbesitzer von Bülow, auf Hoffelde bei Labes,
- Rittergutsbesitzer von Wedell, auf Braunsforth bei Freienwalde in Pommern,
- Major und Kommandeur im 5. Pommerschen Infanterie-Regiment (Nr. 42) von Voigts-Rhetz,
- Rittergutsbesitzer von Debschitz, auf Koschperndorf bei Münsterberg,
- Landesältesten und Kreisdeputirten von Lieres, auf Gallowitz, Kreis Breslau,
- Rittergutsbesitzer Paul Freiherrn von Zedlitz-Neukirch, auf Belkau bei Nimkau,
- Rittergutsbesitzer Grafen von Seherr-Thoß, auf Weigelsdorf bei Langenbielau,
- Kammerherrn von Mitzlaff, auf Ober-Schüttlau bei Schlichtingsheim,
- den Rittergutsbesitzer von Köckritz, auf Jagatschütz, Kreis Trebnitz,
- Freiherrn Bolko von Zedlitz-Neukirch, zu Eckersdorf bei Möhlten, Kreis Glatz.
- Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer Freiherrn Benno von Zedlitz-Neukirch, zu Dresden,
- Deichhauptmann von Jagow, auf Ucherowo bei Murowana-Goslin,
- Major im 1. Westpreußischen Grenadier-Regiment (Nr. 6) von Brandenstein,
- Hauptmann im 1. Posenschen Infanterie-Regiment (Nr. 18) von Beneckendorff und von Hindenburg,
- Hauptmann und Kompagnie-Chef im 4. Niederschlesischen Infanterie-Regiment (Nr. 51) Freiherrn von Quadt und Hüchtenbruck,
- Königl. Württembergischen Oberst und Kommandanten des Landjäger-Corps Freiherrn Pergler von Perglas, zu Stuttgart,
- K. K. Oesterreichischen Rittmeister i. d. A. Rudolph Grafen von Zeppelin, zu Stuttgart,
- K. K. Oesterreichischen Rittmeister i. d. A. Carl Freiherrn von Maltzahn, zu Vollrathsruhe bei Teterow in Mecklenburg,
- Königlich Sächsischen Kammerherrn Carl von Lüttichau, zu Dresden,
- Rittergutsbesitzer Arthur Freiherrn von Burgk, zu Dresden,
- K. K. Oesterreichischen Kämmerer, Oberst und Kommandanten des Erzherzog Heinrich Infanterie-Regiments Nr. 62 Freiherrn von Holzhausen,
- Kaiserlich Russischen Garde-Stabs-Rittmeister a. D. Eduard Freiherrn von Rönne, auf Meks, Kreis Harrien in Esthland,
- Kaiserlich Russischen Titularrath und Adelsmarschall des Selburgischen Kreises Alphons Freiherrn von Engelhardt, auf Lautzen bei Illuxt in Kurland,
- Kaiserlich Russischen Hofrath und Kammerjunker Carl von Radetzki-Miculicz, zu Riga,
- Kaiserlich Russischen Hofrath Woldemar von Schulmann, zu St. Petersburg,

den Königlich Niederländischen Kammerherrn Freiherrn von Hardenbrock im Haag,
- Gutsbesitzer Carl Gerrit Wilhelm Freiherrn von Wassenaer, auf Schloß Hoogenkamp bei Zütphen im Königreich der Niederlande,
- Gutsbesitzer Arend Jacob Unico Freiherrn von Wassenaer, auf Driebergen bei Utrecht im Königreich der Niederlande,
- Gutsbesitzer Walrav Elias Johann Freiherrn von Wassenaer, auf Schloß Hoekelum bei Arnheim im Königreich der Niederlande,
- Königlich Niederländischen Kammerherrn Wilhelm Anne Freiherrn von Constant-Rebecque, auf Belmonte bei Wageningen, Königreich der Niederlande,
- Kürfürstl. Hessischen Kammerherrn und Cavalier Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Hessen, Georg von Oertzen, zu Kopenhagen,
- Herzoglich Braunschweigischen Geh. Kammerrath und Klosterpropst Eduard Freiherrn v. d. Brincken, zu Braunschweig,
- K. K. Oesterreichischen Rittmeister i. d. A. August Freiherrn von und zu Gilsa, zu Wiesbaden,
- Großherzogl. Sächsischen Kammerjunker und Premier-Lieutenant Constantin von Hopffgarten, zu Eisenach,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saïda.

I.

(Auszug aus einem Briefe des Ober-Stabs-Arztes Dr. Wendt d. d. Saïda, den 4. Mai 1861.)

Euer Hochgeboren verfehle ich nicht, über die weitere Wirksamkeit des Johanniter-Hospitals in Saïda während des Monats April ganz gehorsamst Bericht zu erstatten.

Am 1. April d. J. waren im Hospital in Bestand	29 Kranke.	
Neu aufgenommen wurden im Laufe des April	48 „	
Summa des Bestandes und des Zuganges	77 Kranke.	
Geheilt entlassen resp. gebessert . .	49 Kranke.	
Gestorben	2 „	
Summa	51 Kranke.	51 „
Am 30. April blieb somit ein Bestand von . .		26 Kranken.

Die Gesammtzahl der seit Errichtung des Hospitals zur Behandlung gekommenen Kranken ist 123. In diese Ziffer ist nicht die Zahl derer einbegriffen, welche ärztlichen Rath und Arznei empfangen, ohne aufgenommen zu werden, deren Zahl aber der im Hospital Behandelten mindestens gleichkommt, davon sind geheilt entlassen 89, gestorben 7, bleibt Bestand 27 Kranke. Mit dem heutigen Tage ist das erste Vierteljahr der Thätigkeit des Hospitals abgelaufen, und es ist wohl an der Zeit, einen kurzen Rückblick auf die Umstände, unter denen es begründet wurde, zu werfen, so wie der Schwierigkeiten zu gedenken, mit denen es vom Anfang zu kämpfen hatte.

Als nach mancherlei Fährlichkeiten einer langen Winterreise auf stürmischem Meere, auf unwegsamen, schneebedeckten Gebirgspfaden das entsetzliche Elend sich zeigte, in welchem in dieser Stadt die unglücklichen Flüchtlinge der vorjährigen Verfolgung schmachteten, konnte der Entschluß, gerade hier das Werk zu beginnen, nicht zweifelhaft sein. Eine glückliche Fügung war es, daß bald geeignete Räumlichkeiten gefunden wurden, unschätzbar, daß das zur Einrichtung, Krankenbehandlung und Pflege nothwendige Material von Europa her bereit war. Dagegen machten sich bald die Schwierigkeiten geltend, welche die Unbekanntschaft mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes, vor Allem mit der Sprache seiner Bewohner darboten, Schwierigkeiten, die durch Dollmetscher doch nur unvollkommen gehoben werden konnten, überdies konnte nicht zu jeder Zeit und überall der Dollmetscher zugegen sein. Wir waren genöthigt, zu rathen, zu combiniren, uns der Zeichen- und Gebehrdensprache zu bedienen, wobei die natürliche Lebendigkeit und die bewundernswürdige Fassungskraft der Araber uns treffliche Dienste leistete. — Dazu kam die entschiedene Abneigung und das Mißtrauen der Eingeborenen gegen Hospitäler, kein bloßes Vorurtheil, sondern eine natürliche Folge des erbärmlichen Zustandes der Krankenhäuser, welche bereits früher in diesem Lande hier und da bestanden. Unglaublich erscheint dem Europäer die Vernachlässigung der Gesundheitspflege überhaupt in diesen Ländern. Das Gouvernement kümmert sich nicht im Geringsten um dieselbe. Es ist Jedermann erlaubt, zu behandeln oder sich behandeln zu lassen, wen oder von wem er eben will; so ist die ganze Praxis hier in Händen von Laien, die, meistens unwissend und gewissenlos, schlimmer sind, als die Krankheiten selbst. Diesen ist natürlich die Errichtung eines Krankenhauses eine sehr unliebsame Sache, da dasselbe ihnen möglicher Weise einen Theil ihrer Existenz gefährdet, und sie wenden ihren Einfluß an, um dasselbe zu beeinträchtigen. Die Behörden lassen geschehen, was sie eben nicht hindern können; ohne die anerkennenswerthe Hülfe von Seiten Europa's und Amerika's wären die traurigen Ueberreste der christlichen Bevölkerung Syriens wohl schon dem Hunger und den Krankheiten erlegen; daß sie es nicht sind, danken sie wahrlich am wenigsten ihrem Gouvernement. Mehr aber als alle diese Verhältnisse waren es in dieser Stadt die patres de ordine Jesu, welche alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel in Bewegung setzten, um die Begründung und die Wirksamkeit des Johanniter-Hospitals sowohl, als das der Diaconissinnen in Frage zu stellen. Es sind mir überzeugende Beweise und Thatsachen mitgetheilt, welche keinen Zweifel zulassen, daß sie alles Mögliche aufgeboten haben, um unserem Rufe zu schaden, vor allen Dingen, um die Flüchtlinge, die in überwiegender Mehrzahl der griechisch- oder römisch-katholischen Kirche angehören, zu bewegen, nicht in unser Hospital zu gehen.

Aus der vorstehenden numerischen Uebersicht werden Euer Hochgeboren entnehmen, daß die Erfolge den Intentionen unsrer Gegner nicht günstig gewesen. Ich glaube, daß diejenigen, welche hier Hülfe gesucht und gefunden haben, das Bewußtsein mit sich genommen haben, daß ihnen in diesem Hause in freundlich liebevoller Weise in wahrhaft christlicher Barmherzigkeit Alles gewährt wurde, was ihre Wiederherstellung erforderte, und daß sie, dankerfüllt zu den Ihrigen zurückgekehrt, Kunde gegeben haben von dem, was ihnen selbst Gutes zu Theil geworden. So hat sich mehr und mehr der Kreis derer ausgebreitet, die im Erkrankungsfalle bei uns Hülfe suchen, so daß wir die Freude haben, unter unsern Kranken mehrere arme Flüchtlinge auch aus dem Gebirge ein bis zwei Tagereisen von hier, ebenso von Tyrus, Beirut, ja selbst von Damascus zu sehen.

Glücklicher Weise hat nun die Typhus-Epidemie entschieden nachgelassen, und ich hoffe, daß die im Ganzen herrliche

Jahreszeit eine Verminderung der Krankheiten überhaupt bringen wird. Nur einzelne Tage sind sehr heiß gewesen, namentlich hatten wir in den letzten Tagen des April bis 27° R. Schattenwärme, Abends 9 Uhr auf unserm ersten Hofe noch 22° R., dabei den glühend trocknen Chamsie; durchschnittlich ist aber die Temperatur etwa Morgens 7 Uhr 15°, Mittags 20°, Abends 15—14° R. Nur in meiner kleinen Halle, die nach Süden geöffnet ist, wird es in der Mittagszeit meist unerträglich, so daß ich auf die entgegengesetzte Terrasse steige, welche durch Matten gegen die Sonnenstrahlen geschützt, durch die Seeluft stets eine erfrischende Kühle gewährt.

Am 22. April bin ich in Folge einer sehr dringlichen Aufforderung von Consul Weber und Schwester Emilie zu einer Consultation für die schwer erkrankte Schwester Marie (verw. Frau von Eiks) in Beirut gewesen. Weber schickte einen Kawassen, der Sonntag Abends eintraf, und da die Gefahr als drohend geschildert wurde, ritt ich gleich nach Mitternacht von hier ab und traf Morgens 9 Uhr in Beirut ein. Ich fand die Kranke bewußtlos, in Krämpfen, es war der dreizehnte Tag eines typhösen Fiebers. Eine genaue Beobachtung ließ mich erkennen, daß der Zustand krankhafter Ueberreizung des Nervensystems mehr Folge der in sehr starken Dosen angewandten Arzneimittel als natürliche Krankheitserscheinung war. Nicht ohne harten Kampf vermochte ich die bereits für den Tag gemachte Verordnung zu suspendiren und mir nur 24 Stunden Zeit zu gönnen, man gab endlich nach, und damit war für den vorliegenden Fall die größte Schwierigkeit besiegt. Wie ich heute brieflich durch Consul Weber erfahre, ist die Kranke nunmehr in voller Genesung, ich verließ sie am 3. Tage außer Gefahr. Meine Stellvertretung hatte ich während deß dem jungen Abella übertragen; ich fand bei meiner Rückkehr Alles in bester Ordnung. Uebrigens war ich von der Schönheit Beiruts in seiner Frühlingspracht ganz überrascht; selten habe ich aber so das Glück empfunden, in einer civilisirten Gesellschaft zu leben, als in diesen drei Tagen; eine wahre Herzens- und Geisteserfrischung nach so langer Isolirung. In der letzten Woche war Oberst Geßler (Dilawer Bey) von Damascus hier, zugleich mit zwei Türkischen Obersten im Auftrage Fouad Paschas, um die Angelegenheit in Betreff der Tödtung des Christen durch jenen verhängnißvollen Kanonenschuß noch einmal zu untersuchen und die Schuldfrage zu constatiren. Das Resultat der langen Untersuchung ist: Tödtung durch grobe Fahrlässigkeit. Man wird vielleicht die Schuldigen einige Zeit, des Scheines wegen, einstecken und dann unzweifelhaft nach Möglichkeit entschädigen. Es ist auch nicht wohl abzusehen, warum man diejenigen, deren Schuld wenigstens zweifelhaft, bestrafen wollte, während man Hunderte, unzweifelhaft Mordgesellen, unangetastet läßt. Die Aussichten für die Zukunft der armen Flüchtlinge werden immer trauriger. Das Anglo-Amerikanische Comité wird die noch vorhandenen Fonds verwenden und sich dann schließen. Gegenwärtig beabsichtigt dasselbe, um die Flüchtlinge zu beschäftigen, eine Brücke über den Damur bauen und den hiesigen Hafen reinigen zu lassen. Mr. Ford*) ist zur Zeit in's Gebirge gegangen in die Nähe von Schloß Beaufort, um den dortigen Christen durch Wegebau Arbeit und Brod zu gewähren. Lange aber reichen die Mittel nicht mehr aus. Von der christlichen Bevölkerung Beiruts ist eine Petition an die Commissare der fünf Mächte ergangen, in welcher dieselben dringend gebeten werden, die Fortdauer der Französischen Occupation bei ihren resp. Höfen zu befürworten, auch sämmtliche Engländer haben unterzeichnet. Hier lebt man in Zweifel und Furcht vor der nächsten Zukunft.

*) Amerikanischer Missionar und Mitglied des Curatoriums unseres Hospitals.

General Beaufort war vor einigen Tagen hier, er hatte eine kleine Rundreise gemacht, um die Leute, welche wegen des Abganges der Franzosen in Besorgniß waren, zu beruhigen ꝛc.

Ich bin häufig in der Lage gewesen, Kranken, die nach ihrer Genesung aus dem Hospital entlassen wurden, da sie halbnackt waren, wenigstens ein Hemde mitzugeben. Bei einem Besuche des Anglo-Amerikanischen General-Commissairs, ebenso des Lord Dufferin in dem Hospital nahm ich Gelegenheit hierüber zu sprechen, und ich habe nun einen kleinen Vorrath von Kleidungsstücken für das Johanniter- und das Schwesternhaus erhalten, eine wahre Wohlthat für manchen armen Reconvalescenten. Ebenso hat mir das deutsche Comité in Beirut Hemden zugesagt. Ich hoffe, daß der hohe Orden hierin keine Ueberschreitung meiner Befugnisse erkennen wird.

Ueber die definitive Hausordnung werde Euer Hochgeboren ich bei meiner Rückkehr einen Entwurf vorlegen; was die ökonomischen Verhältnisse betrifft, so ist es mein unabläßiges Streben, mit den möglichst geringsten Mitteln den Zweck dieser Anstalt zu erfüllen, welche, wie ich überzeugt bin, den unglücklichen Christen dieses Landes ein wahrer und dauernder Segen bleiben wird.

Was schließlich uns selbst betrifft, so erfreuen wir uns jetzt sämmtlich einer erwünschten Gesundheit. Es herrscht Friede und Eintracht in gemeinsamer Thätigkeit; unter den Brüdern freudige Hingebung und treue Pflichterfüllung. Wir Alle werden mehr und mehr vertraut mit Sprache und Lebensgewohnheiten der Eingebornen, unsre glücklichsten Tage sind es, wenn wir Nachrichten aus der Heimath erhalten. Auch die Schwestern sind zur Zeit gesund. Ich habe bereits vier Zimmer im Nebenhause belegt, das uns leider noch nicht übergeben ist, weil der Fanatismus des Besitzers es nicht an Christen vermiethen will; indeß werden die Unterhandlungen fortgesetzt ꝛc.

II.

(Auszug aus einem Briefe des Hausvaters Wichmann d. d. Salda den 2. Mai 1861).

Zuerst den herzlichsten Dank für Ihren lieben Brief. Es war uns Brüdern, die wir noch so gar wenig aus der Heimath gehört hatten, bei Lesung desselben ungefähr so zu Muthe, wie einem lechzenden Wüstenreisenden sein mag, der einen Trunk frischen Wassers erhält. Er erquickt sich recht sehr daran, hätte aber lieber doch noch mehr dergleichen.

Ihre Grüße sind sämmtlich ausgerichtet und haben große Freude verursacht. Das Antlitz unsers Kochs leuchtete ordentlich, als ich ihm einen arabischen Gruß von Ihnen brachte. Er wünschte Ihnen kat-er cherack, herzlichsten Dank sababack bill cheer, daß Ihr Morgen voll Glück und Wonne sei, Allah salemtac wa Allah jtauel omrack, daß Gott Ihnen Frieden geben möge und Ihr Leben verlängere. Elia hat sich gedrungen gefühlt, einen Brief an Sie zu richten, der im Original, mit der Uebersetzung versehen, beiliegt, den Küchenjungen Basilius haben Sie zwar nicht mit Namen erwähnt, allein er sah so verlangend aus, daß ich es nicht lassen konnte, glaubend in Ihrem Sinne zu handeln, wenn ich auch ihm einen Gruß ausrichte. Auch er war höchlich befriedigt. Ebenso danken die Brüder so wie Fischer auf's herzlichste (auch für die noch kommen sollenden Beinkleider). Alle sind Gott sei Dank munter und gesund, auch Herr Dr. Wendt ist jetzt vollkommen hergestellt, obwohl derselbe noch wieder und zwar auf derselben Stelle wie früher gefallen ist. Vor 14 Tagen nämlich kamen vom Herrn Consul Weber und von Schwester Emilie, die jetzt im Beiruter Hospital die Apotheke versieht, Briefe an den Herrn Doctor, in denen derselbe gebeten wurde, doch so bald als möglich mit dem Kawassen Amin, der auch

die Briefe brachte, dorthin zu kommen, da die Schwester Marie lebensgefährlich am Typhus erkrankt sei. Schwester Emilie hatte nämlich ihre Besorgniß geäußert über die Arzneien, welche von den beiden zugezogenen Aerzten, dem türkischen und amerikanischen, verordnet worden waren.

Herr Dr. Wendt ritt noch in derselben Nacht im Mondschein fort sammt dem Amin, stürzte aber zwei Mal unterwegs, weil er nur ein sehr schlechtes Pferd hatte bekommen können, da alle Pferde von den Janitscharen des Pascha waren in Anspruch genommen worden, welche desertirten Franzosen nachsetzten. Der Herr aber hat unsern lieben Doctor sichtlich behütet, daß er an den sehr gefährlichen Stellen, wo er mit dem schlechten Pferde stürzte, weder in die nahen Abgründe gerieth, noch weiteren Schaden nahm. In Beirut hat der Herr Doctor sofort die Behandlung der kranken Schwester, welche ohne Bewußtsein dem Tode nahe war, ändern müssen, was denn unter Gottes Beistand die Folge hatte, daß eine Krisis eintrat. Den neuesten Nachrichten nach geht es gut; sie kann jetzt schon wieder ein wenig auf sein. — Bei diesem Dortsein in Beirut des Herrn Doctor wurde derselbe auch von dem englischen Commissair Lord Dufferin, der nicht lange vorher unser Hospital besucht und sich günstig über dasselbe ausgelassen hatte, zu Tische geladen und ihm von Sr. Lordschaft die Versicherung gegeben, daß er, sobald die Franzosen abgezogen sein würden, eine englische Fregatte hierher beordern wolle. — Sie sehen, der Herr ist fortgehend mit uns und segnet uns sichtlich, das zeigen nicht blos die eben erzählten Thatsachen, wie unser, des gesammten Personals guter Gesundheitszustand, sondern auch der gute Fortgang der Arbeit im Hospital während des Monats April.

Am 1. April hatten wir einen Bestand von 28 Kranken.

Aufgenommen wurden im Laufe des Monats	49	„	(Im Ganzen bis ultimo April 123.)
Entlassen wurden 49 und	77	„	
gestorben sind 2	51,	so daß wir den	

Monat Mai begonnen haben mit einem Bestande von 26 Kranken. Die Durchschnittszahl der täglich zu verpflegenden Kranken war 26½. — In diesem Monat sind auch 2 Geisteskranke aufgenommen worden, die uns viel Noth machen. Der Eine derselben stieß singend fürchterliche Gotteslästerungen aus, lief fort, verkroch sich, so daß wir ihn im ganzen Hause suchen mußten u. s. w., der andere macht bald noch gräulichere Dinge, riß Bruder Gladrow neulich einen Aermel ab ꝛc.

Merkwürdigerweise ist der erste nach der vom Herrn Doctor mit ihm angestellten Kur jetzt ganz vernünftig und ordentlich, so daß er in diesen Tagen entlassen werden kann. Mit dem Mann ist es wie ein Wunder vor unsern Augen. Der Herr macht noch heute hier allerlei Kranke gesund. Aus Beirut ist auch wieder einer hierher gekommen, von dem Rufe des großen preußischen Arztes angezogen. Er hat nämlich ein krummes und darum kurzes Bein in Folge eines früher schlecht geheilten Beinbruches. Gestern ist ihm das Bein aufs Neue gebrochen worden, und die richtige Heilung wird dann unter Gottes Beistand wohl allmählich vor sich gehen. Dieser Mensch hat, wie so viele hier eine merkwürdig starke Natur. Das Chloroform wollte bei ihm gar nicht anschlagen. Schon während der Operation wurde er unruhig, und kaum war er geschient, so erwachte er. Von Uebelkeit oder gar Erbrechen war nicht die Rede, er trank ein wenig Wasser, schlug sich an die Brust und sagte: tajeb = gut. Nachher bat er »bischrob tutun« = Tabak rauchen oder eigentlich, wie sie hier sagen: trinken. Er hat denn auch welchen bekommen und befindet sich ganz munter. Auch hatten wir einen armen Kranken, der sich mit einem gewaltig aufgedunsenen Leib herumschleppen mußte. Neulich wurde er nach vorangegangener gehöriger Vorbereitung operirt und ihm nahe an 2 Eimer Wasser abgezapft. Der Mann hob Augen und Hände fortwährend empor und sagte nichts als: »Allah ist groß, Allah ist wunderbar groß!« Er befindet sich jetzt verhältnißmäßig ganz wohl, und der Herr Doctor hofft, auch das Uebel, von dem diese Wasseransammlung nur eine Folge war, jetzt heben zu können unter Gottes Beistand. Die beiden Gestorbenen waren alte Leute, einer ein Hadji = Heiliger, weil er in Mekka war und ein alter Fallah, der unserm Ansehen nach gläubig heimgegangen ist. Gott schenke ihnen selige Ruhe.

Was nun die Kosten dieses Monats anlangt, so kann ich ein, wenn auch nicht viel, so doch etwas günstigeres Resultat berichten ꝛc.

Die Brodbäckerei haben Bruder Göttmann und ich allein in die Hand genommen, weil wir finden, daß noch etwas mehr herauskömmt, als wenn ich den Teig von der Waschfrau machen lasse. Ebenso ist es uns gelungen, ein gutes Brod für uns herzustellen, das sich, wie Bruder Göttmann meint, mit etwas Butter bestrichen besonders gut essen würde. Leider aber haben wir keine, und da schmeckt es denn auch so recht gut. Dies Brod backen wir zweimal wöchentlich und kaufen somit jetzt nur täglich frisches für den Arzt und Montags für die Kranken auf dem Bazar, so weit das am Sonnabend mehr gebackene nicht ausreicht, da wir bis jetzt Sonntags das Backen unterlassen haben. So weit geht Alles gut, nur daß, wie schon gesagt, eine weibliche Hülfe entbehrt wird, welche für Instandhaltung der Wäsche, so wie für so manche andere Dinge, mit denen wir Männer nicht gut zurecht kommen, besser als ich sorgen könnte.

Mit der Sprache kommen wir allmählich etwas voran, so daß wir in nicht gar zu ferner Zeit wohl unsern Dolmetscher*) entbehren können, so daß er, wenn anders zu den Kosten der Ueberfahrt in 6 oder 9 Monaten zu rathen ist, und seiner mit diesem Paket abgehenden Meldung zum Eintritt in die Brüderanstalt des »Rauhen Hauses« entsprochen werden kann, hier gern abgehen kann. Wir gönnten es ihm von Herzen, daß seinem so sehnlichen Wunsche genügt würde, aber die Kosten!

Allmählich gelingt es uns auch, aus den Reconvalescenten sogenannte Bachuken heran zu bilden, die den Brüdern bei dem speziellen Krankendienst wesentlich Hülfe leisten können, so daß ihnen der Dienst in etwas erleichtert wird. — Mit den wöchentlichen Ausgängen der Brüder sind wir fortgefahren, nur kann ich für mich dazu seltener die Zeit heraus finden.

Unsere neue Speiseeinrichtung (siehe den vorigen Brief) bewährt sich. Nur scheint es mir, als habe der Koch bei seinem guten Gehalt es jetzt ein wenig sehr bequem. Wenn ich nicht der Bruder W. wäre, so hätte ich, äußerlich angesehen, manchmal wahrlich nicht übel Lust Koch des Hospitals der Johanniter zu sein. — Uebrigens liegt keine Klage gegen ihn vor; er fügt sich so ziemlich und hat von der Bocksteifigkeit der Araber bereits Manches abgelegt. Ab und zu läßt er wohl unsere Abendsuppe anbrennen oder kocht die Klöße zu breiig, sonst geht es. Da es jetzt außer Zwiebeln, Porré und Salat gar nichts gemüseähnliches zu Saida giebt, so habe ich von Beirut einen Sack Kartoffeln kommen lassen, und da er beim Schälen derselben nach meiner Ansicht wirklich sündhaft verfährt, auch beim Braten derselben, denn eine andere Bereitungsart kennt er nicht, sie gräulich verunstaltet, so lasse ich sie auf unsern Tisch blos in der Schale abgekocht bringen. Nächstens, wenn ich etwas mehr Zeit habe, will ich indeß versuchen, ihm beizubringen, die abgekochten Kartoffeln nicht nachher mit den Fingernägeln, sondern mit dem Messer zu entschälen, dieselben dann in Scheiben zu schneiden und mit etwas Bassal und Semmen vernünftig herzurichten, so daß, wenn man sie ißt, man sich nicht zu ärgern braucht. Doch ich will in dieser Weise nicht fortfahren; es ist wahrlich thöricht, Sie, lieber Herr Graf, mit dergleichen Kleinigkeiten zu behelligen; ich will lieber Sie bitten, die herzlichsten Segenswünsche, Empfehlungen und Grüße für Sich und Ihre werthe Frau Gemahlin, so wie für alle sich für unsere Arbeit und uns interessirenden lieben Herren und Freunde von uns Allen entgegen zu nehmen, gewiß, daß ich in aller schuldigen Hochachtung bleibe ꝛc.

---

*) Ein Preuße, mit Namen Fischer aus dem Wupperthal, der in Beirut als Portier und Dolmetscher für unser Hospital in Saida gemiethet wurde, weil er arabisch spricht, ein sehr braver Mann.

Berichtigung.

In der ersten Todes-Anzeige in No. 22 ist **Friedrich Wilhelm Freiherr von Plettenberg-Heeren** zu lesen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 24. Berlin, den 12. Juni 1861. Nr. 24.

Leopold Johann Christoph Graf Küchmeister von Sternberg, auf Grodtken, Kreis Neidenburg. Ehrenritter seit 1840. † zu Grodtken 1. Juni 1861.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Der sechste Ritter des Hosenband-Ordens aus dem Hause Hohenzollern und der 745ste seit Stiftung des Ordens, ist Prinz Friedrich Wilhelm Nicolaus Carl, seit dem 2. Januar 1861 Kronprinz von Preußen Königliche Hoheit, welcher den Orden bei seiner Vermählung mit Victoria, Princeß Royal von Groß-Britannien und Irland, am 28. Januar 1858 im Schlosse Windsor, Residenz der Königin Victoria I., empfing. Die erste Mittheilung von der Absicht der Königin, als Souverainin des Ordens, ihren fürstlichen Schwiegersohn in die Ritter-Genossenschaft aufzunehmen, erhielt der Prinz durch den Prinzen-Gemahl Albert, lehnte die ihm zugedachte Auszeichnung aber mit der Bemerkung ab, daß er unmöglich einen Orden tragen und dessen Verpflichtungen übernehmen könne, den sein Vater, der Prinz-Regent, jetzt König Wilhelm, noch nicht besitze. Ein Einblick in die Statuten des Ordens, nach welchen nur fremde Souveraine, neben den englischen und den dem englischen Königshause angehörenden Rittern, den Orden erhalten können, — König Friedrich Wilhelm IV. aber schon im Besitze des Ordens war, beseitigten dieses Bedenken des Prinzen, und erklärte sich derselbe nach eingeholter Genehmigung seines Durchlauchtigsten Vaters bereit, eine auf ihn fallende Wahl des Capitels annehmen zu wollen.

Demgemäß wurde am 29. Januar, also 4 Tage nach der in London stattgefundenen Vermählung, ein Kapitel der Ritter des Hosenband-Ordens in Windsor, wo das junge fürstliche Paar seitdem wohnte, zusammen berufen und demselben die Proposition des Ordens-Souverains vorgelegt. — Alle im Bereich von London und Windsor lebenden Ordens-Genossen waren bei diesem Kapitel gegenwärtig, und bestand an jenem Tage die Ordens-Genossenschaft überhaupt aus den folgenden Rittern, rückwärts nach dem Datum ihrer Aufnahme:

Richard Grosvenor, *Marquess of Westminster.* 1857.
Geo. Levison Gower, *Earl Granville.* 1857.
Henry John Temple, *Viscount Palmerston.* 1856.
Hugh Fortescue, *Earl Fortescue.* 1856.
Geo. R. Gordon, *Earl of Aberdeen.* 1855.
Francis Egerton, *Earl of Ellesmere.* 1855.
Geo. Fred. Howard, *Earl of Carlisle.* 1855.
Algernon Percy, *Duke of Northumberland.* 1853.
Constantine Henry Phipps, *Marquess of Normanby.* 1851.
Geo. Wm. Fred. Villiers, *Earl of Clarendon.* 1849.
Francis Russel, *Duke of Bedford.* 1846.
Richard Seymour Conway, *Marquess of Hertford.* 1846.
George Charles Pratt, *Marquess Camden.* 1846.
James Hamilton, *Marquess of Abercorn.* 1844.
Thomas Philipp de Grey, *Earl de Grey.* 1844.
J. B. W. Gascogne Cecil, *Marquess of Salisbury.* 1842.
Wil. Henry Vane, *2d. Duke of Cleveland.* 1842.
C. Grenville, *2d. Duke of Buckingham.* 1842.
George Lewison Gower, *2d. Duke of Sutherland.* 1841.
Albert Edward, *Prince of Wales.* 1841.
George Howard, *6th. Earl of Carlisle.* 1837.
Henry Petty Fitzmaurice, *3d. Marquess of Landsdowne.* 1836.
Douglas Scott, *5th. Duke of Buccleuch.* 1835.

An fremden Souverainen: Der König der Belgier, der König von Dänemark, der Herzog von Sachsen-Meiningen, der König von Hannover, der Herzog von Braunschweig, der König von Würtemberg, der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der König von Preußen, der König von Sachsen, der Kaiser der Franzosen und der König von Sardinien*).

In dem Kapitel wurde nun die Wahl des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen und das Diplom von der Königin durch ihre Ueberschrift und Anhängung des Ordenssiegels vollzogen. Dasselbe befindet sich auf einem Imperialfolio-Pergamentblatte, ist mit sauber colorirten Randverzierungen umgeben, in denen das Ordens-Wappen sich siebenmal in verschiedener Größe und von den Mantelschnüren umschlungen wiederholt, und lautet in englischer Sprache:

Victoria R.

Whereas We, the Sovereign of the **Most Noble Order of the Garter** have full power to dispense with the Statutes and Regulations usually observed within the same, We therefore upon divers consi-

*) Obgleich der Sultan Abdul Medschid den Orden 1855 ebenfalls erhielt, befindet sich sein Name doch nicht im Armorial-Register.

derations, Us thereunto especially moving, do hereby dispense with all the said Statutes and Regulations and do give and grant unto

His Royal Highness
Prince Frederick William
Nicolas Charles of Prussia.

full power and authority to wear and use the Glory or Star of silver with St. Georges Cross embroidered within the garter upon the left part of his coat, cloak and Upper Garment, as also to surround his coat of Arms with the Garter and to wear and use the collar and all other ornaments, belonging to the said **Most Noble Order** and to sit in the Stall, that shall be consigned to him in *Our Royal Chapel of St. George* at *Windsor*, and to exercise all rights and privileges, belonging to a *Knight-Companion* of Our said **Most Noble Order** in as full and ample a manner as if he had been formally installed, any decree, rule or usage to the contrary nothwithstanding.

Given under the great seal of Our said Order at Our Court at Windsor Castle the . . . . . day of January in the year of Our Lord One thousand eight hundred and fifty eight and in the twenty first year of Our Reign.

By the Sovereigns Command.
S. Oxon.
C. G.

In deutscher Uebersetzung:
Victoria Königin.

Da wir als Souverain des **sehr edlen Ordens vom Kniebande** volle Macht haben alle Statuten und Vorschriften zu beseitigen, welche innerhalb desselben beobachtet werden, So beseitigen wir hiermit aus verschiedenen, Uns besonders dazu bewegenden Ursachen, die erwähnten Statuten und Vorschriften und geben und verleihen

Seiner Königlichen Hoheit
dem Prinzen Friedrich Wilhelm
Nicolaus Carl von Preußen

volle Macht und Recht, zu tragen und zu brauchen den Glory oder silbernen Stern mit dem St. Georgenkreuz, gestickt innerhalb des Kniebandes, auf der linken Seite seines Rocks, Mantels oder Oberkleides, wie auch zu umgeben sein Wappenschild mit dem Kniebande und zu tragen und zu gebrauchen die Kette und allen anderen Schmuck, welcher zu dem genannten **Sehr Edlen Orden** gehört, und zu sitzen in dem Chorstuhl, welcher ihm in Unserer Königlichen Kapelle des Heiligen Georg zu Windsor angewiesen werden soll, und auszuüben alle Rechte und Privilegien eines Ritter-Genossen dieses **Unseres Sehr Edlen Ordens** eben so vollständig und uneingeschränkt, als ob er mit allen Formalitäten in den Chorstuhl eingewiesen worden wäre, unbeschadet aller Befehle Regeln oder Gebräuche, welche dem entgegenstehen.

Gegeben unter dem großen Siegel Unseres genannten Ordens, an Unserem Hoflager in Windsor Schloß, am . . . . . Januar im Jahre des Herrn Ein Tausend acht Hundert und acht und funfzig, Unserer Regierung im Ein und Zwanzigsten. Auf Befehl des Souverains.

S. Oxon.
C. G.

Aus dem Wortlaut dieser Urkunde geht hervor, daß die aus englischen Zeitungen jener Tage, auch in deutsche Zeitungen übergegangene Angabe, daß Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen den Orden als ein Nachkomme König Georgs I. von Groß-Brittanien erhalten habe, nicht gegründet, oder diese Erklärung wenigstens nicht mit in dies Diplom aufgenommen ist. Wir werden bei der Aufnahme König Wilhelms in den Orden auf diesen Umstand zurückkommen.

Auffallend ist, daß in dem so sorgfältig vollzogenen Diplom das Datum nicht mit eingetragen ist. Die Stelle dafür ist leer gelassen und die Ausfüllung mit Bleistift wahrscheinlich für die Königliche Vollziehung angedeutet.

An dem Tage der Aufnahme wurde der Prinz Friedrich Wilhelm, welcher die große Preußische Generals-Uniform mit kurzen weißen Beinkleidern und weiß seidenen Strümpfen, sowie Schuhe mit Schnallen trug, ohne einen andern Orden, als den rothen Adler-Orden 4. Klasse sowie die Hohenzollersche Medaille, aus der großen St. Georges-Hall durch die beiden jüngsten Ritter Marquess of Westminster und Earl Granville um 1 Uhr Mittags abgeholt, um in das Thronzimmer geführt zu werden, wo die Königin kurz vorher das Ordens-Kapitel abgehalten hatte und nicht auf dem Throne — es ist dies der berühmte Indische Thron — sondern auf einem Armsessel am Kopf-Ende der Tafel saß, um welchen die anwesenden Ritter-Genossen in ihrer vollen Ordenstracht standen. Die Wappenherolde gingen vor dem Eingeführten her, welcher sich mit den vorgeschriebenen drei Reverenzen der Souverainin näherte und einen Sessel rechts neben der Königin angewiesen erhielt. Sofort nach dem Eintritt begann der Bischof von Oxford, als Kanzler des Ordens, die üblichen Ermahnungen (Admonitions), denen entsprechend die Königin das vom Garter, King at Arms knieend dargebotene Knieband nahm und es ihrem Schwiegersohne umlegte, worauf die wirkliche Befestigung desselben durch den Prinzen Gemahl und den Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha erfolgte. Eben so bei dem Umlegen des großen blauen Bandes. Eine weitere Investitur der Insignien erfolgte nicht, und gelangten die Ordenskleider, Stern, Kette, Degen, so wie Statutenbuch u. s. w., erst im Sommer desselben Jahres nach Berlin. Nach der Bekleidung mit dem blauen Bande gab die Königin dem neuen Ritter die Accolade, der Prinz reichte allen versammelten Ordens-Genossen die Hand und entfernte sich dann mit abermals drei Reverenzen, nach altem Gebrauch rückwärts gehend, aus dem Thronzimmer.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Friedrich Wilhelm, Princess Royal, befand sich im Gala-Manteau ebenfalls während der Aufnahme im Thronzimmer.

Das Banquet wurde Abends in der Waterloo-Gallery abgehalten, und hatten dazu alle anwesenden Ordens-Genossen Einladungen erhalten. Die Zahl der Tafelgäste war 71 und die Pracht im Service, Schmuck und Bewirthung außerordentlich.

Spät Abends besuchte Prinz Friedrich Wilhelm allein mit seiner jungen Gemahlin die St. Georgen-Capelle, um der alten Vorschrift zu genügen, nach welcher innerhalb des der Aufnahme folgenden Jahres, ein

Besuch dieser Capelle stattfinden muß. Seitdem wurde das schwarz und weiß eingefaßte Banner und das Wappen des Prinzen Ritters in seinem Chorstuhl angebracht und auch das Emaille-Schild dort befestigt, auf welchem sich der vollständige Titel des Inhabers mit Goldschrift befindet. Da diese Emaille-Schilde nach dem Tode eines Ritters nicht fortgenommen werden, sondern nur die Hinzufügung des Neuen erfolgt, so findet sich in jedem der Chorstühle ein Verzeichniß seiner Inhaber von den frühesten Zeiten an.

Auch Prinz Friedrich Wilhelm trägt nach dem Beispiel der Könige Friedrich I. und Friedrich Wilhelm IV., den Stern des schwarzen Adler-Ordens vom Hosenbande umschlungen. (Fortsetzung folgt.)

Die Pflege und Erziehung blödsinniger Kinder.

(Referat von C. Barthold, Vorsteher der Blödenanstalt Hephata zu M. Gladbach.)

(Fortsetzung.)

III. Viele Tausende von Idioten und Cretinen warten also noch auf Hülfe. Wie nothwendig aber diese Hülfe ist, zeigt ein flüchtiger Blick auf die traurige Lage dieser Unglücklichen in der Familie und Gemeinde.

Wir lassen bei der Schilderung dieser Lage nicht das Gefühl, sondern Eltern und Angehörige solcher Kinder reden.

Da kommt eine Frau und bittet mit Thränen und um Gottes Willen, den blödsinnigen Sohn ihrer Schwester in die Anstalt aufzunehmen. Die Eltern hätten ein großes Geschäft und könnten sich des Knaben nicht annehmen, wüßten auch nicht, was sie mit ihm anfangen sollten und weil er sich beständig aufs Aergste beschmutze, überhaupt ein thierisches Wesen an sich habe, wollten sie ihn nicht an die Oeffentlichkeit kommen lassen, und so sitze der Knabe den ganzen Tag sich selbst überlassen in einem abgelegenen Zimmer des Hauses und versinke immer tiefer in ein thierisches Wesen.

Die gebildete Mutter eines blödsinnigen Mädchens erzählt, daß sie um ihres Kindes willen aus der Stadt weggezogen sei, wo ihre Familie wohne, um ganz der Erziehung ihres Kindes leben zu können, aber der täglichen Störungen der Haus-Ordnung seien zu viele und nicht zu beseitigende, so daß von einer plan- und gleichmäßigen Behandlung eines solchen Kindes, auch in diätetischer Beziehung, in der Familie nicht die Rede sein könne; zudem vermöge sie den Eigensinn und die Verkehrtheit des Kindes nicht zu beherrschen; und sie spüre, trotz aller Sorgfalt, die sie auf das Kind verwende, keinen geistigen Fortschritt.

Der Vater eines blödsinnigen Knaben, ein Beamter, klagt über den äußerst nachtheiligen Einfluß dieses Kindes auf seine gesunden Kinder, während er nicht verspüre, daß diese auf jenes wohlthätig und fördernd einwirken; zudem verderbe das Kind in seiner Zerstörungssucht Alles, was im Zimmer sei.

In der Familie eines reichen Oekonomen beherrscht ein blödsinniges Mädchen durch ihren Starrsinn und ihr diabolisches Geschrei die ganze Familie so sehr, daß diese auf jeglichen Einfluß verzichtet und das Mädchen mit dem rohen Gesinde laufen läßt, von dem es nichts Gutes, aber viel, viel Böses lernt.

So die Lage blödsinniger Kinder in gebildeten und wohlhabenden Familien. Im günstigsten Falle sind sie für die Familie eine ungeheure Last.

Wie übel sind erst die blödsinnigen Kinder armer Leute daran! Von ihren eigenen Eltern und Geschwistern lieblos behandelt, von Fremden verspottet und mißhandelt, ja oft von der Bosheit und Wollust mißbraucht (wovon himmelschreiende Beispiele angeführt werden könnten), führen sie ein Leben, das ärmer ist als das eines Thieres.

Und vollends die Elternlosen! Wie ein verscheuchtes Reh laufen sie in der Gemeinde umher, gewöhnlich verfolgt und gereizt von einem Troß roher Gassenbuben, alter wie junger und kein Vernünftiger läßt ihnen einen Schutz zukommen.

Wer hat die Schuld und die Verantwortung, wenn solch ein gereizter Blödsinniger ein Verbrechen begeht? Manchmal bekommt ein solch heimathloser Blödsinniger noch ein Unterkommen, aber wo? Im Irrenhause bei den unheilbaren Geisteskranken. Hier sind sie wohl dem Spott und der Mißhandlung entrissen, aber ihre Lage ist keine bessere geworden. Und muß nicht ihr schwaches Geistesleben an diesem Orte vollends ganz verlöschen?

Sollte dieser traurige Zustand so vieler unserer Miterlösten nicht jedes Christenherz auffordern, Rath und Hülfe zu schaffen für diese Unglücklichen?

Aber wie soll ihnen geholfen werden? fragen Viele. Ist es nicht Aufgabe der Medicin, ihnen zu helfen, da ihr Zustand doch zunächst einen leiblichen Grund hat?

Man kann auf diese Frage mit Ja und mit Nein antworten.

Mit Ja, indem es Aufgabe der Medicin ist, die Ursachen des Blödsinns, soweit sie im leiblichen Organismus liegen, zu beseitigen, oder doch in ihrer Wirkung zu mäßigen. Zwar ist das Erstere — die Heilung des Blödsinns — nach dem Urtheil angesehener Aerzte bis jetzt noch nicht gelungen und bleibt für die Medicin eine noch zu lösende Aufgabe; aber immerhin kann sie in letzterer Hinsicht Vieles thun und damit der geistigen Ausbildung der Idioten in die Hand arbeiten.

Mit Nein muß man aber auf obige Frage antworten, wenn man die ganze Aufgabe allein der Medicin zuweisen will; die Hauptaufgabe bei der Erziehung der Idioten fällt vielmehr der Pädagogik zu; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß in jedem derartigen Unglücklichen noch ein höheres oder geringeres Maaß von geistigen Fähigkeiten vorhanden ist, die der Entfaltung und Entwicklung fähig sind und daß darum solche Individuen durch eine zweckmäßige pädagogische Behandlung noch auf eine höhere Stufe des Bewußtseins und Handelns gebracht werden können.

IV. Lange hat man zwar an der Möglichkeit gezweifelt, Blödsinnige zu bilden, und noch giebt es Viele, welche diesen Zweifel hegen. Aber die seit 20 Jahren gemachten Versuche und Erfahrungen haben diesen Zweifel vollständig gehoben, und wer etwa noch nicht glauben will, dem kann man getrost zurufen: „Gehe hin in eine Idiotenanstalt und siehe es!“ Schon Mancher ist als Gegner der Sache in eine solche Anstalt hinein- und als Freund wieder herausgegangen.

Es sei gestattet, auf die seitherige Thätigkeit einzelner Anstalten speciell hinzuweisen.

1. Die Anstalt zu Hubertusburg hat seit ihrem 14jährigen Bestande 98 Zöglinge aufgenommen, wovon 3 gestorben und 41 in der Anstalt augenblicklich anwesend sind.

Von den 54 Entlassenen haben 28 das Ziel der Anstalt vollständig erreicht, sind confirmit worden und zeigen sich erwerbsfähig. Sie arbeiten als Korbmacher, Weber, Schuhmacher, Tischler, in der Landwirthschaft und einer als Schreiber.

Zehn der Entlassenen haben das Ziel der Anstalt unvollständig erreicht, d. h. sie waren zur Confirmation befähigt, aber nicht erwerbsfähig oder umgekehrt. 16 waren als nicht bildungsfähig wieder entlassen.

(Es sei hier bemerkt, daß die Staatsanstalt Hubertusburg nur solche bildungsfähige Kinder aufnimmt, welche Hoffnung zur Erwerbsfähigkeit geben).

2. Die Heil- und Pflegeanstalt zu Winterbach hat seit ihrer Gründung im Jahre 1848, 236 Zöglinge aufgenommen, wovon bis jetzt 179 ausgetreten sind. Von diesen sind 24 gestorben und 52 waren theils reine Pfleglinge, theils Taubstumme. Von den übrigen 100 Bildungsfähigen wurden 47 vor Verfluß der erforderlichen Bildungszeit aus der Anstalt zurückgenommen, waren aber wesentlich gebessert; 47 wurden confirmirt und 9 konnten in Volksschulen oder andere Lehranstalten übertreten.

Von den 47 Confirmirten standen 30 so, daß sie sich selbst prüfen und also das heil. Abendmahl empfangen konnten, während dieses Sacrament 17 anderen wegen verkehrten Gemüths und Willens, oder wegen anklebender Krankſinnigkeit, oder wegen zu großer Schwäche und Stumpfsinnigkeit vorenthalten wurde. Einzelne von diesen verlangten aber, in ihre Heimath zurückgekehrt, von ihrem Ortspfarrer mit Bitten und Thränen die Zulassung zum heil. Abendmahl.

Die meisten von den Confirmirten konnten durch Beschäftigung wenigstens theilweise zu ihrem Lebensunterhalt beitragen, mehrere ein förmliches Handwerk erlernen, die nun als Gesellen zur Zufriedenheit ihrer Meister arbeiten; einzelne Mädchen konnten sich als Mägde verdingen.

(Zum Beweis, was man an Blödsinnigen thun kann, führt der Hauptlehrer dieser Anstalt an, daß er in der Geometrie mit seinen Schülern bis an die Lehre vom Kreis gekommen sei und daß dieselben den pythagoräischen Lehrsatz vollständig faßten und ihn auf drei Arten beweisen könnten).

3. Aus einer der Berliner Anstalten wird mir von dem Inhaber derselben (Wm. Bösch) berichtet, daß von 27 Zöglingen 6 so weit seien, daß sie eine Bekanntschaft und ein Verständniß der christlichen Heilswahrheiten bekunden, wie es bei vielen Gesunden nicht gefunden werde, so daß sie confirmirt werden konnten. 2 von ihnen erlernten das Tischler-, 4 das Korbmacher-Handwerk und einer ernähre sich als Geselle. 17 weitere Zöglinge seien dahin gelangt, daß sie nicht nur im elterlichen Hause geduldet werden können, ohne den Anstand zu verletzen, sondern daß sie auch vermögen, sich im Hause nützlich zu machen.

Die Meisten von ihnen werden lesen und schreiben lernen und sich zur Confirmation befähigen.

Bei 4 Zöglingen endlich haben sich die Bildungsversuche als ungenügend und bei einem als völlig erfolglos gezeigt.

4. Von den 63 Zöglingen, die gegenwärtig in der Heil- und Pflegeanstalt zu Ecksberg sind, zeigten sich bei der am 12. Oct. v. J. vorgenommenen öffentlichen Prüfung 26 Kinder unterrichts- und arbeitsfähig; 10 davon konnten Buchstaben, 15 Sätze lesen; 20 schreiben, 16 bis hundert zählen und etwas rechnen; 17 wußten das Wichtigste aus dem Religionsunterrichte und der biblischen Geschichte, 25 verrichteten nützliche Handarbeiten.

5. Die Anstalt zu Neuendettelsau nahm innerhalb 5—6 Jahren etwa 32—36 Kinder auf. Von diesen sind als bildungsunfähig wieder zurückgegeben worden 6 oder 7. 8 Kinder wurden confirmirt und 4 sind im Confirmandenunterrichte. 2 Kinder treten in die Volksschule über.

Von den gebessert ausgetretenen Kindern sind 4 in der Landwirthschaft verwendet worden.

6. Von den 23 Zöglingen der Heil- und Pflegeanstalt zu M.-Gladbach, welche seit Januar v. J. errichtet ist, erhalten 18 in zwei gesonderten Abtheilungen einen regelmäßigen und vollständigen Elementarunterricht und 4 weiteren Vorbereitungsunterricht. Ein Knabe empfängt Katechismusunterricht, 10 Kinder nehmen Theil am Unterricht in der biblischen Geschichte, mit 10 weiteren Kindern können biblische Bilder beschrieben werden; ein Kind liest im neuen Testament, 4 lesen Sätze in Druckschrift, 12 in Schreibschrift; alle diese können schreiben, 5 correct aus dem Buche abschreiben; 18 erhalten Formen- und Zeichenunterricht.

Bis auf Einige können diese Kinder beschäftigt werden. Die Mädchen haben mehrere Paar Strümpfe gestrickt, die Knaben eine ziemliche Zahl wollener Shawls verfertigt, wollene Kordeln geflochten und Stroharbeiten gemacht; außerdem sich im Hause mit Wasserholen, Holzsägen und spalten, Schuhwichsen und dgl. nützlich gemacht.

Das Betragen hat sich bei den Meisten sehr gebessert, sie sind folgsam und arbeitsam, reinlich und gesittet worden; sie zeigen Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Verträglichkeit.

Aehnliche Resultate könnten noch von andern Anstalten mitgetheilt werden, aber es möge an diesen genügen, um nachzuweisen, daß es möglich ist, die Blödsinnigen zu brauchbaren Menschen zu erziehen und ihnen ein Bewußtsein ihrer ewigen Bestimmung beizubringen.

V. Aus dem Mitgetheilten geht hervor, daß den Blödsinnigen nur in eigens für sie eingerichteten Anstalten geholfen werden kann.

Die Familie kann eingestandenermaßen für die Erziehung und Bildung ihrer blödsinnigen Kinder nicht das thun, was ihnen heilsam ist; die öffentliche Schule kann erfahrungsmäßig sich ihrer nicht nach Bedürfniß annehmen, weshalb sie alle derartigen Kinder ausschließt; der Privatunterricht zeigt sich in diesem Falle als unzweckmäßig und erfolglos. Alle Erfolge, welche bisher an Blödsinnigen erzielt worden sind, sind nur in eigens für sie eingerichteten Anstalten erzielt worden.

Solche Anstalten müssen aber einen zwiefachen Zweck verfolgen:

1. Die geistige (intellectuelle und sittlich-religiöse) und
2. Die praktische Ausbildung ihrer Pfleglinge. Sittliches Urtheil, Gottesfurcht und irdische Brauchbarkeit (Erwerbsfähigkeit): dies sind die Zielpunkte, welche sie zu erreichen streben müssen.

Zu dem Ende müssen diese Anstalten sein:

a) Unterrichtsanstalten,
b) Erziehungsanstalten,
c) Beschäftigungsanstalten,

und Letzteres in der Ausdehnung, daß die Kinder so lange in der Anstalt bleiben können, bis sie fähig sind, bei einem Meister, und wenn dies nicht möglich ist, in der Anstalt selbst ein Handwerk zu erlernen.

(Wir können in dieser Hinsicht auf das im Bau begriffene neue Anstaltsgebäude in M.-Gladbach hinweisen und laden Alle, die sich für die Sache interessiren, zu einem Besuche daselbst herzlichst ein).

Neben solchen Erziehungs-, resp. Heilanstalten sind aber für unheilbare und ältere Blödsinnige, sowie für solche aus der Heilanstalt Entlassene, welche nicht ohne Gefahr in die Gesellschaft eintreten können, Bewahranstalten und Asyle ein ebenso dringendes Bedürfniß. In dem Asyle werden die Einzelnen nach ihren Fähigkeiten beschäftigt und tragen so viel als möglich selbst zu ihrem Unterhalte bei.

(Schluß folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 25. Berlin, den 19. Juni 1861. Nr. 25.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

(Fortsetzung.)

Bald nach der Thronbesteigung Seiner Majestät des Königs Wilhelm erhielt Allerhöchstderselbe in einem Handschreiben der Königin von Groß-Brittanien und Irland, Victoria I., als Souverain des Sehr Edlen Ordens vom Hosenbande, die Mittheilung, daß nach dem Tode des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. die Ritter-Genossenschaft des Ordens auf des gegenwärtig regierenden Königs Majestät übergehen solle. Der Präcedenzfall einer unmittelbaren Folge in die Knight-Companionship ist in der Annahme des Ordens durch König Friedrich I. nach dem Tode des Großen Kurfürsten auch in dem Hohenzollernschen Fürstenhause vorhanden. Als die bejahende und dankende Antwort Seiner Majestät in London eingetroffen war, vollzog der Souverain des Ordens am 6. Februar 1861 das folgende Aktenstück, welches später gedruckt dem Statutenbuche einverleibt wurde.

Victoria R.

Whereas by the Statutes of Our Most Noble Order of the Garter, it is enjoined, that the said Order shall consist of the Sovereign and of Twenty-five Knights-Companions, together with such lineal Descendants of Our Royal Predecessor King George the First, as shall have been Elected and may hereafter be Elected into the same, always excepting the Prince of Wales, who is a constituent part of the original Institution: We, the Sovereign of the Said Most Noble Order, having resolved to admit into the Fellowship thereof, Our good brother, William, King of Prussia, do, upon divers considerations, Us thereunto especially moving, hereby Dispense with the holding of a Chapter of the Said Order; and by virtue of the Power and Authority inherent in Us, as Sovereign, We further dispense with all Statutes of the Said Order, in as far as may be required for the special purpose of this Decree; and do hereby Decree, Ordain and Declare the said King of Prussia, be and is hereby Declared a Knight of Our Most Noble Order, any Statute, Decree, Rule or Usage to the contrary notwithstanding.

Given at Our Court at Buckingham Palace under Our Sign Manual and Signet of Our Said Order, the 6th. Day of February 1861, in the Twenty-fourth year of Our Reign.

By the especial Command of the Sovereign

L. Oxon C. G.

In deutscher Uebersetzung:

Victoria R.

Sintemalen durch die Statuten Unsres Sehr Edlen Ordens vom Hosenbande erheischt wird, daß der besagte Orden aus dem Souverain und Fünf und zwanzig Ritter-Genossen, zusammen mit solchen direkten Nachkommen Unseres Königlichen Vorfahren König Georgs I. bestehen soll, welche dazu erwählt wurden oder später dazu erwählt werden sollten, — immer ausgenommen den Prinzen von Wales, welcher ein integrirender Theil der ursprünglichen Einsetzung ist — so haben Wir, als Souverain des Sehr Edlen Ordens beschlossen, Unsern guten Bruder, den König Wilhelm von Preußen, in die Mitgliedschaft desselben aufzunehmen, — erlassen hiermit das Abhalten eines Capitels des besagten Ordens und heben durch die Uns als Souverain innewohnende Macht und Autorität alle Statuten des besagten Ordens auf, so weit es der besondere Zweck dieses Befehls etwa verlangt, und befehlen, verordnen und erklären hiermit den besagten König von Preußen zum Ritter Unseres Sehr Edlen Ordens, unbeschadet jedes Statutes, Befehls, Regel und Gebrauch, die Dem entgegenstehen möchten.

Gegeben an Unserm Hofe im Buckingham-Pallast, unter Unsrer eigenhändigen Unterschrift und dem Siegel Unsres besagten Ordens am 6. Tage des Februar 1861, Unserer Regierung im vierundzwanzigsten.

Auf Special-Befehl des Souverain

L. Oxon C. G.

Diesem Akt souverainer Machtvollkommenheit innerhalb des Ordens folgte die offizielle Mittheilung desselben nach Berlin und die Ernennung derjenigen Personen, welche die Insignien des Ordens dem neuen Königlichen Ritter-Genossen überbringen und die Investitur selbst vollziehen sollten. Die Ernennung (Commission) zu einer besondern Mission (Special Mission) an den Königlich Preußischen Hof geschah ebenfalls durch eigenhändige Unterschrift der Königin Victoria und unter Beidrückung des großen Ordenssiegels, und wurden dazu bestimmt:

1) Als außerordentlicher Gesandter John Campbell, Marquis v. Breadalbane, Graf von Ormelie und Baron von Breadalbane auf Schloß Taymouth, Lord-Kammerherr Ihrer Majestät der Königin, Lord-Lieutenant von Argyllshire, Vice-Admiral der Küsten von Argyllshire und der westlichen Inseln, Oberst der Miliz von Argyllshire, Präsident der Königlichen Gesellschaft schottischer Alterthumsforscher, Curator des Brittischen Museums, Ritter des Ordens von der Distel. Als schottischer Pair führt er die Titel: Earl of Breadalbane and Holland, Viscount of Tay and Paintland Lord Glenorchy, Benederaloch, Ormelie and Weick. Der Marquis ist am 26. October 1796 geboren, verheirathete sich 1821 mit Eliza, Tochter des Esquire Bailie, und succedirte seinem Vater 1834. Sein Haus ist eins der angesehensten der brittischen Aristokratie. Im Jahre 1625 wurden die Breadalbanes Baronet, erhielten 1677 alle sogenannten „Schottischen Privilegien", wurden 1806 Barone der vereinigten Königreiche, 1831 aber Earls und Marquess. Sie sind in Pertshire auf Schloß Taymouth; in Argyllshire auf den Schlössern Kilchurn, Ardmaddy und in dem Waldschloß Glenusquhay, in Berwikshire aber auf Langton-House angesessen. Das Motto der Familie ist: Follow me! (Folgt mir!)

2) Sir Charles George Young, Knight, Garter und King of Arms des Hosenband-Ordens. Da zu außerordentlichen Gesandten für die Ueberbringung des Ordens nie ein Ritter desselben, sondern eine außerhalb des Ordens stehende, besonders angesehene Persönlichkeit bestimmt wird, so ist es herkömmlich, daß der Wappenkönig des Ordens — gewöhnlich Garter (Knieband) ohne weitere Bezeichnung genannt, — als besonders mit den Ceremonien und Ueberlieferungen des Ordens vertraut, die zweite Person einer solchen Special-Mission ist. Das Recht des Vorschlages zu dieser Stelle hat aus alten Zeiten der Earl Marshall von Norwich.

Seine Amtstracht besteht in einem langen Talar und Mantel von carmoisinrothem Atlas, mit weißer Seide gefüttert und garnirt. Die Badge (plaque, Ordensschild) ist in Emaille von dem Hosenbande umgeben, und zeigt in zwei Hälften nebeneinander, rechts das Wappen des Ordens-Oberhauptes und links das rothe Kreuz des heiligen Georg. In der Hand trägt er das Scepter, ein kurzes goldenes ganz einfaches Stäbchen, oben mit einer Lilienspitze.

3) Esquire Edward Stephan Dendy, sogenannter Chester Herald, und

4) Esquire William Courthope, der Somerset Herald, zugleich als Secretair der Mission fungirend.

5) The Honourable Hussey Crespigny Vivian, Secretair der Mission.

Diese Personen verließen London am 25. Februar, nachdem der Marquis von Breadalbane am 23. die Abschieds-Audienz bei Ihrer Majestät der Königin Victoria gehabt, und kamen am 28. Abends mit dem Eisenbahnzuge von Cöln hier in Berlin an, wo der Brittische Gesandte am Preußischen Hofe, Lord Loftus, sie auf dem Bahnhofe empfing und nach dem Hôtel de Rome, Unter den Linden, geleitete.

Als der Mission attachirt, trafen mit derselben auch der General-Major Lord Frederic Paulet, Ritter des Bath-Ordens, und Lieutenant Viscount Hinchingbrook ein, welche wir bei der Investitur ebenfalls fungirend finden werden.

Am 2. März empfing Seine Majestät der König in seinem Palais den Lord Loftus, welcher in seiner Eigenschaft als Gesandter die Deputation vorstellte. Zuerst den Marquis von Breadalbane, dann Garter und endlich die übrigen Personen.

Gleich nach der Ankunft der Deputation in Berlin war der Ober-Ceremonienmeister Freiherr von Stillfried, Graf Alcantara, auf Grund eines von der Deputation mitgebrachten in französischer Sprache besonders für diese Investitur gedruckten Ceremonial-Programms mit ihr in Verbindung getreten, und hatte sich mit der Festsetzung und dem Arrangement aller darauf bezüglichen Vorschriften nach hiesigen Bedingungen und Nothwendigkeiten beschäftigt.

In diesem Ceremonial-Programm war vorgeschrieben, daß Seine Majestät der König während der Ordens-Investitur keine anderen Orden zu tragen habe. Da König Wilhelm die vor dem Feinde erworbenen Kriegs-Orden stets und bei jedem öffentlichen Erscheinen trägt, so mußte diese Bestimmung Gegenstand einer besonderen Berathung werden. Seine Majestät entschied sich dahin, keine anderen Orden als das Kreuz pour le Mérite tragen zu wollen. Demgemäß wurden auch bei der Investitur der Stern des schwarzen Adler-Ordens, so wie die gewöhnlichen kleinen Kriegs-Orden nicht wahrgenommen. Dagegen trat Seine Majestät mit dem Stern des Bath-Ordens, welchen Allerhöchstderselbe bei seinem 50jährigen Militärdienst-Jubiläum ebenfalls für kriegerisches Verdienst erhalten hatte, in den weißen Saal, nahm denselben aber beim Besteigen des Thrones von der Brust und hatte somit im Augenblick der Investitur nur den Orden pour le Mérite en sautoir.

Nach vollzogener Investitur und Umkleidung in der grünen Kammer legte Seine Majestät indessen neben dem Stern zum Hosenbande auch die kleinen Kriegs-Orden sämmtlich wieder an.

Weiter machte das erwähnte Programm darauf aufmerksam, daß der Degen, welchen Seine Majestät vor der Investitur trage, bei seiner Auswechslung gegen das Ordensschwert nach altem Recht und Herkommen in den Besitz des Wappenkönigs übergehe. Da Seine Majestät bei festlichen Gelegenheiten denjenigen Degen zu tragen pflegt, welchen Allerhöchstderselbe ebenfalls bei seinem 50jährigen Militärdienst-Jubiläum von des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Majestät erhalten hat, so mußte ein anderer Degen für diesen Fall gewählt werden. Jener Ehrendegen hat zwar ganz die Form eines vorschriftsmäßigen preußischen Offizier-Degens, sein Gefäß und Beschlag ist aber von gediegenem Golde, 3 Mark schwer. Modellirung und Ciselirung mit allegorischen Figuren äußerst kunstvoll.

Noch waren die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche durch die tiefe Landestrauer besonders festlichen und geräuschvollen Arrangements bei der Investitur entgegenstanden.

Am 5. März fand eine Soirée bei JJ. KK. HH.

dem Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin statt, zu welcher die Mitglieder der Ordens-Deputation eingeladen waren, und welche durch die Anwesenheit Ihrer Majestäten des Königs und der Königin geehrt wurde.

Am Mittwoch, 6. März, fand dann die feierliche Investitur im weißen Saale des Schlosses statt, für deren Dauer die Trauer von allen dabei erscheinenden Personen abgelegt wurde.

Die englische Deputation versammelte sich in der Wohnung des Marquis Breadalbane und bestieg um 4 Uhr Nachmittags die vor dem Hôtel de Rome unter Zulauf einer großen Menschenmenge vorgefahrenen vier königlichen Galla-Wagen. Jeder der drei ersten Wagen nahm zwei Mitglieder der Mission und Gesandtschaft, der vierte von sechs Pferden gezogene die beiden Bevollmächtigten auf. Zwei königliche Vorreiter eröffneten und zwei schlossen den Zug der Equipagen, welche die Linden hinunter direkt zum königlichen Schlosse fuhren, wo die Deputation am Fuße der Wendeltreppe von dem königlichen Kammerherrn, Schloßhauptmann von Röder, empfangen wurde. Oben, beim Eintritt in den Schweizersaal, wo eine Gallawache paradirte, empfing der Hof-Marschall Graf von Pückler die Herren der Deputation und geleitete dieselben bis zur schwarzen Adler-Kammer, wo die sämmtlichen Insignien vorläufig auf einen bereitstehenden Tisch niedergelegt wurden.

Der Weiße Saal war für die Ceremonie besonders eingerichtet worden. Von dem dreistufigen Throne war die Trauerbekleidung entfernt. Auf demselben stand ein incrustirter Thronsessel mit lose liegendem rothem Sammetpolster bedeckt. Daneben auf der obersten Thronstufe zwei starke Kissen von rothem Sammet mit Gold bordirt, auf welche später Seine Majestät den Fuß stützte, als die Befestigung des Kniebandes erfolgte. Links neben dem Thron und von diesem 12 Fuß entfernt, begann vor den nach dem Schloßhofe führenden Fenstern und bis zur Treppenwand der haut pas für Ihre Majestät die Königin und Prinzessinnen des Kgl. Hauses, also ganz wie bei der Investitur König Friedrichs des Ersten und des Markgrafen von Anspach. Auf dem haut pas, der 8 Zoll Höhe und Raum für acht Armsessel, so wie für die hinter denselben Platz nehmenden Prinzen des Kgl. Hauses hatte, lag eine rothe Decke mit Goldtressen bordirt. Rechts vor dem Throne und zwar fast in der Mitte des Saales waren zwei Tische mit rothen Sammetdecken neben einander hingestellt worden, auf welche später die Kissen gelegt wurden, nachdem die auf denselben hereingetragenen Insignien und Bekleidungs-Gegenstände nach und nach überreicht worden waren.

Die Tribünen auf der Kapellen- und Lustgartenseite des Weißen Saales waren für Zuschauer der feierlichen Handlung bestimmt worden, und wurden besondere Einlaßkarten dazu vom Hofmarschall-Amte ausgetheilt. Auf der Tribüne an der Kapellenseite saßen die in Berlin anwesenden fürstlichen Damen, so wie das diplomatische Corps und dessen Damen. Auf der gegenüberliegenden Tribüne an der Lustgartenseite saßen die Excellenzen Damen und sonst ausgezeichnete gerade in Berlin anwesende Personen.

Die Posten innerhalb der Prachtsäle wurden von Mannschaften der Gardes du Corps in Superwesten und der Garde-Unteroffizier-Compagnie besetzt.

Die Versammlung im Weißen Saale begann um 4½ Uhr, und nahmen die nach und nach Eintretenden sofort die für die Ceremonie bestimmte Aufstellung ein. Der General-Feldmarschall Freiherr von Wrangel, die Generale der Infanterie und Kavallerie, so wie die Staats-Minister in einer Reihe gerade dem Throne gegenüber. Die Damen Ihrer Majestät der Königin und der Königlichen Prinzessinnen an der Kapellenseite vom haut pas bis zur Mittelthür, von dort an bis zum Fenster nach der Schloßfreiheit die Mitglieder der am Preußischen Hofe beglaubigten Großbrittanischen Gesandtschaft und deren Damen. Unter den Arkaden der Lustgartenseite die Cavaliere Ihrer Majestät der Königin und der Königlichen Prinzessinnen, sowie die Adjutanten der Königlichen Prinzen.

Kurz vor 5 Uhr erschienen Ihre Majestät die Königin und die Prinzessinnen des Königlichen Hauses von der Bildergallerie her, unter Vortritt der Cavaliere und betreffenden Chargen, und nahmen auf dem haut pas, Ihre Majestät die Königin zunächst dem Throne Platz, dann JJ. KK. HH. die Kronprinzessin, Prinzessin Carl, Prinzessin Friedrich Carl, Landgräfin von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, Prinzessin Alexandrine und Ihre Hoheit die Frau Fürstin von Hohenzollern-Sigmaringen. Vor dem haut pas standen die beiden Prinzessinnen Töchter der Frau Prinzessin Friedrich Carl, und Prinz Friedrich Wilhelm Victor Albert, Sohn des Kronprinzen, wurde auf dem Arm getragen.

Die Prinzen Carl, Friedrich Carl, Albrecht (Sohn), George und Adalbert von Preußen KK. HH. und der Fürst Anton von Hohenzollern-Sigmaringen Hoheit nahmen hinter den Armsesseln auf dem haut pas ihren Platz.

Seine Majestät der König, Allerhöchstwelcher unter dem Portal Nr. 4 vorgefahren war, begab Sich um 4¾ Uhr in die grüne Kammer neben der alten Kapelle, wo S. K. H. der Kronprinz, in dem Hosenband-Ordensmantel über der großen Preußischen Generals-Uniform und mit dem Preußischen Generalshelm in der Hand, seinen Durchlauchtigsten Vater empfing. Hier legte Seine Majestät, über weißen kurzen Kasimir-Beinkleidern, weiß seidenen Strümpfen und schwarz lackirten Schuhen mit goldenen Schnallen, den rothen Galla-Koller des Regiments der Gardes du Corps mit Generals-Epaulettes an, und begab sich dann, den Helm mit dem silbernen Adler in der Hand, in die Bilder-Gallerie, wo der Cortége sich formirte. Er bestand, unter Vortritt der Pagen, aus den Hof-Chargen, Ober-Hof-Chargen und Obersten-Hof-Chargen, worauf Seine Majestät der König und der Kronprinz folgten, während die General-Adjutanten, Flügel-Adjutanten und der Geheime Cabinets-Rath Illaire denselben schlossen.

Auf ein mit dem Aufstoßen des Stockes gegebenes, den Eintritt Seiner Majestät in den Weißen Saal verkündendes Zeichen erhoben sich Ihre Majestät die Königin und Königlichen Prinzessinnen, gegen welche Seine Majestät sich bei der Annäherung an den Thron verbeugte. Die im Cortége eingetretenen Pagen stellten sich im Halbkreise und mit dem Gesicht nach diesem, vor den Thron und vor den Generalen und Ministern, — die Leib-Pagen Seiner Majestät auf die untersten Stufen des Thrones hinter dem Thronsessel, — die Hof-, Ober-Hof- und Obersten Hof-Chargen, die General- und Flügel-Adjutanten, so wie der Geheime Cabinets-Rath rechts und links vom Throne auf, während S. K. H. der Kronprinz zur rechten Seite des Thrones auf die zweite Stufe desselben trat. Links vor dem Thron stand der Minister der auswärtigen Angelegenheiten v. Schleinitz und rechts der Ober-Truchseß Graf Redern.

Gleichzeitig mit dem Besteigen des Thrones ertheilte nun Seine Majestät der König dem Ober-Ceremonien-Meister Freiherrn von Stillfried, Grafen Alcantara, und dem Ober-Hof- und Haus-Marschall Grafen Keller den Befehl zur Einführung der noch in der schwarzen Adler-Kammer versammelten Deputation.

Während der Eintritt derselben erwartet wurde, hatte man Zeit, das glänzende Schauspiel zu übersehen. Seine Majestät sahen in dem zum erstenmale von Allerhöchstdemselben getragenen rothen Galla-Koller der Gardes du Corps und den weißen Eskarpins ungemein stattlich aus. Im Jahre 1814 hatte er in London der Investitur seines Hochseligen Vaters beigewohnt. Seitdem waren 47 Jahre vergangen. Jetzt sollte er selbst in diesen altehrwürdigen Orden aufgenommen werden. Neben ihm sein Sohn, der Kronprinz, als, — gewiß ein seltener

Fall, — älterer Ritter desſelben Ordens, in voller kleidſamer Ordenstracht; — alle anweſenden Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens, mit Ausnahme Seiner Majeſtät und des Kronprinzen, mit der prachtvollen Kette desſelben geſchmückt, die höchſten Würdenträger der Krone, Fürſtlichkeiten und berühmte Namen, umgeben von dem ganzen Apparat eines glänzenden Hofhaltes. Wäre ein Wunſch übrig geblieben, ſo wäre es die Mitwirkung einer feierlichen Muſik bei den verſchiedenen Vorgängen des Ceremonials, ſo wie die Erſcheinung der ſämmtlichen Ritter des ſchwarzen Adler-Ordens in ihrer ſo maleriſch ſchönen Ordenstracht geweſen. (Schluß folgt.)

Die Pflege und Erziehung blödſinniger Kinder.

(Referat von C. Barthold, Vorſteher der Blödenanſtalt Hephata zu M. Gladbach.)

(Schluß.)

VI. Eine andere Frage iſt die, wer ſolche Anſtalten gründen ſoll.

Manche halten den Staat für verpflichtet dazu. Allerdings läge für den Staat ebenſo die Verpflichtung ob, wie für Blinde und Taubſtumme, ſo auch für die Blödſinnigen zu ſorgen. Und wenn der Staat hilft (wie in Sachſen), ſo ſorgt er in finanzieller Hinſicht in der Regel gut, und er iſt in manchen Hinſichten weniger gebunden, als Privatanſtalten, z. B. bei der Aufnahme von Pfleglingen, der Feſtſetzung der Pflegegelder ꝛc.; aber die Bildung zur Gottesfurcht, die bei den Blödſinnigen in erſter Linie nöthig iſt, iſt in den Händen des Staates — nicht etwas Unmögliches, aber etwas nicht Verbürgtes.

Andere wollen die Fürſorge für die Blödſinnigen einzelnen Privaten überlaſſen. Aber dabei ergeben ſich große Schwierigkeiten: einmal erfordert die Er- und Einrichtung von Idioten-Anſtalten bedeutende Mittel; dann iſt ihre Benutzung meiſt nur Bemittelten möglich und Arme können daher wenig berückſichtigt werden; und endlich liegt für ſolche Privatanſtalten die Gefahr der Speculation gar zu nahe.

Die Fürſorge für die Blödſinnigen muß ein freies Liebeswerk der chriſtlichen Gemeinde ſein. Ihr zunächſt gilt das Wort: „Thue deinen Mund auf für die Stummen und für die Sache Aller, die verlaſſen ſind“ (Spr. 31, 8). Und ſollten nicht Alle, denen Gott „Vernunft und alle Sinnen gegeben hat und noch erhält“, ſollten vorzugsweiſe nicht alle Eltern, denen Gott leiblich und geiſtig geſunde Kinder geſchenkt hat, gerne Barmherzigkeit üben an dieſen Armen und Verlaſſenen, die ſo vieles entbehren, was ihre Jugendgenoſſen genießen!

Nur ſolche durch die chriſtliche Liebe gegründete Anſtalten für Blödſinnige können die Hülfsbedürftigſten unter denſelben, die armen, berückſichtigen; nur ſolche Anſtalten, in denen die Liebe und das Erbarmen das Hausregiment führt, können an der Klippe der Geldſpeculation vorbeikommen; nur ſolche, vom Glauben getragene, von der Liebe gepflegte Anſtalten können die Garantie bieten, daß auch bei der Bildung der Blödſinnigen vor Allem dem göttlichen Befehle Genüge geſchehe: „Weiſet die Kinder, das Werk meiner Hände, zu mir.“

Der Irrenarzt Dr. Damerow ſpricht ſich in dieſer Hinſicht dahin aus, daß die Herſtellung von Anſtalten für Blödſinnige Aufgabe der Privat-Wohlthätigkeit, ja der Barmherzigkeit von Privaten, Vereinen, Corporationen ꝛc. ſei. Für die Verpflegung der Kinder in der Anſtalt zu ſorgen, iſt zunächſt Pflicht der Eltern derſelben; wo dieſe die Mittel nicht dazu haben, liegt es der Gemeinde ob, für die Unterbringung derſelben zu ſorgen. Wenn dann auch der Staat als Mitwohlthäter hinzutritt durch Bewilligung von Beiträgen, ſo iſt dies dankbar anzunehmen.

VII. Ueber die Frage endlich, wer ſolche Anſtalten leiten ſoll, ob ein Arzt oder ein Pädagoge, laſſen wir einen anerkannten Arzt (Dr. Neumann, Director einer Irrenheilanſtalt) entſcheiden. Er ſagt: „Da die Urſache, aus der die Idiotie entſtanden, nicht zu heben iſt, ſo iſt es um ſo wichtiger, dahin zu ſtreben, die Zurückſetzung auszugleichen und alle Hülfsmittel der Erziehung dieſen unglücklichen Geſchöpfen in doppeltem Maaße angedeihen zu laſſen. Da dies nur durch ganz beſondere, für dieſen Zweck ganz beſonders berechnete Vorkehrungen und durch die uneigennützigſte Aufopferung beſonders begabter Perſönlichkeiten erzielt werden kann, ſo ſind eigene Inſtitute zur Erziehung der Idioten unter der Leitung beſonders erwählter Lehrer ein dringendes Bedürfniß. In ihnen ſpielt die Hygiene dieſelbe wichtige Rolle, die ſie überhaupt bei der Erziehung ſpielt, und darum werde dem ärztlichen Rathe ein gewiſſer Einfluß gegönnt; an der Spitze des Ganzen ſtehe aber eine weiſe Pädagogik, deren Träger zu ſeiner Legitimation nicht das mediciniſche Doctordiplom bedarf.“

Schließlich darf nicht unerwähnt gelaſſen werden, daß die Ausbildung der Idioten unendlich ſchwierig iſt, viel ſchwieriger z. B. als der Taubſtummenunterricht. Denn hier fehlt nur das vermittelnde äußere Organ, aber die geiſtige Begabung iſt in der Regel da; bei den Blödſinnigen aber hat man es nicht nur mit großer geiſtiger Schwäche, ſondern auch mit oft ſehr ſchwierigen Willens- und Gemüths-Abnormitäten zu thun; und zu dieſen geiſtigen Mängeln tritt in den meiſten Fällen große körperliche Schwäche und die craſſeſte Unbeholfenheit, welche die Brauchbarmachung der Hände, die Ausbildung zur Erwerbsfähigkeit ungemein erſchweren. Selten hat Jemand einen Begriff davon, welche Geduldsarbeit oft im kleinſten, unſcheinbarſten Erfolge ſteckt. Die Arbeit iſt, ſagt ein vieljähriger Idiotenlehrer, eine Herkules-, wenn auch — Gott ſei Dank! — keine Danaidenarbeit.

Vorſtehendes Referat wurde in der vom 11. evangel. Kirchentag zu Barmen angeordneten Special-Conferenz vorgetragen, und es einigte ſich die Conferenz, welche zugleich den Wunſch äußerte, daß dieſes Referat zum Zweck der Verbreitung gedruckt werde, über folgende Reſolutionen, welche dem Kirchentag in der zweiten Hauptverſammlung mitgetheilt wurden.

1. Die Arbeit für Heilung, Pflege und Erziehung unſerer blödſinnigen Kinder hat unter den übrigen Zweigen der Liebesthätigkeit der inneren Miſſion ihre Berechtigung und ihre von Gott angewieſene Stellung.

2. Die ſeitherigen Erfahrungen auf dieſem Gebiete chriſtlicher Thätigkeit berechtigen und verlangen, die barmherzige Liebe unſeres evangeliſchen Volkes für dieſelbe im Namen unſeres Heilandes aufzubieten.

3. Zur Ausübung dieſer Pflichten bedürfen wir, weil die Familie im Allgemeinen dieſe Mittel nicht darbietet, beſonderer Heil- und Bewahranſtalten.

4. Solche Anſtalten werden von freier chriſtlicher Liebe gegründet, geleitet und gepflegt unter Schutz und Bewahrung der Kirche.

An die Reſolutionen wurde die Bitte geknüpft, der Kirchentag wolle dieſem ſo großen und ſo ſchweren Werke ſeine wärmſte Empfehlung und Befürwortung ſeiner Wünſche zu Theil werden laſſen; der Herr möge die Gemeinde erwecken und jeder Einzelne den Pflichten der Barmherzigkeit nachkommen.

Durch allgemeines Aufſtehen wurden dieſe Reſolutionen vom Kirchentage angenommen. Die Verhandlungen der Special-Conferenz ſelbſt wurden dem allgemeinen Protokoll einverleibt.

Möge denn auch das Wort an dieſer Stelle dazu dienen, das Auge der Chriſtenliebe auf dieſe große, auf ſo Vielen laſtende Noth in unſerm Volke zu lenken, bis aller Orten die Stunde gekommen ſein wird, wo auch dieſen Elenden die Hülfe, deren ſie bedürfen, bereitet werden kann! —

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. [Hierzu eine Beilage.] Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Beilage zu Nr. 25 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Monumentales aus Jerusalem.

I.

Der Eindruck, welchen das heutige Jerusalem durch seine Bauart auf den Reisenden und Pilger macht, ist ein unauslöschlicher. Die Stadt in der Erinnerung mit irgend einem andern Orte des Orients oder des Occidents zusammenzuwerfen ist nicht möglich; Niemand hat vorher etwas Aehnliches gesehn, und Niemand wird es nachher. Für den Gebildeten und den Ungebildeten ist dieser Eindruck derselbe; das Fremdartige eines Labyrinths von plump und seltsam geformten Steinhäusern, deren einzelne Zimmerräume nicht unter einem gemeinschaftlichen Dache vereinigt, sondern je für sich nach der Laune des Erbauers durch eine kleine Kuppel oder einen terrassirten Hochplatz gegen den Einfluß der Witterung geschützt sind, von einförmigen Mauerwänden mit seltenen, gedrückten und wohl vergitterten Fenstern, von Arkaden und die Straße überbrückenden Schwibbögen, letztere bald hoch und frei, bald niedrig und düster, so daß der Durchgang ein tunnelähnliches Ansehn gewinnt, von aus Hohlziegeln aufgeführten Schutzwehren, welche die Dachterrassen wie ein Gebilde von Honigwaben umgeben und mittels ihrer Oeffnungen sowohl dem erfrischenden Luftzuge als auch den Blicken der hinter ihnen verborgenen Hareme freien Durchgang gestatten, das Ganze durch nachlässige Haltung und die sich überall einnistende Vegetation verschiedener Parietarien mehr einer weitläuftigen Ruine als einem bewohnten Orte ähnlich und nicht selten durch wirkliche Trümmerstätten unterbrochen — das Fremdartige, sage ich, eines solchen Anblicks ist zu scharf ausgeprägt, als daß sich irgend Jemand seinem Einflusse entziehen könnte. Für den Gebildeten aber lösen sich aus dem wirren Durcheinander bald Einzelheiten, die ihn besonders anziehen. Jerusalem bietet in unverkennbaren Resten eine Musterkarte von Bauwerken der verschiedensten Epochen; die wunderbare Geschichte der Stadt des Großen Königs ist nirgends eindringlicher als in diesen Monumenten niedergeschrieben, welche bis in das graue Alterthum, da Zion noch Jebus hieß, hinaufreichen und unter denen dann alle folgenden großen Zeitabschnitte ihre Vertretung finden — freilich das jüdische Jerusalem nur eben genügend, um die furchtbare Erfüllung der über die abtrünnige Stadt ergangenen Weissagung auch der spätesten Nachwelt zu vergegenwärtigen.

Eine eingehende Beschreibung aller dieser Denkmäler würde weit über die Schranken dieses Blattes hinausführen. Dagegen dürfte den Lesern desselben eine übersichtliche chronologische Zusammenstellung, welche, soviel ich weiß, früher nicht versucht worden, nicht unwillkommen sein. Kurze Angaben der charakteristischen Merkmale, soweit das Verständniß sie erheischt, sollen dabei nicht vorenthalten werden.

Beginnen wir mit der ältesten, der vorjüdischen Zeit. Eine Anzahl in den armenischen Patriarchatsgärten an der Südost-Abdachung der Zions-Kuppe unter haushohem Schutt aufgegrabener, in den lebendigen Fels ausgehauener Stufen, der Anfang einer in das Kidronthal hinabführenden Treppenflucht, läßt sich nicht anders als in diese frühe Epoche versetzen, wo das Gestein des Berges, gleich dem der benachbarten Höhen noch theilweise nackt zu Tage lag, wo noch keine Trümmer älterer Bauten seine Gehänge verhüllten und ebneten. Auf ihr stiegen die jebusitischen Frauen und Jungfrauen allabendlich zu den Thalquellen Siloam und Rogel hinab, um in Schläuchen und irdenen Krügen das für den Hausbedarf nöthige Wasser zu holen, wie wir diese Sitte noch jetzt von den Bewohnerinnen so mancher hochgelegenen Ortschaften Palästinas beobachtet sehn. Die besagte Felsentreppe und eine zweite solche am Südabhange des Zion, welche eine zu Befestigungszwecken fast senkrecht abgeschrägte Felswand durchbricht und jäh in das Hinnomthal hinunterläuft, jene Felswand selbst und eine ähnliche am östlichen Zion über dem Tyropöonthale bilden nebst einigen Felsencisternen, auf die wir zurückkommen werden, das noch erkennbare Erbe der uranfänglichen Culturperiode der heiligen Stadt.

Gewaltiger sind die Reste der nun folgenden Epoche, des königlichen Jerusalem. Der Davidisch-Salomonischen Blüthenzeit gehören die unter dem Namen des Klageplatzes der Juden oft beschriebenen und abgebildeten ältesten Steinlagen der Umfassungsmauer des jüdischen Tempels mit ihren riesigen, sich der Quadratform nähernden, breitrandigen und im erhobenen Mittelfelde sorgfältig geglätteten Werkstücken an. Unstreitig führten die Könige Judas auch die Teiche in Jerusalem ein, welche eine Zeit fortgeschrittener Entwickelung voraussetzen, als bei der Vermehrung der Bevölkerung das Bedürfniß an Wasser in den Städten durch die seitherigen Mittel nicht mehr befriedigt werden konnte. Weder bei Gelegenheit der Eroberung Palästinas durch Josua, noch in den Jahrhunderten der Richter werden sie erwähnt. Man wählte für ihre Anlage die Sohle einer Niederung innerhalb oder in nächster Nähe der Städte, führte die nöthigen Dammbauten und Umfassungsmauern auf und erweiterte den Felsengrund durch Wegmeißeln des Gesteins zu einem mehr oder weniger geräumigen Behältniß, welches die winterlichen Regengüsse aufnahm und für den Gebrauch im Sommer bewahrte. Es sind diese zum Theil großartigen und während der Periode der jüdischen Könige, wie sich aus ihrer häufigen Erwähnung in der Geschichte derselben ergiebt, hochwichtigen Werke als der Uebergang von der alten amoritischen zu der neuern überwölbten Cisterne zu betrachten, welche letztere sie allmählich, wo nicht verdrängt, doch überflüssig gemacht hat. Natürliche Höhlungen in den Felsen seiner dürren Berge, wo sich das Regenwasser ansammelte und eine Zeitlang trinkbar erhielt, gaben dem Ureinwohner Palästinas den ersten Gedanken einer Cisterne ein; mit unsäglicher Mühe, bei der Unvollkommenheit der Werkzeuge, wurden solche Höhlungen erweitert und neue nach ihrem Vorbilde angelegt. Muster solcher primitiven Behältnisse, welche keines Cements bedürfen und zu deren Anlage Hammer und Meißel genügen, bietet das durch weichere Gebirgsart sich zur Bearbeitung besonders eignende Hochland Hebrons in großer Menge dar; auch in Jerusalem fehlen sie nicht, und zwar sind sie vorzugsweise am Zion aufgedeckt worden, offenbar Werke der Jebusiter, welche durch ihr Vorhandensein in ihrer Burg sich im Falle eines Angriffs mindestens gegen die Nothwendigkeit, nach 24 Stunden aus Durst zu capituliren, sicher stellen wollten. Freilich bot in dieser Stadt die Anwendung des besagten Systems zu große Schwierigkeit, um mit der unter den Königen sich rasch vermehrenden Bevölkerung gleichen Schritt halten zu können, und so mußte zur Anlegung der Teiche, welche an andern Orten schon früher bestanden, übergegangen werden. Die Versorgung der Einwohner mit Wasser wurde dadurch in hinreichendem Maaße erzielt, wie wir denn sehen, daß seit jener Zeit bei den wiederholten Belagerungen die Angreifer Jerusalems fast ohne Ausnahme, die Vertheidiger dagegen nie mehr an Wasser-

mangel litten. Gleichwohl begreift sich leicht, daß man die Felsencisterne neben den Teichen beibehielt und gelegentlich neue anlegte, indem sich nur von ihr während des Sommers ein gutes wohlschmeckendes Wasser erwarten ließ. Man könnte fragen, ob das von volkbelebten Straßen zusammengeflossene, also gewiß anfangs trübe und unreine Wasser, zumal wenn den in dem tiefen Behältniß doppelt glühenden Sonnenstrahlen eines langen regenlosen Sommers ausgesetzt, überhaupt als Getränk und zur Bereitung der Speisen, oder etwa nur zur Reinigung benutzt worden sei, wie wir lesen, daß an dem Teiche von Samarien die Priesterinnen der Astarte das Blut von dem Wagen des in der Schlacht umgekommenen Königs Ahab wuschen. Auch wird in Jerusalem der Inhalt des einzigen noch wohl erhaltenen Teiches, des dem König Hiskias zugeschriebenen, lediglich zur Speisung eines warmen Bades benutzt. In Hebron dagegen, wo noch derselbe Teich besteht, an welchem David die Mörder Isboseths aufknüpfen ließ (man kann nach der Lage in der Thaltiefe an der Identität nicht zweifeln) wird, wie ich dies selbst beobachtet habe, das Wasser desselben bis auf den Grund genossen. Wenige Tage nachdem man aufgehört hatte daraus zu schöpfen, war im September 1855 der zurückbleibende Schlamm unter dem Einfluß der dörrenden Sonnengluth schon in unzählige Stückchen zerborsten. Hebron besitzt keine gewölbte und cementirte Cisterne; diese Erfindung, welche in Jerusalem wenig älter zu sein scheint, als der Triumph des Heidenthums im gelobten Lande, und dort die ausgedehnteste Anwendung gefunden hat, ist bis in die zweite Hauptstadt Juda's nicht durchgedrungen. Während die Umgegend der letzteren so manches belehrende Beispiel des ersten Stadiums der Wasserbewahrkunst, der amoritischen Felsencisterne darbietet, ist sie bei dem zweiten Stadium, dem jüdischen Teiche stehen geblieben; und daß, als dies in Palästina das herrschende war, das Wasser der Teiche überall ebenso benutzt wurde, wie wir es noch jetzt in Hebron sehen, dürfen wir nicht bezweifeln.

Eine Thatsache, welche für die Entwickelungsgeschichte der Baukunst in Palästina, so wie für die schwierige Bestimmung des Zeitalters einiger vorhandenen Reste von Bedeutung ist, läßt sich mit Sicherheit aus der Construction dieser Teiche folgern, nämlich, daß die Kunst des Gewölbebaues den alten Juden fremd war. Die Verkennung dieser Thatsache hat verschiedene um die Topographie Jerusalems verdiente Gelehrte in nicht geringe Irrthümer geführt und sie zu Hypothesen verleitet, welche mit dem falschen Boden nothwendig zusammenstürzen müssen. Ein characteristisches Merkmal zieht sich durch alle monumentalen Anlagen des Alterthums, bei denen neben dem unmittelbaren Nützlichkeitszweck noch der weitere ersichtlich ist, die späte Nachwelt mit Staunen zu erfüllen, seien es die Pyramiden Aegyptens, oder die Alyattidenhügel Kleinasiens, die Berginschriften von Bisutun in Persien oder die Felsentempel Indiens, — das ist der verschwenderische Gebrauch menschlicher Arbeitskraft, ermöglicht durch die zugleich bürgerliche und geistliche Autorität der Herrscher, deren unumschränktes Machtgebot die ganze Nation zur Maschine zu machen wußte. Die Zahlenangaben der von König Salomo zum Fällen der Cypressen und Cedern, zum Behauen derselben, zur Ausführung der Sculpturarbeiten und zum Transport der Balken an die Küste nach dem Libanon ausgesandten Werkleute haben, so hoch sie auf den ersten Blick erscheinen, nichts Unglaubliches; die Steinarbeiter, welche die Quadern lieferten, dürften nicht weniger gewesen sein, obwohl die Relation bei ihnen, als der im Inlande beschäftigten, eine Erwähnung der Zahl nicht für nothwendig hielt. Wäre die Kunst des Wölbens damals bekannt gewesen, wie man aus dem allerdings jetzt den südlichen Theil der Tempelarea stützenden Gewölbe unter der Alsa Moschee hat schließen wollen, was würde den Salomo und seine Nachfolger abgehalten haben, auch die Teiche in gleicher Weise zu überdecken, und durch Werke, wie sie ein Jahrtausend später die oströmischen Kaiser in dem viel nördlicheren Constantinopel aufführten, die aufbewahrte Wassermasse gegen die unvermeidliche Verderbniß und Verdunstung durch die Sommerhitze zu beschützen?

Den eben erwähnten Gewölben räumen wir in der Zeitfolge der Monumente Jerusalems die folgende Stelle ein, indem wir sie Herodes dem Großen zuschreiben. Den unscheinbaren nachexilischen Tempel der Juden baute dieser mächtige und prachtliebende Fürst nach vergrößertem Maaßstabe um und verwandte 8 Jahre auf die Vollendung der erweiterten Vorhöfe mit ihren Säulengängen. Da nun der Tempelplatz bereits die ganze Hochfläche zwischen dem Kidronthal östlich von der Stadt und dem Tyropöen innerhalb derselben einnahm, nach diesen Richtungen er also eine von der Natur selbst gezeichnete Grenze hatte, nördlich aber die Tempelburg Baris, später Antonia, der Erweiterung ein Ziel steckte, so konnte letztere nur auf der Südseite stattfinden; diese aber mußte sich zu dem Zwecke um so mehr empfehlen, als das Nationalheiligthum damit dem wichtigsten und festesten Theile der Stadt, der Burg Zion, genugsam genähert wurde, um durch eine Brücke über das Tyropöonthal mit ihm in Verbindung gesetzt werden zu können. Die Ausdehnung hierher hatte demnach zugleich eine fortificatorische Bedeutung, wie dies die Römer bei der langwierigen Belagerung unter Titus wohl erfuhren. Neben dem architectonischen Erforderniß, die Säulengänge auf gleicher Ebene fortzuführen, mußte auch dieser Grund in Betracht kommen, als die Erhöhung des sich sanft gegen Süden abdachenden, neuzugewonnen Terrains beschlossen wurde. Dieselbe wurde durch die besagten, in parallelen Reihen aufgeführten Gewölbe bewerkstelligt, deren Festigkeit und künstliche Fügung noch jetzt unsere hohe Bewunderung rege machen. Diesem Werke schloß sich eine Erweiterung der Umfassungsmauer an, von welcher einige Strecken der Südseite und namentlich die durch ihre Massenhaftigkeit imponirenden Ecken gegen Osten und Westen nebst dem unter dem Tyropöonthale vorragenden Ansatz des Brückenbogens als noch in situ befindlich zu betrachten sind. Es begreift sich leicht, daß Herodes sich in dieser Arbeit dem einfach großartigen Character des salomonischen Baues anschloß; gleichwohl ist ein wohl bemerkbarer Unterschied vorhanden. Trotz der Verwitterung läßt sich in den salomonischen Quadern eine größere Sorgfalt in der Behauung und Glättung erkennen, und das durchschnittliche Verhältniß zwischen Höhe und Länge bietet im Vergleich zu den herodianischen gleichere Zahlen. Eigentlich lange Steine — bis zu 25' — finden sich nur unter letzteren. Nach dem äußern Ansehn über so altes Mauerwerk urtheilen zu wollen, könnte mißlich scheinen; jedoch ist es augenfällig, daß die herodianischen Quadern eine goldbräunliche, die 1000 Jahre älteren salomonischen eine schwärzliche Farbe angenommen haben. — Der Rest eines Mauerthurms an der Nordost-Ecke des Tempelplatzes und die unteren Quaderlagen der von da nach dem goldenen Thore laufenden Ostmauer stimmen ganz mit dem herodianischen Werke der Südseite überein; auch steht Nichts im Wege, ihnen denselben Ursprung anzuweisen. Nimmt man dazu noch den Thurm Hippikus, dies gewaltige Bollwerk des idumäischen Tyrannen, auf welchem noch jetzt wesentlich die Festigkeit der Davidsburg, der auf dem nordwestlichen Zion belegenen Citadelle des heutigen Jerusalem beruht, und welchen Titus bei der Zerstörung der Stadt verschonte, damit die Nachwelt daran die Arbeit seiner Legionen ermessen möge, ferner einige Reste der Mauer des Agrippa und die idumäischen Felsengräber im Kidronthal, so hat man die Hauptüberbleibsel des jüdisch-herodianischen Jerusalem.

Nachdem der Ort 60 Jahre lang wüste gelegen, wurde er durch den römischen Kaiser Hadrian unter dem Namen Aelia Capitolina als heidnische Stadt wieder aufgebaut, und zwei Jahrhunderte lang blieb das Heidenthum in ihm die herrschende Religion. Aus dieser Zeit hat sich Ein Monument erhalten, der sog. Ecce homo-bogen. Ein weit spannender Rundbogen in einer Stadt, wo der Spitzbogen unbedingt vorherrscht, hatte längst die Aufmerksamkeit der Topographen Jerusalems rege gemacht; jedoch wußte man kaum mehr über ihn zu sagen, als etwa, daß die mönchische Tradition, welche ihn wegen seiner römischen Bauart mit Pilatus zusammenbrachte, weder Boden noch Sinn habe. So lange aus unförmlichen Trümmerhaufen und schlechten Bauwerken nur ein Theil des Bogens selbst hervorragte, ließ sich allerdings kein Urtheil über ihn fällen. Als aber jene im Sommer 1859 behufs eines Neubaues fortgeschafft wurden, so daß das alte Werk frei stehen blieb, da offenbarte es sich als einen römischen Triumphbogen nach der bekannten Form, in welcher einem hohen Mitteldurchgange zwei niedrigere zur Seite stehen, mit geräumigen Nischen rechts und links vom Hauptbogen zur Aufstellung von Bildsäulen und darüber einer leider unentzifferbar gewordenen Inschrift. Die Geschichte Jerusalems ist kaum in irgend einer Zeit so karg, wie in den beiden Jahrhunderten der Aelia, und somit darf es uns nicht wundern, wenn der Aufführung dieses Triumphbogens nirgends Erwähnung geschieht. Doch dürfen wir nach der Kriegsthat nicht lange suchen, welche allein durch ihn verherrlicht werden konnte. Nach dem römischen Grundsatze von der Identität des obersten Schutzgottes des Weltstaats mit sämmtlichen von den verschiedenen Nationen des orbis terrarum angebeteten höchsten Gottheiten hatte Kaiser Hadrian dem Jupiter Capitolinus, welcher für ihn, wie den Sonnengott Cölesyriens, so auch den Jehovah Judäas subsummirte, auf der heiligen Stätte des Morija einen Tempel errichtet. Den nach den Siegen des Titus unter der Asche fortglimmenden Glaubenseifer der Juden fachte dies zu neuen Flammen auf, sie waren überzeugt, daß der Gott ihrer Väter diesen Frevel rächen werde, und erhoben sich überall wie Verzweifelte. In Palästina und Cypern und besonders in Aegypten, wo sie in großer Zahl ansäßig waren, machten sie den gegen sie ausgesandten Legionen viel zu schaffen, bis es Septimius Severus gelang, den Aufstand im Blute zu ersticken. Erst durch diese Niederlage verlor die jüdische Nation ihre politische Bedeutung, und wir müssen zur Erklärung des Triumphbogens um so mehr bei ihr stehen bleiben, als in ihrem Gefolge auch Jerusalem zu einer unwichtigen Provinzialstadt des ungeheuren Weltreichs herabsank, bis die Pietät der christlichen Kaiser es zu neuem Glanze erhob.

Gleich Constantin überbaute die Stätte der Passion mit einer Basilica „von wunderbarer Schönheit" — dies Beiwort giebt ihr der Pilger von Bordeaux, welcher sie kurz nach ihrer Vollendung sah. Von den beiden heidnischen Tempeln, welche auf der Stätte errichtet worden waren, um den Christen die Erinnerung an ihre Bedeutung zu benehmen, rühren vielleicht die Säulen aus weißem Marmor und verde antico her, welche zu geschmackvollen Pfeilerbündeln vereinigt, jetzt das Doppelportal der heil. Grabeskirche schmücken. Die schöne Crypte der heil. Helena mit ihren Granitsäulen und byzantinischen Capitälen können wir als einen Rest dieser constantinischen Kirche betrachten. — In dieselbe Zeit, jedenfalls in die erste Blüthe der byzantinischen Kunst, gehört der meisterhafte Bau des sog. goldenen Thores mit seinem prachtvoll ornamentirten Doppelbogen in der das Kidronthal überragenden östlichen Umfassungsmauer des Tempelplatzes. Die Geschichte meldet nichts über den Ursprung dieses großartigen Werkes, an welches bekanntlich die Tradition den feierlichen Einzug Christi unter dem Hosiannaruf der Palmzweige streuenden Menge knüpft. An dieser Stelle, gleichsam an der Rückseite Jerusalems, ist ein solcher Prachtbau allerdings nur aus der besagten christlichen Legende zu erklären. Bestand dieselbe vielleicht schon im Anfange des vierten Jahrhunderts und veranlaßte sie den Bau um dieselbe Zeit, als der hadrianische Jupiterstempel in eine christliche Kirche verwandelt wurde? Auch diese letztere Thatsache ist uns nicht ausdrücklich bezeugt, und doch läßt sich die von dem Burdigalensis an der Stätte des alten jüdischen Tempels erwähnte Aedes mit einem Altare nicht anders nachweisen. Daß dieser gewissenhafte Pilger von dem Thore nicht redet, nöthigt uns freilich, dasselbe später als 332 zu setzen.

Die drei christlichen Jahrhunderte waren für Jerusalem eine Zeit gewaltigen Aufschwungs. Die Stadt war wieder ein Mittelpunkt des Erdkreises geworden, wenn auch nur ein ideeller; aber das Ideale machte sich auch materiell geltend. Ganz Palästina wurde von den Segnungen der neuen Zeit durchdrungen; hatte das Christenthum schon in seiner Kuechtsgestalt den Haupttheil des Landes gewonnen, so warf es nunmehr als Staatsreligion die letzten Anhaltspunkte des Unglaubens, den Abrahamscultus der Idumäer unter der Terebinthe von Hebron, das philistäische Heidenthum von Gaza, den samaritanischen Mosaismus auf dem Berge Garizim, zu Boden. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete es sich in den Nebenländern, die arabischen Vasallenfürsten Roms, die Gassaniden im südöstlichen Syrien, bekannten sich zu dem Gekreuzigten, und bis in das glückliche Arabien hinein folgten mächtige Stämme diesem Beispiel. So erklärt es sich, daß sechs und dreißig palästinensische Bischöfe auf einem der früheren ökumenischen Concilien erscheinen konnten; selbstredend hatte Jeder von diesen seine Diöcesankirche, welche Gebäude, wenn wir sie uns auch nicht überall als Prachtwerke denken dürfen, doch einen Sinn für höhere Architectonik bis in die entferntesten Gebiete des Landes verbreiten mußten. Die Sorgfalt einer Reihe constantinopolitanischer Herrscher wandte sich mit Vorliebe dem von Constantin dem Großen für Palästina gegebenen Beispiele zu, und manche über das nun verödete Land zerstreute Reste schöner Kirchenbauten bezeugen noch jetzt ihre freigebige Frömmigkeit. Die durch die Pilger unterhaltene Verbindung mit dem Westen mußte zugleich den Wohlstand heben, es war, als ob in Palästina die Mißregierung, unter welcher die reichen Länder des östlichen Kaiserthums seufzten, am wenigsten fühlbar werden sollte!

Zwei Denkmäler dieser Zeit sind uns zu Jerusalem erhalten, die St. Annenkirche in der Nähe des Stephansthors und die Marienkirche im Josaphat-Thal; vielleicht noch ein Drittes, die Marien- oder Darstellungskirche Justinians, wenn es gestattet ist, dieselbe in der Aksa-Moschee auf dem südlichen Tempelplatze wiederzuerkennen. Um mit letzterer anzufangen, so besitzen wir von ihr in dem Werke des Procopius über die Bauten Kaiser Justinians eine Beschreibung, die sich an Vollständigkeit derjenigen des salomonischen Tempels in der Bibel zur Seite stellen läßt; leider giebt sie wie diese auch Räthsel auf, die wir befriedigend zu lösen nicht im Stande sind. Der Schriftsteller, der Localitäten unkundig, scheint hier und da mehr aus seiner Phantasie als aus positiven Nachrichten geschöpft zu haben. Der Beweis für die Identität der beiden Bauwerke beruht zunächst auf der doppelten Unmöglichkeit, für das Verbleiben der Marienkirche und den Ursprung der Aksa-Moschee irgend welche Angaben aufzufinden, welche Schwierigkeit bei dem vorausgesetzten Uebergange der ersteren in die letztere wegfallen würde, sodann auf dem Umstande, daß die Araber den von Muhammed im Koran gebrauchten unbestimmten Ausdruck el mesdjid el aksa, die „ferne Bethstätte", nach ihrer Eroberung Jerusalems alsbald auf dies Gotteshaus fixirten, woraus zu schließen, daß ihrer Ueberzeugung nach Mu-

hammed dasselbe, als zu seiner Zeit vorhanden, im Sinne gehabt, endlich darauf, daß die grandiose Idee, welche man sich von der justinianeischen Kirche nach der Beschreibung des Procopius bildet, in der Aksa, einer siebenschiffigen Basilika mit von hohen Bögen getragener Kuppel über dem Kreuzpunkte, ihre Verwirklichung findet. Diese drei Gründe scheinen in ihrer Verbindung allerdings schwerer zu wiegen, als die vorzüglich dem fremdartigen architectonischen Detail des Innern und der Richtung des Hochaltars gegen Süden statt gegen Osten entnommenen Gegenargumente.

„Salomo, ich habe dich übertroffen!" soll Justinian ausgerufen haben, nachdem er in Constantinopel die Sophienkirche vollendet. Liest man den pomphaften Bericht Prokops über den „Tempel der Gottesmutter", so liegt der Gedanke nahe, daß der Kaiser auch zu Jerusalem alle früheren Bauwerke habe verdunkeln wollen. Hier aber rechnete er falsch. Der Zweck des fernher kommenden Pilgers, um dessentwillen er den Gefahren der Reise zu Wasser und zu Lande trotzte, war nicht eine schöne Kirche zu sehen, sondern am Grabe des Heilands und auf Golgatha seine Heiligung zu fördern, und der einheimische Christ war von tiefer Abneigung gegen Alles beseelt, was als eine Vindication des Morija, auf dem der Bau sich erhob, betrachtet werden konnte. Wie man die Stelle des jüdischen Heiligthums, die Tenne des Aravna, zum Schutt- und Düngerhaufen werden, wie man den in eine Kirche verwandelten Jupitertempel Hadrians in Trümmer verfallen ließ, so ruhte auch auf der Basilika Justinians von Anfang der Fluch der Gleichgültigkeit. Erst in der Geschichte Muhammeds taucht sie aus dem Meere der Vergessenheit auf. Der arabische Prophet kannte Jerusalem; die christlichen und jüdischen Ueberlieferungen waren ihm geläufig, und wie er über eine neue Religionsform nachsann, welche als Fortsetzung der in beiden Testamenten enthaltenen Offenbarung gelten und neben den heidnischen Stämmen seines Volks, den Verehrern der Kaaba, die christlichen und jüdischen vereinigen sollte, so mußte er dem Heiligthum von Mekka ein solches in Jerusalem zur Seite stellen. Hätte er dazu die Grabeskirche erkoren, so würde er nur dem Christenthum neue Anhänger zugeführt haben; eine christliche Kirche auf dem jüdischen Tempelplatze entsprach ganz seinen Erfordernissen. Nach ihr befahl er seinen Anhängern das Antlitz beim Beten zu richten, so lange die Mekkaner ihm den Zutritt zu dem Nationalheiligthum mit gewaffneter Hand verwehrten, und wenn sie auch diese besondere Bedeutung bald wieder verlor, so mußte ihr doch ihre Erwähnung im Koran ein dauerndes Ansehn durch den ganzen Islam sichern. Zu einer vorwiegenden Rolle gelangte sie aber auch in muhammedanischer Zeit nicht. Jerusalem ist die Stadt der Erinnerungen, nur diese bestimmen den Werth jeder Localität, und die der Aksa waren vergleichsweise nicht ergreifend genug. Wie sie in christlicher Zeit gegen den Calvarienberg im Schatten geblieben, so wurde sie jetzt von dem „Felsen Gottes", der Stätte der Erhörung, an welcher schon die Propheten des alten und neuen Bundes gebetet, verdunkelt. Wie sie in den Besitz der Muhammedaner übergegangen, wissen wir nicht. Wahrscheinlich diente sie erst beiden Religionen gemeinschaftlich, denn in der Capitulation, mit welcher Sophronius, der Bischof von Jerusalem, die Stadt dem arabischen Eroberer übergab, war den Christen der Fortbesitz ihrer Kirchen und Heiligthümer verheißen worden, bis diese sich freiwillig daraus zurückzogen. Ihnen hatte sie keine Bedeutung.

Während der Kreuzfahrerherrschaft gehörte die Aksa zu den Appartenenzien des an ihrer Westseite aufgeführten königlichen Palastes; einige Schriftsteller geben ihr in jener Zeit den Namen Templum Salomonis zum Unterschiede von dem Templum Domini, dem Felsendome. Zum Gottesdienste wurde sie nicht benutzt, bis die Könige sie den Templern überließen, welche eine Kapelle in ihr einrichteten. Nach der Wiedereinnahme der heiligen Stadt durch die Muhammedaner ließ Saladin sich angelegen sein, alle in und neben ihr von den Kreuzfahrern errichteten Bauten wegzuschaffen, und vielleicht fand damals der innere Umbau statt, welcher ihr das Gepräge einer byzantinischen Kirche genommen hat.

Ueber die Erbauungszeit der St. Annenkirche und der Mariengrabkapelle schweigen die Nachrichten. Wir finden jene zuerst in der Kreuzfahrerperiode erwähnt als ein schon vorhandenes Heiligthum, und da während der vier Jahrhunderte muhammedanischer Herrschaft der Neubau von Kirchen nicht gestattet war, so werden wir mit ihr in die byzantinische Zeit zurückgeführt. Nach einer Tradition des griechischen Patriarchats zu Jerusalem soll die Annenkirche von der Kaiserin Eudoxia herrühren, der Gemahlin Theodosius II., welche lange Zeit in der heiligen Stadt als freiwillig Verbannte lebte. Man braucht indessen das Gebäude nur anzusehn, um sich von der Unhaltbarkeit dieser Annahme zu überzeugen. In ihm, wie auch in dem Mariengrabe, ist bereits der Spitzbogenstyl mit einer gewissen Vollkommenheit durchgeführt, und wenn diese Bogenform auch unstreitig im Orient früher als im Occident bestand, so ist es doch zu bedenklich, sie bis ins 5. Jahrhundert zurückzuverlegen. Beide Kirchen sind wahrscheinlich nicht von Kaisern, sondern von den beim Verfall des Reichs allmählich zu weltlicher Macht gelangenden Patriarchen der heiligen Stadt kurze Zeit vor der arabischen Invasion aufgeführt worden, weshalb auch die byzantinischen Annalen ihrer nicht erwähnen, während die Pilgerberichte seit Arkulfs Zeiten (688 n. Chr.) des Besuches am Mariengrabe gedenken. Dieses, eine Krypte, zu der man eine lange Treppe hinuntersteigt, hat bis auf die zwar einfache aber in reinen Maaßen ausgeführte Portalfaçade keine architectonische Bedeutung. Das durch Terrassirung der Bogen gebildete flache gepflasterte Dach, eine palästinensische Eigenthümlichkeit, hat sie mit der Annenkirche gemein. Die letztere, der Form nach eine dreischiffige Basilika und, wie die Aksa, mit einer Kuppel über der Kreuzungsstelle versehen, das mittlere Hochschiff aber gleich den Seitenschiffen überwölbt, verräth ein nicht geringes Geschick ihres Baumeisters. Nach dem Geschichtschreiber Abulfeda wurde sie in einer unbestimmten Zeit vor der fränkischen Herrschaft den Christen entrissen und in eine muhammedanische Hochschule verwandelt. Die Kreuzfahrer gaben sie ihrer ursprünglichen Bestimmung zurück, hielten sie in hohen Ehren und bauten ihr ein Ursulinerinnenkloster an, in welches die erste christliche Königin Jerusalems, die Gemahlin Balduins I. eintrat. Später machte Saladin sie wieder zu einer Hochschule für die schafeitische Doctrin, was sie, wenn auch nur dem Namen nach, blieb, bis 1856 der Kaiser der Franzosen sie sich vom Sultan Abdulmedjid abtreten ließ. Jetzt harrt sie der nöthigen Reparaturen, um dem christlichen Cultus abermals zurückgegeben zu werden.

Die einfache Mariengrabkirche reizte die fanatische Gier des Islam nicht; die Araber begnügten sich in ihr zu Ehren der Jungfrau, welche, als in dem Buche der Bücher mit Namen erwähnt, ihnen als vor allen Erdentöchtern ausgezeichnet gilt, den von den verschiedenen christlichen Confessionen errichteten Altären ein Mihrab, eine muhammedanische Betstätte, beizufügen.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 26. Berlin, den 26. Juni 1861. **Nr. 26.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	41		
	Zugang pro Mai	2		
		43		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	34	34	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	38		
	Zugang pro Mai	17		
		55		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	46	46	50
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	9		
	Zugang pro Mai	7		
		16		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	11	11	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	19		
	Zugang pro Mai	4		
		23		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	16	16	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	15		
	Zugang pro Mai	10		
		25		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	16	16	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	37		
	Zugang pro Mai	11		
		48		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	42	42	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	4		
	Zugang pro Mai	4		
		8		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	6	6	8
	zu übertragen:	—	171	235

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	171	235
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	3		
	Zugang pro Mai	3		
		6		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	1	1	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	5		
	Zugang pro Mai	2		
		7		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	5	5	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	—		
	Zugang pro Mai	2		
		2		
	Abgang " "	—		
	Bleibt Bestand	2	2	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Mai 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Mai 1861	16		
	Zugang pro Mai	30		
		46		
	Abgang " "	31		
	Bleibt Bestand	15	15	34
	Zusammen	—	212	311
	Am 1. Mai c. waren vorhanden	—	205	—
	Die Krankenzahl hat sich mithin bis zum 1. Juni c. vermehrt um	—	7	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Mai beträgt	—	85	—
	Davon sind: a) gestorben	12		
	b) als geheilt entlassen	66		
	c) " ungeheilt entlassen	7		
	wie vor	85	—	—

Den vorgenannten Krankenhäusern tritt noch hinzu das Krankenhaus in Saïda.

Nach dem letzten hier vorliegenden Berichte vom

4. Mai c., welcher ausführlich in Nr. 23 dieses Blattes mitgetheilt worden ist, war der Bestand in demselben am

1. April c.	29 Kranke.	
Zugang pro April	48 „	
Summa	77 Kranke.	
Davon sind geheilt resp. gebessert:	49 Kranke	
gestorben	2 „	
	51 Kranke	51 „

Am 30. April blieb somit ein Bestand von 26 Kranken.

Die Gesammtzahl der seit Eröffnung dieses Hospitals in demselben zur Behandlung gekommenen Kranken ist 123. In dieser Ziffer ist nicht die Zahl derer einbegriffen, welche ärztlichen Rath und Arznei empfangen, ohne aufgenommen zu werden, deren Zahl aber der im Hospital Behandelten mindestens gleichkommt. Von diesen 123 Kranken sind geheilt entlassen: 89, gestorben: 7, in der Behandlung geblieben: 26. —

☞ **Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königl. Postämtern, für Berlin in der Expedition desselben machen zu wollen.**

Ferdinand Wilhelm von Werder, General-Lieutenant a. D., zu Berlin. Ehrenritter seit 1834. † zu Berlin den 15. Juni 1861.

Der Hosenband-Orden im Hause der Hohenzollern.

(Schluß.)

Nur wenige Minuten nach der Besteigung des Thrones erschien die Deputation in folgender Ordnung, geführt von den zu ihrer Einführung abgeschickten Freiherrn von Stillfried, Grafen Alcantara, und Grafen Keller, die sämmtlichen Insignien und Bekleidungs-Gegenstände auf rothen goldbordirten Sammetkissen tragend:

1) Robert Burnet Esquire, Erster Attaché der Brittischen Gesandtschaft, mit dem Statutenbuche. In Diplomaten-Uniform.

2) William Lowther Esquire, Sekretair der Brittischen Gesandtschaft, mit dem Ordensschwert. In Diplomaten-Uniform.

3) General-Major Lord Frederic Paulet, mit dem Hut und dem Ordensstern. In Militair-Uniform.

4) Lieutenant Viscount Hinchinbrook mit dem Halsbande des Ordens. In Militair-Uniform.

5) Der Chester Herold des Ordens Edward Stephan Dendy Esquire, mit dem Hosenbande und dem Grand Cordon und dem St. George des Ordens. In seiner Heroldsschaube mit dem quadrirten Brittischen Wappen und seiner Kette.

6) William Courthope Esquire, der Somerset Herold des Ordens und Sekretair der Deputation, mit dem Credentiale für die Commission in der Hand. In seiner Heroldsschaube und Kette.

7) Hussey Crespigny Vivian (Honourable) Sekretair der Special-Mission, mit dem Mantel und den Mantelschnüren. In Diplomaten-Uniform.

8) Sir Charles George Young, Ritter, Garter und Wappenkönig, in seinem carmoisin Atlas-Talar mit der Kette und der Plaque, sein Scepter und das Credentiale seiner Souverainin tragend.

9) Marquis John of Breadalbane, Außerordentlicher Gesandter Ihrer Majestät der Königin Victoria in besonderer Mission.*)

Die hier genannten Personen machten zuerst beim Eintritt in den Saal, dann bei den vor dem Thron aufgestellten Tischen, und dann, nachdem sie sich rechts und links getheilt, ihre Stellung aber in einem Halbzirkel in der Mitte des Saales, dem Throne gerade gegenüber, in einer Reihe genommen, gleichzeitig drei tiefe Reverenzen, von denen die letzte am längsten andauerte. Die beiden Herolde stellten sich zunächst der Tische, nach der Lustgartenseite, die beiden Militairs der Deputation zunächst der Kapellenseite auf, während der Abgesandte und der Wappenkönig in der Mitte standen.

Nach einer kurzen Pause trat der Marquis von Breadalbane vor und las drei Schritt vor den Stufen des Thrones die folgende Anrede in englischer Sprache ab:

Sire!

Wir haben die Ehre, uns Eurer Majestät auf Befehl unserer Souverainin, der Königin, zu nahen, welche, von dem Wunsche beseelt, Eurer Majestät einen öffentlichen Beweis Ihrer aufrichtigen Freundschaft und Achtung zu geben, Eure Majestät zum Ritter Allerhöchst Ihres sehr edlen Ordens vom Hosenbande ernannt und uns beauftragt hat, Eure Majestät mit den Insignien dieses Ordens zu bekleiden. Dieses im höchsten Grade hervorragende Zeichen von der Hochachtung der Königin offenbart zugleich Allerhöchstderen Bestreben, die freundschaftlichen Gefühle zwischen Eurer Königlichen Majestät Hause und demjenigen von Großbrittanien zu pflegen, so wie auch Ihrer Majestät Wunsch, die zwischen denselben bereits bestehenden Beziehungen des gegenseitigen Wohlwollens immer enger zu knüpfen. Somit bitten wir, gehorsam den Befehlen der Königin, um die Erlaubniß, Eurer Majestät die Insignien des sehr edlen Ordens vom Hosenbande jetzt übermachen zu dürfen.

Möge es mir zugleich gestattet sein, Sire, auszusprechen, wie lebhaft ich die hohe Ehre empfinde, welche mir durch diesen in so hohem Grade ehrenvollen Auftrag, so wie dadurch zu Theil geworden ist, daß ich zu dem Ueberbringer der Versicherungen der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Königin für Eurer Königlichen Majestät erhabene Person gewählt bin."

Nach Beendigung dieser, mit einer Reverenz geschlossenen Anrede erwiderte Seine Majestät der König, von einer Handschrift ablesend, in deutscher Sprache:

„Mit freudigem Herzen nehme Ich aus Ihrer Hand die Insignien des höchst edlen Ordens vom Hosenbande entgegen, unter dessen Ritter Mich aufzunehmen es der Königin, Ihrer Souverainin, gefallen hat. Sie sind Mir ein theures Unterpfand der Gesinnungen, welche die erhabene Monarchin, die an der Spitze dieses altehrwürdigen Ordens steht, gegen Mich und Mein Haus hegt, und welche Ich aus voller Seele erwidere.

Ich gedenke hierbei der Zeit, da Mein nun in Gott ruhender Königlicher Vater in Meiner Gegenwart diesen edlen Orden in London erhielt; ich gedenke des Ausspruches Meines heimgegangenen Königs und Bruders, der den Tag einen der schönsten seines Lebens nannte, an welchem er von Ihrer erhabenen Monarchin diese Insignien empfing.

Es sind dies Erinnerungen an das Beginnen einer schönen Zeit, die seitdem zur Schließung heiliger Bande führten, welche in glücklicher Entfaltung unsere beiden Häuser umschlingen. Indem Ich nun in diese hohe Brü-

---

*) Die genannten Personen gingen nach den beigefügten Nummern in folgender Ordnung:

1		2
3		4
	5	
6		7
8		9.

derschaft eintrete, sehe auch Ich darin eine neue Bürgschaft, daß diese Bande immer fester und inniger sich knüpfen werden zur Fortdauer der herzlichen Beziehungen der Herrscher, so wie zum Gedeihen und zur Wohlfahrt Unserer Völker.

Ihnen, Herr Marquis, spreche ich es gern aus, welches Vergnügen es Mir gewährt, daß Ihre Majestät die Königin Sie zum Ueberbringer dieser Botschaft ersehen hat, und Ich bitte Sie, den Ausdruck Meiner Gefühle und Meines Dankes Ihrer Majestät darzubringen."

Das eigenhändige Conzept dieser Antwort wird mit den übrigen Ordenspapieren bei den Insignien und der Bekleidung des Hosenband-Ordens aufbewahrt.

Sich verneigend überreichte nun der Marquis von Breadalbane die Beglaubigungsschreiben, welche der Wappen-König bis dahin getragen hatte, die der bevollmächtigte außerordentliche Gesandte zur Ueberreichung einhändigte, und Seine Majestät der König übergab dieselben dem links neben dem Throne stehenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Freiherrn von Schleinitz.

Dann folgte die Ueberreichung des Statuten-Buches. Dasselbe ist in Quartform in dunkelblauen Sammet mit Goldschnitt gebunden, und auf dem Deckel mit dem in Gold gedruckten Ordenswappen geschmückt. Dasselbe enthält außer den eigentlichen Statuten auch noch die Dekrete sämmtlicher Ernennungen, zuletzt dasjenige, durch welches König Wilhelm von Preußen zum Ritter des Ordens ernannt und dabei von dem Halten eines Kapitels abgesehen wird, wie dasselbe auf Seite 91 bereits mitgetheilt wurde. An die letzte Seite dieses Buches ist das Ordenssiegel von rothem Wachs in eine 4 Zoll im Durchmesser runde goldene Kapsel eingeschlossen, angehängt. Auf der einen Seite des Siegels zeigt sich der Ritter St. Georg mit dem Drachen, auf der andern das Wappen des Ordens, welches letztere auch auf der einen Seite der goldenen Kapsel eingravirt ist. Auffallender Weise fehlt unter den Ernennungs-Dekreten dasjenige Sr. K. Hoheit des Kronprinzen, also das vorletzte.

Seine Majestät der König übergab das Statutenbuch dem rechts neben dem Throne stehenden Oberst-Truchseß Grafen von Redern.

Hierauf folgte die Ueberreichung des Commissoriums für die Deputation auf einem Royal-Folio-Pergament-Bogen, auf der Rückseite mit grüner Seide gefüttert und in Form einer Rolle. Die Urkunde, in lateinischer Sprache abgefaßt, wurde von Seiner Majestät dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten übergeben und von diesem laut vorgelesen, dann aber dem Wappenkönig und von diesem dem Sekretair Vivian zurückgegeben. Sie weicht in ihrer Fassung wesentlich von dem bereits Seite 86 mitgetheilten Commissorium ab und lautet:

Victoria R.

Victoria Dei Gratiâ Britanniarum Regina Fidei Defensor atque praenobilis Aureae Periscelidis Ordinis Supremo Omnibus ad quos praesentes Literae pervenerint Salutem, Cum Serenissimum ac Potentissimum Principem Gulielmum Borussorum Regem Fratrem et Consanguineum nostrum charissimum tam propter inclytam ac antiquissimam Stirpis nobilitatem quam propter eximias illas quae in illo conspiciuntur, virtutes, in Illustrissimi Ordinis praedicti nobilissimam Societatem nuper susceperimus, quo arctiori benevolentiae, vinculo, si fieri posset cum nobis conjungeremus: Sciatis quod nos, de fide prudentiâ et diligentiâ perquam Fidelis et perdelecti Consanguinei et Consiliarii Nostri Johannis Marchionis de Breadalbane, Comitis de Ormelie et Baronis Breadalbane, unius è Proceribus regni Equitis Antiquissimi et Nobilissimi Ordinis Cardui Nostri Legati extraordinarii Nostri specialiter delegati, fidelis quoque et dilecti nobis Caroli Georgii Young Equitis aurati, cognomento Garter Principalis apud nos Armorum Regis, integrè ac plurimum confidentes ipsos nostros veros et indubitatos Plenipotentiarios et Oratores ordinavimus et constituimus; eisque potestatem auctoritatem et speciale mandatum dedimus et damus praefacto Serenissimo Regi in nomine nostro, Insignia dicti Nobilissimi Ordinis Periscelidis hoc tempore a nobis ad illum transmittenda deferendi ac donandi, et denique iis augustis quae observari solent Ceremoniis et Solemnitatibus, simul ac omnibus Officiis quae ad honoratissimi hujusdem Ordinis nostri ornamentum et decus spectare et pertinere videbuntur, perfungendi.

In cujus rei testimonium has Litteras magno sigillo dicti Ordinis Nostri Periscelidis communiri fecimus die nono Februarii Anno Domini Millesimo Octingentesimo sexagesimo uno.

Jussu Supremae.
S. Oxon.
C. G.

Damit waren die Einleitungs-Ceremonien vollendet, und der Chester-Herold übergab nun das Kniebund dem Marquis von Breadalbane, welcher es in halb knieender Stellung auf der untersten Stufe des Thrones Seiner Majestät um das linke Bein unter dem Knie schnallte, wobei Allerhöchstderselbe den Fuß auf die beiden bereit liegenden Kissen stützte und der Wappen-König die folgende althergebrachte Admonition ablas:

„Zur Ehre des Allmächtigen Gottes und zum Gedächtnisse des gesegneten Martyrers St. Georg binde ich um Dein Knie zu Deinem Ruhme dieses sehr berühmte Hosenband; trage es als Symbol des glorreichen Ordens, vergiß es nie, oder lege es nie bei Seite, damit Du dadurch ermahnt werden mögest, muthig zu sein, und so Du einen gerechten Kampf unternommen hast, in welchen Du Dich allein nur einlassen sollst, Du fest stehen, tapfer kämpfen und muthig und glorreich siegen mögest!"

Dem Kniebande folgte die Anlegung des Bandes mit dem St. Georg über die linke Schulter, wozu Seine Majestät von den Stufen des Thrones herunter, vor denselben trat. Die dabei vom Wappenkönige gehaltene Admonition lautete:

„Trage um Deinen Nacken dieses Band, geschmückt mit dem Bilde des gesegneten Martyrers und Streiters Christi, St. Georg, durch dessen Nachahmung angeregt, Du so über glückliche und widerwärtige Begegnisse hinweg schreiten mögest, daß, nachdem Du Deine Feinde, sowohl die des Körpers als der Seele, tapfer besiegt hast, Du nicht allein den Preis dieses vergänglichen Kampfes empfangen, sondern gekrönt werden mögest mit der Palme des ewigen Sieges!"

Nun legte Seine Majestät den Gardes du Corps-Degen, welcher zu dieser Feierlichkeit besonders angefertigt worden war, ab, wobei der General-Adjutant General-Major von Alvensleben behülflich war, und aus den Händen des Generals von Alvensleben empfing ihn der Wappenkönig, dessen Eigenthum er nach altem Herkommen wird (ancien droit, ancient fee), worauf der Marquis von Breadalbane dem Könige das Ordensschwert (goldner Griff und goldne Scheide) anlegte.

Von dem nun nach dem Rituale folgenden Anlegen des eigentlichen Ordens-Rockes war, wie schon seit Jahren gewöhnlich, auch diesmal Abstand genommen. Demgemäß wurde sofort der Mantel von blauem Sammet mit weißer Seide gefüttert umgelegt und das Band mit dem St. Georg-Plaque wieder abgenommen, wobei der Oberjäger-Meister Graf von der Asseburg, in Stellvertretung des Grand-Maître de la Garderobe, dem Marquis von Breadalbane behülflich war und das Band übernahm.

Die dazu gehörige Admonition lautet:

„Empfange zur Vermehrung Deines Ruhmes dieses Kleid von himmlischer Farbe, das Staatskleid dieses höchst ausgezeichneten Ordens, veredelt durch das Schild und rothe Kreuz unseres Herrn, durch dessen Macht es Dir gelingen wird, die Schaar Deiner Feinde zu durchbrechen, und wenn Du diesen zeitlichen Kampf durch außerordentliche und heldenmüthige Thaten ausgekämpft, so kann Dir die ewige Siegesfreude zu Theil werden."

Sie wurde indessen nicht gesprochen, und die Bekleidung mit dem Mantel, so wie gleich darauf mit der Ordens-Kette, so wie die Ueberreichung des Hutes mit dem hohen Federbusch und schließlich des Sterns ging stillschweigend vor sich.

Der Chester-Herold nahm alle diese Gegenstände nach und nach von den Kissen der auf ihren Plätzen verweilenden Mitglieder der Deputation und überreichte sie dem Marquis von Breadalbane zur Anlegung oder Uebergabe. Die leergewordenen Kissen wurden dann jedesmal auf den bereit stehenden Tisch neben den Somerset-Herold gelegt.

Nach schließlicher Ueberreichung des Sternes zog sich die ganze Deputation rückwärts schreitend und abermals mit drei Reverenzen aus dem weißen Saale zurück und wurde wieder in die schwarze Adler-Kammer geleitet. Es geschah dies indessen nicht eher, bis Seine Majestät den Thron wieder bestiegen hatte.

Sobald die Deputation den Weißen Saal verlassen hatte, ergriffen die zu beiden Seiten neben der Hinterwand des Thrones stehenden Königlichen Leibpagen die Schleppe des Ordens-Mantels und trugen dieselbe, als Seine Majestät unter demselben Vortritt der Hof-, Ober-Hof- und Obersten-Hofchargen, General- und Flügel-Adjutanten, so wie des Geh. Cabinets-Rathes, sich in die grüne Kammer zurückbegaben und Kette und Mantel ablegten.

Gleich darauf begaben sich Ihre Majestät die Königin, so wie die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses in die Rothe Sammet-Kammer zurück, und verweilten dort bis zum Beginn des Gala-Diners im Rittersaale, zu welchem Seine Majestät der König mit dem Bande des Ordens geschmückt erschien. Es nahmen daran Theil die sämmtlichen Mitglieder der Commission, der brittische Gesandte Lord Augustus Loftus und die Mitglieder der brittischen Gesandtschaft. Seine Majestät brachte während des Diners das Wohl der hohen Souverainin des Ordens, Königin Victoria, aus und Marquis von Breadalbane erwiderte dasselbe, indem er auf das Wohl des neuen Ritters vom Hosenband-Orden, König Wilhelm von Preußen, trank. Die englische und Preußische Nationalhymne folgte diesen beiden Toasten.

Nach dem Diner hielten Ihre Majestät Cercle, welcher bis gegen 9 Uhr dauerte.

Ein Eid, wie er sonst für die Investitur eines neuen Ritters vorgeschrieben ist, wurde nicht geleistet. Die dafür zu beobachtende Form wäre folgende gewesen. Der Aufzunehmende wird von zwei älteren Rittern an den Altar geführt, kniet nieder, legt die Schwurfinger auf das vorgehaltene Statutenbuch und bekräftigt die ihm vorgesprochenen Worte:

„Ihr, der Ihr erwählt seid, einer der ehrenwerthen Genossen des sehr berühmten Ordens vom Hosenbande zu sein, sollt bei dem heiligen Evangelium, das Ihr hier berührt, versprechen und schwören, mit Wissen und Willen kein Statut des besagten Ordens, oder keinen darin enthaltenen Artikel zu brechen (ausgenommen solche, von deren Befolgung der Souverain Euch entbunden haben wird), der mit den Gesetzen des allmächtigen Gottes und mit den Gesetzen dieses Königreiches vereinbar ist und denselben nicht zuwider läuft, in so weit es Euch angeht und zusteht, so Euch Gott helfe und sein heiliges Wort."

Da dieser Eid zur Befolgung der Gesetze dieses (des brittischen Königreiches) verbindet, so kann er nicht wohl von fremden Souverainen verlangt werden, daher seine Weglassung auch in diesem Falle.

Die Deputation, welche die ganze Zeit ihres Aufenthaltes in Berlin im Hôtel de Rome auf Königliche Kosten bewirthet worden war, verließ bald darauf ehrenvoll ausgezeichnet und reich beschenkt Berlin.

Der Bericht an Ihre Majestät die Königin, welchen Garter abstattete und der in dem Supplement zur London Gazette vom 14. März 1861 gedruckt erschien, sagt selbst darüber:

„The Mission during its residence at Berlin, was honoured with the most marked attention and condescension by their Majesties and the whole of the Royal Family."

Marquis von Breadalbane erhielt unmittelbar nach der Investitur den schwarzen Adler-Orden.

Das Diplom, welches König Wilhelm empfing, ist genau eben so geformt wie das schon Seite 101 beschriebene des Kronprinzen, auch die Fassung, bis auf den Namen, ganz dieselbe.

Die sämmtlichen Bekleidungsgegenstände, Insignien und Schriftstücke wurden von der Deputation in einem besonders dazu geformten Koffer nach Berlin gebracht, dieser Koffer mit übergeben, und dient derselbe auch jetzt noch zur Aufbewahrung der Ordens-Gegenstände.

In der London Gazette vom 16. April, also lange nach der Rückkehr der Deputation, erschien die Königliche Dispensation von der persönlichen Installation des Königs von Preußen in den Ordens-Rittersitz der St. George-Capelle zu Windsor. Sie ist vom 12. April datirt und sagt im Wesentlichen:

„Wir dispensiren Seine Majestät den König Wilhelm von Preußen von allen Statuten und Reglements, welche gewöhnlich bei der Einweisung in den Rittersitz beobachtet werden, und bewilligen dem nach allen Regeln investirten Königlichen Ritter-Genossen volle Gewalt und Recht, alle Privilegien und Vorrechte des Ordens auszuüben, als ob er wirklich installirt worden wäre."

Zu erwähnen bleibt, daß außer den schon genannten Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses, auch noch die folgenden fürstlichen Personen bei der Investitur und dem Gala-Diner anwesend waren. Der Erbprinz und Prinz Carl von Hohenzollern-Sigmaringen, Prinz August von Würtemberg K. H., Prinz Louis von Hessen und bei Rhein, Hoheit, Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, Prinz Georg von Schwarzburg-Rudolstadt, Prinz Heinrich XIII., Prinz Heinrich LXXIV. und Prinz Heinrich IX. Reuß-Schleiz-Köstritz.

L. Schneider.

Dringende Bitte.

Durch unverschuldetes Unglück ist ein Mann aus guter Familie in eine überaus traurige Lage versetzt worden.

In Folge Bürgschaftsleistung für einen Freund, der inzwischen verstorben ist, verfolgt den Armen ein hartherziger Gläubiger, nachdem er ihm bereits Alles hat nehmen lassen, in erbarmungsloser Weise wegen einer Restforderung, die durch den Verkauf der gesammten Habe nicht hat gedeckt werden können. —

Sollten die Leser dieses Blattes geneigt sein, zur Rettung des unglücklichen Mannes und seiner Frau vor dem Untergange und zur Gründung einer neuen Häuslichkeit derselben beizutragen, so bittet der Unterzeichnete gehorsamst, ihm dafür Liebesgaben anzuvertrauen, die gewissenhaft verwendet werden sollen, und ist, wenn es gewünscht wird, gern bereit, jede nähere Auskunft zu geben.

Berlin, den 24. Juni 1861.

Herrlich, Geh. Registrator.
Brüderstraße Nr. 35.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. [Hierzu eine Beilage.] Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Beilage zu Nr. 26 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Monumentales aus Jerusalem.

I.

(Fortsetzung u. Schluß.)

Von den nun folgenden Denkmälern sind die historisch wichtigen zu allgemein bekannt und die unbekannten zu wenig wichtig, als daß nicht eine kürzere Aufzählung genügen sollte. Die erste Blüthe des Chalifats beschenkte Jerusalem mit dem Felsendome auf dem Morija, dem Templum Domini der Kreuzfahrer, einem Gebäude ersten Ranges, sowohl was die Originalität des architectonischen Gedankens und die kostbare Eleganz der Ausführung als auch die durch ihre Geschichte und ihre natürlichen Vorzüge ausgezeichnete Lage anbetrifft. Ein andres Bauwerk, welches sich in gleichem Maaße dem Gedächtniß des Beschauers eingeprägt, hat Jerusalem nie besessen. Die Johanniter, welche nach ihrer Uebersiedlung in die baltischen Küstenländer Jahrhunderte lang den aus der heiligen Stadt mitgebrachten Ordensregeln treu blieben und noch heut in ihrem Eide des Spitals zum heiligen Johann daselbst gedenken, hatten von der äußern Gestalt ihres Mutterhauses keine Erinnerung. Die Templer dagegen, obschon bald nach ihrer Rückkehr in der Verweichlichung eines opulenten Lebens ihrer strengen Gelübde sich entschlagend, versuchten an verschiedenen Orten diesen Dom, welchem sie ihren Namen verdankten, nachzuahmen, — Beweis genug für den mächtigen Eindruck, welchen die Schöpfung des Ommajaden Abdulmelik auf die Nachzeiten ausübte.

Auffallend dürftig ist die für den Abendländer so vorzugsweise wichtige Epoche der Kreuzfahrer im jetzigen Jerusalem vertreten. Die königlichen Schlösser auf dem südlichen Tempelplatze und am Davidsthurm, der Palast des Patriarchen, die Wohnungen der Canonici des heiligen Grabes und des Templum Domini, das königliche Ursula-Kloster an der St. Annen-Abtei und so viele andre frommen Zwecken gewidmete Gebäude sind entweder spurlos verschwunden, oder doch nur als formloser Trümmerhaufen noch vorhanden. Auf den schönen Portalbogen des Johanniter-Convents, den seines höchsten Stockwerks beraubten Glockenthurm der heiligen Grabeskirche und die Absiden zweier Kirchen, S. Maria de latina Major, zu dem Complex des Johanniter-Grundstücks gehörig, und der Maria Magdalena in dem jetzt wenig bewohnten Nordostviertel der Stadt, beschränkt sich das Erwähnenswerthe. In einem bei Beha-ed-Din aufbewahrten bemerkenswerthen Briefe an Richard Löwenherz äußert sich Saladin dahin, daß Gott den Franken in Palästina keinen Stein aufzubauen gestattet habe, — wenn dies auch nicht wörtlich zu nehmen war, so zeigte es doch, wohin der staatskluge Sultan zu gelangen strebte. Den Palast der Johanniter zu Jerusalem gedachte er indessen zu erhalten. Er selbst nahm darin zeitweise seine Wohnung und richtete darin ein muhammedanisches Spital und eine Hochschule ein; den Rest des weitläuftigen Gebäudes bestimmte er ferner zur Aufnahme von Reisenden aller Nationen, deren Miethsgelder zur Unterhaltung jener Stiftungen dienen sollten. Wir finden es bis ins 16. Jahrhundert auch von christlichen Pilgern benutzt, deren Verschiedene ihm trotz seines verfallenen Zustandes noch Anerkennung zollen, wenn sie sich auch über den Mangel aller wohnlichen Einrichtungen beschweren. Erst die Türkenherrschaft, die brutale Nachfolgerin der immer noch für höhere Interessen einigen Sinn zeigenden arabischen und Mamluken-Dynastien, ließ den Pallast völlig zu Grunde gehn und gestattete zur Verhöhnung der nahen Grabeskirche in den Ruinen die Anlegung einer Gerberei, welche erst vor vier Jahren durch den jetzigen Gouverneur Palästinas wieder beseitigt worden ist.

Es ist bekannt, daß während des Jahrhunderts der fränkischen Könige auch die heilige Grabeskirche ungefähr die Gestalt erhielt, in welcher wir sie jetzt erblicken, das heißt, daß die von früheren Pilgern auf dem Platze beschriebenen drei Kirchen, die der Auferstehung mit dem heiligen Grabe, die Basilika Constantins und die des Calvarienberges zu Einem Gebäude vereinigt wurden. Da aber spätere Ausbesserungen die jener Zeit angehörigen Eigenthümlichkeiten ziemlich verwischt haben, so läßt sich das Ganze in architectonischer Beziehung nicht mehr als einen Kreuzfahrerbau bezeichnen.

Auf das Frankenreich folgte die Epoche der Ejubiten und der Mamluken, welche von Aegypten aus Palästina beherrschten. Die Kriege Nureddins und Saladins hatten in die muhammedanische Welt neues Leben gebracht; durch das Bedürfniß des Widerstandes gegen die gewaltigen Anstrengungen des Westens war der Islam zu gemeinsamer That vereinigt worden, und Jerusalem, der vornehmlichste Gegenstand jener Anstrengungen, hatte die höchste Wichtigkeit gewonnen. Man faßte den Gedanken, die Stadt zu einem Mittelpunkte muhammedanischer Gottesgelehrtheit zu machen, und so das religiöse Leben des Islam durch ein neues Band mit ihrem Besitze zu verknüpfen. Für die gottesdienstlichen Uebungen schien durch die Moscheen auf dem Tempelplatze genügend gesorgt, weshalb auch in den verschiedenen Stadtvierteln ferner nur dürftige, weder durch Größe, noch durch Bauart ausgezeichnete Bethäuser (Mesdjid) entstanden. Auf Hochschulen dagegen, auf Convente für Fakirs und Derwische, legte man einen besondern Werth; eine staunenswerthe Anzahl diesen Zwecken gewidmeter Gebäude, denen sich dann Grabkapellen gelehrter Ulema und Stiftungen für Arme anschlossen, wurde damals errichtet. Wir haben bereits gesehen, daß Saladin durch Gründung zweier Schulen, in dem Johanniter-Convente und in der St. Annen-Abtei, den Anstoß gegeben hatte; die letztere führt noch heut bei den Muhammedanern nach ihm den Namen Salahijeh. Außerdem führte er an dem Haupteingange des Horam Scherif ein großartiges Gerichtshaus auf, wo noch heut das aus dem Koran fließende, sogenannte göttliche Recht mit allen seinen Wunderlichkeiten als Richtschnur für die Entscheidungen dient. Souveräne und Privatleute wetteiferten dem gegebenen Beispiel zu folgen. Die Architectenschule von Kahiro, aus deren Händen die prächtigen Moscheen und wunderbaren Mausoleen jener Hauptstadt hervorgingen, sandte ihre Meister nach Jerusalem, und so erhoben sich hauptsächlich auf und in der nächsten Nähe des Tempelplatzes die mannigfaltigen Specimina moreskischer Baukunst, deren Reste die ihnen in den mittelalterlichen arabischen Beschreibungen Jerusalems ertheilten Lobpreisungen vollkommen rechtfertigen.

Zwei ansehnliche Kirchenbauten sind aus dieser Zeit zu erwähnen, zu deren Aufführung die meistens kaukasischen Adelsgeschlechtern entsprossenen Mamlukenfürsten Aegyptens gegen die Gesetze des Islam, nicht sowohl aus Duldung als aus Stammfreundschaft, den glaubenseifrigen Königen Georgiens ihre Sanction gegeben. Die Eine ist die Jacobikirche des armenischen Patriarchats, welche sich in dominirender Lage über der höchsten Kuppe des Zion auf der Stelle erhebt, wo der jüngere Jakobus, der Adelphotheos der alten Theologie, nach der Tradition den Märtyrertod erlitten; die Andre liegt in einem der westlichen Thäler außerhalb Jerusalems, und ihr Hochaltar bezeichnet den Platz, wo die Cypresse gewachsen sein soll, aus welcher

man das allerheiligste Kreuz zimmerte. Sie haben beide einen fast quadratischen Plan mit geringer Verlängerung in westöstlicher Richtung, in welchem vier starke Pfeiler, das Mittelschiff von den beiden Seitenschiffen scheidend, das Kreuz zeichnen. Die Pfeiler tragen, der Richtung der Weltgegenden entsprechend, sich der Halbkreisform kaum enthebende Spitzbögen; auf diesen ruht ein von Fenstern durchbrochener cylindrischer Mauerkranz, über welchem die Krone des Gebäudes, eine weitfassende Kuppel, sich wölbt. Die Anlage entspricht also der Sophienkirche zu Constantinopel, dieser meisterhaften Schöpfung Justinians, welche auf den Kirchenbaustyl der transkaukasischen Völker einen beherrschenden Einfluß übte und in Nachbildungen, wie die soeben flüchtig skizzirten, sieben Jahrhunderte nach der Losreißung der heiligen Stadt von dem Reiche jenes kunstliebenden Kaisers dorthin von den Ufern des Cyrus zurückgetragen wurde.

Auf die Mamluken folgten die Osmanen, welche nunmehr seit 344 Jahren Jerusalem inne haben. Nachdem erstere zum Rückzuge aus Syrien gezwungen worden waren, machte die wehrlose Stadt keinen Versuch des Widerstandes, und der Sieger Selim II. begnügte sich, auf seinem Zuge nach Aegypten mit wenigen Begleitern von ihr persönlich Besitz zu ergreifen und an dem Felsen Gottes seine Andacht zu verrichten. Es war dies der letzte Besuch, den sie von einem Souverän gehabt hat. Die höchste Blüthe der langlebigsten aller islamitischen Dynastien, der türkischen, fällt in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, in die Regierungszeit des gewaltigen Suleiman I., des Sohnes und Nachfolgers Selims; Jerusalem blieb nicht ohne Antheil an dem sich durch das weite Reich geltend machenden Aufschwunge. Seine stattlichen Mauern, mehrere seiner reich und geschmackvoll verzierten Thore, das schöne Portal des Horam Scherif, Bab-el-Mechkemeh, und verschiedene Fontainen in und außerhalb der Stadt wurden auf Befehl desselben Herrschers ausgeführt, dessen Flotten in Indien mit den Portugiesen stritten und an den Küsten des Mittelmeeres bis nach Spanien Schrecken verbreiteten, dessen Landheere Wien belagerten und Persien überschwemmten, dem die Schätze des unter die Füße getretenen Ungarns weit und breit kostbare Anlagen auf den durch muselmännische Tradition geheiligten Stellen seines Gebiets ermöglichten. Eine seiner Frauen, die geistreiche Sultanin Churrem, welche unter dem ihr von den europäischen Berichterstattern jener Zeit beigelegten Namen Roxelana so berühmt geworden ist, erbaute gleichzeitig das großartige Armenhaus et-Tekijeh, welches die Mönchssage später zum Hospital der heiligen Helena stempelte. Dasselbe liegt unfern dem Johanniter-Hospiz und dem preußischen Consulat an der nach ihm benannten Helenenstraße und zeichnet sich besonders durch zwei in geschliffenem, verschiedenfarbigen Kalkstein, mit eingelegten Arabesken, ausgeführte Portale aus, welche in Form und Farbendisposition abermals den ägyptisch moreskischen Geschmack verrathen. Der Verfall dieses Gebäudes scheint sich von dem Augenblick seines Fertigwerdens herzuschreiben. Das muhammedanische Patriciat von Jerusalem, dem die Verwaltung der frommen Stiftungen obliegt, war längst gewöhnt, die Einkünfte dieser lediglich zu eigener Bereicherung zu verwenden; wenn aus diesem Grunde die gefeierten Collegien Saladins so bald verfielen, so ließ sich für die Stiftung der Roxelana nichts Anderes erwarten. Noch in demselben 16. Jahrhundert erwähnen die Pilger ihrer als einer Ruine, deren Bau sie spätestens in die Kreuzfahrerzeit zurückversetzen zu müssen glauben.

Freilich war Suleiman wie der erste, so der letzte türkische Sultan, welcher zur baulichen Verschönerung Jerusalems beigetragen, und die so bald nach ihm hereinbrechende Barbarei, die immer roher werdende, jeden Keim des Aufschwungs erstickende Willkür, mochte es dem Fremdling unmöglich erscheinen lassen, daß jemals in einem solchen Volke die Idee eines Kunstbaues habe zur Reife gelangen können. Wie unter dem Fluche der Türkenherrschaft das einst so gesegnete Kanaan zur Einöde ward, so schrumpfte auch die Architectonik auf die jedem Schmucke, jeder Zierlichkeit entfremdeten Bedingungen der möglichst wohlfeilen Erreichung des Nothwendigen zusammen. In den drei Jahrhunderten, welche dem Werke der Roxelana folgten, hat Jerusalem nur elendes Gemäuer von Nützlichkeitsbauten sich erheben sehn, bis in unseren Tagen die ewig frische Blume germanischen Kunstsinns, der gothische Styl, durch die vereinten Kräfte der beiden protestantischen Großmächte in der Christuskirche auf den Zion eingepflanzt worden ist.

II.

Unter den bildenden Künsten ist die Architektonik vorzugsweise von dem Lande, in welchem sie wirkt, abhängig; nicht nur den Boden, auf dem ihre Schöpfungen sich erheben, auch das Material hat sie ihm zu entlehnen. Wie das Innere Rußlands sich mit Blockhäusern, das flache Norddeutschland mit Backsteinbauten begnügen muß, so hatte das alte Aegypten seine Granitsäulen und Griechenland seine Marmortempel. An dem heimischen Material bildete sich die älteste Kunst, und erst nachdem Rom die Culturländer des Alterthums unterworfen, entwickelte sich die Universalität des Geschmacks, welche sowohl die Formen als auch die kostbaren vielfarbigen Steinarten von den fernsten Enden des damals bekannten Erdkreises herholte. Diese Vorliebe der römischen Kaiserzeit kam auch Jerusalem zu Gute, als Hadrian die von Titus zerstörte Stadt wieder aufbaute und mit heidnischen Tempeln versah; — vielleicht nachher noch einmal, als Constantin seine Basilika errichtete, — weder vorher noch nachher ist eine Einführung exotischen Gesteins, welches denn auch im Großen und Ganzen in Jerusalem nicht in Betracht kommt, daselbst anzunehmen. Im Wesentlichen bestehen alle von uns aufgezählten Monumente aus demselben Felsen, in welchen die unter der heutigen Schuttoberfläche der heiligen Stadt von Zeit zu Zeit auftauchenden Werke der Jebusiter eingehauen sind, aus dem mit Dolomiten reich durchzogenen Jurakalk, welcher den Grundstock des ganzen Palästinensischen Gebirges bildet.

Das Material bedingt gewissermaßen die Gestaltung der Kunstproducte, und die vollendeten Formen des jonischen und corinthischen Capitäls wären unerfunden geblieben, wenn dem kunstsinnigen Volke der Griechen nicht die Marmorschätze von Paros und Naxos zu Gebote gestanden hätten. Der spröde, durch häufige Crystalladern, kleine Höhlen und Klüftungen unterbrochene Jurakalk ist, wenn auch zu feinerer Sculptur nicht durchaus ungeeignet, doch wenig dazu einladend, wogegen er sich sowohl durch seine bald weißgrauliche bald röthliche Farbe, als auch durch seine Härte und Dauerhaftigkeit zu mehr massiger Verwendung vorzüglich empfiehlt. Eine gewisse Schwerfälligkeit ist demnach der gemeinsame Character aller Baudenkmäler Jerusalems.

Außer dem genannten bieten die Gebirge Judas noch ein zweites Material in der grauen, von Feuersteinen und Ueberresten von Cetaceen durchzogenen Kreide, welche, dem Kalke aufliegend, die höchsten Kuppen bildet und sich östlich gegen die Niederung des Jordans und todten Meeres weit hinabsenkt. Das heutige Jerusalem liegt auf der Gränze der beiden Formationen, indem der Zion, der Akra und Moriga aus Kalkstein, der obere Bezetha aber schon aus Kreide besteht, welche jenseit des Kidronthals am Oelberge in großer Massenhaftigkeit auftritt. Dies geschmeidige, leicht zu bearbeitende Mineral liefert ebenfalls vorzügliche Bausteine, welche, was ihnen an Dauerhaftigkeit abgeht, durch die Wohlfeilheit der Production reichlich ersetzen und demnach bei Privatbauten, wo eine ewige Haltbarkeit nicht verlangt wird, fast ausschließlich zur Benutzung kommen. Nur für die Grundmauern giebt man auch da dem Kalkstein den Vorzug. Es ist dies ein Gegensatz, welcher kaum jünger sein dürfte,

als die erste menschliche Ansiedelung auf dem Zion selbst; die Unmöglichkeit, eine den Jahrhunderten trotzende Stadtmauer aus der leicht zerstörbaren Kreide aufzuführen, mußte sich ebensobald wie die Schwierigkeit fühlbar machen, den spröden Dolomit dem in erstgenanntem Baustoffe seine Befriedigung findenden Bedürfnisse des Kleinlebens anzupassen, und so darf man annehmen, daß das doppelte Material für Jerusalem seit der ältesten Zeit ungefähr dieselbe Bedeutung gehabt hat, wie heut zu Tage. Die Verwitterung, welcher der Dolomit so gut widersteht, greift die Kreidequadern in hohem Maaße an; die sommerliche Sonne und noch mehr der im Winter von Zeit zu Zeit eintretende Frost zerklüftet sie, und sie aus ältern verfallenen Bauten in neue anders denn zu Füllsteinen herüberzubringen, ist wegen ihres bröcklichen Zustandes selten möglich. Zu dem unermeßlichen Schuttlager Jerusalems hat demnach die Kreide den Hauptbestandtheil geliefert. Dies Schuttlager dürfen wir nicht von der Zerstörung der Stadt durch Titus herleiten, wenn es auch beträchtlich dadurch vermehrt wurde. Es war viel älter, und ohne Zweifel ist bereits im Evangelium in dem schönen Gleichniß von dem thörichten Manne, der sein Haus auf Sand baut, darauf hingewiesen. Loser Sand findet sich in Palästina nur an der Meeresküste, theils als flacher Ufersaum und theils durch die Winde zu Dünen aufgeschichtet und eine Strecke weit in das innere Land fortgeführt. Wie jetzt, so mußte er früher die Einwohner von einer Ansiedelung eher abschrecken als dazu einladen. Dagegen findet der Sand des Gleichnisses, welcher in dem Griechischen Texte des N. T. wahrscheinlich nur einem nicht scharf aufgefaßten aramäischen Worte der Urevangelien seinen Ursprung verdankt, in dem Schutte der großen Städte, namentlich Jerusalems, seine volle Erklärung. Noch jetzt wie damals, heischt es die Vorsicht, bei Errichtung eines Neubaues die Fundamente nicht in den Schutt, sondern auf den Felsen selbst zu legen, obwohl diese schon im Anfang unsrer Aera mühsame Arbeit seitdem durch die gewaltig angewachsenen Massen viel schwieriger geworden ist; noch jetzt wie damals entziehen sich leichtfertige und dürftige Bauherren dieser Mühe, und noch jetzt wie damals sehen wir, daß „wenn ein Platzregen fällt, und es kommt ein Gewässer, und die Winde wehen" Matth. 7, 27 — es ist dies eine treffende Beschreibung der Winterregengüsse im Hochlande Juda — die schlecht begründeten Häuser durch Nachgeben des aufgeweichten Bodens Risse bekommen und einstürzen.

Wir wollen jetzt versuchen, an der Hand der beschriebenen Denkmäler und der historischen Nachrichten einen Blick auf die Culturzustände des Gelobten Landes zu werfen, so weit sie sich auf die von den Einwohnern aufgeführten Bauten beziehen. Es ist dies eine wenn auch nur geringe Bereicherung der Bibelkunde, und der Johanniterorden, welcher, mit dem Buche der Bücher schicksalverwandt, mit ihm demselben Boden entsprossen, die biblische Erkenntniß in dem Norden unsres Vaterlandes verbreitet hat, wird einer solchen die Spalten seines Journals gern öffnen.

Der heutige palästinensische Hausbau — von diesem, als dem bekannten, müssen wir ausgehen um auf den früheren, unbekannten, zurückzuschließen, hat für die Europäer eine doppelte Eigenthümlichkeit, und zwar erstlich die Geltung des Zimmers als architectonische Einheit und zweitens die möglichste Vermeidung des Bauholzes. Was jene anbetrifft, so haben wir sie als uralt zu betrachten. Allen semitischen Völkern war und ist das Haus Bêt ein unmittelbar von vier Wänden umschlossener und überdachter Raum, d. h. ein Zimmer. Schon die Grundbedeutung des Worts ergiebt das Zusammenfallen dieser Begriffe. Bêt ist ein umschlossener Raum, in welchem man die Nacht zubringt, also ursprünglich das Zelt, das den Nomaden gegen die plötzliche Kühle der Steppe Schutz bot; erst beim Fortschreiten von der rohen Bildungsstufe des Wanderhirten zu der des angesiedelten Landmanns wurde der Ausdruck auf die einfachste Form des Hauses übertragen, indem sich die ziegenhärene Umwandung in eine steinerne umgestaltete. Wie nun der Beduine nach den Bedürfnissen des sich erweiternden Familienlebens neben sein erstes Zelt ein zweites und mehrere aufstellte, so führte auch der Siedler neben seinem ursprünglichen Baue andre auf, ohne dieselben unter einem gemeinschaftlichen Dache zu vereinigen und ohne auf irgend einen Plan des Ganzen und auf die in dem einzelnen Gemache allerdings beobachtete Symmetrie Rücksicht zu nehmen. Ein solcher Complex von einzelnen Bêt, welcher dem europäischen Begriffe eines Hauses entspricht, wird Dâr (hebr. Dôr), Umkreisung, genannt, ein Ausdruck, der ebenfalls aus dem Nomadenleben der ersten Semiten zu erklären ist, indem er sich ursprünglich auf die kreisförmige Zusammenstellung der Einer Familie angehörigen Zelte bezieht. Noch heut ist das Jerusalemer Haus ein freier Hof mit nach Bedürfniß oder Laune darauf errichteten steinernen Zelten, einem Beduinenlager noch immer ähnlich, wenn auch durch die abermals als Baustelle terrassirten Kuppeldächer der unteren Bauten complicirter geworden. Zu einer systematischen Einrichtung, in welcher alle Wirthschaftserfordernisse ihre Berücksichtigung finden, hat es der palästinensische Baustyl nicht gebracht. Noch jetzt tritt man aus jedem Zimmer unmittelbar in's Freie hinaus und die Verbindung zweier Gemächer durch eine Zwischenthüre gehört noch zu den seltensten Neuerungen.

Wenn man also hierin die Ueberlieferung einer uralten Landessitte, das Festhalten viertausendjähriger Zustände erkennt, so sollte man dies bei der zweiten Eigenthümlichkeit, der Nichtanwendung von Bauholz, in noch erhöhtem Maaße vermuthen. Wir haben gesehen, daß sich in Betreff des Materials der Mauerwände seit der jüdischen Zeit Nichts verändert, auch wo die Bedachung alter Denkmäler sich erhalten hat, bemerken wir durch so viele Jahrhunderte die größte Gleichförmigkeit — überall dieselben Gewölbebauten und zwar der Mehrzahl nach in Kuppelform, zu deren Aufführung der hier und da schiefrig brechende Kalkstein der westlichen Berge den Werkstoff liefert. Erst seit Menschengedenken ist in dieser Hinsicht eine Neuerung, jedoch nicht zu Gunsten des Holzdachs eingetreten, indem man angefangen hat, aus der Thonerde des Landes Hohlziegel zu brennen, welche da, wo leichtere Wände ein schweres Steingewölbe nicht tragen würden, die Stelle des Kalkschiefers einnehmen. Bei der Decke eines Jerusalemer Zimmers ist also von Balken nicht die Rede, und da auch der Fußboden aus zusammengefügten Steinplatten oder einem Cementguß besteht, so beschränkt sich der nothwendige Holzgebrauch auf die Fensterrahmen und die an steinernen Pfosten hangenden Thürflügel.

Es liegt auf der Hand, daß diese Sparsamkeit in den Landesverhältnissen ihren Grund hat. Wälder hat es in Palästina immer gegeben, wenn sie auch in den alten Culturzeiten nicht so ausgedehnt sein mochten, wie heut zu Tage. Der Erdbeerbaum, die Charube, die Terebinthe, die Zirbelnuß-Kiefer (pinus maritima) und die Steineiche (quercus aegilops) sind ihre Hauptbestandtheile —; aber diese Baumarten treten bis in den entlegensten, nur selten von der Axt der Kohlenbrenner heimgesuchten Thälern wesentlich als Gebüsch auf, nur die vier letztgenannten erheben sich unter günstigen Verhältnissen in vielen Menschenaltern zur Baumgestalt, und wenn dies geschehen, so stehen sie noch jetzt wie im Alterthum unter dem Schutze einer allgemeinen Verehrung der Umwohner. In dem von den Einflüssen der Außenwelt im Kriege wie im Frieden fast unberührt gebliebenen Hochlande von Hebron, wo die einheimische Tradition sich in der Sitte am besten erhalten, haben noch jetzt die meisten Dörfer ihre heiligen Bäume, die Stellen bezeichnend, wo vor drittehalb Jahrtausenden der so tief in dem Volksglauben wurzelnde und daher so oft vergebens von Jeru-

salem aus bekämpfte Höhendienst geübt wurde. Diese Bäume erheben sich hie und da bis zu 50 oder 60 Fuß Höhe, aber ihr Wuchs ist knorrig, die ursprüngliche Buschgestalt bleibt an ihnen so ersichtlich, daß man schwerlich im ganzen Gebirge auch nur Einen 18 Fuß langen geraden Balken würde fällen können.

War dies im Alterthum anders? Hat man sich unter den im alten Testamente erwähnten Wäldern Forsten im europäischen Sinne zu denken? Diese Frage wird von den Geographen Palästinas gewöhnlich bejaht — wie mir scheint, ohne Berücksichtigung seiner Naturbeschaffenheit und der geschichtlichen Nachrichten. Dieselbe hängt mit der weiteren zusammen, ob man sich nach dem gegenwärtigen Zustande des Bodens von der einst gepriesenen Fruchtbarkeit Palästinas, des Landes der Seen, Brunnen und Wasserbäche, des Landes, wo Milch und Honig fließt, einen Begriff machen könne, und diese Frage wird in gleicher Weise meistens verneint. Zu ihrer richtigen Beantwortung muß man sich vor allen Dingen den Maaßstab klar machen, an welchem die Vorzüge des Landes der Verheißung zu bemessen, und begreiflicher Weise ist dies kein anderer als der des unendlich dürren sinaitischen Plateaus, der Wüste Tih, und des steinigen Arabiens, gegen welche den einwandernden Israeliten ihr Erbe allerdings als ein Paradies erscheinen mußte. Dem Nordländer aber liegt es so nahe, in die Vorstellung, welche er sich nach der Schrift vom Lande Kanaan macht, zunebst den Reizen des Südens die Vorzüge seiner Heimath hineinzutragen, und wenn er dann den Orient besucht, so vermißt er das üppige Grün, welches ihm der nothwendige Verkündiger einer fruchtbaren Gegend ist. Das öde, unwirthliche Aussehen, welches Palästina während des langen Sommers gewinnt, schiebt er mit Recht auf den Mangel an Feuchtigkeit, und wenn er sich das Land im Alterthum als ein nach deutschen Begriffen paradiesisch schönes vorstellt, so gelangt er zu dem Schlusse, daß damals die Berge mit Hochwald gekrönt gewesen, und der von diesen angezogene reiche Niederschlag die umfassendste Bewässerung der jetzt so dürren Thäler und Ebenen ermöglicht habe.

Dennoch wissen wir, daß schon zur Zeit der Patriarchen eine Quelle ein werthvolles Besitzthum war, und daß man sich schon damals Cisternen zu graben genöthigt sah, indem offenbar der von der Natur gebotene Wasservorrath nicht ausreichte. Wir wissen ferner, daß schon damals hohe Bäume, wie die Eiche More bei Sichem und Mamre bei Hebron besonderer Erwähnung würdig gehalten wurden, daß man später solche durch ihre Lage weit sichtbare Bäume als Heiligthümer Jehovahs betrachtete, was sicher eben so wenig auf ihr häufiges Vorkommen deutet, als der von den Psalmdichtern auswärtigen Waldungen, der Eichen Basans und den Cedern des Libanon so oft gespendete Preis. Ein isolirter Landrücken — das ist das palästinensische Gebirge —, welcher sich nirgend in die Regionen des stärkeren Niederschlags erhebt, pflegt im Allgemeinen verhältnißmäßig trocken zu sein, und wenn er sich gar zwischen dem 31. und 33. Breitengrade befindet, so wird man schwerlich in irgend einem Theile der Welt die kräftige Vegetation unseres regenreichen Nordens auf ihm suchen dürfen. Alle ausdauernden Pflanzen Palästina's zeichnen sich durch die Ausdehnung ihrer Wurzeln aus; die unterirdische Entwicklung übertrifft die oberirdische, und nur dadurch wird die Erhaltung des vegetabilischen Lebens während der 8 oder 9 regenlosen Sommermonate ermöglicht. Ein Aufwachsen im Schlusse, wie bei den Waldbäumen Deutschlands, findet deshalb nirgends statt und konnte auch früher nicht stattfinden, weil die Grundbedingung des kräftigeren Wuchses, die ungehinderte Ausdehnung der Wurzeln fehlte. Die früheren Bodenverhältnisse waren von den späteren nicht wesentlich verschieden, wie sich auch nicht nachweisen läßt, daß irgend eine in der Bibel erwähnte Quelle, geschweige denn ein Fluß oder See ausgetrocknet wäre. Das alte Palästina hatte also sicher nur Buschwald, wie das jetzige.

Daß man demnach nicht ohne Grund den die Zimmerholz-Verwendung so oft beschränkenden und aus dieser Ursache allgemein eingeführten Gewölbebau in die erste Culturepoche zurückversetzen möchte, scheint hiermit genügend dargethan. Doch würde man da fehlgreifen. Ich habe bereits in dem ersten Artikel bei Besprechung der Teiche nachgewiesen, daß in der Blüthezeit der jüdischen Könige die Kunst des Wölbens den Israeliten unbekannt war. Die geschichtlichen Nachrichten geben dem aus der Construction jener großartigen Wasserbehälter gezogenen Schlusse eine wenigstens negative Bestätigung, indem sie zu verschiedenen Zeiten und in allen Theilen des Landes durch Feuer zerstörter Städte erwähnt, deren Häuser also nicht lediglich von Stein aufgeführt sein konnten. So wurde Jericho, die Beherrscherin der Jordanau, nach der Einnahme durch Josua verbrannt; dasselbe Schicksal hatte Ai, die erste im Hochlande eroberte Stadt, Hazor in Galiläa und wahrscheinlich noch manche andere Ortschaft, von welcher die Bibel nur im Allgemeinen meldet, daß sie vernichtet worden. Auch Jerusalem wurde zweimal durch Feuer zerstört, und zwar zuerst durch Nabusar Adan, den Feldhauptmann Nebukadnezars, zusammt dem salomonischen, und dann von Titus zusammt dem herodianischen Tempel. Wir können demnach nicht zweifeln, daß bis in die nachschriftliche Zeit Holzbalken beim Häuserbau in Palästina verwandt wurden.

Wenn wir nun diese Thatsache als feststehend annehmen, so erheben sich zwei weitere Fragen: Woher entnahm man das Bauholz, und in welcher Weise hat man sich seine Benutzung zu denken? Directe Auskunft hierüber läßt sich in der Bibel, obwohl sie bemerkenswerthe Notizen gelegentlich bietet, nicht erwarten; da aber der Orient sich durch eine an das Wunderbare gränzende Stätigkeit in Sitten und Bräuchen auszeichnet, so wird man sich bei den demselben Culturboden entsprossenen palästinensischen Nachbarvölkern nicht umsonst nach einer belehrenden Analogie umsehen. Der Kuppelbau ist auf das Land Kanaan im engeren Sinne beschränkt geblieben, Gaza ist die südlichste und Nazareth die nördlichste Stadt seines Gebiets. Schon in Chaifa am Karmel und in Akka beginnt der allgemein syrische Baustyl, welcher sich über die phönicische Küste, den Libanon und Damaskus ausdehnt, und von dem man um so mehr annehmen muß, daß er auch in Palästina der herrschende gewesen, als er sich auch in Nordägypten wiederfindet. Das Haus, Bêt, in seiner einfachen Form, besteht hier aus einem Oblongum von vier verhältnißmäßig hoch aufgemauerten massiven Wänden, über welchen quer gelegte, durch Latten und Bretter mit einander verbundene und dann mittelst eines Cementgusses terrassirte Balken das Dach bilden. Die biblischen Berichte über jüdische Bauten finden ohne Ausnahme in dieser architectonischen Form ihre Erklärung. Was zunächst die Verbrennlichkeit des flachen Balkendaches trotz des wegen der Winterregengüsse nothwendigen Cementüberzuges anbetrifft, so haben dazu noch im vorigen Jahre die Hunderte von nach diesem System erbauten, von den Drusen angezündeten christlichen Libanondörfern eine schmerzliche Illustration geliefert. Ein Umsichgreifen des Feuers findet da freilich in der Regel nicht statt, und die Drusen sollen der Mittheilung eines Augenzeugen zufolge genöthigt gewesen sein, fast an jedes Haus besonders Feuer anzulegen. Auch begreift sich leicht, daß feste aus guten Quadern errichtete Wände, durch den Einsturz des brennenden Daches mehr oder weniger beschädigt, stehen bleiben, wie von Nabusar Adan ausdrücklich bezeugt wird, daß er den „Tempel des Herrn und alle Paläste Jerusalems ausgebrannt" habe. Nur Josephus berichtet von einer allgemeinen Feuersbrunst, welche während der Belagerung durch Titus in dem Stadttheil Ophel begonnen und sich bis Akra ausgedehnt habe; wenn man aber bedenkt, wie enge die Häuser Jerusalems damals bei der großen Einwohnerzahl zusammengebaut sein mußten, so ist gegen die Möglichkeit der Mittheilung, zumal in der angegebenen

Richtung von einem niederen nach einem höheren Stadttheil, Nichts einzuwenden. Die mit der Bibel vertrauten Leser dieses Blattes brauche ich nur kurz darauf aufmerksam zu machen, daß die so umständliche und in vielen Einzelheiten so schwierige Beschreibung der salomonischen Prachtbauten sich auf das Deutlichste als großartige Exemplification derselben Architectonik darstellte. Und zwar nicht bloß für die Anlage im Allgemeinen, auch für die Details der Verzierung bietet die Letztere noch in ihrer heutigen Gestaltung Analogien. Das Balkendach eines Zimmers in Beiruth, Saida, Tyrus, kurz an der ganzen phönicischen Küste ist noch jetzt sogar in den Wohnungen der ärmeren Einwohner mit rohen Sculpturen, Blumen, Palmen und Cypressen darstellend, geschmückt, in besseren Häusern findet man diese Ornamente auch vergoldet und bemalt, welche Kunst namentlich in Damaskus zu hoher Vollkommenheit gediehen ist, das Empfangzimmer eines reichen melchitischen Christen in Saida fand ich mit sculptirten und gemalten Brettern an den Wänden getäfelt, oder „gespündet," wie die Bibel sagen würde. Es ist dies Nichts anderes, als die zur dauernden Volkssitte gewordene uralte phönicische Kunst, welche Salomo, indem er sich von Hiram tyrische Werkmeister erbat, in Jerusalem einbürgerte, „denn," sagte er in seinem Briefe an den befreundeten König, „Du weißt, daß bei uns Niemand ist, der Holz zu hauen wisse, wie die Zidonier." Auch hölzernen Stützsäulen bin ich in den geräumigen Divanzimmern maronitischer Emire wiederholt begegnet, ganz ähnlich denen des „Hauses vom Walde Libanon", welches wieder kein Residenzschloß nach unsern Begriffen, sondern nur ein ungeheurer Thronsaal mit offener Eingangshalle war.

Wenn sich hiermit die Art der Verwendung des Bauholzes im alten Jerusalem erklärt, so wenden wir uns nunmehr zu der Frage, woher man es bezog. Es ist klar, daß die Einführung von Cedern und Cypressenbalken vom Libanon nur als Ausnahme von dem allgemeinen Landesbrauche gefaßt werden kann. Erst nachdem das jüdische Volk einen festen Mittelpunkt gewonnen, tauchte die Idee eines großartigen Baues, eines imponirenden Nationalheiligthums, auf, und sogleich gewahrte man, daß mit dem einheimischen Material der Plan sich nicht verwirklichen ließ. Der Libanon war der nächste Ort, der das Erforderliche darbot, aber es bedurfte eines Staatsvertrages, um es sich zu verschaffen — Beweis genug, daß damals Bauholz noch nicht zu den üblichen Handelsartikeln gehörte. Auch war die Schwierigkeit des Transportes zu groß, als daß ein solcher Bezug je hätte allgemein Sitte werden können. Wie behalf man sich also sonst und vorher? Die Bibel giebt uns hier keinen Aufschluß, und auch die Analogie Phöniziens läßt uns im Stich. Nachdem der Libanon seine Waldungen verloren, ist er sammt seiner Küste den Karamanischen Gebirgen Süd-Kleinasiens wegen seines Holzbedarfs zinspflichtig geworden, welche gegenwärtig auch Palästina und Aegypten versorgen. In der That sind für dies Erforderniß des Hochlandes von Palästina im Alterthum nur zwei Bezugsgegenden denkbar, die philistäische Küstenebene und die Jordanau, wovon in jener die Sykomore, in dieser den Uferrändern entlang, die italiänische Pappel gedeiht. Daß die Sykomore zu Bauten benutzt wurde, ist ausdrücklich bezeugt. Jesaias (9, 10) legt den übermüthigen Bürgern Samarias die Worte in den Mund: „Ziegel sind eingefallen, so wollen wir Quadern wieder aufbauen; Sykomoren (Balken) sind abgehauen, so wollen wir sie mit Cedern ersetzen!" — Aber schon die parallele Zusammenstellung der Sykomoren mit den Ziegeln deutet darauf hin, daß hier von Bauten im Hochlande nicht die Rede ist. An der Sonne getrocknete Lehmziegel (die Kunst dieselben zu Backsteinen zu brennen ist in Syrien unbekannt) sind in dem an besseren Baumaterial so reichen Gebirge nie heimisch gewesen. Die zerstörende Wirkung von Regen und Schnee, den bisweilen eine nordische Frostkälte begleitet, mußte jedem Versuche ihrer Einführung unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen. In den warmen Ebenen des westlichen Palästina dagegen, soweit die Cultur der Sykomore reicht, finden sie sich noch jetzt in Gebrauch. Aus ihnen werden in den Dörfern von Gaza, Askalon u. s. w. sämmtliche Fellahhütten aufgeführt, und da Lehmwände eine Steinkuppel nicht zu tragen vermögen, so hat sich ebenda auch die ältere Bedachungsart durch ein terrassirtes Balkenlager erhalten. Das dazu nöthige Holz liefert die Sykomore, ein wohl kräftiger und ansehnlicher, aber durch knorrige Gestaltung des Stammes und große Tendenz in schiefe Seitenäste zu schießen als Baumaterial wenig werthvoller Baum, welcher also wie zu Jesaias Zeiten so noch jetzt für den schlechten Lehmbau der Ebene das Complement bildet. Die angezogenen Worte des Propheten stellen demnach lediglich die geringste Bauart Palästinas, Lehmwände mit Sykomorendach, der kostbarsten, Quadermauern mit Cedergebälk gegenüber; auf eine Verwendung der Sykomoren zu den Bauten Jerusalems darf man daraus keinen Schluß fassen.

Werden wir somit auf das Jordanthal mit seinen Pappeln gewiesen, so kann diese Annahme sich zwar nicht über das Gebiet der bloßen Muthmaßung erheben, indessen läßt sich Verschiedenes anführen, um sie wahrscheinlich zu machen. Zur Zeit der Einwanderung der Juden unter Josua finden wir amoritische Stämme zu beiden Seiten des Jordans ansässig; letzterer war gerade in der Periode der Städteerbauung Palästinas recht eigentlich ein amoritischer Strom, während die westliche Ebene damals von dem fremden, ja feindlichen Volke der Philister besetzt war. Warum sollte man das sich damit so leicht darbietende Material der Flußufer nicht benutzt haben? Die Israeliten aber, damals ein Nomadenvolk, waren die Erben der amoritischen Cultur, Gilgal in der Jordanau war anfangs ihre Operationsbasis; es ist also natürlich, daß sie sich wie in den sonstigen Einrichtungen des angesiedelten Lebens, so auch in dieser nach ihren Vorgängern richteten. Auch fehlt es nicht an einer Analogie. Damaskus, eine Binnenstadt wie Jerusalem und wie dieses in waldloser Gegend gelegen, ja durch den doppelten Gebirgszug des Libanon und Antilibanon von dem überseeischen Holzhandel geschieden, ist noch heutiges Tages mit seinen Constructionen wesentlich auf die Pappeln hingewiesen, welche lediglich zu diesem Zwecke in den wasserreichen Niederungen der Ghuta plantagenmäßig gezogen werden. In dem trocknen Clima Syriens ist dieses leichte Holz weniger der Zerstörung ausgesetzt als in unserm Norden, gleichwohl ist es auch hier von der wünschenswerthen Solidität weit genug entfernt. Das Hochland Juda mit seinem Reichthum an guten Bausteinen konnte sich seiner entledigen und that dies, sobald die Erfindung der Gewölbeconstruction ihm die Balken entbehrlich machte. Damaskus dagegen, welches auch der Steine ermangelt und seine Häuser von Lehmziegeln aufführt, ist daran hängen geblieben.

Nur noch einige Worte über den Zeitpunkt der eben angedeuteten Umwandlung in den baulichen Verhältnissen Jerusalems. Die vorsalomonischen Constructionen haben wir uns als höchst einfach, ja ärmlich zu denken. Auch in der sorgfältigern Bearbeitung der Steine wurden die Phönizier, die in der Bibel erwähnten Gibliten (Giblim) ihre Lehrmeister, die ältesten großen Dolomitquadern mit Fugenrändern und geglättetem Mittelfelde gingen aus dieser Schule hervor. Das waren die „köstlichen Steine, nach dem Winkelmaaß gehauen und mit Sägen geschnitten von allen Seiten" (1. Kön. 7, 9), welche wir mit dreißig Jahrhunderten vor uns an dem sogenannten Klageplatz der Juden staunend betrachten. Ueber diese Steinarbeit aber ging damals die phönicische Kunst nicht hinaus, denn die meisten wichtigen Städte des Handelsvolks, z. B. Sidon, Tyrus, Berytus, Ptolemais, ruhten auf Bänken von porösem Tuffsandstein, welcher einer feineren Behandlung widerstrebt. Die Sculpturornamente des Tempels waren sämmtlich in Holz ausgeführt; während die Syrier das

Erz schon zu Kunstwerken zu gestalten verstanden, hatten sie sich an der Steinsculptur noch nicht versucht. Keine Säule, keine Curve wird erwähnt, nur rechtwinkliche Kuben zum Aufführen lothrechter Wände.

Bei dem genügsamen Festhalten des Hergebrachten, welches die Orientalen wie überhaupt, so besonders in baulichen Eigenthümlichkeiten zeigen, läßt sich von vorn herein annehmen, daß die Juden viele Jahrhunderte lang auf dieser Stufe stehen bleiben. Zu selbstständiger Kunstentwicklung, auch wenn dazu mehr Anregung vorhanden gewesen wäre, als sich in einer Binnenstadt ohne Handel und ohne überwältigende politische Bedeutung erwarten läßt, waren die Zeitumstände des späteren Königthums wenig angethan. Die große Katastrophe der beiden Reiche brachte das Volk mit der assyrischen und babylonischen Cultur in Verbindung; aber weder diese noch die nachher unter der Diadochenherrschaft sich in Syrien geltend machende griechische Bildung scheint in architectonischer Beziehung für Palästina von Einfluß geworden zu sein. Das nachexilische Jerusalem glich mit seinen terrassirten Holzdächern dem Davidischen, und selbst noch der herodianische Tempel, dessen Pracht und Reichthum den an den Anblick der herrlichsten Kunsterzeugnisse gewöhnten römischen Eroberer mit Ehrfurcht erfüllte, hatte, wie die ihn umgebende Portiken, eine hölzerne Gebälkbedachung. Wenn wir nun dennoch den ältesten noch in der Stadt vorhandenen Gewölbebau, die Substruction des Südendes des Horam-Scherif, dem Herodes M. zuschreiben — die Nachrichten von der großartigen Erweiterung des jüdischen Tempelplatzes durch diesen Herrscher läßt darüber kaum einen Zweifel aufkommen — so dürfen wir diese Neuerung nicht als eine landesheimische Erfindung jener Zeit betrachten. Der besagte Bau besteht aus nach genauer Berechnung concentrisch geschnittenen, ohne sichtbaren Cement nur durch den Schlußstein und das Gegengewicht zusammengehaltenen Dolomitquadern zum Theil von staunenswerther Größe. Die Tonnengewölbe der Gänge, nebst den sich an sie schließenden, auf regelrechten Bögen ruhenden flachen Kuppeln setzen eine so vollendete Kenntniß der architectonischen Mechanik, so wie der einschlagenden Gravitationsgesetze voraus, daß wir bei dem Mangel an Nachrichten von der Pflege dieser Wissenschaften unter den Juden den Bau nur als die Anwendung einer anderwärts schon zu hoher Ausbildung gediehenen Kunst betrachten können. Bei seiner Verbindung mit dem römischen Reiche und namentlich mit der benachbarten Provinz Aegypten konnte es dem mächtigen Könige nicht schwer fallen, ausgezeichnete Architecten zu sich nach Jerusalem zu ziehen. Allerdings läßt sich die Möglichkeit rein aprioristischer Vorconstruction durch einen genialen Kopf gerade bei einem solchen Bau nicht in Abrede stellen; aber von dieser bis zur Ausführung ist noch ein bedeutender Schritt, und der erwähnte Substructionsbau ist ein von allen Makeln, welche Erstlingsarbeiten anzukleben pflegen und nur durch die Energie beseitigt werden können, so völlig reiner, daß wir nicht umhin können, bei der über die geistige Urheberschaft ausgesprochenen Ansicht stehn zu bleiben. In diesem wie in anderen Zweigen der Architectonik führte der erste Anlauf an der Hand der Theorie zur höchsten Vollendung, und die später aufkommenden Erleichterungen der Wölbearbeit, wenn auch ein Fortschritt für die Wissenschaft, waren in der Kunst ein Rückschritt. Dieselben fanden dadurch statt, daß man an die Stelle der nach mathematischer Berechnung zugeschnittenen, schweren Quadern natürliche Bruchsteine mit glatten Paralellflächen setzte, für welche das Kalkgebirge die reichhaltigsten Fundgruben darbot. Daß sich solche Bruchsteine für Wölbungen eignen, ja daß aus ihnen aufgeführte weitgreifende Bauwerke jedem Anspruch an Solidität genügen, konnte sich erst allmählig durch die Erfahrung feststellen, und wahrscheinlich ist dieser Weg in Jerusalem, der an architectonischen Erfindungen so dürftigen Stadt, kein sehr kurzer gewesen. In der von dem Scheitel des Zion sich nordwärts absenkenden Niederung an der heutigen Juden-Marktstraße findet sich eine Anzahl jetzt halb unterirdischer gewölbter Zimmer von einer den Grundbauten des Tempelplatzes ganz analogen Construction, in deren Einem die untere Fläche eines Schlußquaders bei 1 Fuß Breite reichlich 6 Fuß lang ist. Diese Gemächer — sie scheinen ursprünglich als Verkaufsbuden gedient zu haben — gehören in dieselbe architectonische Periode, d. h. es sind jüdische Arbeiten, welche die Zerstörung der Stadt durch Titus überdauert haben. Mit ihnen erhob sich das in die jerusalemer Baukunst eingeführte neue Element von seiner ursprünglichen Bestimmung zu Grundbauten schon zur Anwendung auf bürgerliche Häuseranlagen, doch konnte es wegen seiner Schwerfälligkeit und Kostbarkeit noch nicht zu einer das frühere System verdrängenden Allgemeinheit durchdringen. Der Bestimmung zu Substructionen lag dagegen die Benutzung der Gewölbe zu andern unterirdischen Bauten nahe, und wenn Josephus versichert, daß Herodes Agrippa bei der Errichtung der dritten Stadtmauer unter jedem Thurme einen Brunnen angelegt habe, so müssen wir uns unter den letzteren Behältnissen in der Form eines auf dem lebendigen Felsen des Berges ruhenden überwölbten Gemaches, gleich unsern gegenwärtigen Cisternen denken. Der Uebergang vom Quadergewölbe zu dem von Bruchsteinen ist wahrscheinlich in solchen unterirdischen Anlagen, Cisternen und Abzugscanälen, bewerkstelligt worden, und wir dürfen hoffen, da die Beweise hiefür nicht vernichtet, sondern nur mit Schutt überdeckt worden sind, daß es fortgesetzter Beobachtung gelingen wird sie an das Licht zu ziehen.

Die Wichtigkeit des Bruchsteingewölbes für Jerusalem, als die schwer zu beschaffenden und ihrem Material nach wenig haltbaren Holzdächer überflüssig machend, leuchtet ein; diese seine Bedeutung aber, wenn die Erfindung schon in die jüdische Zeit fällt, blieb damals jedenfalls unerkannt. Andererseits können wir seine Einführung nicht später als in die hadrianeische Zeit setzen; die fremden Werkmeister, welche nach der verwüsteten Stadt ausgeschickt wurden, konnten im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nicht uneingeweiht in die Theorie dieser Bauweise sein. Doch darf man sich nicht vorstellen, daß die neue Stadt sich auf einmal massiv aus der Asche der alten erhoben habe. Für syrische Ansiedler gebaut, mußte sie sich der Landesart anschließen, und wahrscheinlich war es die Sorge für das Wasser, da den verfeinerten Ansprüchen die offnen altjüdischen Teiche nicht mehr genügten, welche zu ausgedehnterer Anlegung unterirdischer Behältnisse unter Benutzung dieser leicht herzustellenden Wölbungsweise zwang. War die Construction derselben aber einmal zum Gemeingute geworden, so mußte sie um so schneller zum oberirdischen Gebrauche durchdringen, als sogar das Quadergewölbe zu einer solchen Unternehmung die Veranlassung gegeben hatte. Der erste gelungene Versuch mußte sich zur Nachahmung empfehlen, und so ging allmählich die große Veränderung vor sich, deren Anfang sich annährungsweise, deren Ende aber durchaus *nicht* bestimmen läßt.

Fünf Jahrhunderte nach dem Aufbau der Aelia war dieselbe längst vollbracht. Als der Perserkönig Chosroes i. J. 613 n. Chr. Jerusalem zum ersten Male seit den Römern mit Gewalt eroberte, viele tausend Einwohner erschlug und die Basiliken, namentlich die des Constantin, *verbrannte*, entging die Stadt diesem ihr der Natur der Sache nach gleichfalls zugedachten Schicksal. Jerusalem war zu einer steinernen Stadt geworden; die Perser und 23 Jahre später die Muhammedaner fanden es so, wie es jetzt dasteht, und wie es seit dem Mittelalter von orientalischen und occidentalischen Schriftstellern geschildert worden ist.

G. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 27. Berlin, den 3. Juli 1861. Nr. 27.

Am 29. Juni c. waren es 50 Jahre, daß der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, der Armee angehört.

Zur bleibenden Erinnerung an diesen Tag, haben die acht Preußischen Provinzial-Genossenschaften des Johanniter-Ordens für die Kapelle des im gothischen Style gebauten Johanniter-Krankenhauses zu Sonnenburg, im Königlichen Institute für Glasmalerei hierselbst ein circa 11 Fuß hohes und 7 Fuß breites Fenster malen lassen, Christus und St. Johannes den Täufer unter einem Baldachin darstellend, in dem sich oben und zu beiden Seiten das Johanniter-Kreuz befindet. Der Sockel trägt folgende Inschrift:

„Zur Erinnerung an die am 29. Juni 1861 stattgehabte funfzigjährige militairische Jubelfeier des Durchlauchtigsten Herrenmeisters der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, gestiftet von den acht Preußischen Provinzial-Genossenschaften der Balley Brandenburg."

Da Seine Königliche Hoheit die Absicht zu erkennen gegeben hatten, diesen Ehrentag, der zugleich der sechszigste Geburtstag Höchstdesselben war, in Zurückgezogenheit zu verleben, so überreichte der Commendator der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft, Oberst und Hofmarschall a. D. von Rochow — unter dessen Oberleitung das Krankenhaus in Sonnenburg erbaut worden ist — Namens der genannten Genossenschaften schon in dem am 24. Juni c. stattgehabten Kapitel des Johanniter-Ordens Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Carl mit einer Ansprache eine Farben-Skizze des in Rede stehenden Kunstwerks, worauf Höchstderselbe das inzwischen in einem Zimmer des Prinzlichen Palais aufgestellte Fenster, gefolgt von den Mitgliedern des Kapitels, in Augenschein nahmen.

Die Herren Johanniter-Ritter können dasselbe im Palais des Durchlauchtigsten Herrenmeisters besichtigen, da es noch einige Zeit dort verbleibt. Später wird das Fenster, gleichzeitig mit dem vom Freiherrn H. v. Ledebur gefertigten Relief, das in Nummer 12 dieses Blattes vom 19. December 1860 bereits besprochen worden ist, nach Sonnenburg gesandt werden.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus in Saïda.

(Auszug aus einem Briefe des Hausvaters Wichmann d. d. Saïda den 6. Juni 1861.)

„Die Frequenz des Hospitals im Mai war nicht so bedeutend, als in den Monaten vorher, am 1. Mai war

der Bestand		26 Kranke
Hinzugekommen sind im Laufe des Monats		42 „
Im Ganzen verpflegt also		68 Kranke
Davon haben entlassen werden können	50	
und gestorben ist	1	51 „
so daß wir den Monat Juni begonnen mit einem Bestand von		17 Kranken.

Das hat nun seinen Grund nicht in einer Abnahme des Vertrauens, dies giebt sich wohl schon darin kund, daß rings von den Dörfern oft meilenweit die armen Kranken kommen, und die Mütter selber ihre Kinder uns herbringen und sogar wiederbringen, wenn, wie es vorkam, uns einer oder der andere halbgeheilt eigenwillig verließ, sondern darin, daß die Epidemie aufgehört hat, und mit dem Mai eigentlich schon die gesunde Zeit des Jahres eingetreten ist. Diese soll, so sagt man uns, auch noch durch diesen und den künftigen Monat fortdauern, und erst im August und September kommen Durchfälle und Fieber wieder zum Vorschein. Die hier noch sich aufhaltenden Flüchtlinge erfreuen sich, Dank des auf Betrieb des Herrn Dr. Wendt ihnen zugewiesenen gesunden Platzes für ihr Zeltlager, einer sehr guten Gesundheit.

Gebraucht haben wir in diesem Monat 5786 Piaster 35 Para. Diese Summe auf die 31 Tage des Mai vertheilt, giebt für jeden Tag durchschnittlich einen Verbrauch von 186⅔ Piaster. Da wir nun (sammt uns) täglich durchschnittlich 33 Mann zu verpflegen hatten, so kommen auf den Kopf täglich 5⅔ Piaster = 9⅓ Sgr.

Am 27. Mai kam Herr Pastor Krämer von Beirut herüber und brachte die Abendmahlsgefäße mit. Da ist denn zum ersten Mal im Hospital der Johanniter zu Saïda das heilige Abendmahl evangelisch gefeiert worden.

Am nächsten Tage früh brach der liebe Herr Pastor wieder auf, um über Sur, Akko und Haifa nach dem Carmel zu reiten sammt dem von ihm von Beirut mitgenommenen Kawassen. Diese gute Gelegenheit benutzte

Herr Dr. Wendt, schon jetzt mit dorthin und dann von dort nach Jerusalem hin abzureisen. Da unsere Kranken es erlaubten, so ist auch Bruder Tretow, der gern die heilige Stadt sehen will, mit dem Herrn Dr. Wendt gereist. Die drei Herren Abella und ich gaben ihnen zu Pferd das Geleite. Jene kehrten eine Stunde südlich von der Stadt um, und ich ritt noch bis Sarepta mit. Dort befindet sich eine schöne in einem Bassin aufgefangene Quelle unter einer schönen alten Tamariske; da haben wir uns gelagert, gefrühstückt, eine mitgenommene Flasche Wein gemeinsam geleert, wobei natürlich auch Ihrer und der Reise in den Libanon gedacht wurde. Dann haben wir Abschied genommen, und ich muß es sagen: er ist mir nicht leicht geworden. Unser lieber Herrgott möge den lieben Mann glücklich heimgeleiten und ihm gnadenvoll vergelten, was er Liebes und Gutes uns erwiesen, uns aber wieder einen Arzt von dort zuführen, der mit uns nach dem Herrn ausschauend und nach seiner Hülfe, das so schön bis dahin gediehene Werk fortsetze. — Inzwischen führt nun Herr Schibli Abella, unstreitig der geschickteste der hiesigen Aerzte, auch Glied der protestantischen Gemeinde, die ärztliche Pflege im Hospitale fort. ꝛc."

Aus einem Briefe des Ober-Stabs-Arztes Dr. Wendt d. d. Beirut den 15. Juni entnehmen wir:

„Durch den mir gewährten Nachurlaub ist nun mein ursprünglicher Reiseplan geändert und ich beabsichtige auf dringendes Zureden unseres Consuls, in dessen gastlichem Hause ich seit gestern bin, noch in dieser Woche nach Damascus und Baalbeck zu gehen, mich dann am 1. Juli direct nach Constantinopel einzuschiffen, und den Weg über Sulina, die Donau hinauf, zur Rückkehr in die Heimath zu wählen.

Die Französischen Truppen sind zwar bis zum 5. Juni eingeschifft, die Occupation ist aber dadurch nur scheinbar aufgehoben, da eine sehr bedeutende Französische, Englische und Russische Flotte auf der Rhede concentrirt ist, deren imposanter Anblick von meinem Fenster aus jede Besorgniß vor augenblicklicher Erneuerung der Aufstände zerstreut; außerdem haben Frankreichs Drohungen den Türken einen heillosen Schreck eingeprägt; Fuad Pascha hat selbst eine Rundreise gemacht, um die Gemüther zu beruhigen; von den Paschas sind die energischsten Proclamationen erlassen, jede Verletzung eines Christen mit den strengsten Strafen bedroht, ja Fuad Pascha hat erst vor einigen Tagen zwei Türkische Soldaten, welche ein junges christliches Mädchen attaquirt hatten, brevi manu erschießen lassen. Unter solchen Umständen ist gegenwärtig die persönliche Sicherheit nicht gefährdet.

Ich behalte mir vor, über alle Specialitäten Euer Hochgeboren bei meiner, so Gott will, baldigen Rückkehr mündlich Bericht zu erstatten, und schätze mich glücklich, daß ich Gelegenheit gehabt habe, an dem so hochherzigen und menschenfreundlichen Unternehmen des Johanniterordens mit meinen geringen Kräften mitwirken zu können, mehr noch, daß ich nun auch durch die Persönlichkeit meines Nachfolgers, des Dr. Lorange, demselben ein günstiges Prognosticon zu stellen berechtigt bin ꝛc."

Dr. Lorange hat in Königsberg studirt, promovirt und seine Staatsprüfungen abgelegt, ist der vorzüglichsten europäischen Sprachen, und auch der arabischen mächtig. Seit 2½ Jahren im Orient, scheint es seine Absicht zu sein, dort dauernd zu bleiben. Derselbe hat die Stellung an dem Ordenshospitale in Saida nachgesucht und ist vom Curatorium desselben engagirt worden.

Zur Geschichte des Johanniter-Ordenshauses in Wesel.

Nach einer der Redaction zugekommenen Mittheilung enthält das rathhäusliche Archiv zu Wesel über das dortige ehemalige Johanniter-Ordenshaus Folgendes:

„Der hiesige Rathsherr Heinrich von Loenen stiftete und fundirte im Jahre 1291 ein Mönchs- und Nonnen-Kloster vom dritten Orden (Franziskaner) und ließ dabei ein Bethaus erbauen. — Auf Ansuchen Hermanns von Mainz, Comthurs zu Frankfurt a. M. und Steinfurt, wie auch Vice-Ordensmeisters von Deutschland, wurden diese Gebäude im Jahre 1307 mit Genehmigung des Grafen Otto von Cleve den „Johanniter-Maltheser-Ordens-Rittern geschenkt. Diese ließen im Jahre 1418 durch ihren Ordensbruder und Ballei von Westphalen, Johann von Cruze, verschiedene ansehnliche Gebäude um die St. Johannis-Kirche erbauen, so wie das Nonnenkloster 1453 zu einem Hospital für arme Frauen einrichten. Dieses letztere, welches auf dem Kornmarkt lag, wurde von dem hiesigen Gouverneur Moritz von Nassau im Jahre 1670 abgebrochen, theils um dem Königlichen Hause eine freiere Aussicht zu verschaffen."

„Die Gemahlin Czaar Peters I. von Rußland hielt im Comthurei-Gebäude bei ihrer Durchreise im Jahre 1717 ihr Wochenbett, allein der junge Prinz, den sie gebar, starb schon nach wenigen Wochen im Februar 1717 und ist wahrscheinlich in der Kirche begraben. Die Franzosen haben indeß bei der Besitznahme von Wesel diese Kirche zu einem Heu-Magazin eingerichtet, alle Monumente abgebrochen, es ist daher keine Spur mehr vorhanden, ob der Prinz daselbst wirklich begraben worden."

„Die Comthure Franz von Sonnenburg und Johann Jacob von Pallandt ließen im großen Sitzungssaale die Namen und Wappen sämmtlicher Großmeister von Stiftung des Ordens an bis 1663 verzeichnen, welche zum Theil noch heutiges Tages zu sehen sind."

„Die Johanniter-Commende wurde im Jahre 1806 durch die französisch-bergische Regierung aufgehoben, das Gebäude der Militair-Administration überwiesen und zum Magazin benutzt, die Güter aber der Domainen-Verwaltung zugewiesen. Bei der Wiederbesitznahme von Wesel im Jahre 1814 wurden die Gebäude als Magazin übernommen und sind seitdem zu diesem Zweck benutzt worden."

Diesen sehr willkommenen Nachrichten, die wir jedoch mit einigen Erläuterungen, Ergänzungen und theilweise Berichtigungen begleiten zu können uns in der Lage sehen, ist die Abbildung einer, vermuthlich an der Eingangsthür zur St. Johannis-Kirche befindlichen Steinsculptur beigefügt. Wir sehen zwei schwebende Engel eine aufgerollte Schrift halten, die in neugothischer Minuskel in den

drei ersten der vier Zeilen, bei den üblichen Abkürzungen, ganz deutlich des Inhalts ist:

Anno Domini M. CCCC. XVIII fuit haec domus edificata per fratrem Johannem Cruze balivum Westphaliae

und welche in der letzten noch mehr abbrevirten und undeutlich wiedergegebenen Zeile aller Wahrscheinlichkeit nach die Ergänzung des Titels giebt, etwa: ordinis domus hospitalis S. Johannis Jerosol. oder: et in Steinfordia commendatorem, denn wir finden am 6. Mai 1417 den Erbauer jenes Ordenshauses genannt: Johann Cruse Baleier in Westvalen und Commendator zu Steinfurt. (Niesert Münst. Urkf. V. 361).

Ueber der entfalteten Schriftrolle sind zwei gegeneinander gelehnte Wappenschilde angebracht; der zur Rechten mit dem Balkenkreuze der Malteser, der zur Linken mit einem achtendigen Hirschgeweihe belegt, worin wir das Familienwappen des Johann Cruse kennen-lernen. Er gehörte aller Wahrscheinlichkeit nach demjenigen Geschlechte an, welches zur Burgmannschaft der Osnabrück'schen Stadt Quackenbrück gehörte. So finden wir 1360 Otto dictus-Cruse opidanus in Quackenbrück mit dem halben Zehnten des Hauses in Sudende des Kirchspiels Alfhausen belehnt. (Lodtmann acta Osnabr. I. 202.) Zu einem andern ohne Zweifel ebenfalls der Provinz Westphalen entstammten ritterlichen Geschlechte gehört der in Liefland als Dorpat'scher Lehnsmann bezeichnete Knappe Ecbrecht Cruze, der 1364 einen quergetheilten Schild führt, in dessen unterem Theile ein Mooren- (Kraus-) Kopf sich zeigt. (Kindlingers Handschriften 25 Th. S. 37.) Aus einem dritten, seit dem 14. Jahrhundert bei Minden (Würdtwein nova subs. dipl. XI. 14), späterhin im Calenbergischen ansehnlich begüterten Geschlechte Cruse, ist Johann Rudolph Erbgesessen zu Velber und Pattensen unter dem Namen von Crause am 16. Mai 1739 in den Freiherrenstand erhoben worden.

Die oben erwähnte Begründung der beiden Pönitenten-Klöster zu Wesel, wozu Heinrich von Loenen die Häuser geschenkt hatte, fällt in das Jahr 1290 (Lacomblet Urk. des Niederrheins II. 545); unabhängig davon, jedoch gleichzeitig ist die Begründung des Hospitals und Oratoriums für den Johanniter-Orden. Denn am 12. Aug. 1291 bezeugt Graf Theodorich von Cleve, daß in seiner Stadt Wesel, und unter Autorität des Erzbischof Siegfried von Cöln (als Diöcesanherrn) des H. von Lone und der Lutgard Sohn Heinrich von Lone (daß er Rathsherr gewesen, erhellt nicht) auf seinem Grundstücke für den Johanniter-Orden „hospitale cum oratorio" fundirt habe, und ausgestattet mit Grundstücken zu Bislich, Brünen, Drevenack und Wesel, so wie mit Häusern zu Büderich und Wesel (ibd. II. 544).

Der oben erwähnte Hermann von Mainz nennt sich bereits am 24. Mai 1298: frater Hermannus de Maguntia magister et preceptor domorum hospitalis S. Johannis Jherosolim. in Treviri et per partes Alimannie inferioris, und zwar indem er bekundet, unter welchen Bedingungen jener Heinrich von Lone das von demselben gestiftete Hospital dem Johanniter-Orden überwiesen habe (ibd. II. 582). Im Jahre 1351 war das Ordenshaus zu Wesel mit 6 Ordensbrüdern besetzt (ibd. III. 292).

Am 10. Oct. 1446 verpflichten sich Bruder Evert Schlechtken Comthur, Bruder Bernd Wuest Prior und die Conventsbrüder des Johanniter-Ordenshauses zu Wesel zur Haltung von Memorien für Maria von Burgund, Herzogin von Cleve, welche demselben einen Kelch und Zeug zu Meßgewändern geschenkt hatte (ibd. IV. 336).

Aus handschriftlichen Nachrichten des 17. Jahrhunderts können wir noch Folgendes zur Geschichte des Ordenshauses in Wesel beibringen:

Am 20. Dcbr. 1608 entscheidet die Cleve'sche Regierung auf die Supplik des Herrn Dietrich Rollmann vom Dattenberg, St. Johannis-Ordens-Ritter und Commendator zu Wesel, wegen der Steuern pro 1583 und 1585 um gänzlichen Nachlaß, pro 1598, 1600 und 1606 um Ermäßigung, dem nunmehrigen Verwalter der Comthurei, Johann von Knippenberg, daß sowohl für 1583 und 1585, als auch für 1598 und 1600 die Steuer gänzlich erlassen, aber pro 1606 völlig gezahlt werden solle.

Den 9. (19.) Febr. 1639 schreibt aus Cöln a. d. Spree Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg an die Cleve'sche Regierung zu Emmerich, daß die Johanniter-Ordens-Comthurei zu Wesel steuerfrei sein solle, auf Veranlassung des Antrages, den desfalls Herr Franz von Sonneberg, des Johanniter-Ordens Commendator zu Villingen, Nieder-Wesel und Borcken, gestellt hatte. Am 10. Juni 1639 berichteten Kanzler und Räthe zu Emmerich an den Kurfürsten über die Steuerfreiheit der im Cleve'schen gelegenen Comthureien Wesel, Duisburg und Walsum.

Am 17. Nov. 1642 verordnet Kaiser Ferdinand aus Wien, auf die an ihn ergangene Klage des ritterlichen St. Johannis-Ordens in Nieder-Deutschland, daß die Cleve'sche Regierung zu Emmerich die Comthurei zu Wesel gegen deren Privilegien nicht mit Contributionen zu beschweren habe.

Der späterhin (d. 20. Juni 1645) zum Großballier von Deutschland emporgestiegene Walraff Scheiffart von Merode (v. Osterhausen Bericht vom Johanniter-Orden S. 789) wendet sich von der Comthurei Lage aus am 9. Juni 1643 an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg wegen der Contributions-Freiheit der Comthurei zu Wesel, mit Berufung auf des Ordens Statuten und Privilegien, und macht insbesondere geltend „daß jeder Ritter und Commenthur nicht allein Leib und Bluth gegen den Erbfeind, den Türken, den Tag seines Lebens aufgeopfert und seine Person zur Vertheidigung der sämmtlichen Christenheit verpflichtet sei, sondern auch aus den Comthureien jährliche ordinari als extraordinari, starke Responsen oder Contribution, die nach Befinden des Großmeisters zu Malta gesteigert werden, zu entrichten habe." Worauf der Kurfürst d. d. Cöln a. d. S. d. 28. Juni 1643 an seine Cleve'sche Regierung verfügte, daß der Commendator zu Wesel Walraff Scheiffart von Merode mit keiner Contribution zu belegen sei. Nichts desto weniger sah sich letzterer d. d. Nieder-Wesel d. 5. Sept. 1643 genöthigt, noch einmal darum zu bitten, daß seine Comthurei von Contribution verschont bleiben möge.

Auf diese Befreiung von Steuern beziehen sich auch

noch folgende Schreiben: 1646. 12. Mai z. Münster Johann Philipp Schlitzwegg (der Name jedenfalls entstellt), des Johanniter-Ordens Ritter und Bevollmächtigter an den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, wegen der Contributions-Freiheit der Comthurei Wesel.

1647. 22. Apr. z. Heitersheim. Hartmann (von der Thann), des Johanniter-Ordens oberster Meister in Deutschland, bittet den Kurfürsten von Brandenburg, veranlaßt durch die Klage des Ordensbruders (Johann) Conrad Scheiffart von Merode, des ritterlichen Ordens Prior Daniae und Commenthur zu Strunden, daß die im Cleve'schen gelegenen Ordensgüter (die Comthureien Wesel, Walsum und Duisburg) mit der Contribution nicht möchten weiter beschwert werden.

1648. 12. Aug. z. Malta. Der Großmeister (Jean Paul de Lascaris-Castellar von 1636—1657) bittet den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, nicht zu gestatten, daß von der Kammer zu Emmerich die Comthurei Wesel des dortigen Comthurs (Franz) von Sonnenberg mit Contribution belästigt werde. L. v. L.

Beirut.

1.

Ein Syrerkönig, ein Antiochus (Sidetes) soll das alte Berytus gänzlich zerstört haben. Römer gründeten auf ihren Trümmern eine neue Colonie. Ein jüdischer König machte sie zu einer glänzenden Residenz. Es war dies Herodes Agrippa I., derselbe, von dem der Apostel Paulus redet und der zu ihm spricht: Es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein Christ würde. (Apostelg. 26. 28.)

Agrippa war der Enkel des Herodes und ahmte ihm nach, der wieder die römischen Kaiser in Baulust und Städtegründung zu erreichen gedachte. Was Herodes an Cäsarea, gedachte Agrippa an Berytus zu thun. Ein Amphitheater, wie wenige glänzend und großartig, ließ er erbauen. In ihm wurden ganz nach römischem Geschmack Gladiatorenspiele gehalten; so wenig befolgte dieser die Stimmen seines Gesetzes und seines sonst beweglichen Gemüths, daß er, um den Römern das Schauspiel einer Schlacht zu geben, einst 700 Verbrecher mit einander auf Leben und Tod kämpfen ließ. Aber diese Gräuel erhielten die Herrschaft bei seinem Hause nicht.

In Berytus wurde Vespasian, der Belagerer Jerusalems, zuerst als Imperator begrüßt. Dort feierte Titus, der Besieger des jüdischen Reichs, durch blutige Rache an Tausenden von Juden das Geburtsfest seines Vaters.

In Berytus wurde Flavius Josephus, der Geschichtsschreiber des untergehenden Israel, von seinen Ketten befreit.

Und doch hörten damals sowohl Besiegte als Sieger die Stimme dessen nicht, der allein frei macht.

2.

Berytus genoß später eines anderen Ruhms. Sie wurde, wie Justinian die Stadt nannte: „Die Mutter und Amme der Gesetze." Sie war der Sitz einer römischen Rechtsakademie geworden. Die größten Juristen der Kaiserzeit, Ulpian, Paullus verleihen ihr den Glanz ihrer Namen. Fünf Jahre bereitete man sich auf derselben zu den Künsten und Genüssen der römischen Staatsämter vor. Sie wurde der Sammelplatz vieler reicher Jugend, daher Luxus und Industrie im hohen Grade blühten. Der größte Seidenhandel concentrirte sich daselbst während Justinians Regierung. Ein Erdbeben, das am 20. Mai ganz Syrien erschütterte, Antiochien verwüstete, machte auch Berytus Größe und Frieden zusammenstürzen. Die Rechtsschule kehrte zwar von Sidon, wohin sie geflüchtet war, nach Erbauung der zerstörten Stadt wieder zurück. Aber ihre Herrlichkeit war vorüber. Noch im Jahre 600 erzählt ein christlicher Reisender von ihren Trümmern. Und schon donnerte von fern der Feind, der alles christliche Recht und Leben im Orient zertrümmert. 638 fiel es in die Hände des Islam, in welchen es geblieben ist. Der Islam ist auch ein Erdbeben gewesen, dessen Lava und Schutt noch nicht weggekehrt ist. Wann wird die Schule des Rechtes und des Friedens Christi dort neu errichtet sein?

3.

Gegen drei Stunden fern von Beirut in östlicher Richtung erhebt sich auf einem der vordersten Berge der Uferhöhen Deir el Kala'at, ein Maronitenkloster, dessen Grundanlage mit einem Tempel zusammenhängt, von dem man die Ruinen noch heut beobachten kann. Es führt ein felsiger Weg von Beirut hinauf, an dem große Steinwürfel mit eingehauenen Grabstätten liegen. Im Norden des Tempels lag eine antike Stadt. Mehrere Reisende haben genaue Messungen von den Ruinen gegeben. Die Grundmauern des Tempels sind 106 Fuß lang und 54 Fuß breit. Aus rosenfarbigem Kalkstein in mächtigen Quadern war er erbaut. Fünf Säulen aber ohne Capitäle standen noch. Andere Trümmer liegen umher. Auch Inschriften wurden gelesen. Der Tempel hat eine herrliche Lage. Er beherrscht die westliche Ebene von Beirut mit dem ganzen Meereshorizont. Weite Fernen strecken sich zu seinen Füßen. Das ganze Gestadeland läßt sich von ihm überschauen.

Mit dieser Lage hängt wahrscheinlich auch die eigenthümliche Inschrift zusammen, die Huldigungen einem Jovi Bal Marcodi darbringt; griechisch lautet eine andere Inschrift: Bal Markos.

Man hält diese Inschrift aus der alten Landessprache gebildet. Aber die Erläuterungen des Namens sind noch nicht geglückt. Das hebräische Rachab Rakab heißt weit und frei sein, räumlich wie geistig. Plätze und Straßen sind davon benannt. Auch eine Stadt heißt Beth Rekob. Merkab (Marcob) heißt die weite Freiheit, welche die Berge und Höhen gewähren. Das Wort braucht der Psalmist, wenn er 18. 20, Gott preist, der ihn aus der Enge in die weite Freiheit entrissen. Auf einen weiten Raum will er 31. 9, gestellt und nicht dem Feinde übergeben sein. Einen Baal Marcob, einen Herrn der Bergfreiheit und Weite wird auch der heidnische Tempel haben preisen sollen. Die phönicische Gottheit entlehnte wie die griechische von Beschaffenheit des Orts und Klima's ihren Namen.

Der mysteriöse Genius, den die Gnostiker als Marcob verehrten, mag in derselben Weise zu erklären sein.

Der große Gott der Freiheit wird leider noch nicht verehrt — da wo man des freien Meeres an freien Bergen sich freuete. Die Freiheit ist unter dem Joch des Islam noch nicht erschienen, die Herz und Seele von der Sünde erlöst.

Nicht weit von dieser Höhe wird auf einen Vorsprung der Kampf St. Georgs mit dem Drachen verlegt.

Der Kampf ist noch nicht zu Ende. Aber auch der Sieg an den Küsten von Beirut gewiß, wenn auch nicht nah genug. P. C.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 28. Berlin, den 10. Juli 1861. Nr. 28.

Von Gelübden im evangelischen Sinn

handelt ein am 4. Febr. 1861 im hiesigen Evangelischen Vereine für kirchliche Zwecke gehaltener, nunmehr im Verlage von Wiegandt und Grieben in Druck erschienener Vortrag des Geh. Ober-Regierungsrath Dr. L. Wiese. Dem Verfasser liegt daran, „darauf hinzuweisen, daß der Baum der evangelischen Freiheit auch solche Früchte zu tragen beginnt, die lange vergeblich an ihm gesucht wurden."

Ohne Zweifel gehört die Wiederaufrichtung der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens mit ihrer der christlichen Barmherzigkeit zugewendeten Thätigkeit zu diesen Früchten.

Es sei uns gestattet, Einiges aus dieser inhaltreichen Schrift vorzuführen.

„Wenn auch Klostergelübde in der evangelischen Kirche keine Stelle haben, so giebt es doch andere Zwecke der Gelübde, die ebenso die unsrigen sind, wie der alten Kirche. Es lohnt sich wohl, bei einem derselben eine Weile stehen zu bleiben, bei dem der Gemeinschaft zu Werken christlicher Nächstenliebe."

„Zur Erreichung dieses Zweckes hatte die alte Kirche von den Gelübden den wirksamsten Gebrauch gemacht in den zahlreichen kirchlichen und weltlichen Brüderschaften, Orden und Congregationen, indem das Gelübde den Einzelnen nöthigte, für die gemeinsamen Zwecke sich unterzuordnen, und seines persönlichen Beliebens zu begeben. Die Sorge solcher Verbindungen für Arme und Elende aller Art, sowie für alles Gute und Gemeinnützige, ist, wenn auch von Werkheiligkeit nicht frei, eine reich gesegnete gewesen und ist es bei mehreren noch."

„Der Sinn für feste Vereinigungen der Art ist in der katholischen Kirche noch immer vorhanden. — Eine Solidarität dieser Art kennt die evangelische Kirche nicht, so wenig sie auf den gegenseitigen Dienst ihrer Glieder verzichtet: sie sieht in allen Christen ein priesterliches Geschlecht ohne Gradunterschiede vor dem allein heiligen Gott, und macht jeden Einzelnen für sich selbst verantwortlich. Aber die heilsamen Zwecke solcher freien christlichen Genossenschaften hat sie niemals gering geschätzt."

„Waren die heilsamen Wirkungen des Ordenslebens, der Anstalten stiller Zurückgezogenheit und der freien christlichen Genossenschaft nicht anders zu erlangen oder zu erhalten, als im Widerspruch mit der evangelischen Wahrheit, dann war der Preis zu hoch, dann mußte man sie entbehren. So hörten sie denn allmählich in der evangelischen Kirche auf, und die Neigung, sich für dergleichen gemeinsame Lebensaufgaben eng zusammenzuschließen, verschwand bei den Protestanten auf lange Zeit."

„Allein das Wahre und Schöne der Idee freier Genossenschaften zu christlichen Zwecken war dennoch unverloren; es gehörte nicht der römischen Kirche an, sondern war ein Eigenthum der christlichen Kirche und ein heiliges Vermächtniß der apostolischen Zeit auch an die unsrige. Die Reformation war und ist nicht abgeschlossen, ihr Werk ist ein fortgehendes in der evangelischen Kirche und im Leben; und zu dem, was nachzuholen und einzubringen bleibt, gehört nun vor allem die Ausbildung dieses Sinnes für opferwillige engere Gemeinschaft zu Erweisungen thätiger Liebe an den Brüdern. Die evangelische Kirche hat die Wahrheit dieses Gedankens auf ihrem Grunde neu zu bethätigen, nicht in den Banden der Gelübde, sondern in evangelischer Freiheit."

„In diesem Sinn dasselbe ohne eigentliche Gelübde zu erreichen, war schon in der Vorbereitungszeit der Reformation versucht worden, namentlich von den „Brüdern des gemeinsamen Lebens," deren Stifter, Gerhard Groot, die von ihm aufgestellten Lebensregeln ausdrücklich überschrieb: „Vorsätze, nicht Gelübde." Es war eine Gemeinschaft freier Zustimmung zu einer erwählten Lebensordnung, die mehr Sitte als Gesetz sein sollte und der individuellen Freiheit hinlänglichen Raum ließ. Von der Welt sich klösterlich abschließen wollte man nicht; eine übereinstimmende Tracht war angenommen. Die allen gemeinsame Lebensaufgabe war: gegenseitige Hülfe zur Besserung und Anwendung der jedem von Gott verliehenen Gaben zu gemeinem Nutzen, hauptsächlich zur Volksbildung und zum Jugendunterricht. Es waren Brüder und Schwestern des gemeinsamen Lebens, zu deren Schutz Luther sein Fürwort einlegte*). Aber wie es bei ihrem Zusammen-

*) Als man zu Herford in Westphalen ein Fraterhaus aufheben wollte, schrieb Luther am letzten Januar 1532 an den Rath der Stadt: „Ehrsame weise liebe Herren, es ist an mich gelangt, wie man die Brüder und Schwestern in dem Bruderhause bei euch nöthigen will, ihren Stand und Kleidung zu verlassen. Nun wisset ihr ohne Zweifel, daß unnöthige Neuerungen, sonderlich in göttlichen Sachen, sehr gefährlich sind. — Weil denn diese Brüder und Schwestern ein ehrbar Leben führen und eine ehrliche und züchtige Gemeinde haben,

hange mit der römischen Kirche nicht anders sein konnte, der Zug der Reformation nahm auch solche freieren Vereinigungen hinweg."

„Die evangelische Kirche ließ auf Neubildungen dieser Art lange warten. Aus den Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts ist zu ersehen, daß die Erwartung war, die Sorge für Arme, Kranke u. s. w. werde nun auf die Gemeinde übergehen; und so geschah es an vielen Orten. Aber im Allgemeinen geschah in dieser Richtung weniger als vorher: die wichtigste Sorge, worüber lange Zeit anderes zurückblieb, war die Feststellung der Lehre. Inzwischen hat die römische Kirche nicht aufgehört, in ihrer Weise für dieselben Zwecke Neues zu schaffen; ich erinnere nur an die großartige Stiftung des Vincenz von Paula im 17. Jahrhundert. Der Philosoph Leibnitz sprach davon mit Bewunderung; aber die Gefahr und Verirrung, die damit nach wie vor verbunden ist, haben auch ernste Katholiken aufzudecken kein Bedenken getragen."

„Bei den Evangelischen kommen zuerst in der Zeit des Pietismus, als von Spener die Anregung zur Wiederherstellung eines apostolischen Christenlebens gegeben war, Versuche zur Herstellung engerer, dem Herrn geweiheter Gemeinschaften vor. A. H. Francke rechnete für seine großartigen Waisenhaus- und Schulstiftungen vorzüglich auf den Beistand junger Männer, die sich ihm um des Herrn willen anschließen wollten. Die Einrichtungen der Francke'schen Stiftungen waren in dieser Beziehung lange auf eine Art protestantischen Klosterlebens berechnet. Auch die Sammlung der Brüdergemeinde gehört hierher, als ein Zeichen des erwachten Triebes nach engerer Vereinigung zum Bethätigen christlicher Liebe; und machen nicht ihre Sendboten und Bischöfe, z. B. Spangenberg, ähnlich wie Spener und Francke, nach ihrer ganzen Erscheinung und Thätigkeit den Eindruck wahrhaft evangelischer Klosterbrüder? Der spätere Pietismus in seinem weltflüchtigen Sinn war unvermögend, thatkräftige Verbindungen zu stiften. Noch mehr war die rationalistische Zeit unfruchtbar an solchen Werken der Liebe; und der negative Protestantismus, der der Subjectivität ein unbeschränktes Recht einräumt, und dem einzelnen Menschen zugesteht, das Maß aller Dinge in sich selbst zu finden, läßt es zu starken Gemeinschaften nicht kommen. Die selbstgerechte Isolirung und die Abkehr von Gottes ewigem Gesetz macht den Menschen mehr und mehr auch zu wahrer Menschengemeinschaft unfähig."

„Seitdem aber in den Anfängen dieses Jahrhunderts das Leben der evangelischen Kirche im Kampf mit solcher Entartung sich tiefer zu regen und zu kräftigen begonnen hat, und gerade seitdem die Rechtfertigung allein durch den Glauben wieder rein und lauter verkündigt wird, ist gleichzeitig der Sinn für christliches Gemeinschaftsleben zu vorher nicht bemerkter Regsamkeit erwacht. In diesem Zusammenhange nun ist der uralte Diakonissendienst wieder in's Leben getreten. Wir haben protestantische Schwester- und Brüderschaften zu Werken christlicher Barmherzigkeit, und so groß die Verschiedenheit in der Auffassung derselben Aufgabe z. B. zwischen Herter, Löhe, Fliedner, Wichern darin ist, daß die Einen die Sache mehr dem kirchlichen Amt dienstbar machen wollen, die Anderen mehr darauf ausgehen, die geistlichen Kräfte im Laienstande zu stärken auf dem Grunde des allgemeinen Priesterthums: gemeinsam ist ihnen allen das Bekenntniß der evangelischen Kirche von der freien Gnade Gottes in Christo, womit ein Gelübdezwang nicht bestehen kann."

„Wer das Leben und die Thätigkeit solcher Vereinigungen unmittelbar kennen gelernt hat, z. B. zu Straßburg und Mühlhausen im Elsaß, zu Richen und Beuggen bei Basel, in Kaiserswerth, in Neuendettelsau, im Rauhen Hause bei Hamburg, hier in Bethanien und in Goßners alten Stiftungen, oder die entsprechenden Unternehmungen in England, muß Gott preisen für diesen Anbruch einer neuen Zeit, und Zuversicht gewinnen zu diesen Lebenszeichen der evangelischen Kirche."

„Den in der evangelischen Kirche wieder ausgegangenen Ruf zum Dienst christlicher Liebe an den leiblich und geistig Hülfsbedürftigen hat sich bisher, wie denn erhalten und helfen vorzugsweise Frauenberuf ist, besonders das weibliche Geschlecht zu Sinn und Herz gehen lassen. Als ein herrliches Beispiel männlicher Bestrebungen verwandter Art nenne ich vor allen Wichern's Bruderbund des Rauhen Hauses, eine wahrhaft evangelische Congregation, die senfkornartig begonnen, allmählich, geräuschlos eine weitgehende segensvolle Wirksamkeit erhalten, und in ähnlichen kleineren Stiftungen, z. B. in Neinstädt, Duisburg, Nachfolge gefunden hat. Sie vereinigt ernste, tüchtige, bildungsfähige, junge Männer, die inneren Beruf und Verlangen haben, dem Reiche Gottes unmittelbarer, als es ihnen in ihrer Vereinzelung möglich war, zu dienen, und die ihren Lebensberuf daraus machen wollen. Dazu werden sie, so weit es Noth thut, ausgebildet und alsdann entsandt. Der Bund hat eine feste corporative Gliederung nach innen, und große Freiheit nach außen, mit der er auch in die Ordnungen des Staates überall bereitwillig eingeht. Die Brüder werden ausgesandt ohne ein Gelübde, weder der Armuth, noch der Ehelosigkeit, noch auch des Gehorsams: sie wollen und sollen nur in ihrem amtlichen Thun den evangelischen Geist vertreten, in welchem sie entsandt worden, und es in Einklang mit ihrer Brüderschaft erhalten, wozu natürlich der Gehorsam gegen ihre Ordnungen gehört. In freierem Verbande zu derselben Corporation stehen auch Gelehrte, Juristen, Kaufleute, hülfbereit zu Rath und That. Das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der gemeinsamen Aufgabe und zu der Gemeinschaft, in die sie getreten sind, wird allen, auch den entferntesten, durch Einrichtungen lebendig erhalten, die von dem tiefen organisatorischen Beruf des Stifters zeugen."

Wir werden noch öfter Gelegenheit haben, auf den bedeutungsvollen Vortrag zurückzukommen.

---

daneben das reine Wort, so sie auch zuerst bei euch angefangen, treulich ehren und halten, so ist meine freundliche Bitte, Ew. Weisheiten wollen nicht gestatten, daß ihnen Unruhe und Erbitterung um dieser Sache willen widerfahren, und daß sie noch geistliche Kleider tragen und alte löbliche Gewohnheiten, so nicht wider das Evangelium sind, halten — denn solche Klöster und Bruderhäuser mir aus der Maßen wohl gefallen. Wollte Gott, alle Klöster wären also, so wäre allen Städten und Landen wohl gerathen. Versehe mich, Ew. Weisheiten werden sich hierin christlich und ehrbarlich wissen zu halten, angesehen, daß sie weder dem Pfarrer noch dem Kirchspiel schädlich, sondern nützlich und besserlich sind."

Die Grafen von Ruppin.

Friedrich Wilhelm III., wenn er im Auslande reiste, liebte es, unter dem Namen eines „Grafen von Ruppin" sein Incognito zu wahren. Auch andre königliche Hohenzollern vor ihm haben ein Gleiches gethan, Friedrich der Große z. B., als er kurz nach seiner Thronbesteigung eine Reise nach Baireuth und in die westfälischen Landestheile unternahm. Diese Erwägung mag es rechtfertigen, wenn wir uns auch heute noch, nachdem der Letzte jenes alten Grafen-Geschlechts bereits vor drei Jahrhunderten zu seinen Vätern versammelt wurde, die Frage vorlegen: wer waren die Grafen von Ruppin? was war es mit ihnen? wo kamen sie her? wie war ihr Anfang, ihr Ende?

Mit den erobernden Anhaltinern kam auch ein thüringisch-mansfeldisches Grafenhaus, die Grafen von Arnstein, in die Marken und wurden früher oder später (die Angaben schwanken hierüber) mit Lindow*) und Ruppin belehnt. Bis in's dreizehnte Jahrhundert hinein nannten sich die neubelehnten Grafen bei ihrem alten Geschlechtsnamen (Grafen von Arnstein) und nahmen später erst den Titel der „Grafen zu Lindow" an. Grafen zu Ruppin wurden sie nur ausnahmsweise und irrthümlich genannt, da das Ruppiner Land eine Herrschaft und keine Grafschaft war. Wir aber ohne archäologische Skrupel folgen der später allgemein gewordenen Sitte und sprechen in Nachstehendem von den „Grafen zu Ruppin."

Die Grafen zu Ruppin waren die mächtigsten Vasallen der brandenburgischen Markgrafen und auch die treusten wohl. In einem Zeitraum von drei Jahrhunderten schwankten sie in ihrer Loyalität nur einmal, und zwar in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, als die Verwirrungen der bairisch-luxemburgischen Periode durch das Auftreten des falschen Waldemar ihren Gipfelpunkt erreichten.

Die Ruppiner Grafen waren anders wie andre im Lande. War es der Umstand, daß sie als mächtigste Lehnsträger des Landes fast eben so oft neben den Markgrafen und Kurfürsten als unter ihnen standen, oder waren es in Kraft erhaltene Traditionen, ein ererbter Segen aus dem alten Kulturlande Thüringen her, gleichviel, ihre Sitte, ihr Auftreten hatte wenig gemein mit der Haltung des halb rauflustigen, halb bäurischen Landadels um sie her, und die Künste des Friedens standen ihnen höher als das Waffenhandwerk, das sich selber Zweck ist, oder gar einem fremden Interesse dient.

„Streitbare Grafen" comites bellicosissimi, werden sie zwar gelegentlich in alten Urkunden genannt, und die Geschichte (wie nicht verschwiegen werden soll) erzählt von einzelnen, die auf der lombardischen Ebene oder auch auf den Haiden von Schonen und Schleswig als Krieger geglänzt hätten, aber das Glück war ihnen selten hold und schien sie durch Nicht-Erfolge belehren zu wollen, daß ihr Schlachtfeld ein anderes sei. Sie waren mit am Cremmer Damm (1331) und wurden geschlagen; sie unterlagen in vielfachen Fehden mit den Pommerherzögen, und Graf Otto, der tapferste unter den Ruppiner Grafen, der bei Falköping an der Seite des Schweden-Königs Albrecht gegen die „schwarze Margarethe" stritt, theilte das Schicksal seines Königlichen Freundes (eines geborenen Herzogs von Mecklenburg) und wurde geschlagen und gefangen. Nicht nur die Traditionen des Hauses, die Natur selber schien die Ruppiner Grafen auf ein andres Feld als das des Krieges zu verweisen, denn während es von den Grafen zu Pappenheim heißt, daß sich auf ihrer Stirn zwei blutrothe Schwerter gekreuzt hätten, erzählt der Chronist von den Ruppiner Grafen nur, daß sie alle „mit einem Loch im Ohrläppchen geboren wurden". Welch entschiedener Hinweis auf das zartere Geschlecht!

Sie waren nicht comites bellicosissimi, aber sie waren sicherlich, wie sie in andern Urkunden genannt werden, viri nobiles et generosi. Feine Sitte und wahre Frömmigkeit zeichneten sie aus; sie standen fest zur Kirche, und „Mitleid und Gutthätigkeit" waren erbliche Züge. Graf Ullrich's Sprüchwort hieß:

Hew ick Geld, so mütt ick gewen
Andre Stände mütten ock lewen;

und als, vorher oder nachher, ein andrer Graf Ullrich hinaus getragen wurde, sang man im ganzen Lande Ruppin:

Ullrich, det was en gode Herr
Schade, dat he lewt nicht mehr.

Aber die Ruppiner Grafen gingen weiter, weit über so allgemeine Züge wie „Frömmigkeit und Gutthätigkeit," hinaus. Graf Waldemar war ein passionirter Tourist, wenn man ein so modernes Wort will gelten lassen, und Graf Burchardt, ein Freund des dichterischen Markgrafen Otto mit dem Pfeil, dichtete selbst und turnirte mit Versen so gut wie mit Lanzen. Das war damals nicht Landesbrauch zwischen Elbe und Oder, und nur die Grafen von Ruppin, in deren Adern noch das thüringische Blut floß, konnten solch Beginnen wagen. Spärliche Zeilen aus Burchardt's Dichterthum sind auf uns gekommen, Worte die er an Elisabeth, sein „geliebt Gemahl" richtet:

Fulget Elisabeth et floret inter uxores
Quas Rupina fovet clarissimas inter sorores,
Haec mea Lux, mea spes per omnes inter nitores.

Also etwa:

Es leuchtet Elisabeth unter den Frauen
Wie Ruppin unter seinen Schwestern zu schauen,
Mein Trost, meine Hoffnung, um drauf zu bauen.

Die Ruppiner Grafen waren von ihrem ersten Auftreten an Männer von Welt, von Wissen, von Voraussicht und Klugheit, und da sich derartige Elemente damals auf märkischem Boden schwer betreffen ließen, so war ihre vorzüglichste Wirksamkeit in aller Bestimmtheit vorgezeichnet: es waren ritterliche Herren, aber vor allem Hofleute, Diplomaten. Sie kannten und übten die schwere Kunst der Nachgiebigkeit und wußten zwischen Festigkeit und Eigensinn zu unterscheiden. Daher begegnen wir ihnen oft auf den Reichstagen in Kostnitz und Worms, als Begleiter und Berather ihrer Markgräflichen Herren, und wo es einen Streit zu schlichten gab, da waren die Ruppiner Grafen die Vertrauensmänner beider Parteien, und das Schiedsrichteramt lag, wie erblich fast, in ihren Händen.

Sie waren ein bevorzugtes, hoch-vornehmes Geschlecht,

*) Dies Lindow ist nicht das Städtchen gleiches Namens, zwei Meilen östlich von Ruppin, dessen Klosterruinen bis diesen Tag höchst malerisch zwischen dem Wutz- und dem Gudelack-See liegen, sondern die Grafschaft Lindow in der Nähe von Zerbst.

ein Geschlecht vom feinsten Korn, aber eines mußten sie entbehren und vermissen — die Liebe ihrer Unterthanen. Hastitius der Chronist erzählt uns: „die Grafen waren fromm und demüthig und gutthätig, aber waren doch wenig geliebt und geachtet trotz aller Gütigkeit. Denn obwohl die Herren Grafen oftmals den Rath und die fürnehmsten Bürger zu Neuen-Ruppin mit ihren Weibern und Kindern zu Gaste geladen und unter den Bäumen zwischen Alten- und Neuen-Ruppin haben Maien-Lauben machen und Tänze aufführen lassen, sie auch wohl traktiret und alles Liebste und Beste ihnen angethan, so sind doch Rath und Bürger den Herren Grafen immer entgegen gewesen."

Woran es lag, wer die Schuld trug — wer mag es sagen? kaum Vermuthungen lassen sich aussprechen. Einen ersten Grund zu Zerwürfnissen, gaben vermuthlich die Geldverhältnisse des gräflichen Hauses, die, zumal im Lauf des 15. Jahrhunderts, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zerrütteter wurden. Rath und Bürgerschaft mußten aushelfen, die Verpfändungen begannen; so ging der Glanz des Hauses hin, und mit dem Glanz endlich Ansehn und — Liebe. Alles sank hin, zuletzt das Geschlecht selber.

Der letzte war Graf Wichmann, geboren 1503 auf dem alten Seeschloß zu „Alten Ruppin." Kaum 4 Jahr alt, verlor er beide Eltern, und nur die Großmutter, Anna Jacobine, eine geb. Gräfin von Stolberg-Wernigerode, stand neben dem verwaisten Kinde. Sie war eine stolze, herrschlustige Frau, und während Johann von Schlabberndorf, Bischof zu Havelberg, nur dem Namen nach die Vormundschaft führte, führte sie Anna Jacobine in Wirklichkeit. Während der Zeit dieser Vormundschaft, im Jahre 1512, fand zu Ruppin auch jenes große mehrfach beschriebene Turnier statt, das damals im ganzen Lande von sich reden machte und mit einer Pracht begangen wurde, wie sie weder in Berlin noch zu Cöllen an der Spree bis dahin gesehen worden war. Kurfürst Joachim erschien mit einem reichen Gefolge von bewaffneten Rittern und 300 Speer-Reitern, und mit dem Kurfürsten kam sein Bruder, der Kurfürst Albrecht von Mainz. Die Kurfürstin kam in einer vergoldeten, mit Atlas bedeckten Kutsche (der ersten, deren in Norddeutschland Erwähnung geschieht) und wurde von 12 andern Wagen, die mit purpurfarbenen Decken behangen waren, in welchen das „Hof-Frauenzimmer" saß, begleitet. Ihnen folgten die Herzoge Heinrich und Albrecht von Mecklenburg, Johann und Heinrich von Sachsen, Philipp von Braunschweig, die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg und andre Fürsten mehr. Der Kurfürst und der Herzog Albrecht von Mecklenburg erwiesen sich als die stärksten und gewandtesten beim Turnier. Da die Bewirthung so vornehmer Gäste wohl nur kleinen Theils durch die Stadt und vorwiegend aus dem gräflichen Säckel erfolgte, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die gedachte Ehre den finanziellen Ruin beschleunigte.

1520 starb der Bischof von Havelberg, und der 17 jährige Wichmann wurde mündig erklärt. Der Druck großmütterlicher Autorität hatte die rasche Entwicklung seiner Gaben nicht zurückhalten können, und der Kurfürst selbst war es, der dem früh Herangereiften, trotz seiner Minderjährigkeit, die Verwaltung des väterlichen Erbes anvertraute. War doch der Kurfürst selbst mit 15 Jahren zur Herrschaft über die Marken gelangt. Graf Wichmann nahm sogleich den Hans von Zieten zu Wildberg zu seinem geschwornen Rath und ging 1521 im Gefolge des Kurfürsten auf den wichtigen Reichstag zu Worms; aber der Stern des Hauses stand im Niedergang und sein Erlöschen war nah. Zu dem Schwinden von Hab und Gut, zu jeder äußeren Zerrüttung gesellte sich, wie es scheint, ein geschwächter Körper, eine zerrüttete Gesundheit. Wodurch zerrüttet, steht dahin. Der Graf war ein Freund der Jagd und der Frauen, wenigstens erklärt sich nur so die erste Strophe des alten Liedes, das ich, weiter unten, noch mitzutheilen gedenke.

Auf der Jagd war es auch, wo ihn die tödtliche Krankheit befiel. Verschiedene seiner Hofleute riethen zu einem Arzt, aber in Neuen-Ruppin war keine ärztliche Hülfe zu beschaffen (die Städte Ruppin, Wusterhausen und Gransee hatten seit 1466 einen gemeinschaftlichen Bader), und einen Arzt von Berlin herbei zu holen, dazu war man bereits zu arm. Das Fieber wuchs, und um es zu bekämpfen (similia similibus) heizte man das Zimmer des Kranken wie einen Backofen und gab ihm Meth und Wein. Er starb schon nach einigen Stunden. Die alte Gräfin, Anna Jakobine, (gest. 1526) die ihn, unbeschadet ihrer Herrschsucht, von Herzen geliebt hatte, war untröstlich über den Tod des Enkels, und die Mönche in Ruppin beklagten den Verlust in folgendem Lied:

Der edle Herr Wichmann zog jagen aus,
Eine falsche Frau ließ er zu Haus
Mit ihren vergüldeten Ringen.

„Ach Kersten, lieber Jäger mein,
Mir ist von Herzen allzu weh,
Ich kann nicht länger reiten."

Sie machten ihm eine Stube heiß,
Darinnen ein Bett war weich und weiß,
Drin sollte der Herre ruhen.

Sie schenkten ihm Meth und schenkten ihm Wein,
Das nahm dem Herren das Leben sein,
Dem edlen Herrn Wichmanne.

„Großmutter und lieb Schwester mein,
Steckt in meinen Mund ein Tüchelein
Und kühlt doch meine Zunge.

„Daß ich nun von Euch scheiden soll,
Das machet all' der bittre Tod;
Wie gern noch möcht ich leben."

Ein schwarzer Wagen, drin legten sie ihn,
Sie führten zu Nacht ihn nach Ruppin,
Sie begruben ihn in das Kloster.

Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild.
Die alte Gräfin: „O weh mein liebes Kind,
Daß ich hier steh' — die Letzte."

Wenige Tage nach dem Tode Graf Wichmanns erschien Kurprinz Joachim (der spätere Joachim II.), um dem Leichenbegängniß beizuwohnen und die Unterthanen in Eid und Pflicht zu nehmen. Das Lehn war erledigt und die Herrschaft Ruppin wurde als Kreis in die Kur- und Mittelmark eingereiht. Die Hohenzollern aber gesellten von jenem Tage an zu der stattlichen Reihe ihrer andern Namen und Würden auch noch den Titel eines „Grafen von Ruppin." Th. F.

In Folge meiner Bitte in Nr. 26 dieses Blattes, um Liebesgaben zur Rettung eines unglücklichen Mannes, sind mir zugegangen: Vom Herrn Grafen v. B. zu Potsdam 4 Thlr. Vom Herrn v. K. hier 3 Thlr. Vom Herrn Grafen z. L. hier 1 Dukaten. Vom Vom Herrn Grafen z. S. W. 5 Thlr. Vom Herrn Grafen v. F. hier 5 Thlr. Vom Herrn v. W. hier 3 Thlr. Vom Herrn Baron v. P. hier 20 Thlr. Vom Herrn Baron v. H. hier 5 Thlr. Von Ungenannt aus Potsdam 4 Thlr. Vom Herrn v. W. zu Genth 2 Thlr. Vom Herrn Baron v. L. aus Pritzier 5 Thlr. Vom Herrn v. D. aus Daber 5 Louvons à 1½ Thlr. = 6 Thlr. 7 Sgr. 6 Pf. Vom Herrn v. B. aus Schleswig 20 Franken. Vom Herrn Baron v. P. aus Pr. Stargardt 5 Thlr. Vom Herrn v. S. zu Dessau 1 Thlr. Vom Herrn v. B. aus Paderborn 5 Thlr. Vom Herrn Grafen z. B. aus München 3 Thlr. Vom Herrn Grafen v. G. aus Schlitz 5 Thlr., zusammen 89 Thlr. 22 Sgr. 6 Pf., wofür ich Namens desselben den gütigen Gebern ganz gehorsamst und innig danke.

Leider ist die Noth noch nicht ganz gehoben, die Situation des Armen noch immer eine bedrängte, denn es hat eben nur das Allernothwendigste gedeckt werden können, so daß ich es wage meine Bitte vom 24. v. Mts. zu wiederholen. Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 29. Berlin, den 17. Juli 1861. **Nr. 29.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	34		
	Zugang pro Juni	6		
		40		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	37	37	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	46		
	Zugang pro Juni	22		
		68		
	Abgang " "	16		
	Bleibt Bestand	52	52	55
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	11		
	Zugang pro Juni	8		
		19		
	Abgang " "	8		
	Bleibt Bestand	11	11	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	16		
	Zugang pro Juni	6		
		22		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	18	18	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	16		
	Zugang pro Juni	3		
		19		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	14	14	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	42		
	Zugang pro Juni	14		
		56		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	41	41	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	6		
	Zugang pro Juni	3		
		9		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	3	3	8
	zu übertragen:	—	176	240

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	176	240
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	1		
	Zugang pro Juni	3		
		4		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	3	3	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	5		
	Zugang pro Juni	6		
		11		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	8	8	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	2		
	Zugang pro Juni	1		
		3		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	—	—	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Juni 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Juni 1861	15		
	Zugang pro Juni	16		
		31		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	16	16	34
	Zusammen	—	221	316
	Am 1. Juni c. waren vorhanden	—	212	311
	Die Krankenzahl und die Betten haben sich mithin bis zum 1. Juli c. vermehrt um . . .	—	9	5
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Juni beträgt	—	79	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	7		
	b) als geheilt entlassen	66		
	c) " ungeheilt entlassen	6		
	wie vor	79	—	—

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das

Ordens-Krankenhaus in Saïda. — In demselben waren
am 1. Mai c. Bestand . . . . . 26 Kranke.
Im Laufe des Monats Mai sind hinzugekommen . . . . . 42 „
68 Kranke.
Davon sind geheilt entlassen werden: 50 Kranke
gestorben 1 „
51 Kranke 51 „
Bleibt Bestand am 1. Juni . . . . . 17 Kranke.

Leo Victor Felix Graf Henckel von Donnersmarck, Kammerherr, Geheimer Regierungs-Rath und Rittmeister a. D., Domherr zu Halberstadt. Ehrenritter seit 1812. † zu Merseburg 10. Juli 1861.

Der vormalige Tempelherren-, demnächst Johanniter-Ordens-Sitz zu Röricke*).

Wo heute die Gränzen Pommerns und der Neumark sich berühren, zieht in großen Windungen, bald in die eine, bald in die andere Provinz eingreifend, von nicht unbeträchtlichen Höhen eingefaßt, ein breites Wiesenthal sich hin, von einem Flüßchen durchströmt, welches aus Seen, die bei der Stadt Schönfließ liegen, hervortritt, an der Stadt Königsberg vorüber-, und von hieraus, im 13. und 14. Jahrhundert als schiffbar bezeichnet, in fast nördlicher Richtung der Oder zufließt.

Dies Flüßchen heißt die Röricke (Rurka 1235, Rorka 1244, Roreka 1271, Roreke 1292, 1337, 1338, Rorcken 1342); offenbar ein deutscher Name, welchem, so wie die niedersächsischen Flußnamen Krumbke, Harpke, Warpke, u. s. w. auf die Formen Krumbeke, Hartbeke, Wartbeke zurückführen, die Bedeutung von Rohrbeke zum Grunde liegt, was auch dadurch bestätigt wird, daß gerade dasjenige Dorf, dessen Feldmark die Röricke bei ihrem Austritte aus dem Schönfließer See zunächst durchfließt, Rohrbeck heißt (in der ältesten bekannten Urkunde von 1337 Rorbeck und zwar als wüste bezeichnet, Rorebeke 1399, Rorbeke 1487).

Da die Nebenflüsse der Röricke, nämlich die Colbitz, die Mantenitz, die Zerbst, offenbar slavische Namen haben, so läßt sich erwarten, daß auch der deutschen Bezeichnung Röricke ein slavischer Name gegenüber stehen wird. Dem ist in der That so. Bei Gelegenheit nämlich, wo die Markgrafen Johann, Otto und Conrad von Brandenburg am 13. Febr. 1281 ihrer Stadt Schönfließ (der Name erscheint bis ins 16. Jahrh. in der Bedeutung von Schauenfließ, hier nämlich Schowenfliet genannt) die Vergünstigung ertheilten, ihre Feldmark nicht einer neuen Messung zu unterziehen, vielmehr alles wie bei der ersten Gründung zu belassen, schenken sie ihr auch den rivus Gnatzor (al. Gnatzdorn) mit dem Rechte an der Stelle, wo ein Kloster gestanden habe, eine Mühle zu errichten.

Vergleichen wir hiermit nun die Schenkung des Markgrafen Ludwig vom 7. Dcbr. 1349, worin er der Stadt Schönfließ (hier Schowenflith) das Eigenthum an der Mühle im Stadtgraben verleiht, und die andere Urkunde vom 8. März 1248, die erste welche des Ortes, aber noch nicht als Stadt erwähnt, so können wir nicht zweifeln, daß unter dem rivus Gnatzor eben die aus dem Schönfließer See heraustretende Röricke zu verstehen ist.

Die in den Namen sehr entstellte Urkunde vom 8. März 1248 ist von dem Bischof Wilhelm von Camin ausgestellt zu Rozike, wofür jedoch Rorike zu lesen sein wird, ebenso wie in einer anderen Urkunde statt Rorka, irrig Roska gelesen worden ist. Beide Namen beziehen sich offenbar auf den nach dem Flüßchen benannten damaligen Tempelhof, und nachmaligen Johanniter-Ordenssitz Röricke, auf das eine halbe Meile nordöstlich von Königsberg gelegene heutige Röhrichen. Die Urkunde selbst nun betrifft die Schenkung u. a. von 6 Hufen in Sconenvlete, wofür jedoch ohne Zweifel Scovenvlete, als damalige Form für Schönfließ gelesen werden muß, an die Aebtissin und das Kloster zu Sconenbeke (vermuthlich auch Scovenbeke), worunter wir nun aber nicht das Pommersche Marienfließ, welches nie Schönebeck genannt worden ist, verstehen können, vielmehr dasjenige Kloster zu Schönfließ, dessen die Urkunde vom Jahre 1281 als nicht mehr vorhanden, gedenkt.

Daß der Ort Röricke, von wo Bischof Wilhelm von Camin die angeblich zu Rozike ausgestellte Urkunde vom 8. März 1248 datirt hat, um diese Zeit ein Besitzthum der Tempelherren wirklich war, dafür fehlt es an Beweisen nicht. Denn über beide Ufer der Röricke erstreckten sich diese Besitzungen. Was zunächst das rechte Ufer betrifft, so hat Herzog Barnim I. von Pommern bereits am 28. Dcbr. 1235 die Landschaft Bahn, deren Gränze sich unmittelbar bis an die Röricke erstreckte, nämlich bis Steinwehr (usque Stenwer in fluvium Roreke), dem Orden der Tempelherren geschenkt, nicht minder im Jahre 1244 das auf der andern Seite an Röricke gränzende Nahausen, welches als zwischen den Landen Bahn und Fiddichow einerseits und zwischen Königsberg und Röricke (nicht Roska) anderseits gelegen, bezeichnet wird. Was aber das linke Ufer des Flusses betrifft, an welchem die Komthurei Röricke und die Stadt Königsberg liegt, so ist hier die Schenkung des Bischofs Heinrich von Lebus, gleichfalls vom Jahre 1235, anzuführen, durch welche dem Orden der Zehnten über 200 Hufen an der Röricke, nach dem Schlosse Zehden zu, geschenkt werden. Aus dem Umstande, daß bei dieser Gelegenheit das mehrere Meilen von dem Flüßchen entfernte Schloß Zehden, dessen Bezirk sich damals bis an die Röricke erstrekt haben wird, als benachbart dem Röricke Flusse (in confinio Sden juxta rivulum Rurka) und nicht Königsberg genannt wird, scheint mit Grund der Schluß gezogen werden zu sein, daß im Jahre 1235 diese Stadt noch nicht gegründet gewesen; wie denn aber auch anderseits die Nennung des Ortes bereits im Jahre 1244, den Beweis liefert, daß die Annahme grundlos ist, dies Königsberg in der Neumark habe eben so, wie Königsberg in Preußen dem Könige Ottokar von Böhmen, der an der Spitze von 60,000 Kriegern das Samland dem deutschen Orden erobern half, und zwar in demselben Jahre 1255, Entstehen und Namen zu verdanken. Es wird hiernach die Erbau-

*) Der größte Theil der Urkunden, auf welche hier Bezug genommen ist, befindet sich, zumeist im Wiederabdruck in Riedel cod. dipl. Brandenb. I. Hpth. XIX. Band 1860.

ung von Königsberg an der Röricke zwischen die Jahre 1235 und 1244 zu setzen sein, also in die Zeit, wo der Hohenstaufse Conrad IV. (1237—1254) deutscher König war.

Als Komthure des Tempelhofes zu Röricke lernen wir Bruder Friedrich 1268, Bruder Bernhard 1285, (vermuthlich derselbe, der 1295 in Quartschen anwesend, sich Bernhard v. Eberstein nennt) und Jordan v. Esebeck 1296, der 1288 noch Komthur zu Lietzen war, kennen. Als Priester daselbst wird im Jahre 1285 Bruder Hermann genannt. Nachdem auch in Pommern die Umwandelung der Tempelgüter in Besitzungen des Johanniter-Ordens in Gemäßheit allgemeiner päpstlicher Bestimmungen erfolgt war, werden nachstehende Johanniter-Ordens-Komthure zu Röricke namhaft gemacht:

1. Henning von Buyt 1334, während Johann von Stettin Prior daselbst war; vermuthlich ist dieser Komthur derselbe, der 1335 Johann von Buk genannt wird, und ums Jahr 1338 Johann von Pohl.
2. Gerhard v. Eltze 1344 und 1345.
3. Barthold v. Schleusingen 1358.
4. Bernd v. Camenz 1370.
5. Wilke oder Wilhelm Holsten (v. Holstein) 1373, 1378, der letzte Komthur zu Röricke; auf dessen Erlebnisse, wir in einer späteren Besprechung der Röricker Fehde zurückkommen werden.

Hier nur noch einige Worte über das von der Komthurei Röricke abhängig gewesene Patronatrecht über die Pfarrkirche zu Königsberg, die stets von Ordensbrüdern besetzt war. Bereits die Tempelherren erhielten dies Patronat von den Markgrafen Otto und Conrad am 19. April 1282 geschenkt und von Bischof Heinrich von Camin bestätigt. Selbst lange nachdem der Orden gewaltsam aufgehoben, sehen wir die Pfarre von Brüdern desselben besetzt. Denn der Pfarrer Busso v. Greiffenberg, 1333, 1334, nennt sich 1335 ausdrücklich gewesenen Tempelherrn und Bruder des verstorbenen Tempelritters Bertram v. Greiffenberg, welcher der letzte Komthur zu Röricke gewesen sein dürfte. Auch der Pfarrer Johann v. Klöden 1341 u. 1342 scheint noch einer der übriggebliebenen des aufgehobenen Ordens gewesen zu sein.

Erst durch Ueberweisung des Markgrafen Ludwig des Römers vom 15. Aug. 1352, vermuthlich nachdem der letzte Tempelherr mit Tode abgegangen war, kam der Johanniter-Orden in den Besitz des Patronats der Kirche zu Königsberg, die von nun an auch nur von Ordensbrüdern der Priester-Klasse besetzt wurde; nämlich, so lange noch die Komthurei Röricke bestand, von Johann Heyde 1363, Martin Molner 1370. Daß trotz der dem Orden der Templer zur Last gelegten Verbrechen, und seiner von der Geschichte allerdings nur als eine Gewaltthat bezeichneten Verurtheilung, in diesen Landen wenigstens das Andenken an die Verdienste desselben fortlebte, beweiset u. a. eine alte Inschrift, die zu Röricke sich befunden, und nach einer älteren Uebersetzung wie folgt gelautet haben soll:

Der Tempelherren Sitz: das war ein heil'ger Orden,
Der Gott in Heiligkeit gedient und ihn geehret
Und dessen Ehr' und Dienst mit allem Fleiß vermehret.

L. v. L.

Ein schönes Familien-Fest.

Das alte, ritterliche Geschlecht der von Puttkamer hatte sich im Jahre 1859 zu einer Genossenschaft vereinigt, einen Familien-Vorstand gewählt und zu dessen Vorsitzenden den General-Lieutenant von Puttkamer, so wie zu dessen Stellvertreter den Ober-Präsidenten von Puttkamer ernannt.

Bei dem am 12. Aug. des genannten Jahres in Stolp stattgefundenen Festmahle der versammelten Familienglieder, hatte der Vorsitzende in einem Toast, unter Hindeutung auf den in der Verzierung des Saales reich vertretenen Greif des Familien-Wappens, sich nachstehend geäußert:

„Wie nach der Sage, der Greif den Ort anzeigt, wo Schätze aller Art aufbewahrt werden, und sie mit erhobener Pranke schützt, so ist er für uns das unnahbare Sinnbild fleckenloser Treue und Ehre; er heiligt und bewahrt sie für unser ganzes Geschlecht, und wird es rein halten für alle Nachkommen und Zeiten!"

Der General-Lieutenant von Puttkamer hat nun am 16. Juni d. J., auf Allerhöchsten Befehl, sein 50jähriges Dienst-Jubiläum gefeiert, und die Familie dieses Fest benutzt, um dem Jubilar am Vorabend desselben, durch eine für diesen Zweck unter dem Vortritt des Ober-Präsidenten von Puttkamer gebildete Deputation, eine eben so sinnige, als werthvolle Gabe, als erstes Familien-Fidei-Commiß, zur bleibenden Erinnerung an diese Jubelfeier, zu überreichen.

Dasselbe besteht aus einem kolossalen, silbernen Humpen in Form des dem Wappenschilde entnommenen Greifs der Schwenzonen, der kampfbereit auf einem silbernen Felsen thront, auf dessen einer Langseite sich ein geschlossenes Thor befindet, das von 2 Rittern, durch Schild und Helmzeichen des Geschlechts bezeichnet, bewacht wird. Das Thor trägt die nachstehende Inschrift:

„Beim Gold der Treu und Ehren
In dieses Berges Schacht,
Mit meinen scharfen Wehren
Hielt einst ich gute Wacht!
Wollt Ihr nun, Schildgenossen,
Des Schatzes Hüter sein,
Mit Gott, treu, unverdrossen?" —
„Mit Gott! — wir schlagen ein!" —

Auf der entgegengesetzten Seite des Felsens befindet sich ein Schild mit der Inschrift:

„Dem General-Lieutenant Leopold, Erhard, Rudolf von Puttkamer zu seinem Jubelfeste am 16. Juni 1861 als beständiges Familien-Fidei-Commiß gewidmet von den Geschlechtsgenossen."

während innerhalb dieses Schildes, mittelst einer sinnreichen Vorrichtung auf silbernen Tafeln die Namen der Geschlechtsvettern verzeichnet sind.

Dieser in künstlerischer Vollendung, in gewaltigen Dimensionen ausgeführten Festgabe, welche von den vier jüngsten anwesenden Familiengliedern getragen wurde, war ein reich geschmücktes und mit sinnigen Initialen und Malerei verziertes Album beigefügt, das über den unterzeichneten Namen der Geber, die nachstehende Widmung enthält:

„Nicht in des Tages festlichem Gepränge
Darf unsre anspruchlose Botschaft nah'n.
Wie bräch' im Wogen lauter Jubelklänge
Sich der Empfindung leise Stimme Bahn?
Gieb denn dem Gruß vom stammverwandten Bunde
Schon heut' Gehör im traulich stillen Raum,
Wie frommer Brauch in heil'ger Abendstunde
Vorfeiernd schmückt den immergrünen Baum."

„Von eines Halbjahrhunderts hehrer Spitze
Blickst Du auf des bewegten Lebens Bild.
Schwer war die Zeit, als einst Du am Geschütze
Den Schwur gethan, der herrlich nun erfüllt.
Das edle Erz, das Deine Hand berührte,
Es stählte Dich zum Kampf mit Siegeslust;
In Preußens Farben, hochbedeutsam zierte
Das Kreuz von Eisen schon des Jünglings Brust."

„So früh gereift im strengen Pflichtberufe,
Im Herzen stets: Gott — König — Vaterland —
Gingst Du den Pfad von Stufe fort zu Stufe,
In herber Prüfung immer fest erkannt.
So strahlt Dir nun im gold'nen Ehrenpreise
Noch schöner Zukunft demantheller Glanz;
Nicht dem gebeugten, lebensmüden Greise,
Dem Mann in voller Thatkraft wird der Kranz."

„Und welch ein Kranz! Er flicht in Preußens Krone,
Seit Du ihr dienst, sich schon zum dritten Mal!
Bald folgt Dir selbst in einem Zollernsohne
Des Heeres jüngster Jubel-General —
Wird nun der Ruf die Kunde weithin tragen,
So sei gewiß: sie findet überall
Wo Herzen noch für Rittertugend schlagen,
Vieltausendfältig frohen Wiederhall."

„Uns aber laß im Stillen auch bezeugen,
Wie innig Dich der Vettern Bund verehrt,
Den alten Namen nennt er ja sein eigen,
Den dein Verdienst mit neuem Ruhm verklärt.
Und sei unscheinbar auch das Angebinde,
Das Deinem Fest vereinte Liebe weiht,
Wir hoffen, daß es treu den Sieg verkünde,
Der für Dein edles Herz ihm Werth verleiht."

„Du hast die Zier im blauen Wappenschilde
Uns jüngst als kund'ger Herold ausgelegt,
Dein sinnig Wort sei denn dem Greifenbilde
In gold'ner Schrift als Denkspruch aufgeprägt.
Laß Deinem Ehrentage zum Gedächtniß
Den Greifenkelch des Hauses Kleinod sein,
Und weih' ihn einst, als ewiges Vermächtniß,
Zum Heiligthum der Bundestafel ein."

„In Deiner Hand soll er zur Feier läuten,
So lang uns Deines Mundes Wort erklingt;
Es sei die Glocke, die noch fernsten Zeiten
Dein edles Vorbild zur Erinn'rung bringt.
Des Bundes Haupt mag dann die Enkel mahnen:
„„Bewahrt der Treu' und Ehre lautres Gold!
Dann folgt ihr würdig unserm theuren Ahnen,
Dem Jubilar, dem Vetter Leopold!""

„Indem wir so an den Gedanken anknüpfen, welchem Du am 12. August 1859, diesem in der Familien-Geschichte denkwürdigen Tage, Worte gabst, bitten wir Dich: unser Weihgeschenk als einen Beweis herzlicher Verehrung anzunehmen. Wir wünschen diesem Geschenk einen bleibenden Werth zu geben, indem wir das Gedächtniß Deines Ehrentages, welcher auch für uns ein Festtag ist, mit einem für die Familie bedeutungsvollen Ereignisse verbinden, und wir sind gewiß, hierin Deinen das Familien-Interesse so würdig und lebhaft auffassenden Sinn getroffen zu haben."

„So mag denn das Denkmal Deines Jubelfestes das erste Fidei-Commiß für die ganze Familie werden. Es soll nach Deinem Tode auf denjenigen vererben, welcher Dein Nachfolger in dem Ehrenamte eines Vorsitzenden des Geschlechtsvorstandes sein wird, und es soll an jedem Geschlechtstage auf der Tafel prangen. Sein Anblick soll dazu dienen, mit Deinem Andenken zugleich die ritterliche Gesinnung lebendig zu erhalten, welche bei der Gründung unserer Genossenschaft leitend war.

Das walte der dreieinige Gott!"

Zur Ergänzung des Aufsatzes in Nr. 27, betreffend das Johanniter-Ordens-Haus in Wesel.

Die Seite 122 erwähnte Inschrift, welche einer Steinsculptur entnommen ist, befindet sich nicht, wie dort vermuthet wurde, über der Eingangsthür zur Kirche, welche ein älterer Bau zu sein scheint, sondern derselben, welche den südlichen Flügel des Quadratbaues bildet, gegenüber an einem achteckigen Treppenthurme, der vor der Mitte des nördlichen Flügels in den Hof vorspringt. Die Inschrift lautet mit aufgelösten Abbreviaturen: Anno domini M°. CCCC. XVIII° fuit hec domus edificata per fratrem Johannem de Cruze balivum Westphalie. Orotis deum pro eo. So daß also der Schluß derselben sich anders gestaltet. Ueber der Inschrift sind die zwei schon erwähnten Wappenschilde zu sehen. Das rechte zeigt im weißen Felde ein einfaches rothes Kreuz; das linke im blauen ein goldenes Hirschgeweih. Die abweichende Tinctur des ersten Johanniterschildes möge zur Besprechung der so verschieden vorkommenden Farben des Wappens wie der Kleidung der Johanniter auffordern, das zweite wird jedenfalls das Stammwappen des Baliers sein.*) — Schließlich kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß der jetzt zu Provianträumen verwendete Gebäudecomplex, einschließlich der schönen Kirche, noch jetzt im Wesentlichen sehr wohl erhalten ist, und sich, wie wenige andere, für eine Johanniter-Anstalt der Rheinischen Ritter-Genossenschaft eignen würde. Indem wir dies dem betreffenden hochverehrlichen Vorstande zur Erwägung anheimstellen, fügen wir eventuell, den anderen Vorschlag zur geneigten Erwägung und zur Erleichterung der Ausführung hinzu, daß die Einrichtung zu einem Krankenhause vielleicht in Verbindung mit dem Krankenhause der Garnison sich bewirken ließe, weil die Baulichkeiten sich jetzt im Besitze des Königlichen Militairfiskus befinden. F. v. Q.

*) Das Wappen des S. 123 erwähnten Knappen Ecbrecht Cruze mit einem Mohrenkopfe im unteren Theile des Schildes, dürfte vielleicht mit dem der Rostocker Patricier-Familie Kruse zusammenhängen, von denen Bernd im Jahre 1426 nach Lisch (Mecklenb. Jahrb. XI. Taf. III. 3 u. S. 199) im Schilde drei Mohrenköpfe führt, und einen auf dem Helme.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Mit Zwei Beilagen.

Die Wochenblatt in Nr. 1. Kunst- und Literatur-Blatt in Nr. 2. Illustrirte Welt in Nr. 3.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens- Balley Brandenburg.

Verantwortlicher Redacteur F. Freiherr von Tettau.

Nr. 30. Berlin, den 24. Juli 1881. Nr. 30.

Nächst dem Großprior, Major a. D. und Kammerherrn der Königin, Ehrenritter seit 1855, † zu Brandenburg a. H. Sonntag d. 14. Juli 1881.

Carl von Mühlenhoff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Ritterritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 30. März 1791, gestorben den 6. November 1880.

Ein Meeting und einer gefangenen Königsritter Heben den Cinefs-Kommandanten, d. v. Skopnick.

I.

Kurrhabt und Paris.

Es war am 13. October des Jahres 1806, als zum Ritterwald, nach ermüdendem Marsche, dank zur Feiern gelegtem Regiment „König" Ordonanz hielt und Kurrhabt bezog.

Ungewöhnlich waren viele vorhanden, aber nicht aufzuhalten, ja selbst der von dem Könige gefürchtete Ordonanzen bekam sich nach zu Weimar und konnte in Ruhe Ordonanzen seiner Einrichtung geben. Mitzugehen waren Fuhrer nach mit Kurrhaften und Bieten bestimmt, alles bei schwerer Strafe war verboten, die Fuhrten zu Fuhrwaaren zu benutzen. Ein Befehl, welcher unter strengsten Strafe Ordonanzen geschrieben ist, aber heute nicht an seiner Stelle war, denn mit bewegtem Mangen stieg so früh Befehl, und doch ging von der morgenden Ordonanz Befehl und Bieten der Preußischen Monarchie ab.

Der Befehl war aber gegeben, der Ordonanz Feiern, und trotz des Ordonanz Ordonanzen hatte Mann im Lager, um sich zu dem kommenden Tage zu stärken.

Und ernst, mit leichtem Herz bedeutsam Mühlenhoff, sah, nachdem alle Ordonanzgebenen den Ordonanz erhielt waren, ein seiner Ordonanzlicher Ordonanz, der kaum sein Ohne Jahr erreicht hatte, erwartet sieben.

Die Dreide, zur Schlacht zu marschiren, hatte ihn zu sich gelagert, und bald er Mühlenhoff, wenn von und der Nacht angetreten war, die für ihn bereitete heiße Suppe hatte essen Mannen, und in sein Lager seiner Ordonanzlicher Ordonanz, so saßen die beiden Lager und sahen in sich hinein und seine Ruhe Ruhen, als schon Nicht Ruhe und ihn war in seinem Schlafe lag.

Das Wachtfeuer allein knarrte Nächtlich gunstigen. Tanzte Licht Tanzte Wachtfeuer und militairischer Ordonanz' gegen die dürrnächsten Ordonanzmann das Lager. Wagen. Gottlich Ruhen Ruhen und morgenden Lager.

Der Jüngling legte sich mit dem Gesicht auf die Erde, bedeckte seinen Kopf mit einem Tuche, zog eine aber zum nahe Mütze und Ruhen und morgenden Lager mit einem großen Stab mit schweren Ornamentstücken, dann mit zwei zum Mütze, daß er offenbar ein militairischer Befehl übertheilte, dann sah die folgende Nacht, daß er der Befehl Ordonanz die Ordonanzen wahrnehmen könnte, da er bei aller Vorsicht doch unmöglich war, die Mütze ganz lautlos zu verspeisen.

Der nächste Ordonanz gelobte sich der Jüngling seinen Befehl: Stehe er je einmal zu commandiren haben, für seine Ordonanzgebenen unnöthig Ruhen Befehl, und — befahl darauf morgenden ein.

Dem Schuss bei Kurrhabt hat der Jüngling treulich gehalten, wenn auch sein hoherer Offizier zwar mit sehr Befehl und Aufopferung für das Glück der Ordonanz bedacht, als Gott's Mühlenhoff,*) weiter, 1806 Jüngling im Regiment „König", seine militairische Laufbahn als Ordonanz bei Johanniter Ballei.

Am Morgen des 14. Oktober verstellte ein dichter Nebel jede Aussicht. Trotzdem brach um 6 Uhr bei die Preußische Armee das Lager ab, und es, und auch darauf verfolgten Kanonendonner bei der Kurrhabt gestellt Ordonanzen, bei man sich mit Ordonanzen der Hoffnungsvollen beendigten gewarten war.

Der Nebel Ordonanzlicht verzog sich endlich Nachmittag Canon, es war zur Verlangen, dass der Feuerpause zu verlegen, und in verstellen auch dem Jüngling, bei der Armee ununterbrochen Ordonanzen, Ordonanzen Ordonanz zu beweisen, daß er nicht und der Ruf gefährigen sei.

Aber es war, als ob Ordonanzen an den Mienen klingen, von dem Lauf der Stunden zu verglasen. Die Dreißen Wartenstehen wurde in Gefecht gezogen, hatten erfecht und die Dreißen Tranen Waffenbrüder, bei Regiment „König" aber mußte auf seinen Posten bei Kurrhabt verharren.

Erst gegen Mittag erhielt das Regiment „König" den Befehl zum Vormarsch, um [illegible] Ordonanzen auf-

*) Johann Carl Wolff Ludwig von Mühlenhoff.

zustellen und daselbst dem rechten Flügel der geworfenen Truppen als Aufnahmeposten zu dienen. Hier richtete der funfzehnjährige Fähnrich mitten im mörderischen Kanonenfeuer und unbekümmert um die hastige Flucht der von den Franzosen heftig verfolgten Division, sein Peloton, wie es ihn die Potsdamer Schule gelehrt hatte, und erwartete ruhigen Blutes den Angriff; allein die Franzosen, von den Regiments-Geschützen mit Kartätschen begrüßt, standen bei Rehhausen von weiterer Verfolgung ab, so daß die sich zurückziehenden Truppen ohne weitere Beunruhigung in die neue Aufstellung hinter Auerstädt einrücken konnten.

Jetzt erhielt auch das Regiment „König" den Befehl zum Rückmarsch, und führte denselben in festem Schritt, in schöner unerschütterter Haltung, dem Feinde selbst Achtung abtrotzend, aus.

Dieses musterhafte Verhalten des Regiments verfehlte nicht, auf das jugendliche Gemüth Möllendorffs einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. Er lernte in der ruhigen Haltung des Regiments, inmitten des mörderischen Kanonenfeuers, und inmitten der entmuthigenden Flucht der Vortruppen, den Werth einer tüchtigen militairischen Zucht erkennen, und in dem bewunderungswürdigen Rückmarsche, der so fest und geschlossen ausgeführt wurde, als gelte es einer Bewegung auf dem Uebungsplatze, die nachhaltige Macht einer gründlichen, den ganzen Menschen erfassenden, militairischen Ausbildung schätzen. Und diese Erfahrung war für sein späteres Wirken wahrlich nicht verloren.

Als die Dunkelheit hereinbrach, kam der um 5 Uhr Nachmittags angetretene Rückmarsch ins Stocken, und da man bei dem ferneren Marsche vielfach auf versprengte Haufen der Hohenlohe'schen Armee stieß, durch welche die Nachricht von dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Jena verbreitet und die Marschordnung gestört wurde, brach Muthlosigkeit und Unordnung ein.

Das Regiment „König" war dabei auch auseinander gekommen, indem ein Theil die Straße nach Nordhausen, ein anderer irrthümlicherweise die Straße nach Erfurt eingeschlagen hatte.

Bei dem letzteren Theile, welcher dem Feldmarschall von Möllendorff folgte, befand sich auch der Fähnrich von Möllendorff.

Er hatte durch einen unglücklichen Zufall sein Pferd verloren, und mußte nun zu Fuß marschiren, was damals für Offiziere, und zu diesen gehörten zu jener Zeit auch die Fähnriche, ganz ungewöhnlich war. Zu diesem Ungemache kam noch hinzu, daß er beim Durchwaten eines Gewässers so durchnäßt wurde, daß er die Oberhose ausziehen, und in der kühlen Octobernacht den Marsch in leinenen Unterbeinkleidern fortsetzen mußte.

Trotz dieser kleinen Leiden war Möllendorff rastlos bemüht, inmitten des nächtlichen Gewirres, der Unordnung soviel wie möglich zu steuern, und es glückte ihm auch, ein kleines Häuflein zusammen zu halten. Mit demselben schloß er sich dem Grenadier-Bataillon Hülsen an, und widerstand, im Vereine mit diesem, einem Gefahr drohenden Cavallerie-Angriffe mehrerer Französischer Regimenter. Bald sah er sich jedoch auch in dem wirren Getümmel von dem Bataillone getrennt, und bildete mit wenigen Getreuen die äußerste Nachhut.

Nach mannigfachen Fährlichkeiten langte er endlich am Mittag des 15. Oktober glücklich vor Erfurt an, fand hier aber die Thore verschlossen, und erlag im Angesichte des schützenden Hafens der feindlichen Cavallerie.

Möllendorff wurde gefangen. „Si'l Vous plait — Monsieur" sagte der ihn in Empfang nehmende Cavallerist, und transportirte ihn nach Buttelstädt, wo das Hauptquartier des Marschall Ney war.

Von hier kehrte er am 17ten nach Erfurt, welches bereits am Nachmittag des 16ten kapitulirt hatte, zurück, und genoß anfänglich alle mögliche Freiheit; eine Vergünstigung, welche jedoch sofort in das Gegentheil umschlug, als die Nachricht einlief, daß der Lieutenant Hellwig mit 50 Husaren einen Transport von 9000 Preußischen Gefangenen in der Gegend von Eisenach befreit und mit Hülfe derselben die Französische Escorte niedergehauen habe.

Als daher nach kurzer Zeit Möllendorff mit mehreren anderen Gefangenen nach Jena transportirt wurde, nahm die Französische Begleitmannschaft eine geringfügige Widersetzlichkeit zum Vorwande um scharf einzuhauen, wobei auch Möllendorff nicht leer ausging.

Nach langem beschwerlichen Marsche langte er endlich in Jena an, und sollte hier bei einem Professor Wallis einquartiert werden. In dem Quartier lagen jedoch Franzosen, und diese waren niedrig genug, aus den Fenstern auf die Preußischen Gefangenen zu feuern.

Auf Möllendorff machte diese empörende Handlung keinen Eindruck, er sank vor Ermattung auf das Straßenpflaster, schloß trotz des harten Lagers seine müden Augen und rollte ohne zu erwachen von dem abschüssigen Bürgersteig in den Rinnstein hinab, wo sein Körper eine Wehr gegen das fließende Wasser bildete.

Nach langer Zeit erbarmte sich ein mitleidiges, vielleicht auch patriotisches Herz des Fähnrichs; er wurde in ein Haus gebracht und auf eine Matratze gelegt, wo er volle 24 Stunden um und um schlief.

Welche Bilder mögen den braven und jetzt so unglücklichen Soldaten in seinen Träumen umschwebt haben? Vielleicht träumte er gerade von herrlichen Siegen der Preußischen Waffen, als er aus seinem Schlafe aufgerüttelt wurde, um den weiten Marsch in die Gefangenschaft nach Frankreich anzutreten.

Der Weg war lang, und bot Zeit genug zum Nachdenken. Die Größe der Ereignisse, die Schwere der Folgen war für einen so jungen Mann wie Möllendorff kaum zu ermessen, und noch weniger von ihm das Räthsel zu lösen, wie eine festgeschulte brave Armee innerhalb 24 Stunden aus allen, scheinbar für die Ewigkeit geschmiedeten Fugen gerissen werden konnte; aber aus seinen Augen flossen bittere Thränen über das Unglück seines Königs.

(Fortsetzung folgt.)

Die Prophezeihungen künftiger Größe für das Haus Hohenzollern.

Als Ende März 1849 jeden Tag dem Eintreffen der „Kaiser-Deputation" aus Frankfurt a. M. in Berlin entgegengesehen wurde, und Alles mit gespanntester Erwartung die Antwort König Friedrich Wilhelms IV. auf das Anerbieten der deutschen Kaiserkrone sich je nach Wün-

schen und Meinungen schon im Voraus formulirte, — lag es wohl nahe, jener alten Prophezeihungen zu gedenken, welche, dem Hohenzollerschen Fürstenhause zur Seite gehend, ihm eine noch weitere Entwickelung als die schon erreichte in Aussicht stellen. Unter diesen steht ein Prognostikon des Kurfürsten Joachim I., wahrscheinlich aus den Jahren 1506—1508, in erster Stelle, welches bis dahin fast gar nicht beachtet worden war, nun aber plötzlich eine unerwartete Bedeutung gewann. Immer war es nur das Vaticinium Lehninense gewesen, an welchem sich der Scharfsinn für oder gegen die Echtheit versucht. Es tauchte in Zwischenräumen wieder auf, wenn irgend eine Begebenheit dazu aufforderte, wurde dann auf's Neue gepriesen oder widerlegt, so daß die Literatur über die Lehnin'sche Weissagung eine sehr umfangreiche geworden ist und selbst gründliche Historiker es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, sich eingehend mit diesem Curiosum zu beschäftigen. Die Lehnin'sche Weissagung und die weiße Frau sind zwei Erscheinungen, welche je nach Generationen in Vergessenheit gerathen, dann aber plötzlich wieder die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen, neue Schriften hervorrufen, mit allem Aufwande historischen Wissens widerlegt werden, aber dessenungeachtet geglaubt, weiter leben.

In einer handschriftlichen Chronik der Stadt Berlin unter den Manuscripten der Königlichen Bibliothek (Ms. Bor. in Folio Nr. 29), welche mit dem Jahre 1739, wahrscheinlich durch den Tod des Verfassers, abschließt, findet sich bei Gelegenheit der Inauguration der Universität Frankfurt a. O., unter dem Jahre 1506 folgende Stelle:

„Der Churfürst hielt von der Zeit an von den Gelehrten sehr viel, so daß er sie auch werth gehalten, an seiner Tafel zu sitzen. Er selbst war der lateinischen Sprache wohl kundig, liebte die Historia, Astrologia und Mathematica, worinnen ihn sein Informator Carion unterrichtet. Dieser Cario hat auch von dem Brandenburgischen Hause geweissaget, welches theils erfüllet ist, theils in Gottes Hände stehet. Unter Anderem hat er dem Churhause prophezeiet, daß es zur Königlichen Würde gelangen und die höchste Ehre in der Christenheit überkommen werde."

Leutinger sagt in seiner, bereits 1587 in Wittenberg gedruckten Chronik, daß Cario der Lehrer Joachims I. in der Astrologie gewesen sei und bei Gelegenheit der Frankfurter Universitäts-Inauguration die folgende Prophezeihung von dem künftigen Geschick der Brandenburgischen Herrscher-Familie ausgesprochen habe:

„Inter alia spondent principi familiae Brandenburgicae *regiam* et *summam inter Christianos dignitatem.*"

Bei dieser Prophezeihung kann wenigstens von keinem Zurückdatiren die Rede sein, wie dies der Lehnin'schen Weissagung mit vollständiger historischer Berechtigung nachgewiesen worden ist, denn weder im Jahre 1506, wo Cario sie ausgesprochen haben soll, noch im Jahre 1587, wo Leutinger seine Chronik veröffentlichte, konnte die Erhebung des Kurhauses zur Königlichen Würde vorausgesehen werden. Der Ursprung dieser Prophezeihung muß deshalb in die Jahre 1506—1508 gesetzt werden, weil Cario nur bis zum Jahre 1508 am Brandenburgischen Hofe verweilte. Auffallend ist freilich, daß sie sich in den 5 Bänden der Werke dieses Cario nicht auffinden läßt. Eben so wenig geben die verschiedenen einzelnen gedruckten Vaticinien Carionis irgend eine Auskunft. An mystischen und nebelhaften Vorhersagungen künftiger Größe und Siege des Hauses Brandenburg fehlt es freilich nicht in diesen Vaticinien. Die so bestimmt von Leutinger angeführten Worte: „regiam et summam inter Christianos dignitatem" haben sich aber bis jetzt nicht nachweisen lassen.

Klarer wird diese jedenfalls merkwürdige Prophezeihung hinsichtlich ihres Ursprunges durch das, was der „Brandenburgische Cedernhayn" pag. 510 darüber sagt:

„Unter allen Weissagungen, so auf den großen Cron-Stiffter Friedrich den Ersten geziehlet und ihm diese hohe Königliche Würde vorher verkündigt, unter selbigen stehet billig voran diejenige, welche selbst dessen durchlauchtigster Vorfahr, Churfürst Joachimus primus, glorwürdigsten Andenkens, davon ausgesprochen, denn, da dieser Herr unter anderen unvergleichlichen Qualitäten auch eine ausbündige Gelehrsamkeit besaß, und insonderheit die Astrologischen Wissenschaften liebte, bemerkte er durch Hülfe derselben eine für das Haus Brandenburg glückliche Constellation, daher er selbst ein astrologisches Werk verfasset, darinnen er Hoffnung machet, es werde das Haus Brandenburg zur Königlichen und in der ganzen Christenheit höchsten Dignität gelangen."

Diese Angabe des „Cedernhayns" ist auch in eine 1741 erschienene Flugschrift übergegangen, welche verschiedene auf die Siege Friedrich des Großen deutende Prophezeihungen zusammenstellt, um so das Resultat des ersten schlesischen Feldzuges zu feiern. Somit ist die letzte Erwähnung des Joachimischen Prognostikons über 100 Jahr alt. Zu erweisen bliebe nach der Fassung des Cedernhayns allerdings, ob Cario oder der Kurfürst selbst, oder der Letztere mit Hülfe und unter Anleitung des Ersteren diese Weissagung aus den Constellationen herausgelesen und sie ausgesprochen? Mag sie indessen ausgesprochen haben wer da will, immer bleibt unzweifelhaft, daß sie 1587 bereits gedruckt war, und jedenfalls bis 1535, dem Todesjahr Joachim I., bekannt gewesen sein muß. Selbst in dem Falle, daß Leutinger sie erst erfunden oder unbestimmtem Hörensagen nacherzählt hätte, wäre sie im Jahre 1587 doch nicht weniger merkwürdig, da sie auch dann die Königswürde doch immer 114 und das Anerbieten der Kaiserkrone — dieser höchsten Würde in der Christenheit — 262 Jahre vorhergesagt hat.

Die Prophezeihungen Simon Dach's oder des Schutz-Juden Simon Wolf Brandes, welche der Königswürde kurz vorausgingen, können im Vergleich zu dieser Joachimischen Prophezeihung kaum merkwürdig genannt werden.

Wie im März 1849 die Schlußworte des Vaticinium Lehninense plötzlich eine bis dahin nicht geahnte Bedeutung gewannen und die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die so oft bestrittene, so gründlich widerlegte Prophezeihung zurücklenkten, so kam auch das Carionische Prognostikon damals wieder zur Ehre erneuter Nachforschungen, und die Resultate derselben sind eben hier zusammengestellt. Jene Schlußworte des Lehnin'schen Mönches lauten:

„Und der Hirte erhält die Heerde, —
Deutschland den König wieder zurück.
Die Mark vergißt jetzt jegliches Uebel!“

und die damals angebotene Kaiserkrone — über deren Ablehnung man wenigstens vor Ankunft der Deputation noch nichts Bestimmtes wußte — schien diese Worte auf eine bis dahin nicht geahnte Weise zu erklären.

Man hatte mit dem Ende jener Weissagung stets das Erlöschen des Hauses Hohenzollern überhaupt in Verbindung gebracht. Nun konnte möglicher Weise nur seine bisherige staatliche Stellung aufhören, um in einer neuen, höheren wieder aufzuleben. Damit gewann auch, für den Augenblick wenigstens, die Prophezeihung des 49. Verses:

„Und wird währen dies Gift bis zum eilften Stamme hinabwärts,“

eine eigenthümliche Bedeutung, denn König Friedrich Wilhelm IV. war in der That der elfte protestantische Fürst des Hauses Hohenzollern, seit der Kurfürstin Elisabeth, auf welche sich bekanntlich der 47. und 48. Vers beziehen:

47: „Doch gar traurige Pest bringt jetzt dem Lande ein Weibsbild.
48: Sie, von dem Gifte berührt der frisch entwachsenen Schlange.
49: Und wird währen dies Gift bis zum eilften Stamme hinabwärts!“

Allerdings zerschlug die bald darauf erfolgende Ablehnung der Kaiserkrone das plötzlich wiedererwachte Vertrauen in das Vaticinium Lehninense.

Das Joachimische, welches keinen bestimmten Zeitpunkt angiebt, bleibt aber deswegen unangefochten. — Zur Hälfte erfüllt, — da es die Königskrone beinahe 200 Jahre vorhergesagt — bringt die Zukunft ihm auch für die zweite Hälfte vielleicht noch Erfüllung.

Es wäre eine interessante Arbeit, Alles das zusammenzustellen, was ahnend, prophezeihend und wünschend dem Hause der Hohenzollern sein wunderbares Steigen und Mächtigerwerden vorausgesagt. Freilich würde dabei von manchem Zuviel, von mancher Enttäuschung zu berichten sein. Immer bleibt es wichtig, daß sich bis in früheste Zeiten hinauf dieser Zug in der Geschichte unsers Regentenhauses nachweisen läßt; somit ist wenigstens der Glaube und das Vorgefühl schon zu einer Zeit dafür vorhanden gewesen, wo entschieden weniger Berechtigung dazu vorlag, als jetzt.

Ein sonderbarer Vorgang hat selbst in neuester Zeit bei den wenigen Personen, welche davon erfahren, im Augenblick des Geschehens eine tiefe Wirkung gemacht. Ist seine Bedeutung auch durch die Ablehnung der Kaiserkrone geschwächt, immer bleibt das Zusammentreffen ungewöhnlicher Umstände merkwürdig.

Nach der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm IV. und zwar am Tage der Huldigung in Berlin 1840, legte der Monarch zum erstenmale ein Paar Generals-Epauletten an, welche die Gold- und Silber-Manufaktur von Hensel und Schumann geliefert hatte. Nach achtjährigem Gebrauche waren diese Epauletten schadhaft geworden und sollten ausrangirt werden, gingen somit, wie hergebracht, in den Besitz der dienstthuenden Kammerdiener über. Es geschah dies 1849, in den Tagen, wo das Eintreffen der Frankfurter Deputation erwartet wurde. Beim Zertrennen der Silberborten und Bouillons, findet der erste Kammerdiener des Königs, Tiedke, jetzt Garderoben-Intendant, unter dem Spiegel der beiden Epaulets, ein Blatt starken Carton-Papiers, auf welchem gleichlautend die Worte stehen:

Den 12. Juni 1840.
Der erste Schmuck
von einer deutschen Hand
Er werde Dir zur deutschen Kaiserkrone!
Ernestine Gaertner.

Der Fund machte bei den Augenzeugen einen um so tieferen Eindruck, als in Frankfurt a. M. die Wahl des Königs zum Kaiser von Deutschland eben stattgefunden hatte, und die Deputation bereits unterweges war. Es wurden sofort Nachforschungen angestellt, wer diese Epaulets angefertigt und es ergab sich, daß ein junges Mädchen, — eine Arbeiterin der Hensel und Schumannschen Fabrik, eben jene Ernestine Gaertner, sie genäht, also auch allein jene Cartons unter den Silberborten verborgen haben konnte. Leider wurde jede Auskunft über die Motive zu dieser seltsamen Huldigung unmöglich, da sie unterdessen bereits gestorben war.

Die Cartons mit jener Inschrift sind übrigens noch vorhanden und befinden sich im Besitz des Königlichen Garderoben-Intendanten Tiedke. L. Schneider.

Eine übereinstimmende Tracht ist herkömmlich in den Diakonissenhäusern.

Das hat mit dem Evangelium zunächst nichts zu thun; aber es ist praktisch und schon für die Kranken ein Trost, verhindert auch den Anlaß zum natürlichen weiblichen Kleidervergleichen. Der Apostel hat das vorgesehen, wo er von der Kleidung spricht, die sich ziemet den Weibern, die da Gottseligkeit beweisen durch gute Werke. (I. Timoth. 2, 10.) Daß eine organisirte Hülfe die freien Liebeserweisungen außer derselben störe, ist gegen alle Erfahrung; auch ist nicht gesagt, daß ohne den esprit de corps nichts der Art gelinge; es wird immer Einzelne geben, die sich denselben Zwecken wirksamer in voller Selbständigkeit widmen; die evangelische Kirche heißt auch das willkommen und weiß es zu verwenden. Die Diakonissen haben ihre Stellen zwischen solcher gelegentlichen freien Liebesthätigkeit und dem klösterlichen Aufgeben aller Selbständigkeit. Bei der Unvollkommenheit und Verschiedenheit der menschlichen Natur ist nie Eine Weise die für Alle passende; es muß mehrere Wege geben, von denen dann einer dem anderen zum Correctiv dienen kann. Wäre aber alles zu mißbilligen, worin eine frei erwählte Entbehrung und Selbstbeschränkung um derartiger Zwecke willen liegt, so würde man es freilich auch als einen Abfall vom protestantischen Geist ansehen müssen, nicht nur wenn Candidaten des geistlichen und des Schulamts es nicht für eine ihrer ersten Pflichten und Sorgen halten, sich sobald wie möglich zu verloben, sondern auch wenn, wie es bei den Herrnhutern und sonst unter Evangelischen nicht selten geschehen ist, Missionare und andere Diener der Kirche aus freier Entschließung ehelos bleiben, um sich ihrer Lebensaufgabe ganz weihen zu können. Sie thaten es aber nicht in Folge einer Satzung oder eines Zwanges, sondern aus freier Wahl und in dem großen Sinn, womit sie ihren Beruf erfaßt hatten; so befindet sich auch keiner der von der evangelischen Kirche ausgesandten Missionare in der Lage, daß gleichsam die Schiffe hinter ihm verbrannt sind, wie es z. B. bei den durch ein eidliches Gelübde auf immer gebundenen Alumnen der römischen Propaganda der Fall ist. (Dr. L. Wiese von Gelübden im evangelischen Sinn. S. 44).

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 31. **Berlin, den 31. Juli 1861.** **Nr. 31.**

Das Johanniter-Krankenhaus zu Sonnenburg,

eröffnet am 1. October 1858, hat im Laufe des verflossenen Jahres recht erfreuliche Resultate seines segensreichen Wirkens geliefert.

Die Zahl der Kranken und Siechen, welche im Jahre 1860 darin aufgenommen worden sind, beträgt 118, mit zusammen 14,169 Verpflegungstagen — gegen 65 Kranke und Siechе mit 6690 Verpflegungstagen pro 1859.

Von diesen . . . . . 118 Kranken u. Siechen wurden:

1) geheilt entlassen . . .	49	
2) gebessert "	11	
3) ungeheilt "	6	
4) gestorben sind	11	77 " " "

Mithin verblieben ultimo 1860 in der Anstalt . . . . . 41 Kranke und Siechе.

Nach Abrechnung der extraordinairen Ausgaben sind pro 1860 für die Anstalt verwendet worden 3481 Thlr. 25 Sgr. 5 Pf., es hat sonach der Kranken-Verpflegungstag gekostet: 7 Sgr. 4⅓ Pf., wogegen er im Jahre 1859: 11 Sgr. 2½ Pf. betrug.

Von den 118 Kranken und Siechen gehören an:

1) dem Sternberger Kreise und zwar:		
a) der Stadt Sonnenburg	29	
b) dem Kreise selbst	40	69
2) dem Lebuser Kreise		21
3) " Landsberger Kreise		7
4) " Königsberger "		5
5) " Gubener "		2
6) " Ruppiner "		2
7) " Beeskower, Lübbener und Ober-Barnimschen Kreise je 1 = ...		3
8) der Stadt Berlin		3
9) " Provinz Schlesien		5
10) dem Königreich Sachsen		1
Summa wie oben		118

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

I.

Auerstädt und Paris.

(Fortsetzung.)

In Frankreich wurde dem Fähnrich Nancy, später Rheims, die alte Krönungsstadt der Französischen Könige, als Aufenthaltsort angewiesen, und hier hatte er das Glück, in der ebenso reichen als liebenswürdigen Familie Moët aufgenommen zu werden.

Der junge, anspruchslose, mit angenehmen geselligen Formen begabte Offizier wurde bald wie zur Familie gehörig betrachtet, besichtigte mit Vater Moët die Weinberge, die Champagner-Fabriken, auch wohl die schwer besetzten Keller, und vergaß dabei nicht, der Damenwelt des Hauses die erforderliche Aufmerksamkeit zu schenken.

Der im Vergleich mit dem elterlichen Hause, und noch mehr mit dem kargen Leben zu Potsdam üppige Haushalt der Familie Moët und alle ihm wohlthuenden Freundlichkeiten ließen Möllendorff die theure Heimath nicht vergessen, und so zog er, als nach dem Frieden von Tilsit die Gefangenen nach Deutschland zurückkehren durften, jubelnd über den Rhein.

Von hier aus wurde, da das Gut seines Vaters, Rheinsberg bei Halle, in dem neugegründeten Königreiche Westphalen lag, der Marsch nach Cassel angeordnet.

„C'est une bonne famille", sagte der ihn in Empfang nehmende Französische General, sobald er Möllendorff's Namen gehört, und bot ihm eine Lieutenantsstelle in einem Westphälischen Garde-Regiment an.

Der Fähnrich erschrak über das Ansinnen, faßte sich jedoch bald und sagte: er habe noch nicht den Abschied aus Preußischen Diensten, und zum Ordnen dieser Angelegenheit müsse er zuvor Rücksprache mit seinen Eltern nehmen, weshalb er sich Urlaub zu ihnen erbäte.

Die Erlaubniß wurde hierzu ertheilt, und ohne Zögern ergriff Möllendorff den Wanderstab und eilte, seiner Heimath zu. Unerwartet trat er in das alte, schmucklose

Vaterhaus, welches er seit seinem im Jahre 1803 erfolgten Eintritte in das zu Potsdam garnisonirende Regiment „König" nicht wieder betreten hatte.

Die Freude des Vaters war unendlich: Carl war als ein schmächtiger, kleiner Bursche geschieden, jetzt war er mehr als einen Kopf gewachsen, und eine gar stattliche Erscheinung.

Die würdige Mutter, eine geborene v. Raschau, (starb 1813) konnte das Alles nicht sogleich auffassen. Ihre Augen waren gefüllt von Freudenthränen, den geliebten Sohn, ihr jüngstes oft todtgeglaubtes Kind, in ihre Arme schließen zu können.

Der Vater, eine große hagere Figur und Edelmann von altem Schroot und Korn (starb 1828), konnte sich mit dem neuen Umschwung der Dinge nicht versöhnen und war daher von keiner größeren Besorgniß erfüllt, als daß man seinen Sohn von Cassel aus in Westphälische Dienste fordern würde, da man dort nur allzu sehr bestrebt war, auf diese Weise den begüterten Adel der neuerworbenen Länder an sich zu ziehen.

Es wurde daher beschlossen, den Sohn aus dem elterlichen Hause zu entfernen und ihn zu der ihm nahe verwandten Familie v. Arnim nach Sachsen zu bringen.

Möllendorff wandte hier seine Zeit an, um die Lücken seiner Schulkenntnisse auszufüllen. Er hatte den ersten Unterricht im elterlichen Hause genossen, war dann auf die Schule in Merseburg gekommen, mit 12 Jahren jedoch in Potsdam als Junker eingetreten, und wenn er auch hier einem würdigen Militairprediger übergeben und zum Besuche der Junkerschule angehalten wurde, immerhin mochte die wissenschaftliche Grundlage nicht die festeste sein, da der Dienst doch vielfache Störungen des Unterrichts mit sich bringen mußte. Um so mehr war es anzuerkennen, mit welchem anhaltenden Fleiße sich Möllendorff jetzt und auch später fortzubilden suchte. Aber trotz dieser ernsten Beschäftigung beseelte ihn jetzt nur ein Gedanke, wieder in die Preußische Armee einzutreten.

Vor allen Dingen war zur Wiederanstellung das Zeugniß der „Immediat-Commission zur Untersuchung der Capitulationen und sonstigen Ereignisse des letzten Krieges": „daß der Fähnrich von Möllendorff vorwurfsfrei in Ansehung seines Dienstbenehmens dastehe", erforderlich. Dieses Attest aber konnte ihm bei seinem musterhaften Verhalten nicht vorenthalten werden und wurde daher auch unter dem 15. März 1809 ausgestellt.

Mit diesem ehrenvollen Zeugnisse versehen, wandte sich Möllendorff unter dem 23. Mai 1809 an die Höchste Stelle. Wurde aber auch sein Wunsch nicht unmittelbar erfüllt, so gab doch die Antwort des Königs: „daß er seiner eingedenk sein würde, wenn die Umstände seine Placirung gestatteten", ihm Hoffnung auf die Zukunft, und nach langem Harren kam, aus Berlin datirt, die beglückende Kabinets-Ordre vom 28. Februar 1810, wonach er mit Patent vom 16. Januar 1808 als aggregirter Seconde-Lieutenant mit halbem Gehalte im Regiment Garde angestellt wurde. Es war der Stabs-Capitain v. Witzleben (der spätere Kriegsminister) vom Garde-Jäger-Bataillon gewesen, welcher Möllendorff von Potsdam her liebgewonnen und jetzt seinen Einfluß bei Scharnhorst für ihn geltend gemacht hatte.

Die Freude der Wiederanstellung des Sohnes war bei dem Vater groß. Er bestimmte zu seiner Equipirung die für die damaligen Verhältnisse große Summe von 200 Thalern, war nun aber auch um so mehr besorgt, jede unnütze Ausgabe zu vermeiden.

Möllendorff traf daher in einem vom Landschneider gefertigten Anzuge, welcher dem in der Residenz üblichen Schnitte nicht völlig entsprach, in Berlin ein, und erhielt von seinen Freunden wegen seiner auffallenden Erscheinung den Namen des „Reichsrekruten"; jedoch nur auf kurze Zeit, denn als seine Uniform fertig und er sich in derselben mit weißem Puder im Haare beim Könige meldete, war Alles erfreut, einen so schönen, schlanken, gut angezogenen Offizier zu sehen.

Möllendorff war glückselig, wieder Soldat zu sein und einem so ausgezeichneten Regimente anzugehören.

Aber welch großer Unterschied war seit dem Jahre 1806 in dem Dienstbetriebe eingetreten.

Ein frischer Geist durchwehte die Armee und gab den früher überschätzten Formen keinen höheren Werth als sie verdienten. Märsche, Gefechtsübungen mit gegenüberstehendem Feinde und Scheibenschießen unterbrachen die Uebungen auf dem Exercirplatze, und machten die Armee kriegstüchtiger, als sie seit Friedrich dem Großen gewesen war.

Oft fanden zwischen Berlin und Potsdam von den daselbst in Garnison liegenden Truppen Gefechtsübungen 3 bis 4 Tage hintereinander statt, und waren dann die Truppen in die Garnison eingerückt, so rief sie nicht selten nach wenigen Stunden der Generalmarsch zu einer mehrstündigen Nachtfelddienstübung unter das Gewehr. Geschah dies zufällig in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag, so verlangte man nichts destoweniger, daß die Regimenter zur Kirchenparade in vollständig geordnetem Anzuge und guter Haltung erschienen. Im Herbst wurden die Soldaten mit Schanz- und Faschinenarbeit beschäftigt, und bei alledem auch auf die geistige Ausbildung des Soldaten viele Zeit verwendet, ja selbst dem mangelhaften Schulunterricht nachgeholfen.

Ein neues Exercir-Reglement vereinfachte die Elementartaktik der Infanterie, und neue Kriegsartikel gebeten eine ehrenvolle Behandlung des Soldaten.

Möllendorff war auf das Eifrigste bestrebt, sich in die ihm neue Welt einzuleben. Er war vom regsten Dienfteifer erfüllt und erwarb sich dadurch bald das bleibende Wohlwollen seines Regiments- und Bataillons-Commandeurs, des Obersten v. Kessel und des Majors v. Lobenthal. Dabei lebte er in dem kameradschaftlichen Verkehre mit seinen Altersgenossen, namentlich mit Neumann, Barner, Knobloch und Hirschfeld, und war auch in den geselligen Kreisen von Potsdam ein gern gesehener Offizier.

Anfangs Januar 1813 bekam das Regiment Garde den Befehl, nach Breslau, wohin der König sein Hoflager verlegte, zu rücken, und hielt am 9. Februar seinen feierlichen Einzug in die Schlesische Hauptstadt.

Möllendorff kannte Breslau bereits, da er im vergangenen Jahre auf mehrere Monate zu dem dortigen „Garde-Depot" commandirt worden war. Aus diesem Depot und aus ferneren Abgaben wurde das „Reserve-

Bataillon des Garde-Regiments und Normal-Bataillons" gebildet, und Möllendorff, obgleich er noch Seconde-Lieutenant war, zum Commandeur der ersten Compagnie des neu errichteten Bataillons ernannt.

Dieses ihm bewiesene Vertrauen steigerte seinen Diensteifer; er war unabläſſig bemüht, seine Compagnie zu dem bevorstehenden Feldzuge kriegstüchtig zu machen, und wenn er nach vollbrachtem Tagewerke seinen Freund den Lieutenant v. Neumann auf Wache besuchte, so wurde bei einem höchst frugalen Abendbrote über die Gefechtsweise gesprochen, in welcher man den Franzosen entgegen treten müsse. (Fortsetzung folgt.)

Die Johanniter-Ritter als Friedensstifter.

Eine sehr beachtenswerthe Abhandlung über Krankenpflege vom 13. bis 16. Jahrhundert verdanken wir Mone (Zeitschrift für Gesch. des Oberrheins II. 257 — 291.) Die beiden Spitalorden der Deutschherren und der Johanniter werden darin zwar übergangen, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Verbreitung weit über die Gränzen der gedachten Zeitschrift hinausreichen; aber es ist doch wenigstens hervorgehoben worden, wie es nicht unwichtig sei, zu erforschen, in wiefern ihrem doppelten Zwecke der Kriegspflicht und der Armen- und Krankenpflege, dem Berufe, nicht blos Wunden zu schlagen, sondern auch zu heilen, in einzelnen Ländern und Orten nachgestrebt wurde; ob dabei der eine oder andere Zweck überwiegend war, und welche dauernden Ergebnisse ihr Zweck der Wohlthätigkeit hatte. (ibd. S. 258. 262.)

Nach dieser Richtung hin wird der Special-Forschung noch ein weiter Spielraum geöffnet sein. Denn wir wissen bis jetzt nur äußerst wenig von der Spitalthätigkeit dieser Orden in der Armen-, Kranken- und Pilger-Pflege der einzelnen Ordenshäuser in Deutschland.

Daß des Johanniter-Ritters erste Pflicht gerade dieser Thätigkeit zugewendet war, das ist bereits in Nr. 2. des gegenwärtigen Jahrganges angedeutet worden.

Die kriegerische Thätigkeit des Johanniters beschränkte sich der Regel nach auf den Kampf gegen die Feinde des Christenthums. Eine Betheiligung an den Fehden ihres eigenen Landes fand, so weit eine solche überhaupt ganz zu vermeiden war, nicht Statt.

Aber ganz zu vermeiden war eben eine solche Betheiligung schon aus dem Grunde nicht, weil die Johanniter-Ordensgüter den Landesherren zu mancherlei Kriegslasten und Leistungen verpflichtet waren. Diese Lasten und Pflichten so viel wie möglich zu ermäßigen, waren sie gewiß bemüht. So erließ denn auch Markgraf Ludwig der Römer am 19. Jan. 1360 dem Herrenmeister Herman von Werberge im Umfange der Mark Brandenburg wenigstens theilweise das Einlager, so wie die Pflicht, Hunde, Pferde und Hundeknechte für die Landesherrschaft zu halten. Nur in dem Hofe zu Quartschen, wo ein Comthur residirte, sollten dem Markgrafen, der Jagd wegen, das Jahr hindurch 6 Hunde, 1 Leithund und 1 Knecht gehalten, ihm selber aber in Kriegszeiten und in anderen dringenden Fällen Einlager bei dem Comthur gestattet werden. (Riedel cod. dipl. Brandb. I. Hptth. VI. 36.)

Kriegerische Conflicte konnten unter solchen Umständen nicht ganz vermieden werden. Ueber eine dergleichen Fehden, und zwar über eine gegen den Johanniter-Ordens-Comthur zu Rörike Wilhelm Holsten Seitens der v. Wedel und der Stadt Königsberg in der Neumark im Jahre 1373 verübte Gewaltthat behalten wir uns vor ein anderes Mal ausführlicher zu sprechen. Eines anderen Conflictes, in welchen der Orden mit den Städten Berlin und Cöln im Jahre 1435 gerieth, ist bereits in diesen Blättern (Nr. 4, Jahrg. 1860) erwähnt worden. Wir haben daraus jedoch ersehen, wie die Haltung des Ordens eine mehr abwehrende und zu friedlicher Ausgleichung geneigte war. Wir können überhaupt nur weniger urkundlicher Zeugnisse gedenken, die einzelne, von Johanniter-Rittern geleistete Urfehden erwähnen, welche nicht einmal eine Fehde ihrerseits, sondern nur das Gelöbniß, eine ihnen widerfahrene Unbill nicht zu rächen, betreffen. So finden wir, daß am 25. Jan. 1413 der Erzbischof von Mainz, Johann Graf von Nassau, den Johanniter-Ordensbruder Eberhard Wambold (von Umstadt) der Gefangenschaft entließ, in die er auf des Erzbischofs Geheiß (die Ursache wird nicht angegeben) durch dessen Vitzthum von Aschaffenburg Haminan (Damian?) Echter (von Mespelbrun) gerathen war, nachdem derselbe Urfehde geschworen hatte. (Gudenus cod. dipl. I. 955.) Am 22. September 1454 schworen Caspar Gans Herr zu Putlitz, sowie der Johanniter-Ordens-Comthur zu Mirow, Herr Bernd von Plessen, und Claus von Heidebreck zu Clempenow dem Bischof Conrad von Havelberg Urfehde. Es hatte nämlich Caspar Gans auf einer Jagd im Lande Jerichow des Bischofs Unterthanen zu Schönhausen und Fischbeck überfallen und gefangen genommen. Dafür bemächtigte sich hinwiederum der Rath zu Wittstock der beiden andern genannten Herren, von denen es heißt, daß sie dem Caspar Gans „nachgeritten seien", wahrscheinlich nur als Theilnehmer an der Jagd, und zwar bei ihrer Rückkehr in die Heimath Mirow und Clempenow. (Ludwig reliq. mspt VIII. 322. Riedel I. Hpth. II. 505.)

Im Allgemeinen war die heimathliche Stellung und Aufgabe des Johanniters eine friedliche, ja nach Außen hin eine schiedsrichterliche und friedenstiftende. Ueber diese segensreiche Wirksamkeit legen Urkunden in großer Zahl entschiedenes Zeugniß ab; aber leider sind eben die Urkunden, bei ihrer sporadischen Verbreitung allerdings schwer zu überschauen, für die Geschichte des Ordens noch sehr wenig ausgebeutet worden. Zum Beweise des Gesagten hier nur Einiges.

Als Markgraf Ludwig der Römer am 6. Jan. 1359 zu Eberswalde mit Herzog Barnim dem älteren von Pommern und Stettin sich verbündete, erblicken wir obenan unter den Zeugen den Herrenmeister Herman von Werberge, und zwar zum Schiedsrichter eingesetzt über alle etwa eintretenden Irrungen (Riedel II. Hpth. II. 414); ein Amt, wofür er sich um so mehr eignete, als die Güter seiner Balley sowohl in Pommern, als in der Mark Brandenburg lagen.

Als Philipp Bischof von Camin und Markgraf Otto von Brandenburg am 21. December 1371 zu gegenseitigem Schutz und Beistand sich vereinigten, ward festgesetzt, daß bei Streitigkeiten von beiden Seiten zwei Räthe entscheiden sollten; könnten diese aber keine Einigung finden, dann möge „Herr Herman von Werberghe de cruzehere sunte Johannis ordens" den Ausschlag geben. (Riedel II. Hpth. II. 522.)

Am 16. Februar 1377 sehen wir den Erzbischof Cuno von Trier in Gemeinschaft mit dem Johanniter-Ordensmeister in Deutschland Conrad von Brunsberg Schiedsrichter sein und Friedensstifter in dem zwischen dem Erzbischof Friedrich und der mächtigen Stadt Cöln entstandenen blutigen Kriege (Lacomblet Urkb. d. Niederrheins III. 695.). Ihm ist das Zustandekommen des so wichtigen Heimbacher Vertrages vom 11. Juni 1382 (Riedel II. Hpth. III. 84.), wodurch die Zerwürfnisse zwischen der Balley Brandenburg und dem Groß-Priorat von Deutschland Ausgleichung fanden, vorzugsweise zuzuschreiben. Von diesem ins Besondere für die Geschichte des Niederrheins wichtigen Manne, der 30 Jahre dem Großpriorate von Deutschland vorstand, zumeist in Cöln residirte, dort 1390 starb und in der dortigen Ordenskirche St. Johann und Cordula begraben liegt (v. Mering Bischöfe S. 349

enthält die Grabschrift), sagt Fahne (Gesch. d. Köln. Jül. Berg. Geschlechter I. 48): „Seine weisen Anordnungen und Aussprüche haben mehr als einmal den Frieden hergestellt und dabei dem freien Wirken der Städte Vorschub geleistet."

Als am 25. Mai 1399 zu Koltschin Herzog Ruprecht in Schlesien einen Friedensvertrag mit der Stadt Landsberg a. d. Warthe schloß, wobei u. a. Bedingungen der Auslieferung der Gefangenen gedacht wird, finden wir unter denen, welche den Vergleich zu Stande gebracht, den Johanniter-Ordens-Comthur zu Lagow Anno von Heimburg namhaft gemacht. (Ludwig rel. mspt. IX. 554. Riedel I. Hpth. XVIII. 415.)

Besonders thätig als Friedensstifter und Vermittler erblicken wir in unsern märkischen Urkunden den Herrenmeister Nicolaus von Thierbach. Schon als er noch Comthur zu Wildenbruch war, am 9. März 1436, bittet er den Rath zu Königsberg i. d. N. in der Fehde, welche zwischen den Gebrüdern Hans und Duzer Wrech und dem Martin v. Schöning auszubrechen drohte, sich ins Mittel zu legen (Riedel I. Hpth. XIX. 336), und gleich die erste Urkunde, welche ihn als Herrenmeister bezeichnet, Berlin d. 17. Dcbr. 1437, stellt ihn an die Spitze der commissarischen Untersuchung, um die Gränzstreitigkeiten der Stadt Reppen zu ordnen (Riedel I. Hpth. XIX. 153). Am 27. Sept. 1443 entbieten ihn und den Bischof Conrad von Havelberg die beiden Brüder Kurfürst Friedrich und Markgraf Friedrich von Brandenburg als Schiedsrichter in deren Streitigkeiten mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg wegen der der Mark entzogenen Herrschaften Wernigerode, Möckern, des Landes Jerichow und verschiedener Städte und Schlösser (Riedel II. Hpth. IV. 295. 305.). Ebenso verglichen am 25. Mai 1448 der Bischof Stephan von Brandenburg und der genannte Herrenmeister den Kurfürsten Friedrich II. mit seinen Städten Berlin und Cöln „wegen Unwillens, welcher sich zwischen ihnen an beiden Seiten erhoben hatte". (v. Raumer cod. dipl. Brandb. I. 209. Fidicin Urk. d. Stadt Berlin III. 331.)

Als am 15. Juli 1470 zu Soldin Prälaten, Ritterschaft und Städte der Neumark sich verbanden, in Betreff, der Huldigungsleistung, der Steuerforderungen und der Verfolgung von Friedensbrechern zusammen zuhalten, stand an der Spitze der Verbundenen der Comthur zu Quartschen Jasper von Güntersberg. (Riedel III. Hpth. I. 536.).

In einem um das Jahr 1478 aufgenommenen Verzeichnisse derjenigen der Pommerschen Ritterschaft und Stände, deren Kurfürst Albrecht von Brandenburg gewiß zu sein vermuthete, wird mit aufgezählt: „der Meister St. Johannis-Ordens wegen des Schlosses Pansin" (v. Raumer c. d. Br. II. 26); und in der That gelang es diesem (Richard von der Schulenburg) auch, am 16. März 1479 den Frieden zwischen Brandenburg und Pommern wieder herzustellen, wozu der Umstand, daß er beiden Landesherren als Vasall (beiden Herren verwandt sagt die Urkunde) verpflichtet war, wesentlich mitwirkte (idb. II. 33. 34.).

Der Herrenmeister kam bei solchen Fehden, wo zwei Landesherren, denen beiden er Vasall war, mit einander kriegten, in sehr schwierige Lage. In dem allgemeinen Anschlage der Kriegskräfte der Kurmark, die gegen den Herzog von Pommern in dem Jahre 1457 aufgeboten wurden, hatte der Herrenmeister 30 Lehnpferde zu stellen, und sonst noch an Mannschaft, von dem, was er vom Markgrafen Johann zu Lehn hatte, mit sammt dem Lande zu Sternberg und mit seinen Comthuren die Gestellung von 100 Mann und 50 Pferden. (v. Ledebur Allg. Arch. I. 257. 260.) Ob hier eine persönliche Gestellung Statt fand, ist zweifelhaft, indessen werden in dem Aufgebot der Mannschaft von Städten und Ritterschaft zur Heerfahrt Herzog Bogislafs X. nach Braunschweig in der Fehde wider Hildesheim vom Jahre 1486 unter den Aufgebotenen des Landes Stettin obenanstehend genannt, der Meister des St. Johannis-Ordens und die Comthure zu Wildenbruch, Zachan und Pansin. (Dr. Klempin diplom. Beitr. z. Geschichte Pommerns aus d. Zeit Bogislafs X. S. 483.); und in einem, wahrscheinlich vom Hauptmann des Landes Stettin Werner v. d. Schulenburg entworfenen Gutachten über den gegen Stralsund 1511 zu unternehmenden Kriegszug werden Gotschalk v. Veltheim Comthur zu Wildenbruch und Tessen Kleist Comthur zu Zachan namhaft gemacht (ibd. S. 553.).

Am 20. Oct. 1490 verglichen sich zu Lentzke die von Bredow mit Bischof Busso von Havelberg über die den Unterthanen des letzteren zu Lentzke und Brunne im Buche zustehenden Wiesen und Holzungen. Unter den Schiedsmännern, denen die Aufrichtung dieses Vergleiches übertragen war, finden wir den Comthur zu Mirow Joachim Wagenschütz aufgeführt. (Riedel I. Hpth. VII. 98.)

Dem Kurfürsten Johann gelang es am 1. Sept. 1498 zu Wilsnack durch seinen Rath und lieben Getreuen Herrenmeister Georg von Schlabberndorf, die lange Zeit in Fehde lebenden Familien der Gans Edlen v. Putlitz und der von Grävenitz zu versöhnen (Riedel I. Hpth. I. 327.); ebenso sehen wir denselben brandenburgischer Seits als Vermittler am 4. Mai 1504 bei dem Vergleiche wegen der Peitzer Haide, die zwischen denen v. Köckeritz unter Assistenz Böhmischer Commissarien und dem Kurfürsten Joachim I. streitig war (ibd. II. Hpth. VI. 193.).

Eben dieser Kurfürst, der bekanntlich mit unerbittlicher Strenge über die Aufrechthaltung der Landes-Sicherheit gegen den von seinem Fehderechte schwer sich entwöhnenden Adel wachte, vertraute d. 27. Oct. 1505 dem Johanniter-Ordens-Comthur zu Lagow Herrn Liborius v. Schaplow das sichere Geleit, nämlich die Kauf- und Fuhrmänner, welche mit ihrer Habe und ihren Gütern die Straße von Frankfurt bis nach Meseritz in Polen zogen, zu schützen. (Riedel I. Hpth. XIX. 169.)

Am 22. Aug. 1512 verpflichteten sich die beiden Brüder Kurfürst Joachim I. und Markgraf Albrecht, bei künftig wieder zwischen ihnen entstehenden Streitigkeiten diese durch die drei Landesbischöfe, nämlich von Brandenburg, Havelberg und Lebus, und durch den Herrenmeister, der zu dieser Zeit Georg von Schlabberndorf war, austragen zu lassen. (Riedel III. Hpth. III. 214.)

Bei dem Gränzrecesse vom 12. Sept. 1506 zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzog Heinrich v. Braunschweig wegen der Streitigkeiten zwischen Clueden und Zöbbenitz ward Braunschweigischer Seits der Johanniter-Ordens-Comthur zu Supplinburg Christoph v. Bredow zugezogen (ibd. II. Hpth. VI. 528.); selbst noch am 3. Febr. 1585 betheiligte sich der Comthur zu Nemerow Georg v. Ribbeck Seitens des Kurfürsten vermittelnd in der Aussöhnung der Edlen Herren zu Putlitz mit dem Kurfürsten wegen einer an dem kurfürstlichen Zöllner zu Lockstedt verübten Unbill. (ibd. I. Hpth. I. 341.)

Wir erwähnen nicht der zahlreichen Hinzuziehungen von einzelnen Gliedern des Johanniter-Ordens als Zeugen zu urkundlichen Verhandlungen des Mittelalters, nur darauf müssen wir aufmerksam machen, wie nur aus der Beachtung dieser Zeugnisse es möglich wird, von der mannigfaltigen öffentlichen Thätigkeit dieser Männer eine richtige Vorstellung zu gewinnen, und daß nur auf diesem Wege die Lücken sich ausfüllen lassen in Herstellung von Verzeichnissen der Ordensritter, die selbst in Beziehung auf die höchsten Würdenträger des Ordens ganz unvollständig bekannt sind. L. v. L.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 32. Berlin, den 7. August 1861. Nr. 32.

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

I.

Auerstädt und Paris.

(Fortsetzung.)

Sieben Jahre waren seit den unglücklichen Schlachten von Auerstädt und Jena verflossen, als Möllendorff am 22. Oktober des Jahres 1813 abermals auf dem Schlachtfelde von Auerstädt, unweit des Dorfes Hassenhausen bivouacquirte.

Die unmittelbaren Verhältnisse der Truppen waren jetzt gewiß nicht glänzender, als an jenem Bivouacq im Jahre 1806.

Es fehlte, wie damals, an Lebensmitteln, denn die Gegend war vom Feinde ausgesogen. Die Bekleidung befand sich in einem traurigen Zustande; Mäntel, Uniformen, und die allein im Gebrauch befindlichen leinenen Hosen waren ebenso zerrissen, wie das Schuhzeug; die Nacht war rauh, und die Feuer wollten auf dem schneefeuchten Boden nicht brennen. Und doch welche gewaltige Kluft zwischen damals und jetzt, welch mächtiger Umschwung der Dinge in diesen sieben Jahren.

Das Preußische Heer war Sieger in fünf Hauptschlachten, und die Trümmer der einst so gefürchteten Französischen Armee flohen unaufhaltsam dem Rheine zu.

In diesem stolzen Bewußtsein ertrug man gehobenen Herzens willig alle Entbehrungen, und als der Tambour zu dem seit wenigen Monaten in der Armee eingeführten Abendgebete den verhallenden Wirbel schlug, mag manches Dankgebet gerade von diesem Schlachtfelde aus zum Himmel gestiegen sein, und gewiß hat Möllendorff, in Erinnerung an die hier verlebten schweren Stunden, zu denen gehört, welche tief ergriffen Gottes Gnade erkannten: war auch sein glühender Wunsch, durch kühne Waffenthaten sich hervorzuthun, nicht in Erfüllung gegangen.

Er hatte mit dem Garde-Reserve-Bataillon in Breslau, zum Schutze der Königlichen Familie, zurückbleiben müssen, als am 17. März, dem Tage der Kriegserklärung und der Stiftung der Landwehr, das Regiment Garde Breslau verließ, um sich in den Ebenen von Groß-Görschen (2. Mai) im blutigen, ruhmreichen Kampfe mit dem Feinde zu messen.

In verzehrender Ungeduld mußte Möllendorff vier lange Wochen unthätig in Breslau verharren, denn erst am 11. April brach das Bataillon auf und rückte am 24sten im Verein mit den Russischen Garden, den Kaiser Alexander und den König an der Spitze, in Dresden ein.

Der König Friedrich Wilhelm III. war mit der Haltung des Bataillons, welches jetzt den Namen „Königswache" annahm, nicht völlig zufriedengestellt. „Nur Möllendorff allein — äußerte er — hat noch ein militairisches Aussehen."

Am 8. Mai verließ die „Königswache" mit dem Hauptquartiere die Sächsische Hauptstadt und bivouacquirte vom 12. bis 21. Mai bei Wurschen, woselbst der König in einem Kruge wohnte.

Während der Schlachttage von Bautzen (20. bis 21. Mai) wurden fast alle Verwundeten nach dem Bivouacq der „Königswache," um hier verbunden oder amputirt zu werden, zurückgebracht.

Bald nach dem der Schlacht von Bautzen folgenden Abschlusse des Waffenstillstandes (5. Juni) traten die zur bisherigen „Königswache" gehörenden Offiziere und Mannschaften in das Regiment Garde zurück, um die durch Märsche und Gefechte entstandenen Lücken zu füllen.

Möllendorff erhielt, mit dem besonderen Vertrauen des Königs geehrt, an Stelle des bei Groß-Görschen verwundeten Capitain v. Witzleben das Commando der Leib-Compagnie, und war glücklich, seinem alten Regimente wieder ganz anzugehören und mit ihm Ruhm und Gefahren theilen zu dürfen.

Doch auch jetzt blieb die Wirklichkeit weit hinter seinen Erwartungen zurück. Die Garde-Infanterie-Brigade, zu welcher das Regiment Garde — von jetzt ab: „1. Garde-Regiment zu Fuß" — gehörte, wurde dem 5. Corps, unter dem Russischen General Jermoloff, einverleibt und theilte mit demselben das wenig beneidenswerthe Schicksal, bei folgenden Schlachttagen die nicht zur Thätigkeit gerufene Reserve zu bilden.

Nach langem Harren begann endlich am 9. October, von Böhmen aus, der Vormarsch nach Leipzig, wo die

entscheidende Völkerschlacht geschlagen werden sollte, welche Deutschland von der Fremdherrschaft befreite.

Aber auch in diesem Riesenkampfe kam die Preußische Garde zu keiner Thätigkeit und mußte sich begnügen, ihre Standhaftigkeit durch ruhiges Ausharren im mörderischen Geschützfeuer zu beweisen.

Der Weitermarsch nach dem Rhein gewährte nur in Frankfurt a. M. einige Ruhe, welche Möllendorff benutzte, seine Compagnie wieder kriegskräftig herzustellen.

Am 13. Dezember 1813 erfolgte dann der Ausmarsch aus Frankfurt a. M., und Möllendorff hatte am 13. Januar, dem Neujahrstage der Russen, die Freude, daß die schöne Haltung und Ausrüstung seiner Compagnie bei der in Basel stattfindenden großen Parade die Aufmerksamkeit der verbündeten Monarchen auf sich zog. Unmittelbar nach dem Vorbeimarsche erfolgte der Uebergang über den Rheinstrom, und 11 Wochen darauf konnte Möllendorff seinen Grenadieren von Ville-Parisis aus die stumpfen Thürme von Notre-Dame der Französischen Weltstadt zeigen.

Es war wohl, als man am frühen Morgen des 30. März von Paris her Kanonenschüsse vernahm, Allen klar, jetzt bereite sich der letzte Schlag vor, der, aller menschlichen Berechnung nach, das stolze Gebäude des übermüthigen Feindes in Trümmer legen und den Krieg beenden mußte. Sollte auch dieser stolze Tag vorübergehen, ohne daß die Garden Theil daran hatten? Sollten sie ungeschmückt und ohne Lorbeeren in die Heimath zurückkehren?

Der Soldatenfreund hat bereits wiederholt den Hergang der Schlacht bei Paris beschrieben. Er beschränkt sich daher hier auf das, was den Lieutenant v. Möllendorff persönlich betrifft.

Der Commandeur der Garde-Brigade, Oberst von Alvensleben, beschloß, nach dem Mißlingen des ersten Stoßes, mit allen verfügbaren Truppen von Pantin aus auf beiden Seiten der Chaussee gegen Paris vorzurücken. Es war gegen 2 Uhr, als in Folge dessen die 6 noch nicht im Gefecht gewesenen Bataillone antraten, während rechts der Chaussee die 6 noch gefechtsfähigen Geschütze der Garde-Batterie Stellung nahmen. Zur Deckung derselben wurde Möllendorff mit dem 1. und 4. Tirailleurzug commandirt. Der Auftrag war ein sehr schwieriger, denn feindliche Schützen hatten sich auf den nördlichen Damm des die Chaussee begleitenten Ourq-Kanals eingenistet, und belästigten von hier aus die auf der Chaussee marschirenden Truppen, die Bedienungs-Mannschaft der Geschütze und deren Bedeckung. Auf Befehl des Oberst Alvensleben wurde deshalb am diesseitigen Damm des Ourq-Kanals eine starke Tirailleur-Linie entwickelt, welche von der feindlichen nur durch den 15 Schritt breiten Kanal getrennt war. Des keine Entscheidung herbeiführenden Feuers überdrüssig, unternahmen es einzelne Leute, mit Hülfe eines aufgefundenen Kahnes, den Kanal zu überschreiten; andere folgten dem kühnen Beispiele; die feindlichen Schützen wurden von dem Damme vertrieben und verfolgt. Zur Unterstützung durchwatete jetzt der Graf Solms mit der 3. Compagnie des 1. Garde-Regiments das Wasser, doch bald waren auch seine Leute in das Gefecht verwickelt und aufgelöst. Der fernere Erfolg war unsicher, und dieses erkennend, stürzte sich Möllendorff mit seinen Tirailleurs in den Kanal, um jenseits desselben den Rückhalt für die übergegangenen, im zerstreuten Gefechte völlig aufgelösten Truppen zu bilden. Eine Garde-Jäger-Compagnie folgte seinem Beispiele. Es währte nicht lange, so sahen sich der Graf Solms und die vor ihm übergegangenen Tirailleurs, von Uebermacht angegriffen, zum eiligen Rückzuge genöthigt, und nur der wohlgewählten Aufstellung Möllendorffs und der festen Haltung der kleinen Reserve verdankten jene ihre Rettung. In einer günstigen Gefechts-Pause folgte dann Möllendorff ebenfalls auf das andere Ufer. Kaum waren jedoch die Franzosen durch frische Preußische Truppen der Blücher'schen Armee wieder von dem Kanal vertrieben, als Möllendorff zum dritten Male das Wasser durchwatete und mit seinen Tirailleurs auf dem nördlichen Ufer erschien. Aus einem an dem Kanale erbauten und von den Franzosen besetzten Eckhause der Vorstadt la Vilette waren bisher die Preußischen Grenadiere auf das Empfindlichste beschossen worden; die Wegnahme dieses Bollwerkes schien Möllendorff des Preises werth. Er stürzte mit einer Hand voll Leute auf das Haus zu, schlug mit eigener Faust eine kleine Seitenpforte der Umfassungsmauer ein und nahm nach kurzem Widerstande von dem Hause Besitz. Es war wohl das erste Gebäude von Paris, welches in Preußische Hände fiel. Inzwischen war die Garde-Brigade siegreich vorgedrungen, hatte in der alten Garde Napoleons einen ebenbürtigen Feind gefunden und besiegt und mit schwerem Verluste die Brücke über den Ourcq-Kanal bei la Vilette genommen, wodurch die Verbindung der Corps Mortier und Marmont unterbrochen wurde. Es war Möllendorffs Compagnie gewesen, welche hierbei Heldenthaten vollbrachte, aber auch unendlich viel gelitten hatte.

Unweit dieser Brücke, bei Les Maisonettes, bezog die Garde Bivouacq, nachdem die Französischen Marschälle, weiteren Widerstand aufgebend, sich zur Uebergabe von Paris entschlossen hatten. Als Möllendorff mit seinen Tirailleurs beim Bataillon eintraf und sich zu seiner Compagnie wandte, wurde er von lautem Jubel empfangen. Aber ein schmerzlicher Zug durchzuckte sein Gesicht, als er an dem kleinen Häuflein der Anwesenden den schweren Verlust überblickte, den seine Compagnie erlitten hatte. Selbst sein tapferer und treu bewährter Flügelmann Carl Schmidt war durch einen Schuß in dem Schenkel und einen Degenstich durch die Brust tödtlich verwundet und endete wenige Tage darauf sein Leben, das ihm verliehene eiserne Kreuz fest an das Herz drückend.

Nach dem blutigen, heißen Tage, nach dem tobenden Kampfe trat in dem Freilager der Preußischen Garden allgemeine Abspannung ein. Offiziere und Grenadiere waren erschöpft von den Anstrengungen des Tages, und selbst der den Truppen reichlich gespendete Wein vermochte nicht die abgestorbenen Lebensgeister zu erfrischen, sondern beförderte nur den tiefen Schlaf, in welchen bald Alles rings umher versank. Der noch am Abend eintreffende Befehl, daß die Regimenter ihren Anzug parademäßig herstellen sollten, um am anderen Morgen prunkvoll in die eroberte Hauptstadt einzuziehen, welcher unter allen anderen Umständen electrisirend gewirkt haben würde, blieb heute

faſt unbeachtet, und ſo war die Parade an jenem unvergeßlichen 31. März in hiſtoriſcher Bedeutung die ſchönſte und glanzvollſte, was das Aeußere anbetrifft aber wohl die wenigſt vollendete, welche je die Preußiſchen Garden gehabt haben.

Möllendorffs Compagnie war zu einem ſchwachen Zug zuſammengeſchmolzen, aber um ſo voller ſchlug ſein Herz, als er an der Spitze ſo tapferer Grenadiere durch die Barrière Pantin in Paris einmarſchirte. Hatten doch die Ruſſiſchen Garden, als ſie, um die Tête zu gewinnen, an den Preußiſchen vorüberzogen, die zur Schlacke gebrannte Heldenſchaar mit ehrendem Hurrahrufe begrüßt; hatten doch die Monarchen der Tapferkeit der Preußiſchen Garden reiche Worte der Bewunderung geſpendet, und war doch das ruhige Auge des Königs auf Möllendorff gefallen, um dem tapferen Offizier durch einen dankenden Blick zu lohnen. Auf dem Platze Ludwig XV. fand der Vorbeimarſch ſtatt, die Preußiſchen Garden bezogen darauf ihr Bivouacq auf dem Place des Invalides und Möllendorff ward von hier aus beſtimmt, die erſte Ehrenwache, welche ſein König in Paris erhielt, im Hôtel „Vice Roi d'Italie“ zu befehligen.

Nach zweimonatlichem Aufenthalte erfolge am 3. Juni der Ausmarſch aus Paris. Möllendorff war inzwiſchen zum Premier-Lieutenant befördert und mit dem eiſernen Kreuze, dem Wladimir-Orden und dem Bande der Kriegs-Denkmünze*) geſchmückt worden. Das Regiment marſchirte aus der Barrière Pantin und formirte auf einer Stelle, von wo man das Schlachtfeld überſchauen konnte, Colonne, um durch den Commandeur, Oberſt-Lieutenant v. Block, an den hier erkämpften Sieg und an die im ruhmreichen Kampfe gefallenen Kameraden erinnert zu werden. Möllendorf warf noch einmal einen Blick auf das Eckhaus von la Bilette und ſagte dann der Franzöſiſchen Hauptſtadt auf ewig Lebewohl, nicht ahnend, daß er dieſelbe ſchon im nächſten Jahre wieder ſehen ſollte.

Am 3. Auguſt, dem Geburtstage des Königs, marſchirte das Regiment nach zwei und einhalbjähriger Abweſenheit in Potsdam ein und begleitete, mit der Kriegs-Denkmünze geſchmückt, den König am 7. Auguſt bei ſeinem feierlichen Einzuge in Berlin.

Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erfolgte am 25. März 1815 der Befehl zur Mobilmachung; am 4. Juni marſchirte das Regiment aus Potsdam aus und ohne Widerſtand zu finden, da die Entſcheidung auf den Schlachtfeldern von Ligny und Bellealliance gefallen war, am 22. Juli in Paris ein. Möllendorff hatte ſchon im Juni des vorigen Jahres das Commando der Leib-Compagnie an den von ſeinen Wunden wieder hergeſtellten Capitain v. Witzleben übergeben müſſen, wurde aber, bevor das Regiment am 7. October Paris wieder verließ, zum Capitain und Chef der 8. Compagnie ernannt (18. Auguſt).

Am 11. October erreichte das Regiment auf ſeinem Rückmarſche Rheims. Hier eilte Möllendorff zu ſeinen früheren Wohlthätern, der Familie Moët, welche in dem großen, mit Orden reich geſchmückten Capitain kaum noch den kleinen ſchmächtigen Fähnrich erkennen mochte, den ſie während ſeiner Gefangenſchaft gepflegt hatte.

*) Die Denkmünze ſelbſt wurde erſt in Berlin geprägt und nach der Rückkehr in die Heimath an die Truppen vertheilt.

Die von Trott in der Mark Brandenburg.

Es iſt in dieſen Blättern (Nro. 19.) bereits darauf hingewieſen worden, daß zwei der Heimath, dem Stamme und Wappen nach grundverſchiedene, dem Namen nach nur klangverwandte Geſchlechter, nämlich die von Trotha, mit dem Raben im Schilde, im Magdeburgiſchen, Mansfeldſchen und Anhaltſchen in den Linien zu Trotha, Kroſigk, Schkopau, Wettin, Deutſchenthal, Gutenberg, Gänſefurt, Hecklingen, Zeitz, Bennſtedt, Obhauſen und in der Pfalz zu Berwartſtein, und die von Trott, mit dem geſchachten Sparren im Schilde, in Thüringen und Heſſen zu Lispenhauſen, Treffurt, Solz, Schwarzenhaſſel, Löbens, Imshauſen und in der Mark Brandenburg zu Badingen und Himmelpfort, im Jahre 1586 (Grundmann Uckermärk. Adelshiſt. ſetzt das Jahr 1587) eine Vereinbarung geſchloſſen haben, wonach ſie ihre Wappen combinirten und fortan ſich als ein Geſchlecht betrachteten; woran auch die von Trotta gen. Treyden in Curland wie in der Brandenburgiſchen Zauche participirten.

Aehnliche Vereinbarungen ſind um dieſelbe Zeit auch bei anderen Geſchlechtern, z. B. bei je zwei ganz verſchiedenen Familien von dem Kneſebeck und von Berlepſch erfolgt.

Verwechſelungen zwiſchen denen von Trotha und von Trott ſind mehrfach vorgekommen. So hält v. Dreyhaupt bei der ſeinem Werke über den Saalkreis beigefügten Stammtafel der Herren von Trotha den Kurbrandenb. Oberhofmarſchall und Geh. Rath Adam auf Badingen für einen Sohn des Chriſtoph v. Trotha auf Wettin und den Kurbrandenb. Generalmajor Georg Friedrich für einen Sohn des Kurſächſ. Hofmarſchall Thilo von Trotha, und für den Letzten der Schkopauer Linie; wiewohl beide, Adam wie Georg Friedrich, der Familie von Trott angehören.

Dieſe Verdunkelungen einerſeits, andererſeits aber eine Reihe hervorragender Perſönlichkeiten mögen es rechtfertigen, wenn der erloſchene Brandenburgiſche Zweig des Thüringiſch-Heſſiſchen Geſchlechtes der von Trott hier, aus zum Theil ungedruckten Quellen, namentlich mit Benutzung Wohlbrückſcher Handſchrift, eine nähere Beſprechung findet.

Friedrich von Trott, Erbherr auf Solz in Heſſen, Feldmarſchall in Ungarn und nachher Heſſen-Caſſel'ſcher Hofmarſchall und Hauptmann zu Sontra und Wildeck, der mit Agnes v. Haxthauſen vermählt war, iſt der Stammvater der Linie, welche in der Mark Brandenburg eine neue Heimath fand. Verſchiedene Documente von 1531 bis 1536 beweiſen, daß er ſelber in Kurfürſtlich Brandenburgiſchen Dienſten, vielleicht als Rath von Hauſe aus, geſtanden habe, indem er über ſeine Beſoldung quittirt.

Sein berühmter Sohn Adam der Aeltere auf Himmelpfort und Badingen ſtarb 1572 als des Heiligen Römiſchen Reichs Feldmarſchall und Kurfürſtlich Brandenbenburgiſcher Ober-Hofmarſchall und Geh. Rath. Er war mit Margaretha von Fronhöfer vermählt. Er diente von Jugend auf viele Jahre dem Kurfürſtlichen Hauſe, ſowohl am Hofe, als auch von Hauſe aus, quittirte aber dieſe Dienſte 1522, hielt ſich auch eine Zeit lang außer Landes auf, trat aber wieder in Kurfürſt Joachims I. Dienſte, welcher ihm für ſein Verſprechen, daß er Zeit Lebens in ſeinen Dienſten bleiben wollte, ein anſehnliches

Angefäll von Lehngütern bewilligte und vorläufig an der Gebrüder v. Ziesar zu Buckow sämmtlichen Gütern. Da dieses Versprechen damals aber nur mündlich geschah, so ertheilte ihm Kurfürst Joachim II. darüber 1536 eine schriftliche Versicherung, ließ ihn auch zugleich mit der gesammten Hand daran belehnen. — Im Jahre 1527 war er wieder in Brandenburgische Dienste getreten und zwar als Vierrösser gegen 50 Gulden jährlichen Sold. Vormals hatte er nur als Zweirösser gedient. Am 9. April 1530 erhielt er vorläufig auf 4 Jahre von Joachim I. die Bestallung als Hofmarschall (Riedel cod. dipl. III. Hpth. III. 379.); aber auch noch 1536 heißt er Kurfürstlicher Rath und Hofmarschall; 1543 Hauptmann zu Zehdenick (Gercken cod. dipl. II. 523). Am 28. Sept. 1551 übergiebt der Kurfürst „seinem Rath und lieben Getreuen Adam Trotten" anstatt des Klosters Zehdenick das säcularisirte Kloster Himmelpfort lebenslänglich amtmannsweise (Riedel cod. dipl. I. Hpth. XIII. 109). Am 8. Juli 1557 erhielt er eben dieses Kloster nebst Badingen und Zubehör, wegen vorgeschossener Capitalien, vieler getreuer und nutzbarer Dienste, „ungeachtet er seines Leibs höchster Ungelegenheit sich in Ungarn begeben und zum Feldmarschall-Amt dieses vorstehenden Christlichen Heer-Zuges sich gebrauchen lassen," zu Lehn (ibd. p. 113.). — Nachdem der Krieg in Ungarn, mithin auch sein Feldmarschall-Amt unter Kaiser Ferdinand I. ein Ende gehabt, ist er wieder an den Brandenburgischen Hof gekommen. Das Gut Badingen, die Dörfer Mildenberg und Zabelsdorf und die wüste Feldmark Ochstemer erkaufte er, wie in einem späteren Lehnbriefe aufgeführt wird, theils vom Kurfürsten Joachim II., theils von denen von Bredow. — Er besaß auch das Dorf Roedlin, nicht als ein Pertinenz von Himmelpfort, sondern nur unterpfändlich vom Kurfürsten. Von ihm heißt es an einem anderen Orte: „Adam von Trotte, Römisch-Kaiserl. Majestät bei dem großen Ungarischen Türkenzuge Anno 1557 bestallter Feld-Marschall, Kurf. Joachim II. zu Brandenburg Geh.-Rath, Ober-Marschall und Kriegs-Obrister, ein ansehnlicher gravitätischer Mann, wie aus einem annoch vorhandenen goldenen numismate zu sehen, ist in Vollmacht der gesammten protestirenden Reichsstände in vielen wichtigen Reichssachen gebraucht worden." (Sleidan lib. 18 §. 20. p. 521. Seidels Märkerlob bei Küster I. 34.)

Von Adam dem Aelteren sind drei Söhne bekannt geworden, Adam der Jüngere, Georg und Botho;*) und mindestens eine Tochter Anna, die an den 1579 verstorbenen Hauptmann zu Ziesar, Caspar von Arnim, vermählt war. Botho zu Himmelpfort war Kurbrandenburgischer Rath und starb 1617 ohne Leibeserben; ebenso dessen Bruder Georg der Aeltere am 18. Oct. 1615. In der brüderlichen Theilung von 1581 erhielt dieser 40,000 Thaler, welche aber Lehn blieben. Er wurde noch 1609 beim Regierungs-Antritt des Kurfürsten Johann Siegmund belehnt. In einem Documente von 1610 wird er Inhaber des Klosters Wanzke genannt. In demselben Jahre verkauft er in Gemeinschaft mit seinem Bruder Botho und seinen Vettern Levin Friedrich und Georg die der Familie zustehenden Geldpächte und Ablager zu Reddemyn und Padval dem Magistrate zu Neu-Brandenburg in Mecklenburg und dem Bürgermeister Jacob Krauthoff daselbst.

Adam der Jüngere, Adams des Aelteren erstgeborner Sohn, war ebenfalls Kurbrandenburgischer Rath, Ober-Hofmarschall und Hauptmann zu Zehdenick, auf Badingen und Himmelpfort Erbherr. Er und seine Brüder theilten unter sich das Erbe am Freitag nach Hilarii 1581. — Bereits 1577 wurde ihm und seinen Brüdern das Dorf Roedlin in der Uckermark, welches schon ihr Vater unterpfändlich besessen hatte, vom Kurfürsten Johann Georg am Sonntage Palmarum erblich cedirt. Er starb den 28. Apr. 1587 und zeugte mit seiner Gemahlin Lucie von der Schulenburg, einer Tochter des Landeshauptmanns der Altmark Levins v. d. Schulenburg zu Betzendorf und Apenburg und der Ilse v. Quitzow a. d. H. Rühstedt, zwei Söhne, Levin Friedrich und Georg den Jüngeren, so wie eine Tochter Ilse, verm. mit Henning v. Arnim auf Gerswalde.

Levin Friedrich v. Trott zu Badingen erhielt in der brüderlichen Theilung 1606, Mittwoch nach Michaelis, das Gut Ribbeck, wo er wohnte, und 8000 Thaler baar Geld. Er starb 1614 und hinterließ mit Eva, des Ober-Hofrichters Georg v. Ribbeck Tochter, drei Söhne: 1) Georg Friedrich, der Kurbrandenburgisch Geheimer Kriegsrath, General-Wachtmeister, Oberst zu Fuß und, bereits 1642, Commandant und Gouverneur zu Peiz war und 1666, den 3. März, ohne Leibeserben verstorben ist, 2) Adam, Amtshauptmann zu Zehdenick, starb zu Badingen den 4. Mai 1664 ohne Erben, und 3) Botho, Kurfürstlich Brandenburgischer Oberst, der 1695 gestorben ist. Dieser zeugte mit Maria Sibylla v. Buch einen Sohn Friedrich Wedigo, der geb. 1671, Erbherr zu Himmelpfort, Badingen, Bredereiche, Rautenberg, Alt- u. Neu-Thümen, Storkow, Ribbeck, Mildenberg und Zabelsdorf, als der Letzte dieser Linie, um das Jahr 1727, wo er bereits in der Vasallen-Tabelle fehlt, verstorben ist.

Georg der Jüngere, geboren den 7. Januar 1585, erhielt in der brüderlichen Theilung von 1606 das Gut Badingen, mußte aber seinem Bruder 8000 Rthlr. herausgeben. Nach Absterben seiner Vatersbrüder Georg und Botho erbte er drei Theile von Himmelpfort, dazu erkaufte er auch noch von seines Bruders Levin Friedrich unmündigen Söhnen den vierten Theil, worauf er am 9. Oct. 1616 mit dem ganzen Gute Himmelpfort und dessen Zubehör belehnt wurde. Er verkaufte das Gut Brusenwalde nebst Feldmark Jetzkendorf für 7000 Rthlr. an den Bürgermeister Joachim Quilitz zu Neu-Brandenburg. Er starb am 5. April 1625. Mit seiner Gemahlin Elisabeth, des Kurbrandenburgischen Geh. Raths und Johanniter-Ordens-Comthurs zu Schievelbein, Ditlof v. Winterfeld auf Talmin und Sandow, und der Maria von Oppen aus Nickel Tochter, hat er zwei Kinder hinterlassen: Botho Christian v. Trott auf Himmelpfort, der 1642 ohne Erben verstorben ist, und Lucia Maria, die sich 1628 mit Maximilian v. Schlieben, Johanniter-Ordens-Comthur zu Lietzen und Domdechant zu Brandenburg, vermählt hat.

L. v. L.

*) In einem summarischen Erbregister vom 27. Sept. 1574 über das Kloster Himmelpfort werden „Adam, Georg und Vetten (lies Bothen) Gebrüder die Trotten, auf Badingen Erbgesessen" genannt (Riedel I. Hpth. XIII. 114.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 33. **Berlin, den 14. August 1861.** **Nr. 33.**

Eine poëtische Umschreibung des Kurbrandenburgischen Wappens aus dem 16. Jahrhundert.

Mein unvergeßlicher, um die Geschichte der Mark Brandenburg hochverdienter Freund Georg Wilhelm von Raumer brachte am 8. Sept. 1841 in einer Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg eine Anfrage zur Sprache, welche der Geheime Regierungs-Rath Süßmilch in Lübben an den Verein gerichtet hatte, betreffend die Erwähnung eines Urus in dem Brandenburgischen Wappen nach einem Gedichte aus dem 16. Jahrhundert. Man vereinigte sich zwar vorläufig darüber, daß hierunter wohl nichts anders verstanden sein könne, als der Wappenschild der Nieder-Lausitz; indessen ward mir, dem Zweifelnden, die Anfrage doch zu näherer Beantwortung übergeben. Diese erfolgte dann in der General-Versammlung des Vereins, welche zur Nachfeier des Geburtstages Sr. Majestät des nunmehr in Gott ruhenden Königs Friedrich Wilhelm IV. am 18. Oct. 1841 (Märkische Forschungen II. 14. 17.) abgehalten wurde.

Da der Inhalt dieses Vortrages nicht veröffentlicht worden ist, so hole ich denselben aus meiner Mappe hervor, um ihn in diese Blätter niederzulegen.

„In Johannes Magnus handschriftlicher Chronik der Nieder-Lausitz steht ein das Kur-Brandenburgische Wappen betreffendes Sinngedicht eines Heinrich Bolschen, der sich 1589 beider Rechte Doctor und gekrönter Poët nennt. Dies Gedicht veranlaßte den Geheimen Regierungs-Rath Süßmilch zu Lübben zur Feier des 3. Aug. 1828 zu Betrachtungen, die in dem Lausitzer Magazine VII. B. Görlitz 1828. S. 281 ꝛc. abgedruckt worden sind.

Der Verfasser ist seitdem von mehreren Seiten aufgefordert worden, über die beiden Verse in Bolschens Sinngedichte:

Acer et ipse suo micat Urus ad aethera cornu,
Roboris atque gerit conscia signa sui.

(wovon die Verdeutschung weiter unten folgt) einen Commentar, oder vielmehr eine Rechtfertigung des in das Brandenburgische Wappen eingeführten Urus zu liefern. Der Verfasser wendete sich mit der Bitte um Aufklärung an unsern Verein; und so ward mir der Auftrag, gutachtlich darüber mich zu äußern.

Herr Geheim-Rath Süßmilch spricht die Vermuthung aus, Bolschen könne wohl unter dem Urus den Auerochsen oder Bison im Wappen der Niederlausitz verstanden haben: denn wenn der Dichter auch kein wirklicher Zeitgenosse derjenigen Brandenburgischen Fürsten gewesen sei, welche die Lausitz besessen haben, so habe er doch möglicher Weise darauf Rücksicht genommen, daß mit dem Gubener Frieden von 1462 wenigstens ein ansehnlicher Theil der Lausitz: Cottbus, Peitz u. s. w., dem Kurhause verblieben sei.

Ueber die Intention des Dichters giebt nun aber das Gedicht selbst vollkommen genügenden Aufschluß. Nach Süßmilchs Uebersetzung lautet es folgendermaßen:

Dreifach geziert ist der Helm und das Kleinod vom Schilde des Wappens,
Dessen sich rühmlich erfreut Brandenburgs Fürstliches Haus.
Macht, und tapfere That, und Fahnen errungen vom Feinde,
Sind durch Flügel und Kron, Helmbusch und Kurhut gemeint.
Löw' und Greif, sie deuten auf Schirm der heimischen Fluren,
Und auf Schlachten Triumph Jupiters Liebling, der Aar.
Auch der trotzige Ur, in die Luft die Hörner erhebend,
Stolz auf innere Kraft, ist sich der Deutung bewußt.
Lange bewahre, Du Heldengeschlecht, die Sprache des Wappens,
Menschlich ist Scepter und Thron, ehr' sie durch göttliche That!
Dann erst blühet das Recht, die Kirche und Schule gedeihen,
Wann zur Sorge für sie Gott sich und König vereint.

Vergleichen wir nämlich mit dieser poëtischen Umschreibung das Kurbrandenburgische Wappen der Zeit, wie es bereits in Grünebergs Wappenbuch vom Jahre 1483 abgebildet sich befindet, so ergiebt sich die Deutung der Anspielung Bolschens von selbst, ohne daß wir zum Nieder lausitzschen Ur oder Stier unsere Zuflucht zu nehmen brauchen: denn so wie der Burggräflich Nürnbergische Löwe, der Pommersche Greif und der Brandenburgische Adler die erwähnten drei Thierbilder des Schildes sind; so ist unter den drei Helmkleinodien, deren das Gedicht gedenkt, das mittlere mit den Büffelshörnern des Burggräflichen Wappens dasjenige Helmbild, auf welches „der trotzige Ur, in die Luft die Hörner erhebend" sich bezieht.

Die weitere Anfrage des Herrn Süßmilch: „ob sich Nachweise finden, daß Brandenburgische Regenten, welche die Lausitz ganz oder antheilig besessen, z. B. Waldemar, Friedrich II., den Lausitzischen Urus, oder wohl gar in Hinsicht der Ober-Lausitz die Mauer in ihrem Wappen geführt haben?" kann auf das Bestimmteste verneint werden. Ich kann hier wohl Bezug nehmen auf meine „Streif-

züge durch die Felder des Königlich Preußischen Wappens" S. 70—74.

Wir wissen unsern Vortrag auf keine würdigere Weise zu schließen, als in den Worten, womit der Herr Geheim-Rath Süßmilch Bolschens prophetischen Worten das Siegel der Erfüllung aufdrückt; indem das bei Gelegenheit des Wiegenfestes des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelms III. (d. 3. Aug. 1828) Ausgesprochene ja auch volle Anerkennung findet auf des jetzt regierenden (nun bereits ebenfalls heimgegangenen) Königs Majestät, dessen Geburtstags-Nachfeier wir heute (d. 18. Oct. 1841) begehen.

Und erfüllt ist das Wort des Heil weissagenden Dichters,
Recht und Kirch' und Schul' werden von Preußen beschirmt.
Mögen sich Kaiser so groß, wie Carolus, Friedrich und Otto
Rühmen von Kloster und Dom Stifter und Schirmvogt zu sein,
Herrlicher strahlet der Ruhm von Friedrich Wilhelm dem König,
Dem Evangelium Hort und Beschirmer zu sein.
Wachet ihr Völker nun auf, lobpreisend die göttliche Fügung,
Groß ist des Königs Geschenk, groß sei auch, Deutschland, Dein Dank!
Doch du freundlicher Tag, der Preußen den Vater gegeben,
Sei uns heiter gegrüßt, heiter oft kehre zurück!"

L. v. L.

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

(Fortsetzung.)

II.

Die Friedensjahre.

Im Jahre 1818 wurde Möllendorff zu seiner großen Freude zum Chef der Leibcompagnie ernannt, und konnte in derselben noch vielen Waffengefährten aus den Feldzügen 1813 und 1814 die Hand zum Willkommen reichen.

Das Commando dieser Compagnie bot manche Vorrechte und Vorzüge dar, — aber es rechtfertigte auch Anforderungen, die schwer zu erfüllen waren.

Möllendorff löste die ihm gestellte schwierige Aufgabe. Der von ihm schon damals befolgte und durch ihn weit verbreitete Grundsatz, daß die auf die einzelne Ausbildung verwendete Zeit und Mühe sich bei der daraus hervorgehenden Ausbildung der Compagnieen und größeren Truppenkörper reichlich verwerthe, gab die überraschendsten Erfolge, denn bald ward seine Compagnie nicht allein im Regimente, sondern, man kann es fast ohne Uebertreibung sagen, in der Armee, als das nachzustrebende Vorbild angesehen.

Unablässig war er bemüht, und nach jeder Unterbrechung kam er wieder darauf zurück, den einzelnen Mann auf die höchste Stufe militairischer Ausbildung (so weit solche überhaupt damals erstrebt wurde) zu bringen.

Durch die Aneignung einer schönen ungezwungenen Haltung, durch die Erlernung einer gewandten Handhabung der Waffen und durch einen gründlichen Unterricht in den Dienstpflichten glaubte Möllendorff mittelbar mehr auf den militärischen Geist einzuwirken, als dies auf unmittelbarem Wege möglich sei; und so war es auch, denn der sorgsam gekleidete, gut ausgebildete, über seine Pflichten gründlich belehrte Soldat erhielt Selbstbewußtsein und war gleichzeitig von hingebender Pflichttreue beseelt.

Sollte aber Selbstbewußtsein und Pflichttreue festen Grund fassen, so mußte auch der Soldat von Liebe für seinen Stand erfüllt sein, und hierzu war die Zuneigung und das Vertrauen zu den Vorgesetzten das erste Erforderniß.

Möllendorff verstand das Geheimniß, seine Untergebenen an sich zu fesseln; in ihm sah der Soldat wohl den strengen, viel verlangenden Vorgesetzten, aber er erkannte auch gleichzeitig das Vaterherz, welches warm für ihn schlug, rastlos für ihn sorgte.

Zu dem Allen kam Möllendorff's schöne, militairische, durch einen vollendeten Anzug gehobene Erscheinung, seine wahrhaft vornehme Haltung, um seiner Compagnie den Stempel soldatischer Eleganz aufzudrücken.

Aber auch die innere Tüchtigkeit fehlte seiner Compagnie nicht; durch häufige Uebungsmärsche gewöhnte er den Soldaten an Anstrengung, und durch klare und faßliche Beurtheilung seiner stets einfachen Gefechtsübungen wirkte er belehrend auf alle seine Untergebenen.

Für Offiziere und Unteroffiziere war seine Compagnie eine vorzügliche Schule. Er unterzog sich selbst, bald nach dem Frieden, der Mühe, eine viele Bogen ausfüllende Instruction für den Dienst im Felde*) auszuarbeiten, welche auch noch für die heutige Zeit manche goldene Lehre enthält und uns mit um so größerer Hochachtung für den Verfasser erfüllt, als es damals nur wenig gedruckte Hülfsmittel gab, welche dabei als Grundlage benutzt werden konnten.

Ein tüchtiger, in und außer seinem Regimente hochgeachteter Offizier mußte die Aufmerksamkeit seines Kriegsherrn auf sich ziehen, und zu dem hohen Wohlwollen, welches der König seit dem Einmarsche in Dresden (1813) zu Möllendorff gefaßt hatte, trat noch die liebgewonnene Gewohnheit, ihn beim Regiment zu sehen, hinzu. Als daher die Beförderung zum Stabsoffizier an dem Chef der Leibcompagnie stand, für denselben aber keine andere Stelle als die des Commandeurs des Cottbusser Garde-Landwehr-Bataillons offen war, aggregirte ihn der König, um sich nicht ganz von ihm zu trennen, als Major dem 1. Garde-Regimente, und commandirte ihn von da aus nach Cottbus (13. October 1824).

Bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit ward Möllendorff wieder nach Potsdam zurückberufen (7. März 1825), er befehligte hier im Jahre 1827 auf längere Zeit ein Bataillon des Garde-Reserve-Regiments und erhielt endlich am 30. März 1829 das Commando des 1. Bataillons des 1. Garde-Regiments.

Neun Jahre später am 14. Januar 1838 wurde er

---

*) Dieselbe enthielt die Vorschriften über die Formation der Compagnie bei eintretender Mobilmachung, über Einkleidung der Reserven ꝛc., dann Vorschriften über das Verhalten der einzelnen Chargen, über die Dienstobliegenheiten des Fourier-Offiziers, des Fouriers und der Fourierschützen, endlich über den Marsch- und Quartierdienst.

Als Commandeur des 2. Garde-Regiments gab er dieser Instruction eine größere Ausdehnung und faßte sie in dem Tone eines höheren Vorgesetzten ab.

zum Commandeur des 2. Garde-Regiments zu Fuß befördert, avancirte einige Monate darauf zum Oberstlieutenant und am 11. April 1840 zum Obersten. Es war dies der letzte Beweis von Anerkennung, welcher ihm durch den König Friedrich Wilhelm III. zu Theil werden konnte, denn am 7. Juni dieses Jahres endete der „Heldenkönig" seine irdische Laufbahn.

Möllendorff war tief ergriffen über den Tod; er schrieb Mitte Juni in ein seinem Sohn Carl*) gewidmetes Tagebuch:

„Der König, dem ich 38 Jahre diente, den ich wie meinen Vater liebte, ehrte und vertraute, ist nicht mehr; ich bin betrübt bis in den Tod, und Gott mag wissen, wie ich die kurze Lebenszeit noch verbringen soll, ohne ihn, den heißgeliebten Herrn, mit dem ich Unglück, Schmach, indeß auch glückselige Zeiten des Ruhmes und der Wiederbelebung und Erstehung des Vaterlandes erlebte. Ich habe seine Leiche zur Gruft getragen und Ihm den letzten Ehrendienst erwiesen, doch nun er ruht, ist meine Kraft wie gebrochen."

„Der Vater seines Volkes, der Held der Zeit, Er ist nicht mehr! mir starb in ihm ein gnädiger Herr, den ich unaussprechlich liebte. — Gott segne den jungen König."

Sieben Jahr lang stand Möllendorff an der Spitze des 2. Garde-Regiments.

Die Grundsätze, welche er bei seiner Regiments-Führung befolgte, finden wir in den „Vertraulichen Andeutungen und Rathschlägen für den zukünftigen Commandeur eines Infanterie-Regiments" vom October 1847 niedergelegt. Diese 8 Bogen füllende, aus dem Born reicher Erfahrung geschöpfte Abhandlung zählte nicht allein die Pflichten des Regiments-Commandeurs auf, sondern lehrte auch, in das kleinste Detail eingehend, wie diese Pflichten erfüllt werden müssen.

Der General v. Prittwitz, welchem er das Manuscript mittheilte, schrieb ihm voll Anerkennung:

„Der Himmel erhalte der Armee recht viele solche Offiziere, wie Sie sind. Der Name Möllendorff lehnte sich zu Ende des siebenjährigen Krieges gegen die Habsucht auf, welche damals hin und wieder auftauchte; möge derselbe Name gegenwärtig der Erhaltung der Zucht und Ordnung recht kräftig das Wort reden, welche uns in schweren Zeiten über manchen Berg hinweghalf."

Möllendorff war, als er die obenerwähnte Abhandlung schrieb, bereits seit dem 17. October 1844 zum Commandeur der 2. Garde-Infanterie-Brigade (Kaiser Alexander- und Kaiser Franz Grenadier-Regiment und Garde-Schützen-Bataillon) und seit dem 31. März 1846 zum General-Major ernannt worden. In seiner neuen Stellung fand er manche Mußestunde, welche dem Studium der Militairwissenschaften gewidmet wurde. Er trieb nach den Anweisungen seines treuen Freundes, des General v. Stockhausen, Kriegsgeschichte, und belehrte sich mit großem Eifer über die Einrichtungen fremder Armeen.

Eine Reise nach Petersburg, welche er im Jahre 1846 unternahm, um der Vermählung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Württemberg beizuwohnen, bot ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse in dieser Richtung zu vermehren. Er hatte die Russische Armee in den Befreiungskriegen kennen gelernt und auch 1834 wieder gesehen, als er zur Feierlichkeit der Enthüllung der Alexander-Säule mit einer Deputation nach Petersburg gesandt worden war.

Seine über beide Reisen vorhandenen Tagebücher sprechen sich in voller Anerkennung über die Russische Armee aus, erwähnen aber auch vorurtheilsfrei, was nicht nachahmungswerth erschien.

Von dem Kaiser Nicolaus wurde er während seiner Anwesenheit in Petersburg ausgezeichnet, wie wohl Wenige. Der Kaiser erkannte in ihm einen treu ergebenen Freund, ja seinen Lehrmeister. Er erinnerte Möllendorff sehr gern daran, wie er von ihm 1818 die erste Unterweisung in der Preußischen Taktik bis auf die Gewehrgriffe erhalten habe, wie er im darauf folgenden Jahre die Signale geblasen, nach welchen die Leib-Compagnie tirailliren mußte, und endlich, wie Möllendorff unter seinem Commando bei dem 1821 in Potsdam ausgeführten Offizier-Manöver gestanden und als Flügelmann eine Haltung und Disciplin bewährt, welche im Uebrigen Manches zu wünschen übrig gelassen habe.

Möllendorff mußte nicht allein in Petersburg allen Truppenübungen beiwohnen und dem Kaiser in vertrauter Stunde offen seine Ansicht darüber sagen; er ward auch in den engsten Kreis der Kaiserlichen Familie gezogen, ja oft schon früh zum Kaffee herbeigerufen.

Nie war der Kaiser in Berlin, ohne Möllendorff zu sich kommen zu lassen, und mit ihm die vertrauteste Unterhaltung zu führen. (Forts. folgt.)

*) Möllendorff war zweimal verheirathet gewesen: Zuerst 1822 mit dem Fräulein Helena v. Wulffen, welche 1825 kinderlos starb, und dann 1829 mit dem Fräulein Ulrike v. Trotha, welche ihm 1835 durch den Tod entrissen wurde. Drei Kinder entsprossen dieser Ehe:

1) Carl, jetzt Hauptmann im 1. Garde-Regiment zu Fuß.
2) Fritz, jetzt Rittmeister im 1. Garde-Ulanen-Regiment.
3) Helene, welche als Kind starb.

Ein ehemaliges Johanniter-Ordenshaus zu Cöln a. d. Spree.

Daß in der Breiten-Straße, dem Gebäude gerade gegenüber, in welchem gegenwärtig das Büreau des Johanniter-Ordens sich befindet, ein dem Orden gehöriges Haus gestanden hat, geht aus einem im Geheimen Staats-Archive befindlichen Aktenstücke (Rep. 31. A. 84) hervor, welches also rubricirt ist: „Betrifft das von dem Herrn Meister Herrn Martin Graffen von Hohenstein in Cöln an der Spree dem Ritterlichen Orden zum Besten gekaufte Haus in der Großen-Straßen Anno 1575."

Nach vorhergegangener Unterhandlung, die in das Jahr 1574 zurückreicht, gepflogen von dem Kurbrandenburgischen Hofmarschall Georg v. Ribbeck, seit 1579 Johanniter-Ordensritter, und dem Kurbrandenburgischen Kammer-Rath Dr. Johann Koppen einerseits und dem Bürger und Schuster (1582 und 1583 Hofschuster genannt) Jacob Grombtern anderseits, kaufte am Sonntage Cantate (d. 1. Mai) 1575 Martin Graf v. Hohenstein, Herr zu Vierraden und Schwedt, des Johanniter-Ordens in der Mark, Sachsen, Pommern und Wendland Herren-Meister, für die Summe von 1300 Thalern „dem Ritterlichen Orden zum Besten" erbeigenthümlich und unwiederkäuflich das dem Jacob Grombtern gehörige Wohnhaus nebst dazu gehöriger Erbwiese. Das Haus wird als zu Cöln a. d. Spree in der Großen-Straßen

zwischen Abraham Kramers und Bernd Ochsenfelders Wohnhäusern, und die Erbwiese als an dem Reichstorffschen (Rixdorfschen) Damme gelegen bezeichnet. Es ist jenes das jetzt mit der Nummer 3 bezeichnete, in der Breiten-Straße gelegene Freihaus.

Der Herrenmeister, welcher beim Kurfürsten Johann Georg bekanntlich in hohem Ansehen stand und denselben bei Abwesenheit aus der Residenz öfter als Statthalter zu vertreten hatte, bedurfte unter diesen Umständen eines Wohnsitzes am kurfürstlichen Hoflager. Es liegt vom 24. Apr. 1576 ein Miethe-Contrakt vor, laut dessen der Herrenmeister Martin Graf v. Hohenstein die zwei untersten Stuben des erwähnten Hauses nebst Zubehör von Kammern dem Kurbrandenburgischen Rath Achatius von Brandenburg*) auf vierteljährige Kündigung als Wohnung überläßt, die übrigen Stuben und Gemächer zu seinem und seiner Diener Gebrauch sich vorbehaltend. „Wenn Ihro Gnaden und derselben Diener dahinkommen, soll und will er (Achatius v. Brandenburg) dieselben mit nothdürftigen Betten, desgleichen mit Küchen- und Hausgeräth versehen und wann sie von ihnen gespeiset, mit Zehrung es gleichmäßig machen."

Am 24. Juni 1604 cedirt und übergiebt der Herren-Meister Graf Martin v. Hohenstein sein Haus zu Cöln a. d. Spree, wie es nunmehr näher bezeichnet wird: auf der Breiten-Straße zwischen den Wohnhäusern des Kurfürstlichen Leibmedici Dr. Johann Moller und des Kannengießers Georg Müller gelegen, „welches Wir vor der Zeit kaufweise an Uns gebracht", an den kurbrandenburgischen Geheimen-Rath, Ober-Kämmerer, Stall- und Jägermeister, auch seit 1601 Johanniter-Ordens-Ritter Hieronimus Schlick, Grafen von Passau und Herrn zu Weißkirchen. — Der Herrenmeister überläßt hier, ohne irgend des Ordens, zu dessen Besten der Kauf doch geschehen sein soll, zu gedenken, sein Haus „mit aller Freiheit und Gerechtigkeit, inmaßen Wir dasselbe nunmehr über 30 Jahr (also seit 1574) inne gehabt, gebraucht und genossen, vor uns, unsre Erben, auch sonsten jeder männiglichen ungehindert zu besitzen, zu gebrauchen und zu genießen, und ihres Gefallens damit zu thun und zu gebahren" dem Grafen Hieronimus, und zwar, wie er sagt, „aus väterlicher getreuer Affection und Zuneigung", so wie er ihn denn ausdrücklich „seinen freundlichen, viel geliebten Herrn Schwager und Sohn" nennt. Diese, nach dem bisher Bekanntgewordenen allerdings sehr schwer zu enträthselnden Verwandtschafts-Bezeichnungen sind wir glücklicher Weise aufzuklären in den Stand gesetzt.

Es ist bekannt, daß Graf Martin, der am 5. Mai 1609 als letzter Graf von Hohenstein starb, nachdem er sich der evangelischen Kirche zugewandt, mit Maria Gräfin von Regenstein und Blankenburg im Jahre 1559 sich vermählt hat, aber kinderlos geblieben ist (v. Medem Gesch. d. Stadt Schwedt und Vierraden S. 79.). Dennoch könnte man aus obigen Verwandtschafts-Bezeichnungen die Vermuthung schöpfen, als sei der Graf Hieronimus Schlick mit einer leiblichen Tochter des Grafen Martin vermählt gewesen. Dem war aber nicht so, denn der am 28. Febr. 1612 kinderlos verstorbene Graf Hieronimus war mit Erdmuthe Sophie Freiin von Putbus vermählt, die ihren Gatten überlebte; sie war aber von dem Grafen Martin von Hohenstein adoptirt worden, daher die Bezeichnung Sohn, welche dem Hieronimus zu Theil wird, und bereits mit ihm verwandt, nämlich eine Schwester des Ludwig Freiherrn zu Putbus und Comthurs zu Wildenbruch welcher sich 1574 mit Anna Maria (geb. 1559 †. 21. Jan. 1595) vermählt hatte, der Tochter von Martins älterem Bruder Ernst Grafen von Hohenstein und der Catharina Gräfin von Schwarzburg, daher die Bezeichnung Schwager, welche Martin dem Hieronimus giebt.

Beweisend für eine stattgehabte Adoptirung ist die am 2. Jan. 1601 abgeschlossene Eheberedung zwischen dem Grafen Hieronimus und dem Freifräulein Erdmutha Sophie; Seitens der Braut abgeschlossen durch: 1. Herrn Martin Grafen v. Hohenstein, des Johanniter-Ordens in der Mark ꝛc. Herrenmeister, 2. Herrn Stephan Heinrich Grafen zu Eberstein, Herrn zu Naugard und Massow, 3. Herrn Erdtmann Herrn zu Putbus, Comthur zu Wildenbruch, und 4. Herrn Ernst Ludwig Herrn zu Putbus, welche vier Personen die Braut nennen: „ihre vielgeliebte angenommene und Pflegetochter, auch freundliche liebe Schwester."

Diese drei Positionen stehen offenbar zu den vorgenannten Personen der Reihenfolge nach in thatsächlicher Beziehung. Daß die zuletzt genannten Herren Erdtmann und Ernst Ludwig der Erdmutha Sophia Brüder waren, steht fest, ebenso, daß Graf Stephan Heinrich zu Eberstein nach dem Dokumente selbst ihr Ober-Vormund war, wodurch sie ihm Pflegetochter wurde, daß endlich die bezeichnende angenommene Tochter auf Graf Martin nur sich beziehen kann, dies wird durch die Worte jener Haus-Cession bestätigt, ja die Ueberlassung selber durch dies Verhältniß motivirt.

Graf Hieronimus Schlick behielt das ihm cedirte Haus nicht; denn am 6. Juli 1604 geschah zwischen ihm und dem „kunstreichen Jacob Gladehals Bürger und Goldschmied" zu Cöln a. d. S. ein, demnächst am 8. Apr. 1605 vom Kurfürsten Joachim Friedrich genehmigter und bestätigter Hauswechsel. Jener übergab letzterem das von dem Herrenmeister Grafen Martin von Hohenstein ihm überlassene „freye Haus" und tauschte dafür des Andern zwischen dem Hause des Jobst von Oppen und des Bertram Niclaus „in der Breitten-Straßen" belegenes Wohnhaus ein. Dieses, dem andern gegenüber gelegene Wohnhaus muß, nach einer Bemerkung des Herrn Archivar Fidicin, späterhin (nämlich nach dem Jahre 1650) an den Kurfürsten gekommen und zum Marstall eingerichtet worden sein; wenigstens hatte Graf Schlick sämmtliche daneben belegene Grundstücke (unter 36 und 37 in der Breiten-Straße, welches ursprünglich 6 Bürgerhäuser waren) an den Kurfürsten abgetreten.

Auch Jacob Gladehals blieb nicht lange in dem Besitze des Hauses, welches der Herrenmeister Graf Martin früher besessen hatte; vielmehr gelangte dies am 27. März 1610, unter kurfürstlicher Bestätigung vom 21. Juni 1610, durch Kauf und Tausch an den Juvelier Jeremias Koch, der dagegen sein in der Brüder-Straße gelegenes Haus dem Jacob Gladehals überließ. Wie es nun aber hatte geschehen können, daß über ein Anfangs zum Besten des Johanniter-Ordens gekauftes Haus späterhin in der Weise, wie berichtet worden, verfügt wurde, darüber wurden zwar Bedenken rege und Seitens des Kurfürsten Johann Sigismund am 27. Apr. 1611 beim Magistrat der Stadt Cöln Erkundigungen angestellt; ja es findet sich auch aus dem Jahre 1613 eine Aufforderung, „Erkundigungen anzustellen, was es mit dem Ordenshause zum Berlin und etlichen Gütern unter der Comturei Liezen, so durch Graf Martin von Hohenstein weiland Meister des Ritterlichen Ordens wohlgedachtem Orden entwandt sein sollen, für eine Beschaffenheit habe;" da jedoch für alles, was in Beziehung auf das erwähnte Haus geschehen war, die kurfürstlichen Genehmigungen producirt werden konnten, so scheint hiermit, da die Alten schließen, die Sache als erledigt angesehen worden zu sein. L. v. L.

*) Der Contrakt wurde im Namen des Herren-Meisters von dem Kanzler Balthasar Römer so wie von Achatius von Brandenburg eigenhändig unterschrieben und untersiegelt. Das Siegel des letzteren, der ein bereits 1516 geborner natürlicher Sohn des Kurfürsten Joachim I. war (Pauli allg. Preuß. Staatsgesch. II. 586), zeigt einen quer getheilten Schild, unten die Zollernsche Quadrirung, oben den wachsenden Brandenburgischen Adler, der sich auf dem Helme wiederholt.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hicethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 34. Berlin, den 21. August 1861. Nr. 34.

Des angeblichen Johanniter Ordens-Ritters Otto von Nienhus, genannt Wilhelm von Boldensele, Reise nach Palästina.

Die Edelherren von Boldensele gehören denjenigen Geschlechtern Niedersachsens an, die nie in ein Ministerial-Verhältniß getreten sind, und somit ihre höhere Nobilität, die in Urkunden des 12. bis 14. Jahrhunderts durch das Prädikat nobiles viri ausgedrückt wird, bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts gewahrt haben; bis zu dem Zeitpunkte also, wo durch die Aufhebung der Ministerialität die Scheidewand fiel, welche bis dahin die kleineren dynastischen und freien Geschlechter des Ritterstandes von dem niederen Adel geschieden hatte. Von da an aber, bis zu ihrem Erlöschen, welches in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter der Namensform von Boldensen erfolgte, treffen wir sie nur noch in den Reihen des niederen Adels.

Die vollständigste Zusammenstellung über dieses wenig bekannte Geschlecht der Edelherren von Boldensele oder Boldensen giebt Dr. C. L. Grotefend in der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, Jahrgang 1852 S. 209—226.

Aber nur dem Namen, nicht dem Stamme nach, gehörte diesem Geschlechte jener Wilhelm von Boldensele an, den Carl Ritter[1]), die fehlerhafte Lesart Boldensleve zu Grunde legend, für Einen von Alvensleben zu halten geneigt ist, und der durch seine, um das Jahr 1330 begonnene, auf Antrieb des ihn begünstigenden Cardinals Hélias Talleyrand de Perigord im Jahre 1336 beschriebene Reise nach Palästina eine gewisse Berühmtheit erlangt hat.

Ehe wir zu der Reise-Beschreibung selbst übergehen, die zuerst von Canisius[2]), demnächst von Basnage[3]) herausgegeben, jüngsthin jedoch wieder näher in das Gedächtniß zurückgerufen ist durch den nach einer bisher unbenutzten Handschrift der Bibliothek zu Wolffenbüttel Seitens des vorerwähnten Herrn Dr. Grotefend veranstalteten Wiederabdruck in der gedachten Zeitschrift (S. 209—286); — haben wir zu untersuchen, welchem Stamme denn eigentlich dieser Wilhelm von Boldensele entsprossen ist. Denn des Herausgebers Hoffnung (S. 230), daß es späterer Forschung gelingen möge, hierüber Aufschluß zu geben, glauben wir in der That in Erfüllung bringen zu können.

Otto von Nienhus hieß der Mann, dessen Eintritt in das Dominikaner-Kloster zu Minden in die Regierungszeit des 1324 verstorbenen Bischofs von Minden, Gottfried von Waldeck fällt[1]), und von dem berichtet wird, daß er ohne Erlaubniß seiner Ordens-Vorgesetzten um das Jahr 1330 das Kloster verlassen und, um unerkannt zu bleiben, den Namen Wilhelm von Boldensele angenommen habe, nach demjenigen Edlen Geschlechte, welchem seine Mutter entsprossen war[2]).

Wenn wir nun erwägen, daß die Mutter dieses Otto von Nienhus einem dynastischen Geschlechte angehört hat; wenn wir weiter bedenken, welcher Reichthum dazu gehören mußte, um eine Reise mit so großem Aufwande zu unternehmen, wie derselbe unter dem Namen eines Edelherrn Wilhelm von Boldensele mehrere Jahre, begleitet von einem Priester, einer zahlreichen Dienerschaft und von mehreren gleichmäßig bewaffneten Kriegern, ausgeführt hat; und wenn wir weiter berücksichtigen, daß außer ihm in Urkunden seiner niedersächsisch-westphälischen Heimath nirgend ein Geschlecht, weder des hohen, noch des niederen Adels angetroffen wird mit dem Namen von Nienhus; so werden wir fast gezwungen, anzunehmen, daß hinter diesem Namen ein anderweilig bekannter dynastischer Stamm verborgen sein müsse, einer Burg entlehnt, deren Besitzer sich gewöhnlich anders zu nennen pflegten.

Wir nehmen keinen Anstand zu behaupten, daß wir es hier mit der Burg Nienhus zu thun haben, die ganz in der Nähe des heutigen Marktfleckens Liebenau gelegen, von dem Bischof Wilhelm von Minden im Jahre 1242

[1]) Erdkunde XV. 1. S. 46.

[2]) Antiquae lectionis V. 2. p. 95 etc.

[3]) Thesaur. mon. eccl. hist. IV. 331 etc.

[1]) chronic. Mindense ap. Meibom I. 567. Watenstedt chronic. Mindense ap. Paultini p. 31.

[2]) Henricus de Hervordia Liber de rebus memorabilibus sive chronicon Henrici de Hervordia, ed. Aug. Potthast. Gottingae. 1859. 4. ist die Hauptquelle; weil er ein Zeitgenosse und mit Otto von Nienhus in demselben Dominicaner-Kloster zu Minden war. Derselbe berichtet p. 250. Item hoc anno (1330) dominus Wilhelmus de Boldensole, vir in cursibus suis et fortuniis multum singularis, fecit librum de partibus ultramarinis graciosum. Hic in veritate fuit apostata de ordine predicatorum, de conventu Mindensi provincie Saxonie, dictus Otto de Nyenhusen. Sed recedens ab ordine, nomen suum mutavit, ne noscereture, et singularia multa mirabiliter gessit.

gegen die Grafen von Hoya angelegt sein soll, aber von einem dieser Grafen am 6. Aug. 1346 eingenommen und gänzlich zerstört worden ist; mit dem „castrum Nigehus lapideum, firmum et munitum“ wie Hermann von Lerbeck die Burg nennt[1]); und daß Otto von Nienhus selber der letzte Sprosse aus dem mächtigen Stamme der Grafen von Wölpe gewesen ist.

Nienhus war früher schon als im vorerwähnten Jahre 1242 eine Burg, und zwar in den Händen der Grafen von Wölpe. — Eine Urkunde ohne nähere Jahres-Angabe, ausgestellt von der Gräfin Cunigunde von Wölpe, einer gebornen Gräfin von Wernigerode, gehört einer Zeit an, wo ihr 1221 verstorbener Gemahl Bernhard bereits todt war, ihr 1232 mündig erklärter Sohn Conrad aber noch unter ihrer Vormundschaft stand; sie fällt also in den Zeitraum von 1221 und 1232. Die Urkunde ist an ihre Burgmannen de nova Domo, welches eben nichts anderes als das Schloß Nienhus sein kann, gerichtet[2]). Die Grafen von Wölpe besaßen das Schloß unzweifelhaft als Mindensches Lehn. Am 10. Jan. 1252 sagt Bischof Johann von Minden, daß Graf Conrad von Wölpe bei dem Schlosse Nienhus[3]) die Vogteien Sulingen, Schmalenförde und Heiligenlo der Kirche zurückgegeben habe. — Hauptgegenstand eines Vertrages zwischen dem Mindenschen Bischof Otto und dem Grafen Burchard von Wölpe (ungewiß ob dem 8. Apr. 1270, oder dem 13. Apr. 1276 angehörig) ist die Rückgabe des Schlosses Novum castrum, welche Graf Burchard dem Bischofe zusicherte[4]).

Burchards Bruder, der damalige Mindensche Dompropst Otto, befand sich nicht minder 1286 in dem Besitze des Schlosses Nienhus; und waren darüber beide Brüder mit dem Bischof Volquin von Minden in Mißhelligkeiten gerathen, die 1289 vermittelt wurden[5]).

Diesen Dompropst Otto nun, der bald nach dem, wohl im Jahre 1289 erfolgten kinderlosen Tode seines Bruders Burchard[6]), in den weltlichen Stand zurücktrat, und der bereits am 21. Jul. 1291 als regierender Graf von Wölpe erscheint[7]), halten wir für den Vater unsers Otto von Nienhus genannt Wilhelm von Boldensele[8]). Daß der in den weltlichen Stand zurückgetretene Graf Otto v. Wölpe vermählt gewesen und Leibes-Erben gehabt hat, das versichert uns eine Urkunde vom Jahre 1300 ausdrücklich[9]); daß aber, nicht wie man vermuthet hat, Salome, des Grafen Johann von Wunstorf Schwester, des Grafen Otto Gemahlin gewesen sein kann, dies ergiebt sich aus dem handgreiflichen Mißverstehen einer Urkunde des Jahres 1291. Man hatte nämlich die Stelle, worin Johann v. Wunstorf von der Einwilligung spricht: sororis nostre Salome et comitis Ottonis de Welpia connati nostri[9]) so verstanden, als ob connatus andeute, daß Otto der Salome Gatte gewesen, während vielmehr das hiermit ausgedrückte Verwandtschafts-Verhältniß ein ganz anderes ist, nämlich dies, daß des Grafen Otto Mutter, die Gemahlin des Grafen Conrad v. Wölpe, gleichfalls Salome geheißen, eine Schwester war von dem Vater des Grafen Johann und der Salome v. Wunstorf[1]).

Es steht somit nichts im Wege anzunehmen, daß des Grafen Otto von Wölpe Gemahlin aus dem Geschlechte der Edlen von Boldensele, und zwar die Mutter des Otto von Nienhus war, der um unerkannt zu sein, sich Wilhelm von Boldensele nannte. Daß Graf Otto von Wölpe Erben hatte, dies folgt aus der oben allegirten Urkunde von 1300. Für eine Tochter desselben wird, wohl mit Recht, die Edle Willeberg von Wölpe gehalten, welche 1344 als Nonne von Marienfee erscheint[2]). Mit der Annahme, daß er auch einen Sohn gehabt, und daß dies jener Otto v. Nienhus gewesen, würde sich vollkommen erklären nicht bloß der Taufname Otto, nach dem Vater, und der Zuname von Nienhus, nach dem Wölpeschen Schlosse bei Liebenau, sondern auch der Umstand, daß seine Mutter aus edlem Geschlechte gewesen, so auch der Aufwand, dessen er zu seiner orientalischen Reise bedurfte; so wie der Grund endlich, der ihn zwang, wider seinen Willen das Dominikaner Mönchs-Gewand zu nehmen.

Um dies erklärlich zu finden, haben wir noch einen Blick auf die Grafschaft Wölpe zu richten. Am 17. März 1301 bestätigt der frühere Dompropst zu Minden, nunmehr Graf Otto von Wölpe, dem Kloster Marienfee die von seinem Vater Conrad und von seinem verstorbenen Bruder Burchard demselben ertheilten Rechte, und empfiehlt die Aufrechthaltung dieser Zusage nicht bloß[3]) seinen Erben, sondern auch den Besitzern seines Erbes. Diese Unterscheidung deutet darauf, daß bereits durch den Grafen Burchard, dessen zweimalige Ehe unfruchtbar geblieben war, während seine Brüder dem geistlichen Stande sich gewidmet hatten und Leibeserben nicht von ihnen zu erwarten waren, festgestellt worden, daß die Grafschaft Wölpe einem der Nachkommen ihrer an den Grafen Ludolf von Oldenburg zu Alt Bruchhausen vermählten Schwester Hedwig zu Theil werden sollte. Und in der That war der Graf Otto von Oldenburg, welcher am 26. Jan. 1302 die Grafschaft Wölpe an den Herzog Otto von Lüneburg verkaufte[4]), der Sohn des Grafen Hildebold, und der Enkel des vorerwähnten Grafen Ludolf von Oldenburg und der Gräfin Hedwig, der beiden Grafen Burchard und Otto von Wölpe Schwester; und zwar ein und dieselbe Person mit demjenigen Grafen Otto, der sich 1321 Graf zu Bruchhausen und Oldenburg und 1336 Graf von Alten-Bruchhausen nennt, ein Reitersiegel führend, auf dessen Schilde und Helme wir die Wölper Büffelhörner antreffen, neben den Oldenburger Balken, die sich auf der Vexille und den Decken des Streitrosses zeigen[5]).

Der frühere Dompropst Otto fährt zwar fort, sich

---

[1]) chronicon Mindense ap. Leibnitz II. 190.
[2]) v. Hodenberg Calenberger Urkundenbuch V. Abth. S. 23.
[3]) coram novo castro. Würdtwein subsidia diplom. VI. 425.
[4]) v. Spilker Grafen v. Wölpe. S. 82. ꝛc.
[5]) ibd. S. 88. Die Urkunde bei Würdtwein subs. dipl. XI. 121.
[6]) Die letzte bekannte Urkunde desselben ist vom 25. Jan. 1289. Preuß und Falkmann Lippische Regesten. I. 291.
[7]) Pfeffinger Braunschw. Lüneb. Hist. II. 1064.
[8]) frater Otto de Nygenhus sive de Boldensale nobilis, de quo mira leguntur sagt Hermann v. Lerbeck ap. Leibnitz. II. 183.
[9]) Nos Otto Dei gracia Comes des Welpa ... cum consensu uxoris nostre et heredum nostrorum. — v. Spilcker p. 264.
[9]) v. Hodenberg Calenbergsches Urkb. VI. Abth. 47.

[1]) ibd. p. 16.
[2]) v. Spilcker Grafen v. Wölpe p. 104. v. Hodenberg l. c. p. 102. 103.
[3]) heredum nostrorum vel nostre hereditatis possessorum. v. Spilcker. S. 266.
[4]) v. Spilcker. p. 269.
[5]) v. Hodenberg Hoyaer Urkundenb. I. 57. 622. II. 2. Abth. 28 Calenberger Urkundenb. V. Abth. 81.

Graf von Wölpe zu nennen, und erscheint als solcher noch am 19. Juni 1307 [1]); allein sein Wohnsitz wird das von Minden zu Lehn gehende Schloß Nienhus gewesen sein; und so viel steht fest, daß nur nach diesem ein Sohn, wenn er einen solchen hatte, sich nennen konnte. Wenn unter diesen Umständen der Dominikaner Otto von Nienhus, den wir eben für diesen Sohn halten, eigenmächtig dem ihm aufgedrungenen klösterlichen Beruf sich entzog, um dem Drange ihm angeborenen ritterlichen Sterbens zu genügen, so darf dies in keinerlei Weise befremden.

Wenn nun von Grotefend behauptet wird: Otto von Nienhus sei unter dem Namen Wilhelm von Boldensele Johanniter-Ritter geworden und habe als solcher die Reise in das gelobte Land gemacht; so beruht diese Annahme wohl hauptsächlich darauf, daß der Titel der Reisebeschreibung bei Canisius ihn als eques auratus Hierosolymitanus bezeichnet [2]). Hierunter haben wir jedoch nur eine weltliche, mit der Ritterwürde ausgestattete Person, die zur Pilgerschaft nach Jerusalem sich anschickt, zu verstehen. Auch darauf ist nichts zu geben, daß Zedlers Universallexikon ihn als einen Comthur des Ordens St. Johannis von Jerusalem bezeichnet. Hätte er in der That diese Würde bekleidet, so dürfte er wohl selber nicht verfehlt haben, dies auszusprechen, bei Gelegenheit des Besuches von Rhodos, wo er nur berichtet: „Die Insel haben die Brüder des St. Johannis-Hospitals zu Jerusalem mit Waffen-Gewalt dem Constantinopolitanischen Reiche entrissen. Hier ist der Haupt-Convent und Sitz des Ordens." Wenn er dagegen sich selbst in einem Briefe d. d. Avignon d. 29. Sept. 1337 an den Abt Peter von Königsaal in Böhmen einen Krieger des himmlischen Jerusalems (miles in coelesti Hierusalem) nennt, so deutet dies gewiß nicht auf einen bestimmten Orden, vielmehr auf seine innere Berufsstellung hin; und wenn er im 7. Capitel, welches von dem Calvarien-Berge, dem Grabe Christi und der heiligen Grabeskirche handelt, erzählt, wie er nach einer feierlichen, dort angeordneten Messe über dem Grabe des Herrn zwei Edle Männer zu Rittern geschlagen habe [3]), so übte er hier nur ein Recht, welches dem selbst mit der Ritterwürde bekleideten edlen Manne zustand. Aber das Entscheidende, daß er selber dem Johanniter-Orden nicht angehört haben konnte, ist dies: er durfte, trotz der vom Papste ihm wegen seines Vergehens der Apostasie, für welche sein Entweichen aus dem Dominikaner-Kloster angesehen wurde, zu Theil gewordenen Absolution, nicht in einen andern Orden eintreten. „Wer das Ordensgelübde einmal feierlich abgelegt und das Ordenskleid (gleichviel welches geistlichen Ordens) empfangen hatte, der konnte dem Gesetze nach ins Weltleben nie wieder zurücktreten. Das ganze Leben war fortan nur diesem Orden geweiht. Entwich ein solcher aus dem ihm angewiesenen Ordenshause oder Kloster in die Weltlichkeit zurück, so verfolgten ihn nicht minder die Strafen des Papstes, wie des Ordens, und kein anderer Orden durfte einen solchen Abtrünnigen in irgend ein Kloster oder geistliches Amt aufnehmen. Nur eine Dispensation von seinem Eidesbruch und Ungehorsam, der gesetzliche Empfang einer harten Bußstrafe konnte dem Abtrünnigen den Wiedereintritt in den Orden eröffnen;" [1]) und zwar nur desselben Ordens, von dem derselbe abgefallen war.

Dies ist denn auch das Loos unsers Otto von Nienhus gewesen. Nach seiner Heimkehr begab er sich, mit der Absicht in seinen Orden zurückzutreten, nach Cöln; starb aber dort, wir dürfen nicht zweifeln in Folge der ihm auferlegten Bußübungen, in dem dortigen Dominikaner-Kloster, noch ehe er seinen Wunsch, wieder in den Orden aufgenommen zu werden, erfüllt sah.

Zum Schluß noch einige Worte über die Reise selbst. Sie führte unsern Wilhelm von Boldensele oder Otto von Nienhus aus Deutschland durch die Lombardei nach Noli, woselbst er sich einschiffte, um Italien und Griechenland herum nach Constantinopel, längs der Küste von Kleinasien nach den Inseln Candia, Rhodos und Cypern. In Tyrus landete er zu Weihnachten 1333, reisete zu Lande über Accon und Gaza, schiffte sich hier nach Aegypten ein, wo er Alexandria, Damiette und Kairo besuchte. Ueber den Berg Sinai und über Berseba ging er nach Jerusalem, dann den Jordan aufwärts durch Galilaea nach Damascus und endlich über Beirut zurück nach Deutschland.

Die Reise gehört zu den frühesten, welche wir nach den Kreuzzügen über Palästina besitzen; dadurch erhält sie einen bleibenden wissenschaftlichen Werth. Sie bringt manche schätzbare Notiz; hier nur eine. Die Herren Gildemeister und v. Sybel reden zu der in ihrer Zeit viel besprochenen Schrift: „Der heilige Rock zu Trier und die zwanzig anderen heiligen, ungenähten Röcke. 2. Auflage. Düsseldorf. 1844" S. 94 auch von dem heiligen Rock zu Constantinopel und wissen das Alter desselben bis in das Jahr 1370 zurückzuführen. Hier gewinnen wir, wie auch Grotefend bereits hervorhebt, ein älteres Datum, indem unser Reisender in Constantinopel die tunica Domini inconsutilis in Augenschein nimmt, und zwar mit der, wie zu vermuthen steht, von ihm selber herrührenden kritischen Bemerkung: „Also befindet sich der ungenähte Rock des Herrn nicht, wie Einige sagen, in Trier, auch nicht in Goslar." L. v. L.

[1]) Scheibt vom hohen und niederen Adel S. 115.
[2]) Bünemann historia domus fratrum praedicatorum in Minda. not. 12.
[3]) Post missam feci duos milites nobiles supra sepulchrum gladios accingendo et alia observando, quae in professione militaris ordinis fieri consueverunt.

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

(Fortsetzung.)

III.

Berlin. Schleswig. Jubiläum.

Am 18. März 1848 war dem General v. Möllendorff der Schutz des Königlichen Schlosses anvertraut worden und ihm zu diesem Zweck zwei Bataillone und eine Schwadron überwiesen worden.

Die Physiognomie der Stadt nahm im Laufe des Vormittags eine so bedenkliche Färbung an, daß diese Truppen um 2 Bataillone, 3 Schwadronen und 12 Ge-

[1]) Voigt Gesch. des deutschen Ritterordens. I. 268.

schütze vermehrt wurden und Möllendorff in weiser Voraussicht zur Ergänzung der vorhandenen aber zu einem ernsten Kampf nicht ausreichenden Munition die Herbeischaffung von 40,000 Flintenpatronen aus dem bei Moabit gelegenen Artillerie-Laboratorium veranlaßte.

Der General-Lieutenant v. Prittwitz, welcher bereits um 2 Uhr im Schlosse eingetroffen war und daselbst den Oberbefehl über alle in und außer Berlin versammelten Truppen übernommen hatte, traf, sobald er den Kampf als unvermeidlich erkannt, die erforderlichen Anordnungen, um die aufrührerische Stadt in die rechtmäßige Gewalt des Königs zurückzuführen.

Möllendorff erhielt in Folge dessen den Auftrag, mit 2½ Bataillonen in der Königsstadt bis zur Königsbrücke vorzugehen, jedoch den vom ehemaligen Festungsgraben gebildeten Abschnitt nicht zu überschreiten.

Von dem ihm überwiesenen Truppen stand:

Das Füsilier-Bataillon des 1. Garde-Regiments seit 3 Uhr an der Langen (Kurfürsten-) Brücke, wohin es geeilt war, um einen daselbst beabsichtigten Barrikadenbau zu verhindern.

Das 2. Bataillon des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments bei der Schloß-Apotheke und war bestimmt, über die Kavalier-Brücke nach dem neuen Markt zu rücken.

2 Füsilier-Compagnieen desselben Regiments standen als Reserve in Bereitschaft.

Möllendorff begab sich, den näheren Befehl abwartend, auf die Kurfürstenbrücke, nahm von hier aus den Bau von 6—7 Barrikaden in der Königsstraße wahr und sah, wie man das Straßenpflaster aufriß und die Steine in Körben nach den Häusern brachte, während Ziegeln auf den Dächern gelöst und die dadurch entstandenen Lücken wie die Fenster durch bewaffnete Leute besetzt wurden.

Etwa gegen 4½ Uhr fielen von der an der Post- und Heiligengeiststraße erbauten Barrikade einige Schüsse, wodurch 2 Mann und das Pferd Möllendorffs leicht verwundet wurden.

Jetzt befahl der General v. Prittwitz den Angriff.

Die Tambours gaben die vorgeschriebenen drei Wirbel; 2 Geschütze fuhren auf der Kurfürstenbrücke auf und gaben Feuer; einige Granatenwürfe und ein Kartätschenschuß waren hinreichend, die Vertheidiger der Barrikaden von der Straße zu verjagen. Lautlose Stille herrschte. Das Füsilier-Bataillon trat an, ein halber Schützenzug in zerstreuter Ordnung an der Spitze.

Fast aus allen Fenstern fielen Schüsse auf die vorgehenden Truppen und außerdem ein dichter Steinhagel; doch das Feuer der Tirailleurs und namentlich der mit Büchsen bewaffneten Unteroffiziere hatte bald die Wirkung, daß die feindlichen Schützen von den Fenstern verschwanden und die Steinwürfe wie von unsichtbaren Händen auf die Mitte der Straße geschleudert, ihr Ziel verfehlten, da die Colonne auf Möllendorffs Befehl getheilt dicht an beiden Häuserreihen vorging.

Nachdem die vorderste Barrikade genommen worden war, wurde zuvörderst in allen rückwärts gelegen Häusern aufgeräumt. Hierauf wurden gegen die Verrammelungen an der Spandauer- und an der Klosterstraße noch 6 Kugelschüsse gerichtet und dann weiter vorgegangen.

Die beiden in Bereitschaft gehaltenen Füsilier-Compagnieen des Alexander-Regiments wurden zur Festhaltung der eroberten Straßentheile an der Heiligengeist- und an der Spandauerstraße aufgestellt und später, als die Colonne unter fortwährendem Steinhagel und Gewehrschüssen bis zur Neuen Friedrichsstraße vordrang, zu gleichem Zweck eine Compagnie des 1. Garde-Regiments an der Klosterstraße zurückbehalten.

Möllendorff ließ nach Beseitigung des hartnäckigen Widerstandes an der Neuen Friedrichsstraße, deren Eckhäuser besonders stark besetzt waren, daselbst abermals eine Compagnie zurück, und langte etwa 7½ Uhr — es begann schon dunkel zu werden — mit 2 Compagnieen bei der Königs-Brücke an.

Inzwischen hatte das 2. Bataillon Alexander unter mannigfachen Kämpfen sich des Neuen Marktes bemächtigt, und von dort nach der Neuen Friedrichsstraße und nach der Herkules-Brücke zwei Compagnieen entsendet, welche den ihnen daselbst geleisteten Widerstand bald überwanden und die Verbindung mit dem Monbijou-Platze herstellten. Außerdem bestanden die Möllendorff untergebenen Truppen noch an diesem Abende mehr oder minder erhebliche Gefechte bei der Spandauer-Brücke (7. Compagnie des Alexander Grenadier-Regiments) und bei der Rochus-Brücke, welche von der 12. Compagnie des 1. Garde-Regiments besetzt wurde. Sobald Möllendorff die Königs-Brücke erreicht hatte, ließ er beim General von Prittwitz anfragen, ob der Angriff fortgesetzt werden sollte, und erhielt den Befehl, sich vorläufig mit dem Besitze der Königsstraße bis zur Königs-Brücke zu begnügen. Möllendorff ließ darauf zur eigenen Sicherung 20 Schritt jenseits der Brücke eine Barrikade erbauen, und zur Deckung des Baues gegen das aus den Häusern des Alexander-Platzes unterhaltene Feuer eine Section bis zu den Säulen des Königsstädter Theaters vorgehen. Hier erhielt der General, „der stets unter den Vordersten der Vorderste" war, einen Rehpostenschuß auf die Brust, welcher jedoch, Dank dem mit Pelz gefütterten Rocke, keine Verwundung nach sich zog. Bei hereinbrechender Dunkelheit verstummte allmählich das Feuer, dagegen beleuchteten die Flammen einer von den Rebellen angezündeten Bude den Alexander-Platz, und gleichzeitig verkündete der geröthete Himmel größere Feuersbrünste. Die Artillerie-Wagenhäuser mit dem darin enthaltenen kostbaren Kriegsmaterial und die Königliche Eisengießerei standen in Flammen.

Kaum mochten die ermüdeten Füsiliere sich auf hartem Steinpflaster ein kaltes Ruheplätzchen ausgesucht haben, als sie zwischen 10 und 11 Uhr durch ein heftiges, von der Frankfurter- und der Kaiserstraße her ertönendes Flintenfeuer unter das Gewehr gerufen wurden. Es war das Leib-Regiment, welches sich vom Frankfurter- und Stralauer-Thore her, muthig durch Aufruhr und Barrikaden Bahn nach dem Alexander-Platze brach, und um 11 Uhr, von Möllendorf und den lagernden Füsilieren auf das Herzlichste begrüßt, an der Königsbrücke erschien. Möllendorf behielt 2½ Compagnien des 1. Bataillons*) dieses Regiments bei sich und verwendete dieselben zur Besetzung des Fourage-Magazins und der Brodbäckerei. Die beiden andern Bataillone marschirten fröhlichen Muthes durch die Königsstraße nach dem Schlosse ab.

*) 1½ Compagnieen dieses Bataillons hielten den Anhaltischen Bahnhof besetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Fedebur.

Nr. 35. Berlin, den 28. August 1861. **Nr. 35.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. August 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	37		
	Zugang pro Juli	7		
		44		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	40	40	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	52		
	Zugang pro Juli	25		
		77		
	Abgang " "	26		
	Bleibt Bestand	51	51	55
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	11		
	Zugang pro Juli	6		
		17		
	Abgang " "	8		
	Bleibt Bestand	9	9	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	18		
	Zugang pro Juli	6		
		24		
	Abgang " "	6		
	Bleibt Bestand	18	18	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	14		
	Zugang pro Juli	6		
		20		
	Abgang " "	8		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	41		
	Zugang pro Juli	12		
		53		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	38	38	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	3		
	Zugang pro Juli	4		
		7		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	2	2	8
	Uebertrag	—	170	240
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	3		
	Zugang pro Juli	3		
		6		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	4	4	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	8		
	Zugang pro Juli	2		
		10		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	6	6	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	—		
	Zugang pro Juli	2		
		2		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Juli 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Juli 1861	16		
	Zugang pro Juli	23		
		39		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	24	24	34
	Zusammen	—	223	316
	Am 1. Juli c. waren vorhanden	—	221	316
	Die Krankenzahl hat mithin bis zum 1. August zugenommen um	—	2	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Juli beträgt	—	94	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	11		
	b) als geheilt entlassen	73		
	c) " ungeheilt entlassen	10		
	wie vor	94	—	—

Ordens-Krankenhaus in Saïda. — In demselben waren
am 1. Juni c. Bestand . . . . . 17 Kranke.
Hinzugekommen sind im Laufe des Monats
Juni . . . . . 33 „
50 Kranke.
Davon sind als geheilt entlassen worden . 27 „
Bestand am 1. Juli . 23 Kranke.

1. Albrecht von Sydow, Generalmajor, beauftragt mit der Führung der 7. Division. Rechtsritter seit 1855. † zu Magdeburg 18. Juli 1861.

2. Gustav Carl Ernst von Küster, Major und Geheimer Legations-Rath a. D., Mitglied des Herrenhauses, auf Lomnitz Kreis Hirschberg. Ehrenritter seit 1829. † zu Lomnitz 23. Juli 1861.

3. Adolph Fürst zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, Durchlaucht. Ehrenritter seit 1838. † zu Würzburg 10. August 1861.

4. Hilmar von Schönfeldt, Landforstmeister im Finanz-Ministerium. Rechtsritter seit 1860. † zu Berlin 13. August 1861.

5. Erdmann Graf von Kospoth, Oberstlieutenant a. D., auf Halbau Kreis Sagan. Ehrenritter seit 1834. † zu Halbau 24. August 1861.

Der Balley Brandenburg Beisteuer zur Chargen-Kasse.

Bei dem großen Interesse, welches die Flotten-Angelegenheit auch in der Gegenwart wieder für den Preußischen Staat gewonnen hat, darf wohl daran erinnert werden, daß der Kurfürst Friedrich Wilhelm zur Unterstützung der afrikanischen Compagnie laut Edikt vom 1. Jan. 1686 eine Marine-Kasse errichtete. Ein Jeder, der eine Bedienung, Versorgung oder Gnadenbezeugung erhielt, sie mochte so hoch oder so niedrig sein, wie sie wollte, mußte zu dieser Kasse eine verhältnißmäßige Summe erlegen.

Diese Einkünfte wurden zum Unterhalt der Schiffsleute, Seesoldaten, ihrer Montirung und für die nöthigen Bedürfnisse der Schiffe verwendet. — Wenn nun auch diese Handels-Unternehmungen sehr bald aufhörten, so blieb die Steuer dennoch bestehen, und der so gebildete Fonds erhielt den Namen der Chargen-Kasse. (König, Vers. einer histor. Schilderung von Berlin II. 242.)

Daß auch der Johanniter-Orden bei dieser Steuer nicht übergangen wurde, geht aus einem „wegen der Chargen-Jurium" unter dem 21. Nov. 1698 erlassenen Reglement hervor, worin der §. 16 folgendermaßen lautet:

„Wie nun die in Sr. Churfürstl. Durchlaucht Landen sich befindliche Dohm-Capitul und zu dem Stande der Praelaten gehörende Beneficiati von solchen ihren beneficiis, ein Gewisses der Chargen-Kassa zu entrichten gehalten seyn; so befinden Sr. Churfürstl. Durchlaucht billig, daß das Meisterthumb zu Sonnenburg, welches ebenfalls in Sr. Churfürstl. Durchlaucht Landen belegen und worüber derselben nicht allein die Jura Territorii, sondern auch die Jura Patronatus competiren, nach dem Exempel gedachter Dohm-Capituln und anderer, so Kathedral- als Kollegiat-Stifter, vermöge der am 16/26. Febr. 1693 bereits herausgegebenen Verordnung zu dergleichen Beytrag mitgezogen werden und zahlen sollen.

Der Herr Meister, wenn er zu solcher Dignität gelanget . . . . . 600 Thlr.
Ein Commendeur, so eine würkliche Commenderie bekommt und derselben genießet . . 2, 3 bis 400 Thlr.
Ein Ritter, wenn er geschlagen wird: . . . 300 „
Wie auch alle zum Herr-Meisterthumb zu Sonnenburg erfordernde Civil-Bedienungen, so balden die Vacante wieder vergeben werden, zahlen Extraordinarie Octavam Salarii."

Es wird nun in einem Berichte d. d. Cöln a. S. d. 7. Sept. 1704 allerhöchsten Orts Beschwerde geführt: „daß zwar diesen Verordnungen der Orden einige Jahr sich submittiret, und wie die Rechnungen sattsam es darthun, ein Jeglicher, so Commendeur als Ritter der Chargen-Kassa die dicta jura willigklich abgestattet habe — daß sich aber eine Zeit hero das Herr-Meisterthum wider Vermuthen diesem Reglement opponiret und von den überkommenen Dignitäten weiter nicht der Chargen-Kassa abtragen wolle." So geschah es denn, daß d. d. Schönhausen d. 12. Sept. 1704 eine königliche Verfügung erging, wodurch die Ordens-Regierung an die bestehenden Verordnungen erinnert wurde, mit der Hinweisung, daß wenn wiederum ein solenner Ritterschlag alldort vorgehen solle, für jeden neuen Ritter 30 Thlr. an den Neumärkischen Kammer-Secretair Röber als Receptor dieser Gebühren, zu zahlen seien.

Vergebens haben wir uns in den Ordensschriften und Capitels-Beschlüssen nach einer Erwähnung dieser Angelegenheit umgesehen. Zwar ist in einem Capitels-Schluß d. d. Cöln a. S. d. 8. Mai 1693 unter §. 8 die Rede „von einer verfänglichen Clausula, so wegen der Churfürstl. Ratification der zu schlagenden neuen Ritter halber projectiret", ein Passus, der sich wohl auf die oben erwähnte Verordnung vom 16/26. Febr. 1693 beziehen könnte; auch heißt es §. 18 des Capitelsschlusses d. d. Cöln a. S. d. 27. Jan. 1710, „daß ein jeder neue Ritter, der künftig eingekleidet werden soll, 30 Thlr. an Investitur-Geldern mehr geben solle als bisher geschehen", wobei man an die der Chargen-Kasse zu entrichtende Quote würde denken müssen, wenn nicht ausdrücklich hinzugefügt wäre: „von denen dem Ordensrath Kern 20 Thlr., dem Kanzelist Styblern 10 Thlr. zugelegt werden sollen". So kann man denn aus diesem, und einem ähnlichen Beschlusse, im Capitel zu Cöln a. S. vom 5. März 1728. §. 7: „So ist auf geschehene Remonstration Capitulariter beliebet, daß, außer dem, was sonst ein jeder neuer Ritter an Investitur-Gelder nach dem Capituls-Schlusse vom 27. Jan. 1710 bezahlen sollen, annoch 30 Thlr. genommen werden mögen", nur den Schluß ziehen, daß diese Abzüge den Kanzlei-Beamten, nicht aber der Chargen-Kasse zugeflossen sind.

L. v. L.

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

III.

Berlin. Schleswig. Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Am 19. März früh 7 Uhr begannen die Aufständischen vom Alexander-Platze aus von Neuem das Feuer,

welches so lange wirkungslos blieb, bis sich demselben eine Stunde später ein wohl gezieltes Büchsenfeuer zugesellte. Die, aus Mehl- und Hafersäcken erbaute Brustwehr gewährte aber den Füsilieren guten Schutz, so daß auch die, aus dem Schützenhause herbeigeholten Böller, mit welchen die Aufständischen die Königs-Brücke beschossen, wenig Verluste verursachten.

Möllendorff ging, während er besorgt war, daß die Füsiliere sich gut deckten, unbekümmert um das feindliche Feuer, auf der Brücke auf und ab; mehrere Kugeln schlugen dicht hinter einander neben ihm ein, doch dies verhinderte ihn nicht, seinen Spaziergang ruhig fortzusetzen, bis endlich einige Offiziere in den geliebten General drangen, sich nicht ferner dem heimtückischen Feuer bloszustellen. Er nahm darauf auf einer Trommel Platz, blieb aber auch hier dem feindlichen Feuer ausgesetzt, denn dicht neben ihm wurde sein Adjutant, Premier-Lieutenant von Thile, durch einen Streifschuß am Arme verwundet. — Wie in der Königsstadt, so hatten die Truppen auch in den anderen Stadttheilen gesiegt, und zwei Drittheile Berlins waren vollständig in ihrer Gewalt.

Um 11 Uhr erschien vom Schlosse aus die den Frieden verkündende Deputation beim General v. Möllendorff und beschwor ihn, mit ihr nach dem Alexander-Platze vorzugehen, weil dieser Schritt das Vertrauen des Volkes beleben und von günstiger Wirkung sein würde. Der General wollte sich einem solchen Antrage nicht entziehen und faßte auch später in Folge vielseitiger Bitten, während die Deputation in das Schloß zurückkehrte, den Entschluß, nach der, von einer Handvoll Grenadieren heldenmüthig vertheidigten Alexander-Kaserne zu gehen, um auch hier, dem erhaltenen Befehl gemäß, das Feuer einstellen zu lassen. Möllendorff war jedoch kaum in der Nähe der Prenzlauerstraße angelangt, als er von einer bewaffneten Rotte umringt und, plötzlich von hinten des Degens beraubt, gefangen genommen wurde. Nur die Unerschrockenheit einiger ehemaligen Soldaten rettete ihn vor schmählichem Tode. Er wurde nach dem Schützenhause gebracht und dort von rechtlichen Leuten, unter deren Beistand es ihm später gelang seine Wohnung, Pariser-Platz Nr. 7, zu erreichen, ehrenvoll behandelt.

Am Morgen des darauf folgenden Tages (20. März) erschien der General Möllendorff, welcher seine vom Pöbel bedrohte Wohnung verlassen mußte, unerwartet und in Civilkleidung auf dem Kasernenhofe des 1. Bataillons Kaiser Franz-Regiments.

Mit unendlichem Jubel wurde er von Offizieren und Soldaten empfangen und durch den ältesten anwesenden Hauptmann, Grafen Blumenthal*), von den obwaltenden Verhältnissen in Kenntniß gesetzt. Ein längeres unthätiges Verweilen der Truppen in Berlin erschien auch dem General nicht räthlich; er berichtete darüber nach dem Schlosse und erhielt von dort aus den Befehl, nach Mitternacht die Stadt zu verlassen. In aller Stille trat das Bataillon den 21. März früh 2 Uhr an, und marschirte, von bewaffneten Bürgern geleitet, aus dem Halleschen Thore nach Teltow zu.

Als die Stadt im Rücken lag, athmete das Herz wieder frei; ein weit hinschallendes „Hurrah"! gab Zeugniß, daß der alte Muth das Herz wieder beseelte, daß man nicht die Stadt verlassen hatte, um sich zu retten, sondern, um sie wieder zu gewinnen, um dem Könige von Neuem eine feste Wehr und Waffe sein zu können.

Zwei Wochen nach diesen schmachvollen Tagen wurden die beiden Grenadier-Regimenter vermittelst der Eisenbahn von Spandau nach Rendsburg befördert und sowohl auf der Fahrt als auch in Hamburg, Altona und Rendsburg mit Laubgewinden und Fahnen, mit herzlichem Händedruck und tausendfachem Willkommen empfangen und überall auf das Festlichste bewirthet.

Möllendorff hatte auf Befehl des Königs in Potsdam verbleiben müssen, eilte aber, sobald es die Verhältnisse gestatteten, seiner Brigade nach und langte am 19. April in Rendsburg an*).

Am folgenden Tage begrüßte Möllendorff die Offiziere seiner Brigade und war am 21sten beim Empfange des Generals der Cavallerie von Wrangel zugegen, welcher den Oberbefehl über sämmtliche in den Herzogthümern befindlichen Streitkräfte erhalten hatte, und durch sein Erscheinen, den jugendlichen Prinzen Friedrich Carl an seiner Seite, die Truppen mit Siegesgewißheit erfüllte.

In der bald darauf am 23. April stattfindenden Schlacht bei Schleswig kommandirte Möllendorff die rechte Flügel-Kolonne, bestehend aus der Garde-Brigade, 2 Schwadronen Husaren, 12 Geschützen und 1 Pionier-Abtheilung.

Beim Beginn des Gefechtes überstieg der Vortrupp unter dem Oberst-Lieutenant Grafen Walbersee das unbesetzt gefundene Danewerk, und eine Husarenpatrouille sprengte in das unmittelbar dahinter gelegene Busdorf, um zu sehen, ob der Ort von dem sich dahin zurückgezogenen Feinde besetzt sei.

Möllendorff konnte sich nicht versagen, diesen Reitern zu folgen, um sich mit eigenen Augen von den jenseitigen Verhältnissen zu überzeugen. Er fand den oberen Theil des Dorfes frei, dagegen Unter-Busdorf vom Feinde besetzt, und sah, wie aus der Friedrichsstadt (der südliche, an Busdorf grenzende Stadttheil von Schleswig) Infanterie, Jäger und Artillerie herbeieilten, um womöglich die durch Ueberraschung verlorne Stellung am Danewerke wieder zu nehmen, was jedoch nicht gelang.

Um 12 Uhr erschien der Haupttheil der Möllendorffschen Brigade am Danewerk; das 2. Bataillon Kaiser Franz überschritt dasselbe, trotz der einschlagenden Granaten, und stellte sich darauf, durch Häuser gedeckt, hinter Busdorf auf. Hier stand der Fürst Radziwill mit dem General v. Möllendorff und beobachteten den Gang des Gefechts. Mehrere Granaten schlugen dicht bei beiden Generalen ein, welche unbekümmert darum nach dem Feinde blickten und hier und da einem jungen Soldaten lächelnd drohten, wenn dieser bei dem Sausen einer vorüberfliegenden Kugel unwillkürlich eine gebeugte Stellung annahm; selbst dem dringendsten Bitten, die weißen, dem Feinde als Zielscheibe dienenden Federbüsche von den Hüten abzunehmen, wurde nicht nachgegeben.

*) Der Bataillons-Commandeur Major von Falkenstein war verwundet.

*) Das zu Möllendorffs Brigade gehörende Garde-Schützen-Bataillon langte ebenfalls am 19. April in Rendsburg an.

Nachdem ein sicherer Ueberblick über die Gefechtslage gewonnen war, entsendete Möllendorff zwei Compagnieen rechts von Busdorff zur Unterstützung der Vorhut, und zwei Compagnieen links, um die Dänen von dem westlich von Busdorf gelegenen Erdbeerenberge zu vertreiben.

Die Dänen behaupteten sich jedoch auf dem Erdbeerberge und überschütteten die Angreifer mit einem solchen Hagel von Kugeln, daß vorläufig an eine Wegnahme dieser Stellung nicht zu denken war. Ein Tirailleurzug wurde sogar bewogen, einen bereits besetzten Knick erst einzeln, dann Truppweise zu verlassen und ohne Befehl zurückzugehen. Kaum gewahrte dies Möllendorff, als er, über mehrere Knicks wegkletternd, an Ort und Stelle eilte und die zurückgehenden Tirailleurs vordonnerte und wetterte, worauf diese nicht allein zu dem verlassenen Knick zurückkehrten, sondern auch bis zu dem nächst vorliegenden drangen.

Kaum war hier das Gleichgewicht wieder hergestellt, und Möllendorff auf seinen alten Platz, südlich von Busdorf zurückgekehrt, als gegen 1 Uhr die Dänische Brigade Bülow einen kräftigen Offensivstoß gegen die linke Flanke der Preußischen Aufstellung unternahm.

Möllendorff hatte kaum das Vordringen der Brigade Bülow gewahrt, als er zu dem, am Danewerk haltenden 1. Bataillon des Kaiser Franz Grenadier-Regiments eilte und dem Major v. Falkenstein den Befehl ertheilte, sich den Dänen entgegen zu werfen. Bevor jedoch der Befehl zur Ausführung kommen konnte, waren die Dänen bereits geworfen, worauf Möllendorff, um einen entscheidenden Offensivstoß auszuführen, das Vorrücken des gedachten Bataillons durch Busdorf befahl. Er selbst stellte sich mit dem Major v. Falkenstein an die Spitze; der Sturmmarsch ertönte, und durch Tirailleurzüge gedeckt, erreichte das Bataillon die Busdorf und Friedrichsstadt trennende Brücke. Hier wurde die Sturmkolonne von Kartätschenfeuer empfangen und Möllendorff von dem Blute eines getroffenen Grenadiers bespritzt, aber unaufhaltsam ward weiter vorgedrungen und die Friedrichsstadt in Besitz genommen, auch wurden gleichzeitig mehrere Hundert, durch die Vorhut von Riesberg vertriebene Dänen, zu Gefangenen gemacht.

Damit endigte die Theilnahme der Brigade v. Möllendorff an dem Gefecht bei Schleswig.

Die Lagerbedürfnisse, welche für einen Bivouac hinter dem Kograben bestimmt waren, konnten in der Nacht nicht rechtzeitig herbeigeholt werden, und ehe Möllendorff sein Quartier betrat und hier als die einzige sich gestattete Bequemlichkeit den Waffenrock mit dem Paletot vertauschte, sorgte er, der weißen Rüben auf dem Bivouacq bei Auerstädt gedenkend, für die bestmöglichste Verpflegung seiner Truppen aus Schleswig und Busdorf.

Nachdem die Bundestruppen am 24. April gegen 9 Uhr früh in Schleswig eingetroffen waren, um bei der Verfolgung der Dänen die Spitze zu nehmen, erhielt Möllendorff den Befehl, als Reserve zu folgen*). Er konnte daher keinen Theil an den Gefechten haben, welche noch an diesem Tage mit der Dänischen Nachhut stattfanden, und nahm am Abend sein Quartier im Idstedter Krug ($1\frac{1}{2}$ Meile nördlich Schleswig), wo in vergangener Nacht das Dänische Hauptquartier gelegen hatte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Jütland concentrirte der General v. Wrangel die Preußischen Truppen bei Flensburg und ertheilte Möllendorff den Befehl am 5. Juni seine Truppen**) auf der Straße von Bau über Rübel nach Apenrade zusammen zu ziehen und dann gegen diese Stadt vorzugehen.

Dieser Vormarsch unterblieb jedoch, da die Dänen Apenrade bereits geräumt hatten und nach Alsen zurückgekehrt waren. Dagegen erhielt Möllendorff, welcher seine Truppen bei Kliplev und Seegard gesammelt hatte, gegen Mitternacht den Befehl, ohne Aufenthalt nach dem Sundewitt aufzubrechen.

Der Angriff auf die Dänische Stellung hatte zwar zu dem erwünschten Erfolge, den Gegner in seine Schanzen zurückzuwerfen, geführt, aber die diesseitigen Streitkräfte waren doch nicht hinreichend gewesen, um alle hier erlangten Vortheile festzuhalten, und so war die Heranziehung der Garde-Brigade nothwendig geworden. In Folge des erhaltenen Befehls ließ Möllendorff sofort antreten und erschien nach einem anstrengenden Nachtmarsche am frühen Morgen des 6. Juni bei Satrup, wo sofort das Bivouacq bezogen wurde.

Möllendorff konnte von einem nahe liegenden Hügel das gestrige Schlachtfeld überschauen und die Dänischen Schanzen, von deren Angriff man jedoch abstand, wahrnehmen.

Am 7. Juni führte er die Brigade aus dem Bivouacq zurück und verlegte sie in Cantonnirung, er selbst nahm sein Quartier in Kliplev ($1\frac{3}{4}$ Meile südlich Apenrade).

Beim späteren Vormarsch gegen Jütland bildete die Garde-Brigade v. Möllendorff die linke Flügel-Colonne, bezog am 29sten Abends bei Ober-Jersdal*) und Arnitlund (2 Meilen südwestlich Hadersleben) Bivouacq und brach Tags darauf früh um 6 Uhr in der Hoffnung auf, daß es heute zur entscheidenden Schlacht kommen werde.

Die Dänen hatten bereits in der Nacht zum 30sten Hadersleben geräumt und eilten jetzt der aus politischen Rücksichten nicht zu betretenden Jütländischen Grenze zu, so daß es Preußischer Seits nur den Husaren der Vorhut vergönnt war, dem Feinde ins Auge zu sehen und kleine Reiterscharmützel mit ihm zu bestehen.

Möllendorff nahm, ohne Widerstand zu finden, von Christiansfelde Besitz und verlegte von hier aus am 1. August, als die Linien-Brigade gegen die Jütländische Grenze vorgeschoben wurde, sein Quartier nach Apenrade, um eintretenden Falles sowohl die Linien-Brigade als die im Sundewitt stehenden Bundes-Truppen unterstützen zu können. (Forts. folgt.)

*) Das 1. und 2. Bataillon Kaiser Franz blieben zur Besatzung von Schleswig und Eckernförde zurück.

**) Die beiden Grenadier-Bataillone des Regiments Kaiser Franz waren aus Schleswig herangezogen worden.

*) Hier in Jersdal und früher auch schon in Bau, wo der General von Möllendorff, an einem Fußübel leidend, einige Tage zu seinem größten Unmuthe das Zimmer nicht verlassen durfte, hatte der Soldatenfreund die Ehre, den General zu sehen und zu sprechen. Mit gewohnter Freundlichkeit äußerte der General: „Na, ich bin neugierig, was wir im Soldatenfreund zu lesen bekommen werden, wenn wir hier aufgeräumt haben!“ Der General war nämlich vom Entstehen des Soldatenfreundes an bis zu seinem Tode Abonnent und hatte immer ein freundliches Wort für ihn. L. S.

In Folge meiner Bitte in Nr. 26. dieses Blattes sind mir ferner zugegangen:

Von Ungenannt 2 Thlr. Vom Herrn Freiherrn v. P. aus Parey einen halben Louisd'or. Vom Herrn Grafen von K. aus Stralsund 2 Thlr. Vom Herrn v. G. aus Schrimm 4 Thlr. Vom Herrn v. S. aus Marburg 5 Thlr. Vom Herrn v. R. M. 1 Thlr. 15 Sgr. Vom Herrn v. F. P. aus Charlottenburg 2 Thlr. Vom Herrn v. P. aus Neu-Tomysl 3 Thlr. Vom Herrn v. K. aus Gerurode 4 Thlr. Vom Herrn Grafen v. C. auf Rützen 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der in Nr. 28. dieses Blattes aufgeführten Beträge zusammen 121 Thlr., wofür ich im Namen des schwergeprüften Mannes — wenn schon durch Abwesenheit von hier etwas verspätet — doch um so inniger danke, als es durch gütige Verwendung zweier Herren Ordensritter gelungen ist, demselben wieder eine dauernde Stellung zu verschaffen. Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hidethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Tedebur.

Nr. 36. **Berlin, den 4. September 1861.** **Nr. 36.**

Vom evangelischen Diakonissenwesen.

(Aus Dr. L. Wiese: Von Gelübden im evangelischen Sinn. S. 39–42.)

„Beim Beginn der Stiftungen Fliedner's schrieb Herr v. Radowitz, er glaube nicht an ein dauerndes Gelingen von dergleichen protestantischen Versuchen, weil das sacramentale Band fehle; und ohne bindende Gelübde könne eine gänzliche Hingebung des Daseins, ein gänzliches Lösen von allen Banden des Lebens, nicht erwartet werden. Fliedner's und ähnliche evangelische Institute hätten zu den Congregationen der barmherzigen Schwestern und Brüder das Verhältniß eines gewöhnlichen Tisches zu einem Altar. Andere katholische Stimmen sprachen davon als von Gewächsen, die vom katholischen Boden in den protestantischen versetzt, auf diesem immer Treibhauspflanzen bleiben würden, die weder die Glut noch den Frost des Lebens würden ertragen können.

Die seitdem vergangenen etwa dreißig Jahre sind allerdings keine lange Zeit der Probe; aber der ruhige und sichere Fortgang, welche diese evangelischen Gemeinschaften genommen haben, läßt eine Bewährung mit Zuversicht hoffen. Die den Eintritt Begehrenden werden meist sorgfältig geprüft und haben eine Probezeit zu bestehen; in mehreren Diakonissenhäusern geschieht danach die Einsegnung zu dem Amt, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß es weder ein Kloster- noch Ordensgelübde, sondern aus freier evangelischer Liebe die Unterwerfung unter eine feste Ordnung sei; sie versprechen Gehorsam, Willigkeit und Treue mit Ja und Handschlag; knieend empfangen sie die Einsegnung.

Es ist keine Ungeduld auf Erweiterung und Ausbreitung der Sache da; man will sie nicht machen, sondern sie werden lassen. Das ist der ermuthigende Eindruck, den man aus der Geschichte aller dieser Stiftungen empfängt.

Und das Vertrauen und die Treue sind nicht ungesegnet geblieben. Nicht nur, daß diese Vereinigungen, unter Betheiligung der ersten Geschlechter des Landes, sich alle erweitert, zahlreiche Nachahmung in allen protestantischen Ländern gefunden und ihre Wirksamkeit an Kranken-, Siechen-, Rettungs-, Armen- und Erziehungshäusern, immer weiter, auch über Europa hinaus, ausgedehnt haben, sondern auch innerlich befestigt sich ihre Ordnung; und die Rückwirkung auf die, welche sich um Christi willen dem Werk der Liebe widmen, tritt immer deutlicher hervor. Es ist eine nun schon unzählige Mal an Diakonissen gemachte Wahrnehmung, daß sie diese Zugehörigkeit zu einer auf Gottes Wort gegründeten Ordnung und Gemeinschaft, die Freude, von der ihnen verliehenen Kraft einen heilbringenden Gebrauch machen zu können, für ein großes Lebensglück halten; und die Vorhersagung auf katholischer Seite, daß in der einer Jeden gelassenen Freiheit der Entschließung eine für die menschliche Natur zu starke Versuchung liegen werde, hat sich nicht bestätigt. Gewiß hat manche gegen Antipathie, Laune, Verzagtheit anfangs keinen leichten Kampf; aber selten ist es, daß er die Züge einer schmerzlichen Entsagung hinterläßt: die meisten empfinden es bald als eine Wohlthat, von der Willkür eines unbeschäftigten oder geringeren Zwecken dienenden Lebens erlöst zu sein. Welche Schätze von Kräften der Liebe und des Geistes werden dadurch wirksam gemacht, die sich vorher nutzlos oder einsam verzehrten!

Für viele sorglos dahin lebende Menschen kommt doch früher oder später eine Zeit, daß sie erschrecken, noch nicht daran gedacht zu haben, daß das Leben eine Aufgabe hat, und welche es sei; und mit dem tiefen Bedürfniß der menschlichen Seele, Liebe zu erfahren, ist auf's engste verbunden das andere, Liebe zu üben im Thun. Wie Viele, denen es versagt ist, dies in dem natürlichen Verhältniß der Ehe und Familie zu erreichen, und besonders Solche, die den Betrug der Liebe gründlich kennen gelernt haben, die nur das Ihre sucht, machen an das Leben nur den Anspruch, Andern in Liebe dienen zu können; und ist nicht die natürliche Liebesfähigkeit auch eins von den anvertrauten Talenten, die wuchern sollen für das Reich Gottes? Sie begehrt dies um so stärker, je mehr sie durch den Glauben geläutert und befestigt ist. Es ist keiner seinetwegen da, sondern, wie Luther sagt, „ein Christenmensch lebet nicht ihm selber, vielmehr Christo und seinem Nächsten: Christo durch den Glauben, dem Nächsten durch die Liebe.“ Da erfährt er die Seligkeit der gebenden Liebe, die immer zugleich eine empfangende ist, und lernt, daß die Menschen lieben auch für sie leiden heißt.

Es sind köstliche Erfahrungen, welcher Anstrengungen an Leib und Seele auch scheinbar schwache Kräfte fähig sind auf diesem Grunde des Glaubens und der Berufsgemeinschaft, und wie da Einer am Andern Vorbild,

Ermuthigung, Stütze und Ergänzung hat. Alles dies und die Gemeinschaft des kirchlichen Lebens und des Gebetes, ferner auch im Aeußeren, der geordnete Zusammenhang mit einem Ganzen, eine Heimath, und die Sicherheit gegenseitiger Fürsorge in aller Noth, bindet fest und innig. Die Wahrnehmungen dessen, was an den Einrichtungen noch mangelhaft und zu bessern ist, haben verschiedene Seiten der inneren und äußeren Organisation betroffen: das Fehlen des Gelübdes ist niemals als ein Mangel empfunden worden: das, wozu es dienen sollte, wird sicherer auf dem Wege evangelischer Freiheit erreicht. Wird Mancher anfangs der Gehorsam des Glaubens schwer, so drängt sich doch auch keine menschliche Autorität zwischen Gott und ihre Seele, sie hat es mit Gott allein zu thun; und dringt sie durch, „so ist das, was so gewonnen wird, schöner, wirksamer, christlicher, als alle Gelübden-Werk-Heiligkeit."

Nachruf.

Wir brauchen Männer von Eisen, wir brauchen Männer wie Stahl. „Alle Zeit gerüstete Helden — treue Streiter für die Sache und Ehre des Herrn" — wie der Einer war, den man am 18. Aug. hier zur Ruhe bestattete — Dr. Friedrich Julius Stahl.

Lassen wir einige Worte desselben „zum Gedächtniß Sr. Majestät des hochseligen Königs Friedrich Wilhelms IV. und seiner Regierung, Vortrag, gehalten im evangelischen Verein zu Berlin am 18. März 1861" als Thaten seines Geistes reden.

„Am 15. Oct. (1848), an seinem Geburtstag, erhob sich der König. Obwohl noch ohne Wehr und ohne Schutz kündigte er der Revolution den Gehorsam auf, da sie ihm an ein unmittelbar göttliches Gebot, an die Obrigkeit von Gottes Gnaden tastete. Bald darauf im November vollbrachte er durch sein unbedingt ergebenes Heer und durch Diener von „aufopfernder Treue" ihre vollständige Niederwerfung. Und nun auf der Höhe des Sieges, im vollen Besitze der Gewalt blieb er treu seiner Menschlichkeit und Milde, treu seinem ursprünglichen Vorsatz, den Kampf der Zeit mit geistigen Waffen zu führen, treu seiner christlichen Rechtschaffenheit, die Folgen eigner That zu tragen, kein Wort zu brechen, wenn es nicht wider das Recht oder wider das göttliche Gebot ging. Er übte nicht Rache, kein Bluturtheil, keine Verletzung der Rechtsformen haftet an seinem Triumph. Er entband sich nicht von der Zusage, welche die widerrechtliche Erhebung ihm abgerungen. Es ist ein Spiegel sorgfältiger Gewissenhaftigkeit in seiner Rede vor dem Schwur auf die Verfassung, wie er die alte unvertilgbare Pflicht gegen die geheiligten Ordnungen Gottes und die geschichtlichen Ordnungen seines Landes, und die neu übernommene Pflicht gegen das Werk „des thränenwerthen Jahres" unter einander abwägt und in Einklang setzt, und nur in diesem Einklang sie mit seinem Eide bekräftigt. Dem König ward aber auch der Lohn, daß er durch die geistigen Waffen wirklich überwand. Es wurden in Preußen die umgestürzten Pfeiler monarchischer Ordnung wieder aufgerichtet nicht so sehr durch die Gewalt des Königs als durch die Treue gegen den König, sie wurden wieder aufgerichtet nicht durch Bürgerblut und Verfolgung, sondern durch die Herausstellung des Rechts und der Wahrheit im Kampfe der Geister. Preußen gab das Beispiel einer Loyalität des Königs und einer Loyalität der Nation, wie es in der Geschichte wenig Vorgänge hat." — —

„Für das allgemeinste und oberste Problem der Gegenwart und aller kommenden Geschlechter, für den Sieg des christlichen Glaubens über den verneinenden Geist der Zeit hatte er kein Laviren. Da nahm sein königliches Schiff den majestätisch geraden Zug durch Wind und Wellen. Das reiche Glaubensleben, das die Gnade Gottes in unsern Tagen wieder erweckt hat, wuchs und gedieh unter seiner Pflege. Er schirmte es wider die Anläufe, denen es jetzt in andern deutschen Ländern zu erliegen in Gefahr ist. Er setzte das Bekenntniß unsers heiligen Glaubens wieder in seine volle rechtliche Geltung mit milder aber fester Hand. Er eröffnete den Gaben, die Gott gewirkt, ihr Arbeitsfeld, berief die rechten Werkzeuge in das Predigtamt und auf den Lehrstuhl. Er stellte das kirchliche Gesangbuch wieder her gegen die Verfälschung und Verflachung des Unglaubens. Er führte die entchristlichte Volksschule und entchristlichte Schullehrerbildung wieder zurück auf den christlichen Boden. Er kam dem Zug nach christlicher Liebesthätigkeit, der in unsern Tagen die evangelische Kirche so mächtig ergriffen, zu Hülfe, und gründete ihr neue großartige Anstalten, wie sie in der Geschichte des Protestantismus ohne Vorgang sind. Institute, die im Laufe der Zeit völlig veräußerlicht und erstarrt waren, hauchte er einen Odem christlichen Lebens ein und machte sie fruchtbar zu Werken der Liebe. Er gewährte der Kirche die äußeren Mittel, die Kirchen, die er baute und häufig selbst einweihte, sind ohne Zahl. Er stellte die verfallene christliche Ordnung und christliche Sitte wieder her, der Sonntag ist im Lande wieder geheiligt, und der tief gewurzelte Schade der Ehescheidungen minderte sich wenigstens vor seinem energischen Angriff. Er gab der evangelischen Kirche ihr ureignes kirchliches Regiment wieder. Und weit über die Gränze seines Gebietes hinaus war er ein Schutzherr des evangelischen Glaubens gegen rationalistische, katholische, muhamedanische Verfolgung."

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Obrist Lieutenants A. v. Witzleben.)

III.

Berlin. Schleswig. Jubiläum.

(Fortsetzung.)

Der am 26. Juli abgeschlossene und am 1. September verkündete Waffenstillstand endete für dieses Jahr den Feldzug. Die Preußischen Truppen marschirten nach der Heimath zurück, und Möllendorff traf am 18. September in Potsdam ein, um hier dem Durchmarsche seiner

Bataillone beizuwohnen, welche reich mit Blumen und Kränzen geschmückt, von dem Könige auf das Erhebendste begrüßt wurden.

Das Kaiser Alexander-Regiment wurde in die Gegend von Luckenwalde, das Kaiser Franz Grenadier-Regiment in die Gegend von Teltow, das Garde-Schützen-Bataillon in die Gegend von Löwenbruch in Cantonnirung verlegt. Möllendorff nahm sein Hauptquartier in Teltow und ward hier für die Schlacht bei Schleswig mit dem schönsten aller Militairorden, dem Orden pour le mérite geschmückt.

Er war in der Schlacht ein leuchtendes Vorbild der Tapferkeit gewesen, hatte mit großer Selbstverleugnung alle Anstrengungen und Entbehrungen mit dem Soldaten getheilt und sich keine Bequemlichkeit gestattet, welche nicht auch dem gemeinen Mann erlaubt gewesen wäre.

Standen die Truppen seiner Brigade auf Vorposten, so war er, wie weit auch das Brigade-Quartier zurückliegen mochte, bei Tag und bei Nacht gestiefelt und gespornt und stets bereit, in den Sattel zu steigen. Mit scharfem Auge hatte er gewacht, daß die strasse Mannszucht nicht nachließ, und war dabei unablässig für das Wohl seiner Untergebenen besorgt gewesen. Dafür aber konnte Möllendorff wie irgend ein General auf die Ergebenheit seiner Truppen bauen.

Fast zwei Monate lang, eine harte, aber wohl überstandene Prüfungszeit für die Disciplin, lag die Brigade unthätig in ihren Cantonnirungs-Quartieren, während in Berlin die Revolution immer weiter um sich griff. Sollte das theure Vaterland nicht untergehen, so mußte die rettende Hand bald erscheinen, und sie erschien. Schon am 15. September hatte der König den General v. Wrangel zum Oberbefehlshaber in den Marken ernannt: am 8. November übernahm der General-Lieutenant Graf v. Brandenburg das Präsidium des neugebildeten Ministeriums.

Die Verlegung der National-Versammlung von Berlin nach Brandenburg wurde an demselben Tage angeordnet, allein die Mehrzahl der Abgeordneten verweigerte, von dem Beifall der gesammten Demokratie umrauscht, dem Königlichen Befehle den schuldigen Gehorsam. Die offene Revolution war proklamirt.

So standen die Verhältnisse, als am 10. November Mittags 1 Uhr Möllendorff mit seinen Grenadieren auf der Chaussee am Kreuzberg hielt; zur Rechten den mit Schweiß getränkten Uebungsplatz, zur Linken das mit theurem Herzblut erkaufte und den Helden der Befreiungs-Kriege geweihte Denkmal, vor sich die dem Revolutions-Taumel verfallene Stadt und das Hallesche Thor, aus welchem in jener Nacht, am 20. März, stumm und lautlos Möllendorff und ein Theil der hier anwesenden Truppen ausgezogen war. Jetzt galt es, die Hauptstadt dem Könige zurück zu erobern, und vom General v. Wrangel geführt, Möllendorff an der Spitze, zog die Brigade mit klingendem Spiele und dem herzerwärmenden Marsche: „Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein", durch das verhaßte Thor ein. Die Truppen fanden keinen Widerstand, besetzten die öffentlichen Gebäude der Stadt, und Möllendorff nahm sein Quartier im Schauspielhause, später im Palais des Prinzen Carl und endlich im Cadetten-Corps.

Selbst die Entwaffnung der Bürgerwehr, welche Möllendorff in der Friedrichsstadt zu leiten hatte, gab zu keinem Kampfe Anlaß. Doch nur allmählich kehrte die Ruhe zurück, erhielt das Gesetz neue Kraft, und erst Mitte des Jahres 1849 konnte Möllendorff seine alte Privatwohnung auf dem Pariser Platze wieder beziehen. Der König, die Verdienste des Generals Möllendorff anerkennend, und zu ihm, wie sein in Gott ruhender Vater von großem Vertrauen erfüllt, ernannte ihn 1850 zum Commandeur der Garde-Infanterie und ein Jahr später zum General-Lieutenant. Das Commando der Garde-Infanterie umfaßte, einschließlich des Lehr-Bataillons, 17 Garde-Bataillone und 24 Garde-Landwehr-Bataillone 1. und 2. Aufgebots, also im Ganzen 41 Bataillone.

Was Möllendorff in dieser hohen, einflußreichen Stellung geleistet hat, ist in der Armee noch in frischem Andenken. Er war bestrebt, die Garde-Infanterie auf die höchste Stufe militairischer Ausbildung zu bringen, und in mehr als einer Hinsicht ist ihm dies auch geglückt. Seine reichen Erfahrungen, sein praktischer Blick in allen militairischen Angelegenheiten machten ihn zu einer Persönlichkeit, deren Stimme man bei jeder wichtigen Frage zu Rathe zog. Möllendorff war begabt mit einem scharfen, praktischen Verstande und großer Menschenkenntniß. Die vollendete Herrschaft, welche er über seine Untergebenen ausübte, war begründet in der Hochachtung und Liebe, welche er sich durch seine eigene Pflichttreue und durch sein, sich stets gleich bleibendes Wohlwollen erwarb. Es bestand, ohne der militairischen Zucht zu nahe zu treten, zwischen ihm und seinen Untergebenen ein seltenes, wahrhaft patriarchalisches Verhältniß. Sein Lob war ein großer Lohn, seine Unzufriedenheit eine harte Strafe, und doch war sein Tadel, mochte er dem Einzelnen oder einem ganzen Truppentheil gelten, niemals verletzend oder niederdrückend; Möllendorff erhob vielmehr den Betreffenden durch seine, wohl zu Herzen gehende Rüge, oder seinen, das innere Mark treffenden Tadel, über die gerügten Fehler empor, so daß dieser, statt gebeugt, sittlich gehoben von ihm schied.

Die Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen nahm in dem erweiterten Wirkungskreise auch größere Verhältnisse an. Vieles von dem, was er erstrebte, blieb verborgen, und nur seine eigenhändigen, in den Archiven der von ihm befehligten Truppenkörper aufbewahrten Entwürfe vermögen vollständig nachzuweisen, wie er sann und arbeitete, das Loos des Soldaten zu verbessern.

Seit der Zeit, wo Möllendorff im Jahre 1811 in das volle Lieutenants-Gehalt einrückte, war er nie in Geldverlegenheit gewesen. Nur in seiner Kleidung und in Pferden trieb er Luxus, sonst liebte er in allen Dingen die Einfachheit, soweit sie sich mit seiner Stellung vertrug. In seinem Hause fand man ihn, von früher Morgenstunde an, im Uniformsoberrocke, später in dem ihm liebgewordenen Paletot, entweder mit dienstlichen Arbeiten oder dem Studium eines militairischen Werkes beschäftigt.

Exercirten die Regimenter oder Brigaden, so erschien er auf dem Uebungsplatze, den Truppen einen guten Morgen wünschend und diesem oder jenem Offizier ein freundliches Wort spendend. Waren keine Uebungen, so liebte er es, am Nachmittag mit vertrauten Freunden einen Ritt

durch den Thiergarten zu machen. Meist aß er allein auf seinem Zimmer, freute sich aber sehr, wenn seine Söhne, welche in dem Vater zugleich den treuesten Freund verehrten, aus Potsdam herüberkamen und Theil an seinem Tische nahmen.

Gern nahm er auch dann und wann an dem Offiziertische eines seiner Regimenter Theil, und allgemein war die Freude, wo er erschien. Er belebte die Unterhaltung und beengte Niemand durch seine Gegenwart, denn Jedermann wußte, daß er den Frohsinn liebte, und daß er sich nirgends wohler als im Kreise von Kameraden befand.

Bei allen, von den Offizier-Corps gegebenen Festen hielt er auf strenge Einfachheit, dagegen war er aber im Kreise alter Freunde kein Verächter einer wohlbesetzten Tafel. Des Abends war er gern zu Haus, und freute sich, wenn sich dann dieser oder jener Freund zu einer Tasse Thee bei ihm einfand.

Seine Treue für den König, seine Hingebung für das ganze Haus der Hohenzollern prägte sich in allen seinen Handlungen aus; dafür ward er auch reich belohnt durch die stete Gnade des Königs, sowie durch das hohe Wohlwollen, welches ihm alle Mitglieder der Königlichen Familie schenkten. Die heilig aufbewahrten Briefe des Hochseligen, wie des gegenwärtig regierenden Königs und des jetzigen Kronprinzen sind sprechende Beweise hierfür, und doch nur schwach gegen das volle Vertrauen, welches sich in dem persönlichen Verkehr mit ihm kundgab. Bei alledem blieb Möllendorff jeder Ueberhebung fremd, und so erregten alle Auszeichnungen, die ihn trafen, allgemeine Freude, und nie ward der Mißton des Neides laut.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Die deutschen Ritter im Burzenlande. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens von Friedrich Philippi. Kronstadt. 1861. 140 S. 8. (Separatabdruck aus dem Kronstädter evangelischen Gymnasial-Schulprogramm vom Jahre 1860/1.)

Klingt es nicht wie ein Wunder, wenn wir vernehmen, daß die kurze Zeit von dem Jahre 1211, in welchem von dem Könige Andreas von Ungarn die Einladung an den deutschen Orden erging, das wüste und bis dahin unbewohnte Burzenland im Südosten Siebenbürgens als ein Lehn der ungarischen Krone in Besitz zu nehmen, was sofort im Gefolge von deutschen Kolonisten geschah, bis zum Jahre 1226, wo der Orden das Land einbüßte und einer andern Berufung nach Preußen folgte, ausreichend war, bis auf die Gegenwart jenem Lande den Stempel deutscher Kultur und Gesittung aufzudrücken?

„Was die Burzenländer Sachsen heute noch sind und haben" — so berichtet der Verfasser dieser lesenswerthen, trefflichen Schrift — „das verdanken sie, nächst dem König Andreas II., dessen Werk ja die Ansiedlung im Burzenlande war, zumeist den deutschen Rittern, welche unsere Vorältern ins Land riefen, und durch ihre weisen Einrichtungen und vielfältigen Bemühungen den Grund legten zur spätern Blüthe des Landes. Kultur und Gesittung breiteten sich nicht nur in Burzenlande, sondern auch in den Nachbarländern aus; Industrie und Handel entstanden und entfalteten bald ihre goldenen Schwingen; deutsche Sitte, deutscher Glaube, deutsches Wort und deutsche Kraft heimten sich im fernen Osten mitten unter rohen, wilden Völkern ein, und deutsche Männer wurden des Reiches glänzende Zier und sichere Stütze. Und wer weiß, wie ganz anders die Zukunft Europa's sich gestaltet haben würde, wenn dieselbe schaffende Urkraft, welche an den Ufern der Weichsel und der Ostsee so blühende Handelsstädte und so reiche Kolonien hervorrufen und eine Monarchie wie die Preußische begründen konnte, von den Burzen aus immer weiter gegen Osten vorgedrungen wäre und in den gesegneten Ländern an der untern Donau und am schwarzen Meere, Deutschthum und Gesittung verbreitend, festen Fuß hätte fassen können. Europa wäre sicherlich nicht Jahrhunderte lang von den barbarischen Türken bedroht und verheert worden, und auch jetzt noch würde Europas Sicherheit und Frieden vielleicht nicht so oft gefährdet und gestört werden, Licht und Schatten wäre vielleicht anders in Europa vertheilt, wenn der Orden seine Besitzung im Burzenlande hätte behaupten können." —

„Für uns, die wir uns so gerne mit den Thaten unserer Vorfahren brüsten und ruhig genießen, was sie uns erkämpft und als sicheres Besitzthum hinterlassen haben, soll die Geschichte jener Tage, sollen die steinernen Augenzeugen ihres Wirkens und ihrer Thaten eine ernste Aufforderung sein, nicht zu ermatten in dem von ihnen begonnenen Werke der Kultur, sondern vorwärts zu schreiten auf dem eingeschlagenen Pfade, nicht nur zu genießen, sondern auch selbst Neues, Edles und Gutes zu schaffen, damit unsere Nachkommen auch mit Stolz und Bewunderung auf uns zurückblicken können, wie wir auf unsere Vorfahren!"

Hätten doch auch unsere Gymnasien solcher mit Liebe zum Vaterlande der Geschichte desselben sich zuwendender Progamme recht viele aufzuweisen! und fänden doch auch hier des Dichters L. Uhland Worte tiefe Beherzigung:

An unsrer Väter Thaten
Mit Liebe sich erbau'n,
Fortpflanzen ihre Saaten,
Dem alten Grund vertrau'n;
In solchem Angedenken
Des Landes Heil erneu'n;
Um unsre Schmach sich kränken,
Sich unsrer Ehre freu'n;
Sein eignes Ich vergessen
In Aller Lust und Schmerz:
Das nennt man wohlermessen
Für unser Volk ein Herz.

L. v. L.

Die gefürstete Linie des uralten und edlen Geschlechts Kinsky. Ein geschichtlicher Versuch von J. E. Falkmann. Prag. 1861. 76 S. 8.

„Der häufige Wechsel von Fülle und Dürftigkeit des Stoffes mußte nothwendig auch einigen Einfluß auf die Form der Darstellung üben," welche der Verf. aber auch nur angesehen wissen will als einen Versuch, in gedrängter Kürze das Wichtigste zu geben aus dem fürstl. Archive, welches vor etwa 30 Jahren von Palacky gesichtet und mit beglaubigten Copien wichtiger Dokumente versehen worden ist. Die Stammes-Gemeinschaft mit der ausgebreiteten, nicht minder ausgezeichneten, und keineswegs „obscuren" Familie der Tettau wird hier, ebenfalls Palacky folgend, auf das Entschiedenste zurückgewiesen. L. v. L.

Zur Aufhilfe eines hart bedrängten Mannes sind mir auf meine Bitten in Nr. 26 und 28 dieses Blattes noch nachträglich zugegangen: Vom Herrn G. v. A. aus Berlin 5 Thlr. Unter Hinzurechnung der früheren Beträge zusammen 126 Thlr.

Herrlich.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hicthier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 37. **Berlin, den 11. September 1861.** **Nr. 37.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Post-Aemtern, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Von dem „British Syrian Relief Fund" zu London, sind dem Johanniter-Orden als ein Beitrag zur Erbauung eines Johanniter-Krankenhauses in Syrien, resp. zu der vom Orden daselbst gegründeten Krankenpflege 150 £ Sterling (1000 Thlr.) gezahlt worden.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saida in Syrien.

(Auszug aus einem Berichte des Hausvaters Wichmann, d. d. Saida 6. August 1861.)

„Sie wollen gütigst verzeihen, daß ich diesmal mit meinem Berichte 8 Tage später komme als unser Arzt, aber es war mir am Ende voriger Woche nicht möglich, die darauf bezüglichen Arbeiten zum Abschluß zu bringen, da ich leider heute vor 8 Tagen vom Fieber befallen wurde, das diesmal mit sehr starken Schmerzen in der Brust verbunden war, die wahrscheinlich rheumatisch sind. Dem energischen Eintreten des Herrn Dr. Lorange sowohl mit innerlicher als äußerlicher Behandlung meiner Krankheit habe ich, nächst Gottes Gnade, es zu danken, daß ich so bald hergestellt bin. Ich bin jetzt Gottlob ziemlich wohl, ebenso die andern Brüder. Das war aber auch sehr nöthig, denn wir haben im verwichenen Monat sehr viel zu thun gehabt.

Der Monat Juli begann mit einem Bestande von 23 Kranken,

im Laufe desselben kamen hinzu 65

88

davon sind: gestorben 2

und entlassen 56 58

so daß wir diesen Monat August angefangen haben mit einem Bestande von . . . . . 30 Kranken.

Die Durchschnittszahl der täglich im Hospital verpflegten Kranken ist diesmal 27½, gewiß das günstigste Resultat, das wir mit unsern jetzigen beschränkten Räumlichkeiten nur verlangen können.

Trotzdem würde es ein falscher Schluß sein, wollte man denken, diese bedeutende Hülfe sei allein den Flüchtlingen, oder überhaupt den syrischen Christen allein zu Gute gekommen. Ueber die Hälfte unserer Pfleglinge besteht aus Muhamedanern und Metawelis. Es hat dies, ich muß es gestehen, mir zu mancherlei Gedanken Anlaß gegeben, aber einmal hören die Christen, in specie die Flüchtlinge, darum nicht auf, in Krankheitsfällen unsere Hülfe in Anspruch zu nehmen (obwohl die Zahl der Flüchtlinge hier bedeutend abgenommen hat und noch fortwährend abnimmt), dann ist ja auch die Aufnahme der Kranken nicht meine, sondern des Arztes Sache, und endlich scheint es mir auch gar schön und richtig, daß ein christliches Hospital, wie das unsrige hier zwischen beiden Lagern als vollkommen neutraler Boden sich herausgebildet hat, auf dem die sich sonst bis auf den Tod hassenden Glieder der allerverschiedensten Religionen und Religionsparteien friedlich neben einander hergehen und mit einander umgehen, da allen die gleiche Erweisung christlicher Barmherzigkeit zu Theil wird, die ein Ausfluß der vom Himmel gekommenen Liebe ist, die die ganze Welt umfassen will — wenn sie sich nur will also umfassen lassen. Es würde aber auch nicht einmal den hiesigen Christen ein rechter Dienst geschehen sein, nach meinem Dafürhalten, wenn wir uns bei der Aufnahme von Kranken nur auf diese beschränkten, denn wir hätten denselben damit zu erkennen gegeben, daß wir eben so wie diese Armen, denen es doch an christlicher Erkenntniß mangelt, dem Beleidiger nicht verzeihen können, sondern meinen, ihn stets mit von Haß und Rachedurst erfüllten Herzen beobachten zu müssen. So hätten wir ihnen statt zu nützen, geschadet. —

Wenn ich oben gesagt habe, wir hätten stark zu thun gehabt, so ist der Grund davon nicht allein in der größeren Anzahl der Kranken zu suchen, sondern darin, daß die größere Anzahl der vorgekommenen Fälle zu den chirurgischen gehören. Da kamen Beinbrüche vor, frische und alte vernachlässigte Knochengeschwülste und Schäden, Hautkrankheiten bis zum Aussatz, Augenkranke von allen Graden, bis zu beinahe völliger Blindheit, einen mit den häßlichsten Geschwüren behafteten Knaben haben wir, an dem sichtlich die Sünden der Väter heimgesucht werden,

und der sammt einem Schwarzen, der an einer der gefährlichsten Stellen des Körpers einen Abscess hat, in fast stündlicher Todesgefahr schwebt. Da können Sie Sich denken, wie es bei uns hergeht. Doch mag dies Alles noch als nichts Besonderes erscheinen Dem, der Hospitäler kennt, aber es kommt die hiesige Witterung hinzu.

Tag für Tag haben wir seit länger denn 6 Wochen keine Temperatur unter 20 Grad Reaumur. Die finden Sie hier sowohl Morgens um 6 als Abends um 11 Uhr, und den Tag über geht's natürlich höher. Mittags ist's nie unter 25 Grad, und dabei hängt das Thermometer auf der kleinen Terrasse, die vor meinem Zimmer sich befindet, welche, den ganzen Tag Schatten bietend, dem Einfluß der Seeluft noch ausgesetzt ist. — In den Zimmern selber, und namentlich den unteren, wirkt die Hitze noch ganz anders. Und nun des Nachts, in der man von der Tagesarbeit doch gern ausruht, da flieht den Müden der Schlaf vor der Hitze, die die Mauern den Tag über in sich aufgenommen haben. Besonders schlimm daran waren in dieser Beziehung die anderen Brüder mit ihrem sehr niedrigen Zimmer. Zwei von ihnen machen sich jetzt allabendlich ein Lager auf der Terrasse zurecht. Dem sei aber nun, wie ihm wolle, wir sind getrost und arbeiten freudig weiter, denn wir sehen es, der Herr ist mit uns. Wie Mancher hat doch schon geheilt uns verlassen können, und wenn auch Viele nicht warten, bis sie von uns entlassen werden, sondern mitunter sogar halbgeheilt fortgehen, wir erfahren, daß sie wiederkehren, wenn sie draußen in der freien Luft nicht auscuriren.

Bis dahin sind wir ja auch unangetastet geblieben, ja ich glaube bald, es hat noch keiner uns eine böse Miene gemacht. Sogar das Gouvernement hat uns schon Kranke zugeschickt, obwohl, wie Sie wissen, ein türkisches Hospital hier errichtet ist. Es sind freilich keine Kranken darin; eben so steht das französische Hospital meist leer. — Unser Arzt hat sehr viel zu thun. Außer unsern Kranken nämlich und denen im Diakonissen-Hospital kommen noch viele, welche täglich oder alle zwei Tage sich Rath und Medicin holen, so daß der Arzt täglich wohl 80 Kranke zu behandeln hat. Ich fürchte nur, der Mann werde sich zu stark anstrengen und uns am Ende noch krank werden, zumal er gerade jetzt seit mehreren Tagen an starkem Kopfschmerz und Mattigkeit leidet, so daß er selber Medicin einnimmt. Gott wolle geben, daß dieselbe bei ihm anschlage.

Es bleibt mir nun noch übrig, Ihnen über den wirthschaftlichen Theil der Anstalt Bericht zu erstatten.

Unsere Ausgaben stehen in diesem verwichenen Monat etwas höher, als in dem unmittelbar vorhergegangenen" 2c.

Ueber die ehemalige Johanniter-Ordens-Comthurei zu Herford

ist kaum eine Notiz bis jetzt in die Oeffentlichkeit gelangt, und dennoch umfaßt ein im Jahre 1822 angefertigtes Repertorium der noch vorhandenen, gegenwärtig im Provinzial-Archive zu Münster aufbewahrten Urkunden nicht weniger als 167 Stück, wovon die älteste dem Jahre 1240 angehört.

Von denjenigen Urkunden, die in Beziehung zu der Familie v. Ledebur stehen, bin ich wenigstens im Stande folgendes Nähere mitzutheilen.

1460. Ernst v. Bevern, Commenthur des Hospital-Hauses zu Hervord, bestätigt, daß er an Gerd Ledebur eine jährliche Rente von 2 Rheinischen Gulden aus dem Godenhof im Kirchspiel Hoyel wiedereinlöslich verkauft habe.

1464. Heinrich Ledebur Knape bestätigt, daß er zum Heil seiner Seele an das Hospitalhaus von St. Johann zu Jerusalem in Hervord eine jährliche Rente von 7 Molt Korn aus dem Heneken Hause zu Lochusen im Kirchspiel Schotmer zu einer Memorie gegeben habe, damit in der Kirche dieses Hauses alle Jahr zu vier Zeiten, nämlich am Montag nach Allerheiligen, am anderen Montage vor heiligen drei Königen, am andern Montage in der Fasten und am andern Montage nach des heiligen Leichnamstage Vigilien und Seelmessen gehalten werden sollen.

1464. Bruder Diederich Ledebuer, Commenthur des Johanniter-Ordens in Hervord, bestätigt, daß Cort Schoteler sein Haus in der Cordesstraße an die Comthurei überlassen habe.

1464. Johann Tegeler, Richter der beiden Städte (Alt und Neustadt) Hervord, bestätigt, daß Diederich Ledebur, Commenthur des Hospitalhauses von St. Johann, wegen der Zubehörungen des Beckmannshofes mehrere Zeugen habe abhören lassen. (Urkunden den Hof betreffend von 1325, 1433, 1443, 1447 lagen bei.)

1495. Eggert und Johann, Gebrüder von Nagel bestätigen, daß sie von dem Commenthur Diederich von Ledebur das Poelhaus zu Scheplage auf 5 Jahr zu Lehn erhalten haben.

1467. Hartwig Olinchusen, Richter der Aebtissin zu Herford, Margaretha Gräfin v. Gleichen, bestätigt, daß Johann Cappel Knape an Diederich Ledebur Comthur eine jährliche Rente von 4 Gulden aus Kaisers Haus in der Bauerschaft Dingerdissen im Kirchspiel Oerlinghausen verkauft habe.

1473. Hermann Prekel, Richter der Aebtissin zu Herford, bestätigt, daß Diederich Ledebur Comthur und die übrigen Conventsherren des Johanniter-Ordenshauses zu Herford an Heinrich Ledebur Knapen eine jährliche Rente von 5 Rheinischen Gulden aus dem Overdiker Hause zu Hüffen im Kirchspiel Riemslo, aus dem Erbe Hoyle im Kirchspiel Hoyle, aus dem Beckmanns Erbe im Kirchspiel Herford verkauft haben.

1473. Dieterich Ledebur, Commenthur des Johanniter-Ordenshauses zu Herford, bestätigt, daß Cord Salomon, Bürger zu Herford, seinem Sohne Johann, des gedachten Ordens Conventual und Mitbruder, eine jährliche Rente von 6 Morgen aus den Renten der Stadt Herford mitgegeben habe. Mit dem Tode dieses Johann solle die Rente dem Ordenshause verbleiben.

1474. Notariats-Instrument, vermöge dessen Conrad Schoteler mehrere Vermächtnisse dem Commenthur Dietrich Ledebur des Johanniter-Ordenshauses zu Herford zuweiset.

1475. Johann Prebemole, Priester und Kirchherr der Heiligen drei Könige vor Hervord, übergiebt dem Com-

menthur Diederich v. Ledebur einen Kamp bei dem Ziegelhause auf 10 Jahr in Pacht.

1488. Vertrag zwischen Johann Ledebur und Boldewin v. Quernhem wegen verschiedener Forderungen an das Ordenshaus zu Herford.

1489. Heinrich Nisemann, Richter zu Sendenhorst, bestätigt, daß Merten Spade, Commenthur zu Herword, mehrere Zeugen wegen der Klage des Gert Ledebur gegen den alten Dornemann eidlich habe abhören lassen.

L. v. L.

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

III.

Berlin. Schleswig. Jubiläum.

(Fortsetzung.)

So war Möllendorff, so war seine Stellung, als am 3. März 1854 der Tag herannahte, an welchem er ein halbes Jahrhundert dem Könige und dem Vaterland treu gedient hatte*).

Nachdem ihm die Hautboisten des 2. Garde-Regiments zur Feier des Tages eine Morgenmusik gebracht hatten, überreichte ihm der commandirende General des Garde-Corps, Graf v. Gröben, ein huldreiches Schreiben des Königs und den Rothen Adler-Orden 1. Klasse in Brillanten mit Eichenlaub, und der Kaiserlich Russische Gesandte, Baron v. Budberg, den Alexander-Newski-Orden.

Der so mit hohen Orden geschmückte Jubilar wurde um 10 Uhr früh auf dem Kasernenhofe des Füsilier-Bataillons des 2. Garde-Regiments zu Fuß von den Offizieren und den Unteroffizieren der Garde-Infanterie empfangen, um hier durch den General-Major Graf v. Schlieffen, als den ältesten untergebenen General, einen prachtvollen Degen und ein kostbares Album entgegen zu nehmen.

Der Degen enthielt auf der einen Seite des Griffes, in Silber getrieben, die Figur eines Junkers vom Regiment „König", mit der Jahreszahl 1803, und auf der anderen Seite die Figuren eines Grenadiers, eines Jägers und eines Garde-Landwehrmannes mit der Jahreszahl 1854. Auf der schönen Damascener-Klinge standen auf einer Seite die Namen: „Auerstädt, Leipzig, Paris, Berlin, Schleswig," und auf der andern: „Durch Tapferkeit und Beispiel." Die Glocke des Gefäßes wurde durch 2 Preußische Adler gebildet, welche im Innern die Inschrift: „Die Offiziere der Garde-Infanterie ihrem väterlichen Führer," trug. Die Königlichen Prinzen: Carl, Friedrich, Albrecht (Sohn) und Adalbert nahmen als Offiziere der Garde-Infanterie an der Beglückwünschung Theil.

Der Prinz von Preußen war durch Unwohlsein abgehalten persönlich zu erscheinen; er übersandte dem Jubilar, mit einem eigenhändigen gnädigen Schreiben, sein Brustbild in Oel, dessen sinnig verzierter Rahmen Andeutungen auf die Feier des Tages und die Person des Jubilars darbietet. Das Schreiben Sr. Königl. Hoheit lautete:

„Fünfzig Jahre einer ehrenvollen und ruhmvollen Dienstzeit liegen nun hinter Ihnen. Wenige Offiziere wie Sie, lieber General von Möllendorff, können sich das Zeugniß geben, in allen Dienstsphären eine gleiche Gewissenhaftigkeit, eine sich stets gleichbleibende, rastlose, aber auch erfolgreiche Thätigkeit, bewiesen zu haben. Diese ächten militärischen Tugenden, gepaart mit der Tugend der strengen Gerechtigkeit und Billigkeit, haben Ihnen die Herzen aller Derer gewonnen, die jemals mit Ihnen in dienstliche Beziehung getreten sind.

„Ihre Könige ehrten Sie daher in allen Ihren Stellungen! Die Armee ist stolz auf Sie und Ihre Kameraden lieben Sie! Einer dieser Kameraden ist der Unterzeichnete, und da er von Ihren 50 Dienstjahren 40 Jahre mit Ihnen in demselben Corps diente, so liegt ihm daran, daß Sie seine Züge nicht ganz vergessen." Gleichzeitig mit dem Bilde kam auch das herzliche Glückwunschschreiben des Prinzen Friedrich Wilhelm aus Rom an.

Um 12 Uhr erschien der Oberbefehlshaber in den Marken, General der Cavallerie v. Wrangel, mit den Commandeuren der in Berlin garnisonirenden Cavallerie und Artillerie und dem ältesten jeder Charge, in der Wohnung Möllendorffs, um denselben zu dem festlichen Tage zu begrüßen. Die höchste Auszeichnung ward aber dem Jubilar zu Theil, als eine Stunde später der König zu ihm eintrat, um persönlich seine Glückwünsche zu überbringen. Die Königliche Hand, welche die bebende Rechte des braven Generals heute drückte, erhob auch am folgenden Tage das Glas, um auf das Wohl des treuesten Soldaten zu trinken. Für heute aber war Möllendorff aus hoher Rücksicht nicht zur Königlichen Tafel befohlen; die Kameraden hatten ihn in dem reich ausgeschmückten Mäder'schen Saale zu einem Bankett geladen, und viele Hunderte waren von nah und fern herbeigeeilt zu dem seltenen, schönen Feste. Der erste Hochtrunk galt Sr. Majestät dem Könige, der zweite dem Jubilar, welcher vom General v. Wrangel den ehrenden Bruderkuß empfing, während die Musik unter dem Klange der Gläser den Einzugsmarsch von Paris, und den von Wieprecht für diesen Tag componirten: „Möllendorff-Marsch" spielte.

Der General v. Könneritz aber, ein alter Freund des Jubilars von Cottbus und Potsdam her, verlieh dem Tage eine besondere Weihe durch ein Festgedicht, welches in halb ernstem und halb humoristischem Tone als ein so gelungenes Lebensbild Möllendorffs gelten kann, daß wir es hier wiedergeben:

„Freund, der Du heut seit 50 langen Jahren
Dein Vaterland gerichtet und geschult,
Sieh um Dich, wie die Eifersucht der Schaaren,
Die Du geführt, um Deine Blicke buhlt!
Da stehn durch's Land Großvater, Sohn und Enkel,
Von Saarlouis bis hin zu Memels Bucht,
Erhob'nen Kopfes, mit gestrecktem Schenkel,
Wie ein Spaller, die Schüler Deiner Zucht!"

„Wie blicken sie in ihrer Kraft Entfaltung
Nach Dir, und ragen, mit erlaubtem Stolz,

*) Möllendorff war zwar 1803 eingetreten, konnte aber erst nach seiner Confirmation am 3. März 1804 den Fahneneid leisten.

Hoch über and're vor an Wuchs und Haltung,
Wie schlanke Tannen über Knüppelholz!
Welch schönes Heer, gern möcht ich es vereinen, —
Indeß, vielleicht ist's gut, daß ich's nicht kann,
Du fingst am Ende der Dressur der Deinen
Sofort ein wenig nachzuhelfen an."

„Nein, heute wird, ob sich die Welt auch wundert,
Des Eifers Quote nachzulassen, Pflicht,
Scharf aufgezäumt gingst Du ein halb Jahrhundert,
Geh' heute frei und ohne Dienstgesicht!
Nur heit'rer Bilder sollst Du heut gedenken!
Wie segensreich, daß nie das Herz vergißt,
Was uns an Lust die kurzen Stunden schenken,
Indem die Zeit verweht —, was bitter ist."

„Seitdem in wenig ausgewachs'ner Hülle,
Als Junker Du Dein Mahl in Knackwurst hieltst,
Bis jetzt, wo Du in wohlgelung'ner Fülle
Zuweilen nach der zweiten Flasche schielst;
Seit jener Zeit, wo Dich der Zopf noch schmückte,
Dem jetzt Dein Haarwuchs wenig günstig ist,
Gab's manche Stunde, wo der Schuh Dich drückte,
Und manche, wo Du froh gewesen bist."

„Denk an die Tage, wo der Ruhm der Schlachten
Dich von der Spree bis zu der Seine rief,
Dann wie in Schleswig Deine Augen wachten,
Wenn Dänemark und Deine Wache schlief;
Denk auch der Truppen schweißgetränkter Thaten,
Die Sand im Auge, und im Herzen Stolz,
Wie eine Schnur dem Feind entgegen traten,
Am Lausebusch und Katharinenholz."*)

„Und wie in Cottbus Einzug Du gehalten,
Gleich riesengroß, Herr, Diener und das Roß,
So daß beim Anblick solcher Urgestalten
Der Schreck den Weibern in die Glieder schoß.
Gedenk auch, wie für Bildung und für Tugend
Des Wendenvolks Gelegenheit uns blieb,
Wenn auf dem Dorf der Lehrer mit der Jugend
Die Fibel wegwarf und uns Hasen trieb."

„Die Welt läuft fort, wir können sie nicht halten!
Doch war die Zeit auch an Veränd'rung reich,
Du hieltest fest am treugeprüften Alten,
Du bliebst Dir selbst und Deinen Freunden gleich.
Dein Herz lag offen vor der Mitwelt Blicken,
Wofür es schlug, das sagte bald Dein Mund,
Dir gaben in das Lebens Mißgeschicken,
Den sich'ren Weg Pflicht und Gewissen kund."

„Die Glocken Potsdams riefen nicht vergebens:
„Ueb immer Treu und Redlichkeit," Dir zu;
Es war und blieb das Motto Deines Lebens,
Doch Niemand wußt es weniger als Du.
Denn niemals fielst Du aus der schönen Rolle,
Die schüchtern all ihr Thun der Prüfung weiht,
Dich schmückte stets, trotz Deiner 14 Zolle,
Die achtungswürdigste Bescheidenheit."

„Nicht nur des Kriegers, auch des Menschen Leben
Ward still von Deiner Leitung überwacht,
Und väterlich das irregeführte Streben
Der Jugend auf den rechten Weg gebracht.
Nicht durch die Furcht vor strafenden Gesetzen
Hast Du der Schlaffheit Ehrgefühl erzielt,
Dein Beispiel war's, die Scheu, Dich zu verletzen,
Was sie im Kreise ihrer Pflichten hielt."

„Zum Strafgericht, durch Deinen Mund verhandelt,
War für den Leichtsinn selbst ein schwerer Gang;
Heut freut sich, in den bravsten Kerl verwandelt,
So Mancher, dem Dein Wort zu Herzen drang.
Denn was Du schmucklos sprachst zu Deinen Schaaren,
Ward überzeugend als Gebot geehrt,
Und Mancher hat „im langen Stall"*) erfahren,
Was ihm die Kirche nie so klar gelehrt."

„So wirktest Du durch arbeitsvolle Tage,
Hast manches Opfer Deiner Pflicht gebracht,
Trugst, was an Last Dir zufiel, ohne Klage,
Hast viel gethan, und wenig Lärm gemacht.
Ja, Du verdienst, daß heut' an Deine Pforten,
Die Ehre pocht, daß Jubel Dich empfängt,
Und tief bewegt, wenn auch mit schlichten Worten,
Die alte Freundschaft an Dein Herz sich drängt."

„Ein gold'ner Kranz soll heut Dein Haupt umschlingen,
Dich ehrt Dein König, ehrt Dein Vaterland,
Es schweigt der Neid, aufricht'ge Männer bringen,
Dir ihren Gruß und ihren Druck der Hand!
Wohl Dir, Du konntest froh dies Fest erwarten,
Wenn's auch der Welt ein Stückchen Taufschein zeigt,
Du weißt, daß vor gefeierten Standarten
Die Achtung stets noch mit den Jahren steigt!"

Erst spät am Abend endete das Fest, doch Möllendorffs Tagewerk war noch nicht vollbracht; er eilte mit all den heut empfangenen Ehrengaben in dankbarer Erinnerung zu seinem ehemaligen Compagnie-Chef, dem General der Infanterie v. Jagow, damit sich der 83jährige Greis noch einmal seines Junkers von 1803 erfreue.

(Schluß folgt.)

*) Uebungsplätze bei Potsdam.

*) Exerzirhaus zu Potsdam.

Heinrich Ratzenberger.

In der vorjährigen Nr. 2 dieses Blattes befindet sich ein Aufsatz über „die angebliche bürgerliche Herkunft einiger Comthure des Johanniter-Ordens", in welchem gegen die Ansicht Riedels nachgewiesen wird, daß sowohl Heinrich Ratzenberger, wie Thomas Runge adeliger Abstammung gewesen sind.

Wenn jener Aufsatz die Annahme hinstellt, daß Heinrich Ratzenberger einem süddeutschen Adelsgeschlecht angehört habe, welches dem Marschall von Ostheim stammverwandt war und gleich diesem einen Tischfuß im Wappen führte, so sind wir nunmehr in den Stand gesetzt, die Richtigkeit dieser Annahme durch ein Siegel bestätigen zu können.

Dies Siegel in grünem Wachs befindet sich an einer Urkunde vom Jahre 1461, in welcher Bruder Heinrich Ratzenberger sich Johanniter-Ordens-Comthur zu Werben nennt. Die Umschrift des Siegels lautet: S. Hinril Ratzenberger. Der Wappenschild zeigt den Tischfuß des süddeutschen adeligen Geschlechts.

Wenn Riedel dieses Siegel nicht als adeliges anerkennt, so liegt der Grund vermuthlich in der eigenthümlichen Gestalt des Tischfußes, welche einem gothischen I gleicht; außerdem hat der Wappenschild ungewöhnlicher Weise eine nach unten fast kreisförmig abgerundete Form. Es konnte daher diese Darstellung leicht wie ein Becher erscheinen, welches die Initiale J statt des Johannes-Hauptes trägt, wie solches oftmals auf Johanniter-Siegeln erscheint. Wirklich begegneten wir dieser Deutung des Ratzenbergerschen Siegels bei einem bekannten Sphragisten, der jedoch nach unsrer Erläuterung des Wappenbildes seine Ansicht aufgab.

H. v. L.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 38. Berlin, den 18. September 1861. **Nr. 38.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Post-Aemtern, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

1. Friedrich Wilhelm Freiherr von Steinäcker, Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1846. † auf Burg Brumby bei Calbe a. d. Saale 31. August 1861.

2. Friedrich Gebhard Werner Graf von der Schulenburg-Wolfsburg, Königl. Hannoverscher Geheimer Rath und Erbküchenmeister in der Kurmark Brandenburg, auf Wolfsburg bei Obisfelde. Ehrenritter seit 1854. † zu Braunschweig 2. September 1861.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Erdmannsdorf.

Das von dem Ehrenritter, Landrath des Kreises Hirschberg, von Grävenitz, mit Hülfe der Stände des Kreises, namentlich des dort und in der Umgegend ansässigen Adels im Jahre 1855 gegründete, jetzt der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens gehörige Krankenhaus „Bethanien" zu Erdmannsdorf hat am 3. Juli c. sein sechstes Jahresfest gefeiert.

Aus dem von dem Seelsorger desselben, Superintendenten Roth, bei dieser Gelegenheit verlesenen Berichte, die Zeit vom 1. Mai 1860 bis dahin 1861 umfassend, theilen wir Folgendes mit:

Am 1. Mai 1860 betrug der Bestand an Kranken	35
Bis zum 1. Mai 1861 traten hinzu	136
Summa	171
Es wurden entlassen	134
Bestand am 1. Mai 1861	37

und zwar: 8 Männer, 15 Frauen, 14 Kinder.

Der Abgang stellt sich nach den einzelnen Kategorien wie folgt:

	Männer.	Frauen.	Kinder.	Summa.
Geheilt:	41.	45.	14.	100.
Ungeheilt oder nur gebessert:	8.	4.	4.	16.
Gestorben:	12.	5.	1.	18.
	61.	54.	19.	134.

Die Zahl der verpflegten Kranken überstieg die des Vorjahrs um 33; es wurden 31 mehr aufgenommen und 36 mehr entlassen. — Sie erhielten zusammen 14,557 Verpflegungstage.

Unter den Kranken waren 11 katholischer Confession.

Der Angehörigkeit nach waren:

aus dem Hirschberger Kreise	134
" " Schönauer "	17
" " Löwenberger "	8
" " Goldberger "	3
" " Landeshuter "	2
" " Bolkenhainer "	2
" " Reichenbacher "	1
" " Grünberger "	1
" " Lübener "	1
" " Nimptsch'scher "	1
" " Freienwalder "	1
Summa	171

Der höchste Monatsbestand der Kranken war 47, der niedrigste 36, der Durchschnittsbestand also 41.

Die Krankheiten, welche in der Anstalt behandelt worden, waren meist chronisch, oder äußere Verwundungen, Knochenbrüche ꝛc.; doch wurden auch gegen 30 an typhösen und gastrischen Fiebern Leidende behandelt. Von größeren Operationen fand nur die Amputation eines Armes statt.

Die Einnahmen der Anstalt waren folgende:

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Zuschuß aus der Kasse der schlesischen Genossenschaft	500.	—	—
Für Freibetten	1172.	—	—
Jagdscheingelder des Hirschberger Kreises	169.	7.	—
Pensionen für Kranke	556.	15.	—
Freiwillige Beiträge der Landgemeinden des Hirschberger Kreises	120.	10.	—
Geschenke verschiedener Art	109.	16.	6
Gottes-Kasten des Hauses	39.	1.	9
Gemischte Einnahmen	3.	16.	2
Erstattetete Begräbnißkosten	49.	15.	6
Summa	2719.	21.	11
Die Ausgaben betrugen	2740.	21.	1
Vorschuß	20.	29.	2

Außer vorgedachten Einnahmen flossen der Anstalt von vielen Seiten Geschenke aller Art an Naturalien, Kleidungsstücken, alter Leinwand ꝛc. zu.

Die Landgemeinden des Kreises haben wieder Naturalien geliefert, als Dank und Anerkennung dafür, daß manche arme Kranke aus ihren Dörfern zum Theil unentgeltlich, zum Theil gegen geringe Pension Heilung in der Anstalt gefunden haben. Diese Naturalien repräsentiren einen Werth von ungefähr 170 Thlrn., so daß mit den in den Landgemeinden gesammlten 120 Thlrn. von ihnen gegen 300 Thlr. eingegangen sind.

Wenn man die Summe der Ausgabe von 2740 Thlrn. auf die 14,557 Kranken-Verpflegungstage vertheilt, so ergiebt sich ein durchschnittlicher Kosten-Aufwand von 5 Sgr. 8 Pf. pro Krankentag.

Bringt man dagegen von den Ausgaben der 2740 Thlr.

die extraordinairen Ausgaben für Bauarbeiten (zum größten Theil in den Vorjahren ausgeführt) ꝛc. mit	558 Thlr.
in Abzug und dagegen den Werth der dem Hause geschenkten Naturalien, den Ertrag des Gartens ꝛc. mit	320 „
in Anrechnung, so würden sich die Ausgaben um	238 „
reduciren und nur betragen	2502 Thlr.

was bei 14,557 Verpflegungstagen einen täglichen Kosten-Aufwand von 5 Sgr. 2 Pf. pro Kopf ergiebt.

Die Zahl der Freibetten ist im Laufe des Jahres um zwei gestiegen, indem drei hinzutraten:

1) von Ihrer Majestät der Königin Maria von Bayern,
2) von den Johanniter-Rittern: Baronen von Rothkirch auf Rothkirch und Panthenau,
3) von Fräulein von Massow in Erdmannsdorf,

während, nachdem in Löwenberg ein Krankenhaus eingerichtet worden, die Kreisstände des Löwenberger Kreises die Haltung ihres Freibettes zurückgenommen haben.

Die Zahl der Freibetten beträgt jetzt 19½.

Carl von Möllendorff,

Königlich Preußischer General der Infanterie, Rechtsritter des Johanniter-Ordens ꝛc., geboren den 20. März 1791, gestorben den 6. November 1860.

(Ein Auszug aus einer größeren biographischen Arbeit des Oberst-Lieutenants A. v. Witzleben.)

(Schluß.)

IV.

Nicht volle 3 Jahre waren nach diesem schönen Tage verflossen, als Möllendorff am 24. Januar 1857 in ernster, wehmüthiger Stimmung einsam in seinem Zimmer saß. Noch frisch an Geist und noch körperlich soweit rüstig, daß er seinen Dienst zu Fuß und zu Pferde versehen konnte, fühlte er doch, daß das Alter seine Rechte geltend machte, daß es Zeit sei, seinen Posten jüngeren Kräften zu überlassen. Schon am 23. August 1855 hatte ihn bei einem Corps-Manöver ein Schlaganfall getroffen, von dem er sich schwer erholte, und als er deshalb bei der 1856 stattfindenden Mobilmachung der gegen die Schweiz bestimmten Armee ohne Commando blieb, so kam sein längst gehegter Entschluß, um seinen Abschied zu bitten, um so schneller zur Reife. Aber wie sehr er die Nothwendigkeit zu dem entscheidenden Schritte auch einsah, er fiel ihm schwer, sehr schwer! Er sah sich mit dem Augenblicke, wo er seinen Degen für immer in die Scheide steckte, in das Grab gelegt, denn er vermochte nicht, sich lebend und nicht mehr an der Spitze seiner Truppen zu denken. Aber sein hohes Pflichtgefühl drängte alles Andere in den Hintergrund, und so schrieb er in tiefster Bewegung dem Könige:

„Ew. Königlichen Majestät wie Sr. Hochseligen Majestät habe ich beinahe 54 volle Jahre mit höchster Lust und Freudigkeit gedient, fühle nun aber, daß meine Kräfte nachlassen, möchte nicht gern durch Selbsttäuschung Ew. Majestät Allerhöchstem Dienste nachtheilig werden, bitte daher allerunterthänigst, mich mit der gesetzlichen Pension in Gnaden zu verabschieden. Ew. Königlichen Majestät habe ich um Nichts zu bitten, nur für die mir stets bewiesene Allerhöchste Gnade und die mir über Verdienst ertheilten Auszeichnungen mit Dank erfülltem Herzen ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Allerhöchstdieselben waren mir stets ein nachsichtiger und gnädiger Herr, mein letzter Athemzug wird daher noch Segen und Glück vom Allmächtigen für Ew. Majestät wie für das ganze Königliche Hohe Haus erflehen, und meine Söhne werden hoffentlich durch Eifer und Hingebung in Ew. Majestät Allerhöchstem Dienst meinen Namen in der Armee ehrenvoll fortleben lassen. Möchte es ihnen gelingen, Allerhöchstdenselben durch gute Dienste das zu vergelten, was Ew. Majestät an mir gethan."

Und wie dem Diener, so war dem Herrn die Trennung schwer.

„Ich kann, Mein theurer lieber Möllendorff — schrieb der König am folgenden Tage — des Eindrucks noch nicht Meister werden, den Ihr gestriges, vortreffliches, ehrenwerthes und doch so ergreifendes Schreiben auf mich gemacht hat. In 24 Stunden kann ich nicht zu einer festen Anschauung seines Inhaltes gelangen. Der in mir erzeugte Kampf (von lieber Gewohnheit, die mir ans Herz gewachsen; von bewährtestem Erfolge, der mir täglich und erfreulichst vor die Augen tritt; von Aussicht auf gefürchtete Trennung mit gesteigerter Anerkennung, Hochachtung und Verehrung, über dem Allen: meiner alten, festen Freundes-Treue mit kühler Ueberlegung) ist noch viel zu lebhaft, um entscheiden zu können und zu wollen. — Haben Sie also, mein lieber Möllendorff, noch ein Bischen Geduld mit Ihrem alten Freunde."

Dennoch mußte das Unvermeidliche erfolgen, und Möllendorff wurde am 3. Februar unter den huldreichsten Ausdrücken mit dem Charakter als General der Infanterie verabschiedet und mit dem Großkreuz des Hohenzollernschen Haus-Ordens begnadigt.

Es war ein Tag wahrer Trauer, als Möllendorff in seinem Tagesbefehl vom 7. Februar 1857 der Garde-Infanterie sein Ausscheiden aus der Armee bekannt machte und seinen Soldaten noch einmal zurief: „Behaltet Gott und den König im Herzen!"*)

*) Mittelst Allerhöchster Kabinets-Ordre vom 3. d. M. haben des Königs Majestät Allergnädigst geruht, mir den erbetenen Abschied mit dem Charakter als General der Infanterie zu ertheilen. Indem ich heut das Commando der Königlichen Garde-Infanterie niederlege, empfehle ich mich dem Andenken aller meiner so werthen bisherigen

Aber die alte, liebe Gewohnheit übte noch lange ihre Rechte. Man sah Möllendorff nach wie vor allen größeren Uebungen beiwohnen, als gehörte er noch zu den Truppen, und man sah Unteroffiziere und Soldaten dem verabschiedeten General noch lange die Ehrenbezeugungen erweisen, welche nur dem unmittelbaren Vorgesetzten erwiesen werden. Aber nicht allein der Soldat, auch die Offiziere bewahrten ihrem alten Commandeur ihre Ergebenheit, und der König, wie die Prinzen des Königlichen Hauses überhäuften ihn mit Gnaden.

Vor Allen hing der Prinz von Preußen in unverbrüchlichem Wohlwollen an Möllendorff und bewährte dies, als er ihn im Jahre 1859 zum General à la suite der Armee ernannte und mit der ehrenvollen Sendung betraute, der Enthüllungsfeierlichkeit des dem verewigten Kaiser Nicolaus gesetzten Denkmals in Petersburg beizuwohnen. Im darauf folgenden Jahre ereilte Möllendorff der Tod. Er starb Nachmittags um 3 Uhr am 6. November 1860. — Wohl hatte er in seinem letzten Willen um eine einfache Bestattung auf dem Kirchhofe in Potsdam gebeten, aber seine Freunde und Kameraden eilten herbei, um dem hochgeehrten Manne, mit Thränen im Auge und Schmerz im Herzen, die letzte Ehre zu erweisen. — Unteroffiziere des 1. Garde-Regiments trugen den Sarg nach der letzten Ruhestätte. Der Garnisonprediger von Berlin, Dr. Strauß, welcher dem Verstorbenen das heilige Abendmal gespendet hatte, hielt am offenen Grabe die Rede, welcher die Worte der heiligen Schrift: „Die da treulich handeln, gefallen dem Herrn wohl!" zu Grunde gelegt wurden.

Nach dem letzten Willen des Verewigten bezeichnet ein einfaches schwarzes Kreuz das Grab, worin ein treuer Diener zweier Könige ruht: ein Mann, der ein edles, feinfühlendes Herz in der Brust trug, ein Edelmann vom besten alten Schropt und Korn, ein Soldat ohne Furcht und Tadel.

Mögen hervorragende Feldherren zu den großen Seltenheiten gehören, mögen auch nur Wenige dazu bestimmt sein, diesen Glanzpunkt zu erklimmen, so werden doch alle die Offiziere, welche die auf der Stufenleiter der militairischen Hierarchie ihnen gewordenen Wirkungskreise im Sinne und nach dem Vorbilde Möllendorffs ausfüllen, sich am Ende ihrer Laufbahn mit beruhigender Genugthuung sagen können: Wir haben unserer Pflicht nach besten Kräften genügt.

Gegensatz von Ober- und Nieder-Deutschland in Beziehung auf Adels-Verbindungen im Mittelalter.

Außer den Verbindungen, in welchen einzelne Stände des Reiches zur Aufrechthaltung des Landfriedens gewöhnlich nur auf wenige Jahre zusammentraten und zu dem Ende Verträge schlossen, an denen zumeist nur die Fürsten und Städte Theil nahmen, entstanden auch Vereine anderer Art, auf die Gemeinschaft der Interessen der einzelnen Theilnehmer begründet, die deshalb auch einen mehr dauernden Charakter annahmen. Dahin gehören im Norden die Hanse, im Süden die schweizerische Eidgenossenschaft, am Rhein der große Städtebund. Solche Verbindungen riefen ähnliche unter dem Adel hervor, die eben dieser Veranlassung wegen auch von späterem Datum sind. Denn während jene bereits im 13. Jahrhundert in Blüthe standen, bildeten sich diese im 14. Jahrhundert und erhielten in dessen letzter Hälfte erst einen politischen Charakter.

Diese Rittergesellschaften, über welche Landaus treffliche Schrift: „die Rittergesellschaften vornehmlich in Hessen" die beste Auskunft giebt, hatten mit denen der Städte insofern gleiche Zwecke, als Erhaltung des Friedens und des Rechtes auch ihr Ziel war, wichen von jenen aber insbesondere dadurch ab, daß sie, in Folge der Verschiedenheit der Genossen beider, mehr den Charakter von Corporationen annahmen.

Es ist eine sehr verbreitete, nichts desto weniger jedoch falsche Vorstellung, daß diese Rittergesellschaften meist zu speciellen, oder gar durchweg feindlichen Zwecken gegründet worden seien, und daß sie in ihrem Ursprunge geradezu gegen die Gewalt der Fürsten oder gegen die Freiheit der Städte gerichtet gewesen wären; im Gegentheil standen sogar in den meisten Fällen Fürsten an der Spitze dieser Adelsgesellschaften und waren ihre Stifter; indessen blieben solche Anstöße und Zerwürfnisse nicht aus, welche nicht selten zur Folge hatten, daß Fürsten, Städte und Adel schroffer gegeneinander in die Schranken traten; namentlich war dies in Ober-Deutschland der Fall. Die Vermehrung dieser Einigungen führte nothwendig auch zu einer Vervielfältigung der Fehden, indem nur zu leicht der Streit jedes einzelnen Gliedes die Sache der Gesammtheit wurde.

Die Geschichte der Gesellschaften gewinnt — wir halten diesen Gegensatz nicht für unbedeutend für die Geschichte z. B. der Mark Brandenburg, — je nachdem dieselben zu Ober- oder zu Nieder-Deutschland gehörten, einen durchaus veränderten Charakter: denn während Schwaben, Franken, die Wetterau, die Rheinlande in eine unzählige Menge kleiner, nur dem Kaiser als Reichsoberhaupte unterworfener Herrschaften und Reichsstädte zerstückelt waren, hatte Nord-Deutschland schon damals größere, ausgebildetere Territorien und zu umfassenderer Herrschaft gelangte Fürsten. Daher bot Süddeutschland einen meist günstigeren Boden zum Aufkommen solcher Gesellschaften dar, als Norddeutschland mit seiner gebneten Gleichförmigkeit, wie in der äußeren landschaftlichen Physiognomie, so in dem rechtlichen Zustande größerer staatlicher Verbände.

Daher sehen wir im Norden kaum eine Spur irgend einer Adelsgesellschaft, und selbst in den unmittelbar an den Süden sich anschließenden Landschaften Thüringen, Hessen und einem Theil von Westphalen nur während eines halben Jahrhunderts den Tummelplatz derselben, während sie im Süden sich erst im 16. Jahrhundert verloren.

Was in Ober-Deutschland beinah unübersteigliche Hindernisse fand, nämlich die Bewältigung der Gesell-

---

Untergebenen, vom General bis zum jüngsten Soldaten. Jedem Corps meine innige Liebe, Achtung und treue Anhänglichkeit, wie den schmerzlichen Scheidegruß mündlich auszusprechen, vermag ich nicht, Ihr würdet mich Alle zu schwach sehen. Behaltet Gott und den König im Herzen, und vergeßt auch meine Lehren nicht, dann werdet Ihr euch ferner, im Kriege wie im Frieden, mit Ehren bestehen. So lange mir noch der Allmächtige das Leben schenket, wird es meine schönste Erinnerung und mein höchster Stolz sein, Euch commandirt zu haben. (gez.) v. Möllendorff.

schaften, das wurde in Nieder-Deutschland, wo die Fürsten auf der Bahn der Landes-Hoheit vorgeschritten waren, weiter ohne Schwierigkeiten erreicht. Hier traten die Fürsten selbst, wie der Landgraf von Thüringen an die Spitze der Gesellschaft vom Einhorn, als Stifter derselben auf.

Dem Muster dieser Gesellschaften nachgebildet erscheint als die einzige derartige Vereinigung innerhalb der Mark Brandenburg, sowie aller derjenigen deutschen Lande, die ehemals slavische Bevölkerung gehabt hatten, die von dem Kurfürsten Friedrich II. im Jahre 1443 gestiftete Gesellschaft Unser Lieben Frauen auf dem Marien- oder Hartunger-Berge bei Brandenburg, eine Stiftung, welche die süddeutsche Heimath ihres Begründers durchaus nicht verläugnen kann.

Die sonst in Nieder-Sachsen vorkommenden Patricier-Vereine, wie z. B. die im Jahre 1384 in Braunschweig gestiftete Gesellschaft „die Lilien-Venthe" genannt, und die Lübecker „Zirkelgesellschaft," haben einen durchaus anderen Charakter und gehören mehr den Innungen an. Nur in Preußen, wiederum also dem Lande, dessen Ritterstand vorzugsweise aus Ober-Deutschland entsprossen ist, findet sich in der 1398 gestifteten Eidechsen-Gesellschaft eine den süddeutschen Rittergesellschaften völlig gleiche Verbindung wieder, ein Bund, auf dessen Entstehung, nach J. Voigts Vermuthung, die in das Jahr 1393 fallende Anwesenheit des Grafen Eberhard von Württemberg entschiedene Einwirkung gehabt hat. L. v. L.

Des Herrenmeisters Franz Neumann Herkunft und Nachkommenschaft.

In der langen Reihe der Herrenmeister der Balley Brandenburg nimmt schon durch den plötzlichen Wechsel von irdischem Glück und Unglück der am 31. Aug. 1568 zu Prag in der Verbannung verstorbene Franz Neumann eine Theilnahme ganz besonders in Anspruch.

Das Dunkel, welches über der Herkunft des Geschlechtes ruht, aus welchem derselbe entsprossen ist, einigermaßen aufzuhellen, ist der Zweck nachfolgender Zeilen.

Die Nachricht, daß Franzens Vater Bürgermeister zu Sagan, und daß er selber, bevor er in des Markgrafen Johann von Cüstrin Dienste trat, Rektor der Schule zu Krossen und kaiserlicher Notarius gewesen, verdanken wir Möhsen,[1]) der in diesen Angaben einer handschriftlichen Quelle, nämlich der Lebensbeschreibung des Markgrafen Johann von Brandenburg von dem Archidiaconus zu Cüstrin, Johann Hänsler[2]), gefolgt ist.

Aber mehr noch über die spätere Lebensstellung und Würde von Franzens Vater und älterem Bruder berichtet uns Sinapius[3]), woraus wir entnehmen, daß Wentzel Neumann der ältere des im Jahre 1541 verstorbenen Herzogs Heinrich des Frommen von Sachsen und zu Sagan Kanzler gewesen, und als solcher am 31. Aug. 1552 zu Meissen gestorben ist, „zwei Söhne hinterlassend, von denen der ältere, Wentzel Neumann der jüngere, zu Sagan geboren, gleich dem Vater bei Herzog Heinrichs Sohn, dem nachmaligen Kurfürsten Moritz von Sachsen und zu Sagan Herzog, in der Würde eines Kanzlers am 30. Sept. 1554 zu Meissen gestorben, und der jüngere, Franz, Johanniter-Ordens-Meister zu Sonnenburg gewesen sei.

Aus dem Umstande, daß sowohl der Vater, wie der ältere Bruder unsers Franz bei zweien der hervorragendsten Fürsten des Reiches die Würde eines Kanzlers inne hatten, geht wenigstens so viel hervor, daß man mit Uebertreibung als eine ungewöhnliche Gunst des Schicksals, oder, wie Möhsen sich ausdrückt, es als einen sehr glücklichen Horoskop anzusehen habe, daß auch Franz, der entschieden ein Mann von tüchtigen Kenntnissen und Fähigkeiten, von Muth und festem Charakter war, bei einem minder mächtigen Fürsten, nicht plötzlich, sondern allmählig zu der Stelle eines Kanzlers und dann höher emporstieg.

Die Ansicht, daß erst durch Franz, der wie ein Günstling und Parvenu hingestellt wird, die Familie zu Rang, Würden und Macht emporgestiegen sei, ist eine unberechtigte. Als die eigentliche Heimath dieser dem Uradel allerdings nicht angehörigen Familie wird man übrigens nicht Niederschlesien, oder speciell Sagan, sondern vielmehr die Neumark und zwar Soldin anzusehen haben.

Wir finden eine am 17. Jan. 1479 zu Soldin ausgestellte Urkunde,[4]) laut welcher auf markgräflichen Befehl „Pawel Nygeman," den wir für die hier in Rede stehende Familie in Anspruch nehmen, und der füglich unsers Franz Großvater gewesen sein kann, die von ihm bisher verwaltete Hofmeisterei, ein Amt, welches gewöhnlich Personen ritterlichen Standes anvertraut zu werden pflegte, an Duser und Jürge Wrege übergiebt, die dem bekannten, aus Jagowschen Stamme entsprossenen Adelsgeschlechte angehört haben, welches in der Person des Johanniter-Ordensritters Kammerherrn Ludwig Alexander Grafen von Wreech im Jahre 1795 ausgestorben ist.[5]) Jedenfalls haben wir dieser Soldiner Familie den „Paulus Newmann" beizuzählen, der am 13. Jan. 1543, als die Domcapitularen zu Soldin die Güter ihres Stiftes dem Markgrafen Johann übergaben, als Mitglied eben dieses Capitals genannt wird.[6]) Auch darf nicht übersehen werden, daß gerade die erste der bis jetzt bekannt gewordenen Urkunden, in welcher unser „Franz Nawman" als Rath des Markgrafen Johann erscheint, d. d. Cüstrin 31. Jan. 1536, eine Bestätigung der Privilegien von Soldin ist.[7])

(Schluß folgt.)

---

[1]) Gesch. d. Wissenschaften i. d. Mark Brandenburg S. 561.

[2]) Küster, bibliotheca histor. Brandenb. p. 435.

[3]) Schlesische Curiositäten II. 835. Wenn derselbe von Wentzel dem ältern sagt: „Er starb zu Meissen 31. Aug. 1552, allis 30. Sept. 1554" und dann von dem jüngeren Wentzel: „Er starb zu Meissen 30. Sept. 1552", so dürfte ein solcher Widerspruch in der Weise sich lösen, wie oben im Texte angegeben ist.

[4]) Riedel c. d. I. Hpth. XVIII. 494.

[5]) Märkische Forschungen II. 382. III. 112. Auch am 5. Juni 1502 verschrieben Kurfürst Joachim I. und sein Bruder Markgraf Albrecht, der spätere Cardinal, dem Duser Wrech (nicht Wech, wie bei Riedel I. Hpth. XVIII. 505) die Hofmeisterei zu Seldin.

[6]) Riedel I. Hpth. XVIII. 519.

[7]) ibd. p. 518.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Verantwortlicher Redacteur L. Freiherr von Ledebur.

Nr. 39. Berlin, den 25. September 1861. Nr. 39.

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Königlichen Post-Aemtern, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Polzin.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Polzin feierte am 21. Juli das Jahresfest seines 6jährigen Bestehens. Seit seiner ersten Einweihung an demselben Tage i. J. 1855 durch den Herrn General-Superintendenten Jaspis ist dieses Fest alle Jahre unter zahlreicher Theilnahme aus der Stadt und Umgegend gefeiert worden, als ein sichtbares Zeichen des Segens, welchen das Haus verbreitet, und der Freude an seinem Gedeihen. Wie immer bei freundlichem Wetter, fand die Feier im Freien statt. Der Garten ist nicht groß, aber seine sauber gehaltenen Grasplätze und die Fülle der schönen, lieblich duftenden Blumen zeigen auch hier die Sorgfalt und Liebe der in dem Hause dienenden Schwestern aus Bethanien in Berlin, welche ihn einrichteten und pflegten. Dort standen die langen Reihen der Bänke, dicht gedrängt voll von Festgenossen, ihnen gegenüber am Hause, unterhalb der Kapelle desselben, war ein Altar hergerichtet und reich mit Kränzen und Blumen geschmückt.

Der zweite Geistliche des Orts, Schmidt, welcher des Hauses und seiner Kranken sich überhaupt aufs treueste annimmt, hielt die Festpredigt über die Anwesenheit des Herrn kurz vor seinem Tode in Bethanien in dem Hause des Lazarus, welchen er von den Todten auferweckt hatte, wo Martha dienete und Maria seine Füße mit ungefälschter köstlicher Narde salbte und sie mit ihrem Haar trocknete, (Ev. Joh. 12. v. 1—8) indem er den Inhalt der Erzählung in die zwei Gedanken zusammen faßte: „lasset uns den Herrn salben", denn „solches Salben ist ihm angenehm." Er wies darauf hin, wie der Herr dort in Bethanien kein Fremdling, vielmehr im trauten Verein mit Seelen sei, welche durch dankbare Liebe an ihn geknüpft waren. Wohl diene Martha auch hier, aber nachdem sie am offenen Grabe ihres Bruders glauben gelernt an Den, der die Auferstehung und das Leben ist, könne Sorge und Mühe nicht mehr aufkommen, sei vielmehr das Herz fröhlich und das Angesicht glänzend, und erscheine alles eigene Thun gering gegen den überschwänglichen Reichthum aus des Herrn Hand. Ganz in den Reichthum dieser Gnade versenkt und von ihr äußerlich und innerlich gesalbt, erscheine aber auch hier Maria. Darum gebiete ihr dankbare Liebe, ihn wieder zu salben. Er führte aus, welche Ursache zu solcher dankbaren Liebe wir alle hätten, und speciell auch das Krankenhaus Bethanien in Polzin, und wie wir alle, vornehmlich die dem Hause angehörten, dafür den Herrn salben sollten durch Lob- und Dankopfer, die ihm dargebracht würden, dadurch, daß jedes Herz ein Brandopferaltar werde, von dem die süßen Gerüche seiner Anbetung unausgesetzt emporstiegen, dadurch, daß heute in der Versammlung ein Feuer sich entzünde, das sich weit verbreite über die ganze Gemeinde und darüber hinaus. Es sei dem Herrn in seinem Umgange mit Menschen nicht vergönnt gewesen, eine völlig ungetrübte Freude zu haben, er habe dabei immer schon einen Vorschmack bekommen von den Dornen, mit welchen er gekrönt wurde. Auch in den geweihten Kreis von Bethanien drängte sich ein Judas. Ihm ward die Salbe, von der das ganze Haus duftete, ein Geruch zum Tode. Mit welcher Geduld und Sanftmuth habe aber der Herr solch Widersprechen getragen, sie hätten wir alle zu achten als unsre Seligkeit. Sie wolle der Herr in uns allen wirken, besonders in Denen, welche an dem Hause zu arbeiten berufen wären. Das Jerusalem, dessen Mauern von Heiligkeit und Gerechtigkeit strahlen, suche man vergeblich auf Erden, und es sei uns das gut, damit wir uns ganz hüllen lernten in das Blut Jesu Christi als das einige Kleid unserer Gerechtigkeit. Andererseits zeige Judas, wie wir nicht auf den Beifall der Welt zu rechnen hätten, wenn wir mit Maria den Herrn salben. Wer sich lenken lasse von Augenlust, Fleischeslust, hoffärtigem Leben, dem müsse die Gestalt des Herrn häßlicher dünken, als die anderer Leute, der verstünde es nicht, wie man ihn noch salben könne. Darum sei auch dies Haus, das zu seiner Ehre gegründet wurde, im Geheimen und Offenbaren von Anbeginn Vielen ein Anstoß gewesen. Aber auch das sei uns gut, und sollten wir uns das selbst an solchem Feste vergegenwärtigen, auf daß wir unsere Blicke und unsere Zuversicht auf den Herrn allein richteten. Der nehme solches Salben allezeit gnädig von uns an und verleihe uns dafür seinen Frieden. Um den rief er den Herrn schließlich an in dem

neuen Jahre, für das Haus, seine Kranken, alle die daran dienen, alle Festgenossen.

Es war eine liebliche Feier, die Anwesenden fühlten des Herrn Gegenwart, sie waren in dem Garten von Bethanien, das nach jenem den Namen empfangen, wo er auch schon an so vielen seine Lebenskraft erwiesen, wo so mancher seinen Umgang wie den eines Freundes verspürt hat, wo er sich wie von der Martha so gern dienen, wie von der Maria so gern salben läßt, und Lob- und Dankopfer stiegen auf zu ihm, der diese Segensstätte dort in Polzin begründet und so viel Segen schon davon hat ausgehen lassen.

Die Collecte am Schluß der Feier ergab eine reichliche Summe, welche für viele Monate armen Kranken eine unentgeltliche Aufnahme sichert, und von dem Kuratorio wie herkömmlich unmittelbar nachher für die bedürftigsten Kranken, deren Anträge gerade vorlagen, sofort bestimmt wurde. Der Andrang zur Aufnahme war in diesem Sommer so groß, daß, obschon eigentlich nur 50 vollständige Betten vorhanden sind, manchen Tag ein Bestand von 63 Kranken in dem Hause war. Wie wäre es möglich, die dringenden Bitten der Hülfsbedürftigen abzuweisen, wenn von ihrer Aufnahme eine Erleichterung ihrer Leiden zu hoffen und ihre Unterbringung irgend möglich ist.

Die Verpflegungstage für Kranke vom 1. Juli 1860 bis 1. Juli 1861 beliefen sich auf 14652, die des Hauspersonals in der gleichen Zeit auf 2954, und dabei haben in dem letzten halben Jahre (vom 1. Januar bis 1. Juli cr.) die eigenen Einnahmen des Hauses dessen Ausgaben gedeckt, weil die reichen Verwendungen des Ordens im vorigen Jahre eine so viel größere Benutzung der Bäder herbei führten. Das Kuratorium sah sich daher genöthigt, wenigstens eine Anzahl Betten sofort neu herstellen zu lassen. Ja, Gottes Gnade und Friede walte über dem Hause auch im neuen Jahre!

Des Herrenmeisters Franz Neumann Herkunft und Nachkommenschaft.

(Schluß).

Auf die bestimmte Behauptung eines neueren Autors (Wedekind) über die Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg, Franz Neumann sei auf Verlangen des Markgrafen Johann vom Kaiser Carl V. in den Adelstand erhoben worden, haben wir zwar kein Gewicht zu legen, wohl aber sind wir der Meinung, daß Franz vor seinem Eintritt in den Johanniter-Orden, sei es nun, daß er selbst, oder bereits sein Vater nobilitirt worden, ein Edelmann war.

Es ist Folgendes nicht außer Acht zu lassen. — Um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt nämlich die Zeit, wo das Wörtlein von eine Bedeutung gewinnt als Kennzeichen des Adels; anfangs zwar nicht so, als ob der Nichtgebrauch dieser Präposition vor einem Namen den Adel desselben ausschlösse, oder als ob die Anwendung des Wörtleins vor einem der Topographie angehörigen Namen den Adel des Namens bewiese. Wenn dagegen in dieser Zeit das von vor einem Namen erscheint, welcher der Topographie nicht entlehnt ist, dann haben wir immer Grund, daraus den Schluß zu ziehen auf den adeligen Stand dessen, der diesen Namen mit dem vorgesetzten Wörtlein von führt.

In dieser Bedeutung als Adels-Prädikat erscheint uns die Bezeichnung von Neumann, deren sich Franz, wenn auch keineswegs constant, doch in einer nicht unerheblichen Reihenfolge von Urkunden bedient. Schon am 14. Sept. 1536, wo in dem zu Frankfurt a. O. abgeschlossenen Vergleiche zwischen den Brüdern: Kurfürst Joachim II. und dem Markgrafen Johann, als des letzteren Rath „Frantz von Nawman" genannt wird;[1]) desgleichen später, wo Markgraf Johann am 2. Nov. 1542 seinem damaligen Kanzler,[2]) „Frantzen von Newmann" wegen getreuer Dienste eine wüste Hausstätte zunächst der Kanzelei in Cüstrin, um daselbst ein Wohnhaus zu bauen, schenkt;[3]) ferner bei den Verhandlungen zu Prenzlau vom 1. Dcbr. 1545, wo Seitens des Markgrafen Johann dessen Kanzler „Franz von Neumann" erscheint;[4]) endlich am 27. Sept. 1547, als Herzog Philipp von Pommern dem Johanniter-Orden die Komthurei Wildenbruch restituirt, wo wir zu Wolgast unter den Zeugen den damaligen Komthur zu Schievelbein und Landvogt der Neumark Franz von Neumann genannt finden.[5])

Man wird von da an erst, wo dem Franz Neumann der gewöhnlich nur geistlichen Personen zu Theil werdende Titel „Ern", eine Abkürzung für „Ehrwürden", gegeben wird, ihn als Johanniter-Ritter anzusehen haben. Dieses Prädikat Ern gewahren wir nicht früher als am 2. Nov. 1542;[6]) in die Komthurei Schievelbein sehen wir ihn 1545 eingeführt;[7]) das Adelsprädikat dagegen fanden wir bereits am 14. Sept. 1536, woraus wir folgern, daß er Edelmann war, als er in den Johanniter-Orden als Ritter aufgenommen wurde.

Zu der Familie, zu welcher Franz gehörte, haben wir wohl unbedenklich auch den Christoph Neumann zu zählen, der 1566, also zu der Zeit, wo Franz Herrenmeister der Balley war, Befehlshaber zu Sonnenburg genannt wird;[8]) nicht minder den Joachim von Neumann der, geboren 1543, am 25. Juli 1605 zu Schwedt als Hofmeister des Grafen Martin von Hohenstein, Nachfolgers von Franz in dem Herrenmeisterthume, gestorben ist.[9])

Franz selbst hat mit seiner Gemahlin Anna v. Sack, die im Jahre 1545 gestorben ist, eine zahlreiche Nachkommenschaft, deren Adel fortan einem Zweifel nicht unterliegt, hinterlassen. Barbara, eine seiner Töchter, war vermählt mit dem Amtmann zu Crossen Thomas Reichenow; Catharina, eine zweite Tochter, war vermählt mit dem Brandenburgischen Secretair zu Cüstrin Hipolitus Hildesheim; eine dritte war die Gemahlin des unglücklichen Christoph von Döberitz, der, weil er beschuldigt war, seiner Frau behülflich gewesen zu sein bei der Flucht ihres Vaters, des Herrenmeisters Franz, aus der Gefangenschaft des Markgrafen Johann, zu Peits enthauptet wurde.

Des Herrenmeisters, und zwar zu der Zeit noch Landvoigts und Komthurs Franz von Neumann Söhne: Franz und Wenzel wurden im Jahre 1551 mit Mohsau belehnt. Von diesen beiden war Franz bereits 1561 nicht mehr am Leben, als die Belehnung mit halb Mohsau an dessen Söhne Friedrich, Franz, Wenzel, Hans, Christoph und Jacob erfolgte. Von diesen war damals nur der älteste volljährig, die beiden jüngsten erscheinen noch 1575 als minorenn.

Das Wappen, dessen sich des Herrenmeisters Franz zweiter Sohn Wenzel bedient hat, zeigt einen Schräglinks-

---

[1]) Riedel III. Hpth. III. 433.
[2]) Zuerst als Cancellarius bezeichnet 19. März 1539 (Riedel I. Hpth. XVIII. 366).
[3]) Riedel I. Hpth. XIX. 63.
[4]) ibd. II. Hpth. VI. 479.
[5]) ibd. II. Hpth. VI. 490—496.
[6]) ibd. I. Hpth. XIX. 63.
[7]) v. Ledebur Allg. Arch. XV. 398.
[8]) v. Winterfeld S. 720.
[9]) Die Leichenpredigt, welche ihm das adelige Prädikat ertheilt, und wie sich erwarten ließ, Auskunft über seine Abstammung, so wie über seine Verwandtschaft mit Franz geben wird, befindet sich in der reichen v. Hagen'schen Bibliothek zu Hohennauen.

balken, der mit 3 Lindenblättern oder vielleicht Schuppen belegt ist. Dieser Schrägbalken mit den nicht genau zu erkennenden Figuren wiederholt sich in dem Fluge, welcher aus dem gekrönten Helme hervorwächst.

Zu der zahlreichen Nachkommenschaft dieses Adelsgeschlechtes, welches sich abwechselnd der Schreibweisen von Neumann und von Naumann bedient, und welches in den Kreisen Züllichau-Schwiebus, Crossen und Sternberg begütert war, zu Krauschow 1588, Lindow 1774, Lugau 1695, Mißgunst 1783, Mohsau 1551—1694, Möstchen 1582, Nickern 1582—1644, Niedewitz 1752, Riegel 1583 Schönborn 1644, Thiemendorf 1813 und Wallnitz 1783, gehörte der am 8. Febr. 1813 als Major a. D. verstorbene, früher beim Regiment Thiele gestandene Johann Friedrich von Naumann. L. v. L.

Die ehemalige Johanniter-Ordens Comthurei Zachan.

Zwei Meilen südöstlich von Stargard liegt im Saaziger Kreise, unfern der Ihna, ein Städtchen, welches in Urkunden in den verschiedenartigsten Formen Cuchan, Czachan, Czuchan, Suchan, Szuchan, Tzochan, Tzuchan, Zochan, Zochghan, Zukan, oftmals aber auch so wie noch heute Zachan genannt wird.

Am 12. Aug. 1269 sprach der unter dem Namen Albertus Magnus bekannte Dominikaner, der vom Jahre 1260 bis 1262 Bischof zu Regensburg gewesen war, aber resignirt hatte, auf Geheiß des Papstes Clemens IV. die Excommunication aus über den Herzog Barnim von Stettin, über den Abt zu Colbatz und über mehrere Vasallen, weil sie dem Meister und den Brüdern des Johanniter-Ordenshauses in Deutschland eine große Anzahl von in Pommern gelegenen Besitzungen, unter denen auch Zukan namhaft gemacht wird, vorenthalten hatten. Da jedoch ebenderselbe Ort in einer Wiederholung des Bannstrahles vom 16. April 1270: Zukorj genannt wird, so scheint es nothwendig, sich zu vergewissern, daß demohnerachtet unter beiden nur Zachan verstanden sein kann.

Der alte Micraelius berichtet, daß das Städtlein Zachan nebst den Dörfern Zuchow, Schwanebeck und Zadelow aus der Kreuzherren Händen durch einen Abtrag an die (Herzoge von) Pommern gekommen sei. Er erzählt dies beim Jahre 1291; wogegen Steinbrück sagt: „Herzog Bogislav verpfändete Zachan 1280, lösete es aber mit seiner Stiefmutter Mechtild wieder ein, und daß Micraelius dies auf den Orden der Kreuzherren beziehe." In wieweit für beide Behauptungen urkundliche Zeugnisse beizubringen sind, muß dahingestellt bleiben; und welcher der drei ritterlichen Orden der Tempelherren, der Deutschen Ritter oder der Johanniter unter jenen Kreuzherren gemeint sind. So viel ist gewiß, daß sowohl die Johanniter, wie die Ritter des Deutschen Ordens als Kreuzherren oder Cruciferi bezeichnet werden.

Daß Zachan aber wirklich ein altes Besitzthum des Johanniter-Ordens, und nicht etwa des in diesen Theilen Pommerns gleichfalls reich begüterten Ordens der Tempelherren gewesen ist, das geht aus Folgendem unumstößlich hervor.

Am 2. Mai 1312 erging aus Vienne des Papstes Clemens V. Befehl an den Erzbischof von Mainz, als Primas von Germanien, so wie an die einzelnen Bischöfe, in deren Diöcese sich Tempelgüter befanden, daß diese den Johannitern, die er Gottes Streiter zur Vertheidigung des Glaubens: Athlete Domini pro defensione fidei nennt, überantwortet werden sollen. Hieraus folgt, daß Alles, was vor diesem Zeitpunkte Johanniter-Ordensgut gewesen ist, durch die Tempelherren nicht auf die Johanniter vererbt sein kann. Nun lehrt uns aber eine zu Suchan d. i. Zachan ausgestellte Urkunde vom 6. Jan. 1312 nicht allein, daß dieser Ort dem Johanniter-Orden gehörte, sondern, was ganz besonders bemerkenswerth ist, daß der Obermeister von Deutschland selbst, Helperich von Rodinghen, (von Rüdingheim), zu gleicher Zeit Comthur zu Zachan war. Nicht in seiner Eigenschaft als Comthur, sondern nur in seiner höheren Würde als oberster Meister in Deutschland gab er bei dieser Gelegenheit seine Einwilligung dazu, daß der Comthur von Liebschau und Schlawe Johann von Rochow das Dorf Moyzélin an die Kirche zu Colberg verkaufen dürfte.

Am 29. Jan. 1218 wird Bruder Georg (nicht Gregor) von Kerkow Comthur zu Zachan genannt. Wenn wir ihn dagegen späterhin, und zwar am 24. Mai 1322 als Comthur von Nemerow bezeichnet finden; und seiner nicht gedacht in einer Urkunde, die am 9. Oct. 1320 zu Zachan selbst ausgestellt ist, worin Bruder Gerhard von Bortfeld, der Ordensstatthalter nicht bloß der späterhin zur Balley Brandenburg gehörigen Provinzen Sachsen, Mark und Wendland, sondern auch von Thüringen, seine Genehmigung ertheilt zu dem Verkauf von Bantow durch den Johanniter-Ordens-Comthur von Schlawe und Liebschau, Conrad von Dorstadt, so schließen wir hieraus, daß Georg von Kerkow schon 1320 nicht mehr im Besitze der Comthurei Zachan gewesen sein müsse, und knüpfen daran die Vermuthung, daß Gerhard von Bortfeld selbst, in welchem wir einen Herrenmeister der Balley anzuerkennen haben, in dem Genusse der Comthurei Zachan war; welche Ansicht eine mächtige Unterstützung dadurch erhält, daß für die weitere Dauer des Lebens dieses Gerhard von Bortfeld, welche bis in das Jahr 1341 zu verlegen ist, wir keinen anderen Namen als Comthur zu Zachan kennen lernen.

Bald darauf indessen, im Jahre 1345 begegnen wir dem „Jan von Neyndorff Commendure tu Zochghan" und noch einmal 1355.

Einen Matthias von Güntersberg Comthur zu Zachau 1371 haben wir bisher in Urkunden nicht finden können, wohl aber am 22. Aug. und 9. Nov. 1376 einen Henning von Güntersberg, und den Reimar von Güntersberg in der Zeit, wo er Herrenmeister der Balley Brandenburg war, am 1. Nov. 1409 ausdrücklich Comthur zu Zachan genannt. Wieder ein Zeugniß dafür, daß die Herrenmeister überhaupt auf den Genuß irgend einer Comthurei angewiesen waren, und dann dort wirklich als Comthure fungirten.

Auch Nickel von Thierbach, den späteren Herrnmeister, finden wir gleich nach dem Tode Reimars im Apr. 1419 als Comthur zu Tzuchan genannt; welche Comthurei er jedoch gegen Wildenbruch vertauschte, wo wir ihn bereits den 20. Jan. 1428 finden.

Hans von Güntersberg wird in verschiedenen Urkunden vom 27. Sept. 1435, 20. Mai 1438, 5. Dcbr. 1440 und noch 1442 Comthur zu Zachan genannt.

In einem Verzeichnisse aus dem Jahre 1479, betreffend die Schäden, welche der Pommersche Krieg veranlaßt hat, wird auch des Comthurs zu Czuchan gedacht, jedoch ohne ihn weiter namhaft zu machen.

In dem Uckermünder Vergleiche vom 2. Febr. 1487, welchen Herzog Boguslaf von Pommern mit Richard v. d. Schulenburg Herrnmeister und den Comthuren des Ordens innerhalb seiner Lande abgeschlossen hat, werden, als in Pommern gelegen, folgende Ordenshäuser genannt: Wildenbruch, Nörichen, Stadt Bahn, Zachan, Pansin, Collin und Neu-Stargard.

Besonders lange hat Matthias Kleist, dessen Vorname in der um diese Zeit vielfältig vorkommenden Form Tessen erscheint, der Comthurei Zachan vorgestanden. Die frühesten Urkunden, die seiner gedenken, sind vom 25. Juni 1490 und 18. Februar 1493. Bis zur Unkenntlichkeit entstellt wird sein Name bei Riedel, wenn derselbe bei einem

Capitel zu Sonnenburg vom 10. Juni 1498 unter den anwesenden Comthuren „Ern Eessen Clef zu Zachan“ nennt. Aber schlimmer noch ergeht es Diesem am 31. Dcbr. 1500, wo zu Pasewalk die Stände der Pommerschen Lande dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg die Eventual-Succession in Pommern zugesichert haben, wenn wir unter den Ständen, zu denen die beiden Comthure von Wildenbruch und Zachan gehörten, lesen müssen: „Bernt von Tessen Comter zu Wildenbrugk vnd...“ Hier muß in der Urschrift, wie die Auslassungspunkte zu erkennen geben, eine Undeutlichkeit statt finden, jedenfalls aber ist der Name falsch contrahirt worden, und es dürfte zu lesen sein: „Bernt (Rohr) vnd Tessen (Kleist) Comtere zu Wildenbrugk vnd Zachan.“ Denn einen Bernt von Tessen hat es nicht gegeben, wenigstens nicht in der angedeuteten Stellung.

Daß Tessen Kleist im Jahre 1511 sich an dem Kriegszuge gegen Stralsund betheiligt hat, ist bereits in diesen Blättern nachgewiesen worden; wir finden ihn aber auch sonst noch 1524, so wie am 20. Jan. 1526, wo er dem Ordens-Capitel zu Friedland beiwohnt, und gerade ein Jahr später, am 20. Jan. 1527, wo er an der Wahl des Herrnmeisters Veit von Thümen sich betheiligte.

Es war jetzt die Zeit der Reformation angebrochen, und in Folge derselben das Ende der Johanniter-Ordens-Comthurei Zachan. Denn unter dem Herrnmeisterthum des genannten Veit von Thümen (1527 — 1544) trug jene große kirchliche Bewegung innerhalb des Umfanges der Balley Brandenburg den Sieg davon, nicht ohne große Gefahr für die Existenz des Ordens selbst und seiner Besitzungen in diesem Bereiche. Der Sturm nach Innen ging durch die Hinneigung der meisten Glieder des Ordens zur Glaubensreinigung zwar glücklich vorüber, aber außerhalb waren die nicht in der Mark Brandenburg, sondern in den Landen der Herzöge von Braunschweig, Mecklenburg und Pommern gelegenen Güter in hohem Maaße gefährdet.

Die Hauptbesitzung in Pommern war die Comthurei Wildenbruch. Sie wurde auf Bitten des Kurfürsten Joachims II. und seines Bruders des Markgrafen Johann von Cüstrin am 27. Sept. 1547 durch Herzog Philipp II. von Pommern dem Orden restituirt. Aber über Zachan war bereits anderweitig disponirt. Was wir darüber in verschiedenen Quellen aufgefunden haben, ist Folgendes.

Auf dringende Verwendung des Herzogs Barnim von Pommern geschah es, daß an dessen Hofmarschall Wolf von Borck, der Ritter zum heiligen Grabe war, im Jahre 1545 die Comthurei Zachan für die Summe von 24,000 Gulden erblich verkauft wurde. Als Special-Bevollmächtigte des Ordens bei diesem Kauf werden Andreas von Schlieben und Balthasar von der Macwitz genannt.

Gleich die erste Verhandlung, womit die nur handschriftlich, aber in mehreren Exemplaren existirenden „des ritterlichen St. Johanniter-Ordens Capitelschlüsse“ anheben, nämlich der unter dem Herrenmeister Thomas Runge am 14. Januar 1550 gefaßte Beschluß, beginnt sogleich mit dieser Angelegenheit in den Worten: „Demnach Uns ein Schreiben von dem Hochwürdigen und Edlen Herrn Georg von Schilling Sanct Johannis-Ordens in Deutschland Meistern Unserm gnädigen Herrn, belangend die die Comturei Zachan unlängst ist zugekommen, daßselbige wie in Schriften beantwortet, welches Wir auch in gemeinem Capitel allen Comptoren zu verlesen haben, vorreichen lassen. Auf dem ersten Articul bedenken Sie, daß es mög bleiben bei dem, was hier von der Comptorei Zachan halber gerathschlaget und beschlossen, auch in Schriften hin und wieder ergangen. Würde aber der Herr Meister in Obern-Deutschen Landen an jüngster Antwort nicht ersättigt sein, und weiter anregen, möchte der Herr Meister einen Comptor, drey oder vier laut des eilften Articuls bescheiden mit derselben Rathe sich weiterer Antwort entschließen.“

Mit Bezugnahme auf das, was sich im Ordensarchive befinde, berichtet Dieneman: „Zachan ist verkauft worden; siehe des Obermeisters Schreiben nebst Beylagen, betreffend die Comptorey Zachan, daß solche wiederkäuflich zu verkaufen, fernerhin aber keine Ordensgüter mehr verkauft werden sollen, d. 14. Mai 1552; it. Markgraf Hansens Schreiben an den Herrenmeister und Resolution wegen Verkaufes der Comthurey Zachan an Herzog Barnim in Pommern, und daß die Confirmation nicht anders, als mit ausdrücklich einverleibtem Vorbehalt, wie es von dem Herrn Obermeister gewilligt, gegeben werden solle 1553“.

Es hatte nämlich der Hofmarschall v. Borck bereits im Jahre 1551 Zachan dem Herzoge Barnim abgetreten; denn letzterer bekennt sich in eben diesem Jahre dem v. Borck für das demselben verkaufte Städtchen Zachan zu einer Schuld von 8000 Gulden. Es muß jedoch die Zahlung sehr unregelmäßig erfolgt sein, da der v. Borck gegen die Herzöge Barnim und Philipp klagbar geworden war. Er hob diese Klage jedoch auf und überließ dem Herzog Barnim das Städtchen mit allem Zubehör für die im Ganzen ausbedungene Summe von 24,000 Gulden, die er selber dafür gegeben hatte.

Zachan blieb für immer dem Orden verloren, wenn gleich derselbe, der ausdrücklich aus bedungenen Wiederläuflichkeit wegen, seine Ansprüche nie ganz aufgegeben zu haben scheint; wenigstens fügt Dittmar zu den Worten Beckmanns, daß Zachan im 16. Jahrh. mit Consens des Ober-Meisters in Deutschland alienirt worden sei, die ausdrückliche Bemerkung hinzu: „daß es damit doch wohl nicht seine volle Richtigkeit gehabt habe, da der Herrenmeister diese Commende noch vor einigen Jahren zu vindiciren gesucht habe.“

Im Jahre 1646 war die ehemalige Commende zu Zachan der Wittwensitz der Gemahlin des Herzog Ulrich von Pommern, Hedwig, einer Tochter des Herzogs Julius von Braunschweig-Lüneburg.

L. v. L.

Mit dem Beginn des neuen Quartals unseres Blattes erfolgt bei demselben ein Wechsel der Redaktion, welche unter Ordensaufsicht des Herrn Kammerjunkers A. v. Winterfeld, Ehrenritters, dem Schriftsteller A. E. Brachvogel anvertraut worden ist. Indem die bisherigen verehrl. Abonnenten des Wochenblattes, wie alle Mitglieder des Ordens und dessen bisherige Gönner und Freunde ersucht werden, seinem Organe gesteigerte liebevolle Theilnahme, Förderung und werthvolle Mitarbeiterschaft zu gönnen, werden fortan alle Zuschriften, Beiträge und Notizen in Angelegenheiten des Wochenblattes unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 40. Berlin, den 2. October 1861. Nr. 40.

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Oberstlieutenant a. D. Freiherrn von Braun auf Neucken bei Preußisch-Eylau,

" Landrath des Kreises Neidenburg von Lavergne-Peguilhen, auf Grabowo bei Neidenburg,

" Rittmeister a. D. Hippolyt v. d. Groeben, auf Rippen bei Ludwigsort,

" Landrath des Kreises Osterode Freih. v. Meerscheith genannt von Hüllessem, auf Warglitten bei Osterode,

" Rittergutsbesitzer Ludwig Grafen von Perponcher-Sedlnitzky, auf Groß-Gandern bei Sternberg,

" Rittergutsbesitzer von Lochow, auf Petkus bei Baruth,

" Landrath des Kreises Sternberg von der Hagen, auf Buchholz bei Drossen,

" Premier-Lieutenant im Kaiser Franz Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2, von Kaphengst,

" Legations-Secretair bei der Gesandtschaft in Constantinopel, Grafen von Keyserling-Rautenburg,

" Major im Generalstabe des 2. Armee-Corps von Sandrart,

" Landrath a. D. von Kleist, auf Nemitz, Kreis Schlawe,

" Rittergutsbesitzer von Niebelschütz, auf Metschlau Kreis Sprottau,

" Landrath des Kreises Breslau Freiherrn von Ende,

" Major z. D. und stellvertretenden Kommandeur des 1. Bataillons (Polnisch Lissa) 2. Posenschen Landwehr-Regiments Nr. 19. von der Groeben,

" Rittmeister a. D. von Studnitz, auf Schönwald bei Rosenberg in Oberschlesien,

" Rittergutsbesitzer von Normann, auf Greisitz bei Sagan,

Den Major und Abtheilungs-Kommandeur in der Schlesischen Artillerie-Brigade Nr. 6, von Bülow,

" Landrath des Kreises Trebnitz von Salisch, auf Jeschütz bei Trebnitz,

" Domdechanten von Trotha, zu Merseburg,

" Rittergutsbesitzer von Byern, auf Parchau bei Genthin,

" Landrath des Saalkreises von Krosigk, zu Halle a. d. Saale,

" Gräflich Stolbergschen Regierungs-Rath von Rosen, zu Wernigerode,

" Consistorial-Rath Freiherrn von Diepenbroick-Grüter, zu Münster,

" Rittergutsbesitzer Albrecht Freiherr von Ledebur, auf Crollage bei Oldendorf, Kreis Lübbecke,

" Oberst und Kommandeur des 6. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 55. v. Schwartzkoppen,

" Königlich Niederländischen Residenten auf Java, Emil Grafen zu Bentheim-Tecklenburg-Rheda,

" Rittmeister und Escadron-Chef im 2. Westphälischen Husaren-Regiment Nr. 11. von Grüter,

" Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Geheimen Rath und Vice-Canzler der Universität Rostock, von Both,

" Kloster-Provisor von Lowtzow, auf Rensow bei Laage, in Mecklenburg-Schwerin,

" Fürsten Bruno zu Ysenburg und Büdingen, Durchlaucht,

" Oberlieutenant im K. K. Oesterreichischen Küraſſier-Regiment Prinz Carl von Preußen Nr. 8. Freiherrn von Kleist,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sept. 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. August 1861	40		
	Zugang pro August	10		
		50		
	Abgang " "	10		
	Bleibt Bestand	40	40	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. August 1861	51		
	Zugang pro August	24		
		75		
	Abgang " "	17		
	Bleibt Bestand	58	58	55
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. August 1861	9		
	Zugang pro August	7		
		16		
	Abgang " "	10		
	Bleibt Bestand	6	6	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. August 1861	18		
	Zugang pro August	6		
		24		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	20	20	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. August 1861	12		
	Zugang pro August	7		
		19		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	10	10	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. August 1861	38		
	Zugang pro August	14		
		52		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	37	37	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. August 1861	2		
	Zugang pro August	4		
		6		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	5	5	8
	zu übertragen:	—	176	240

№	Namen der Orte, wo sich diese Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sept. 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	176	240
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. August 1861	4		
	Zugang pro August	4		
		8		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	6	6	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. August 1861	6		
	Zugang pro August	2		
		8		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	5	5	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. August 1861	1		
	Zugang pro August	3		
		4		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	1	1	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. August 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. August 1861	23		
	Zugang pro August	10		
		33		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	19	19	34
	Zusammen	—	225	316
	Am 1. August c. waren vorhanden	—	223	316
	Die Krankenzahl hat mithin bis zum 1. Septbr. zugenommen um	—	2	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro August beträgt	—	88	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	7		
	b) als geheilt entlassen	78		
	c) " ungeheilt entlassen	3		
	wie vor	88	—	—

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das Ordens-Krankenhaus in Saïda. — In demselben waren am

1. Juli c. Bestand		23 Kranke.
Hinzugekommen sind im Laufe des Monats Juli		65 "
		88 Kranke.
Davon sind: 1) gestorben	2 Kranke	
2) ungeheilt entlassen	3 "	
3) entlaufen in der Besserung	15 "	
4) gebessert	7 "	
5) geheilt	31 "	
	58 "	
Bestand am 1. August		30 Kranke.

Von den 65 Aufgenommenen waren: 40 Christen, 23 Muhamedaner und 2 Metawelis; aus Saïda und Umgegend: 42, Flüchtlinge aus dem Innern: 23.

Was soll der Johanniter thun?

Was soll der Johanniter
In unsren Zeiten thun,
Wo gegen Heid' und Türken
Schon längst die Waffen ruh'n?

Wo der, einst stolze, Halbmond
Durch Geisteskraft besiegt,
Am fernen Hellesponte
Im Todeskampfe liegt?

Wo er im eignen Fleische
Den Todtenwurm schon sieht;
Bis er, geknickt, gebrochen,
Nach Asien wieder flieht.

D'rum ließ der Johanniter
Schon längst die Waffen ruh'n. —
Was hat, im tiefen Frieden
Er also jetzt zu thun? —

Das ist so leicht zu finden,
Will er es finden nur,
Ein Blick, mit Aug' und Herzen,
Führt bald ihn auf die Spur.

Wo er ein blasses Antlitz
Mit Leidensmienen sieht,
Das still am Wege sitzet,
Den er vorüber zieht,

Wo er von falschem Glauben
Sieht ein Gemüth erfüllt,
Das seinen Durst unlauter
Aus trüber Quelle stillt,

Wo er die Treue wanken
Sieht für sein Königshaus,
Da zieh' der Johanniter
Des Geistes Schwert heraus!

Da steh' er muthig kämpfend,
Mit Hülfe und mit Rath,
Und, will das Wort nicht helfen,
Dann greif' er frisch zur That!

Was soll der Johanniter
In unsren Zeiten thun,
Wo gegen Heid' und Türken
Schon längst die Waffen ruh'n?

Ein gutes Beispiel geben,
Und helfen in der Noth,
Und dann um Segen bitten
Den Herren, seinen Gott!

A. v. Winterfeld.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

„Kaum seh ich mich in ebnem Plan,
„Flugs schlagen meine Doggen an,
„Und bang' beginnt das Roß zu keuchen;
„Es bäumet sich und will nicht weichen,
„Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
„Des Feindes scheußliche Gestalt!"
(Schiller.)

I.

In der Nachbarschaft der wild zerfetzten, vielfach von Buchten und Meerengen durchschnittenen südöstlichen Küste Griechenlands, gleich als wären sie von der deukaleonischen Fluth oder den vulkanischen Wehen der jungen Erde von Hellas Körper abgerissen und weit hinein in's ägäische Meer geworfen, liegen, dessen südlichen Theil beengend, zwischen Asien und Europa die beiden Inselgruppen der Cycladen und Sporaden. Letztere befinden sich Asien zunächst, grade der karischen Küste gegenüber, dieselbe von Smyrna bis Telmissus beherrschend. Mit Chios im Norden beginnend, schließt die Sporadengruppe die Inseln Samos, Nicaria, Patmos, Episcopia, Leros, Lango, Calamo, Calchi, Simia und Chrio in sich und endet im äußersten Südosten, dem heiligen Lande zunächst, mit dem weltberühmten Rhodus, jener der Sonne, dem Helios, geweihten Roseninsel, welche schon im Alterthum wegen ihrer üppigen Schönheit, ihres Reichthums gepriesen und mit dem Schimmer sagenhaften Zaubers, mystischer Wunder und räthselhafter Gräuel umwoben war. — Heut ist sie freilich nur ein Schatten einstiger Herrlichkeit! Unter türkischem Joche seufzt eine träge, am Marasmus leidende Bevölkerung, und die Insel selbst ist nur Stapelplatz für die Piraterie, den Sklaven- und Schmuggelhandel griechischer und syrischer Kaufleute. Schmutzige Lehmhütten, kothige Straßen ziehen sich durch trauernde Ruinen. Wo sonst Marmorpaläste standen, das Kreuz vom Glockenthurme strahlte, erhebt sich nun das Minaret, von dem hernieder der Muezzin gedankenlos seine Gebete abbrommelt. Ein türkischer Aga hat sich in jene romanischen Bogenhallen eingenistet, die christliche Kapelle ward sein Frauengemach und ertönt nun vom Klange des Tamtams und arabischer Knöchelschellen. Wohl ist die Vegetation noch paradiesisch üppig, und ihre Blumendüfte quellen berauschend über's tiefblaue Meer dem Piloten entgegen, aber man läßt eben wachsen, was wächst, und nimmt, was grade der Boden giebt. Von der alten Landeskultur ist nicht mehr die Rede, man lebt rein von dem Fleiße der Vorfahren oder gelegentlichem Raube und Diebstahl, oder jenem ruhmlosen Schacher, bei welchem Schwatzen und Rauchen die Hauptsache sind. Was schließlich durch Unordnung und Faulheit der Bewohner nicht zu Grunde geht, verzehren die Heuschreckenschaaren, welche alljährlich in schwarzen Wolken über's Meer gezogen kommen.

In diesem heutigen, poesie- und erinnerungsarmen Rhodus, wo selbst die schwellende Natur in eine Trauer über vergangene Herrlichkeit versenkt zu sein scheint, spielt unsere Geschichte nicht, sie gehört noch jenen glänzenden Tagen unverwelklichen Ruhmes an, wo die weite Christenheit ausschließlich auf dies kleine Eiland im fernen Osten

mit staunender Bewunderung blickte, dieser wogenumrauschte Brocken Erde die höchsten Zierden, die erlauchtesten Söhne des Ritterthums aller Zungen zu einer ehernen Kette, einer Mauer von Stahl um die rothe Fahne des heiligen Johann, das Kreuz des Heilands einte und so den Fluthenbrecher machte, an welchem allein die Sturmwoge asiatischer Horden, der beutegierige Fanatismus des Islam, die blutige Uebermacht eines Bajazet, Tamerlan und Amurad II. länger denn zweihundert Jahre brandete. Die Johanniter auf Rhodus waren es, welche das mittelländische Meer mit seinen Archipelen, die Küsten Syriens und Palästinas von zahllosen Räubern säuberten, europäischen Handel, Cultur und Wissenschaft schützten, ja selbst den armen Pilgrimen im heiligen Lande vermöge der Furchtbarkeit ihres Namens Schonung von den Barbaren erzwangen. — — —

Es war im März des Jahres 1405. — Die Morgennebel, welche Land und Meer mit dämmerhaften Schleiern umzogen, begannen mit den Schatten der Nacht zu weichen, und in den Lorbeer- und Orangenhainen erhoben die gefiederten Sänger ihr leises erstes Morgenlied dem blassen Frühroth entgegen, als das schwere Gatter des südlichen Thors von Rhodus, des Thurms der Auvergne (also der Citadelle und Caserne der italienischen Zunge der Ordensritter, wie wir heute etwa sagen würden) emporrasselte und die schwere Fallbrücke sich langsam und vorsichtig niedersenkte. Kaum berührte die äußere Planke derselben den jenseitigen Rand des Grabens, als aus dem dunklen Thore selbst vier ungeheure Doggen hervorbrachen, einen Augenblick stutzten, die Nasen schnüffelnd in die Luft streckten und dann nach verschiedenen Seiten im Gebüsch und den angrenzenden Pflanzungen verschwanden. Eine von ihnen jedoch, eine alte Hündin, hatte den Fahrweg verfolgt, welcher, über den Gebirgsrücken der Insel führend, Rhodus mit dem jenseits liegenden Hafenstädtchen Camiroe verband. Sie kehrte indeß nach wenig Augenblicken hastiger Nachforschung in's Thor zurück. Bald darauf verließ geräuschlos eine Kavalkade von etwa zehn bis zwölf Ordensrittern die Stadt und schlug die schon erwähnte Straße nach dem Gebirge ein.

Roß und Mann waren vollständig gewappnet, und der schwarze Mantel mit den weißen Kreuze, die Stahlhaube ohne jeglichen Federschmuck, die ernste, gerasste Haltung, verlieh ihnen, als sie durch die wallenden Nebel zogen, etwas Gespensterhaftes. Jeder äußere Waffenschmuck, Wappen und farbiges Erkennungszeichen, wie es der Adel sonst so gern trug, selbst das Fähnlein an der Spitze des Zuges fehlte. Das Schwert hing an der linken Hüfte, welchem rechts der lange Dolch, die Gottesgnade, die Wage hielt, der Schild, an welchem, wie auf der Brust, das weiße Kreuz glänzte, hing am linken Arm, und die Lanze mit dem Roßbüschel unterhalb der Spitze war die gemeinsame Bewaffnung Aller.

Den Zug eröffneten zwei Knappen, nur durch das Fehlen des Mantels unterschieden und daß sie den Harnisch über, statt wie die Ritter unter dem rothen Kriegswams, der Sopraveste, trugen. Sie hielten sich etwas weiter vorauf an beiden Seiten des Weges und spähten links und rechts umher, flüsterten mit den ab- und zurennenden Hunden, kurz, schienen mit denselben sich in den Tirailleurdienst zu theilen.

Mehr zurück folgten je zu Dreien die Uebrigen. An ihrer Spitze ritt der Befehlshaber des kleinen Zuges, eine imposante, königliche Gestalt, dessen strenges, kaltes Antlitz durch den schneeigten Bart, welcher bis auf die Brust herabfiel, einen Ausdruck erhabener Ruhe, fast hoheprieſterlicher Würde erhielt. Er trug das dünne, weiße Haupthaar wie die Uebrigen kurz geschnitten und ganz von der Stahlhaube bedeckt, und Nichts unterschied ihn von ihnen, obwohl Niemand, außer dem Großmeister selbst, mehr Recht auf Auszeichnung, Keiner der lebenden Brüder aber größere Fülle der Erfahrung und des Wissens mit einer längeren Reihe ruhmvoller Thaten in sich vereinte, als er. Es war kein Geringerer, als der Grand-Bailli Friedrich von Hohenzollern, Pilier und Großprior der deutschen Johanniter, zweiter Sohn Friedrich Ostertags, des ersten Grafen von Nürnberg. Er war's, der vor neun Jahren, ein achtzigjähriger Greis schon, mit den Brüdern deutscher Zunge zum Heere Kaiser Sigismunds stieß, um den über Ungarn hereinbrechenden Bajazet aufzuhalten; er war's, der nach dem Unglückstreffen zu Nicopolis mit einem auserlesenen Häuflein Getreuer die Flucht des Kaisers und der geschlagenen Heerführer deckte, sie nach Rhodus rettete und allein unter dem allgemeinen Weh den Muth des gebeugten Ordens aufrecht hielt. Er war es endlich, der vorig Jahr noch dem Guillaume de Mine, Grand-Hospitalier und Gouverneur von Smyrna, welchen Tamerlan aus dieser eroberten Stadt geworfen, zu Hülfe eilte und nach Guillaumes Tode den Rest der christlichen Besatzung hinweggeführt hatte. Als Ordenssenior die rechte Hand des Großmeisters Philipp de Naillac, als Commandant und Verweser aller Vertheidigungswerke und Schlösser des Ordens ein Hauptanführer der Brüderschaft, galt ihr sein Wort als unmittelbares Echo göttlicher Weisheit, denn man glaubte ihn im ausgebreitetsten Besitz der innersten Ordenslehre, ihres eigentlichen Geheimnisses, was sie die „Religion" nannten, unter der sie die historischen Beweise der göttlichen Offenbarung auf Erden und deren makelloser Lehre verstanden, in welche eingeweiht zu sein, ein langes Leben des Studiums, des Kampfes und der äußersten Entsagung voraussetzte.

Etwas hinter diesem hohen Vorfahren unseres preußischen Herrscherstamms, der einen hervorragenden Theil unseres Gemäldes bildet, ritt ein junger, kaum zwanzigjähriger Edelmann, welcher bereits den Rittermantel trug, Hans von Hohenloh, der jüngste Sohn des ersten Vasallen Friedrichs von Nürnberg. Unter den übrigen Rittern, meist Männern von dreißig und vierzig Jahren, sehnigten Gestalten, wetteifernd an glühender Begeisterung, Kaltblütigkeit und Erfahrung, ragten besonders an Waffenruhm Amand zu Rhin, Hugo von Montfort und der junge, heißblütige Rink von Henneberg hervor, der von seiner Rasewuth im Kampf „Wilderbrandt" geheißen wurde. Dicht an Friedrich von Zollerns Seite, des leisesten Winks seines Herrn lauschend, trabte die schon erwähnte Hündin, an Körperwuchs und Schweifbildung, wie der fahlgelben Leibesfarbe einer Löwin höchst ähnlich, wäre

der starke, stutzohrigte Kopf mit den grüngelben Gluthaugen nicht von Stirnbein und Kehle bis zu den rothen, hangenden Lefzen kohlschwarz gewesen.

So eilten sie schweigend durch's grüne Land hin, indeß die Sonne allmählich sich aus Osten hob, das ganze Firmament im rothen Schimmer glühte und die letzten nächtlichen Schatten aus den Thälern hinweg huschten. Als sie den Höhenzug erreicht hatten, dessen freier Gipfel eine überwältigende Rundsicht auf die Insel, das ringswallende, tiefblaue Meer, die zahllosen Eilande, die drinnen schwammen, auf Asien im Ost, Europas ferne Ränder im Westen gewährte, begannen die Glocken von Rhodus ihr dröhnendes Morgenlied.

Der Zug hielt, die Ordnung löste sich. Alle Rosse schwenkten in einen Kreis zusammen. In seiner Mitte hielt Zollern, hatte das Schwert gezogen und, die Klinge fassend, den Kreuzgriff gen Himmel erhoben. Seine Stimme erklang im Morgengebet.

Ein ernstes Amen dröhnte von allen Lippen, als der Senior geendet hatte und nun das Eisen rasselnd in die Scheide stieß.

„Meine Brüder," begann er wieder, „wir haben heut ein Tagewerk vor, ernster, geheimer, gewichtiger, als in den letzten Jahren vollführt ward. Ihr werdet es an Ort und Stelle erfahren. Erinnert euch, daß Tamerlan, die Geißel der Christen, seit wenig Wochen todt ist, erinnert euch aber noch mehr an Smyrna's Fall vorig Jahr und das heilige Blut unserer Brüder, welches die Dattelhaine tränkte! Vollendet euer Werk mit Klugheit! Wir haben da einen Neuling unter uns, den jungen Bruder Hohenlohe, der vorgestern Nacht erst aus dem lieben Deutschland hergekommen, um zum ersten Male kahle Mohrenschädel zu sehen und den blitzenden Athagan. Achtet auf ihn, daß er mit Ehre ficht, hütet ihn, daß er nicht umkomme, ehe er seine erste blutige Schnitterarbeit gethan. Bruder Amand, ihr wißt, was ihr mit mir zu thun habt, wenn ich falle! Vorwärts also!" Dabei that er einen kurzen Pfiff, und aus dem Gesträuch links und rechts kamen die drei anderen Doggen, einander zum Verwechseln ähnlich, zurück, schlossen sich an, und der ganze Trupp setzte sich langsam nach Camiroe in Bewegung.

Der junge Hohenlohe war, sehr entgegengesetzt seinen Altersgenossen, ja selbst den älteren Rittern, welche fröhliches Gespräch liebten, einsylbig, in sich gekehrt, traurig. Er schien im Ringkampf mit sich selber zu liegen und unwillkürlich schlüpften ein paar Seufzer aus seiner Brust.

Der greise Zollern hatte hin und wieder einen Blick auf ihn geworfen, wobei es schien, als ob ein leichtes Lächeln seine Lippen umspiele. Als die Gegend sich senkte und das Terrain freier wurde, wendete er leicht den Kopf.

„Hans, mein Sohn, komm näher!"

Hohenlohe schrak auf, dann eilte er an die Seite des Seniors.

„Warum bist du verstört und traurig? Der Jugend, den Streitern Johanns, den reinen Herzen ziemt Fröhlichkeit! Für uns auch sind die Freuden dieser Welt geschaffen, und der ist der Edelste, welcher selbst für jene Güter des Lebens einen hellen, freudigen Blick bewahren kann, welche Anderen gehören, ihm selber aber versagt sind! — Was hast du, Junge? Thut dir dein Gelübde als Ritter des heiligen Johannes Leid?" —

„Nein, Meister, mein Gelübde nicht, und dennoch —" er stockte!

„Dennoch thut dir's Leid, daß du in den Orden getreten bist? Gesteh's, du wurdest enttäuscht, hast die Freudigkeit der Seele verloren, mit der du zur Pforte des Tempels kamst?"

„Ja, Hochwürdiger Meister!"

„Warum? —"

„Als ich das Gelübde gethan und den Mantel erhalten, führte mich der Comtur von Villungen hinter den Altar und befahl mir, Gott den Herrn zu verleugnen!" Der junge Mann erblaßte hierbei und schwieg trübselig still, als fürchte er, noch mehr zu sagen.

Der greise Friedrich blickte ihn mit ernster Ruhe an. „Dann befahl er dir, das Kreuz des Herrn zu bespeien, nicht wahr?" —

„Ja, Meister!"

„Drohte er dir sammt den Brüdern ringsum mit Dolch und Strick?"

„Ja, so geschahs!" und Hohenlohe schauderte.

„Und du thatest es nicht, selbst als du das kalte Eisen am Herzen, den Strang um die Kehle fühltest?!"

„Nein, o nein, erhabener Meister!" rief glühend der junge Mann. „Ich that es nicht, und hätte ich sterben sollen! Der Glaube meiner Brust, der Odem des Erlösers in mir hat mich gestärkt! Ich werde nie lügen und ich mag nicht freveln!!"

„Was geschah dann? —"

„Der Comtur erließ es mir, da ich trotzig blieb. Dann ward ich in den Statuten, dem Kriegshandwerk, wie der Moral des Ordens unterrichtet, und ein Jahr später gab man mir Befehl nach Rhodus zu gehn, reichte mir den Brief an den Convent und verwies mich in allen Gewissenssachen an dich."

„Hat man dir sonst noch Frevel, Bruch der Gelübde und ehrloses Thun zugemuthet? Hast du gesehen, daß nur Einer deiner Brüder jemals dergleichen that."

„Nein, Meister! — Um so verworrener bin ich geworden!"

„Daß man die Gotteslästerung, den Verrath an Jesum von dir verlangte, ließ dich also am Orden irre werden, seine Reinheit bezweifeln, in den Grundfesten des Glaubens wanken?!"

„Ja, Meister! Ich gedachte, wie man einst den Templern Gleiches vorwarf, sie deshalb von Papst Clemens und König Philipp dem Schönen vernichtet wurden, und daß sie, schuldig an heidnischen Gräueln, auf dem Holzstoß ihren rechten Lohn empfingen, ach, Meister, daß wir Johanniter gleichfalls in diese Laster gefallen sind!!" —

„Wenn du beim Waffenschmied eine Klinge kaufen willst und doch nicht weißt, ob sie taugt, was thust Du?

Hohenloh sah Friedrich betroffen an. —

„Du weichst von der Rede, Meister!"

„Das hast du nicht zu richten! Antworte!"

„Es ist dann Brauch, daß man sie biege, ja auf sie

trete, ob sie wohl leicht zerspringen mag, oder gut hart sei und den Hieb aushalte."

„So, mein Sohn, ist es auch unsres Ordens Brauch, auf die junge Klinge zu treten, die sich ihm weiht, sie zu biegen, ob sie wohl splittere oder gut hart sei, denn nur zähe Eisen sind nütze im heiligen Streit! Sprich, wenn du in heidnische Hände fällst, kannst du dich nicht gar leicht erlösen? Du magst es unter ihnen zu Reichthum und hohen Ehren bringen, denn sie wissen, was adlich Blut ist! Du magst im Arme ihrer üppigen, hochbusigen Töchter ruhen, bei Lautenklang und Haschisch schwelgen, wenn du nur Eins thust, deinem Erlöser und Gott zu fluchen, das Kreuz auf deiner Brust anzuspeien, den Kaufmannssohn von Mekka zu verehren! Wirst du das, wenn man dich fängt?" —

„Da ich's nicht that," rief Hans wild, „als meine Brüder mich verführen wollten, wie sollt' ich's bei den Drohungen der Heiden, deren Verachtung ich schon mit der Muttermilch einsog? Das hieße Gott hassen um den Satan zu lieben!"

„Und darum wirst du's nicht, siehst du, weil du geprüft bist, junge Klinge! Nur Solche, die diese erste höchste Versuchung bestehn, sind ächte Ritter St. Johannes, sind Streitgenossen! Sie werfen lachend ihre Brust den Moslemin entgegen, sie nur allein sollen ziehen in's heilige Land, eingehn zum Ost, die Wiege der Welterlösung, das Geheimniß des Bruderbundes schauen! Die schwachen Klingen aber wirft man zurück in den Ofen, durchglüht sie mit Buße, schweißt sie zusammen wieder mit der ewigen Reue Thränen und sie müssen sterben, ehe sie das Licht der Wahrheit sehn! Viele sind berufen, Wenige erwählt!"

Das Antlitz des Jünglings durchloderte ein flammendes Roth, jauchzendes Entzücken durchzitterte sein Herz, Thränen des Dankes und der Rührung traten ihm in's Auge! Er ergriff Friedrichs Hand und führte sie an seine Lippen. — „Ich danke dir, mein weiser, geliebter Meister! Du meine letzte Hoffnung hast mich nicht betrogen, hast mir das Leben zurückgegeben, die geistige Wiedergeburt! O mit diesen ersten, fürchterlichsten Zweifeln enden sie alle!"

„Alle? Du gleichst dem Thoren, der zum Wanderstabe greift, und den ersten mühevollen Berg für den höchsten und letzten hält. Die ganze Erde ist voll Berge, das ganze Leben voll Zweifel! Was giebt uns Muth zum Kampf, was selige Zufriedenheit? Daß wir im grimmigsten Zweifel wissen, ohne ihn komme Keiner zur Wahrheit, wissen, daß der Heiland selber geprüft und versucht wurde. Trank er den Schmerzenskelch d'rum weniger kühn, da er in Herzensangst zu Gethsemane einen Augenblick gewünscht, so es möglich sei, möge er vorübergehn?!"

„Wie recht, wie leuchtend sprichst du, Herr! Ja, mit dem Kreuze auf der Brust will ich fröhlich wie ein ächtes deutsches Reckenblut jauchzend zum Osten wandern und in seiner flammenden Wahrheit sterben!"

„Versprich mir das, dem alten Freunde deines edlen Vaters, der seines Kindes Seele und Leib dem Gottesruhme weihte. Wer überwindet, der gewinnt!" Er hielt dem Jüngling die Hand hin, in welche Jener freudig einschlug. Darauf ritt Hohenzollern an die Seite des Weges zu einem Strauch voll rother Rosen und riß einen Busch von ihnen ab.

„Leih mir deine Stahlkappe, Hans!"

„Der junge Mann entblößte sein Haupt vom Helme und reichte ihn hin. Friedrich befestigte in den Knopf desselben, wo sonst der Edelmann den farbigen Reiherbusch trägt, den Blumenstrauß.

„In demselben Augenblick erklang hinter ihnen Beiden in hellen Tönen das Lied der Genossen:

„Grüß' Gott dich, Todesrose,
„Du heil'ge Kampfeszier.
„Du glühst von meiner Stirne,
„Lebst ja im Herzen mir! —
„Hei du Johannes-Minne,
„Du keusches Opferblut,
„Liegst mir allein im Sinne,
„Du bist mein einzig Gut!"

„Und jetzt," rief der alte Friedrich, fröhlich sich im Sattel zu den Anderen wendend, „jetzt, meine Herzbrüder, laßt uns den Jungen da in eine rechte Eisenbeize bringen!"

(Fortsetzung folgt.)

Verfall der antiquen Weltordnung bei Beginn des Christenthums.

(Historische Skizze von A. Mr.)

Es mag für das heutige Johannes-Ritterthum nicht unangemessen sein, auf jene Zeiten einen Blick zu werfen, aus deren Schooß das Christenthum sich erhob, jener hohe Glaube der Liebe und des Erbarmens, der Versöhnung und Brüderlichkeit, durch dessen Gewalt schon hienieden die Menschen der ewigen Vaterliebe würdig werden. Es kann unsren Blick nur heller, freier, das Herz hoffnungsstarker, das Bewußtsein dessen, was heute zu thun ist, sichrer machen, wenn wir jene tiefe Finsterniß ermessen, jene untergegangene Welt einer abgelebten Kultur betrachten, aus der die Stimme des Heils sich erhob, um, wie an jenen ersten Schöpfungstagen, zu rufen: „Es werde Licht."

Das Christenthum erstand mit Christus selbst. Der Heiland hat nur einen Vorläufer gehabt, der dasselbe wie er gewollt, aber ihm, dem Größeren, ein Werk überlassen mußte, zu dem er sich zu menschlich schwach fühlte, es ist Johannes der Täufer. Die Art, wie er dem Meister „die Wege bereitete", war unendlich groß und schön. Er machte die Herzen des Volkes empfänglich für das Nahen der Wahrheit und Liebe und sammelte die edleren Geister zum Empfange des göttlichen Mittlers. Als aber Jesus selbst erschien und, ein gewaltiger Gottesheld, wie irdische Augen nie erschauten, den neuen Geist ausgoß über die Menschheit, trat Johannes bescheiden zurück in die übrigen Reihen der Christusapostel, bis Herodes, der Tetrach von Galiläa, seinem Leben und Wirken ein blutiges, allzufrühes Ende bereitete.

Wenn nun auch das Christenthum durch die Person des Gottessohns plötzlich mit zwingender Allmacht erschien, nicht, wie etwa die Reformation nur eine that-

kräftigere Fortsetzung früherer geistiger Bestrebungen war, so wäre sein rasches Wachsthum, sein Triumphzug durch die Welt, trotz der Gewalt des Heilands unmöglich gewesen, hätte nicht der ganze damalige Zustand der alten Welt das hohe Werk der Erlösung begünstigt, wäre Rom nicht mit seiner ganzen moralischen, wie physischen Existenz zu Ende gewesen; und römisch hieß ja die ganze damals bekannte Erde!

Nachdem die gewaltige Siebenhügelstadt unter seinen Königen sich staatlich ausgebildet, während der Republik sich mehr und mehr zur Nation erweitert, durch Eroberungen vergrößert hatte, verlor das römische Volk in demselben Maaße auch seinen ursprünglich schlichten Sinn, seinen einfachen Naturglauben, dessen Ausfluß seine ersten Götter waren. Die bürgerliche Tugend, die Aufopferung für's Gemeinwohl sank, die Beute der eroberten Völker, der Handel, gesteigerter Luxus nnd das Jagen nach Aemtern und Besitz, wie immer heftiger werdende innre politische Kämpfe, denen der kraftlose Senat nichts entgegenzusetzen wußte, waren schon bedenkliche Symptome einer tödtlichen Krankheit. Dieselbe Erscheinung, welche das herrliche Griechenland aus dem Solonischen Zeitalter und dem Glanz der aristokratischen Republik in die Demokratie, die Pöbelwirthschaft des Cleon, Hyperbulos und Andrer fallen und endlich dem Macedonier Alexander zur Beute werden ließ, ereignete sich auch zu Rom, welches, schon das gewaltigste Reich der Erde, einem Julius Cäsar zufiel. Die Verwandlung der Staatsform in die absolute Monarchie (das Schicksal aller Republiken wie es scheint) ward durch das Messer des Brutus nicht verhindert, Octavian Augustus trat nur um so sichrer die Erbschaft Cäsars an und erweiterte sie durch glänzende Eroberungen, so daß sein Nachfolger Tiberius allerdings sagen konnte, „er gebiete der ganzen Welt." — Kein Reich hat je wieder eine so kolossale Ausdehnung gehabt. Vom nordischen Britannien, wo noch heute die alten Römermauern stehen, bis Nubien, im Herzen Afrikas, von den Säulen des Herkules bis an den Ausfluß des Tigris und nach Persien hinein dehnte sich Roms sieghafte Gewalt, und umfaßte Spanien, Frankreich, England, Nord- und Süddeutschland bis zur Oder und den Karpathen, Ungarn (Scythia), Schweiz, Lombardei, Italien, Griechenland, Dalmatien, Syrien, Judäa und Aegypten. Ein solcher Universalstaat hätte von einem Gott, nicht einem Menschen beherrscht werden müssen, um zusammen zu halten. Die verschiedenen, einst selbstständigen Länder, nunmehr Provinzen, wurden von Proconsuln regiert, welche bald wie morgenländische Satrapen eigenmächtig verfuhren, sobald sie sich der Gunst ihrer Legionen durch Geldspende und Plünderungsfreiheit versichert hatten. Die Bevölkerung der Residenz dieses Staatskolosses verlor ihre so lange bewahrte Würde und Eigenthümlichkeit, mußte das Bürgerrecht und die Toga, die Sella des Senators, wie das Ritterpferd mit Griechen, Aegyptern, „Hosen"-Galliern und Germanen theilen. So buntscheckigt wurde auch ihre Gottesverehrung. Ihre früheren, schlichten und strengbegrenzten Naturgötter erhielten nun griechisches Beiwerk. Das Wesen, die Eigenschaften derselben wurden in Weise der, bereits verderbten, pythagoräischen und neuplatonischen Philosophie gedeutelt, oder der alte geheiligte Mythos ward zum Stoff derb-sinnlicher Dichtungen (Ovids Methamorphosen) gemacht und seiner mystischen Hoheit entkleidet. Der Dienst der phönizischen Astarte, der ephesischen Diana, der ägyptischen Isis, des Osiris, Adonis, Baals und einer Reihe abstrakter Gottheiten, wie der Libra, Anoute, Tranquillitas, Vanilia, Juventus, Pollentia, Fessonia, Strenua, Salus, Pudicitia, Pietas, Spes, Victoria, Bellona, Fortuna, Libertas und Honor, und damit eine grenzenlose Verwirrung der Geister und Herzen ward heimisch. Jedes der überwundenen Völker brachte eine Reihe neuer Anschauungen, Sitten und Laster seinem Sieger als moralischen Tribut ins Haus, und daher kam es, daß man nirgend unrömischer war, als grade in Rom. Hier sammelte sich mit den Schätzen auch die Fäulniß der ganzen Welt!

Das ist der Zustand zur Zeit des Augustus, zu jener Zeit, da das Kind Marias zu Bethlehem das Licht der Welt erblickte! — Vergebens hatten edle Männer, wie Cato, Cicero und Seneka, Patrioten wie Trasea, die Gracchen, Menenius, Cäcina, vergebens edle Fürsten, wie Brittanicus, Vespasian und Titus zu verschiedensten Zeiten der allgemeinen Verwilderung Halt zu bieten versucht! In religiösen Dingen war Aberglauben oder Unglauben, in der Moral die trunkene Weisheit Epikurs, in der Politik der Cäsar maßgebend. Es bedurfte nur noch eines Schrittes zum Untergange dieser Weltordnung, die eigentliche Tyrannis, die Epoche der Cäsaren Tiberius, Claudius, Caligula, Nero, Domitian und ihrer erbärmlichen Nachfolger, wo sich Rom wie eine Wahnsinnige, dem Hungertode Preisgegebene selber anfiel, und an ihrem eignen Untergange letzte! Die gemonische Treppe am Aventin und der Circus Maximus sogen während dieser Zeit mehr Blut der edelsten römischen Patriziergeschlechter ein, als drei französische Revolutionen hätten konsumiren können. — In dieser Zeit erblühte die keusche Blume des ersten Christenthums! Heimlich, im Dunkeln, in verlassenen Thälern, Katakomben und Steinbrüchen sammelten sich ihre ersten kleinen Gemeinden.

Man sollte glauben, dieses allgemeine Verderben hätte das Aufkeimen der jungen Saat unmöglich gemacht. Nein, es begünstigte sie! Dazu kamen noch andre Hülfsmittel von Außen her.

Wie schon die jüdischen Propheten beweisen, war unter den Juden der Glaube lebendig, ein Messias (Maschiach) werde erstehen, sie aus ihrem Elende befreien, zum ersten Volke und sich zum Beherrscher der Welt machen. Dieser Glaube, unter dem Druck der Hasmonäer großgesäugt, wuchs unter den römischen Statthaltern und machte sich in blutigen Emeuten Luft, und es bedarf wohl keines Beweises, daß Jesus dem politischen Hasse der Juden zum Opfer fiel, die sich einen Erlöser nur im Sinne des Judas Maccabäus denken konnten. Das ganze Morgenland, zumal Persien, hatte eine ähnliche Sehnsucht, die aber geistigerer Natur war und sich in dem Glauben des Sosios, Erlösers, kundgab. Die griechischen Philosophen andrerseits bekundeten seit Sokrates, Aristoteles und Plato einen Drang nach dem Ideale der absolut vortrefflichen Menschlichkeit, und zu Alexandria war die Schule Philos bereits von der Ahnung der Erlösung

durch einen Gottgesandten, einen Ausfluß des Schöpfers, den „Logos" erfüllt. Cicero's Tugendlehre selbst ist in ihrem Kernpunkt mit der christlichen Moral sehr nahe verwandt, schon aus ihr spricht der Trieb der Seligkeit und Beseligung.

Zu dieser die Welt durchziehenden geistigen Sehnsucht nach Erlösung und Freiheit, nach einem Glauben, welcher beruhige, versöhne, die Leiden des Lebens erträglich mache, gesellte sich auch das physische Bedürfniß der Völker nach Regeneration. Die zahllosen Eroberungen hatten begreiflicher Weise die Menge der Sklaven sowohl in Rom wie den Provinzen ins Fabelhafte vermehrt. Nur Soldaten, (weil sie Beute machten und Staatsbelohnungen, wie Bestechungen empfingen), oder Kaufleute und die Kreaturen des Cäsaren-Hofes hatten wirklich großen Besitz, der Bauer, der Handwerker, die eigentliche Masse des Volks versank immer mehr in Armuth und Verderben. Wie stark und gefährlich das Element der Sklavenbevölkerung gewesen, geht aus den Sklavenkriegen, den häufigen Emeuten dieser Unglücklichen und den massenhaften Exekutionen hervor, die man zeitweise über sie verhängen mußte.

Wie entsetzlich das Loos dieser armen Menschen war, sagt uns Tacitus in seinem Werk über Deutschland (Capitel 25.), und Seneka widmet einen ganzen Brief (den 47sten) ihrem traurigen Looſe. „Jeder Laut," sagt er, „wird mit martervollen Schlägen geahndet, ja sogar Husten, Niesen, Schluchzen! Es ist ein altes Sprichwort: so viel Sklaven, so viel Feinde! Sie sind nicht Feinde, sondern sie werden's durch uns. Wir gebrauchen sie nicht wie Menschen, sondern wie das Vieh!" Aber diese viehisch behandelten Sklaven waren zugleich die alleinigen Genossen, Erzieher und Lehrer der römischen Jugend, denn sie, besonders die Griechen, waren meist intelligenter und wissenschaftlich gebildeter, als die römischen Patrizier selbst. Sie waren die Schreiber, die Staatsboten, aus ihnen wurde die ganze subalterne Beamtenwelt damaliger Zeit rekrutirt, und Sklaven oder Freigelassene waren der intimste Umgang der Cäsaren.

Als nun die leuchtende Nachricht plötzlich die Welt durchbebte: „es giebt einen ewigen Gott der Liebe, einen Schöpfer alles Lebens im Himmel! Er hat alle Menschen nach seinem Bilde, zu seinen Kindern erschaffen, er hat seinen Sohn Jesus Christus herabgesandt, um durch seinen unschuldigen Tod am Sklavenkreuze zu erhärten, daß der Geringste unter uns durch den Glauben an den Gott der Liebe eingehen werde in die ewige Himmelsheimath."

Da kamen jauchzend alle Mühseligen und Beladenen und ließen sich taufen! Handwerker, Freigelassene waren die ersten Apostel und Jünger, Sklaven die ersten Gläubigen! Das Christenthum drang in die heidnischen Familien durch den lehrenden Mund der Sklaven, und unter Tiberius schon (also kaum nach Jesu Tode) gab es Christen in Rom, Griechenland und zu Alexandria. Er ergriff schon das Mittel sie auszuweisen. Caligula verfolgte sie, und Claudius war bereits gezwungen, sie funfzig Jahre nach Christus zu dulden, bis Nero, nachdem er Rom angezündet, die christliche Gemeinde, als dieses Verbrechens schuldig, abschlachten ließ. Aber ein so massenweises Morden, (das sich später oft wiederholte), war bisher noch unerhört und erwarb dem jungen Christenthum einen Sieg, einen Zuwachs an Kraft, welchem endlich die alte Weltordnung nicht länger widerstehen konnte. Mochte der Volkswitz sie anfänglich auch statt Christi und Christiani immer Achrestoi, „Taugenichtse" nennen, diese Handlung Nero's war's, welche ihnen allgemeines Mitgefühl eintrug, das Tacitus, der doch wahrlich diese „Judensekte" verächtlich genug behandelt, nicht würdiger als mit folgender Bemerkung bezeichnen kann: „So kam es denn, daß diese strafbaren Leute (die Christen), welche das Aeußerste zu leiden verdienten, die höchste Theilnahme erregten, als Menschen, die nicht zum allgemeinen Besten, sondern für das mörderische Gelüst eines Einzigen sterben mußten." —

Miscellen.

Der Staats-Anzeiger Nr. 220, Berlin, von Freitag dem 13. September 1861, enthält folgenden Passus:

„Berlin, den 12. September.

Se. Majestät der König haben Allergnädigst geruht: der Frau Herzogin Amelie von Ratibor, gebornen Prinzessin zu Fürstenberg, die Erlaubniß zur Anlegung des von dem Großmeister des Malteser-Ordens in Rom ihr verliehenen Ordens des heiligen Johannes von Jerusalem zu ertheilen."

Wir erlauben uns hierzu in historischem Interesse die Bemerkung, daß seit dem letzten Großmeister des Ordens, Giovan Batista Tommasi, welcher am 13. Juni 1805 zu Katania starb, die späteren Häupter des Ordens nur den Titel „stellvertretende Großmeister" führten. Der jetzige stellvertretende Großmeister, Graf Philipp Colloredo-Mels, zeichnet sich stets nur: „le Bailli Colloredo."

Nach einer Zeichnung aus Rom, welche ein neu ernannter Ehrenritter des Johanniter-Malteser-Ordens vom stellvertretenden Großmeister erhalten hat, wird die Decoration der Ehrenritter nicht mehr wie bisher auf der linken Brust, sondern um den Hals getragen.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 41. Berlin, den 9. October 1861. **Nr. 41.**

Am 11. d. Mts. wird das Büreau des Johanniter-Ordens aus dem bisherigen Lokale, Breite-Straße Nr. 35, nach der Potsdamer-Straße Nr. 27a parterre verlegt.

1. Friedrich August Wilhelm von Gadow, vormals auf Groß-Potrems und Hugolsdorf. Ehrenritter seit 1815. † zu Drechow Kr. Franzburg 24. September 1861.

2. Ferdinand Siegmund von Schlieben, Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1829. † zu Breslau 26. September 1861.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saïda in Syrien.

I.

(Auszug aus einem Briefe des Arztes der Anstalt Dr. Lorange d. d. Saïda 5. September 1861.)

Der Monat August brachte mir eine fünftägige Unterbrechung meiner Thätigkeit, glücklicherweise jedoch in einer Zeit, wo meine Anwesenheit leichter entbehrt werden konnte. Nachdem nämlich Herr Consul Weber uns einen Besuch gemacht und im Namen des Curatoriums die Rechnungen des Hausvaters revidirt, schlossen wir, Herr Wichmann und ich selbst, uns seinem Gefolge an, besuchten den preußischen Commissär Herrn von Rehfuß in seiner Sommerwohnung in Beit-ed-Din, brachten zwei Tage in Beirut zu und fanden zurückgekehrt Alles in guter Ordnung wieder. Ich hatte mit Bewilligung des Herrn Consul Weber diese kleine Ausflucht im Interesse meiner Gesundheit unternommen, die theils durch sehr angestrengte Thätigkeit im Juli, theils durch die Lage des Hospitals so bedenklich gelitten hatte, daß ich nur durch zu Hülferufen meiner ganzen Energie den Dienst versehen konnte. Jetzt befinde ich mich, Gott sei Dank, wieder im vollsten Besitz meiner Kräfte und die besonders im Frauen-Hospitale übermäßig große Zahl der zu Behandelnden schreckt mich nicht mehr.

Der diesmal angefügte Bericht scheint mir für ein Krankenhaus ein ziemlich günstiges Resultat zu ergeben, das nur leider noch durch die verhältnißmäßig bedeutende Zahl der die Anstalt vor erfolgter Heilung verlassenden Kranken getrübt wird. In dieser Beziehung haben wir die traurigsten Erfahrungen zu machen, und die geistige Verwilderung der armen Menschen ist so groß, daß kein Raisonnement mit ihnen hilft. Sonst ist über den Dienst nur zu sagen, daß er mit der Pünktlichkeit versehen wird, die leider nur zu häufig unerreichbar für den Arzt in der Privatpraxis ist und die allein die wenigen Erfolge sichert. Bei dieser Gelegenheit gereicht es mir zum besondern Vergnügen, mich Denen anzuschließen, welche den voreiligen und aus bedauerlichem Parteihaß hervorgehenden Angriffen gegen die Brüder des rauhen Hauses sich widersetzen. Einer ganz anderen religiösen Richtung angehörend und nicht frei von den allgemeinen Vorurtheilen gegen derartige Verbindungen, doch mit einer, wie ich hoffe, richtigen Idee von Menschenliebe, habe ich in den vier Brüdern unserer Anstalt Leute kennen gelernt, mit denen ich in jeder Aeußerung der christlichen Barmherzigkeit Hand in Hand zu gehen im Stande war, und deren anspruchslose, selbstverläugnende Thätigkeit mich in mancher muthlosen Stunde selbst aufrichtet. Als Arzt gewohnt ex juvantibus zu schließen, bin ich sehr geneigt, darum die Anschuldigungen des Herrn von Holtzendorff in seinem eigenen Interesse für aus Unkenntniß hervorgegangen anzusehen.

Ueber die Verhältnisse der um Saïda sich aufhaltenden Flüchtlinge ist es unglaublich schwer, sichere Nachrichten zu erhalten, in einem Lande, wo die Lüge so eingebürgert ist wie gerade hier. So viel scheint festzustehen, daß die Christen nicht geradezu, wenigstens im Augenblick, in jenen Districten (Hasbaya und Raschaya) bedroht sind, denn ich weiß, daß viele Männer gegangen sind, die Ernten ihrer Gärten zu holen; ein Factum, was sogar für eine Art von Gutmüthigkeit von Seiten der Drusen zeugt.

Viel bedeutendere Gründe für ein nicht Zurückkehren finden die Christen in ihrer Mittellosigkeit, in der Unmöglichkeit, ihre Häuser zu bedecken (denn die Mauern stehen noch da) und sich die nöthigen Geräthe zu verschaffen, obwohl wenigstens Einzelne sicher nicht so arm sind, als sie zu sein vorgeben. Vor allen Dingen aber wird die leider zu große Menge von Gesindel durch die europäischen

Unterstützungen zurückgehalten und in ihrer unglaublichen Unthätigkeit bestärkt, ja sie haben eine Art System, die Wohlthätigkeit auszunutzen, etablirt und scheuen sich vor keiner Lüge, um dasselbe durchzuführen. Als Beispiel möge der Fall dienen, daß Eltern sich fünf Monate hindurch des Anblicks ihres Kindes freiwillig beraubt haben, um es als Waise gelten zu lassen.

Ein halbes Jahrhundert ruhiger, entsagender, hauptsächlich der specifisch katholischen Proselytenmacherei durch reine Menschenliebe entgegentretender Thätigkeit wird kaum genügen, auf dieses vernachlässigte Volk einen günstigen Einfluß auszuüben.

Das Gouvernement scheint diese, etwa noch 3000 betragenden, Flüchtlinge auf anderen Punkten ansässig machen zu wollen, wo die christliche Religion mehr das Uebergewicht hat als in Raschaya und Hasbaya. Bis jetzt haben die Häupter der Christen sich aber darüber noch nicht entschieden, da sie ja noch immer unterstützt werden und die Jahreszeit ihnen erlaubt, im Freien unter Zelten zu wohnen.

Bei unserer Anwesenheit in Beirut nahmen wir das Haus in Augenschein, das vorläufig die Waisenanstalt der Diakonissen enthält und zu Weihnachten von denselben verlassen werden wird. Wir fanden dasselbe vollständig zum Hospitale geeignet und konnten der Ansicht des Herrn Consul Weber nur beistimmen, daß, nachdem der Miethstermin unseres Hauses hier geendigt wäre, statt müßig zu bleiben, man gut thäte, sofort in diesem Gebäude in Beirut ein interimistisches Hospital zu eröffnen. Ich glaube, daß von Seiten des Curatoriums bereits die nöthigen Vorschläge deswegen gemacht worden sind. ꝛc.

II.

(Auszug aus einem Briefe des Hausvaters Wichmann d. d. Saida den 4. Sept. 1861.)

Den Fortgang unseres Hospitals kann ich auch diesmal als einen gesegneten und günstigen bezeichnen. Zwar ist der Zudrang im verflossenen Monat nicht so stark gewesen als im Juli, aber wir hatten durchschnittlich einen täglichen Bestand von 26 Kranken.

Am 1. August war an Bestand	30	Kranke
Im Laufe des Monats kamen hinzu	35	„
	65	„
davon wurden wieder entlassen	35	„
so daß wir am 1. September	30	„

Bestand hatten. Gestorben ist Keiner.

Am 18. August hatten wir die Freude, Herrn Consul Weber bei uns im Hospitale zu sehen. Herr Pastor Krämer war durch ein dringendes Geschäft im Gebirge, ich glaube eine Feier des Namenstages des Kaisers der Franzosen für den französischen Theil seiner Gemeinde, abgehalten worden mit zu kommen. Mr. Ford ist ebenfalls im Gebirge, und somit konnte wohl nicht gut eine Sitzung des Curatoriums abgehalten werden, doch hat Herr Consul Weber und auf dessen Aufforderung auch Herr Dr. Lorange mir die Decharge über meine Rechnungsführung für das II. Quartal h. a. ertheilt.

Am 20. reiste Herr Consul Weber wieder ab, und zwar hatte derselbe vor, einen Umweg über Beit-ed-Din unweit Deir-el-Kamar, wo jetzt der Herr Legationsrath v. Rehfuß sich aufhält, zu machen. Herr Dr. Lorange, der vom Fieber sehr geplagt war, war einer Luftveränderung sehr bedürftig und fand solche auch für mich, der ich ebenfalls wieder etwas unwohl gewesen war, sehr passend.

Da nun Bruder Göttmann mich wohl während der 5 Tage unserer Abwesenheit vertreten konnte, wie der Herr Doctor sich durch den eben aus dem Gebirge zurückgekehrten Arzt Schibeli-Abela vertreten ließ, so benutzte ich diese angenehme Gelegenheit und begleitete den Herrn Consul und Dr. Lorange nach Beit-ed-Din, wo wir die Gastfreiheit des Herrn von Rehfuß in dem vom Emir Beschir am Anfange dieses Jahrhunderts hoch oben auf dem Berge erbauten sehr schönen Schlosse, von dem aber leider ein guter Theil schon wieder verfallen ist, einen Tag lang genossen. Am Morgen des darauf folgenden dritten Tages unserer Abwesenheit von Saida ritten wir noch vor Tagesanbruch im Mondschein fort; (wir brauchten 70 Minuten, um den treppenartigen Weg bis in die Thalsohle, die der Damur durchfließt, zurückzulegen) und gingen über Deir-el-Kamar u. s. w. nach einem Dorfe, das $2\frac{1}{2}$ Stunden von Beirut im Gebirge liegt, zu einem dort wohnenden Agenten des Herrn Consul Namens Daut Effendi, der mit den Unterhandlungen über den Kauf des Terrains in Beirut für den Orden betraut ist. Leider hatte derselbe den Kauf noch nicht abschließen können, weil der betreffende Druse sich aufs Neue hatte verstecken müssen aus Furcht vor Arretirung, und es nun natürlich nicht wagte, vor Zeugen zu erscheinen. Gegen Abend kamen wir in Beirut an, blieben den 4. und 5. Tag daselbst (wir wohnten beim Herrn Consul), besorgten unsere Einkäufe fürs Hospital und besuchten unter Andern auch den Emir Allai Geßler*), Instructeur der Artillerie in der türkischen Armee, der mit Obersten-Rang in Damaskus stand, jetzt aber auf einige Zeit in Beirut gewohnt hat, um von hier nächstens nach irgend einem Orte am Bosporus abzugehen, wohin er versetzt ist. Wie ich hörte, hat er von Fuad-Pascha den Beinamen „Diläwer-Bei" d. i. „der Herzen-Eroberer" bekommen. Dann aber haben wir auch in Beirut das mehrbesprochene Terrain besehen, sowie den Neubau, der als Waisen- und Pensions-Anstalt für die Kaiserswerther Diakonissen dort aufgeführt wird. Das Gebäude ist seiner Vollendung nahe; zu Weihnachten dieses Jahres schon hoffen die Schwestern dort einziehen zu können. Dann wird also das Haus leer, was dieselben jetzt mit ihren Waisen inne haben, und zugleich läuft ungefähr um dieselbe Zeit die Miethe unseres Hauses hierselbst ab. Herr Dr. Lorange meint, daß jenes Haus sich vorzüglich gut als Krankenwohnung eigne für uns bis zu der Zeit, da das zu erbauende Hospital, in dessen Nähe zugleich dies Haus liegt, vollendet sei. Mir scheint es auch, daß das gut wäre, zumal wir den eigentlichen Flüchtlingen nicht gar viel mehr dienen mit dem Hospitale. Oft scheint's sogar, als käme es eben so sehr den Moslemim und Metawelis zu gut, und noch mehr zu gut als jenen. Diesen Mittag haben wir

*) Einen Preußen.

leider unsern Diener Aßaf entlassen müssen, der so viel zu versprechen schien. Er ist bei uns gesund, kräftig und stark geworden, ist nun gut gekleidet und hat ein paar Thaler, der Dienst machte ihm keine Schwierigkeiten mehr, da ließ er sich gehen, der Hochmuth stellte sich ein, und es ist nichts mehr mit ihm anzufangen. Seine Stelle ist noch nicht wieder besetzt.

Am heutigen Nachmittage hatten wir den Besuch zweier griechisch-katholischer Bischöfe im Spital, nämlich den des Bischofs von Hauran, der sich hierher geflüchtet hat, und den des Bischofs von St. Jean d'Acre, der sich zeitweilig in Deir-el-Mochalles aufhält, um die von dort verjagten Klosterleute wieder zu sammeln. In dem eben genannten Kloster machten wir neulich auf unserem Ausfluge dem Letztgenannten einen Besuch, den er jetzt bei seiner Anwesenheit hier erwidert hat. Mit ihnen kamen mehrere ihrer Priester; einer derselben ist schon von hier aus geheilt worden ꝛc. —

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Die Rüden stoben hinweg, der Senior setzte sich fest im Sattel, der ganze Haufe rauschte wie die Windsbraut hernieder zur Ebene, welche sie von der Küste trennte, und die kleine Hafenstadt wie die allgemeine Straße rechts hinter sich lassend, eilte er einer mit Thamarinden und Oliven dicht bewachsenen Hügelreihe zu, welche in ein Vorgebirge, eine felsig-schroffe Landzunge auslief, die steil ins Meer abfiel.

Friedrich erhob plötzlich die Hand, die Hündin hatte so eben ein leises Knurren ausgestoßen. — Ein Pfiff des Seniors ward vom kurzen Bellen der Rüden aus verschiedenen Entfernungen beantwortet. „Sie haben was! Ruprecht paß' auf, nieder mit den Visiren!"

Einer der Knappen setzte hastig sein krummes Signalhorn an die Lippen, die Ritter schlossen die Helme und zogen die Schwerter. — In demselben Augenblick schwirrte ein Hagel Pfeile pfeifend durch die Luft! Hohenlohe, welcher die Weisung, das Visir herabzulassen, in der jähen Bewegung versäumt, konnte nur, indem er rasch den Kopf senkte, dem Pfeil, welcher seinen Augen gegolten, so aber in den Rosenstrauß fuhr, entgehn. Zugleich brach eine Rotte von etwa sechs bis acht Sarazenen aus dem Unterholz und stürzte sich heulend auf die Ritter. Ruprecht stieß in's Horn. Eine Sekunde später war Alles ein raufender, stampfender, wilder Knäuel!

So plötzlich auch das Ereigniß geschehen war, blieb der Kampf doch nicht lange zweifelhaft. Hohenlohe hatte, als der Erste, die dem Senior drohende Gefahr abgewendet, indem er sein Roß mit einem Satze vor Friedrich brachte. Die Ritter, vorwärts dringend, fingen die Angreifer ab, und die rasenden Doggen fielen denselben in den Rücken. So wurden die braunen Söhne Ismaels, obwohl sie sich wie Verzweifelte wehrten, niedergehauen. Einen von ihnen hatten die Knappen, ein Anderer ward von Hohenlohe verwundet und zum Gefangenen gemacht. An den Gurt von Ruprechts Gaul gebunden, den Knebel im Munde, wurden sie genöthigt, den ferneren Marsch mitzumachen.

„Das wäre nun ein erstes Tänzchen, Hans, wie's bei der Frau Mutter in Franken schon nicht vorkommt. Nun, ich bin mit Dir zufrieden, Deine Helmzier hat einen Schmuck mehr, und bringst Du Pfeil und Rosen sauber heim, wollen wir sie beim Ordensmahl dem Großmeister vor den Becher stellen. Ihr seht, Kinder, die Mücken regen sich wieder. Sie haben vermuthlich längs der ganzen Küste dergleichen Posten ausgestellt und sind in großer Angst drüben in Asien, seitdem ihnen der Teufel einen Streich spielte und den Tamerlan holte."

„Sie sitzen mit den Rüstungen fest und wollen vermuthlich frei Wasser nach Konstantinopel haben, deshalb möchten sie wissen, ob wir sie jetzt in Ruhe lassen." sagte von Rhin.

„Wahrscheinlich. Deshalb seht Euch nur vor, bis wir durch's Gehölz sind und das Kastel erreicht haben!" antwortete Zollern.

Man eilte schärfer vorwärts, die Doggen wurden wieder vorausgeschickt und die Gefangnen mit dem Lanzenschaft zur Eile ermahnt.

„Ich habe im Ordenshaus zu Breisach", begann Hohenlohe nach einer Weile, „oft von Deinen berühmten Hunden und ihrem wunderbaren Instinkt gehört, Meister. Ist es denn wahr, daß mit ihnen Dieudonné von Gozon vormals den berühmten Drachenkampf bestand?"

„Gewiß!" — erwiederte Zollern. „Dieser Doggen gab es anfänglich nur zwei, eben jene, mit denen Dieudonné den bekannten Strauß verrichtete. Von ihnen stammt direkt diese Hündin, mein Liebling Zuleika, sie warf alle die Andren, an zwanzig Stück. Die armen Thiere blieben bis auf die Wenigen, welche Du noch siehst, sämmtlich vor Nicopolis, haben mitgestritten fürs Johanniterkreuz und besitzen eine große Tugend, die schon mancher Bruder vergaß, sie bleiben ewig ihrem Meister treu, würden eher verhungern, als einen Bissen von der Hand eines beschnittnen Schuftes nehmen. Dieudonné nahm mich als Großmeister in unsern heiligen Orden auf, an seiner Seite hab ich viel Lust und Leid bestanden, und war der Einzige, zu dem sich die Rüden, außer zu ihm selber, halten wollten. Er schenkte sie mir, ehe er starb. Gegen die Ungläubigen, was Du noch oft erleben wirst, sind sie von unschätzbarem Werth, leisten den ausgezeichnetsten Kundschafterdienst, wittern den Moslem unter jeder Verkleidung, ja riechen es dem Christen an, wenn er mit syrischen Händlern und irgend Einem von Ismaels Namen in Berührung kommt, kurz sie sind wirklich eine höhere Art Geschöpfe, als sonst wohl auf vier Beinen zu gehen pflegen."

Unter diesen Wechselreden hatte man den Küstenrand erreicht und wendete sich zu einer tief eingeschlitzten Bucht, die ein Wachtthurm, von Fischergehöften umgeben, beherrschte und von der Seeseite nach Asien zu durch zackigte Klippen geschützt wurde. Der Wachtthurm wie ein Theil der Gehöfte waren von Wall und Graben umgeben, und das eben geöffnete Thor nahm die Reisigen in's Innere des kleinen Werkes auf.

Die Beruhigung, welche der Ordenssenior seinem jungen Zöglinge gegeben, hatte das gedrückte Herz desselben nicht nur aufgerichtet, sondern ihm auch die Begeisterung,

die Poesie, den Thaten- und Wissensdurst erneut, mit welchem er einst die Aufnahme in die Brüderschaft erstrebt hatte. Wieder erwachten alle jene hohen Gefühle, die in der dürren, eisernen Zeit seines strengen Noviziats getrübt, durch die Qual unerledigter Zweifel niedergehalten, ja fast verlöscht worden waren. Jetzt erst blickte er blitzenden Auges um sich, jetzt erst schien er wahrhaft zum Ritterdienste St. Johanns erkoren! Alles drang mit dem Zauber der Neuheit auf ihn ein, und je lichter fortan seine Vorstellung von der Hoheit des Ordens war, desto begieriger wurde er, Ruhm, Größe und Erkenntniß unter seiner Fahne zu erlangen. Diese erste Aventure, gleich nach seiner Ankunft zu Rhodus, die erste That, welche er unter Friedrichs Augen bestehen durfte, für den er jetzt zumal eine fast abgöttische Verehrung hegte, erhitzte sein Blut, füllte sein Hirn mit Träumen und das Herz mit flackernder Ungeduld. Letztere plagte ihn um so mehr, als er, ein Neuling auf dem Felde der Thaten, weder das Recht, noch die Erfahrung besaß, zu den Geschäften verwendet zu werden, in welche sich die Brüder nach gehaltenem Mittagsmahl theilten. Indeß Amand von Rhin auf der Zinne Posto faßte, um das Kreuzen einiger Ordensgaleeren zu beobachten, Montfort von den Fischern Erkundigungen einzog, Zollern selbst sich mit den Knappen und den beiden Gefangenen einschloß, um Letztere zum Geständniß der Lage des Feindes, wahrscheinlich mit Hülfe der Tortur, zu bewegen, von den Andern aber Barken besichtigt und Leute entboten wurden, schlenderte Hans neugierig umher oder unterhielt sich mit den Doggen, unter welchen Zuleika, die Hündin, ihrem sonstigen Charakter sehr entgegen, mit ihm Freundschaft schloß, als wisse es das Thier, der junge Mann stehe unter der Protektion seines Herrn und es müsse ihm demnach auch die seinige angedeihen lassen.

Endlich nahte der Abend, und mit einbrechender Dunkelheit ward es um die kleine Befestigung immer lebendiger. Boote kamen und gingen, Reiter wurden nach Rhodus, Camiroe und Lindo im Süden gesendet, Schaaren von Fischern aus den nahen Küstengehöften langten mit Waffen an, kurz Alles schien auf ein gewichtiges Ereigniß loszugehn. Nach 9 Uhr versammelten sich die Ritter mit Friedrich zu einem derben Mahl, und der Wein floß reichlicher, als für gewöhnlich Sitte war, ja Friedrich ermunterte selbst eifrig zum Genusse, mit bestem Beispiel vorangehend, „denn", sagte er, „die Arbeit dieser Nacht wird Kräfte und Gewandtheit kosten, deshalb muß man dem Körper was zu Gute halten!" Nach dem Essen wurden die Knappen entfernt, die Thür der Halle verschlossen. Die Ritter rückten eng zusammen in einen Kreis, und Zollern begann ihnen seine Eröffnungen zu machen.

„Daß Tamerlan dieses Frühjahr", sagte er, „einen großen Zug gegen uns im Schilde führte, auf nichts Geringeres sann, als uns aus Rhodus zu werfen, wie er uns aus Smyrna warf, wißt Ihr. Große Vorräthe, Schiffe wie Kriegsvolk hatte er bereits aufgebracht, die karische Küste mit zahlreicher Besatzung versehn, besonders die Ildryms-Insel, Lango nnd Rhodos zunächst, mit allem Ueberfluß bedacht. Sie sollte der Sammelplatz seiner Kriegshaufen und Flotten werden, und er war seines Sieges so gewiß, daß er schon einen Theil seiner Weiber dorthinbrachte, um sie beim Einzug in Rhodos ja zur Hand zu haben. Sein plötzlicher Tod, zwei Tage vor der Einschiffung, warf Alles über den Haufen. In Constantinopel ist ganz der Teufel los, denn des Sultans Söhne und Tochtermänner raufen sich um den Besitz des Reichs, die Agas und Begs nehmen Partei, wie es ihrem Ehrgeiz paßt, und ich habe bestimmte Nachricht, daß die Sarazenen drüben von der Küste ihre Horden zurückgezogen und in der Hitze, um nur rasch zum goldnen Horn zu kommen, ihre Genossen auf der Ildryms-Insel sammt dem kostbaren Hausstaat des todten Großherrn sitzen ließen. Zwanzig unsrer Galeeren haben nördlich bereits alle Verbindnng des Eilands abgeschnitten, nach Tyrus ist der Weg ebenfalls verlegt, und zwischen unsren Inseln kreuzen Tag und Nacht fünfzig Ruderboote. So liegt die Sache jetzt, und der Großmeister erwartet nur unsre Rückkehr, um womöglich morgen die Ildryms-Insel anzugreifen und diesen höchst wichtigen Punkt zu erobern. Unsere Pflicht ist nun, die Lage der Werke, Stärke der Besatzung, Gelegenheit des besten Angriffs zu erspähn. Die Fischer bleiben als Besatzung des Thurms unter Ruprechts Leitung zurück. Heinze kreuzt mit sechs Booten vorsichtig an unsrer Küste, um allem Verdächtigen, namentlich wenn sie über Nacht wieder Posten aussetzen oder ablösen sollten, aufs Fell zu gehn. Wir selbst besteigen je Zweie mit vier Knechten ein Boot, nachdem wir Ordenskleid, Panzer und Stahlhaube abgelegt und uns dafür in die Gewänder griechischer Kaufleute gehüllt haben. Dann möge Jeder mit Hülfe der Lingua franca und seiner Kenntniß des Syrischen sein Glück versuchen. Vor Tagesanbruch muß Alles beendet sein. Wer von uns glücklich zurückkehrt, eilt sofort gen Rhodus zum Großmeister. Tiefes Geheimniß muß unser Vorhaben decken, größte Entschlossenheit und Vorsicht es auszeichnen. Wer in Gefahr kommt, rette sich allein so gut er kann, verlange die Hülfe seiner Brüder nicht und nehme den Tod selbst stumm hin, damit der längst gehegte Plan nicht scheitere. Mit mir werden Amand von Rhin, Hohenlohe und Rink sein, ebenso die Zuleika. Die andren Doggen theilt Euch, so gut es geht; wie Ihr sie behandelt, wißt Ihr. In einer Stunde sind wir auf dem Wasser. Gott geleit Euch!"

Es war Nacht, als die Expedition lautlos in der angegebenen Art die Boote bestieg und abstieß. Der Himmel war dicht mit Wolken bedeckt, und der aufsteigende, wallende Nebel des Meeres hüllte Alles rings in ein dichtes, ungewisses Grau. Die Fahrzeuge kamen deshalb einander bald aus dem Gesicht. Das, in welchem der Ordenssenior Friedrich, Rhin, Hohenlohe, Henneberg mit den Ruderknechten und der Hündin saßen, steuerte leise auf die Ildryms-Insel zu, deren Umrisse nach einer Stunde endlich aus dem Grau der Nacht hervortraten.

„Mein Sohn," flüsterte Friedrich dem jungen Hohenlohe zu, „Du bist des Syrischen nicht ganz mächtig. Was Dir auch geschehe, geberde Dich, als wärst Du stumm, hör' und sieh' aber desto mehr!" — Hans drückte dem alten Herrn zum Zeichen des Gehorsams die Hand, denn man näherte sich dem Lande und legte bald darauf unter einem dichten Gebüsch bei, welches den Rand der Küste überragte. Sofort stiegen sie aus, und da das Ufer

hier ganz flach war, zog man das Boot auf den Strand unter den Schatten des Laubes. Zwei Knechte blieben bei ihm zurück, um es zu jeder Zeit flott zu machen. Die Dogge wurde vorauf ins Gebüsch geschickt und ihr folgten Hohenlohe und Rink, darauf Friedrich und Amand mit vorsichtig schleichendem Schritt, zuletzt die andren beiden Knechte. Nur das Knistern der Zweige unterbrach die Todtenstille.

Am Rande des Gehölzes fanden sie Zuleika bereits in lauernder Stellung platt auf dem Bauche liegend. Sie folgten ihrem Beispiel und begannen sämmtlich kriechend, oder von Strauch zu Strauch schlüpfend, vorzurücken, um die Strecke Landes zu durchmessen, welche sich empor bis in das nackte Gefels streckte, auf dem die Ildrymsburg lag.

Alle Thürme, Mauern, Gräben und Werke wurden von ihrem kundigen Auge durchforscht, dem Gedächtniß jeder vorspringende Winkel, jede Blöße möglichst treu eingeprägt. Nach diesen mühevollen Untersuchungen, die vom Feinde nicht bemerkt wurden, weil man sich möglichst entfernt und regungslos hielt, versuchte man, sich den Befestigungen zu nähern. Außerhalb derselben war keine Wache zu sehn. Aber Zinnen und Thürme schienen wohl bewacht. Nachdem man langsam den Gräben entlang schlich und den Berg so theilweise umkletterte, sah man auf der asiatischen, Rhodus abgewendeten Seite der Insel ein Lager von bedeutender Größe und in der tiefen, ganz vorzüglich geschützten Bucht mehr als dreißig Galeeren liegen, jeden Augenblick fertig, um in See zu stehen. Augenscheinlich war es Wunsch des Feindes, die Herrlichkeiten der Hofhaltung Tamerlans und die kolossalen Vorräthe zu Schiffe nach Constantinopel in Sicherheit zu bringen, aber eine starke Besatzung zurückzulassen, um die nun sehr gefährdete Insel auf's Aeußerste zu vertheidigen. An der Rührigkeit, dem Hin- und Widerrennen, der Bewegung der Fackeln und Windlichter im Hafen erkannte man, daß sie noch mit der Rüstung zu diesem Unternehmen beschäftigt waren. Friedrich von Zollern wußte genug. Ein leises Hüsteln seinerseits gab das Zeichen zur Umkehr, und ihren Landungsplatz ins Auge fassend, suchten sie den Rückweg zu gewinnen. Friedrich und Rhin waren mit den Knechten die Ersten, Hohenlohe und Rink folgten; die Dogge schloß den Zug. Die Nacht war, zu ihrer Besorgniß, inzwischen heller geworden, aber sie wären dennoch unentdeckt davon gekommen, hätte sich das Gewölk nicht plötzlich jetzt getheilt und das volle Mondlicht die ganze Landschaft und sie selbst allzudeutlich beleuchtet.

„Rasch, um Gotteswillen, rasch!" flüsterte Zollern.

Die beiden Bootsknechte hoben den alten Herrn auf ihre Schultern, um rascher vorwärts zu kommen, und Alle eilten den Abhang hinunter. Ein Geheul auf der Mauer und das Winseln des Hundes bewies ihnen, daß sie entdeckt seien.

„Macht die Barke flott, eilt voraus, Amand!" rief Friedrich, und Rhin eilte dem Dickicht zu, während Hohenlohe und Rink den türkischen Säbel zogen, um den Rückzug zu decken, denn aus einer Ausfallspforte stürzte mit wildem Geschrei ein Haufe Sarazenen und ihre Waffen glänzten im Mondlicht.

Eben noch zur guten Frist erreichte der Senior mit den Knechten das Gebüsch, aber den beiden jungen Leuten wurde es nicht so gut. Einer von ihnen mußte sich dran geben, mußte die Feinde auf sich allein lenken, wenn die Uebrigen der Gefangenschaft noch entrinnen sollten.

„Ich bin der Jüngste," rief Hohenlohe, „'s ist mein erster Waffengang, Bruder, mir gebührt der Tag und die Ehre zu sterben! Fort und rette den Senior, sonst finden sie ihn!"

„Nein, ich bleibe! Geh' Du!" —

„Bei meinem Gelübde, bei den Blutrosen des Täufers, laß mich! Die ewige Seligkeit sei für diese Bruderliebe Dein Lohn! Fort! grüß' Friedrich, grüß' mir Alle, ich bin hin!" Er wandte sich dem Feinde entgegen.

„Leb' wohl!" rief der Andre und stürzte in's Gebüsch, während Hohenlohe, sich in die Mitte des Feindes werfend, dem Ersten Besten den Attagan in den Leib rannte! In demselben Augenblick riß ihn aber eine Schlinge, die über seinen Kopf und Hals fiel, zu Boden, die Sinne vergingen ihm! — Hans v. Hohenlohe war gefangen!

Die Dogge, welche nicht von ihm gewichen war und ihn bisher wüthend vertheidigt hatte, stieß, als sie ihn am Boden liegen sah, ein wildes Geheul aus, durchbrach den Kreis der Feinde und eilte davon.

Eben wollten Friedrich und Rhin das Boot besteigen, als Rink zu ihnen gelangte.

„Hans sollt Ihr nicht erwarten, er hat sich geopfert!" —

„Todt!" schrie Friedrich. „Todt! Du hast ihn verlassen!"

„Er wollte es so, ich sollte Euch helfen! Fast fürcht' ich, er ist nicht todt, sondern gar gefangen, ihrer waren zu Viele!

„Stoßt ab!" schrie Amand. —

„Du braver Junge!" rief Friedrich voll Schmerz.

Sie waren indeß noch nicht vom Lande, als Zuleika heranschnob, ins Boot sprang, Friedrichs Kleid ergriff und ihn rückwärts zu zerren suchte.

„Ruhig, mein Thier, ruhig!" sagte bebend der Greis, „ich kann ihm ja nicht helfen! — Ja, er ist gefangen, Brüder, das Thier bittet, man soll ihn retten. Zurück, Alte, geh' zurück! Such' ihn, such' ihn wieder!"

Das edle Thier leckte seines Gebieters Hand, dann machte es einen Satz an's Land und verschwand in der Dunkelheit.

„Ab mit dem Boot, sie kommen!" rief nochmals Amand. Die Knechte ruderten aus Leibeskräften. Ein Hagel Pfeile ward ihnen nachgesandt, ohne indeß Einen zu verwunden.

Als sie offnes Wasser gewonnen hatten, ließ Rhin eine griechische Flamme brennen. Es war das Zeichen für den Großmeister auf Rhodus und die Ordensgaleeren, welche in der Nähe kreuzten.

„O Arm des Herrn!" rief Friedrich in dumpfem Weh, „sei über diesem Knaben und laß ihn nicht untergehn!" —

„Wenn's nur erst morgen wäre, Meister!" rief knirschend Rink, „und wir berennten dies verfluchte Otternest! Verdammt will ich sein an Seel' und Leib, wenn

ich ihn nicht heraushaue oder räche, wie noch Keiner gerächt ward an Satan und seinen Gesellen!"

II.

Während der greise Ordenssenior Friedrich mit Rhin und Rink von Henneberg nach Rhodus zurückeilte und während seines hastigen Ritts der bittren Trauer über den Verlust seines jungen Ordensbruders, ihm doppelt werth als Sohn seines alten Freundes wie durch das Gespräch des Morgens, nachhing, und ihm umsomehr seine Theilnahme weihte, als der junge Mann, kaum aus der Heimath gekommen, schon seine erste Waffenfahrt so trübselig beenden mußte, ward Hohenlohe, blutend und gebunden, von der schadenfrohen Rotte seiner Verfolger zur Ildrymsfeste geschleppt, und sie ergötzten sich daran, ihm in ächt orientalischer Wuth in's Gesicht zu speien und den Wehrlosen mit Schlägen zu mißhandeln; ein bittrer Vorschmack der Schrecken, denen er entgegenging.

Wohl empörte sich sein stolzes, deutsches Reckenblut, und er war im ersten Augenblicke seiner Zorneswuth nahe daran, einen Fluchtversuch zu wagen, ja sich lieber in Stücke hauen zu lassen, als dies Loos einen Augenblick länger zu ertragen. Aber die Stricke, mit denen er gebunden war und die ihm tief in's Fleisch schnitten, die Ueberzeugung, daß er nicht einmal mehr die Kraft habe, diese Unmenschen zu seinem Morde zu zwingen, lähmte seine wilden Gefühle. Ein Andres kam jäh über ihn, das er sonst nie gekannt, nie für möglich gehalten, Todesfurcht und heftiges Grauen vor den Qualen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach sein Loos waren, wenn er sich nicht verleiten ließ, Entdeckungen zu machen und seinen Glauben zu verleugnen, was für ihn schimpflicher war, als der martervollste Tod. Er beschloß, seinen Peinigern ritterlichen Trotz und Verachtung, die tiefe, heilige Begeisterung für seine Religion und das Ordensgelübde entgegenzusetzen, um deswillen schon so viel glorwürdige Märtyrer und Johannesritter geblutet hatten. Vor allen Dingen nahm er sich vor, stumm zu sein, wie ihm der Senior geboten. Wußte er doch, daß er das Geheimniß seiner Brüder, den theilweisen Angriffsplan des nächsten Tages in seiner Brust verbarg. Dieser nahe Angriff, der ihm ja Rettung bringen konnte, erhob auch wiederum seinen Muth. „Wenn Du nur vierundzwanzig Stunden aushältst und diese braunen Schufte täuschen kannst," flüsterte es in ihm, „so bist Du frei. Ja, vielleicht hat Gott Dich zum Nutzen der Religion in diese Gefangenschaft gerathen lassen!" — Dabei erinnerte er sich an sein griechisches Gewand und beschloß mit aller der Jugend eignen romantischen Lebhaftigkeit, sein Benehmen ganz nach demselben einzurichten, und er hatte alsbald einen Plan ersonnen, der seiner Schlagfertigkeit Ehre machte. Was er vor hatte, würde von einem älteren, mit den Verhältnissen vertrauteren Ritter in derselben Lage auch selbst bei kältestem Blute nicht gewagt worden sein, und es gehörte wirklich die nichtachtende Sorglosigkeit der Jugend, seine Unbekanntschaft mit der neuen, seiner Heimath so entgegengesetzten Welt dazu, welche er bisher nur aus den bunten, sagenhaften Erzählungen der Comthurei von Billungen kannte, um sich so rasch in eine so gefahrvolle Lage zu finden, derselben sich vorwitzig zu Ordenszwecken bedienen zu wollen.

Mit zähem Muth und Selbstverleugnung betrat er mit seinen Begleitern die enge Ausfallspforte und gelangte durch einen dunklen, gekrümmten Gang auf den ersten Hof, welcher grell vom Fackelschein erleuchtet ward und vom babylonischen Gewirr vieler Stimmen wiederhallte. Mit großem Erstaunen sah Hohenlohe dies chaotische Durcheinander, dies Schleppen und Heben von Kisten und Kasten, welche man augenscheinlich in Sicherheit zu bringen suchte. Die ängstlichen oder wilden Gesichter ringsum, welche wenig von der Kaltblütigkeit des Widerstandes, noch weniger orientalische Stoa verriethen, die tollen Flüche und Verwünschungen, die gegen den Orden und die Rhodiser erklangen, belehrten ihn, daß die Besatzung bereits Wind habe, sie sei durch die Ordensgaleeren abgeschnitten und müsse einen Angriff gewärtigen. Noch ungeübt im Verständniß des Arabischen, errieth er doch, Dank dem Unterricht in der Commende, genug, um für den Orden aus der Summe dieser Aeußerungen erheblichen Nutzen ziehen zu können, hätte er nur die Möglichkeit gesehn, sich seinen fernen Brüdern mitzutheilen. Die allgemeine Verwirrung war so groß, daß der Ankömmling nur wenig bemerkt wurde und es seinen Wächtern große Mühe kostete, ihn über den unwegsamen Hof nach einer hohen zweiten Umwallung zu bringen, die in der Mitte von einem mächtigen, viereckigen Thurm überragt ward, dessen großes, weitgeöffnetes Thor von Soldaten, Lastträgern und einer Menge Gesindel durchströmt wurde, welches in allen Hautfarben und orientalischen Trachten seine Repräsentanten hatte. Sie gelangten durch dasselbe auf den innern Hof, welcher durch einige Palmen-, Aloe- und Sykomorengruppen, Myrten-, Rosen und Jasminbüsche eine Art Garten bildete. Nur war er theilweise verwüstet, der Rasen und Blumenflor durch die muhamedanische Besatzung zertreten, welche hier unter Zelten kampirte und durch das gegenüberliegende Thor von Außen her noch fortwährend vermehrt zu werden schien, so daß der Raum sehr bald zu eng werden mußte. Rechts, durch mächtige Thürme mit den Außenwerken verbunden, stand ein maurisches, palastähnliches, sehr umfangreiches Gebäude von unregelmäßiger Bauart, wahrscheinlich der Sitz und die Citadelle des Befehlshabers, um deren Pforte sich eine Menge Sklaven und Leute drängten, welche offenbar zu dem lungernden Troß eines orientalischen Hofes zu gehören schienen.

Als die Gefährten Hohenlohe's nun dorthin ihren Weg richteten und kaum zehn Schritt von der Schwelle entfernt waren, innerhalb welcher sich Hohenlohe's Schicksal erfüllen mußte, erscholl von dem gegenüberliegenden schon erwähnten Thor des Gartens, durch welches bisher fortdauernd Besatzung eingezogen war, das betäubende Geschrei „Korook, korook!"

Das Thor ward sofort von Menschen leer, Alles warf sich blindlings auf die Erde und verhüllte unter fortwährendem Rufen sein Haupt, als käme nun Etwas, das kein Menschenauge erblicken dürfe. Auch die Begleiter unsres gefangenen Helden thaten dasselbe, nachdem sie ihn mit hastiger Gewalt unter brüllendem „Korook" niedergerissen. Dies Alles war Hohenlohe unverständlich, und da er den sehr erklärbaren Grund solches Benehmens nicht

zu würdigen vermochte, vielmehr den Verdacht hegte, man wolle ihn zu einem heidnischen Religionsbrauche nöthigen, den er namenlos verachtete, blickte er ruhig um sich her, ja hätte sich voll Trotz gewiß wieder erhoben, hätten seine straff rückwärts gebundenen Arme und die Enge des Raumes es möglich gemacht. Im nächsten Augenblick ward seine Neugier aber von andren Dingen zu sehr in Anspruch genommen, über denen er seine eigne Lage vergaß. Nach dem allgemeinen Korookrufen trat nämlich ebenso große Stille ein, und durch das Außenthor, von Fackeln in grellen Reflexen beleuchtet, trat ein Haufe schwarzer Golams, Verschnittener des Palastes, mit entblößten Säbeln, geführt von ihrem alten Vorsteher, welcher mit sichtlicher Würdelosigkeit, so rasch es nur sein dicker Leib gestattete, vorwärts eilte und nur wenig flüchtige Blicke um sich warf, ehe er im Portal des Palastes verschwand. Ihm folgten seine Untergebenen, welche in diesem Augenblicke gleich ihm weit mehr mit der Besorgniß für ihr eignes Wohl als ihrer sonst so streng geübten Pflicht beschäftigt schienen. Hinter ihnen aber drängte sich eine Schaar Frauen in den buntesten, mit Stickereien und Steinen überladenen Gewändern hastig wie eine Heerde gescheuchter Rebhühner vorwärts. Ihre Gesichter, selbst die der schwarzen und braunen, oft halb nackten Sklavinnen, waren von dem Milay bedeckt, durch dessen Augenlöcher der unstät funkelnde Blick mit diabolischem Glanze umherirrte.

Der Zug war lang. Mehrere der heidnischen Schönheiten bemerkten trotz des ungewiß leuchtenden Fackellichts und ihrer augenscheinlichen Aengstlichkeit die frevelhaften Blicke des Jünglings und sahen hastig weg. Einige, so wollte es Hans bedünken, nickten ihm oder betrachteten ihn mit Neugier. Eine von ihnen aber stieß ihre Gefährtin an, ging dann ein wenig langsamer, hob rasch den Milay empor und zeigte dem Gefangenen ihr schönes, bleiches Antlitz, das einen Ausdruck von Schmerz hatte. Dann machte sie eine Art bittender Bewegung, als wenn sie von Hohenlohe irgend eine Hülfe erwartete.

Es giebt Momente, in denen man willenlos aus Instinkt handelt und alle Dogmen vor der Gewalt des Augenblicks verschwinden. Hohenlohe winkte mit dem Kopfe. Darauf ließ sie den Milay sinken und machte mit der Hand auf der Brust das Zeichen des Kreuzes, und zwar wie die Rhodiser-Ritter es zu machen pflegen. Der Ritter nickte wieder. Sie eilte mit ihrer Umgebung hastig weiter; das Ganze war Werk eines Augenblicks. — Der Zug wurde von Golams geschlossen, für die Hans nunmehr so wenig Interesse hegte, daß er wirklich das Haupt gleich den Andren niederbeugte, da er fühlte, daß er es nur der ängstlichen Hast der Wachen zu danken hatte, wenn ihn nicht der Blick und zugleich der Säbel eines Eunuchen traf. Er beharrte in dieser Stellung, bis der grelle Ton des Tamtams erklang und der Stoß seines nächsten Wächters, wie der Befehl: „giehtin" — (Vorwärts) ihm sagte, daß er aufstehn müsse. Das Geschrei, die Verwirrung, der Einmarsch neuer Truppen begann wieder, und die Eskorte betrat mit dem Gefangnen das Portal des Gebäudes, welches Harem, Palast und Citadelle, kurz Inbegriff aller Kostbarkeiten des Palastes zu sein schien. An der inneren Pforte, von Lampen matt erhellt, hielten sie. Der Führer des kleinen Zuges wechselte mit dem wachthabenden Offizier einige Worte, und derselbe führte sie einen Gang links und mehrere Marmorstufen empor, durch verschiedene Räume, die von Sklaven und bewaffneten Trabanten angefüllt waren. Sie traten in ein Zimmer, an dessen Wänden Divans und Polster, verschiedene Numucks (Filzdecken), und die auf dem Teppich umherstehenden Holzplatten mit Speiseresten andeuteten, daß hier erst unlängst eine moslemitische Mahlzeit gestört worden sei. Mehrere Befehlshaber standen im vollen Waffenschmuck flüsternd umher und bestürmten den Führer des Gefangenen mit leisen Fragen, welche derselbe nicht recht zu ihrer Zufriedenheit zu beantworten schien.

Während unser jugendlicher Held mit neugierigen wie grimmen Blicken betrachtet wurde, verschwand der wachthabende Offizier mit dem Führer Johanns hinter einem Teppich, der eine Seitenthür verschloß. Einer der Agas trat inzwischen zu dem Gefangenen, sah ihm starr ins Gesicht und richtete einige arabische Worte an ihn, die den Zweck hatten, zu ermitteln, ob er wirklich Grieche sei und woher er komme. „Stelle Dich dumm, wenn Du nichts reden willst, sagen sie in Franken," dachte Hans, und indem sein Gesicht den Ausdruck großer Albernheit annahm und er die Achseln zuckte, wendete er diese erste Klippe ab. Der Eintritt des Offiziers, der Wink, demselben zu folgen, entriß ihn fernerer Zudringlichkeit.

Man brachte den Gefangenen in das nächste Gemach, welches klein, mit orientalischem Luxus geschmückt, dessen Wände mit Koransprüchen bedeckt waren, und das von zwei Naphtabecken erhellt wurde. Sein ganzer Ernst wurde aber sofort auf die Gefahr gerichtet, der er nun unmittelbar ins Auge schaute.

An der gegenüberliegenden Wand, auf seidenen Polstern, saßen neben einander zwei Männer, deren grüne Turbane mit weißem Bunde sie als Abkommen des Propheten, Emire, und die Roßschweifstandarten hinter ihnen als Baschis oder Paschahs, die Befehlshaber des Platzes ankündigten. Der Eine, ein Greis, dessen grauer Bart ihm das Aussehn eines Patriarchen verlieh, war Selim Sandjawil, der ältere Bruder Tamerlans, erster Scheich oder Gottesgelehrter seiner Zeit, der intime Rathgeber des todten Tyrannen, der Andere aber kein Geringerer als Assad, genannt Nurgehan, „das Licht der Welt", der furchtbare Anführer jener Mongolenhorden, die Ilderym selbst die „Sicheln des Todes" genannt, Menschen, die, selbst Mohameds Kindern ein Gräuel, im Fetischdienste lebten, nur bei dem Rausche des Haschisch und im Gemetzel ihre Freude fanden. Das gelbe, lederartige Antlitz, die schräg nach der Nase geschlitzten Augen, die vorgeschobenen hundsartigen Kiefern gaben ihm das Ansehn eines Schakals, und seine nervöse Unruhe bildete zu der statuenhaften Unbeweglichkeit Selims das vollendetste Widerspiel. Außer diesen Beiden und zwei schwarzen nubischen Sklaven, die außer dem buntgewürfelten Lendenschurz nur an einem rothen Riemen den Säbel trugen, waren nur der wachthabende Offizier und der Anführer des Trupps, welcher Hohenlohe fing, gegenwärtig.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Aus dem deutschen Soldatenleben. Militairische Skizzen zur deutschen Sittengeschichte von Rudolf Graf von Kanitz, Königl. Preuß. Major und Flügeladjutant. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. (Besserſche Buchhandlung) 1861.

Daß jedes tüchtige Mitglied eines Standes es zu seiner besondern Ehre macht, die Wissenschaft seines Berufes zu pflegen, nicht allein praktisch, sondern auch theoretisch auszubauen, für sie neue Erwerbungen zu machen, ist keine neue Erscheinung.

Aber seine besondere Fach-Wissenschaft mit einer großen, allgemeinen Erkenntniß des Lebens, der Entwickelung unseres Geschlechts zu verbinden, seine besondere, oft einseitig starre Berufswissenschaft populär zu machen, zu einem geistigen Factor der Geschichte zu erheben, das ist eine Aufgabe der edelsten Art, die den Fachschriftsteller zum echten Künstler und zugleich zum Pädagogen seines Volkes macht. Unser Jahrhundert grade ist an solchen erfreulichen Erscheinungen reich, und je mehr die Berufswissenschaft ihre exclusive Pedanterie aufgiebt, desto mehr wird sie Weltwissenschaft. Auch das militairische Gebiet ist neuerer Zeit von bedeutenden Männern in dieser segensreichen Weise der allgemeinen Betrachtung eröffnet worden, und Graf v. Kanitz schließt sich denselben durch vorliegendes Werk in einer Art und Weise an, daß man unschlüssig wird, ob man an ihm den Degen oder die Feder mehr lieben soll.

Es ist ein Geschichtswerk im schönsten, edelsten Sinne des Wortes, und gerade weil es von einem bestimmten Standpunkte aus, dem militairischen, geschrieben ist, erscheinen uns alle längst bekannte Dinge in neuem, intensiverem Lichte, in ewig junger Poesie und von urkräftigerer Wahrheit. Wenn auch das militairische Detail dabei zur Belehrung der Fachgenossen oft Geltung findet, ist doch Alles so durchsichtig klar, prägnant und anschaulich behandelt, daß Jeglicher, selbst der geringer Gebildete angezogen und in so weit belehrt ist, daß er sich von den Dingen ein eigenes Urtheil zu bilden vermag.

Damit ist ausgesprochen, und das gereicht uns zu hoher Freude, daß dieses Werk ein wahres deutsches Volksbuch ist, und der Verfasser, dem seine Stellung und Lebenslage nicht, wie so Manchem, die Einsicht trübte, sondern vielmehr erweiterte, seinem Vaterlande in sich einen Schriftsteller gab, auf den es mit reichen Hoffnungen blicken kann. Ein lebensvolles Erfassen aller Geschichtsepochen ist mit einer freien, eben so humanen wie kritisch scharfen Urtheilskraft verschwistert, und weil er ohne Scheu die Wahrheit redet, so erhält seine Schilderung den Schein der neuheraufbeschworenen Vergangenheit.

Das Werk enthält sechs Abschnitte, sie sind zugleich die Entwickelungsstadien deutscher Wehrkraft. Im ersten Abschnitt zeigt er den Verfall des streitbaren Ritterthums der Feudalzeit vor und bei der Reformation und die Bildung der »frommen« Landsknechte. Sittengeschichte, Kostüm, Exercitium, Kampfform, Verwaltung, Poesie und Schilderung ruft er auf, um ein wahrhaft großartiges Bild der Zeit zu geben. Dann führt er uns (II. Abschnitt) im Gefolge Kaiser Carls V. zu den romantischen Kriegsfahrten gegen die Barbaresken 1535 und 41, und wir sehen bereits, wie sich unsere Brandenburger dabei reckenhaft benehmen. Wir erleben (III.), daß die Landsknechte, dann das Soldatenwesen überhaupt während des dreißigjährigen Krieges verfallen, die Zeit allgemeiner Noth und Entsittlichung. Hier die Wallensteiner, da Gustav Adolph! Auf der niedrigsten Stufe angelangt, trennt sich nun das Gemälde. Die allgemein deutschen Verhältnisse treten in den Hintergrund, die brandenburgischen werden Hauptsache. Der Verfasser bittet in der Vorrede um Verzeihung, daß der preußische Offizier bei ihm so in den Vordergrund tritt, namentlich in der zweiten Hälfte des Werkes. Es mag, oberflächlich betrachtet, allerdings ein Fehler sein, sich aus dem allgemeinen Standpunkt, dem deutschen, in den besonderen, einseitig patriotischen, zu begeben, und wir sind überzeugt, daß gewisse scheelsüchtige Leute dem Verfasser dies vorwerfen und ihn preußischer Arroganz bezüchtigen werden. Wir behaupten aber, daß dies gänzlich falsch wäre, weil der Verfasser nicht darum den allgemein deutschen Standpunkt gegen den preußischen vertauschte, weil seine patriotische Eitelkeit, nein, er that es, weil sein Stoff, weil die historische Entwickelung deutschen Soldatenthums ihn dazu zwang. Nachdem wir die Auflösung der alten »reisigen Völker« durch den 30jährigen Krieg angeschaut, und vergebens nach ächten deutschen Soldaten suchen, finden wir in Brandenburg den einzigen Kern eines neuen, ehrenwerthen Kriegerthums, von welchem Deutschland Hülfe erhoffen mochte. Der große Friedrich Wilhelm allein gründete eine neue Wehrkraft, welche (IV.) dem Kaiser gegen die Türken siegreich 1683, 86 und 90 beispringt, im spanischen Erbfolgekriege (V.) wie in Italien Lorbeeren pflückt, die Schweden bändigt und die Heere Ludwig's XIV. demüthigt; es ist das Zeitalter des großen Churfürsten! Von ihm an, besonders aber unter dem verschrieenen, martialischen Regiment Friedrich Wilhelm's I. entwickelte sich jene Kraft Preußens (VI.), die später vom Genie Friedrich's II. gelenkt, so unverwelkliche Ruhmesthaten vollbrachte. Damit schließt das Werk. Die Entwickelung des neuen Heerwesens durch Preußen ist zugleich die der deutschen Wehrkraft, wie auch heute noch Preußens Thaten, mag des Neides Zunge ziſchen wie sie will, für ganz Deutschland ein Vorbild, ein Gradmesser germanischer Entwickelung sind. Deshalb ist auch dieses Buch selbst in seinem specifisch preußischeren Ende ein durchweg deutsches und erhält gerade heute einen um so erhöhteren Werth, als Deutschland immer mehr begreifen lernt, daß es ohne preußische Herzen und Klingen nie den rechten Schutz und Trutz haben wird.

A. E. Brachvogel.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 42. **Berlin, den 16. October 1861.** **Nr. 42.**

Das Büreau des Johanniter-Ordens befindet sich jetzt **Potsdamer-Straße 27a parterre.**

Das Johanniterhaus zu Maschenholz auf Rügen.

Die Verbreitung des Johanniter-Ordens in den nordischen Reichen, in Dänemark, Schweden und Norwegen, ist noch wenig erörtert, obgleich es bekannt, daß derselbe Jahrhunderte lang in diesen Landen bestand. — In Christian von Osterhausen's noch immer werthvollem Buch: „Eigentlicher und gründlicher Bericht, dessen, was zu einer vollkommenen Erkentnüß und Wissenschaft des Hochlöblichen Ritterlichen Ordens, St. Johannis von Jerusalem zu Malta, vonnöthen" (Augspurg, Andr. Aperger. 1650. kl. 8°.) finden sich in Beziehung hierauf manche Notizen, die es wohl verdienen, daß man denselben weiter nachforscht, trotz mancher Irrthümer und sie entstellender Druckfehler, durch die das sonst sorgfältig ausgestattete Buch entstellt wird. S. 613 heißt es: „anno 1351 werden 4 Commenden in dem Priorat von Dennemark, Mirao, Nemeran, Carcame und Rovelt und 1415 Maßenfeld genennet, befinden sich aber anitzo, der erste zwen, nescio quotitulo, weder dem Balliagio von Brandenburg". —

Näheres giebt Johann Christoph Berlemann in seinen „Anmerkungen von dem Ritterlichen Johanniter-Orden", Frankfurt a. O. 1693. Fol. S. 59 u. f. und in seiner „Beschreibung des Ritterlichen Johanniter-Orden; vermehrt von Just. Christoph Dithmar, Frankfurt a. O. 1726. 4°. S. 138 u. f. Er berichtet, wie der Hauptsitz des Ordens zu Andwarthschow in Seeland gewesen, wie bereits im Jahre 1311 Commenden zu Rypen, Ottensee, Leuden und Svenstove gedacht werden und wie der Orden bis ins 16. Jahrhundert, bis zur Einführung der Reformation, dort in hohem Ansehen gestanden. — Mirao und Nemeran weist er, gewiß mit Recht, als Miraw und Nemerow, — von Alters „dem Brandenburgischen Herren-Meisterthum" zugehörig nach. — Carcame und Rovelt bleiben unerörtert, bei Rovelt möchte man an Reval in Esthland denken. Dagegen findet sich eine höchst erwünschte Notiz in Betreff Maschenfeld's. Es heißt wörtlich: „Nicht weniger ist das Werck mit Maschenfeld ungewisse, aber wohl findet sich ein Haus des Ordens St. Johannis to Maskenholte an dem bevlotenen Lande to Rügen, zu dessen Conservation Herzog Wratislaf in Pommern anno 1456 eine gewisse Stiftung aufgerichtet, davon noch ein Original und in demselben die nur angeführten Worte vorhanden". —

Da die Insel Rügen in kirchlicher Hinsicht bis in's 17. Jahrhundert zu Dänemark — zum Sprengel des Bisthums Roeskelde — gehörte, so ist die Vermuthung Berlemann's, Maskenfeld und Maschenholz seien identisch, wohl als gewiß anzusehen.

Maskenholt war der Stammsitz eines alten, gleichnamigen Geschlechts auf der Insel Rügen, welches im 15. Jahrhundert ausstarb (es führte im Wappen 3 Löwenköpfe: 2 u. 1). Sollte das Johanniter-Haus vielleicht von dem Letztling gestiftet sein? —

Das nicht bedeutende Gut kam im 16. Jahrhundert in Besitz der v. Rotermand zu Boldwitz, die im 17. Jahrhundert die dort vorhandene Capelle abbrachen und mit derselben vielleicht die letzte Spur des Ordens-Hauses tilgten. Jetzt ist der Ort ganz eingegangen. Im Boldewitzer Holz wird aber noch die Stelle gezeigt, wo er stand. Sollte sich im Ordens-Archiv nicht noch das Original der Urkunde des Herzog Wartislaf v. J. 1456 ermitteln lassen, auf die Berlemann sich bezieht? Sollte sie in der That nur noch die angeführten Worte enthalten, so würde sie doch als Reliquie des einzigen Johanniter-Hauses auf Rügen, welches sich historisch nachweisen läßt, von Interesse sein.

v. B. a B.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Beide Paschahs betrachteten den Gefangenen, welcher sich bestrebte, den möglichsten Grad von Einfalt zu heucheln.

„Kommst Du von Rhodus, Ungläubiger?" begann Selim arabisch.

Der Ritter zuckte mit den Achseln.

„Wenn Du, Deinem Kleide nach, wirklich ein griechischer Kaufmann bist, weshalb verstehst Du nicht unsere

Sprache? Wer kann im Orient handeln, ohne sie zu kennen?"

Hans machte dasselbe Zeichen.

„Der Hund verstellt sich!" — rief Assad. „Laß' ihm ein glühendes Eisen unter die Nägel stoßen, Du sollst sehn, er redet!"

Zum Glück verstand Hohenlohe diese Worte nicht, da, wie gesagt, seine Kenntniß der Sprache nur lückenhaft war und sie im Munde des Mongolen ohnedies verstümmelt wurde.

„Ruhig, Assad," versetzte Selim, „Du siehst, er versteht Dich nicht, sonst würde er zittern und erbleichen. Laß mich mit ihm verhandeln!" Der Greis wendete sich zu Hans. — „Du bist ein griechischer Kaufmann und kommst von Rhodus?" fragte er griechisch.

Der Ritter nickte bejahend, dann machte er mit dem Munde eine erkünstelte Bemühung, zu sprechen, um anzudeuten, daß er stumm sei.

„Stumm?" lächelte Selim, „bei der Kaaba, das ist sonderbar, daß Du grade auch stumm sein mußt."

„Er ist ein Giaur von Rhodus," schrie Assad, „Einer der verfluchten Johanniterhunde! Reißt ihm die Fetzen vom Leibe, ob er den Strick des Ordens trägt!"

Die Nubier warfen sich auf Hans, banden ihm die Arme los und entkleideten ihn gewaltsam in wenigen Sekunden, so daß er nackt und schamroth dastand. Der verrätherische Strick, welchen die Brüder auf dem bloßen Leibe nach dem Ordensgesetz als Mahnung zur Keuschheit und Entsagung zu tragen pflegten, fand sich indeß nicht! Der Ordenssenior, welcher gleich dem Großmeister bei Gefahr oder dringlichen Anlässen von einzelnen Regeln zeitweis dispensiren konnte, hatte geboten, ihn auf dem Streifzuge abzulegen. Mochte nun der Umgrund seines Verdachtes ihn milder stimmen oder der weiße, nackte Leib des jungen Mannes sein Wohlgefallen erregen, Assad lächelte zufrieden. „Es ist gut. Er ist weniger schlimm, als ich dachte. Ist er stumm, kann er uns zwar, aber auch Andren Nichts verrathen!"

„Du bist so leicht beruhigt, als erregt, tapferer Nurgehan," sprach Selim streng, „und ich weiß, was daran Schuld hat. Mein Auge aber ist wacher, mein Hirn klarer, als das Deine, Allah schärfe Dir die Sinne! — Wenn Du stumm von Natur bist, Giaur," und er blickte Hans starr an, „wirst Du wohl reden lernen, wenn ich Dir die Hand abhauen lasse?!"

Ein Schauder durchzitterte den Armen, aber er biß die Zähne zusammen, um zu schweigen, und schüttelte traurig das Haupt. Sein Schicksal, so fühlte er, war doch einmal entschieden, und er wollte sterben wie ein Ritter, treu seiner gelobten Pflicht.

„So laß uns sehn. Oglu bring' den Klotz und thu' ihm, wie ich gesagt!"

„Du sollst ihn mir nicht verstümmeln!" rief Assad, „Eblis und alle Ginnen über mich, wenn ich es leide!"

Selim sah Assad finster und verächtlich an, zuckte mit den Achseln, dann winkte er den Sklaven, von denen Einer bereits einen blutigen Klotz aus der Ecke herbeigebracht und mit einem Ruck Hohenlohe's Hand darauf gelegt hatte, während ihn zwei Offiziere hielten. Der andre zog den Säbel.

Außer sich, funkelnden Auges, sprang der Mongole von seinem Kissen, hatte die Hand an den Dolch gelegt, und seine Lippen flossen von Flüchen über. Selim antworte ihm in einer fremden Mundart, in der Assad heftig erwiderte. Nach einigen Gegenreden ward der Mongole indeß besänftigt.

Selim erhob die Hand, der Neger schwang den Sarras mit beiden Händen hoch über sein Haupt, um zuzuschlagen.

Hohenlohe hatte mit sich abgeschlossen. Bleich, aber fest und glühend sah er dem Paschah in's Auge, und keine Muskel seines Antlitzes verzog sich. „Besser die Hand, als der Orden!" klang es in ihm wieder.

Der entsetzliche Hieb erfolgte nicht. Selim machte rasch ein Zeichen, in Folge dessen Oglu zurücktrat, den Säbel in die Scheide stieß und der Gefangene losgelassen wurde.

„Muth genug hast Du für einen griechischen Spitzbuben," sagte Selim, „aber wenn Du stumm bist, kannst Du doch Deine Muttersprache schreiben, nicht wahr?!"

Ein Augenblick des Zögerns, der Ueberlegung hätte hier genügt, Hohenlohe zu verrathen, aber sein Plan war zu gut gefaßt, er selbst zu sehr Wächter seiner selbst, um nur eines Athemzuges Länge auf Erwiderung warten zu lassen. Er nickte zustimmend und machte die Bewegung des Schreibens.

Assad lachte vergnügt.

„Nun gut, meinte Selim, „das kann Dir das Leben retten, Grieche. Bringt das Geräth, Aga-Mulzakem, Du aber merke wohl auf mein Wort. Es giebt keine Strafe und Marter, die ich nicht auf Deinen Leib werfen will, wenn Du mich betrügst. Bekleidet ihn wieder, und was ich Dich frage, antworte auf dem Pergamente genau. Ist, was Du sagst, uns nützlich, fiegt dadurch des Propheten Sache, und Du willst fortan sein Knecht werden, so soll Dich Wonne, Reichthum wie Ehre der Erde, und das Paradies jenseits der schwanken Brücke Sirad unter den Zelten der Lust belohnen. Willst Du aber das verfluchte Kreuz nicht leugnen, so magst Du um Deiner Dienste willen mit tausend Denaren frei sein. Also erwäge Dein Wohl!"

Den letzten Theil von Selims Rede begleitete der Mongole mit verschmitztem Lachen und einer unverständlichen Bemerkung; was keineswegs die Versprechungen Sandjawils zu verbürgen geeignet war.

Während die Agas dem Ritter sein griechisches Gewand wieder anlegen halfen, wurden mehrere handbreite Streifen Pergament auf einem Brett nebst dem Schreibzeuge hereingebracht, worauf Selim dem Gefangenen befahl, an's Werk zu gehn. Ohne Zögern ließ, mit der Sitte nicht unbekannt, sich Hohenlohe auf das linke Knie nieder, legte das Brett mit dem Pergament auf das rechte, öffnete das Schreibkästchen, ergriff eine der Rohrfedern und erwartete den Befehl.

„Wie heißt Du, woher stammst Du und von wo her kommst Du?" fragte Selim.

„Ich nenne mich Lyssas, bin aus Andros und komme von Rhodus!" schrieb der Johanniter.

Darauf forderte Selim das Blatt, las die Antwort und ließ das Pergament an Hans zurückgeben. Diese Prozedur wiederholte sich bei jeder Frage.

„Mit wem kamst Du noch auf die Alderyms-Insel und weshalb?“ —

„Mein alter Vater war bei mir und drei Bootsknechte. Er trieb Handel zwischen Andros und Rhodus. Als wir vor zwei Tagen mit meinem ältesten Bruder Gorgas Waaren von Rhodus holen wollten, trafen wir die Einwohner in vollem Aufruhr. Sie rüsteten gegen Euch, da sie wußten, der Sultan sei todt. Alle Männer, einheimische und fremde, alte und junge sind zu dem Zuge aufgeboten und auch meinen armen Bruder Gorgas haben sie dazu weggefangen. Mein Vater und ich hielten uns versteckt und wollten gestern Nacht auf dem Wasser entwischen, geriethen im Nebel aber auf diese Insel, und ich wurde gefangen. Wo mein Vater ist, weiß ich nicht!“

„Habt ihr viel Galeeren der Ritter auf dem Wasser gesehn? Wißt ihr, wie viele gegen uns kreuzen?“

„Gesehen haben wir in der Nacht keine, der Nebel war zu dicht, aber wir hörten, es seien an siebenzig Schiffe ringsum, so daß wir in der größten Angst waren, aufgefangen zu werden.“

Selim sah lange das Papier an, schüttelte trübe das Haupt und sprach heimlich mit Assad, dessen Geberde andeutete, wie unwillkommen ihm diese Botschaft war.

„Siebzig Schiffe, Giaur! Weißt Du das gewiß, und kannst Du sagen, woher der Angriff kommen mag, oder wie stark das Kriegsvolk der Johanniter ist?“

„Ich weiß die Zahl der Schiffe nicht genau. Aber auf die Nachricht von des Sultans Tode haben alle Könige Europas einen Zug beschlossen und bieten ihre Leute auf. Ein Heer soll gegen Constantinopel vom Westen her kommen, der größte Theil aber nach Rhodus, um Karien zu erobern. Dann will Alles zusammen über's Meer nach Syrien. Vorgestern liefen dreißig Galeeren in Rhodus ein, vom Abendlande gesandt, die habe ich gezählt, und gestern Nacht ist, ich weiß es bestimmt, ein Heerhaufe von 20,000 Mann Johannesrittern, Rhodisern und fränkischen wie italischen Völkern in Karien gelandet, Euch den Weg abzuschneiden, daß Ihr nicht übersetzen und zu Lande entrinnen sollt!“

Kaum hatte Selim das Blatt durchflogen, als der alte Mann bewegt aufstand. Sein Auge sah stier auf den Boden, seine Rechte wühlte rathlos in dem grauen Bart, er zitterte am ganzen Leibe, da er Assad hastig die Nachricht mittheilte. „Wir sind verloren,“ murmelte Selim, „eine Beute dieser Hunde! Kana ma kana, geschehn ist geschehn, Allah zürnt seinen Kindern! Hatte ich nicht Recht, Licht der Welt, Herr der Todesficheln, da ich Dich warnte, nach Karien überzusetzen, und Alles ausschiffen ließ. Hier ist unsere Kraft beisammen, wir können Stand halten, so lange es dem Propheten gefällt. Auf Agas, befehlt, daß noch Alles in der Nacht herein soll, und ständen sie Kopf an Kopf, und müßten sie Mörtel und Steine fressen!“

Einige Agas stürzten hinaus, den Befehl Sandjawils auszuführen.

„Hahi, mag mich die Guhle zerreißen!“ grinzte wild Assad „Sitz' Du hinter Mauer und Thurm, ich nicht mit den Kindern der Steppe! Wenn wir ringsum von ihren Schiffen, im Rücken von der karischen Küste her durch ihre Völker bedroht sind, so lass' ich die Schiffe auf die Westküste steuern, werf' meine Leute hinein und biete ihnen zu Wasser Trotz, oder fall' auf eine der Ordensinseln ein! Einen Ausweg wird es geben, sei's auch die Finsterniß! Schaitan, Schaitan, König der Diews im Leibe der Erde, hilf Deinem Sohne! Ahi, ahi!“ so klang es wie Hyänenschrei von seinen Lippen. Mehrere Offiziere traten hastig ein. Assad polterte seine Befehle, die Hauptleute eilten fort, und ihr Herr, den Roßschweif von der Wand reißend, den Säbel schwingend, stürzte ihnen gleich einer losgelassenen Bestie nach.

Selim sagte kein Wort. Sein greises Haupt neigte sich auf die Brust, er sank auf den Teppich gen Osten, und am Murmeln seiner Lippen sah man, daß er sich hastig im Gebet zu stärken suchte. Seine Umgebungen folgten bleich und düster seinem Beispiel.

In diesem Augenblick, wo der Scheich und alle Andren allein mit sich beschäftigt waren, ließ Hohenlohe, der gespannt der Wendung der Dinge gefolgt war, einige Pergamentblätter, die er auf den Knieen gehalten und eine der Rohrfedern in die Falten seines Hemdes gleiten.

Selim erhob sich bald nachher, sein Antlitz hatte eine eiserne Stoa, der Fatalismus thronte düster auf seiner Stirn. Leise richtete er an einige der Umstehenden Befehle, Hörnerklang und Tumult draußen verkündeten die Wirkung der verschiedenen Maaßregeln. „Es ist genug, Giaur,“ sagte er, „was Du uns zum Unglück gesagt hast. Aber ich danke Dir dennoch. Besser, der Mensch von Staub weiß, was ihn erwartet, als er fällt jäh in den Rachen des Todes und stirbt wie ein schlechter Hund. — Oglu und Ibrahim, bringt ihn in den östlichen Außenthurm. Wenn die Säue von Rhodus kommen, mag er uns wohl noch Dienste thun!“

Der Paschah nickte und schritt langsam hinaus. Hohenlohe ward von den Nubiern an der Schulter gepackt und aus dem Zimmer geschoben. Draußen war Alles ein Wirrwarr und Durcheinander. Sie führten ihn nunmehr nach der entgegengesetzten Seite durch matterhellte Verbindungsgänge fort. Das Geräusch nahm durch die Entfernung und Dicke der Wände ab. Die modrig feuchte Luft, die Kälte und Nässe des Mauerwerks überzeugten den Gefangenen, daß er sich nun unter der Erde befinde. Einige Stufen führten sie endlich zu einer eisernen Gitterthür, die Ibrahim aufschloß, und der Gefangene ward so rasch durch sie hineingestoßen, daß er strauchelte und ziemlich schmerzhaft zu Boden fiel.

Als er sich von seinem unsanften Sturz aufrichtete und um sich blickte, fand er sich in einem mäßig kreisrunden Gewölbe von bedeutender Höhe, dessen düstere, kalten Steinwände nur ungewiß von einer eisernen Lampe erhellt wurden, die von der Decke herabhing. Der starken Gitterthür gegenüber, etwa zwei Manneslängen über dem Boden, dicht unter der Deckenwölbung, war eine mit Eisenstäben verwahrte, kaum zwei Quadratfuß große Oeffnung angebracht, die wenigstens den Anblick des Himmels, dem Mondstrahl und der Nachtluft Eingang verstatteten, welche die Lampe an der Decke leise hin und her bewegte. Da Hans eben noch überlegte, wo er einen Ruheplatz finden werde, nicht um zu schlafen, doch seinen finstern Gedanken nachzuhängen, erhob sich aus einem Haufen Stroh ein Mann in einst vornehmer Kleidung, die nun

aber zerrissen und schmutzig war. Er hatte eine unzweifelhaft orientalische Physiognomie, braune Hautfarbe wie dunklen Bart, und schritt langsam auf ihn zu, indem er ihn betrachtete und in unbekanntem Dialekt anredete. Hans zuckte, treu seinem gethanen Gelübde, die Achseln und bedeutete ihn, daß er stumm sei.

„Kannst Du auch nicht hören?" fragte Jener.

Hohenlohe nickte.

„Bist Du ein Grieche und heute erst gefangen worden?"

Hans wiederholte die Bejahung.

„Das Unglück öffnet selbst die Herzen der Feinde," sagte jener lebhaft, „laß uns gegenseitig trösten, auf Mittel der Rettung sinnen. Christus, unser Herr ist ja der Befreier aus der Knechtschaft der Erde, er wird uns nicht verlassen!" Dabei bezeichnete er sich mit dem Kreuz.

Der junge Ritter ward freudig erregt, so unvermuthet einen Glaubensgenossen gefunden zu haben. Fast hätte er sich zu reden verleiten lassen, wäre ihm der semitische Typus seines Leidensgefährten nicht doch verdächtig vorgekommen. Er begnügte sich, ihm die Hand zu drücken und das Kreuzeszeichen zu erwidern. Der Andre deutete aber warnend nach der Gitterthür, um anzudeuten, von dort her drohe Gefahr, und zog ihn zu seinem eben nicht einladenden Strohlager, indem er flüsterte: „Laß uns neben einander liegen, als schliefen wir. Ich lege meine Lippen an Dein Ohr, so daß Niemand uns hören soll."

Hohenlohe folgte der Aufforderung. — „Ich kann nicht verlangen, daß Du mir traust," sagte der Andre, „aber höre meine Geschichte, und wenn Du wahrhaft Jesu Bekenner bist, diese Brut Mahomeds hassest gleich mir, so laß Dich zur Rache und Befreiung anspornen, und von der Furcht vor Leiden, wie ich sie erduldet! Ich bin Farez, ein Leibarzt des todten Tamerlan; möge er sieden in dem zehnmal glühenden Ofen der Verdammniß! Mein Vater war armenischer Kaufmann, Christ, sehr reich und trieb Handel von Stambul bis Bagdad und Cahira. Der Wissenschaft hold, ward ich Arzt und erlangte Ruhm wie Geld. Deshalb machte mich der Sultan zu seinem Leibarzt im Anderonm. Weil ich nun das Kreuz nicht abschwören wollte und einige seiner Frauen heilen sollte, die mein Vorgänger aufgegeben hatte, ließ er mich — entmannen! Eine Vergiftung, die noch vor seinem Tode Ilderym dem Mongolenchan Assad, der ihm zu mächtig wurde, zugedacht, und deren ich mich weigerte, brachten mich seit vier Jahren ins Gefängniß, das ich nur verlasse, wenn meine Hülfe im Harem nöthig ist. Als der Kriegszug endlich begann und die Weiber hierher gebracht wurden, schleppte man mich mit. Der verfluchte Ilderym ist todt, aber noch schmachte ich in Ketten! Wenn Du mein Elend, meine Schande, den Verlust eines süßen Weibes, meiner Kinder, aller Hoffnung auf Freiheit, den Verzicht auf alle Güter der Welt mit mir empfindest, so begreife meinen Haß, meinen Durst nach Rache und Vergeltung! O laß uns vereint Mittel der Flucht entdecken, ich allein bin zu schwach! Meine Schätze will ich mit Dir theilen, Du sollst mir Freund und Bruder sein!" Der Arzt hatte des jungen Mannes Hand ergriffen, preßte sie an seine Brust und Thränen rollten ihm in den Bart.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Märkische Kriegs-Obersten des siebenzehnten Jahrhunderts von Theodor von Mörner, Königl. Geh. Staats-Archivar. — Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). Berlin, 1861.

Obgleich der Herr Verfasser sein Buch nicht gern als Familiengeschichte betrachtet wissen will, so können wir dasselbe doch in keine andere Rubrik bringen, womit wir aber keineswegs einen Tadel, sondern vielmehr ein großes Lob ausgesprochen haben wollen. Eine aus gründlichen Forschungen hervorgegangene Familien-Geschichte ist ein Stück Geschichte überhaupt, und ihr Hauptwerth besteht darin, daß sie sich mit hingebendem Eifer des Detail-Materials bemächtigt, viel Unerforschtes oder Unbeachtetes zu Tage fördert und oft, durch Auffindung der kleinen Ursachen, die großen Wirkungen erklärt oder richtiger beleuchtet.

Das uns vorliegende Buch ist eine Geschichte der Familie von Sparr, aus deren engem Rahmen die beiden gewaltigen Gestalten des Ernst Georg und Otto Christoph, der beiden Märkischen Kriegsobersten, hervortreten.

Nachdem von dem Sparr'schen Erbbegräbniß in der Marienkirche zu Berlin, von den Stammtafeln und dem Grundbesitz der Sparren die Rede gewesen ist, wird uns erst die Gestalt des Ernst Georg bis zu seinem Ableben und dann die des Otto Christoph vorgeführt, dessen letzte Lebensphase jedoch noch nicht in diesem Buche enthalten ist, sondern in einem folgenden Theil versprochen wird.

Beide Sparren sind kühne, eiserne, thatkräftige kurfürstlich-brandenburgische Kriegsobersten, die, von den Wogen des dreißigjährigen Krieges wild umhergeworfen, ein reiches, abenteuerliches Leben vor unseren Blicken aufrollen. Wir sehen hier tief in das Detail jener merkwürdigen Zeitepoche hinein, lernen klar, wie unser Brandenburg in dieselbe eingriff und erfreuen uns an den gründlichen und gewissenhaften Anmerkungen und Erläuterungen, die für den Geschichtsforscher von großer Wichtigkeit sind und fast die Hälfte des Buches einnehmen.

Die Darstellung ist klar, interessant und so lebendig, daß wir bei Lesung einzelner Züge unwillkürlich an den „Abenteuerlichen Simplicissimus" des Samuel Greifenson von Hirschfeld, des Musketiers im dreißigjährigen Kriege denken mußten.

Allen, die sich für vaterländische Geschichte und Familienkunde interessiren, sei das Buch zu Lectüre und Quellenstudium angelegentlich empfohlen.

A. v. Winterfeld.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Kammerherrn A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 43. Berlin, den 23. October 1861. Nr. 43.

Im Jubeltag des Volks, wo alle Zungen
Den Herrscher in der Krone Schmuck begrüßen,
Um Fürst und Land ein Band sich eng geschlungen,
Aus dem der Zukunft duft'ge Rosen sprießen,
Da naht des Ordens starkem Hort und Herrn
Die Ritterschaar Johannis nah und fern.

Die Kämpfer gegen Lüge, Noth und Schmerzen
Erfleh'n für Euch, o König, Königin:
Wie sie das Sternenkreuz auf warmen Herzen,
So trag' das Volk stets Glaub' und Lieb' im Sinn!
Nur Lieb' und Glaube macht die Erde neu,
Die Seelen stark und selbst im Elend frei.

Mag unter Eurem Scepter Licht und Frieden
Als Seraph durch die Lande segnend gehn,
Den Armen, Siechen und den Lebensmüden
Der Samariterliebe Trost erstehn,
Mag Wohlthun und Barmherzigkeit im Stillen
Des Heilands Wort auf Erden rings erfüllen! —

Und Du, o Volk, willst Du den Herrscher ehren,
Ein frei und glückliches Geschlecht erziehn,
So übe des Erlösers Liebeslehren,
Und der Gewinnsucht Pfade magst Du fliehn!
Die Tugenden allein, die wir besessen,
Bestehn, das Andre sinket in's Vergessen!

Eröffnet neu am Tag der Treu' und Liebe
Den Kampf des Ordens gegen Lug und Qual,
Das Jeglicher am Nächsten freudig übe
Den Ritterdienst Johannis vom Spital!
Die Dankesthränen eurer armen Brüder
Vergilt ein Gott hier wie im Jenseits wieder!

Seine Majestät der König haben geruht, Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin **Carl von Preußen** am 18. d. M. den Johanniter-Orden zu verleihen.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

„Ich bin gefangen und ohnmächtig wie Du," flüsterte Hohenlohe, „aber die Rhodiser berennen morgen diese Feste und werden uns befreien!"

„Dein Schweigen war Verstellung?" fragte der Armenier erstaunt. — „Du bist ein Rhodiser, ein Johanniter, ein Grieche nicht, denn Du sprichst die Sprache so ungelenk wie ein Franke!" Darauf stand Farez hastig auf, schlich an die Gitterthür, lauschte, ob sich in den Gängen Etwas rege, dann kam er wieder und bestürmte Hans mit einem Heer von Fragen.

Hohenlohe, so sehr er auch dem unglücklichen Arzte zu trauen geneigt war, leugnete doch hartnäckig, daß er dem Orden und Rhodus selbst angehöre, sondern gab an, nur ein Offizier deutscher Hülfstruppen zu sein, die vom Kaiser eben gesendet worden, theilte ihm jedoch die ohngefähren Absichten, Streitkräfte, und denjenigen Theil des Angriffsplans mit, der bereits schon theilweise dem Feinde bekannt war, ferner, was sich seit seiner Gefangennehmung mit ihm ereignet, und er bei den Moslems erfahren hatte. Zum Schluß zog er die entwendeten Pergamente und die Rohrfeder hervor. „Wenn ich nur irgend eine Farbe hätte, um zu schreiben, ein Mittel wüßte, die Blätter nach Rhodus zu schaffen, so könnte man dem Orden den größten Nutzen erzeigen, ihm Sieg, und uns die Befreiung sichern!"

„Willst Du schreiben," sagte Farez, „so weiß ich Rath. Ich werde mir eine Ader schlagen und Du schreibst mit meinem Blut. Vielleicht findet sich die Gelegenheit doch noch, die Pergamente, eh' es tagt, nach Rhodus zu bringen. Das Weib des Harems, welches Dir winkte, ist aller Beschreibung nach die mächtige, unlängst erwählte Banou des todten Sultan, eine griechische Christensklavin und den Söhnen wie der Mutter Tamerlans verhaßt, weil sie den Kriegszug lange gehindert. Kommt sie nach Stambul, giebt man ihr den Tod, und daß sie Dir das Zeichen machte, beweist, daß sie auf Befreiung sinnt. Vielleicht hat sie Mittel, Denen zu Rhodus Nachricht zu geben, wie die Verwirrung droben zu benutzen ist. Laß uns nur schreiben!" Damit eilte er zu einer Mauervertiefung und brachte eine Hornkapsel zum Vorschein, welche er aufschraubte, und aus ihr einige linnene Binden und mehrere Messer nahm.

„Du wirst Dich durch den Blutverlust so schwächen, daß Du zu fliehen keine Kraft mehr hast!" sagte Hans besorgt.

„Nein, laß mich nur, es muß sein! Allein kommen wir doch nicht fort. Siegen die Johanniter, werden wir ja doch frei, siegen' sie nicht, müssen wir sterben. Hab' ich die Gewißheit nur, morgen wehe die rothe Kreuzesfahne von den Ilderymsthürmen, ist alles Andre gleich!" Er streifte hastig den Aermel seines Gewandes zurück und wollte eben sein Messer öffnen, als ein leise schlürrendes Geräusch, das Flüstern zweier Stimmen und ein matter Lichtschimmer in den Gängen sie nöthigte, Messer und Schreibegeräth hastig in's Stroh zu verbergen. Darauf bedeutete Farez den Ritter, zu thun, als ob er schliefe, schlich an die Mauer entlang in die Nähe der Gitterthür und hielt den Athem an, um zu horchen.

„Ich sage Dir aber, Mamur," eiferte eine Frauenstimme, näher kommend, „ich dulde nicht, daß Du zuhörst, wenn ich Farez um Rath frage. Bist Du auch schlechter, als ein Mann und elender, als ein Weib, so brauchst Du doch nicht zu wissen, was der Chanoum Bedur fehlt. Sei deshalb nicht vorwitzig, denn das Glück ist veränderlicher als Wind; liegt die Banou auch heute in den Schatten des Unglücks, morgen kann sie so mächtig sein, wie Du ein Kind des Jammers, es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei dem erhabenen Gott! Die Chanoum hat Freunde zu Stambul, und wenn Du schon nicht weißt, wer Soldan wird, weißt Du noch weniger, ob der neue Soldan nicht heimlich längst der Bedur den Selam gewunden, und sie das Leben aller Gläubigen in ihrer kleinen Hand hält."

„Allah ist gerecht! Meinst Du das wirklich, Warda?" fragte der Andre ängstlich.

„Ich meine, daß Du wohl thust, Freunde zu sammeln in guten Tagen, daß Dich der Kummer nicht einsam finde!"

„Gut, gut, ich gehe, magst Du Dich Dessen erinnern. Doch nur wenige Augenblicke sollst Du ihn sprechen, ich wage meinen Kopf." Hiermit entfernte sich der Andre langsam, während die Frau zum Gitter trat.

„Farez, Farez!" rief sie leise.

Der Arzt war leise zurückgewichen und trat nun langsam gähnend in die Mitte der Zelle. „Wer ruft? Was willst Du in der Nacht, Warda?"

Die Alte winkte ihm scheu. Er trat dicht zu ihr an die Thür.

„Lege Dein Ohr an die Stäbe, Farez," flüsterte sie. — „Ist der griechische Gefangene bei Dir im Thurm, der vor einer Stunde etwa in die Feste gebracht wurde?"

„Er ist hier Warda. Die Banou hat ihn gesehen und ihm ein Zeichen gegeben; was will sie?" —

„Du weißt, Farez, die Bedour ist deine Freundin. Die Feste wird von den Rhodisern berannt werden und ihr Sieg ist Deine, ist der Banou einzige Hoffnung, dem Schicksal zu entgehen, das Ilderyms Söhne uns bereiten. Der Gefangene ist ein Rhodiser, die Noth vereint uns. Hat er Mittel, dem Orden Nachricht von Dem zu geben, was hier vorgeht?"—

„Nein! Wir sind weder Vögel, die durch die Lüfte, noch Mäuse, die durch Mauerritzen entwischen. Habt Ihr Mittel einen Boten heimlich zu den Rittern zu senden?

„Wir, Farez, wir? Die zwiefach Bewachten? Aber ich muß eilen. Laß Dir wenigstens sagen, was oben im Innern der Burg vorgeht. —" Hastig theilte die Alte nun dem Armenier mit, was sie von dem Zustande der Besatzung, den Maßregeln zur Vertheidigung, den Schwächen des Platzes etwa wußte.

Während dieses flüsternd geführten Gesprächs ereignete sich aber in der Zelle Etwas, das den Dingen eine andre, für die verschiedenen Betheiligten sehr entgegengesetzte

Wendung geben sollte. Obwohl Hans von Hohenlohe nichts von der Unterhaltung Farez's und der Alten verstand, war doch begreiflicherweise seine Aufmerksamkeit streng nach der Thür gerichtet, als hoffe er von dort her eine außerordentliche Hülfe. Er überhörte deshalb einen leisen, knurrenden Ton, der sich immer vernehmlicher erhob, und zu dem sich ein sonderbares Scharren gesellte. Endlich ward er doch auf das Geräusch achtsam und ließ erschrocken den Blick ringsrum schweifen, ja schlich an den Wänden hin und her, ohne es entdecken zu können. Plötzlich verwandelte sich der Ton in ein kurzes, dumpfes, wohlbekanntes Bellen, das von oben herkam. Als der Ritter den Blick nach dem Fenster richtete, gewahrte er einen ungeheuren Kopf mit zwei glühenden Augen, die durch's Gitter funkelten und er sah, wie das Geschöpf mit seinen Klauen die Stäbe umklammert hielt und an ihnen scharrte.

Eine freudige Ahnung stieg in ihm auf! — „Zuleika!" flüsterte er und schnalzte mit den Fingern.

Ein freudiges Winseln erscholl, so stark, daß Farez sich betroffen umwendete.

Hans deutete nach dem Fenster. —

„Bei Deiner Seele, Warda," flüsterte der Arzt zu der Alten. „deck' mit Deinem Leibe die Thür. Jemand ist am Fenster des Außenthurms, ein Retter!"

Die Alte folgte dem Befehl. Farez eilte zu Hohenlohe.

„Still," sagt Jener, „dort naht ein Helfer. Kurz gesagt, ich bin ein Johannesritter, dort ist eine Dogge des Ordensseniors, die mich suchen soll. Das Thier kann in der Hornkapsel, die Pergamente vielleicht nach Rhodus bringen."

„Gelobt sei Gott, der allein große! Du hast Recht. Ich will es der Alten sagen, sie kann nun gehn. Das Kreuz wird bald auf Ilderyms Wällen glänzen!" — Er eilte zu Warda zurück, erzählte ihr das Nöthige, und empfing noch einige Weisungen. Die Alte ging. — Nachdem Alles still geworden und Hans das Thier beruhigt hatte, setzte er sich neben Farez, der sich eine Ader schlug, mit deren Blut der Ritter in gedrängter Kürze und deutsch Alles, was über ihn und den Feind wichtig schien, dem Ordensseniors berichtete. Dann ward der Arm des Arztes verbunden und die werthvollen Blätter in die Hornkapsel geschlossen, welche sie in den Turbanshawl des Armeniers festbanden. Darauf stellte sich Farez unterhalb des Fensters an die Mauer, Hans, die Kapsel mittelst des Shawls mit den Zähnen haltend, stieg auf dessen Schulter und — welche Freude — er reichte gerade bis an das Gitter. Es gelang ihm, nachdem er das treue Thier flüchtig geliebkoßt, an das eiserne Halsband desselben die Kapsel festzubinden.

„Nun, Gott mein Schöpfer, du mein Heiland und Erlöser, du Meister und Herr meines Lebens, Johannes, mag dieser armen Kreatur beschieden sein, im Dienste der Religion sein Ziel zu erreichen! Auf Zuleika! Für Friedrich von Zollern, Hussa!!"

Das Thier schlug laut und freudig an! Mit einem Satz war es verschwunden!

Der Ritter sprang von Farez's Schultern herab, der sich vor Schwäche kaum aufrecht halten konnte. Dann sanken Beide einmüthig auf die Knie und beteten.

III.

Der für den nächsten Tag bestimmte Angriff des Ordens auf die Ilderimsinsel war seit Tamerlans Tode zwischen Friedrich von Zollern, dem Großmeister Philipp de Naillac und seinem Stellvertreter Anton de Fluvian eine festbeschlossene Sache; sie hatten deswegen lange vorher schon heimlich ihre Vorbereitungen getroffen und von der Flotte Diversionen machen lassen, welche den Sarazenen gerechteste Besorgniß erregen mußten.

Es wird nöthig sein, das etwa 15 Quadratmeilen Flächeninhalt messende Theater des Kampfes, der theils zur See, theils auf dem Lande entbrennen sollte, kennen zu lernen, um die Art desselben, wie die verschiedenen Ereignisse zu würdigen, die in seinem Gefolge auftraten.

Kleinasien, das sich nördlich dem europäischen Continent durch den Hellespont und Thracischen Bosporus bei Constantinopel so sehr nähert, hat eine vielfach zerrissene, eingebuchtete Westküste, deren südwestlicher Winkel die Küste von Karien, drei seltsamgezackte, weit ins Meer greifende, mit felsigen Höhenzügen bedeckte Landzungen bildet. Die nördlichste derselben, unterhalb des ehemals so blühenden Milet um rauschenden Macander, ist die Halbinsel Halikarnaß mit hakenförmig nach Süden gebogener Spitze, in deren innerem Winkel die alte, gleichnamige, weltberühmte Pflanzstadt griechischer Philosophie und Rhetorik lag, jetzt allerdings nur ein muhamedanisches Fischerdorf und Piratenversteck zwischen wein- und epheuumrangten Ruinen. Die zweite größeste Halbinsel, am Festlande kaum eine Viertelmeile breit, ist in zwei lang gestreckte, seltsam gewundene Zungen gespalten, deren nördlichste mit dem Kap von Kos und den öden Trümmern des alten Knidus endigt, und im Verein mit der Halbinsel von Halikarnaß den Golf von Kos bildet. Die südlichste Zunge der Halbinsel von Kos, mit ihr bei dem Flecken Pyskos zusammenhängend, und den kleineren Meerbusen von Krio bildend', läuft in das gen Westen eingebogene Kap Krio aus, welches ziemlich flach und kaum eine Seemeile von dem gegenüberliegenden Rhodus entfernt ist, durch dasselbe, namentlich das starke, hochgelegene Fort des Mont-Etienne dominirt wird. Die beiden Golfe von Kos und Krio nun, die besten südlichen Schutzhäfen Kariens, werden seewärts in einem flachen Bogen durch die Sporadengruppe, namentlich die rhodisischen, dem Orden gehörigen und stark armirten Inseln umgeben. Dem Halikarnaß zunächst liegt Episcopia, die Insel Lango (das alte Kos) und das Felseneiland Leros. Lango, etwa zehn Meilen lang, anderthalb Meilen breit, ist fast keilförming so zwischen das Kap von Halikarnaß und Kos hineingeschoben, daß es von Ersterem kaum eine Meile, von der Ilderymsinsel, welche hart am Kap Krio nordwestlich liegt, nur eine Viertelmeile entfernt ist, aber der ungünstigen Lage seines Hafens und Forts wegen durch die nahe Ilderymsburg beherrscht wird. Dann der Spitze von Kos gegenüber schließt sich die sumpfige Insel Calamo (die rohrichte) mit ihren Fischereien, das felsige Kalchi, Tilo und Nisiro, endlich Krio an, auf welches Rhodus den Beschluß macht und, südöstlich sich bis in die Nähe des Kaps Krio streckend, den Seeweg zwischen Konstantinopel und Palästina verlegt, wie die Einschließung der karischen Küste vollendet. Aus dem ganzen Situationsplan geht hervor, daß die beiden größten Inseln

des Ordens, Rhodos und Lango, Kleinasien am meisten bedrohen, die übrigen Eilande aber mit ihren kleinen Besatzungen nur die Zwischenräume des Cordons füllen und die natürliche Postenkette gegen den Feind vervollständigen. Lango konnte die Halbinseln Halikarnaß und Kos ebenso, ja noch viel ernstlicher bedrohen, wie der Mont St. Etienne auf Rhodus das Kap Krio, wenn nicht die Ilderymsinsel ihr mit eiserner Stirn, durch eine bevorzugte, hohe Lage, ihren Hafen, ihre starken Befestigungen ein furchtbares Paroli und den beiden Meerbusen von Kos und Krio Schutz gegen die Fahrzeuge des Ordens böte. Besaß erst der Johanniterorden die Ilderymsinsel, dann gehörte ihm auch die karische Küste, der erste Schritt auf asiatischem Boden zur Wiedergewinnung Syriens wie Palästinas war geschehn. Hieraus begreift sich die Wichtigkeit des Unternehmens.

Der „innere" Ordensrath, die höchste, regierende Abtheilung desselben, aus den beiden Großmeistern und dem Ordens-Senior bestehend, von den Brüdern, die „drei Säulen der Religion" genannt, als sichtbare Repräsentanten „Gottes, des Heilands und des Geistes durch Johannes" verehrt, hatte mithin bald nach Tamerlans Tode alle sonst verstreuten Fahrzeuge heimlich zusammengezogen, ein Drittel nach Rhodus, ein Drittel nach Lango, den Rest auf die verschiedenen Hafenplätze der zwischenliegenden Inseln postirt und eifrig seine Rüstungen zu Lande betrieben. Wohl sahen die Brüder längst, daß es auf einen Schlag gegen die Heiden abgesehen sei, aber erst als Friedrich von Zollern mit seinen Begleitern die Residenz verlassen hatte, wurde an demselben Tage in „offener Loge" (am Ende der Rue des Chevaliers gelegen) ihnen Allen der Entschluß des Ordens mitgetheilt und zur Nacht ein Convent berufen, um nach Rückkehr des Ordensseniors die letzten Maaßnahmen zu treffen und den Angriffsplan entgültig zu bestimmen. Glühend vor Hast und Ungeduld waren nach erhaltener Kunde die Ritter zu den Waffen geeilt, hatten sich in den Großprioreien ihrer Zungen gesammelt und harrten voll Kampfesdurst der Rückkunft Friedrichs, der sinkenden Nacht und des Signals zum Auszug. Die Bewegung der Flotte, welche längst schon jede Verbindung der Moslems zwischen Stambul und Palästina unterbrochen hatte und sich nun immer enger um Karien zusammenzog, mußte die Befehlshaber der Ilderymsinsel in großen Schrecken versetzen. Die Sarazenen hatten nur zwei Auswege: den, die Insel preiszugeben, mit allen Truppen, Schätzen und Heergeräth nach der kaum eine Viertelstunde weiten Landzunge von Kos überzusetzen um durch Karien den Weg nach Stambul zu gewinnen, oder die Ilderymsinsel mit allen Truppen so lange wie möglich halten. Selim Sandjawil war letzterer Meinung, indem er den Zug über Karien für eben so mühevoll wie unsicher hielt, zumal die asiatische Südküste ganz von muhamedanischen Truppen entblößt war. Er hätte eher sein Leben, als die wichtige Ilderymsfeste preisgegeben, und zog deshalb sämmtliche Truppen in die Mauern, welche schon theilweis nebst dem Harem in die Fahrzeuge des Hafens gebracht worden waren. Dies geschah eben, als man Hohenlohe gefangen nahm. Assad Nurgehan stimmte aber, seiner wilden jähzornigen Natur, seinem hinterlistigen Ehrgeiz gemäß, für den entgegengesetzten Plan. Er hätte am liebsten die Insel verlassen, nachdem die Weiber des Harems getödtet worden seien, und wäre mit dem gesammten Kriegsvolk quer durch Karien nach Konstantinopel gezogen, um dort sein Ansehn, seine Truppenmacht zu Gunsten seiner selbstischen Pläne geltend zu machen. Selim wußte dies energisch zu verhindern, und der Mongole konnte eben nichts thun, als sich dem Bruder seines todten Herrn unterwerfen, der unter allen Umständen doch der erste Mann des Reiches blieb. Daß ihm seine Nachgiebigkeit wenig behagte, er mit Selim in heftigem Streite lag, haben wir bereits gesehen. Durch die von Hohenlohe erhaltene, — allerdings erlogene — Nachricht, „auf der karischen Küste lauere ein Johanniterheer, um jede Landung zu verhindern," schien Sandjawils Plan desto mehr gerechtfertigt. Den Gedanken indeß, ganz umzingelt zu sein, konnte Assads leidenschaftliche Seele nicht ertragen, und er beschloß, ehe eine Landung des Ordens stattgefunden, seine „Todesficheln" in die eben erst entlastete Transportflotte zu werfen und entweder auf einer der Ordensinseln einzufallen oder nach Norden hin die Ordensgaleeren zu durchbrechen, Selim und die Ilderymsburg aber ihrem Geschick zu überlassen. Er befahl deshalb, in der Nacht die Fahrzeuge aus dem engen Hafen, der nördlich nach Karien zu lag, herauszubringen, sie um die Insel nach der Südwestseite zu führen, wo er seine Horden einschiffen wollte, und hoffte, der Orden würde sich dieser Keckheit am Wenigsten versehen. Leider zeigte sein Plan mehr tollen Muth als glänzende Berechnung, denn dieselbe Rückströmung der Ebbe, welche Zollerns Fahrzeug rasch nach Mont St. Etienne trieb, entblößte den ohnedies nicht allzutiefen Ilderymshafen von Wasser, und es ward so schwer, die plumpen Schiffe flott zu machen, daß sich voraus sehen ließ, vor Mittag des künftigen Tages werde das Vorhaben Assads nicht auszuführen sein, ja vielleicht bei Tage ganz unausführbar werden.

Indem wir Johann von Hohenlohe seinem Geschick überlassen, das sowohl, weil es Farez theilte, als auch durch die Hoffnung auf baldige Befreiuung gemildert wurde, begleiten wir den Groß-Prior Friedrich, Rhin und Henneberg nach dem Ordenssitz. Nachdem sie mit der Flamme, wie erzählt, das Zeichen gegeben, auf welches die Galeeren des Ordens ringsum in die Lücken zwischen Rhodus und Krio, Lango und Halikarnaß rückten, der ganze Umkreis der feindlichen Küste zu Wasser wie zu Lande also fast hermetisch verschlossen worden, ruderten sie aus Leibeskräften, begünstigt von der seewärts strömenden Ebbe, auf kürzestem Wege zur Feste des Mont Etienne, stiegen an's Land, legten hastig Panzer und Ordenskleid an, indeß gesattelt werden mußte, warfen sich alle Drei auf die Gäule und erreichten in einer Viertelstunde Rhodus, gerade als die Glocke von St. Johann ein Uhr des Nachts schlug. —

Der Audienzsaal im Palast des Großmeisters strahlte in hellem Schimmer. Der mächtige Raum war im romanischen Stil erbaut, seine Wände weiß und roth gefärbt, mit dem Kreuz des Ordens und den Wappen aller Zungen, geschückt. Die gewölbte, reichvergoldete Decke wurde von zwei kolossalen, weißen Marmorsäulen getragen, welche den Saal in zwei Abtheilungen schieden. Die erste derselben, von der durch einen geharnischten Komthur be-

wachten Pforte bis vor diese beiden Säulen reichend, war gänzlich leer und nur matt von einem Kronleuchter erhellt. Der zweite innere Raum, „Convent" genannt, von den Säulen bis in den halbkreisrunden Hintergrund sich versteckend, wurde durch zwölf Kerzen auf großen vergoldeten Kandelabern erhellt. Unter einer jeden saß ein Pilier (Pfeiler) oder Groß-Prior. Provence, Auvergne, Frankreich, Italien; also der Groß-Commendator, Groß-Marschall, Groß-Hospitaliter und Groß-Admiral links, die Piliers von England, Deutschland, Arragon und Castilien; also der Türcopolier (General der Reiterei), Groß-Bailli, der Drapier oder Conservator und der Kanzler des Ordens rechts. Hinter ihnen standen alle Comenthure und Großkreuze ihrer Zungen, die zur Zeit in Rhodus dienten. Der Sessel von Deutschland war wegen des abwesenden Friedrich leer, und seine Comthure umgaben ihn. Im Hintergrunde erhoben sich drei weiße Marmorstufen. Oberhalb derselben aber, in der Mitte, saß hinter einem kleinen Altar auf goldnem Stuhl der Ordensmeister Philipp de Naillac, den weißen Scepter mit goldenem Kreuze in der Hand, links von ihm sein Stellvertreter Anton de Fluvian. Ein Sessel rechts stand leer. Hinter jedem dieser drei Sitze brannte eine Kerze. Den Hintergrund der halbrunden, himmelblauen Wand, besäet mit goldenen Sternen, nahm ein Altar ein mit rothem Tuch bedeckt, auf dem das Ordenskreuz prangte. Zu ihm führten neun Stufen und auf ihm erhob sich, Alles überragend, das Kreuz mit dem leidenden Heiland, von Glorie umflossen, zu dessen Füßen eine einzige Kerze, höher und stärker als alle andern, aber verlöscht stand. Davor auf der Platte des Altars lag eine geschlossene Bibel in blauem Sammt.

Diese Versammlung gewappneter Recken in voller Ordenstracht, den Helm auf dem Haupte, zum Aufbruch gerüstet, dieser Bruderbund schildgeborner Söhne der edelsten Geschlechter aller Völker Europens bot einen wahrhaft erhabenen Anblick. Die Banner aller Zungen lagen zu Füßen des großmeisterlichen Altars, wie in Demuth vereint. Der Kerzenglanz und die lautlose Stille, dies Alles hatte den zwiefachen Zauber militärischer Gottesfurcht. Kaum erklang hin und wieder leise das Metall, wenn bei einer Bewegung die Schienen der Rüstungen an einander schlugen. — Man erwartete Zollern, auf dessen Signal auch der Convent versammelt worden. Allgemeine Spannung lag auf den Mienen. Der Groß-Ceremonienmeister, zwischen den beiden Säulen stehend, richtete oft den fragenden Blick nach der Thür.

Plötzlich rief der Ritter an der Pforte: „Ehrwürdiger Großmeister, man kommt!"

Der Großceremonier zog sein Schwert.

Ein Schlag dröhnte an der Pforte.

„Sieh nach, wer da ist, mein Bruder!"

Der Ritter öffnete, und Friedrich von Hohenzollern trat herein, baarhaupts, in Rüstung und Ordensmantel, das bloße Schwert in den Händen. Hinter ihm folgte Amand von Rhin.

Wie die Versammlung seiner ansichtig wurde, erhob sich Alles.

„Es ist der weise Senior, Groß-Baillif von Zollern!" meldete der Ceremonier und schritt ihm vorauf zum Hauptaltare.

Unter lautloser Stille öffnete Friedrich die heilige Schrift, legte sein Schwert darauf, und der Ceremonier entzündete die zwölfte Kerze zu Füßen des Heilands.

„Der Tag bricht an," so erhob Friedrich die Stimme, „der Tag des Lichtes und der Liebe! Die Mitternacht weicht, Herr, vor den dämmernden Strahlen deiner Wahrheit. Du ewiger Weltenmeister, der da war, da ist und da sein wird, gieb uns die Kraft deiner Lehre, die du bereitet hast den Völkern durch Jesum, unsern Oberherrn! Laß uns wie Johannes der Täufer deine Knechte sein, zu bereiten die Pfade des Heils, zu kämpfen gegen die Finsterniß in uns und um uns, daß der aufflammende Ost die Herzen der Staubgeborenen bereitet finde! Es geschehe also!"

Ein Amen schauerte durch die Versammlung.

Darauf trat Friedrich vor den Sessel zur Rechten des Großmeisters.

„Sei dreifach uns willkommen, Weisester!" wendete sich der Großmeister de Naillac zu ihm, „Die Brüder waren um Dich in großer Furcht. Gott sei gepriesen, der Dich uns heimgeführt! — An unserem Plane ward bis zur Stunde nichts verändert, und auf dein Zeichen rückte die Flotte in ihre Stellung; die Ilderymsinsel ist seitwärts eingeschlossen. Die Berichte der andern Brüder, welche unter Komenthur Hugo von Montfort mit Dir ausritten, haben wir empfangen, sie bestärkten nur unsere Meinung. Die Ungläubigen wissen bereits, daß sie umzingelt sind."

„Ich danke Dir, Ehrwürdiger!" entgegnete Friedrich. „Was ich Euch bringe, meine Brüder, ist die ziemlich genaue Form der Außenwerke und die Nachricht, daß die feindlichen Transportschiffe im Ilderymshafen in voller Bewegung sind. Entweder man barquirt die Truppen ein oder aus, es war in der Nacht nicht zu erkennen. Ich glaube indeß Letzteres, denn nachdem, wie wir nun wissen, die karische Küste von den übrigen Sarazenenhorden verlassen wurde, wäre es Narrheit, von Selim Sandjawils alter Erfahrung zu glauben, daß er sich nicht den Rückzug zu Lande decken werde. Um dahinter zu kommen, ob die Heiden die Halbinsel Kos bereits besetzen, was für uns in so fern schlimm wäre, als wir dann unsre Kräfte zersplittern müßten, bitte ich Dich, Ehrwürdiger Großmeister, Du wolleſt ein schnelles Boot zur Untersuchung senden, ehe die Nebel dem Morgen weichen!"

„Gianetti Soranzo, Groß-Admiral des Ordens," rief Naillac, „ich befehl' es Dir!" —

„Ich aber," sagte Soranzo vertretend, „Ehrwürdiger, schlage dazu den Prior von Pavia, Nicolo Grimani vor."

Grimani näherte sich den Stufen und zog sein Schwert.

„Geh denn im Namen des Täufers, mein Bruder!" sagte de Naillac.

Grimani küßte, die Stufen ersteigend, beiden Großmeistern die Hand und beugte vor Zollern ein Knie, der ihm die Stirn mit dem Kreuz bezeichnete. — „Italia, Italia!" rief Grimani.

„Italia!" jubelte es aus den Reihen der italienischen Zunge, und Grimani verließ hastig den Saal, seine Mission zu erfüllen.

„O gebe Gott," sprach flammend der greise Senior, „daß dem Rufe Italia bald der aller andern Zungen

folgen möge, denn dieser Kampf, ehe er angebrochen, hat schon ein theures Opfer gekostet. Johann von Hohenlohe, Ritter der deutschen Zunge, ward auf der ersten Waffenfahrt gefangen. Er gab sich hin, damit ich fliehen konnte! In diesem Augenblick erliegt sein jugendlicher Leib den Martern der Heiden, vielleicht hat er schon ausgelitten! Was ich empfinde, weiß nur der Herr, aber ich wünsche Jeglichem von Euch, daß Ihr von der zitternden Faust des alten Seniors St. Johanns Euch auf dem Schlachtgefilde nicht beschämen laßt! Denkt an den Bruder im Kerker, auf daß die Rache des Herrn in Euren Eisen wohne."

„Ja ja!" brauste es ringsum, und man sah an der hastigen Bewegung, der Erschütterung in allen Reihen, wie tief mit Zorn sie dieser erste Verlust erfüllte.

„Tretet zusammen, Prioren, daß ich die Außenwerke zeichne. Brüder von Rhin und Montfort, Ihr mögt mein Gedächtniß unterstützen." — Zollern trat mit den Genannten an einen Tisch, welchen der Ceremonier mitten in den Saal gestellt und dessen Platte von Schiefer war. Die Großprioren und beiden Großmeister folgten ihm.

Während Zollern den Riß der Ilderymsinsel aus der Erinnerung machte und leise erklärte, begannen die Ordensältesten halblaut zu deliberiren, um festzustellen, wie die verschiedenen Streitkräfte gegen die Insel und Küste vorrücken sollten. Die Komthure zogen sich ehrfurchtsvoll in den ersten Raum vor den Säulen zurück und warteten in tiefster Stille.

Da erdröhnte die Pforte von heftigem Schlage, Alles fuhr auf. —

„Sieh nach, wachender Bruder, wer um so späte Zeit da ist!" rief Naillac.

Ein Gemurmel an der Thür ließ sich vernehmen.

„Ehrwürdiger," sagte der Wachthabende, „Komthur Franz von Steifenhahn aus St. Etienne steht draußen und bringt Hochwichtiges!"

„Auf eure Plätze, Brüder!" herrschte Naillac. Die Prioren nahmen ihre Sessel, die Komthure ihre Stellung ein. „Laß ihn ein, mein Bruder!" —

Da die Pforte geöffnet wurde, erhob sich ein durchdringendes Geheul. — Zuleika, Friedrichs Dogge, von Schaum und Schweiß bedeckt, stürzte athemlos herein und brach vor dem Prior fast zusammen, als sie ihm winselnd vor Freude die Hände leckte. Dem treuen Thiere folgte der Komthur von St. Etienne in der Rechten eine Hornkapsel, umwunden von einem Turbanshawl.

„Der dreifach große Gott mit seiner Gnade sei über Euch, Ehrwürdige Meister!" begann bewegt der Ritter. „Ich bringe Euch die wichtigsten Eröffnungen. Dies edle Thier schwamm von der Ilderymsinsel durch den Meeresarm bis St. Etienne, an seinem Halse hing diese Kapsel, welche Pergamente enthält, geschrieben von unserm gefangenen Bruder Hans von Hohenlohe an den Weisesten Senior!" Er beugte die Kniee und legte die Kapsel in Friedrichs Hände.

Gelobt sei Gott, er lebt!" rief aufathmend Friedrich, öffnete sie mit tiefer Rührung unter athemloser Stille, zog die Pergamente hervor und begann laut zu lesen.

Die Blätter enthielten zuerst den Bericht Dessen, was Hohenlohe vor Selim und Assad gesprochen, gehört und gesehen, die Verwirrung, welche beim Feinde herrschte und von der Begegnung mit Bedour, der letzten Chanoum und Tamerlans. Sie berichteten, was ihm Farez und die alte Warda im Kerker über die inneren Lokalitäten des Platzes gesagt, und er selbst bemerkt hatte, endlich schloß er mit der Nachricht von Assads Vorhaben, daß er ferner mit Farez im östlichen Außenthurm liege, und die Chanoum Bedour, so wie der Angriff des Ordens geschehen sei, die Frauengemächer in Brand stecken werde, um die Besatzung zu verwirren.

Wie Friedrich von Zollern geendet, brach die ganze Versammlung im schmetternden Jubel aus. Der wilde Ruf „zum Kampf!" tönte von allen Seiten und es war, als wolle die übergroße Freude, die Gewißheit nahen Sieges alle Disciplin durchbrechen.

„Ruhe, meine Brüder!" donnerte der Großmeister und stieß den Knauf seines Scepters krachend auf des Meisteraltars Marmorplatten. „Ruhe, Ordnung im Namen der Religion! Wollt Ihr wie Mongolen in den Streit rennen? An Eure Plätze in Süd und Nord, Ihr Zungen! Ehe die heilige Schrift sich nicht schließt, ist auch der Convent nicht geschlossen!" —

Es trat sofort Ruhe ein.

„Brüder, die Zeit drängt," erhob sich Friedrich, „keine Minute ist zu verlieren. Wenn Ihr wie ich denkt, Würdige Meister, so werden wir vor allen Dingen, da die Halbinsel Kos unbesetzt vom Feinde ist, sie besetzen, die erlogene, ihm Schrecken bringende Nachricht Hohenlohes wahr machen. Dies Geschäft, das wichtigste von Allen, sei keinem Geringeren anvertraut als dem ehrwürdigen Groß-Hospitaliter Andreas de Piombes und der tapferen Zunge Frankreich. Er würde vom Rücken her bis zur Spitze von Kos ziehen, sie säubern und auf die Ilderymsinsel übersetzend Platz und Hafen berennen, sobald wir sämmtlich auf der Insel gelandet sind und die Feste umlegen. Eine zweite Abtheilung unter dem Bruder Drapier Pablo Fereira und dem Kanzler Manoel Braganza mit den Zungen Castilien und Aragon besetzt Krio und hält das Städtchen Pyskus wie die Landenge im Schach, daß Frankreich landwärts gedeckt ist und der Zuzug nicht fehle. Die Zungen Provence und Auvergne unter dem Groß-Komthur und Groß-Marschall umschließen die feindliche Insel von Lango und Episcopia aus, die Zunge Italien von Rhodus und Nisiro aus und bilden so Frankreichs Flanken, während England und Deutschland unter dem edlen Turcopolier und mir beim Rauschen des Ordensbanners dem Nurgehan-Assad bei Leros und Calamo heimleuchten sollen. Die Flotte, von dem Ordens-Admiral Soranzo geführt, unterstützt von Süd und Nord die Bewegung und richtet auf Küste und Meer ihr wachsames Auge. Um Mittag, will's Gott, können wir Alle vor dem Platze liegen, dann wird Frankreich den Sturm eröffnen, wir folgen seinem Signal und berennen das Heidennest von allen Seiten!" —

„Ich stimme dafür, meine Brüder," sagte Naillac, „daß dieser Plan des weisesten Seniors sofort ohne Einrede in's Werk gesetzt werde und er den Oberbefehl nehme, indeß ich an Deutschlands Spitze den Nurgehan zwischen die Zähne nehme!"

„So sei es, so sei's!" jauchzten rings die Ritter, und

es rasselte so kampfestrunken durch den Saal, als ob das todte Eisen selbst ein Gefühl des nahen Ruhmes hätte.

„Nein, liebe Brüder! Nicht ich nehme das Kommando, Meister! Laß mir den Nurgehan und die Wonne, Hansen von Hohenlohe zu retten!"

Der Großmeister reichte Zollern die Hand und nickte. Dann warf er einen raschen Blick durch die Versammlung. „In Ordnung!"

Alles stand lautlos still, straff, wie vor dem Feinde. Man entblößte das Haupt.

„Gott, der Du den Ausgang kennst," betete de Naillac, „führe uns, sei's zum Siege hinieden oder jenseits! Dein Reich bleibt ewiglich!"

Alle sanken nieder und beteten still. Dann trat Piombes vor den Großmeister, der ihn umarmte, hob das Panier der Zunge Frankreichs von den Stufen des Altars auf und rief „Gott und die Religion! St. Johann für Frankreich!"

„Frankreich, Frankreich!" riefen die Brüder seiner Zunge und indem sie den Saal verließen, erhoben sie schmetternd das Lied des Ordens:

„Grüß' Gott dich, Todesrose
„Du heil'ge Kampfeszier,
„Du glühst von meiner Stirne,
„Lebst ja im Herzen mir! —
„Hei, du Johannes-Minne,
„Du keusches Opferblut,
„Liegst mir allein im Sinne,
„Du bist mein einzig Gut!"

Der Ceremonier löschte die Kerze über dem Sitze Frankreichs! — So folgten alle Großprioren mit ihren Zungen. Der Banner am Fuße des Altars wurde immer weniger, der Saal leerer, eine Kerze um die andre erlöschte. Auch die von ihrem Unterbailly geführte deutsche Zunge folgte, dann der Großceremonienmeister und wachthabende Ritter. Seine Stelle an der Pforte nahm der Großmeister selbst ein, nachdem auch seine Kerze verglommen war.

Friedrich von Zollern allein stand vor dem Hochaltar, auf dem das letzte Licht noch flammte. In Andacht versunken öffnete er den goldnen Schrein des Altars und murmelte still ein Gebet. Dann schloß er ihn, hob das Schwert auf, klappte die heilige Schrift zu und löschte die Kerze. Alles war finster. — Draußen rasselten die Waffen und tönte das Rosenlied. Da öffnete Großmeister Naillac die Thür des Audienzsaals. Beide schritten heraus, begleitet von der todesmatten Dogge. Sie umarmten sich mit den Worten: „Vor dem Feinde auf Wiedersehn!" und eilten zu den Waffenplätzen. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder.

(von Georg Hiltl.)

Die schöne, poetische Schwäche der Menschen vergangener Jahrhunderte, welche wir den „Wunderlauben" nennen und von der unsre Zeiten nur noch hin und wieder ein häßlich verzerrtes Bild liefern, hat eine ganze, vollkommen für sich bestehende Geschichte. Die Geschichte der Wunder ist ein Theil der Geschichte der Menschheit. Keine, noch so verschiedenartig wirkenden Einflüsse, Klima, Erziehung, Lebensweise, haben die geheimnißvolle Regung zu unterdrücken vermocht, welche dem Uebernatürlichen zustrebte, und vielleicht ging gerade von diesem unerklärten Hange eine mächtige Hebung des Menschengeschlechtes aus, das durch die Nacht zum Licht geführt wurde; verdanken wir doch viele unsrer großartigsten Erfindungen dem Drange, Wunder wirken zu wollen. Mit den, durch eine kindliche Einfachheit des Geistes erzeugten Vorstellungen, paarte sich noch eine zuweilen rührende Bescheidenheit, welche die eigne, gewaltige Kraft nicht für fähig hielt, das Große zu vollbringen und in dem Gelingen einer ritterlichen oder barmherzigen That das liebevolle Walten und Eingreifen höherer Mächte erkennen wollte, ferner die Verehrung für den Wohlthäter, den der fromme Glaube als ein Werkzeug der Vorsehung betrachtete, auf die Erde gesendet, um den Mitbrüdern zu helfen. Diese Vorstellungen finden wir nun besonders bei den Mitgliedern des ehrwürdigen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem ausgeprägt. Fast bei den meisten großen Thaten der Ordensritter des Mittelalters trägt ein Wunder mit zum Gelingen bei und die Person dieses oder jenes Ordens-Meisters oder Ritters ist mit Wunderkraft begabt, welche, segensreich für die Nebenmenschen wirkend, von dem Gottbegnadeten ausströmt. — Heutzutage lächeln wir über diese befangene, kindische Auffassung; die Vergangenheit konnte, — ja mußte, mit vollen Recht theilweise so schließen. Für den Leidenden war die lindernde Hand des Ordensbruders gesegnet, das Schwerdt, das ihn gegen die Feinde schützte und seine Bedränger niederschlug, schien dem Pilger von höheren Händen dem Ordensritter in die Faust gedrückt, während den Schützer selbst ein Heiligenschein umgab. Der Ritter dagegen ging mit dem festen Vertrauen auf die Hülfe der Heiligen in den meist ungleichen Kampf, und wenn jene Männer von Eisen die oft zahllosen Schaaren der Ungläubigen in die Flucht schlugen, oder die Mauern ihrer festen Städte brachen, dann ließ ihre fromme Bescheidenheit nicht den Gedanken an eignes Verdienst aufkommen: „Mit uns kämpfte sichtbarlich ein Engel," sagten sie, oder: „Gott hat es gewollt." —

Alle höhere Kraft mußte sich selbstverständlich in der Person des Großmeisters concentriren! Für die Menge war er es, der dies Volk Gottes führte, durch seinen Mund sprach der Herr, seinen Rath empfing er von Oben. Konnte wohl ein gewöhnlicher Mensch, solche Thaten vollbringen? Seine Erwählung war in der Christenheit ein großes Ereigniß, denn wie hoch mußte der Mann stehen, den jene, nach dem frommen Glauben der Zeit, gotterleuchteten Ritter über sich setzten, jene Ritter, für welche die Engel stritten, denen sie helfend zur Seite standen am Bette des Kranken, und die sie stärkten, im finsteren Kerker, an der Kette, vor den Rudern der Galeere oder unter der Peitsche der Ungläubigen, wenn Gott sie zur Prüfung ihres Sinnes in die Hände des Erbfeindes gegeben, die endlich ihre Seele hinauftrugen zum Jenseits, wenn diese sich unter haarsträubenden Martern von den Körpern trennten! — Der Raum gestattet uns nicht, die ganze Reihefolge von Sagen und

Legenden, welche eng mit dem Johanniter-Orden verbunden sind, dem Leser vorzuführen, nur einiger hervorragender, dem Gebiete der Wunder angehörender Ueberlieferungen sei hier gedacht. Man macht leicht die Bemerkung, daß mit der Hinneigung zur Romantik des Mittelalters, auch die Umstände, welche das Wunder begleiten, eine gleichsam reichere Gruppirung bilden.

Einfach ist das erste Wunder, mit welchem wir beginnen. Gérard Tom, erster Großmeister seit 1099, war ein Vater der Armen und Leidenden. Als Guardian des Spitals zu Jerusalem, konnte Gérard nicht mit dem Schwerdte in der Hand für seinen Glauben wirken, er war aber der Helfer am Schmerzenslager. Als Gottfried von Bouillon die heilige Stadt belagerte, war es Gérard, der, unbekümmert um seine Person, inmitten der Feinde sein Liebeswerk ausübte. Während der Nacht schlich er sich auf die Mauern und warf dem belagernden Christenheere, welches eben nicht großen Ueberfluß an Nahrungsmitteln besaß, Brode zu. Bei dieser nächtlichen Wanderung ward er ergriffen und vor den saracenischen Machthaber geschleppt. Als Beweis seiner Strafbarkeit sollten sich noch einige der Brode, welche zu vertheilen er im Begriff gewesen war, bei ihm vorfinden. Gérard, der sich, scharf beobachtet durch seine Wächter, des corpus delicti nicht entledigen konnte, ging einem gewissen Tode entgegen! Vor seine grausamen Richter geführt, forderte man ihn auf, den Zwergsack zu öffnen, welchen er über die Schulter gehängt, trug, und der die Brode enthalten sollte. Der Gefangene öffnete die Schnur, und siehe da, es fanden sich statt der Brode — Steine! Gérard ward freigelassen. Historisch betrachtet, geschah die Freilassung muthmaßlich deshalb, weil Gérard während der Belagerung große Dienste bei Behandlung der Verwundeten leistete, und mit wahrhaft christlicher Großherzigkeit, keinen Glauben in Betracht zog, wenn es sich um Pflege eines Mitmenschen handelte. Er leistete den verwundeten Sarazenen ebenso großmüthig Beistand, als den Christen und Juden. Der fromme Glaube aber ließ die Brode zu Steine werden und das Wunder ist einfach, ohne alle poetische Ausschmückung, zur Tradition geworden. Die Wandlungen gewisser verbotener Dinge zur Rettung der heiligen Träger sind häufig. Spätere Zeiten bringen mehr Lieblichkeit in das Wunder, so z. B. die Verwandlung der Speisen, welche die fromme Königin Rosalia gegen den Willen ihres hartherzigen Gatten den Armen bringt, in Rosen. Poetischer gestaltet sich schon das Mirakel der drei Brüder. Bei einem Streifzuge, welchen die Besatzung der von Foulquo, König von Jerusalem befestigten Stadt Gibellina, gegen Ascalon unternahm, fielen drei Ordensbrüder in die Hände der Ungläubigen. Sie wurden nach Cairo geschleppt und dem Califen übergeben. Nach harter Anrede und noch härterer Behandlung, faßte der Calif den Entschluß die drei Ritter geistig zu besiegen, d. h. Muhamedaner aus ihnen zu machen. Vergeblich bemühten sich gelehrte Derwische und verschiedene Taleb's den Rittern das Uebergewicht des Korans über die Bibel zu beweisen. Der Calif, dem besonders viel daran lag, aus den Reihen der Johanniter seine Renegaten zu ziehen, verfiel auf ein Mittel, von dem er sicheren Erfolg hoffte: die Verführung. Ismeria, seine Tochter, berühmt durch ihre Schönheit sowohl, als auch durch ihre geistige Schärfe und Bildung, ward zu den drei Rittern geführt, um sie für den Muhamedanismus zu gewinnen. Die drei Johanniter waren jedoch nicht nur in dem leiblichen, sondern auch im geistigen Waffenhandwerk erfahren und geübt. Die Bekehrungsversuche hatten ein ganz entgegengesetztes Resultat, denn statt die drei Ritter zu Moslems zu machen, wurde die schöne Ismeria, durch die Standhaftigkeit und den Glaubenseifer der drei christlichen Helden dergestalt gerührt, daß sie eine starke Hinneigung zum Christenthume blicken und den Wunsch laut werden ließ: ein Bild der heiligen Mutter Maria zu besitzen. Der Aelteste der Ritter, die Sage nennt ihn Sieur d'Aipe, versprach in religiösem Eifer, ihr den Wunsch zu erfüllen. Bei ruhiger Ueberlegung sahen die wackeren Männer jedoch bald ein, daß sie ihr Versprechen nicht halten konnten, denn sie besaßen kein Bild der gnadenreichen Mutter. Voll glühenden Eifers, die Heidin zu bekehren, warfen sich die Ritter auf die Knie und flehten zum Himmel um Hülfe. In der folgenden Nacht erwachte der Sieur d'Aipe durch eine wunderbare Helle, welche von einem, neben seinem Lager befindlichen Gegenstande ausstrahlte, zugleich füllte ein prachtvoller Duft das Gemach. Er weckte seine Gefährten und siehe da: Man fand ein schönes, kleines Bild der Maria, von einem Heiligenschein umgeben. Daß die Bekehrung der Califen-Tochter schnell vor sich ging, wird den Wunder-Gläubigen nicht befremden. Ismeria selbst hatte eine Erscheinung der heiligen Maria, wobei ihr befohlen ward, die Ritter zu befreien. Sie bewerkstelligte dies bald und die vier Flüchtlinge gelangten glücklich bis zu den Ufern des Nil, woselbst ein schöner Knabe ihnen einen Nachen bereit hielt, der sie über den Fluß führte. Nach mehrstündiger Wanderung überfällt der Schlaf die Reisenden und sie lagern in einem Wäldchen. Bei ihrem Erwachen finden sie sich in die Picardie, sogar die Nähe des Stammschlosses der Ritter versetzt. Hocherfreut über diesen großen Beweis göttlicher Gnade eilen die Ritter mit ihrer bekehrten Gefährtin dem Schlosse zu, als Ismeria zu ihrem Schrecken gewahrt, daß sie das heilige Bild in der Eile vergessen habe. Zurückgekehrt zu dem Ruheorte, findet man das Bild mitten in der Quelle, welche dicht neben der Lagerstätte fließt. Die Wellen strömten über das Bild hinweg und wurden von dem Augenblicke an heilbringend, sie heilten Fieber und Aussatz. Ismeria, von dem Bischofe getauft, erhielt den Namen Maria. Die drei Brüder aber erbauten an der Stelle, wo Ismeria das Bild verloren, eine Kirche, in welcher dasselbe aufgestellt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Kammerherrn A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 44. Berlin, den 30. October 1861. **Nr. 44.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	40		
	Zugang pro Septbr.	6		
		46		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	39	39	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	58		
	Zugang pro Septbr.	6		
		64		
	Abgang " "	23		
	Bleibt Bestand	41	41	55
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	6		
	Zugang pro Septbr.	7		
		13		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	8	8	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	20		
	Zugang pro Septbr.	3		
		23		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	19	19	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	10		
	Zugang pro Septbr.	6		
		16		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	9	9	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	37		
	Zugang pro Septbr.	8		
		45		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	31	31	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	5		
	Zugang pro Septbr.	3		
		8		
	Abgang " "	7		
	Bleibt Bestand	1	1	8
	zu übertragen:	—	148	240

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	148	240
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	6		
	Zugang pro Septbr.	1		
		7		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	4	4	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	5		
	Zugang pro Septbr.	—		
		5		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	3	3	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. August 1861	1		
	Zugang pro Septbr.	1		
		2		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Septbr. 1861	19		
	Zugang pro Septbr.	6		
		25		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	11	11	34
	Zusammen	—	185	316
	Am 1. Septbr. c. waren vorhanden	—	225	316
	Die Krankenzahl hat mithin bis zum 1. Octbr. abgenommen um	—	40	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Septbr. beträgt	—	87	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	2		
	b) als geheilt entlassen	78		
	c) " ungeheilt entlassen	7		
	wie vor	87	—	—

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu [illegible]

Krankenhaus in Saïda. In demſelben waren am 1. Auguſt c. Beſtand	30 Kranke.
Im Laufe des Monats kamen hinzu . .	35 „
	65 Kranke.
Davon wurden entlaſſen	35 „
Beſtand am 1 September	30 Kranke.

Die Geſammtzahl der bis zum 1. September 1861 im Krankenhauſe Aufgenommenen beträgt: 299.

Heinrich Balthaſar von Treskow. Rittergutsbeſitzer, auf Radojewo Kreis Poſen. Ehrenritter ſeit 1833. † zu Radojewo 11. October 1861.

Der Johanniter.

Wohl ruhen jetzt die Waffen in der Halle
Bei Helm und Schild hängt ſtille nun das Schwert,
Vergebens lauſchet der Trompeten Schalle
Der Johanniter, wenn er Kampf begehrt.

Das Schwert verläßt nur einmal noch die Scheide,
Wenn er vor ſeinem Ordensmeiſter kniet,
Wenn ihn in des Gelöbniſſes Geleite
Der Ritterſchlag in Demuth niederzieht.

Dann aber mag der Kampf erſt recht beginnen,
Das Streiten mit ſich ſelbſt und mit der Welt,
Auf daß ſowohl nach Außen als nach Innen
Des Kreuzes rechte Weihe er erhält!

So wird ihm nun das Kreuz allein die Waffe,
Doch auch ſein ſchönſter Schmuck, ſobald es ſiegt,
Es wird zum Sporn ihm, daß er Tücht'ges ſchaffe,
Zum Schild, daß er im Kampf nicht unterliegt!

Zum Schwert wird es, wenn feſt im Chriſtenglauben
Er gegen Lug und Wahn den Kampf beſteht,
Und nichts mag Siegesfreudigkeit ihm rauben,
Da ſie hervor ſelbſt aus dem Kreuze geht.

Hat ſo der Ritter männlich erſt bezwungen
Die ſchlimmſten Feinde in der eignen Bruſt,
Hat er im ritterlichſten Kampf gerungen,
Sich ſeines Chriſtenwerthes voll bewußt,

Wird aus der Waffe ihm das Kreuz ein Zeichen
Des größten Schatzes, den uns Gott verleiht,
Die Zuverſicht, Erlöſung zu erreichen
Durch Liebesthaten und Barmherzigkeit.

W. v. H.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortſetzung.)

Der leuchtende Morgen hatte eben die letzten Waſſerdünſte, welche Meer und Küſten nächtlich verhüllt, vollſtändig zerriſſen, als es Aſſad geglückt war, nach den heißen Anſtrengungen faſt einer ganzen Nacht wenigſtens ſechs Transportſchiffe auf die andere Seite der Inſel zu bringen und ſie mit dem Kern ſeiner Truppen zu bemannen. Ein Siebentes, ohnedies ſchadhaft, hatte er zum Brander beſtimmt, der ihm eine Gaſſe durch die Ordensgaleeren bahnen ſollte. Die Hauptmaſſe ſeiner wilden Kriegsvölker ſtand aber noch am Strande, denn der unſäglichen Mühe der Schiffsleute war es noch nicht gelungen, die übrigen eilf Transportſchiffe an Ort und Stelle zu bringen. Selim Sandjawil ſah von dem Thurm der Citadelle mit bittrem Lächeln dem Beginnen des Mongolen zu, und ein Blick ringsum belehrte ihn, daß der Feind in der Nacht nicht müßig geweſen ſei und alle Häfen der Sporadeninſeln, alle Waſſerſtraßen von den Galeeren des Ordens beſetzt waren.

„Mag dieſer Hund der Steppe es denn haben!“ murmelte der Paſchah; „Er hat die Feſte verlaſſen wollen, ſeiner Habgier, ſeinem Ruhme nachzueilen, iſt dem Volk des Propheten treulos geworden in der Noth, zittert nicht vor der Schande, dies Bollwerk des Glaubens und der Macht jenen unbeſchnittenen Schakalen von Erz preiszugeben, die vom Blute der Gläubigen leben! Sein Geſchick iſt geſchrieben im Buch der Zeit! — Baba-Chan geh' hinab. Bei meinen Augen, wie es auch komme, kein Thor ſoll dem Nurgehan geöffnet ſein, wenn er auch darum bittet. Mag Shaitan, ſein ſchwarzer Vater, ihm helfen im Tode!!“ — Baba-Chan eilte den Befehl zu vollziehen.

Da brachte der Wind von Karien her Trompetenſchall und das wirre, ferne Schmettern von Signalen. Haſtig wendete ſich der Greis und ſah, wie der Groß-Hoſpitaliter Piombes mit der Zunge Frankreich über die Höhenzüge der Landenge von Kos heranzog, während ein qualmender Rauch vom Buſen Krio aus ihm meldete, daß das mohamedaniſche Oertchen Pyskos von den Feinden in Brand geſteckt worden.

„Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer der Gnade des höchſten Gottes!“ rief er, „Da ſind ſie! Wehe uns, und bei Simia ſehe ich ihre Schiffe ſchon! Sie werden den Hafen berennen, unſre ſchweren Schiffe nehmen, ehe ſie gerettet ſind! Vorwärts! Feuer an die Packſchiffe!!“ Damit eilte er, von ſeinen Agas umgeben, hinab, den Befehl in Perſon zu überwachen.

In demſelben Augenblicke ertönten die Glocken vom Mont St. Etienne, und die der andern Inſeln ſtimmten bis Lango ein. Es war das Signal zum Vorrücken. Die geſammte Ordensflotte brach aus den Häfen und ſteuerte der Ilderymsinſel zu.

Aſſad konnte, was im Rücken unter Piombes vorging, nicht bemerken, wohl aber ſah er die feindlichen Geſchwader vor ſich. Er befahl den Truppen, welche noch am Strande hielten, in die Feſte zurückzuweichen, warf ſich in's Boot, beſtieg Eins der ſieben Schiffe, befahl die Anker zu heben, um, den Brander voran, nördlich bei Lango und Episcopia vorbei zu ſteuern und die hohe See, mindeſtens Patmos zu gewinnen, oder, falls dies mißglückte, ſich an irgend einem Punkte des Halikarnaß an's Land zu werfen und durch Karien nach Milet zu wenden. Kaum waren indeß wenige Ruderſchläge gen Norden gethan, als auch der Groß-Kommendator Aumont de Trach und Groß-Marſchall Brancas mit den Geſchwadern der Provence und Auvergne ſchon eine Flankenſchwenkung beendigten und ihm den nördlichen Weg verrannten. Aſſads Hoffnung zerfiel. Er ſah ein, daß er Mann an Mann kämpfen müſſe, und, um nicht vom Lande, der Möglichkeit die Ilderyms-

insel wieder zu gewinnen, abgeschnitten zu werden, ließ er die Schiffe einen schwachen Bogen um dieselbe bilden und erwartete den von allen Seiten heranbrausenden Feind. Seine nächsten Gegner waren die vereinigten Geschwader der deutschen und englischen Zunge unter Friedrich von Hohenzollern und Lord Edward Stuart Herzog von Lothian. Sie bildeten das Vordertreffen des Ordens auf der Seeseite und vom Maste ihres ersten Schiffs, der Großmeistergaleere, wehte die rothe Fahne der Religion.

Trompetenschmettern und der Ruf „St. Johann" auf der einen, das wilde „Allah ihl Allah" und das schrille Dröhnen des Tamtams auf der andren Seite, gaben das Zeichen zum Angriff. Einige Augenblicke später waren die Schiffe aneinander. Das Entern, der Kampf Bord gegen Bord, Mann an Mann, begann! Unleugbar vollbrachten die Todessicheln Wunder der Tapferkeit, aber nichts konnte sie vor sichrem Untergang erretten. Immer enger wurden sie von der Ordensflotte umringt, und zu spät bereute der unbändige Mongole, den Rath des kälteren Selim verlacht zu haben. So verderbenbringend, aufreibend den Rittern diese Horden oft geworden waren, wenn sie, ähnlich unsren Kosaken, die durch Sonnenbrand und langen Marsch ermüdeten, schwergepanzerten Reihen der Abendländer anfielen, sie wie Wespenschwärme Tag und Nacht quälten, aber jedem ernsten, geschlossenen Kampfe den Rücken wendeten, so wenig waren doch diese Kinder der Wüste geeignet, auf dem Wasser, in festen Reihen, mit kaltem Blut und taktischer Ordnung gegen die Ritter von St. Johann auszuhalten. Der Brander, auf dessen Wirkung Assad so sehr rechnete, erwies sich nutzlos. Er wurde ungeschickt geführt und zu spät entzündet, so daß der Herzog v. Lothian Zeit gewinnen konnte, ihn entern zu lassen und durch ein Leck, dicht über'm Wasserspiegel eingeschlagen, zum Sinken zu bringen. Schließlich waren die Christen in der Mehrzahl. Der am Lande verbliebene, größere Theil der Streiter Nurgehans mußte das hereinbrechende Verderben ihres Führers auf dem feuchten Element mit ansehn, ohne ihm helfen zu können. Ihr Bemühen, in die schützende Feste zurückzukehren, war vergeblich, denn Selim, nur noch auf den eigenen Vortheil sehend und die gewaltige Streitmacht des Ordens überschauend, machte sich auf eine längere Belagerung gefaßt, wollte daher seine Lebensmittel schonen, den Platz nicht durch einen Haufen zügelloser Menschen überfüllen, die, nach dem Untergange ihres Führers wahrscheinlich aller Zucht und Sitte baar, seinen Befehlen nur Hohn oder Stumpfheit entgegensetzen würden. Vor der Feste indeß, zum Kampf gezwungen, leisteten sie ihm die größten Dienste, da sie jedenfalls eine lebendige Vormauer gegen die Christen abgaben, Letztere ermüden und jedem Ausfall, den Selim etwa mit frischen Kräften wagen mochte, um so größere Wirkung geben mußten. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Wunder.

(von Georg Hill.)

(Fortsetzung.)

Noch bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts stand das Bildniß in dem Rufe, Wunder zu verrichten, und zog die Wallfahrer an. Die Kirche führt den Namen Notre Dame de Liesse und liegt in dem Flecken Liesse oder Liece, nicht weit von Laon. Eine Beschreibung der Kirche erschien zu Paris 1698 im Druck. Von der großen Popularität der Sage giebt wohl den besten Beweis die Schonung, welche sogar die republikanische Armee dem Bilde und der Kirche angedeihen ließ.

Die Erscheinungen kämpfender Engel, oft auch die des heiligen Georg finden sich häufig. Bei Ascalon, Nicäa, besonders bei dem Sturm auf Jerusalem erfreuen sich die Kreuzes-Ritter des Beistandes höherer Wesen. Man gewahrt jedoch bei den älteren Wunder-Erzählungen eine gewisse Zurückhaltung des eigenen Ich. Es ist nicht die Person selbst, welche Wunder wirkt, sondern vollkommnere Geschöpfe erhalten die Verbindung zwischen den Sterblichen und der Gottheit. Es hat fast den Anschein, als habe man die Menge erst nach und nach gewöhnen wollen, das Uebernatürliche unmittelbar von einem Wesen ausgehen zu sehen, das äußerlich sich durch Nichts von seinen Nebenmenschen unterschied. Schon 1200 verbreitet sich der Ruf einer Johanniter-Schwester zu Carraia, der Jungfrau Ubaldesca, zur Obedienz des heiligen Johannes vom Tempel gehörig. Sie ist, so viel uns bekannt, die erste Erscheinung in der Geschichte des Johanniter-Ordens*), welche persönlich Wunder wirkt. Heilung von Kranken durch Gebet, Herbeirufung von Regen bei anhaltender Dürre, auch eine Wandlung von Wasser in Wein sind die Wohlthaten, welche sie verbreitet. Nach ihrem 1206 zu Pisa erfolgten Tode wurde der Leichnam von einer großen Menge Volks besucht. Bei dieser Gelegenheit heilten sich 22 Kranke durch Berührung des Körpers. Im 16. Jahrhundert ließ der Großmeister Verdale mit Erlaubniß des Papstes Sixtus V., einen Theil ihrer Reliquien nach Malta in die Ordenskirche St. Johannes des Täufers bringen. Der Papst canonisirte die Schwester und bewilligte am Tage der heiligen Dreifaltigkeit einen Ablaß für alle am Grabe der Heiligen Betenden. Der Großmeister hatte durch die letztere Bewilligung einen bedeutenden Vortheil für den Orden erlangt.

Es treten fast zu derselben Zeit Ereignisse auf, welche die begnadeten Personen unter directem Schutze höherer Mächte stehen lassen, insofern nämlich, als an ihren Gegnern die Strafe sofort vollzogen wird. Die Jungfrau Toscana, deren Schönheit drei junge Wüstlinge gereizt hatte, wurde von diesen in dem Hause ihrer Eltern überfallen. Toscana, deren frommes Wirken sie schon den Ordensschwestern gleichstellte, rief um Hülfe, und die drei Gesellen stürzten plötzlich todt zu ihren Füßen nieder. Obgleich die Angreifer durch das Gebet der frommen Dame wieder erweckt worden, so zog diese es doch vor, der Welt zu entsagen, um nicht weiteren Anlaß zu sündhaften Regungen zu geben. Sie trat in den Orden des heiligen Johannes und starb in ihrem Berufe zu Verona im Johanniter-Spitale zum heiligen Grabe. Ihre Leiche wurde, ihrem Willen gemäß, vor der Eingangsthüre des Spitales begraben. 1469 öffnete man das Grab und verehrte die Reliquien. In die Kategorie dieser Wunder

*) Es ist selbstverständlich, daß hier nicht von den Heiligen und früheren Wunderthätern der Legenden, sondern nur von Gliedern des Johanniter-Ordens die Rede ist.

gehört auch die Bestrafung des Diebstahles an dem Muttergottesbilde der Kapelle von Philerme. Ein Ordenspriester, Grieche von Geburt, entwendete verschiedene Edelsteine, mit denen das Gewand der gnadenreichen Mutter verziert war. Während der Ausübung seines Verbrechens, vertrocknete ihm der rechte Arm und er blieb ein Krüppel sein Lebelang. Da ihn höhere Mächte schon bestraft hatten, so ließ es der Großmeister bei einer zehnjährigen Verbannung bewenden.

Der Glaube an die Wunderkraft der Verstorbenen dehnt sich nicht nur bis auf die Reliquien, sondern bis auf ihre Grabhügel, Zellen u. s. w. aus. 1286 ist es der Commandeur der Johanniter zu Leza, Don Garzia Martinez, welcher im Geruche der Heiligkeit stirbt. Kurze Zeit darauf heilt sich eine Frau ihre verkrüppelten Beine, indem sie eine Zeitlang auf dem Grabsteine des Commandeurs sitzt. Man findet hier das erste Beispiel einer Art von Gottesgericht, welches an der Grabstätte des Ordensbruders vollzogen wird. Die schöne, junge Gattin eines Edelmanns ward der ehelichen Untreue beschuldigt und von ihrem eifersüchtigen Gatten dem Richter überliefert. Als Beweis ihrer Unschuld erbot die Angeklagte sich, ein glühendes Eisen bis zu einer von den Richtern bestimmten Stelle in der bloßen Hand zu tragen. Man bezeichnete den Grabstein Don Garzia's als den Endpunkt des Prüfungsganges, und die Verleumdete legte, das glühende Eisen unbeschadet ihrer Person in der Hand haltend, den Weg bis zum Grabe zurück, auf dessen Stein sie das Stück warf, welches hoch aufzischend sofort erkaltete. Der Grabstein behielt die Spuren des Feuers. Eine, nach Berichten des Ritters Foxan, vielen Großmeistern inne wohnende Wunderkraft war die der Heilung durch Auflegen der Hände. Die Heilkraft der Hände hoher, oder hochgestellter Persönlichkeiten wurde das ganze Mittel-Alter hindurch und selbst noch darüber hinaus geglaubt. Beweis dafür sind die Könige von Frankreich, welche berühmt in Heilung der Kröpfe waren und diese Wunderthat gewöhnlich unmittelbar nach ihrer Krönung zu Rheims verrichteten. Noch Ludwig der XVI. rühmte sich im Besitze der Kraft zu sein. Eine noch weiter sich ausdehnende Wundergabe der Hand war die, mittelst des Kreuzschlagens Wasser hervorsprudeln zu lassen, ein Wunder, welches Hugo, Commandeur zu Genua, Ordensbruder des heiligen Johannes, verschiedene Male vollbracht haben soll. 1230 soll er sogar eine Heilquelle hervorgerufen haben. Die Erzeugung oder Auffindung von Trinkwasser war ein besonders ersehntes Wunder bei den Ordensbrüdern, die in Caravanen, als Pilger oder Ritter, durch die Wüste zogen. Man findet sogar, daß die Ungläubigen, denen eine Quelle ein heiliger Platz schien, die höchste Verehrung für diejenigen Brüder hegten, welche in dem Rufe standen, Wasser hervorbringen zu können. So der obenerwähnte Hugo. Er bekehrte durch Auffindung der Quellen viele Ungläubige und fand sogar Verherrlichung durch morgenländische Dichter.

(Fortsetzung folgt.)

Hebron.

Hebron an den Bergen von Süd-Judäa ist ein urweltliches Königsberg.

Dem Helden setzte der eigne Stamm zuerst dort die Krone auf. Dann strömten alle Völker des ganzen Vaterlandes zusammen und sprachen zu David: „Du sollst ein Herzog und König sein über das ganze Volk.“ Und sie machten mit ihm einen Bund vor Gott. —

Hebron ist aus verschiedenen Städten zusammengewachsen, wie das königliche Berlin. Daher hieß es auch Vierstadt. Solcher Tetrapolen (Vierstädte), die aus verschiedenen Gemeinden in eine zusammengewachsen, gab es mehrfach im Alterthume. Eine K'aturgrâma war in Indien ein Vierdorf. Eine Tetrapolis von vier Städten, die ihre besonderen Namen hatten, war Cibyra in Kleinasien. Cheibar, das Muhamed in Arabien lange vergeblich bekämpfte, ist wie Chebron von einer Conföderation benannt. Von Hebron heißt es ausdrücklich: „Es hieß einst Vierstadt (Kirjath-Arbah). Es liegt bloß an der eigenthümlichen Uebersetzung von Josua 14. 15, wenn man der Bibel die Meinung unterlegte, als leitete sie den Namen von einem Riesen Kirjath-Arba ab. Die Leute, die Männer von Hebron waren gewaltig unter den Anakim, das ist der Sinn ihrer Erzählung. Und tapfer waren sie sicherlich. Mit den Leuten von Mamre, Eskol und Aner, Einwohnern einzelner Theile der Vierstadt, schlug Abraham, als er sie aufrief, den ins Land gefallenen mächtigen Feind.

Hebron hatte eine reizende Lage im Thal und am Berge. Köstliche Haine, sprudelnde Quellen, weite und entzückende Fernblicke, rebenumzogene Hügel schmückten es wie Koblenz. Die Trauben von Eschkol und Hebron waren die besten des Landes. Von ihrer Pracht eine Probe brachten die Boten, die Moses in's Land gesendet hatte, in das Lager. In den Hainen von Mamre hat Abraham sein Zelt aufgeschlagen, als er die Engel bewirthet. Unter grünenden Bäumen, in einer Doppelschlucht gründete er das Mausoleum, wo er mit den Söhnen neben Sara der Gattin ruht.

Die Burgen von Hebron haben zwar Römer und Sarazenen zerschlagen. Auch das Castell St. Abraham, das Gottfried von Bouillon einem tapferen Kreuzritter, Gerhard von Avesnes, verlieh, zerfiel. Ibrahim Pascha hat Hebron 1834 erstürmt. Aber die alten Erinnerungen sind wie der Wein; noch umschlingen sie kraftvoll treibend das alte Land. Die königliche Geschichte harrt auf eine königliche Zukunft des Kreuzes und der Wahrheit!

Noch heute heißt Hebron im Munde der Araber „el Khalil“, der Freund Gottes, von Abraham her. In der Freundschaft Gottes wurde es ein königliches Haus.

„Freund Gottes“ bleibe der herrliche Namen des Königs, den sein Hebron am 18. und 22. October begrüßte.

P. Cassel.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.
Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 45. Berlin, den 6. November 1861. Nr. 45.

Hilmer Ludwig Wilhelm Ernst Graf von Oberg, Herzogl. Braunschw. Ober-Kammerherr a. D. Ehrenritter seit 1816. † zu Braunschweig 26. Octbr. 1861. Der letzte seines Stammes und Namens.

Bekanntmachung.

Das Kapitel der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens hat in seiner Sitzung vom 24. Juni c. beschlossen, den Statuten der Balley vom 24. Juni 1853 folgenden Zusatz-Artikel beizufügen:

„Fremden Souverainen, den Gemahlinnen der Souveraine und den Wittwen derselben, ingleichen der Gemahlin des Herrenmeisters, verleihen Seine Majestät der König, sofern dieselben sich zur evangelischen Kirche bekennen, und Allerhöchsten Orts, durch Vermittelung des Herrenmeisters, den Wunsch zu erkennen gegeben haben, dem Orden anzugehören, die Insignien desselben, deren Aushändigung der Herrenmeister veranlaßt. Dieselben bestehen in dem Ehrenritter-Kreuze, mit der Krone der Rechtsritter-Decoration, welches von den Souverainen sammt dem weißen linnenen Kreuze in gewöhnlicher Weise, von den Allerhöchsten und Höchsten Damen aber ohne das Letztere, auf der linken Schulter getragen wird."

Nachdem dieser Beschluß am 10. September c. die Allerhöchste Bestätigung Seiner Majestät des Königs erhalten hat, wird derselbe hierdurch bekannt gemacht.

Berlin, den 5. November 1861.

Der Canzler der Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens:

Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Am Bord des Fahrzeuges, auf dem Assad um Tod und Leben stritt, hauste die entfesselte Vernichtung. Die erlesensten Krieger seines Volks, welche unter ihm Tamerlans Ruhm bei Nicopolis und Smyrna verewigt hatten, bildeten jetzt mit ihren Leibern den Wall, ihren Anführer zu schützen, dem Feinde das Entern unmöglich zu machen. Da aber Assad, von der Höhe des Spiegels rings um sich blickend und die Seinen durch Wort und Geberde anfeuernd, eines seiner Schiffe nach dem andern in die Gewalt des Gegners sinken, durch unerwartetes Vordringen des Groß-Admirals Soranzo mit den Italienern und Manuel Braganzas mit den Kastilianern von der Linken, des Großmarschall Philibert Brancas und der Zunge Auvergne von der Rechten sich auch von der Insel abgeschnitten, die Ordenstruppen in Booten landen und seine am Strande gebliebenen Schaaren in Kampf verwickelt sah, gab er jede Lebenshoffnung auf und dachte nur noch daran, den Tod um den höchsten Preis einzutauschen.

Sein wilder, glühender Blick fiel auf den greisen Senior Frederich, der, auf dem Deck der Großmeister-Galeere stehend, eben erneuerten Befehl gab, Assad's Fahrzeug zu entern. Neben ihm stand der Großmeister Naillac und Anton de Fluvian, in der Hand das geweihte Ordensbanner. Die drei alten Gegner, deren Furchtbarkeit er bei Nicopolis und Smyrna kennen gelernt, standen ihm wiederum entgegen, aber diesmal sieghaft und im Begriff sein Verhängniß zu vollenden.

„Alle Diews und Ginnen stehen mir bei! Eblis, Herr der gefräßigen Flamme, Vater des Grauens und der Verwüstung, reiß sie mit mir in Nacht und Verwesung!" rief er. „Kinder der Steppe, laßt ab von der Vertheidigung, drängt unser Schiff an das des grauen Vampyrs, daß es sich festhänge mit Klammern und Haken! Laß uns Beide verbrennen, und unter den Flammen raufen mit diesen Hunden, bis wir vereint mit ihnen fallen in Ginistans Nacht! Mähet, Todessicheln, bis ihr zerbrecht in der Hand Djat-Dawahis, der unheilverbreitenden Mutter des Schicksals!!" —

Ein Geheul der Raserei erhob sich aus seinen Reihen. Mit Gedankenschnelligkeit ward der Befehl ausgeführt. Ein Theil seiner Leute klammerten die Schiffe aneinander, ein anderer entzündete Fackeln, Theerstricke, sie in das Segelwerk der Großmeistergaleere schleudernd und das eigene Schiff entzündend. Eine Todeswuth machte die Mongolen zu jenen von Zerstörungswollust geschaffenen Dämonen, von denen abzustammen sie sich rühmten. Assad Nurgehan, von etwa zweihundert seiner Genossen umringt, stürzte auf das Ordensschiff. Die Ritter hatten diese Absicht wohl durchschaut und stemmten sich in festgeschlos-

jenen Reihen den Angreifern entgegen, während die Flamme sich überall erhob, in gefräßiger Eile an Seilwerk und Balken leckte und den Kampfplatz jeden Augenblick mehr verengte. Mit allen Waffen, deren Menschen, zu Thieren verwandelt, fähig sind, drangen die heulenden Horden auf die Streiter Johannis ein, schlugen mit den ausgehobenen Ruderpinnen auf die Ritter, warfen brennende Segelfetzen über sie und rangen, die Lanzen ihnen zu entwinden, zur Seite zu drängen und eine Lücke zu finden um vorzudringen. Einer der Todessicheln sank nach dem Andern hin, der Kreis um Assad verengte sich schreckhaft, Verzweiflung trieb Manchen sogar, in den Wellen den Tod zu suchen.

Da war es endlich gelungen, Einige der vordersten Ritter über Bord zu reißen und niederzuwerfen. Nurgehan mit seinen tapfersten Gefährten stürzte in die Lücke, die Anderen drängten nach, und auf dem Verdeck der Großmeistergaleere entstand ein Gemetzel, ein Einzelkampf, dessen Furchtbarkeit durch den Qualm der Flammen, den engen Raum erhöht wurde.

Nurgehan warf sich auf Friedrich von Zollern mit dem Rufe: „Nieder Du Wolf aus Mitternacht! Nieder, verfluchter Sohn der nordischen Sau! Steh' dem Schakal der Wüste, Verfluchter!!" — Der Senior stand allein gegen Assad, denn die plötzliche Durchbrechung der Phalanx der Ritter hatte seine Umgebung auseinander gesprengt, zersplittert und in Einzelkampf verwickelt. Hageldicht fielen Assad's Streiche auf den Senior, der sie mit Schild und Klinge kaltblütig abwies und nur nach einer Blöße seines alten Feindes suchte, um sie zu benutzen. Die aalglatte Gewandtheit, die Kraft, welche Todesangst und Wuth dem Mongolen lieh, brachten aber nach und nach den Greis außer Fassung. Durch einen Stoß Assad's war ihm der Helmriemen gerissen, der Helm vom Haupt gefallen und er kam immer mehr in's Gedränge. Nurgehan unterlief ihn; im Begriff, dies durch eine Seitenbewegung zu verhindern, strauchelte Friedrich auf dem vom Blute schlüpfrigen Boden, sein Schwert zerbrach, er sank in die Knie! Während seine Lippe ein Nothgebet murmelte, deckte er sich mit Schwert und Schild, aber seine Kräfte nahmen bereits ab. Assad warf sich wie eine Katze auf ihn; ein Siegesgeheul erhebend, riß er des Seniors Schild zur Seite und erhob den Saras zum Todesstreich! Da drang Rink von Henneberg von hinten heran und mit einem Hiebe seines Morgensterns zerschmetterte er Assad's Haupt.

Der Mongole brach zusammen! Ein Seufzer, ein Röcheln, — Nurgehan das Licht der Welt, der Herr der Todessicheln hatte geendet. Henneberg half Friedrich empor und führte den Blutenden aus dem Gedränge.

Bald lag der Rest der Sarazenen röchelnd um ihren Groß-Chan und die Ritter sammelten sich auf Raillac's und Fluvian's Ruf, die Großmeistergaleere zu verlassen, denn an das feindliche Schiff geklammert, von seinen Flammen angesteckt, brannte es lichterloh, und kein anderes Fahrzeug durfte mehr ohne eigene Gefahr ihm nahen. Ehe sie sämmtlich die Galeere verließen, trennte Henneberg lachend Nurgehans Haupt vom Rumpfe und befestigte es mit der langen Wirbellocke an seinem Schwertgurt. — Glücklich gelangten Alle in die Boote und wurden von den übrigen Schiffen ihres Geschwaders jubelnd aufgenommen.

Das Seetreffen war entschieden, die feindlichen Galeeren genommen, theils versenkt und verbrannt. Auf Großmeister Raillac's Befehl rückte die gesammte Ordensflotte in mächtigem Bogen den Gestaden der Ilderymsinsel entgegen.

Während der Kampf noch auf dem Wasser in voller Wuth gerast hatte, landete Groß-Marschall Philibert de Brancas mit Denen von Auvergne an der Insel, und zwar bei jenem Gebüsch, das vorige Nacht Friedrichs Rückzug beschützt hatte, und besetzten es eher, als die Mongolen Assad's ihnen beikommen konnten. Als sie sich ganz darin festgesetzt, brachen sie aus dem Hölzchen in die feindlichen Reihen ein. Der Ehrgeiz Philibert's, mit den Auvergnern die Ehre des ersten Angriffs am Lande zu haben, verleitete ihn zu einem der tollsten Wagnisse, dessen Schwere er erst ganz begriff, als er das Wäldchen rings von der Uebermacht der Mongolen umzingelt sah, welche ihn beim Ausbruch mit wildem Geschrei, und einem Schauer vergifteter Pfeile, kurzer Lanzen, Schleudern, und jenen Fangschlingen begrüßte, die von jeher eine furchtbare Waffe in ihren Händen wurden. In dieser Bedrängniß schloß er mit seinen Rittern einen Kreis. Die erste Reihe kniete nieder und stemmte die Lanze schräg gegen den Fuß, die zweite Reihe gebückt, legte sie gegen die Hüfte, die dritte hielt sie über ihren Köpfen, so daß sie den sogenannten Igel, eine Vertheidigungsart, unserem Quarré ähnlich, bildeten. Bei der großen Länge der Lanzen wäre vielleicht dies Manöver geglückt und Brancas hätte hoffen können, den Mongolenhorden wenigstens so lange Widerstand zu leisten, bis das Seetreffen entschieden war und Hülfe kam, als Selim, den Vortheil benutzend, mit seiner berittenen Leibgarde, den Bedauwhis des Baba-Khyr, aus der Feste einen Ausfall that. Der unvermuthete Anprall der Pferde war zu heftig und unerwartet. Ein Dutzend schnaufender Gäule setzten, Selim voran, mitten in die Glieder der Ritter, durch die Lücken, über die Leiber der Niedergerissenen stürmten die Mongolen nach, und bald war das Handgemenge allgemein. Selim kämpfte mit Brancas Mann an Mann. Des Greises kalte Todesverachtung trug über des Auvergner's Kraft und Geschick den Sieg davon, Oglu, der Sklave Sandjavils, unterlief tückisch den Groß-Marschall, er stürzte und Selims Handschar fuhr ihm zwischen Halsberge und Brustharnisch in die Gurgel; Ibrahim, der andere Nubier, entriß dem Fallenden das Fähnlein seiner Zunge und Oglu's kurze Keule gab dem Zuckenden den Todesstreich. Zu spät eilten die Ritter, alles Andere vergessend, herbei, sie wurden sofort durch feindliche Haufen von jeder Rache an Selim getrennt. Ihr Pilier war todt und sie konnten nur noch seine Leiche vor Entehrung retten. Wahrscheinlich wäre die ganze Zunge aufgerieben worden, aber die Brüder der Provence unter Aumont de Tracy waren seitwärts gelandet, fielen dem Feinde in die Flanken, Deutschland, Italien und England kamen zur rechten Zeit an den Strand und hieben, während der schlaue Selim in die Feste retirirte, die Todessicheln vollends in die Pfanne.

Der erste Kampf war beendet. Der Orden hatte die Feste vollständig umlegt und konnte daran denken, die

Wälle zu berennen, ſobald von der kariſchen Seite Piombes mit Fereira und Braganza das Signal gegeben wurde. Man benutzte die Pauſe, das Belagerungsgeräth durch den Troß an's Land ſchaffen und auf die Linien ſo vertheilen zu laſſen, damit jede Zunge gleichzeitig die Mauern erſteigen konnte, und während der früher von Tracy und Brancas nordwärts von Lango bis Kos gezogene Schiffscordon durch die Fahrzeuge des Groß-Admirals Soranzo erſetzt wurde, hielt das cypriſche Geſchwader Fluvians die Wache und Verbindung zwiſchen den Ordensinſeln aufrecht, von welchen nunmehr in zahlreichen Nachen ein Theil der Beſatzungen und Milizen der Bevölkerung aufbrach, bei der Belagerung zu helfen.

Während dieſer Vorgänge auf der ganzen weſt-ſüdlichen Seite hatte auf dem nordöſtlichen Theil derſelben, wo Piombes, Fereira und Braganza befehligten, das Kriegsdrama eine andere Geſtalt gewonnen. Das Angriffsſignal der Franzoſen, welches das Zeichen zur Berennung des Platzes ringsum ſein ſollte, mußte ja auch für das Schickſal Hohenlohe's, des Armeniers Farez und der Banou entſcheidend werden, welche von Stunde zu Stunde auf Erlöſung hofften, und denen die fernen Töne des Kampfes allein als Hoffnungsboten galten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wunder.

(Von Georg Hiltl.)

(Schluß.)

Noch im 15. Jahrhundert war es Pierre d'Aubuſſon, der Großmeiſter, dem die Wunderkraft der Heilung durch Handauflegen zu Gebote ſtehen ſollte, und nach Gauſſancourt hätten ſeine Duldung und wundergleiche Hülfe für Bekenner jeglichen Glaubens den Sultan Bajazet bewogen, dem Pabſte die berühmten Reliquien: die heilige Lanze, den Schwamm und das Schilfrohr durch einen türkiſchen Geſandten überreichen zu laſſen. Eine der denkwürdigſten Epiſoden in der Wundergeſchichte der Johanniter-Ritter bildet unbedingt der romantiſche, faſt märchenhafte und bis heute nur mangelhaft erklärte Drachenkampf Dieudonné's de Gozon auf Rhodus. Es wäre überflüſſig, die näheren Umſtände dieſer, jedenfalls äußerſt merkwürdigen Begebenheit, hier noch ein Mal auseinanderſetzen zu wollen. Sie ſind bekannt genug, und wem ſie fremd ſein ſollten, der wird die genaueſte Auskunft durch Schiller's herrliche Ballade: „der Kampf mit dem Drachen" erhalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Kampf wirklich ſtattgefunden hat. Gozon, eine hiſtoriſche Perſönlichkeit, ſpäter Großmeiſter, lebte im 14. Jahrhundert, alſo durchaus in keinem Zeitalter, über welches der Schleier undurchdringlichen hiſtoriſchen Nachtgewölkes gebreitet iſt. Die That ſelbſt iſt durch Malerei verewigt, von welcher ſich noch bis auf die neueſte Zeit Spuren finden. Alle Ordensſchriftſteller reden davon. Dennoch entſtehen immer die Fragen: Woher kam der Drache? Welches Geſchöpf wird naturhiſtoriſch unter dem Namen: Drache verſtanden? Hat doch die Wiſſenſchaft dieſe Scheuſale, wenn nicht in das Reich der Fabel, ſo doch in das Gebiet der Vorwelt verwieſen, und nur die Tertiärſchichten bewahren uns die Körperüberbleibſel dieſer Ungeheuer auf. Rhodus, die Dracheninſel, war allerdings berühmt ihrer abenteuerlichen Thierformationen wegen, aber es findet ſich aus dem 14. Jahrhundert doch kein wiſſenſchaftlich beglaubigtes Beiſpiel von dem Erſcheinen eines mit voller Lebenskraft begabten Exemplares jener rieſenhaften Saurier, aus deren Geſchlechte jedenfalls der Drache des Ritters de Gozon hätte abſtammen müſſen. Kommt man bei vielen anderen Ereigniſſen leicht dadurch zum Ziele, daß man ſie mit den Worten: „Es iſt eben ein Wunder" abfertigt, wonach Jeder berechtigt iſt, ſo viel oder ſo wenig davon zu glauben, als er will, ſo iſt bei dem Drachenkampf des Ritters de Gozon dagegen die Erklärung gerade durch die Einfachheit leichter, mit welcher die Begebenheit ſich bekleidet. Sie iſt, wenn man eben die Erſcheinung des Drachen nicht in Betracht zieht, gar kein Wunder. Der Angriff des Ritters, die Benutzung der Hunde, deren Dreſſur durch ein Modell des Ungeheuers, das Alles iſt eher nüchtern und entſchieden ſo practiſch, daß ſich die Romantik erſt am Schluſſe des Abenteuers wieder einſtellt, wo der Ritter das ſchöne Beiſpiel von Selbſtüberwindung liefert. Wahrſcheinlich liegt auch hierin die Lebenskraft der Tradition.

Das Scheuſal ſelbſt, zu deſſen Bewältigung der Ritter Dieudonné auszog, iſt nun aller Wahrſcheinlichkeit nach ein beſonders großes und kräftiges Krokodill geweſen. Eine jener gewaltigen Eidechſen (Saurier) würde ſich, ſelbſt wenn ihre Exiſtenz im 14. Jahrhundert naturgeſchichtlich nachzuweiſen wäre, nicht an der in der Tradition bezeichneten Stelle, dem „Maupas", aufgehalten haben. Dagegen iſt der Ort ganz geeignet Krokodille zu beherbergen*). Die Kapelle, zu welcher die Andächtigen wallfahrteten, um die heiligen Bilder zu verehren, lag auf einem Felſen, deſſen Fuß einen Sumpf oder Moor berührte. Nach Foxans Beſchreibung wand ſich die zur Höhe führende Treppe ſchneckenförmig um den Felſen, und eine Windung derſelben, wahrſcheinlich eine der unterſten, berührte das Ufer des Sumpfes mit ihrem Bogen; hier ſcheint die Stelle geweſen zu ſein, wo das Ungeheuer auf der Lauer lag. Aligatoren und Krokodille haben bekanntlich einen äußerſt ſcharfen Inſtinkt, diejenigen Orte auszuwittern, wo ſich Beute findet. An ſolchen Stellen trifft man dieſe ſcheußlichen Amphibien dutzendweiſe, dieſelbe Erſcheinung beobachtet man in den Baien ſüdlicher Meere an den Haifiſchen. Daß alſo der „Drache" auf Rhodos ſich den von zahlreichen Wallfahrern beſuchten Ort auswählte, iſt leicht erklärlich, da obenein Sümpfe oder Lachen Lieblings-Aufenhalte der Krokodille ſind. Die Zerreißung von Hirten, wird dadurch erklärt, daß dieſe ſich wahrſcheinlich mit ihren Heerden zur Tränke an den in der Nähe des Pilgerweges fließenden Gebirgsbach begaben. Schließlich paßt die Schilderung des Ungethüms ganz auf ein Kro-

*) Wir ſind ganz der Anſicht unſres geehrten Mitarbeiters. Berichte moderner Reiſenden beweiſen das Vorhandenſein rieſiger Kaimane und Krokodille, die noch heute im Schlamme der Miſſiſippi-Thäler leben und Schrecken ringsum verbreiten. Der Drache, mit dem Gozon kämpfte, wird auch in Sage und Bild nie größer als etwa ein Roß oder ein Nilpferd angegeben, von dieſer Größe iſt auch das bentige amerikaniſche Krokodill. Ein Saurier der Vorzeit kann es ſchon aus dem Grunde nicht geweſen ſein, weil alle Saurier nur Pflanzenfreſſer waren, alſo der Zweck des Kampfes dadurch wegfiele, abgeſehn, daß jene Zeit ſie nicht mehr ernähren konnte.

Die Redaction.

kodill. Der Schuppenpanzer, die klaffenden Kiefern und besonders der verwundbare Bauch, in welchen die Doggen sich verbeißen, schildern ganz deutlich ein Krokodill. Die, nach Bosio, ungeheuren und wallenden Flügel werden wohl auf Rechnung der Phantasie zu bringen sein. Der Kampf selbst geschieht mit Lanze und Schwert. Die erstere zerbricht dem Ritter an der Schuppenwand, welche den Rücken des Thieres schirmt, hierauf springt er vom Pferde und greift seinen Feind mit dem Schwerte an. Bei verschiedenen alten Abbildungen des Kampfes, welche mir zu Gesichte gekommen sind, ist der Ritter dargestellt, wie er dem Drachen den Schild zwischen die Zähne schiebt und dadurch die Kinnlade auseinandersperrend, ihn am Beißen hindert, zugleich aber mit der Rechten ihm das Schwert in den Hals bohrt. Daß Dieudonné unter den Drachen zu liegen kam, wird eben durch den Schild erklärbar; da der Ritter diesen, wie es bei jedem Kampfe üblich war, an den linken Arm geschnallt hatte, so blieben Arm und Schild in dem Rachen des Ungeheuers stecken, welches sich mit der ganzen Schwere seines Oberkörpers auf den Ritter senkte, daher die „Umarmung", in welcher die herbeieilenden Knechte den Ritter mit dem todten Scheusal fanden, dessen Körperlänge verschieden angegeben wird, jedoch sind Krokodille von 26 Fuß keine Seltenheit, namentlich für jene Zeit, in der diese Amphibien zu ihrer Entwicklung mehr Ruhe hatten, als jetzt, wo in den meisten Ländern ein Vernichtungskrieg gegen sie geführt wird.

Es findet sich übrigens ein gewisser Unterschied zwischen dem Begriffe Drachen und Lindwurm. Der Letztere scheint ausschließlicher für den Kampf des heiligen Georg in der Legende bestimmt gewesen zu sein, wie denn überhaupt das Beispiel dieses Heiligen und Märtyrers die Phantasie der Ritter des Mittelalters gewaltig erregte und den Drang in ihnen erweckte, ein Gleiches zu thun. Dieser Regung ist es wohl auch hauptsächlich zuzuschreiben, daß Dieudonné de Gozón den Kampf mit dem Drachen gegen das ausdrückliche Verbot des Großmeisters unternahm. Die verschiedenen Drachenkämpfe sind fast alle, den Sagen und Ueberlieferungen nach, mit dem des heiligen Georg übereinstimmend. Für ihn bestand ein vollständiger Cultus, die Legende steht höchstens hinter der heiligen Mariensage zurück, und eine kleine Abschweifung, die That des heiligen Georg's betreffend, dürfte hier wohl am Platze sein. Die canonisch gewordene Annahme, daß Cappadocien das Geburtsland des Heiligen sei, der, ein Prinz von Geblüte, bei der Stadt Silena in Lybien*), die Königstochter Aja von dem Drachen befreit habe, wird von Farlati in seinem Illyrium sacrum widerlegt. Farlati giebt die Stadt Zara, früher Jadera und unter Constantins Porphyrogeneta: *Διάδορα* genannt, als das Vaterland des Heiligen und zugleich als den Ort seiner Heldenthat an**). Nach weitläufigen Beweisen kommt Farlati zu dem Schlusse, daß der heilige Georg zu Zeiten Diocletians Bischof von Salona gewesen sei; mit dem Leben dieses Georg sei eine Legende von einem andren, dem Oriente angehörigen Ritter, gleiches Namens, vermischt worden, und es hätten die das Land und die Stadt Salona erobernden Slavenstämme die beiden, zu Einer verschmolzenen Legenden auf die griechischen Bewohner verpflanzt, durch welche sie wieder nach Constantinopel gebracht und dort zu großem Ansehen gelangt sei. Byzanz war allerdings der Hauptort der Anbetung des Heiligen und ein Arm des Bosphorus trug sogar seinen Namen.

Von hier aus ging ferner die allgemeine Verehrung Georg's in die slavischen Länder über, und so finden wir denn den heiligen Drachentödter in dem Wappen des größten Slaven-Reiches: Rußlands, als Herzschild und Ueberbleibsel des einstigen griechischen Kaiserthums. Farlati giebt auch ferner den Ort in der Nähe Salona's am dalmatischen Gestade an, woselbst eine Höhle, „Gezerum" genannt, als der Schauplatz des Kampfes bezeichnet wird. Bei Salona befindet sich außerdem ein Wallfahrtsort der den heiligen Georg Verehrenden, in der Nähe des Schlosses Sussaraz. Farlati erinnert daran, daß die ganze Küste ein von Drachen bewohntes Land gewesen sei. Die Localitäten, die Vorgänge der Kämpfe ꝛc. sind bei späteren Drachentödtern, wie gesagt, fast immer dieselben, wie bei der That des heiligen Georg, so daß es den Anschein hat, seine Nacheiferer seien zugleich Nachahmer gewesen. Man vergleiche die Drachenkämpfe des heiligen Donatus, Winkelrieds, und später Hans Brömsers von Rüdesheim. Die That des Johanniters weicht insofern von den früheren ab, als er sich einer Taktik bediente, welche durch das Gelingen gekrönt, zwar den Begriff des Wunders vernichtete, dafür aber die Authenticität der Unternehmung außer allen Zweifel gestellt hat. Freilich konnte eine so ruhmreiche That nicht vorübergehen, ohne übernatürliche Spuren in der Familie des glücklichen Kämpfers zu hinterlassen, und der Ritter Foxan berichtet demnach: In der Familie der Gozons ward ein Stein, den man aus dem Haupte des Drachen geschnitten, aufbewahrt, welcher sich stets auf den ältesten Sohn vererbte. Dieser Stein hat die Größe einer Olive und zeigt verschiedene Farben. Er besitzt eine, jedem Gifte widerstrebende Kraft. In einen Liquor geworfen, macht er diesen aufsieden. Der Stein wird in der Familie Gozon der „Hochmeisterstein" genannt. Die Beseitigung von Ungeheuern oder schädlichen Thieren, durch die Wunderkraft gewisser Mitglieder des Ordens, scheint sich in den Kreisen desselben eines festen Glaubens erfreut zu haben, denn noch im 16. Jahrhundert finden sich Ordensbrüder, welche Schlangen durch das Zeichen des Kreuzes unschädlich machen, während im 17. Jahrhundert die Bewerfung gefährlicher Thiere mit Erde aus dem Grabe gewisser Heiligen erforderlich ist, ein Mittel, welches die Ordensritter auch gegen Ungeziefer, namentlich auf ihren Schiffen, anwendeten. Von dem Gebrauche der durch göttliche Macht verliehenen Kraft, in den Gefahren und Beschwerden der Seefahrten, soll später die Rede sein, wenn es uns gestattet sein wird, Einiges über das Seewesen der Johanniter mittheilen zu dürfen.

*) Nach andern Annahmen: Beyrut.

**) Ueber diesen Ort findet sich Näheres in Lochers Beschreibung der Reise der Markgrafen Johann und Albrecht von Brandenburg nach dem heiligen Grabe.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 46. **Berlin, den 13. November 1861.** **Nr. 46.**

Seine Majestät der König haben geruht:
Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin den Johanniter-Orden zu verleihen.

1. Leopold Anton Oldwig von Natzmer, General der Infanterie und General-Adjutant Sr. Majestät des Königs. Rechtsritter seit 1810. † zu Matzdorf bei Spiller in Schlesien 1. Novbr. 1861.
2. Friedrich Wilhelm Louis Moritz Freiherr Schmidt v. Schmiedeseck, genannt Uri, Rittergutsbesitzer auf Woplaucken bei Rastenburg. Ehrenritter seit 1834. † zu Woplaucken 1. Novbr. 1861.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

IV.

Groß-Hospitaliter Piombes mit der Zunge Frankreich nebst dem Drapier Pablo Fereira und Kanzler Manoel Braganza, welche die Brüder von Aragon und Castilien führten, hatten Befehl erhalten, die Landenge von Kos zu besetzen, um den Feind von Karien abzuschneiden. Indem sie noch in der Dämmerstunde ihre Fahrzeuge bestiegen und den Weg zwischen Symia und der Krio-Spitze nach dem gleichnamigen Meerbusen genommen hatten, erreichten sie um Sonnenaufgang den Hafen des armseligen Pyskos, warfen ihre Streiter an's Land und stürmten dies wehrlose Oertchen, das man niederbrannte, während die mohamedanische Einwohnerschaft heulend und wimmernd landeinwärts das Weite suchte. Während die Zunge Castilien und Aragon alsdann die schmale Basis der Halbinsel, zu welcher sich hier Kos und Krio vereinigten, der Breite nach besetzten und gegen Karien abschlossen, drang die französische Ordenszunge südwestlich nach dem Kap Kos vor, indem sie ihren Weg über die Höhenzüge nahm, während die Transportflotille, durch Galeeren aus Symia verstärkt, längs des südlichen Küstenrandes folgte, um beim Uebersetzen nach der Ilderymsinsel bei der Hand zu sein. Besagte Strecke in wenigen Stunden zu Fuß zurückzulegen wäre den Rittern unmöglich gewesen, deshalb hatten sie Befehl erhalten, ihre Pferde mitzunehmen, machten den Weg im schärfsten Ritt und erhielten gerade die Ilderymsinsel in Sicht, als sich die Ordensflotte von der Seeseite näherte und Nurgehan seinen letzten verzweifelten Kampf begann. Hätten sie in diesem günstigen Augenblicke gerade ihre Transportschiffe zur Stelle gehabt, konnten sie leicht die Fahrzeuge der Sarazenen wegnehmen und den Hafen besetzen, während der Feind dem Kampf auf der Seeseite alle Aufmerksamkeit schenkte. Die Schiffe Piombes hatten aber mit der langsam wieder eintretenden Fluth zu kämpfen, mußten der Klippen und Untiefen wegen einen weiten Bogen machen und waren deshalb bedeutend zurückgeblieben. Selim hatte aber die herannahende Gefahr gesehen und ließ die Galeeren des Hafens verbrennen. Obwohl er sich damit jedes Rettungsmittel abschnitt, hielt er doch mindestens Piombes Landung auf. Als die Ordensschiffe ankamen und Nurgehan bereits mit den Deutschen und Engländern im Gefecht war, wüthete die Flamme schon im Hafen, und eine Stunde später bedeckten seine Fluthen nur noch verkohlte Trümmer. Die Matrosen hatten sich in die Feste zurückgezogen. Piombes, außer sich über die Durchkreuzung seines Planes, konnte einstweilen nichts weiter thun, als die Ufer der Spitze Kos von Knidos bis zu dem nördlichen Punkte besetzen, auf den sich das einschließende Geschwader Soranzos stützte, um seinen Rittern so lange Rast zu gönnen, bis die Schiffe herangekommen seien.

Unter allen Ordenszungen war die von Frankreich die unbeliebteste und wurde von den Uebrigen mit nicht zu freundlichen Augen angesehen. Dies möchte bei einer Verbindung wundersam erscheinen, die doch sonst so sehr vom Geiste der Brüderlichkeit durchdrungen, so von allen Sonderinteressen und Parteiungen entfernt zu sein schien. Abgesehen aber, daß der Orden der Johanniter, wie alle menschlichen Dinge, auch seine inneren Gebrechen hatte und der Kampf mit diesen kaum geringer war, wie der gegen den äußern Feind, gab auch Frankreich zu dieser allseitigen Mißstimmung gegründetste Ursache. Seine Zunge war die numerisch stärkste, besaß die meisten, größesten Commenden, also die bedeutendsten Reichthümer, und da bisher die regierenden Großmeister bis auf Naillac meist von ihrer Abkunft waren, hatte die französische Zunge mit immer größerem Stolz um sich blicken, eine Art Uebergewicht in Anspruch nehmen gelernt, das sich mit dem Geiste des Ordens nicht recht vertrug und bei den übrigen Brüdern mit Recht auf Widerstand stoßen mußte. Nament-

lich gab es unter den jüngern Brüdern häufige Reibereien, welche nur durch strenge Disciplin unterdrückt werden konnten. Es war zu natürlich, die Ritter nach Zungen, also nach gemeinsamem Vaterland und Sprache zu ordnen, hatte aber die unausbleibliche Folge, daß sich, je inniger die Ritter einer Zunge sich unter einander anschlossen, die Zungen selbst durch ihre Nationalität und Sprache schieden, auf ihr Gewicht und ihren besonderen Ruhm im Orden bedacht waren. Was sämmtliche Ritter gesellschaftlich wieder einte, war die lingua franca, eine Sprachmischung, welche in den Kreuzzügen aufgekommen war und selbst von den Ungläubigen gesprochen wurde, das Lateinische war die besondere Ordenssprache und nur im Convent oder der Loge gebräuchlich. Schließlich schadete den Franzosen noch ein finsteres, entehrendes Gerücht, welches sich bei den jüngern Brüdern über sie, trotz allen Widerspruchs, erhalten hatte. Man gab ihnen nämlich Schuld, sie hätten aus Ehrgeiz- und Habsucht dazu beigetragen, dem unglücklichen Großmeister Jacques Molay und den Templern den Untergang zu bereiten, um sich mit König und Papst in ihre reichen französischen Commenden zu theilen. Die Thatsache, daß viele Templer ihr Leben damals retteten, indem sie Johanniter wurden, auch der Temple zu Paris lange Jahre nach Molay's Fall in ihrem Besitz blieb, schien wenig geeignet, eine Beschuldigung zu entkräften, welche vor Gott und Menschen zu schimpflich war, um bei kühler Ueberlegung ernstlich an sie zu glauben.

Andreas de Piombes, der jetzige Pilier von Frankreich, dem das Greisenthum noch nicht viel anhaben mochte, war arm, aber ein Mann aus edelstem Geschlecht und von stolzer, hochfahrender, jähzorniger Gemüthsart, der es gern sah, wenn man ihm besondere Huldigung erwies. Ehern hielt er auf den Glanz und die Ehre seiner Zunge, trat bei jeder Gelegenheit im Convente energisch für sie ein, und war dadurch allerdings wenig geeignet, die heimliche Spannung und Gereiztheit der anderen Zungen zu beschwichtigen. Eben so tapfer wie ehrgeizig, eben so hart wie grausam in der Schlacht, erfüllte ihn indeß die Sache des Ordens, die Religion ganz und gar, und voll adeliger Gesinnung am Krankenbett, voll heiligen Eifers im Convent, liebte er außer dem heiligen Ideale, dem Ziele des Ordens, nichts mehr in der Welt, als den einzigen Sohn seines verstorbenen Bruders, den Comthur von Rheims, Tancred de Piombes. — —

Die französischen Ordensritter hatten nun halbmondförmig ihre Stellung an der Spitze von Kos eingenommen. Im Centrum hielt der Groß-Hospitaliter selbst, beide Flanken befehligten die Comthure Helion de Beauregard und Andiol Tessaire. Die Vorhut, hart am Gestade, führte des Piliers Neffe, Tancred. Nach dem Befehl zum Absitzen wurden die Pferde von den Knechten hinter die Front gebracht, um an den grasreichen Abhängen zurückzubleiben, die Reiterschaaren wurden mithin in Fußtruppen verwandelt und lagerten sich zur Rast. Die Vorhut Tancred's indeß, hundertfünfzig Mann stark, behielt ihre Rosse, um als fliegende Colonne die ganze Küste im Auge zu behalten. Tancred vertheilte demnach seine Ritter und besichtigte in Person, nur von einem jungen Ritter seiner Commende, seinem Günstlinge Agathon de Vendatour, begleitet, die ganze Linie, um dem Onkel genauen Bericht, zumal über das Herannahen der Fahrzeuge oder etwaige Bewegungen des Feindes, zu geben.

Es mochte gerade um Mittag sein, also dieselbe Zeit, da Philibert de Brancas sein Leben verlor, als beide Ritter, von der nördlichen Seite kommend, über einen Seitenhügel in die palmenreiche Schlucht einritten, durch welche ein Pfad hinab nach Knidus führt, aus dessen Ruinen die rauchenden, eben geplünderten Hütten aus üppigem Ufergrün und den duftigen Mandelbäumen der Gärten entgegenschauten.

„Du hast mir noch immer nicht gesagt, Bruder Agathon, was Du von dem Bericht des gefangenen Hohenlohe hältst!"

„Ich finde ihn so märchenhaft, als die ganze Art, wie er überbracht wurde. Ein Hund als Botschafter im Convent, das ist eine Seite des Rituals, die ich nicht kenne!" Dabei lächelte er spöttisch.

„Wahrhaftig!" sagte Tancred hämisch. „Und was dies blondhaarige Milchgesicht von einem Deutschen für unendliches Glück hat! Ein Anderer, der gefangen wird, ist so gut wie todt, — er indeß macht eine Haremsbekanntschaft mit der Banou Ilderyms, die überaus entzückt von ihm sein muß, da sie zu Gunsten des Ordens zur Verrätherin an ihren eignen Leuten wird."

„Seltsam ist's allerdings, es muß allein aus der Verwirrung des Feindes erklärt werden. Wie so nennst du das für Hohenlohe ein Glück?"

„Ei, meinst du nicht, er wird unter den hochbusigen Töchtern Georgiens vergessen, daß er die Schnur der Entsagung um den Leib trägt? Sacre coeur, während der nach dem Siege beim Orden an Muth und Kriegslist als ein Stern der Ritterschaft gelten wird, mag er zugleich der Liebe pflegen!"

„Oho, du bist neidisch, Komthur? Denkst wohl sehnsuchtsvoll an die süßen, heimlichen Nächte von Rheims,—"

„Still, auch der Wald hat Ohren," sagt der Sarazene. „Ich denke nicht an vergangene, sondern an künftige Freuden!" —

„Du würdest in Hohenlohe's Stelle dich von der Banou nicht bitten lassen?"

„Ich glaube kaum," flüsterte Tankred. „Etwa Du, Agathon?" —

„Offen gestanden wallt mein Blut noch zu heiß, um ohne Gefahr wie unsere hochweisesten Alten mit Vernunft von der Liebe zu reden, aber ich bin ein Ritter, mein Freund, der seinen Eid hält, auch wenn er ihn hinterher verflucht, und ich mag nicht ohne Grauen daran denken, einen so frevelhaften Bruch des Gelübdes entdeckt zu sehen."

„Nun ja, das wäre ein trauriges Ende nach lustigem Anfang. Man müßte, wie es in Frankreich Sitte ist, jahrelang Profeß thun, und verlöre allen Rang, wie die Aussicht künftiger Grade. Aber im Kriege kann man das so genau nicht nehmen; wer sagt dir überdem, daß es entdeckt werden muß? Ist jemals —"

„O nein. Der Komthur von Rheims wird weder sein eigner Ankläger noch Richter sein. Du bist der Oberc der rheimser Commende, und der Pilier deiner Zunge ist deines Vaters Bruder, das schützte dich. Du vergißt aber, daß du daheim eines ziemlich leichten Rufes genießest und so mancher Rosinobel aus deiner Tasche fiel, um böse Zungen stumm zu machen!"

„Aber eines offenbaren Bruchs des Gelübdes konnte man mich nie zeihen. Deckten mich allda schon mein Rang, die Gewalt meines Ohms, meinst du hier im Kriegstaumel würden sie das nicht mehr?"

„Das magst du als Comthur besser wissen, meine Kenntniß reicht so weit nicht. Mich will nur bedünken, unser edler Pilier ist hier nicht unabhängig, wie in Frankreich, er steht unter den Oberen!"

„Die Oberen! Haha, was schwatzest du da! Der ist allein thatsächlich der Oberste Aller, der den kühnsten Geist, das schärfste Schwert in die Waage zu werfen hat, und wer —

„Ist der Groß-Baillie Friedrich von Zollern kein Oberer?" —

Tancred zuckte. „A ja! Er hat die sogenannte innere Religion in der Hand, die theologische Philosophie der Brüder. — Sie mag sehr schön sein, wenn man alt geworden. Kehre dich nicht an Würden und Rituale, sondern glaube mir, wer klug und dreist zu rechter Zeit zugreift, hat die Macht. In der Brüderschaft ist's eben wie überall in der Welt."

„Dafür lohnte es auch wahrhaftig noch Kreuz und Mantel zu nehmen, theure Eide zu leisten und mit dem Halbmond zu katzbalgen!"

„Du Thor, es lohnt, wenn man das Ziel des Ordens in seinem vollen Glanz in's Auge faßt, den ganzen Orient zu besiegen, die ewigen Palmenhaine von Bagdad bis Cairo sein zu nennen, in den geheimnißvollen Tiefen Asiens alle Schätze der Welt zu erobern! Für den Novizen, den jungen Ritter sind Gelübde, sind Pönitenzen da, der Unabhängigkeit und Kriegszucht wegen, für den gereiften Ritter nicht, und wenn er schon seinen Genüssen still nachgeht, ist er beim Waffenwerk doch immer der Erste!" —

„Diese Grundsätze magst du selbst vertreten, ich weiß, daß ich wenig Lust habe, auf so schwanker Brücke dir zu folgen. Meiner Verschwiegenheit bist du sicher, denn ich bin dir Dank schuldig, will durch dich und deinen Onkel emporsteigen im Orden. Dir nachzuahmen hab ich wenig Lust. Wähle ein ander Gespräch!" Vendatour setzte sein Pferd in Trab, um die Unterhaltung zu hindern.

„Hebe dich, Satanas," lachte Tancred und summte ein altes Chanson trouveres:

„Sonnenschein der schönsten Augen
Leuchte mir um Mitternacht." —

So näherten sie sich dem letzten schroff abfallenden Felshange, an den sich Knidus lehnte.

„Die Schiffe sind noch dahinten. Wir haben fast zwei Stunden zu warten, ehe an Aufbruch zu denken ist!" sagte Vendatour.

„Wohl möglich, die Fluth um Symia scheint zu stark zu sein. Es ist überdem nun gleich. Ehe die Feste ganz umlegt ist, kommt doch der Mittag. — Da sieh die schönen Ruinen, Agathon, ganz unterm Felshang und Laube versteckt!" —

„Wahrhaftig! Eine alte Wasserleitung! Was mag das sonderbare Gebäude nebenbei bezweckt haben?"

„Laß uns hinreiten, müssen wir doch auf Alles ein Auge haben. Sieh zu, daß du Schwert und Kolben nicht weit hast!"

Sie bogen links ab nach der bezeichneten, etwas abgelegenen Stelle. — Die Hügelung stieg südlich in drei unregelmäßigen, oft verworfenen Felsterrassen zur Küste herab, deren beide untere Plateaus am geräumigsten waren und die Anlage einer Stadt erleichterten, besonders da der Strand hier einen kleinen Golf bildete. An dem von Tancred erwähnten Ort war der Abfall des Gebirges steiler, zerklüfteter und bildete einen schluchtartig tiefen Einschnitt, aus dem der marmorne Aquaduct, von Busch- und Baumwerk fast verdeckt, heraustrat und vormals ohne Zweifel die oberhalb gelegene Quelle hinab zur Stadt geführt hatte. Das herrliche Bauwerk war wohl bei dem Untergange der alten griechischen Kolonialstadt zerstört worden, denn von seinen zierlichen Bogen standen nur noch drei, und die Ungläubigen hatten dieselben mit einem runden Thurm in Verbindung gesetzt, an den sich noch ein sehr ruinenhaftes, unförmliches, maurisches Gebäude mit einigen regellosen kleinen Fenstern anschloß, dessen Bestimmung schwer anzugeben war und welchem sich zu nähern die undurchdringlich wilde Vegetation höchst beschwerlich machte.

„Der runde Thurm ist sicher eine Cysterne," sagte Tankred, „aber das angebaute, maurische Nest dort im Winkel sieht wie ein Raubversteck aus. Dazu die Entfernung der Stadt, das vorspringende Gefels, das Walddunkel und die tiefe Einsamkeit ringsum! — Wir müssen doch nachsehn!" —

Die Ritter drängten ihre Rosse durch die Büsche, um möglichst nahe zu kommen, aber die Dornen der Rosen, die Stacheln von Kakteen und Mimosen, Ranken von Wein, Kürbissen und netzartige Kletterpflanzen geboten nach einer Weile Halt.

„Wir müssen die Pferde zurücklassen, sonst kommen wir nicht hindurch!" sagte Vendatour. — Sie saßen ab, banden die Thiere an eine Tamarinde, und indem sie mit den Schwertern Bahn hieben, standen sie bald vor dem Bauwerk!

„Es ist augenscheinlich verfallen und — außer von Schakalen oder Seeraben — schwerlich in letzten Zeiten bewohnt gewesen. Laß uns die Thür suchen, Agathon!" —

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum im Ordenshause.

(Von George Hesekiel.)

Ein Vierteljahrhundert fast ist in's Land gegangen seit jenem lieblichen Maimorgen, jenem Sonnabend vor den heiligen Pfingsten, an welchem zwei hallische Studenten sich auf dem alterthümlich schönen Marktplatz der hochberühmten Stadt des attischen und des veritabeln Salzes trafen und sich von Weitem schon mit munterm Gruße zuriefen: „Wir gehen doch einen Weg?"

Die beiden Studenten waren hübsche junge Menschen, schlanke, aber kräftige Gestalten, mit großen blauen Augen und lächerlich kleinen blauen Sammetmützchen auf dem blonden Haar; sie sahen sich ähnlich wie Brüder, waren aber doch nur Vettern und schlenderten, nachdem sie sich unter die Arme gefaßt, wie es damals die jungen Leute noch gerne thaten, lachend und plaudernd durch das Marktgewühl der Verkäuferinnen, am Löwenbrunnen und am Roland vorüber, zwischen dem rothen Thurm und den

Hausmannsthürmen hindurch und bogen bei dem Gasthof zur Stadt Zürich in eine von den vielen krummen Straßen der alten Stadt ein.

Heute war auch die Klausstraße belebt. Vor den meisten Thüren, die schon lieblich mit dem zarten Grün der Birke, mit Pfingstmaien, geschmückt waren, standen die Wagen der zur Stadt gekommenen Marktleute; durch der Stimmen Gewirr klang Pferdegewieher und Peitschenknall, und das Klingen der Messingschellen an den hohen Kumten der Geschirre wurde von dem Gelächter der Mädchen und der jungen Burschen, die sich neckten, also auch liebten, lustig begleitet; aus den Hausfluren, die mit Bolus frisch geröthet, oder mit feinem weißen Sand bestreut waren, drang der appetitliche Geruch von frischgebacknem Festkuchen, und von Links herüber klang das festliche Geläut der alten Glocken vdn Sanct Moritz.

Es ist ein köstlich Ding um so einen sonnigen Pfingstsonnabendmorgen in der guten Stadt Halle — es ist da Alles festlich, und selbst die alte Klausstraße, die sonst noch brauner und dunkler anzuschauen, als die andern Straßen, weil über die hohe Brücke, die Schieferbrücke und die Klausbrücke die mit Braunkohle beladenen Wagen in langen Reihen hereinziehen, hat ein munteres und festliches Aussehen an einem solchen Morgen.

Die beiden Studenten hatten Auge und Sinn offen für solche Umgebungen, sie lachten mit, wo sie lachen hörten, wenn sie auch nicht wußten, warum gelacht wurde; sie freuten sich jugendlich an Allem was sie sahen und hörten, und erst als sie die dick mit Braunkohlenstaub bestreute Klausbrücke betraten und über die niedrigen steinernen Geländer in die stillen dunklen Wasser der Saale hinabblickten, lenkte sich ihr Gespräch wieder auf das Ziel ihres Weges.

„Ich bin neugierig, wie sich Witzleben in der Uniform ausnimmt, Vetter!" begann der Eine.

„Er ist gewiß ein prächtiger Offizier!" antwortete der Andere, „wäre es gestern nicht schon zu spät gewesen, beim Zeus! ich wäre noch herausgelaufen, als ich Kisting's Zettel gelesen!"

„Ich war auch schon auf dem Sprunge," rief der Erste, „aber," setzte er lachend hinzu, „wo wären die Leute zu finden gewesen? denn zu Hause sind die Beiden sicher nicht geblieben. Ich freue mich sehr auf Witzleben; wir haben seit Tertia immer zusammengehalten, Kisting, Witzleben und ich, und du wärest im Bunde der Vierte gewesen, Hans, du warst uns nur gar zu fleißig und ordentlich, weißt du?"

„Nun, ich dächte," meinte Hans lächelnd, „ich wäre bei euren Hauptgeschichten dabei gewesen und hätte euch niemals im Stiche gelassen, lieber Theres!"

„Ja, ja," rief Theresius, den Vetter freundlich und mit einer Art von Achtung anblickend, „du bist immer derselbe gewesen wie heute, du machtest unsere Suiten mit, wenn dir nicht gerade ein Buch im Kopfe steckte, dann aber bliebst du sicher weg, sowie du vorgestern die köstliche Spritzfahrt nach dem Petersberg nicht mitmachtest, nur um dein Colleg bei Leo nicht zu schwänzen; die Andern konnten's gar nicht begreifen, ich aber wußte gleich, daß alles Zureden vergeblich sei, denn du warst in Quarta auf der Klosterschule schon so!"

„Ich interessire mich lebhaft für Beowulf. Denke doch ein Heldengedicht aus dem achten Jahrhundert!" sagte Hans ruhig.

„Nun freilich," lachte Theresius, „wenn das Ding so alt ist, dann begreife ich deinen Eifer. Je älter etwas ist, desto mehr liebst du's, wir kennen das schon!"

„Ich denke den Beowulf zu übersetzen, Vetter!" bemerkte Hans, wenn auch nicht anspruchsvoll, so doch mit einer gewissen Wichtigkeit.

„Gratulire," fuhr der Vetter heiter fort, „Leo wird bald einen Nebenbuhler in dir fürchten!"

„Mein trefflicher Meister Leo," entgegnete Hans ernsthaft, „braucht keinen Nebenbuhler zu fürchten!"

„Du brauchst dich ja gar nicht zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen!" lachte Theresius. „Doch da sind wir!" —

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Der Schwan in Sage und Leben. Eine Abhandlung von Paulus Cassel, Königl. Professor u. s. w. Berlin 1861. Verlag von L. Rauh.

Vorliegendes Schriftchen eröffnet ein größeres, der Zukunft vorbehaltenes Werk des Verfassers, Hierozoicon benannt, das sich die Aufgabe stellt: Die Thierwelt, welche in der heiligen Schrift, der Legende und Sage eine mächtige, symbolische Rolle spielt, eingehender Betrachtung zu unterziehn; und der Schwan, der Sänger des eignen Todtenhymnus, ist das erste Bild, welches er vor uns aufrollt. Daß die bekannte Bedeutsamkeit Cassel's als philologischer, theologischer und archeologischer Forscher, seine wahrhaft encyklopädische Kenntniß sämmtlicher alten und orientalischen Sprachen sich hier wiederum glänzend bewähren, nimmt uns nicht Wunder. Bei bei dem Werke aber die höchste Anerkennung verdient, ja diese Unternehmung zu einem schriftstellerischen Kunstwerk erhebt, ist die tiefe poetische und religiös-humane Weise mit der er uns die vielfarbige Bedeutsamkeit des Schwans in der Geschichte der Symbolik vorführt. Eine eminente Erkenntniß zu besitzen ist gewiß schön, aber diese Erkenntniß mit Geist und Liebenswürdigkeit zu verwenden, gemeinnützig zu machen, uns mit Herz und Hirn gefangen zu nehmen und so zu belehren, daß wir es erst empfinden, wenn wir belehrt sind, das macht den Gelehrten zum Dichter, zum wahren Priester des heiligen Geistes.

Jedem Geschichtsforscher, Archeologen, jedem Dichter und Künstler können wir dies Werk nicht genug ans Herz legen, weil er eine Fülle von Studien und Anschauungen darin findet, die ihm sicher neu sind. Das große Publikum aber wird mit Vergnügen erkennen, wie fruchtbar tiefes Wissen ist, wenn das Herz es mit Poesie durchglüht und sein Dollmetscher wird für die ganze Welt. Wir sind zugleich stolz, den Verfasser zu den Mitarbeitern unsres Ordensorgans zählen zu dürfen.

A. E. Brachvogel.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bed) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 47. **Berlin, den 20. November 1861.** **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. October 1861	39		
	Zugang pro October	9		
		48		
	Abgang " "	5		
	Bleibt Bestand	43	43	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. October 1861	41		
	Zugang pro October	13		
		54		
	Abgang " "	14		
	Bleibt Bestand	40	40	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. October 1861	8		
	Zugang pro October	11		
		19		
	Abgang " "	8		
	Bleibt Bestand	11	11	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. October 1861	19		
	Zugang pro October	3		
		22		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	18	18	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. October 1861	9		
	Zugang pro October	13		
		22		
	Abgang " "	15		
	Bleibt Bestand	7	7	20
6.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. October 1861	31		
	Zugang pro October	11		
		42		
	Abgang " "	8		
	Bleibt Bestand	34	34	50
7.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. October 1861	1		
	Zugang pro October	4		
		5		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	2	2	8

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1861 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag	—	155	239
8.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. October 1861	4		
	Zugang pro October	3		
		7		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	5	5	8
9.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. October 1861	3		
	Zugang pro October	1		
		4		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	3	3	8
10.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. October 1861	1		
	Zugang pro October	2		
		3		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	2	2	8
11.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. October 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
12.	**Altena:**			
	Bestand am 1. October 1861	11		
	Zugang pro October	8		
		19		
	Abgang " "	13		
	Bleibt Bestand	6	6	34
	Zusammen	—	189	315
	Am 1. October c. waren vorhanden	—	185	315
	Die Krankenzahl hat mithin bis zum 1. Novbr. zugenommen um	—	4	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro October beträgt	—	74	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	9		
	b) als geheilt entlassen	55		
	c) " ungeheilt entlassen	10		
	wie vor	74	—	—

Krankenhaus zu Saïda. In demselben waren am 1. September c. Bestand . . . . . 30 Kranke.
Im Laufe des Monats kamen hinzu . . 41 „
71 Kranke.
Davon wurden entlassen . . . . . 47 „
Bestand am 1 October 24 Kranke.
Von den in Abgang gebrachten 47 Kranken sind:

a) gestorben . . . 2
b) geheilt 20
c) gebessert . . . 11
d) fortgelaufen . . 10
e) fortgelaufen in der Besserung . . . 4
wie vor 47.

Die Neuaufgenommen waren sämmtlich aus Saïda und Umgegend, davon: Christen 23
Metawelis 6
Muhamedaner 12
41.

Die Gesammtzahl der bis zum 1. October 1861 in diesem Hause aufgenommenen Kranken beträgt: 340.

1. Constantin Christian Wilhelm Graf und Edler, Herr zur Lippe-Biesterfeld. Ehrenritter seit 1847. † zu Düsseldorf 8. October 1861.

2. Ferdinand von Grabowski, General-Lieutenant a. D. Ehrenritter seit 1830. † zu Bonn 10. November 1861.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Stendal.

Am 4. November c. ist das Johanniter-Krankenhaus zu Stendal durch den dortigen Superintendenten Borghardt, der auch die Seelsorge in demselben übernehmen wird, feierlich eingeweiht und durch die gleichzeitige Aufnahme eines Kranken eröffnet worden.

Die Pflege ist zweien Diakonissinnen aus dem Diakonissen-Mutterhause Bethanien zu Berlin, welche die Frau Oberin nach Stendal geleitet hatte, und die vom Pastor Schultz eingeführt wurden, übertragen worden.

Das Haus enthält 20 Betten und verdankt sein Entstehen dem Communal-Landtage der Altmark, so wie den dort wohnenden Johanniter-Rittern. Die Brandenburgische Provinzial-Genossenschaft des Ordens hat zur Gründung ein Kapital von 1000 Thlrn. hergegeben und wird zu den Unterhaltungskosten jährlich 500 Thlr. beitragen, während vom Ordens-Kapitel zum Bau eine Beihülfe von 4000 Thlrn. aus der Balley-Kasse gewährt worden ist.

Die specielle obere Leitung der Anstalt hat der Rechtsritter: Landrath a. D. von Kröcher auf Vinzelberg übernommen.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Sie gingen rund um das ganze Gemäuer, ohne den Eingang zu sehen. Dicht bei einem vorspringenden Felsblock endlich und kaum gangbar, wenn man das Gestrüpp auseinander bog, entdeckte Vendatour eine kleine, niedrige Thür. Sie zwängten sich mühsam hinein. — Das Innere bestand aus mehreren maurischen Gemächern, deren Decken eingefallen waren. Eins davon, das hinterste, sehr klein und ziemlich dunkel, das eine starke Thür ohne Verschluß hatte, war mit einiger Sorgfalt erhalten, und ein flaches, kleines Bassin, welches durch eine ziemlich große bogenfensterartige Oeffnung Zufluß, durch eine Seitenrinne am Boden Abzug erhielt, stand mit der daranstoßenden Cisterne und dem Aquadukt in Verbindung.

Tancred blieb gedankenvoll stehn. — In ihm kämpfte zweifellos ein Ungewöhnliches.

„Nun, was hast Du, hochweiser Komthur? Macht dich ein solcher Aufenthalt für Vampyre und Eulen melancholisch? Komm fort. Es ist weiter nichts, und wir vertändeln die Zeit!“ —

Sie verließen den Ort. Tancred verwahrte beide Thüren sorgfältig. Dann eilten Beide in ganz eigenthümlicher Unruhe zu den Pferden, saßen auf und ritten rasch nach Knidus hinab. — Nachdem sie dort Tessaires Nachrichten empfangen, der ihnen anzeigte, die Schiffe würden in einer halben Stunde längstens heran sein, wogegen sie Piombes Befehle hinterließen, eilten sie an der Linie entlang zurück, recognoscirten die feindliche Insel, auf der Alles vom ersten Strauß erschöpft schien, und traten, die scharfe Kante des Kaps zu vermeiden, auf einem kürzeren Hügelweg, von dem das Kriegstheater zu überschauen war, den Rückweg an.

„Du hast einen Plan gefaßt,“ begann Vendatour, als sie langsamer ritten, leise, „einen gewagten Plan, Tancred; ich sehe, wie's in Dir arbeitet. So weit ich Dich kenne, lässest du Dich auch nicht abhalten. Was Du vorhast, will ich nicht wissen, erring's, wenn Du kannst, und genieß es, wie Du magst, aber laß Dir noch einmal in's Gedächtniß rufen, daß Entdeckung und Schande Eins ist, und Angesichts des Ordens Dein Oheim schwerlich Macht und selbst Lust genug haben möchte, dich in Schutz zu nehmen!“ —

„Du bist völlig ein Narr, Vendatour!“ fuhr Tancred hastig auf. Nach einer Weile fragte er kalt: „Wenn ein Sarazenennest gestürmt wird, plündert man nicht, macht man nicht Beute?“—

„Gewiß, das ist Kriegsrecht. Die Beute aber gehört dem Orden!“

„Ich aber bin ein Glied desselben, und Gott sei Dank, kein geringes. Da man sich aber im Getümmel die Beute nicht aussuchen kann, greift man, was man findet, sollte es auch nur die Banou Bedour oder sonst ein schwarzäugig Weib des Soldans sein. Man kann seinen Schatz immerhin unter einer Form hierherbringen, und da jedenfalls Karien, besonders das gutgelegene Knidos nach dem Siege wie Pyskos besetzt bleiben muß, kann ich die Station dieses Platzes leicht durch den Oheim für mich er-

langen. Giebt es etwas Gefahrloseres? — Merkt man indeß Unrath, setzt man in einer mondhellen Nacht das Wild aus und läßt es laufen! Pah, wer frägt nach einem Weibe nach dem Siege!" —

„Du hast mich immer als verschwiegenen Freund gekannt," versetzte Agathon sehr ernst „ich werde es ferner sein, selbst auf Kosten meines Gelübdes, verlaß Dich auf mein adlig Wort. Eben so sicher aber verlaß Dich auch, daß ich in dieser Sache mich von Dir fern halte. Eine Ahnung sagt mir, Du ziehst den Kürzeren. Thu', was Du nicht lassen willst!" —

„Ahnungen? Haha, ein Mann im Panzer hat Ahnungen! Gut mein mattherziger, ahnungsvoller Bruder, gut! Wenn Du mir aber dann einmal in Knidos Deinen Besuch angedeihen lässest und —

„Holla!" rief Agathon, „das erste Fahrzeug, sieh doch, naht der Spitze! Laß uns reiten, Komthur, sonst wirst Du eine sehr derbe Zurechtweisung für Deine Verzögerung empfangen!"

Sie setzten die Pferde in Schweiß, den Strand zu gewinnen, alarmirten die Vorhut, welche sofort ihre Linien zusammenzog, und begaben sich eiligst zu Piombes, der schon seine Kolonnen formirte und nach Empfang des Berichts befahl, Tancred möge sich sofort zum Uebersetzen nach der Insel fertig halten.

Während die Zunge Frankreich sich zum Kampf bereitete, nur in Knidos und bei den Pferden noch Posten blieben, kamen die Transportschiffe um das südliche Horn, drangen rasch in den Kanal, welcher den Ilderymshafen von Kos trennte, und legten bei. Dies war der Augenblick, den allgemeinen Kampf zu beginnen.

Auf den Wink des Großhospitaliters ertönten die Trompeten Frankreichs längs der Küste. Darauf trat tiefe Stille ein. Die Trompeten der anderen Zungen, welche bereits die Seeseiten der Insel besetzt hatten, antworteten, und das tosende Geschrei „St. Johann, St. Johann!" verkündete den allgemeinen Angriff.

Bei Piombes Signal hatte Tancred mit Windeseile das mittlere Schiff mit den Seinen besetzt; Vendatour war bei ihm. Ein paar Minuten später brausten sie in den feindlichen Hafen und stürzten mit dem blanken Schwert an's Land, sofort eine lange Linie bildend, die sich rechts bis zu den Arragoniern erstreckte, links aber von dem andern Molo durch einen Thurm der Feste abgeschnitten wurde, der, vorgeschoben, in's Wasser ragte, und eine Wasserpforte zum Ausfall hatte. Von diesem nächsten Werke wurden sie mit vergifteten Pfeilen begrüßt, die indeß klirrend von den Schienen prallten.

Da Piombes den Neffen das Land erreichen sah, gab er das andere Signal, und die ganze Zunge eilte zu den Galeeren, welche sie rasch an die feindliche Küste brachten. Dort ordneten sie sich, Tancreds Vorhut wurde eingezogen, und die Schiffssoldaten wie Matrosen eilten mit Leitern, Haken, Schirmdächern und Belagerungsgeräthen an die Mauern. Der Sturm begann auch hier, so daß die Sarazenen auf allen Punkten in Athem kamen.

Diesen ersten Angriff, so hartnäckig und wild er auch war, schlug Selim glücklich ab, und trotz vierstündigen Kampfes konnte der Orden sich keines neuen Vortheils rühmen. Um sechs Uhr Abends blies man zur Waffenruhe und Piombes ward zum engern Rath des Convents (zum Kriegsrath) berufen, der nur aus den 12 Pilliers bestand. Ehe der Großhospitaliter auf seine Galeere stieg, hielt ihn Tancred fest.

„Verzeih', geliebter Ohm, wenn ich Dich mit einem Gedanken belästige. Sieh dort das Wasserthor, seine Pforte scheint nur aus Holz mit Eisen beschlagen. Wenn man sie anzündete, wäre das nicht ein Mittel, vorzudringen, besonders wenn auf der andern Seite ein Angriff gemacht wird?"

„Nicht übel, Neffe, nicht übel! Triff deine Vorbereitung. Kapitän Luigi richtet die Schiffe nach Comthur Piombes' Ansicht her, doch kein Angriff erfolgt, eh' ich zurück bin, Selim müßte denn des Teufels sein und einen Ausfall wagen!" damit bestieg er das Schiff und begab sich zum Großmeister. —

Der Zustand im Innern der Festung hatte sich bisher in Nichts geändert, weder in Abnahme der Besatzung noch der Lebensmittel, abgerechnet die Vorräthe, welche Assaf für sich embarquirt hatte, und die nun mit den Transportschiffen verbrannt waren. Das Lärmen und die Verwirrung der vorigen Nacht hatten aufgehört, man hatte nun die Stoa des Kampfes. Selim war mit der Sicherheit des erfahrenen Kriegers bemüht gewesen, seine Massen zweckmäßig zu vertheilen. Ruhe und Ordnung hatte die Leute erfüllt, dazu aber ein düstrer, feierlicher Ernst, eine ahnungsvolle Traurigkeit. Sie wußten, daß sie von keiner äußeren Hülfe etwas zu hoffen hatten, man in Stambul und Bayruth nicht einmal wissen möge, sie seien bedrängt. Weder aus dem unfernen Milet noch weniger von Smyrna war Zuzug zu erwarten; diese Besatzungen waren eben nur stark genug, ihre eigenen Plätze zu behaupten. Mochten sie also noch so lange kämpfen, die Insel fiel doch. —

Am düstersten, traurigsten war wohl das Herz Selims. Zwar den Pillier von Brancas hatte er erschlagen, aber weder die Mongolen retten, noch die Landung des Ordens verhindern können. An eine so rasche Vernichtung von Assads Schaaren hatte er nicht geglaubt und machte sich bittre Vorwürfe, ihnen nicht rechtzeitig die Thore geöffnet zu haben. Dies waren seine Gefühle, als er die Feste vom Feinde umringt sah. Sein Bestreben konnte jetzt nur noch sein, auf die Dauer seines Proviants, die Wachsamkeit und Treue seiner Leute gestützt, durch Ausfälle den Feind zu schwächen und hinzuhalten, bis man vielleicht in Stambul sich doch ermannte und der Sache Mahomeds vor der Herrschsucht den Vorzug geben mochte. Des Feindes Blöße zu entdecken, saß er auf dem Thurm der Citadelle, Oglu, Ibrahim und Baba-Khan, seinen Liebling, bei sich, und sah stumm den Vorbereitungen des Feindes zu. Da fiel ihm der gefangene Grieche ein.

„Habt ihr den Stummen im Außenthurme gut verwahrt, Sklaven?"

„Ja, Herr!"

„Bringt ihn her! Seid freundlich zu ihm, denn er kann uns nützen!"

Die Sklaven verneigten sich und gingen hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum im Ordenshause.

(Von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

Die beiden Vettern standen vor einem stattlichen Hause, zu dessen flachen Thürbogen, unter welchem zwei steinerne, aber jetzt stark mit Braunkohlenstaub geschwärzte Sitze angebracht waren, drei bis vier breite Stufen hinaufführten; eine Klingel begann schallend zu läuten, als Theresius die Thür öffnete und mit seinem Begleiter auf den weiten Hausflur trat, der so dunkel war, daß Keiner, der nicht mit der Gelegenheit des Orts vertraut, die schmale steinerne Treppe gefunden haben würde, die in einer entfernten Ecke angebracht war. Als die Studenten diese Treppe erstiegen hatten, traten sie auf einen hellen Vorsaal, dessen Dielen mit weißem Sand reinlich bestreut waren, in dem Augenblick aber, da sie die hölzerne Treppe zum zweiten Gestock hinaufsteigen wollten, öffnete sich eine Thür, an welcher eine stattliche Pfingstmaie prangte, aus dieser Thür aber trat ein junges Mädchen hervor. Es war so hübsch, daß die Studenten stehen blieben, ihre kleinen blauen Mützchen abzogen und tief grüßten. Hoch erröthend eilte die zierliche, schlanke Gestalt, den Gruß nur durch eine leichte Neigung des lockigen Köpfchens erwidernd, an den beiden Herrn vorüber und verschwand in einer offnen Gallerie, die um den Hof lief. Die Studenten blickten ihr nach, denn das Mädchen sah wirklich zu hübsch aus in ihrem hellen blau beblümten Sommerkleide, über welches im Nacken die langen braunen Locken fesselos niederflossen, mit ihren weißen Strümpfen, um welche die Schuhbänder gar zierlich ins Kreuz gebunden waren.

„Ist sie das?" fragte Hans, sich nach dem Vetter umwendend.

„Das ist Gustchen Kolbe, des reichen Strumpfwirkers, des Herrn Kirchenvorstehers Kolbe rosiges Töchterlein, die Flamme unseres Freundes Kisting!" antwortete Theresius.

„Sie ist reizend, aber ich habe ihre Augen nicht gesehen!" sagte Hans, die Treppe emporsteigend, deren Stufen unter seinen schweren Tritten knarrten.

„Laß dir's lieb sein, daß du diese Augen nicht gesehen hast" meinte der heitere Vetter „diese Augen, sie sind übrigens braun, haben dem armen Kerl, dem Kisting, schon manch' schlaflose Nacht gemacht!"

Hans antwortete nichts, er sang leise vor sich hin:

„toute a Vous, beau Tristan
beau Sire, chevalier!"

Was singst du, Alter?" fragte Theresius.

„Es ist aus einem alten französischen Liede, Theres" lautete die Antwort „aus dem zwölften Jahrhundert!

„Natürlich", spottete der Andere, „aus dem zwölften Jahrhundert, unter dem thust du's nun mal nicht, ich glaube, das vierzehnte oder fünfzehnte Jahrhundert sind dir schon zu neu und ganz despectirlich!"

„Oh! nein! mein Junge!" lachte der Geneckte „es giebt aus jener Zeit prächtige Sachen!"

„Wirklich", rief Theresius scherzend, den Erstaunten spielend, „das ist mir lieb zu hören, ich bin dir ordentlich dankbar dafür. Ich danke dir im Namen des ganzen vierzehnten Jahrhunderts, Hans!"

„Hier habt ihr uns!" rief Hans und öffnete ohne Anzuklopfen rasch die erste Thür auf dem obern Flur, die übrigens auch nicht des Schmucks der Pfingstmaie ermangelte.

Sie traten in ein helles, niedriges aber weites Gemach, in welchem zwei junge Leute in Morgensonnenschein und Tabaksqualm am offnen Fenster saßen. Einer von diesen jungen Leuten, ein frischer, wenn auch nicht hübscher Junge, mit einem kleinen blonden Schnurbart, sprang sofort auf, warf die lange Pfeife hastig von sich und umarmte die beiden Vettern mit jugendlichem Ungestüm.

Rasche Worte wurden gewechselt, Fragen und Antworten kreuzten sich; alte Späße von der Klosterschule her wurden unwillkürlich laut, Gelächter folgte, und die Freude des Wiedersehens wurde erst dann etwas ruhiger, als der gastfreie Wirth, der Studiosus Justus Alexander Kisting, ein wackerer Theolog, die Gäste mit frisch gestopften Pfeifen versehen hatte und sie nun alle Viere, verkehrt auf den Stühlen reitend, die Hände und Köpfe auf die Stuhllehnen gestützt, unter dem Fenster Platz genommen hatten, eifrig bemüht, die blauen Wolken des Varinas, von Ermeler am Markt, mit der hereinwehenden Frühlingsluft zu mischen.

Kisting hatte eine sehr hübsche Stube; in der einen Ecke stand das Pult auf vier unglaublich dünnen Beinchen, die niedergelegte Klappe mit Heften, Papieren und Büchern bedeckt, das Bücherbord darüber trug die Bibliothek auf zwei nicht ganz gefüllten Brettern; in der andern Ecke stand ein Meubel, welches auf den Namen Sopha nicht ganz gerechtfertigte Ansprüche erhob, jetzt aber bereitwillig die Uniformstücke des Gastes, des Herrn Lieutenants Dietrich von Witzleben trug. In der dritten Ecke machte sich ein Kleiderschrank breit, den drei Studentengarderoben nicht gefüllt haben würden, und in dessen Mitte ein schwarzer Frack gar traurig und einsam hing, wie man durch die offnen Thüren sehen konnte, während der Rest der Kisting'schen Garderobe sich auf einen Stuhl an der Thür blähete und sich in den blank gewichsten Stiefeln daneben spiegelte. Ein großer, viereckiger Tisch in der Mitte des Gemachs, auf welchem Kannen, Tassen, Gläser, Flaschen und Leuchter mit Sporen, Rappieren, Stulphandschuhen, Mützen und Tanzschuhen ein buntes Stillleben bildeten, wäre das Hauptstück der Ausstattung gewesen, ohne das „Pfeifensystem", d. h. ohne die Gallerie von Pfeifen aller Art an der Hauptwand des Gemachs.

Nach kurzem Gespräch der vier ehemaligen Schulgenossen rief Theresius, der Aeltere der beiden Vettern, plötzlich erstaunt: „Aber, was habt ihr denn? Der Herr Lieutenant von Witzleben und der Herr Studiosus Kisting geruhen sehr bleich auszusehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.
Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Beck) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 48. Berlin, den 27. November 1861. Nr. 48.

Nobilitas est hominis generosus animus.

„Der Adel ist des Menschen edelgesinntes Gemüth"; dieser Ausspruch bildet die Aufschrift der Vorderseite einer i. J. 1529 geprägten Schaumünze. Die andere Seite zeigt im Profil das Brustbild Balthasars von Frundsberg; ein stattlicher, 23jähriger Ritter in einer prächtigen, geblümten Schaube. Das ganz kurz geschnittene Haupthaar ist bedeckt mit einem Baret, das zur linken Seite mit 6 in 2 Reihen herabhängenden Federn geziert ist. Auf der Brust sieht man ein dreieckiges Kleinod an einer goldenen Halskette.

Balthasar von Frundsberg ist der letzte Sproß eines hochberühmten, altadeligen, echt deutschen Geschlechts, dritter und jüngster Sohn des großen Kriegs-Obersten Georg. Er wurde geboren 1506, starb unverehelicht 1531. (Schon 1167 gab es nachweisbar edle Frundsbergs). Georg versetzte freudig 1526 seine freie Reichsherrschaft Mindelheim in Schwaben, um dem Kaiser 12,000 Fußknechte zum italienischen Krieg anwerben zu können. Trotz seines großen Besitzes und seiner kriegerischen Verdienste strebte Georg von Frundsberg weder nach dem Grafentitel, noch zierte er sein Wappen durch irgend ein Merkmal der Eitelkeit. Ein Graf konnte nicht sobald ein „Frundsberg" werden, als Frundsberg hätte in den Grafenstand gelangen können, wenn ihm danach gelüstet hätte. In seine Hände gelangten die silbernen Regiments- und Hoheitszeichen der mit Sturm eroberten Stadt Genua: Scepter, Schlüssel, ein künstlicher Compaß und die Hauptflagge. Mit eigener Hand entriß er bei Pavia dem Hofmarschall König Franz des Ersten von Frankreich das Schwert, welches dieser seinem Herrn voranzutragen pflegte.

Mit dem alten, edlen Namen soll sich der alte, edle Sinn forterben (Horatius Lib. IV. Od. 4, v. 25). Mit der Pflicht, nach wahrer Ehre und echtem Ruhm zu trachten, muß sich Bescheidenheit und Demuth verbinden. So handelte Georg, so dachte Balthasar von Frundsberg; er ließ es auf die Münze prägen, die er dem Andenken seines erlöschenden Geschlechts widmet, kurz und bündig. Der Adel besteht in einem edlen Gemüth.

Edelmuth und tugendhafter Sinn muß Vater und Mutter des Adeligen sein (s. Turnier-Gesetze in Closen Orat. de Equiriis Germanor. vett. p. 7). — Das deutsche Wort: „Adel" stammt ab von dem alten gothischen Wort „Atta", welches „Vater" bedeutet. Adel heißt also: „väterliches Geschlecht". Daher entstand der Name Atalarich, demjenigen beigelegt, welcher an Vätern reich war (der viele vornehme Väter hatte), so wie das Beiwort „attalich" oder, wie es später ausgesprochen wurde, „adelich", welches „dem Vater gleich" bedeutet. (Die Sylbe „lich" ist dasselbe wie „gleich", z. B. männlich). Das angelsächsische Wort „Aethel" (Edel) ist ebenfalls von „Atta" abzuleiten, und bezeichnet einen Solchen, der einen vornehmen Vater hat. Diese Wörter und Namen haben mit Ursprung und Beschaffenheit der Sache eine ganz genaue und richtige Uebereinstimmung. Diejenigen, welche sich um das allgemeine Beste des Vaterlandes durch Tapferkeit, kluge Pläne, Treue und andere Tugenden wohlverdient gemacht hatten, wurden von ihren Mitbürgern von jeher aus dankbarer Erkenntlichkeit vorzüglicher Ehren und Würden werth geschätzt. Büßten sie in rühmlichem Streben das Leben ein, so übertrug sich auf Kind und Kindeskinder der Dank des Volkes. Noch über das Leben geht die Ehre. Von dem solchergestalt Ausgezeichneten hoffte man Proben der sich fortpflanzenden väterlichen Tugend. Edel oder adelig sein heißt demnach: von einem mit besonderen Ehren und Vorzügen begabten Manne abstammen und Neigung besitzen, demselben an vortrefflichen Gemüthseigenschaften sich gleichförmig zu bezeigen. Die Ahnenprobe erinnerte die Edelleute, in löblichem Verhalten sich ihrer Vorfahren zu entsinnen. Fehlt es dem Adel an fleißiger Nachahmung seiner rühmlichen Stammväter, so bestätigt sich eines edlen Römers (Severinus Boëthius) Ausspruch: Quam sit inane, quam futile nobilitatis nomen quis non videat? Quae si ad claritudinem refertur, aliena est. Videtur namque esse nobilitas quaedam de meritis veniens laus parentum. Quod si claritudinem praedicatio facit, illi sunt clari necesse est, qui praedicantur. Quare splenditum te, si tuam non habes, aliena claritudo non efficit. Quod si quid est in nobilitate bonum, id esse arbitror solum, est imposita nobilibus necessitudo videatur, ne a majorum virtute degenerent. Graf zur Lippe

Nekrolog.

Am 1. November dieses Jahres starb zu Natzdorf in Schlesien der General der Infanterie, General-Adjutant Seiner Majestät des Königs, Chef des 12. Husaren-Regiments, à la suite des 1. Garde-Regiments zu Fuß, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler in Brillanten, des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse, Groß-Comthur des Hohenzollernschen Haus-Ordens, Ritter des Johanniter- sowie der höchsten fremdherrlichen Orden, Anton Leopold Oldwig von Natzmer, geboren den 18. April 1782 auf Vellin in Pommern. Sein Vater war Oberst und Kommandant von Colberg und hatte unter Friedrich dem Großen, als Adjutant beim 1. Bataillon Leibgarde, den 7jährigen Krieg mitgemacht und sich hoher Gunst desselben zu erfreuen gehabt; seine Mutter war ebenfalls eine geborene von Natzmer.

1795, in seinem 13. Lebensjahre, wurde v. Natzmer zum Leibpagen Friedrich Wilhelm II. ernannt und gleich nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm III. Offizier im 1. Bataillon Leibgarde. Einige Jahre später schon nahm er an den Arbeiten des Generalstabes Theil und dann ernannte ihn der König zum Adjutanten bei dem vorgenannten Bataillon. In diesem Verhältniß stand er noch, als im Jahre 1806 der unglückliche Krieg gegen Napoleon ausbrach.

Der Schlacht bei Auerstädt und dem Gefechte bei Nordhausen wohnte v. Natzmer als Adjutant des Generals von Hirschfeld bei, welcher einen Theil der Arriere-Garde commandirte, mit dem er den ganzen Rückzug bis Prenzlau machte und dort auch mit ihm in Gefangenschaft gerieth. 1807 gehörte v. Natzmer zu den wenigen Offizieren, welche gegen gefangene französische Offiziere ausgewechselt wurden, und nach dem Tilsiter Frieden finden wir ihn, zum Hauptmann und Commandeur der Leib-Compagnie bei dem neuerrichteten Garde-Regiment ernannt, in Königsberg i. Pr. wieder. Im Jahre 1809 ernannte ihn Seine Majestät zu Allerhöchstseinem Flügel-Adjutanten und betraute ihn mit der Neuformirung des Garde-Füsilier-Bataillons, welches das jetzige Füsilier-Bataillon des 1. Garde-Regiments zu Fuß ist. 1810 avancirte v. Natzmer zum Major, wurde bei der Commission zur Ausarbeitung eines neuen Exercier-Reglements beschäftigt und erhielt vom Herrenmeister Prinzen Ferdinand von Preußen den Johanniter-Orden, ohne jedoch den Ritterschlag zu empfangen. Es war dies die letzte Verleihung des genannten Ordens vor der Aufhebung desselben am 23. Januar 1811.

Bei der Zusammenkunft mehrerer Monarchen mit dem Kaiser Napoleon in Dresden und beim Ausbruche des Krieges befand er sich im Gefolge des Königs von dem er zu vielfachen Sendungen gebraucht wurde. Die wichtigste, folgenreichste und zugleich gefährlichste war die in das russische Hauptquartier, als der General v. York die bekannte Convention von Tauroggen abgeschlossen und sich mit seinem Corps von den Franzosen getrennt hatte. Offiziell war ihm der Befehl geworden, York seiner Stelle zu entsetzen und dadurch gelang es ihm durch die französischen Vorposten nach dem russischen Lager zu kommen, wo er mit Jubel empfangen wurde, da man seine geheime Sendung an den Kaiser Alexander ahnte, die darin bestand, ein gemeinschaftliches Vorgehen Preußens mit Rußland gegen Napoleon zu verabreden. Ein kleines Zettelchen, eigenhändig von Sr. Majestät dem Könige geschrieben, dahin lautend: daß dem Ueberbringer vollkommen zu trauen und seinen Worten Glauben zu schenken sei, war Natzmers einzige Legitimation beim Kaiser von Rußland.

Wie glückliche Folgen diese wichtige Sendung hatte, ist durch die Geschichte genugsam bekannt, und es hat v. Natzmer seit dieser Zeit bei dem Kaiser Alexander immer ganz besonders in Gunst gestanden. Die Rückreise Natzmers war höchst gefahrvoll, da die Franzosen Nachricht von dem wahren Grunde seiner Sendung bekommen hatten und überall nach ihm fahndeten. Nur durch die treue Anhänglichkeit der Postmeister an ihr Vaterland, die ihn auf geheimen, manchmal großen Umwegen, beförderten, machte sein glückliches Durchkommen möglich. Im Hauptquartier bei York war er gar nicht gewesen, wenn schon dies vielfach behauptet wird.

Beim Ausbruche des glorreichen Krieges von 1813 wurde Natzmer in das Hauptquartier des Generals v. Kleist geschickt, um der Blokade von Wittenberg beizuwohnen. Als General v. York gegen den Vice-König von Italien marschirte und das Gefecht bei Danikau lieferte, folgte Natzmer demselben und blieb bei ihm bis zur Schlacht von Groß-Görschen. Von hier aus wurde ihm der Auftrag, bei der Person des Generals v. Blücher zu bleiben, mit dem er den Gefechten auf dem Rückzuge bis zur Elbe, der Schlacht bei Bautzen und dem Gefechte bei Hainau beigewohnt hat. Für die Schlacht bei Bautzen, in der er das Glück hatte, mehrere Aufträge zur Allerhöchsten Zufriedenheit auszuführen, erhielt er das Eiserne Kreuz II. Klasse.

Bei dem gleich darauf eintretenden Waffenstillstande war die dringende Angelegenheit des Preußischen Gouvernements, die noch in der Formation begriffene Landwehr recht schnell dem übrigen Heere schlagfertig anzureihen. Zu diesem Zwecke wurde dem General v. Gneisenau das Ober-Kommando der schlesischen Landwehr anvertraut, da er jedoch anderweitiger wichtigerer Geschäfte halber sich der speciellen Leitung dieses ihm gewordenen Auftrages nicht sogleich unterziehen konnte, so ward der kurz vorher zum Oberstlieutenant avancirte v. Natzmer als Königlicher Commissarius damit beauftragt. Die schlesische Landwehr, Infanterie und Kavallerie, wurde in Oberschlesien zwischen Neisse und Neustadt vereinigt und schritt in ihrer Ausbildung so rasch vor, daß sie nach vier Wochen der Armee zur Seite gestellt werden konnte.

Bei dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten blieb v. Natzmer im Gefolge seines Königs und wohnte folgenden Schlachten und Gefechten bei: den Schlachten bei Dresden, Culm, Leipzig, Brienne, Bar sur Aube, Arcis, La Fère Champenoise und Paris, den Gefechten: bei Colditz, Meissen, Bischofswerda, Görlitz, Hainau, Graupen, Poelnitz, Peterswaldau, Pirna, der Verennung von Dresden unter Tolstoy, dem Uebergange über den Rhein bei Mannheim ꝛc.

Nach der Schlacht bei Leipzig am 19. October Morgens, wurde v. Natzmer mit dem General v. Toll von dem Könige von Preußen und dem Kaiser von Rußland in die Stadt geschickt, um Unterhandlungen mit dem Könige von Sachsen anzuknüpfen, um die derselbe durch den Oberst v. Ryssel gebeten hatte. Während dieser Sendung wurde Leipzig von der Nord-Armee mit Sturm genommen. Die sächsischen Truppen, welche auf dem Marktplatze als Reserve standen, zeigten sich auf die Eröffnungen der beiden Abgesandten bereit, den siegreichen Fahnen der Alliirten zu folgen. Sie wurden von Natzmer nach dem Ramstedter-Thore geführt und so aufgestellt, daß sie die sich zurückziehenden französischen Truppen wirksam beschießen konnten. Für die Schlacht bei Leipzig, und besonders für die eben genannte, gefahrvolle und schwierige Sendung erhielt v. Natzmer das Eiserne Kreuz I. Klasse, den russischen St. Georgen-Orden IV. Klasse und avancirte zum Obersten.

In der Schlacht bei La Fère Champenoise bekam er vom Kaiser Alexander den höchst ehrenvollen Auftrag, sich an die Spitze der russischen Kavallerie zu setzen und sie in das Gefecht zu führen, was er so zur höchsten Zufriedenheit des Monarchen ausführte, daß dieser ihm auf dem Schlachtfelde den St. Wladimir-Orden III. Klasse umhing.

Nach dem Pariser Frieden begleitete v. Natzmer den König nach England und von dort über Paris und Neufchatel nach

Berlin zurück. Im Herbst 1814 erhielt er das Kommando der neuformirten Grenadier-Brigade (Regimenter Kaiser Alexander und Kaiser Franz) und wurde ihm das Jahr darauf, 1815, die gewiß seltene Ehre zu Theil, diese beiden Regimenter, an deren Spitze sich der Kaiser von Rußland und Oestreich als ihre Chefs mit gezogenem Degen gesetzt hatten, in Paris einzuführen.

Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde Natzmer zum Generalmajor befördert und mußte, da der kommandirende General, Herzog Carl von Mecklenburg, abwesend war, daß Garde- und Grenadier-Corps von Paris nach Berlin zurückführen. 1817 ging v. Natzmer mit dem Prinzen Wilhelm, Königl. Hoheit, des jetzt regierenden Königs Majestät, nach Petersburg und Moskau, wohin derselbe die Prinzeß Charlotte, Königl. Hoheit, zur Vermählung mit Sr. Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Nicolaus, nachherigem Kaiser, begleitete.

Bis 1820 blieb der jetzt Heimgegangene in dem Kommando der 2. Garde-Division, die aus der Grenadier-Brigade entstanden war und erhielt dann auf seinen Wunsch die 11. Division in Breslau. In demselben Jahre begleitete er Se. Majestät den Hochseligen König Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinzen zum Congresse nach Troppau, während er das Jahr darauf als Militair-Commissarius zur österreichischen Armee nach Italien in das Hauptquartier des Generals Frimont geschickt wurde, um dem Kriege gegen Neapel beizuwohnen.

Nach der Einnahme von Neapel ging Natzmer mit dem detachirten Corps des Generals Grafen von Walmoden nach Palermo und bereiste von da aus einen großen Theil der Insel Sicilien. Der König von Neapel verlieh ihm den St. Georgs-Orden Beider Sicilien 1. Klasse. Schon im Herbst desselben Jahres (1821) kehrte er nach Breslau zu seiner Division zurück.

Im Jahre 1822 begleitete v. Natzmer Se. Königl. Hoheit den Prinzen Wilhelm, unsern jetzt regierenden Allergnädigsten König, auf seiner Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, die bis zum Frühjahr 1823 währte.

1824 vermählte er sich zu Breslau mit der Freiin von Richthofen, mit der er bis zu seinem Lebensende in der glücklichsten Ehe lebte.

1825 wurde v. Natzmer Generallieutenant. Im Jahre 1827 verlor er die 11. und erhielt die 8. Division in Erfurt, in welchem Verhältniß ihm im Herbst desselben Jahres die ganz besondere und außerordentliche Ehre zu Theil wurde, als General, der immer bei der Infanterie gestanden hatte, von Sr. Majestät dem Könige mit dem Kommando des aus 12 Regimentern bestehenden, bei Berlin zusammengezogenen, Kavallerie-Corps betraut zu werden. Wie er diesen Auftrag zur größten Allerhöchsten Zufriedenheit ausführte und wie die ganze militärische Welt ihm Anerkennung zollte, davon zeugt Nr. 83 der Allgemeinen Militair-Zeitung des Jahres 1827. Bald nachher bewies des Königs Majestät ihm zu verschiedenen Malen durch Sendungen nach Cassel und Bonn in Angelegenheiten des Kurfürsten und der Kurfürstin von Hessen Allerhöchstsein unbegrenztes Vertrauen.

Nach der Juli-Revolution 1830 marschirte v. Natzmer mit seiner Division in Eilmärschen nach dem Rhein und blieb mit ihr in und um Cöln bis zum Jahre 1832 stehen, in welchem Jahre, und zwar im Monat März, die hohe Gnade des Königs ihn zum kommandirenden General des I. Armee-Corps berief, nachdem ihm einige Monate früher der Rothe Adler-Orden 1. Klasse verliehen worden war.

In diesem neuen Commando bewährte er wiederum bei jeder Gelegenheit das von Sr. Majestät in ihn gesetzte Vertrauen, sogleich bei der Uebernahme seines Corps, wo ihm der Auftrag wurde, die aus Polen übergetretene polnische Insurgenten-Armee, welche sich auf Discretion an Preußen ergeben hatte, aufzulösen, was er mit großer Umsicht ausführte.

Im Jahre 1834 hatte das Corps große Revue vor Sr. Majestät, wobei Allerhöchstderselbe ihn als Zeichen Seiner großen Zufriedenheit im Hinblick auf die vorzügliche Führung der Kavallerie im Jahre 1826 zum Chef des 12. Husaren-Regiments ernannte.

1835, nachdem v. Natzmer den Durchmarsch der russischen Truppen zu der mit preußischen Truppen gemeinschaftlichen Revue bei Kalisch geleitet, wohnte er dieser auf Allerhöchsten Befehl bei und ward mit dem Alexander-Newsky-Orden 1. Klasse decorirt, nachdem ihm von des Kaisers von Rußland Majestät schon einige Jahre vorher der Weiße Adler-Orden verliehen worden war.

1837 wurde v. Natzmer nach Kowno und von da nach Wosnesensk geschickt, um den verschiedenen Revuen der Kaiserlich Russischen Armee beizuwohnen. Bei Wosnesensk waren 42,000 Mann Kavallerie und ein Infanterie-Corps vereint, deren Evolutionen der Kaiser in eigener Person leitete. Hier erhielt v. Natzmer den Alexander-Newsky-Orden in Brillanten.

Von jetzt an kränkelte v. Natzmer viel, und er fand sich deshalb bewogen, im Jahre 1838 um seinen Abschied zu bitten, ein Gesuch, was Se. Majestät Anfangs gänzlich zurück wies, bei einer Wiederholung 1839 aber in soweit bewilligte, daß Allerhöchstderselbe ihn vom Kommando des I. Armee-Corps entband, dagegen aber zu Allerhöchstseinem General-Adjutanten und zum Mitgliede des Staats-Rathes ernannte.

Nach dem Tode Königs Friedrich Wilhelm III. Majestät glorreichen Andenkens sollte er die Thronbesteigung Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. in Paris notificiren, konnte aber wegen seines augenblicklich sehr leidenden Zustandes diese ehrenvolle Sendung nicht annehmen.

Bei Sr. Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm IV. behielt er ganz die alte Stellung als General-Adjutant und begleitete Allerhöchstdenselben zur Huldigung nach Königsberg, wo er noch in Anerkennung seiner früheren vorzüglichen Dienste als kommandirender General zum General der Infanterie ernannt und ihm der Hohe Orden vom Schwarzen Adler verliehen wurde.

1841 ward er als Commissarius des Deutschen Bundes mit der Inspicirung der Hannoverschen und Braunschweigischen Truppen beauftragt und begleitete 1842 Se. Majestät den König nach England zur Taufe des Prinzen von Wales.

Seitdem verhinderte ihn seine immer mehr zunehmende Kränklichkeit, weitere dienstliche Aufträge zu übernehmen, obgleich er bis zum Jahre 1848 allwinterlich in Berlin war und den Arbeiten des Staats-Rathes so viel ihm möglich seine Kräfte widmete.

Im Januar 1848 feierte v. Natzmer sein 50jähriges Dienstjubiläum, wobei Se. Majestät seine vielen dem Staate geleisteten Dienste durch Verleihung des Schwarzen Adler-Ordens in Brillanten ehrte.

Nach dem unglücklichen März bat er wiederholt um gänzliche Entlassung aus dem Dienst, was ihm auch diesmal gewährt wurde, da er jedoch zur Disposition gestellt ward, so finden wir ihn bis zu seinem Lebensende als General-Adjutanten und Chef des 12. Husaren-Regiments in den Listen der Armee.

Von da an zog er sich fast ganz auf sein im Jahre 1839 gekauftes Besitzthum Matzdorf bei Spiller in Schlesien zurück. Die ersten Jahre lebte er den Winter über in einer Stadt, die letzten Jahre jedoch verließ er Matzdorf gar nicht mehr und verschied dort, wie schon oben vermerkt, am 1. November Abends 9 Uhr in Folge eines Schlag-Anfalles und einer Lungen-Lähmung im 80. Lebensjahre.

Mit ihm ist in dem kurzen Zeitraum von 10 Monaten der 3. General-Adjutant und Ritter des Eisernen Kreuzes 1. Klasse dem Hochseligen Könige in die Gruft nachgefolgt!

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Hohenlohe hatte begreiflicherweise den Rest der Nacht schlaflos und in heftiger Unruhe verbracht, die neue Sonne endlich wie eine Botin der Freiheit begrüßt. Farez war vom Blutverlust noch geschwächt, seine einzige Erquickung war Wasser und ein paar Datteln, die Hans ihm reichte. Es war bereits hell, als er an dem Gewirr, das sich draußen erhob, dem zischenden Dialekt die Mongolenhorden erkannte, welche an den Strand rückten. Augenscheinlich bereitete sich der Kampf vor. Darauf trat Ruhe ein. Mit freudigem Herzklopfen vernahm Hohenlohe die Glocken der Inseln über's Meer herüber. Die gespannte Stille in der Nähe, das ferne Heulen, das Waffengeräusch und die Kampfsignale, kurz der Ausgang Nurgehans war ihm unklar. Nun betäubte in nächster Nähe das „Allah il Allah" sein Ohr, der Kampf raste auf dem Lande. Er war lang und heiß. — Endlich übertönte immer heller der Ruf „St. Johann" das Geschrei der Heiden. —

Der Orden hatte das Feld vor der Feste gewonnen. Mit großer Anstrengung, von Farez unterstützt, erklomm Hans das Fenster, und indem er sich auf dessen schmale Mauerkante schwang und das Gesicht an die Stäbe preßte, gelang es ihm, zwischen dem Gestrüpp hindurch ein Wenig zu sehen. Kaum mochte er den Jubel unterdrücken, denn auf doppelte Bogenschußweite lagerte dort die deutsche Zunge und England. Er erkannte sogar des greisen Friedrichs hohe Gestalt. Er beschloß beim nächsten Sturme, der heute noch mit Sicherheit erwartet werden konnte, den Seinen Nachricht zu geben, damit sie ihn befreiten, und bat Farez, dem er Alles mittheilte, ja auf die Kerkerthür zu achten.

„Steig herab, bei Maria's Sohn, ich höre Männer auf dem Gange!"

Mit Schmerz ließ er sich hinabgleiten und nahm sein Lager ein. Bald nachher ward die Thür geöffnet. Ibrahim und Oglu befahlen ihm, zu dem Baschhi zu folgen. Er warf einen bittren Blick auf Farez; unter Thränen der Wuth leistete er Folge.

„Sieh dich um!" redete ihn Selim an, als er das Plateau des Thurms erstiegen, „kannst Du mir jene Anführer nennen und sagen, auf was sie sinnen mögen, oder wo sie die schlechtesten Leute haben. Zum reichsten Mann in Griechenland will ich Dich machen, wenn ich ihnen beikomme!"

Hohenlohe nickte, dann wendete er sein Antlitz auf das gewaltige Schauspiel unter ihm.

Bring' ihm Geräth zum Schreiben, Oglu." —

Der Ritter mußte jede seiner Mienen beherrschen, denn aller Blicke lagen auf ihm. Inzwischen brachte man den Block und das Kästchen.

„Was haben sie im Anschlag, Grieche?"

„Die Ritter an der karischen Küste werden übersetzen, sie warten auf ihre Schiffe."

„Sind diese nahe?"

„Vermuthlich, ich weiß es nicht."

„Welche Sprache sprechen diese Leute?"

„Es sind —, ich glaube, die Italiener."

„Das sind ihre Schakale der See, die Geier, welche auf ihren Schiffen geboren werden und sterben?"

„Sie sind ganz gewiß die Vorhut des großen Kaisers aus Abendland, der sich für Nicopolis rächen will. Weil sie den Hafen berennen sollen, sind es Seetruppen."

„Aber sie haben Speere, und dort hinten stehen Pferde. Was sagst Du, Grieche?"

„Weil es auch Ritter sind. Alle tragen sich gleich. Sie sind wohl hergeritten, denn der Weg ist lang."

„Gut. Aber wenn sie an's Land kommen, wird man sie auch leicht in's Wasser jagen?"

Hans sann lange nach. Selim hatte zweifelsohne den ersten Plan Assad's im Sinn, Karien zu gewinnen.

„Du schweigst, tückischer Hund?!" —

„Ich sinne nach, großer Schah. Ich glaube, sie sind zu werfen. Nimm Dich aber ja vor den Schiffen links und rechts in Acht und vergiß nicht, wer hinter den Bergen lauert. Wenn die Hauptmacht schon bei Pyslos steht, dann ist's vorbei. Wir stecken in der Mausefalle."

Selim starrte auf das Blatt, dann reichte er es Baba-Khan. Dieser nickte trübe. — „Kana ma kana!" murmelte Sandjawil und senkte das Haupt. —

„Was thätest Du, wärst Du Selim?" fragte er wieder.

„Ich wartete auf den Sturm, wenn ich Lebensmittel hätte. Was willst Du sonst? — Vielleicht sendet Stambul Hülfe."

„Stambul? Du redest wie ein Kind, Grieche. — Recht, ich werde den Sturm erwarten. Du bleibst bei mir. Oglu und Ibrahim habt Acht; sein Blut sei über ihm!"

Die Hoffnung, in den Thurm zurückzukehren, war also vernichtet. Entweder hatte Selim besonderes Vertrauen oder Argwohn; er behielt ihn in der Nähe. Als der Sturm wirklich erfolgte, mußte er ihm auf alle bedrohten Punkte folgen und sah nun voraus, daß er, wenn nicht entdeckt, doch unter diesem Kleide in Selims Nähe sicher von den Schwertern der eigenen Ordensbrüder den Tod erleiden müsse. Worauf er seine einzige Rettung setzte, war die Nacht, welche ihm zwar noch gefährlicher werden konnte, aber seine Flucht erleichtern mußte.

Farez, allein zurückgeblieben, wußte, daß man ihn jetzt am wenigsten beachten werde, Hohenlohe aber auf den nächtlichen Sturm rechnete, um sich den Freunden zu entdecken. Als Hohenlohe fortgeführt worden, gerieth er nun auf den Gedanken, dessen Stelle am Gitter einzunehmen. Zwar noch immer schwach, wand er Seile aus seinem Strohlager, ein Fuß seines Schemels diente ihm als Querholz und er warf es so lange an das Gitter, bis es hindurchfuhr, und wie er das Seil anzog, sich so vor die Eisen legte, daß er nun emporklimmen konnte. Die Knoten des Seils kamen ihm zu Statten, und oben angelangt, band er sich an das Gitter noch mit dem Gürtel fest, um mehr Halt zu gewinnen. — Der erste Sturm begann. Die deutsche Zunge rückte an, Kampfgeschrei erfüllte die Luft.

„St. Johann gefangen!" rief Farez unablässig hinaus. — Lange ward er nicht bemerkt, bis plötzlich Friedrich und Rink erschienen und ihn erblickten.

„Beschäftige die Feinde oben, Henneberg! Auf den

Leitern, meine Brüder!" rief Zollern. — Während es um und über ihm toste, gewann er das Gebüsch und fragte hastig: „Wo ist der Grieche?"

„Der Baschih ließ ihn holen, ich bin allein!"

„Der Unselige! — Und Du bist Farez?"

„Farez, Herr!"

„Kommt man durch den Thurm in die innere Feste?"

„Bis an das Herz Sandjawils!"

„So setze Deine Hoffnung auf die Nacht!"

Der Senior eilte hinweg zum Kampfe. —

Der Sturm ward, wie gesagt, abgeschlagen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Nacht! — Sie ist wohl niemals von Menschen aus so verschiedenen Gesichtspunkten ersehnt worden, wie hier. — Sie nahete, dunkel, fast sternenlos! Die Nebel des Meeres zogen phantastisch ihre Schleier, keine Flamme erhellte die Lagerstätten. Nur die Schiffe hatten ihre Laternen aufgezogen und bildeten einen Kranz zitternder Lichter. — Die Piliers eilten vom Kriegsrath zurück auf ihre Plätze, der nächtliche Sturm war beschlossen. Indem man gleichzeitig die Mauern ersteigen wollte, sollte Friedrich mit seiner Zunge durch den Außenthurm einbrechen, Piombes Hafenseite und Wasserthor berennen. Tancred, begierig, zuerst in die Feste zu kommen, sagte sich sehr richtig, daß man Weiber und Schätze zu retten bestrebt sein werde und das Wasserthor dann der einzig mögliche Ausweg sei. Er hatte seine Umgebungen nach Beute und dem Ruhm, direct in's Innere zu gelangen, trunken gemacht, und kaum erwarteten sie das Signal des Losbruchs.

Farez, in den Kerker hinabgestiegen, umgab sich mit seiner geringen Habe, und erwartete das erste Kampfgetöse. Aufmerksam nach dem Innern lauschend, war er nur besorgt, man könne das Vorhaben der Johanniter entdecken. Er prüfte die Stärke der Thür und fand, man werde lange Zeit brauchen, sie zu sprengen. Zum Glück hatte man seiner während des Tages, und somit die Leuchte anzuzünden vergessen. Aus diesen Gedanken ward er aufgeschreckt.

Man kam durch den Gang, schlurrend, flüsternd. Es war Warda und der Mamour; beide machten sehr bekümmerte Gesichter.

„Was giebt's?" fragte Farez.

„Die Chanoum ist sterbenskrank!" sagte die Alte hastig. „Komm herauf, heile sie, pflege sie. Wir armen Weiber sind ganz verlassen. Alles ist auf den Mauern!"

Einrede war nutzlos. Farez ging hinaus.

„Geh voran, guter Mamour, und leuchte hoch! — Besser! — Ach, meine Füße sind steif vom Liegen! — Stütz' mich, Warda! Halte die Leuchte gut!"

Apathisch gehorchte der Alte und, mehr von dem Gedanken erfüllt, was wohl sein Schicksal sein werde, als seiner Pflicht eingedenk, schritt er voraus und ließ die Thür glücklich offen. — Man stieg mehrere Treppen empor, wendete sich rechts zu einer Gitterthür, welche den Harem von den übrigen Gängen abschnitt und wo Eunuchen wachten. Mamour entließ dann bei einer dicken Pforte von Cedernholz die Alte und Farez.

Beide eilten durch verschiedene prachtvolle Säle, matt erhellt, in denen sich Sclavinnen und Frauen drängten, und standen endlich in der Zenanah, dem Frauengemach der Chanoum.

Die Alte schloß schnell die Thür, schob eine Matte davor und setzte sich darauf.

Bedour, die in seidenen Kissen geruht, sprang auf und flüsterte: „Ist der Grieche noch im Thurm?"

„Nein, Herrin! Selim hat ihn um Mittag holen lassen!"

„Er hat ihn getödtet!" schrie sie.

„Nein, Bedour, ich glaube nicht. Er wird ihn wegen des Feindes ausfragen!"

Sie schien beruhigter und blickte durch's vergitterte Fenster. — „Hast Du nicht gesehen, ob sie sich draußen regen?"

„Nein, aber sie werden stürmen, verlaß Dich, wie's ganz finster ist. Die Ritter brechen durch den Außenthurm herein!"

„He," lachte sie, „und hier tanzt die Flamme! Du bleibst bei mir, ich muß Schutz bei der Flucht haben. Wir müssen den Griechen finden und das Wasserthor, hörst Du?"

„Mit dem Griechen?"

„Schweig. Verräthst Du mich, mache ich Dich mit diesem Dolch zur Leiche. Sei treu, ich gebe Dir meine Perlen!" — —

Regungslose Schwüle lag auf der Nacht. Die fernen Nebel umwogten die Insel wie Leichentücher. Auf dem Thurm der Citadelle brannte ein großes Theerbecken und erhellte matt die nächsten Werke. Dort saß Selim, Baba-Khan, Hohenlohe, die Sclaven und einige Aga's um sich. Da stieg ein blaues Feuer seewärts auf. Fackeln entzündeten sich längs der feindlichen Linien. Selim verließ den Thurm und eilte zum Wasserthor, wo eine hellodernde Flamme bewies, daß Tancred de Piombes es zerstören wolle. Die Trompeten schrieen! Der Sturm begann. Ueberall Kampfgetose, Geschrei, Trompetenschmettern. Der Feind suchte die Mauern zu erklimmen. Siedendes Oel und Pech schüttete man auf ihn her, das Dunkel machte den Kampf noch schrecklicher. Selims Mühe war es gelungen, das von Tancred mit Theer gefüllte, brennende Boot, welches man an die Wasserpforte geklammert hatte, um sie zu zerstören, durch herabgestürztes Mauerwerk zu versenken, aber ein gemeinsamer Jammerschrei seiner Leute: „Die Burg brennt! Azrael über uns!" zwang ihn, umzukehren. Das Gebäude des Harems stand in Flammen, die Bedour hatte Wort gehalten! Vom innern Hofe der Citadelle aber scholl der Ruf: „Die Giaurs sind da, die Giaurs!" — Friedrich von Zollern, Rink, Montfort, Rhin und die deutsche Zunge war wirklich durch den Außenthurm gedrungen und ihre Schaaren mähten wie Todesengel unter den wahnsinnigen Moslems, die rathlos hier- und dorthin stürzten. Die Sarazenen wichen entsetzt von den Mauern, die anderen Ordenszungen klommen auf die Zinnen. Es war ein Gemetzel ohne Erbarmen, rings Aechzen und kollernde Leichen. Selim, in der Rechten das Schwert, den Roßschweif in der Linken, von seinen Treuen umgeben, eilte zu seiner letzten Pflicht, die Weiber seines todten Soldan vor Schimpf zu schützen: „Allah, Allah, möge ich Dein Opfer sein!" —

Als der Sturm begonnen und die Sclaven nur noch

auf Flucht und Rettung ihrer Schätze bedacht waren, hatte Bedour die brennenden Schwefelfaden in die Vorhänge ihrer Kammer, die kostbaren Truhen von Aloe und Sandel geworfen. Ihre besten Kleinodien, den königlichen Brautschmuck Tamerlan's um sich, stürmte sie mit Farez hinaus und weckte mit Zeterruf ihre arglosen Genossinnen, die sich nun durch die Gänge drängten, während die Flamme Holzwerk, Decken und Zierrath wie Zunder faßte.

„Vorwärts!" rief sie, der Grieche ist bei Selim. Nimm das Messer, Farez," flüsterte sie, „es muß uns helfen, wenn der Alte mich erkennt!"

So stürmten die Frauen wie ein Rudel Hirsche nach dem Hofe, hinter ihnen rasten die Flammen. Mamour hieb eine Sclavin nieder, die Weiber zum Stehen zu bringen, aber eine Nubierin stach ihn mit einem Wurfspeer zusammen.

Selim erschien. Seine Stimme gebot bei dem Fluche des Propheten den Frauen, sich um ihn zu schaaren. Viele thaten es, Einige suchten im Finstern das Weite. Das Kreischen mehrerer Frauen: „Giaur!" bewies, sie seien in den Händen des Feindes.

Eben wollte die Bedour an Selim vorbei nach dem Wasserthurm. Da packte er sie! „Verfluchte, Du entrinnst nicht! Ehrst Du so Ilderym's Asche? Folge ihm nach!!"

Ehe er aber den Damascener schwang, stieß ihn Farez unter die Rippen. Sandjavil brach stöhnend zusammen: „Allah akbar!"

Ein Geheul, eine Metzelei unter den eigenen Leuten! Farez sank, von allen Seiten durchbohrt. —

Bedour aber, mit einem Satze, hatte Hohenlohe erreicht, riß ihn in's Finstere und klammerte sich an ihn: „Fort zum Wasserthor, nach Karien! Rette mich!"

Seiner Sinne kaum mächtig, der Ritterpflicht eingedenk, Wehrlose zu schützen, eilte er mit ihr hinab zur bezeichneten Stelle, Warda folgte.

Hier hatten sich Frauen, Sclaven, Soldaten und Matrosen in die Nachen geworfen, gleich ihnen den Hafen zu gewinnen, um nach Karien zu fliehen. Von Außen dröhnte und brach Piombes an der Pforte.

„Oeffnet! Hinaus!" schrien die Flüchtigen. — Soldaten lösten die eisernen Querstangen, das Thor knarrte auf.

„Boote, ohoi!" Die Barken schossen hinaus, um sofort in Kampf zu gerathen.

Der Nachen unseres Helden war zum Glück der letzte. In ihm, außer Hans und Bedour, waren Warda, fünf Sclaven und etliche Matrosen. Nur einzelne der Barken entrannen.

Tancred de Piombes mit Vendatour und vier Knappen drangen bei Fackellicht in's Thor. Ihr Schmuck verrieth die Bedour.

Wüthender Kampf entbrannte, aber zum Glück gelang es Hohenlohe, Vendatour die Fackel aus der Hand zu schlagen. Sie fiel in's Wasser, das Boot machte sich los und schoß hinaus. Man ruderte aus Leibeskräften hinüber nach Karien.

Tancred indeß, der ohnehin am Siege viel eingebüßt, nun einmal seiner Beute auf der Fährte, hätte sie nimmer gelassen. „Fangt sie! Fünfhundert Rosinobles, Knappen, fangt sie!"

Sein Boot wendete und eilte nach. — Dank den trefflichen Matrosen, erreichten die Flüchtlinge in wenigen Augenblicken das Land.

Hohenlohe, den Athagan in der Hand, hob Bedour auf seinen Arm und stürzte an's Land, die Höhe empor, nach einer Seitenschlucht. Keuchend folgte Warda; die Andern zerstreuten sich im Nu. Die zurückgebliebenen Posten auf den Bergen machten jetzt zu Pferde auf die Flüchtigen Jagd. Nur indem sie rasch in die Schlucht glitten, konnten die Drei dieser neuen Gefahr entrinnen.

Bei aller Angst und Sorge empfand der dahineilende Hohenlohe, als er die holde Bürde des schönen Weibes, deren Antlitz er nun wiederschauen durfte, auf seinen Schultern, in seinen Armen fühlte, ein unendliches Entzücken, eine süße, gramvolle Seligkeit. Er empfand, daß er liebte und geliebt ward, aber auch mit zuckendem Schmerz, daß diese Blume verboten war, schon welken mußte, da sie kaum duftete.

Schon hatten sie die Seite von Knidus gewonnen und hofften entronnen zu sein, aber Tancred mit seinen Gefährten ließ nicht nach, nur die Höhe hatte sie getrennt, und er eilte herab, sie fest im Auge haltend.

Plötzlich strauchelte Hans und brach in's Knie, er hatte sich am Fuß verletzt und konnte nicht weiter. — Die Verfolger kamen näher. „Flieh', Bedour, flieh!"

Aber die Chanoum preßte sich an ihn mit bitterem Weinen, Warda warf sich kniend dem Feinde entgegen. —

„Hab' ich Euch doch, tückische Hunde?!" jauchzte Tancred. „Bist Du mein, Gazelle von Sarron?!"

„Zurück, wenn Ihr ein Streiter Johannes seid!" rief Hans. „Dies Weib ist nicht Eure Gefangene! Sie steht unter meinem Schutz, Johann's von Hohenlohe, Ritter der Zunge Deutschlands, und meinem Pilier nur, nicht Euch werd' ich sie übergeben! Glaubt Ihr mir nicht, so fordere ich im Namen der ewigen Drei, daß Ihr mich vor den Stuhl der Loge stellt, die meine Richterin ist!"

„Sieh doch! — Hans Hohenlohe, der Abenteuerliche? Ich nehme Euch, für was Ihr seid, einen spitzbübischen Griechen, der sein Liebchen in's Versteck bringt. Vorwärts, reißt sie auseinander, Knechte!!"

„Gott und die Religion sei dreifach Vergelter Deiner Schandthat. Du bist kein Ritter, kein Edelmann!!"

Ein langer Jammerruf, ein kurzer Kampf! Dann war Alles vorbei. Die Knechte Piombes hatten Hans die Augen verbunden und geknebelt, Tancred und Vendatour hatten Bedour in ihre Schleier gewickelt, so daß sie sich nicht regen, kaum wimmern konnte, eben so Warda.

„Macht, daß wir an's Ziel kommen. Mit dem Griechen und dem Weibe thut ohne Umstände, was ich Euch gesagt!"

Nicht wissend wohin, wurden die Unglücklichen vorwärts gestoßen.

Nach längerem Gehen stand man still! Ein dumpfer Schrei. — Leises Flüstern. — Darauf erhielt Hohenlohe einen jähen Stoß — er fiel — fiel tief! Die Sinne vergingen ihm. — —

V.

Der anbrechende Morgen beleuchtete den Sieg des Ordens, beleuchtete statt des Halbmonds die rothe Fahne

St. Johannes', die von den Zinnen der Ilderymsfeste wehte. Mit dem Besitze dieses wichtigen Platzes waren die Halbinseln Kos und Krio dem Orden vollständig unterworfen und dem Christenthum der Weg durch ganz Karien geebnet. Bis Smyrna floh die muselmännische Bevölkerung, welche nicht anders glaubte, als die Ritter zögen schon gen Stambul. — Alle Lippen bezeichneten laut den greisen Friedrich von Zollern als den Helden, der zuerst in's Herz der Feste gedrungen war, zuerst die Kreuzesfahne auf die Zinnen gepflanzt hatte. Aber der Sieger blickte finster und theilnahmlos, wies allen Ruhm und Ehre ab, denn seine Gedanken weilten bei Dem, der an dem raschen Siege vornehmlich Ursach' hatte, bei Hans von Hohenlohe. Alles Suchen unter Verwundeten und Todten erwies sich nutzlos, der Ritter war nicht zu finden, alle Erkundigungen bei den anderen Ordenszungen halfen zu nichts. Wer sollte den jungen Mann auch unterm Griechenkleide und in der Nacht im Kampfe erkannt haben.

„Was soll ich davon glauben, Rhin?" brach kopfschüttelnd Friedrich los. „Müßte ich ihn selbst todt vor mir sehen, ich würde ruhiger sein, wüßte ich ihn doch im Lande des Lichts und Friedens, aber verschwunden, wie weggeweht? — Es ist nicht möglich!"

„Farez ist auch todt —, der Einzige, welcher reden könnte!" sagte Montfort.

„Unter den Gefangenen, Weisester, sind aber die beiden nubischen Sclaven, welche die Leiche Selims vertheidigten, als wir sie entwaffneten. Farez sagte Dir doch am Gitter, der Baschih habe Hans am Morgen vor dem Sturm zu sich holen lassen. Die Nubier könnten darum wissen!"

„Und laß auch durch Ruprecht die Rüden, namentlich Zuleika, von Rhodus holen. Das Thier hing an Hohenlohe, hat uns doch von ihm so wichtige Nachricht gebracht, es wird, verlaß Dich darauf, seine Spur finden! Todt oder lebendig; wir müssen ihn haben!" rief Henneberg.

„Ihr habt Recht. Gieb Ruprecht sogleich den Befehl, Rink, dann laßt uns den Großmeister aufsuchen!"

Rink eilte fort. Die Andern begaben sich eilig zu Naillac, der mit Besichtigung der Gefangenen beschäftigt war.

„Du hast Hohenlohe noch nicht gefunden, Weisester?" fragte Dieser.

„Noch nicht, mein Meister, aber ich hoffe auf seine Spur zu kommen. Deshalb stelle ich an Dich die Bitte, überlaß mir jene beiden Nubier dort, die ich bei Selims Leiche fing!"

„Sie sind Dein! Nimm sie als geringe Gabe der Liebe, die Dir der Orden heute wiederum schuldet!"

„Ich danke Dir, theurer Meister! Erlaube mir, daß ich mich zurückziehe!"

„Wohl! Im Kriegsrath erwarte ich Deine Unterstützung!"

Auf Naillac's Befehl wurden Oglu und Ibrahim, denn sie waren es, den Leibknechten Zollerns übergeben und in eine Halle geführt, die man eilig für den Senior hergerichtet hatte. Derselbe folgte mit Rhin und Henneberg, während Montfort Befehl erhielt, die deutsche Zunge zu sammeln, denn nach dem Kriegsrath sollte Musterung stattfinden.

„Wie nennt Ihr Euch?" fragte Friedrich die Sclaven.

„Oglu!" — „Ibrahim!" stotterten Beide.

„Ich bin Herr über Euer Leben nach Kriegsrecht, und will Euch langsamen Todes sterben lassen, wenn Ihr lügt. Aber Ihr sollt frei und ledig sein und gehn, wohin Ihr wollt, wenn Ihr mir ehrlich sagt, wo der gefangene Grieche blieb, der bei Farez im Thurm saß und den der todte Baschih heraufholen ließ, ehe der Sturm begann!"

„Den Griechen, Herr," sagte Oglu zitternd, „behielt er bei sich während des Kampfes, er sollte ihm Auskunft geben über Eure Anschläge!"

„Was wurde aus ihm?"

„Als der große Schah Selim," sagte Ibrahim, „da die Gemächer des Harems brannten, die flüchtigen Weiber sammeln und die fliehende Chanoum Bedour niederhauen wollte, wurde er von Farez erstochen. In der Verwirrung sah ich darauf den Griechen mit der Bedour entweichen. Ich hätte sie Beide niedergehauen, aber ich mußte den Leib meines todten Herrn schützen. Dann kamst Du mit den Feinden und wir waren gefangen!"

Friedrich blickte starr vor sich hin. „Nach welcher Seite flohen sie?"

„Zum Hafen, denk' ich. Denn wenn sie entronnen sind, kann es nur durch das Wasserthor geschehen sein!"

„Also nach Kos?"

„Ja, Herr, wo sollten sie sonst hin?"

Friedrich ließ darauf die Sclaven schließen und in festen Gewahrsam bringen, befahl Henneberg und Rhin tiefstes Stillschweigen und begab sich in die große Halle, den Audienzsaal Selims, der nunmehr dem großen Ordensrath zu augenblicklicher Versammlung diente.

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum im Ordenshause.

(Von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

„Wohl lange auf der Märker-Kneipe gewesen, gestern?" fragte Hans lächelnd.

„Kleinen Katzenjammer?" setzte Theres hinzu.

Der Lieutenant und sein Wirth sehen einander ernsthaft an.

„Es ist wohl das Beste, wir sagen ihnen Alles!" meinte der Student.

Der Lieutenant nickte zustimmend.

Jetzt schauten die beiden Vettern betroffen, sie fragten aus einem Munde, ob ein Unglück passirt sei!

„Man könnte es eher ein Glück nennen!" erklärte Kisting.

„Ein Glück und ihr seht bleich und ernsthaft drein?" rief Theres lebhaft, während Hans den Lieutenant scharf beobachtete, der sichtlich mit einiger Anstrengung rang, sich heiterer zu zeigen als er war.

„Es war so seltsam!" rief er und lachte gezwungen, „erzähle du doch, Kisting!"

„Die Sache ist kurz folgende," nahm der Theolog hastig das Wort, indem er seine Pfeife neben sich stellte, „wir sind gestern Abend nach Giebichenstein gegangen, Witzleben war sehr ermüdet, weil er zwei Nächte im Postwagen zugebracht, in der Schürze aßen wir zu Abend und tranken ein Glas Breihahn, dann kamen wir nach Hause, vor eilf Uhr, und rauchten noch eine Pfeife zusammen; das sage ich euch Alles so genau, damit ihr nicht glaubt, daß wir einen Spitz gehabt, und dann legten wir uns vor zwölf zu Bett. Ich bin bald eingeschlafen, denn ich hörte es nicht Mitternacht schlagen und den Wächter nicht abrufen. Witzleben schlief in der Kammer neben mir, sein Bett war von dem meinigen nur durch eine Bretterwand getrennt; wir unterhielten uns nur einige Minuten noch, er ist vor mir eingeschlafen, ich hörte ihn schnarchen ganz wie sonst im Kloster. Ich muß noch bemerken, daß wir Beide unsere Thüren aufgelassen hatten, der Hitze wegen. Plötzlich, mitten in der Nacht, werde ich geweckt, Witzleben steht vor mir, ich erkenne ihn deutlich im Mondlicht, er sagt mir: „Nimm's nicht übel, daß ich dich wecke, ich kann nicht in meinem Bett bleiben, ein seltsamer Traum jagt mich heraus? „Ich lache ihn aus, stehe aber doch auf und zünde das Licht an, eben will ich ihn fragen, welcher Traum ihn so geängstet, da entsteht in seiner Kammer ein seltsames Geräusch, dicht neben der Bretterwand raschelt etwas, dann geschieht ein dumpfer Krach, und Alles ist wieder still. — Ich will gar nicht läugnen, daß ich einen Augenblick sehr erschrocken war, Witzleben war's auch, doch faßten wir uns rasch, ich nahm das Licht und wir gingen hinein in die Kammer. Da sahen wir denn, daß ein Stück der Decke, ein mächtiger Stein, sich losgelöset hatte, auf das Bett herabgestürzt war und durch seine Schwere die Bettstatt zertrümmert hatte. Die Ursache des Geräusches und des dumpfen Krach's war uns nun klar, ebenso auch, daß Witzleben, wenn ihn nicht ein rettender Traum fortgetrieben, von dem Stein sicher beschädigt worden wäre. Ihr könnt euch vorstellen, daß wir den Rest der Nacht nicht geschlafen haben. Das ist Alles!"

„Das ist nicht Alles!" rief Hans lebhaft „Witzleben du mußt uns sagen, was du geträumt hast!"

„Es ist ein eigenes Ding, Hans!" entgegnete der Lieutenant ernst, „man nennt's einen Traum, aber was ist ein Traum? — Ich hatte ganz fest geschlafen, da war mir's als werde ich geweckt, ich glaubte eine rufende Stimme zu vernehmen, ich sah, etwa zwei Schritt von meinem Bette, ganz deutlich im Mondlicht eine hohe Gestalt, die mir befehlend nach der Thür zuwinkte; ich begriff's nicht gleich, ich zögerte, sah noch ein Mal hin und sah deutlich eine Gestalt in einem langen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze darauf, die mir gebieterisch nach der Thür zuwinkte. Ich machte eine Anstrengung, ich wollte gehorchen, es war mir ängstlich; die Gestalt stand an der Thür einen Moment still und winkte wieder, indem sie sich nach mir umsah. Jetzt erkannte ich auch das Gesicht ganz deutlich, es war mir bekannt, es war das Gesicht meines seligen Vaters, nur trug mein Vater niemals einen langen Bart." Da gelang mir's, der Schwere Herr zu werden, die mich fesselte, ich sprang auf. Die Gestalt, die ich im Traum gesehen, war verschwunden, aber ich eilte ohne mich weiter zu besinnen durch die offene Thür in die Nebenkammer. — Das Weitere hat euch Kisting erzählt, und ich will nur noch hinzufügen, das es kurz vor zwei Uhr Morgens war, als sich das ereignete, denn es schlug gerade zwei, als wir den herabgefallenen Stein untersuchten!"

Es war nach diesen Mittheilungen eine ziemliche Weile sehr still in der Studentenstube, bis sich die beiden Vettern ihr Urtheil über die eigenthümliche Traumerscheinung gebildet hatten. Es wurde allerlei hin und her geredet, da endlich Hans aufstand und Kisting bat, ihm die Schlafkammer zu zeigen.

Die vier jungen Leute gingen hinaus durch einen schmalen Gang und traten schließlich in die nach dem Hofe hinausgelegene Schlafkammer. Erstaunt blieb Hans stehen, denn obwohl dieses Gemach niedrig erschien, so war es doch hochgewölbt, nur war die Wölbung durch eine Bretterwand in zwei Theile zerschnitten; es waren ein Paar weite Schlafgemächer aus einem großen Gewölbe gemacht und die Wölbung mußte sehr hoch gewesen sein. Ersichtlich war der Fußboden später eingezogen worden, so daß zwei Gestocke entstanden waren, wo ursprünglich nur ein Raum gewesen. Hans erkannte das auf der Stelle und erklärte es seinen Genossen. Dann trat er zu der Bettstatt, sie war wirklich völlig zertrümmert, und das war nicht wunderbar, denn es lag ein so mächtiges Mauerstück darauf, daß er alle seine Kraft anstrengen mußte, um es heraus zu heben. Als er es niedergelegt, erkannte man eine riesige steinerne Weintraube mit zierlichem Blatt- und Stielwerk, sehr saubere Steinmetzarbeit, welche dick mit Kalk beworfen gewesen, der sich erst durch den Fall abgeblättert und gebröckelt hatte. Diese Traube hatte den Schlußstein des Gewölbes geziert, ihre Größe ließ auf die Höhe und Mächtigkeit des Gewölbes schließen und Witzlebens Bett hatte gerade unter der Spitze des Gewölbes gestanden, denn die Bretterwand war, eben der großen Traube wegen, nicht gerade durch die Mitte des Raumes, sondern jenseits der Traube gezogen worden, und so waren ungleiche Gemächer entstanden.

Hans erklärte das den Genossen und machte auch auf die mächtigen Eckpfeiler aufmerksam, deren Capitäler man deutlich erkennen konnte, wenn auch die Canelirungen mit Kalk ausgefüllt waren. Uebrigens war das ganze Gemach mit weißer Farbe angestrichen.

(Schluß folgt.)

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 49. **Berlin, den 4. ~~October~~ Dezember 1861.** **Nr. 49.**

1. Joachim Ernst Wilhelm von Versen, Lieutenant a. D. Ehrenritter seit 1812. † zu Niebitz, Kreis Cammin, im November 1861.

2. Adolph Hans Georg von Götz, Landrath des Kreises Hoyerswerda und Landesältester, auf Niemtsch bei Hoyerswerda. Ehrenritter seit 1858. † zu Niemtsch 23. November 1861.

3. Hans Carl Friedrich von Arnim, Major a. D., auf Neusenfund, Kreis Prenzlau. Ehrenritter seit 1854. † zu Neusenfund 26. November 1861.

Nachrichten über das Johanniter-Krankenhaus zu Saida in Syrien.

I.

(Auszug aus einem Briefe des Arztes der Anstalt Dr. Lorange d. d. Saida, 29. October 1861.)

Mit der letzten Post gelangte Ihr geehrtes Schreiben vom 3. September an und hat nicht bei mir allein, sondern bei uns Allen Freude bereitet. Es ist so wohlthuend zu sehen, daß unsere Bemühungen daheim anerkannt und unterstützt werden, und das Interesse an der Sache, der wir uns gewidmet haben, in solchen Händen zu wissen.

Ew. ꝛc. haben nunmehr meinen letzten Brief in Händen und werden daraus ersehen, wie sehr mich zugleich die Meinung, die Sie über die Transferirung des Hospitals äußerten, aufgerichtet hat, im Augenblick, da ich von Consul Weber ein Project erfuhr, die Anstalt noch ein Jahr lang in Saida zu belassen. Niemand kann leugnen, daß das Hospital ein Segen für Saida und seine Umgebung ist, dasselbe würde aber an jedem beliebigen Platze fast des ganzen Orients, jedenfalls aber ganz Syriens, der Fall sein, denn wie wollen Sie, daß in einem Lande, wo man für schweres Geld nur Charlatane und schändliche Mixturen haben kann, die Armen-Krankenpflege sich auch nur annähern soll der deutschen, wie wir sie hier üben? Somit muß ich glauben, daß für unser kleines Institut in Beirut, einer Stadt von 80,000 Einwohnern, die sich täglich vergrößert, und wo es anerkanntermaßen nur vielleicht 4 gute d. h. gebildete Aerzte giebt, die sich aber mit nichts weniger als mit der Armenpraxis beschäftigen, genug zu thun geben wird. Zumal aber wird unsere Wirksamkeit in Beirut noch bei Weitem segensreicher werden können, wenn es gelingt, das hohe Capitel für die Idee zu gewinnen, deren ich im vorigen Briefe kurz Erwähnung gethan, und auf die ich mir zurückzukommen erlaube, weil sie mir von der höchsten Wichtigkeit erscheint. Das ist eben die, das Hospital zum Theil für bezahlende Kranke einzurichten. Wenn ich nicht irre, habe ich gelesen, daß der Orden in Deutschland schon solche Anstalten hat, es widerspricht also im Prinzip nicht den Absichten des Erlauchten Herrenmeisters, und die Vortheile davon liegen klar auf der Hand. In ganz Beirut findet der auf der Reise Erkrankende keine Stelle passend für seine Lage, und in ein Krankenhaus zu gehen, das nur für Arme eingerichtet ist, ist nicht wohl passend. Die Vergrößerung der europäischen Colonie, die Etablirung neuer Handlungshäuser zieht eine Menge unselbstständiger junger Leute dorthin, die im Fall der Krankheit dem Elende preisgegeben sind. Größere Operationen z. B. der Augen erfordern eine Pflege in der Nachbehandlung, die nur im Hospitale zu geben ist, und es würden sich in solchem Falle also auch gern Einwohner der Stadt aufnehmen lassen. Der Nutzen würde unglaublich sein, viel mehr, als ich ihn jetzt darstellen kann. Und nun auch auf den pecuniären Vortheil sehend, finden wir in Alexandrien ein freilich nur dazu eingerichtetes Hospital, das sich ganz selbst erhält und bloß die Kosten der Einrichtung gemacht hat. Es ist nicht möglich, dasselbe in Beirut zu erreichen, schon weil die Ausgaben größer werden und die Armenbehandlung Kosten macht, aber da die Preise gut höher gestellt werden können, als in Alexandrien, so wäre die Einnahme von 10 Betten z. B., die sicher leicht besetzt zu halten sind, eine ganz hübsche Beihülfe zu den Unterhaltungsgeldern. Vielleicht könnte man z. B. auch mit England und andern Mächten eine Convention treffen, wie dies ebenfalls in Alexandrien der Fall ist, wo sogar auch ein englischer Arzt fungirt. Ich habe Sprachenkenntniß genug, um das letztere überflüssig zu machen u. s. w.

Der nachstehende ärztliche Bericht wird Ew. ꝛc. den Beweis liefern, daß wir unsere Zeit haben der Aufgabe widmen dürfen, die vor uns liegt. Ich habe für diesen Monat zum ersten Mal eine Erwähnung über die Poliklinik und ihre Ausdehnung gethan, schon um den Verbrauch der Medicamente, der immer beträchtlicher wird, zu notiren. Die poliklinischen Kranken sind entweder solche, die in's Hospital kommen, oder von mir, weil sie zu Bette liegen, besucht werden. An eine Privatpraxis in dem anständigen Sinne, d. h. vereinbar mit der Stellung, die ich hier einnehmen muß, um die Zwecke des Ordens zu verfolgen, ist nicht zu denken, weil die Leute nur gezwungen werden zu zahlen; ich habe daher aus der Noth eine Tugend gemacht und erklärt, daß ich überhaupt mich nicht bezahlen lasse, doch versuche ich für die verabreichten Arzneien eine Kleinigkeit an die Hospitalskasse zahlen zu lassen. Das gelingt aber nur sehr unvollkommen, da selbst wohlhabende Leute unter diesen Umständen von dem ihnen Gebotenen keinen Gebrauch machen.

Bericht über das Männer-Hospital des hohen Johanniter-Ordens in Saïda. October 1861.

Laufende Krankennummer	384
Aufgenommen October 1861	44
Darunter Christen	20
" Metawelis	10
" Muhamedaner	12
" Deisten (Beduinen)	2
	44
Entlassen October 1861	40
Darunter gestorben	2
" gebessert entlassen	14
" " fortgegangen	1
" ungebessert	2
" " entlassen	4
" geheilt	17
	40
Bestand am 1. October 1861	25
Bestand am 1. November 1861	29

Von den Aufgenommenen waren nur 2 sogenannte Flüchtlinge. Die Poliklinik hat die Anfertigung von 175 ärztlichen Verordnungen erfordert.

Der durch Fortdauer der Wechsel- und anderer gastrischer und rheumatischer Fieber gekennzeichnete Krankheitsgenius ließ sich außer meiner übrigen Praxis nur in der poliklinischen erkennen, da das Hospital vorwiegend von chirurgischen Kranken in Anspruch genommen wird. In der letzten Hälfte des Monats constatirte ich an einem Tage, an dem die ganze Anstalt besetzt, ein Verhältniß von 30 : 4. Hautkrankheiten, meist chronischer Natur, viele vernachlässigte Geschwüre, zum Theil dem Orient eigenthümlicher, noch nicht ganz bekannter Form, bilden mit den Verwundungen und schweren Augenentzündungen das Haupt-Contingent des Hospitals. Der Unterzeichnete würde es als eine unschätzbare Bevorzugung betrachten, wenn ihm über Hautkrankheiten das Neueste von Seiten des hohen Ordens zur Verfügung gestellt werden könnte, da erst dann es ihm möglich sein wird, die hier auftretenden höchst interessanten Formen zu classificiren und dem Publikum zugänglich zu machen. Die schweren Augenkrankheiten, uns meist in hoffnungslosem Stadium zugekommen, vergrößern die Liste der nur gebessert Entlassenen. Von den beiden Todesfällen betraf der eine eine Vereiterung der Milz mit Durchbruch in den Darm, der andere ein Kind, das sterbend in die Anstalt gebracht wurde.

II.

(Auszug aus einem Briefe des Hausvater Wichmann d. d. Saïda, den 1. November 1861.)

In dem verflossenen Monat October ist der Zudrang von Kranken zu unserm Hospitale größer gewesen als im vorigen. Auch diesmal war der überwiegende Theil derselben Anhänger des Islam, und merkwürdiger Weise hatten wir wieder mehrere Beduinen d. h. wirkliche Bewohner der Wüste. Unter andern hatten wir einen Vater sammt seinem Sohne, einem etwa 10 Jahr alten, allerliebsten Jungen. Der Alte wurde entlassen, da ihr Lager nur eine Stunde von der Stadt entfernt war (wie ich höre, ist die Horde hergekommen, hier Esel zu verkaufen), der Junge aber, der noch nicht ganz geheilt, obwohl in der Besserung begriffen, wurde noch da behalten. Nun überkam den Jungen bald darauf eine solche unbezwingliche Sehnsucht nach seinem Bathsehär = Haar-Haut (so nennen sie ihr Zelt, wahrscheinlich von der Haardecke, aus der es besteht), und er bat so dringend, ihn nur eine Nacht darin schlafen zu lassen, daß der Doctor es ihm nicht gut abschlagen konnte. Er ging, kam aber nicht wieder, und als wir am zweiten Tage darauf hinausritten, uns zu erkundigen, trafen wir nur noch einen kleinen Haufen dort an, der größere Theil der Horde und mit ihr auch jener Junge war abgezogen u. s. w. —

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle, von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Es waren bereits die Piliers Piombes, Soranzo, Stuard und Fereira nebst dem Supprior der Auvergne, in des gefallenen Brancas Stelle, mit sämmtlichen Prioren zugegen. Die beiden Großmeister waren noch beschäftigt, dem Kanzler von Castilien und dem Großkommendator die erbeuteten Waffen, Schätze und Gefangenen zu übergeben, welche sofort nach Rhodus gebracht werden sollten.

Wie Zollern in den Saal trat, empfing ihn der Jubelgruß der Versammlung, die sich an ihn drängte, um ihm, als dem eigentlichen Sieger, Glück zu wünschen. Er lehnte ernst diese Ehre von sich ab, erinnerte die Brüder, daß man nur durch die Nachrichten Hohenlohe's in Stand gesetzt worden, des Platzes so bald Herr zu werden, und wie tief er deshalb das Verschwinden des jungen Ritters betraure, der ihm persönlich als Kind seines alten Freundes theuer sei. Die Piliers versprachen sämmtlich lebhaft, bei ihren Zungen nach ihm zu forschen, denn der Dienst, welchen er dem Orden erwiesen, wie sein eigenthümlich räthselhaftes Geschick gaben dem Jünglinge eine Wichtigkeit, die er sonst schwerlich hätte beanspruchen können. Es war dann von Brancas' Tod die Rede und man verbreitete sich über die verschiedenen einzelnen Umstände, von denen der nächtliche Kampf begleitet gewesen war.

„Es scheinen doch Viele der Sarazenen unter dem Schutz der Finsterniß nach Kos hinüber entkommen zu sein, Bruder Piombes," wendete sich Friedrich zu Diesem. „Ihr hattet mit Eurer Zunge die Hafenseite, nicht wahr?"

„Ich hatte sie, Weisester, und damit zugleich die unglücklichste Stellung, denn der Raum war zu eng für geeignete Entfaltung meiner Kräfte, wie ihr am Tage leicht sehen könnt, zumal der Wasserthurm an der Außenmauer bis an den Meeresspiegel vorspringt!"

„Wer berannte denn das Wasserthor?" fragte Friedrich nachlässig.

„Mein Neffe Tankred. Sein Plan, das Thor selbst durch Feuer zu zerstören, wurde von Selim vereitelt, und als die Citadelle zu brennen begann, der Feind entsetzt von den Zinnen wich, die Unsren aber jählings die Mauern erstiegen, war Tankred mit seinen Booten fast allein im Hafen. So kam es denn, daß er den Andrang der Flüchtigen aus dem Wasserthor allein nicht hemmen konnte. Genug wurden noch gefangen oder kamen im Wasser um, aber Manche sind auf die Spitze von Kos entronnen. Ich habe deshalb meinem Neffen Befehl gegeben, mit seinen Rittern und Andiol de Tessaire, der zu Knidus steht, die ganze Landzunge bis Pyskos abzusuchen. Da die Zungen von Castilien und Aragon dort die Verbindung mit Carien verlegen, erwischen wir die kahlköpfigen Hunde doch!" —

Während Piombes' Rede waren die beiden Großmeister mit dem Großkommendator und Kanzler, wie den Prioren von Castilien und der Provence eingetreten. — Die Berathung begann.

Nach einstimmigem Beschluß wurde dem Sieger Friedrich von Hohenzollern das Gubernium der Insel übergeben. Piombes aber nahm für die Zunge Frank-

reich die Besetzung von Kos und Krio bis Pyskos in Anspruch, „denn," sagte er, „da Frankreich beim Siege durch die Ungunst des Geschicks zu kurz kam, möge man ihm wenigstens die Ehre gönnen, als Vorhut des Ordens nunmehr dem Feinde landeinwärts die Stirn zu bieten." Dies ward etwas lau, aber dennoch angenommen.

Als er nun darauf drang, seinen Neffen Tancred mit der Obhut von Knidus zu betrauen, erhob sich stürmisch Widerspruch von allen Seiten! —

„Meine Brüder," rief Zollern sich erhebend, „ich bitte Euch, laßt diese Frage vor der Hand ruhen! Obwohl allerdings kein Grund ist, dem Comthur Tankred solche Gunst zu erweisen, er sie allein nur seinem trefflichen Pilier zu danken hätte, dessen Verdienste ich nicht zu erwähnen brauche, so wünsche ich, eben um dir, Bruder Großhospitaliter, unsre Achtung zu beweisen, daß Tankred einstweilen Knidus so lange behalte, bis festgestellt ist, wie wichtig der Hafen durch Befestigungsbauten dem Orden werden kann. Selbstredend bedarf alsdann der Platz eines der zuverlässigsten Krieger unter uns!"

„Diese Untersuchung von Knidus und Pyskos ist aber bald zu wünschen, Weisester," sagte Fluvian, „denn sobald sich Stambul erst ermannt und wieder ein Soldan die Fahne des Propheten ergreift, wird man in Karien alle Hände voll zu thun finden."

„Deshalb, meine ich, ist es unerläßlich," fiel der Großmeister ein, „daß wir Aragon und Castilien die Ehre, Karien zu decken, mit Frankreich theilen lassen, indeß Italien und die Hälfte unsrer Flotte den strengsten Seedienst im Norden wie um Halikarnaß und Krio übt, der weiseste Senior aber über das Ganze das Generalkommando nimmt!"

Piombes hätte gern widersprochen, aber er ward jubelnd überstimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Traum im Ordenshause.

(Von George Hesekiel.)

(Schluß.)

Der junge Alterthümler meinte, das Gewölbe sei offenbar das eines mittelalterlichen Gemachs, vielleicht auch einer Kapelle, welche in dieses Hinterhaus verbaut worden; mit scharfen Blicken musterte er die Umrisse der Säulencapitäler, so weit sie unter dem Kalkbewurf noch erkennbar. Plötzlich trat er an eine der Säulen und schlug mit dem Absatz seiner Pfeife ohne alle Mühe ein bröckelndes Stück Kalk los und sofort zeigte sich ein zierlicher steinerner Wappenschild, auf dem eine oben und unten von einem Stern begleitete Mondsichel deutlich zu erkennen war.

„Wessen Wappen ist das?" fragte der Lieutenant.

„Ein rother Mond und zwei rothe Sterne im silbernen Felde ist das Stadtwappen von Halle," entgegnete Hans ruhig und ging auf die andere Ecke zu, wo er mit Hülfe eines Stiefelknechtes einen zweiten Wappenschild rasch genug darlegte. Die Wappenfigur war hier schwerer zu erkennen, es war eine Thiergestalt. Man überlegte und rieth.

„Ich will's euch sagen," rief Hans plötzlich laut auflachend, „die Figur ist ein Esel! Seht, ein Esel, der auf Rosen schreitet; und ein Esel, der auf Rosen schreitet, ist das alte Wahrzeichen von Halle, ihr könnt es an der Marktkirche viel schöner sehen, man deutet es auf die Blüthe und den Reichthum der Stadt durch die Salzwerke, was ziemlich bequem, aber schwerlich richtig ist; es wird wohl etwas Andres bedeuten. Jetzt kommt, die beiden andern Eckpfeiler des Gewölbes stehn drüben in Kistings Kammer und tragen sicher auch Wappenschilde, denn die alten Baumeister hielten etwas auf Symmetrie!"

Die vier jungen Leute gingen in die Nebenkammer, und auch dort erwies sich die Anwendung des Stiefelknechtes als folgenreich, denn an dem einen Pfeiler entdeckte man unter Farbe und Kalk ein Wappenschild mit einem gemeinen Kreuz, das in der Mitte mit einem kleinen Schildlein belegt war. Keiner der Anwesenden kannte das Wappen, und auch Hans, der sich sonst auf seine Wappenkunde gern etwas zu gut that, wußte keine Auskunft zu geben, weil er die Figur im Mittelschilde nicht zu erkennen vermochte. Etwas verdrießlich ging er zu dem vierten Pfeiler und begann vorsichtig den Mörtel an der Stelle abzuklopfen, an welcher seiner Meinung nach der Wappenschild angebracht sein mußte. Trotz aller Vorsicht aber löste sich ein ganzes Stück vom Pfeiler ab und fiel zu Boden, glücklicher Weise kam der Wappenschild, der durch den Fall selbst ganz frei wurde, oben auf zu liegen, und der Lieutenant von Witzleben schrie laut auf, als er das Wappen angesehen, auf das Hans ernst blickend und ohne ein Wort zu sagen, deutete. Der Schild zeigte ein durch gestürzte Sparren dreimal getheiltes Feld, das uralte Wappen des großen Thüringischen Hauses Derer von Witzleben.

„Es ist sein Wappen!" sagte Kisting leise vor sich hin und versuchte den Stein aufzuheben, der jetzt in seinen Händen in mehrere Stücke zerbrach.

„Mir wird unheimlich!" murmelte Theresius, der bis jetzt seine heitere Laune ziemlich unverändert behauptet hatte, „die Erscheinung, die er im Traum erblickte, sah seinem Vater ähnlich, und hier liegt sein Wappen zertrümmert; das ist doch seltsam!"

Die jungen Leute kehrten nachdenklich in Kisting's Zimmer zurück, nur Hans ruhte nicht, er lief zu dem Hausbesitzer, der ihm auf sein dringendes Begehr, anfänglich etwas befremdet, dann aber freundlich lächelnd, die Gemächer aufschloß, die unter der Schlafkammer lagen. Hier fand Hans durchaus keine Spur mehr von den Pfeilern; offenbar waren dieselben hier ganz vermauert, weil die Wände unten stärker waren, als oben. Ebenso wenig ergab sich eine Spur in dem Holzstall darunter, der schon halb kellerartig war. Der wackre Kirchenvorsteher und Strumpfwirker wußte auf des Forschers Frage weiter keine Auskunft zu geben, als daß sein seliger Vater bei einem neuen Flügelanbau vielfach auf altes festes Mauerwerk gestoßen sei und dasselbe zum Neubau mit benutzt habe. Man sagte dem freundlichen Herrn Kolbe nichts

von der gespenstigen oder traumhaften Erscheinung, man zeigte ihm aber die herabgestürzte steinerne Weintraube und das zerschmetterte Bette. Anfänglich erschrak der gute Mann gewaltig und ließ sofort einen Maurermeister kommen. Er beruhigte sich indessen, als dieser ihm nach kurzer Besichtigung versicherte, daß der Schlußstein des Gewölbes ganz fest liege, daß sich von demselben nur die Traube losgelöset habe.

Die Freunde feierten danach ein heitres Pfingstfest, denn auch bei dem Lieutenant war die Jugend mächtiger, als die Erinnerung an jene Nacht, in welcher sein Leben so schwer bedroht war und auf so eigenthümliche Weise beschützt wurde. Er reiste am Schluß der Pfingstwoche von Halle ab, und der ganze Vorgang war nach einigen Wochen Garnisonleben so ziemlich verschwunden aus seinem Gedächtniß, als er durch einen Brief aus Halle wieder daran erinnert wurde.

Es war Hans, welcher ihm schrieb: . . . . . „Ich kann Dir jetzt auch einige Aufschlüsse über den seltsamen Vorfall geben, wenn ich auch nicht im Stande bin, die Erscheinung ganz zu erklären, welcher Du, sie mag nun ein Traumgebild oder etwas anderes gewesen sein, Dein Leben verdankst. Erfahre denn, daß die Kammer, in welcher Du schliefst, wahrscheinlich zu einem Ordenshause der Deutschherren gehört hat, und zwar zu dem ersten Ordenshause, welches die deutschen Ritter in Deutschland hatten. Denn schon im Jahre 1200 schenkte Ludolph von Kroppenstädt, der Magdeburger Bischof, den Rittern am westlichen Theile der Stadt Halle einen Platz zum Aufbau eines Hospitals für Armen- und Krankenpflege. Neben diesem Hospital ist entweder sofort eine der heiligen Kunigunde gewidmete Kapelle erbaut worden, oder eine solche stand schon dort und wurde den Ordensbrüdern überlassen, denn dieselbe wurden bereits 1202 „fratres apud Sanctum Connigundam prope Hallis“ genannt; späterhin hieß dieses Ordenshaus „curia sanctae Cunegundis in Hallis“ und erhielt mancherlei Schenkungen. Das war die Grundlage der Balley Thüringen, die darum auch immer die älteste aller Balleyen in Deutschland („die erber und eltste Baly“) genannt wurde und als „ein sonderliches Kleinod“ des Ordens geachtet wurde, aus welcher auch der große, ruhmreiche Ordensmeister Hermann von Salza stammte. Die vielversprechenden Anfänge des deutschen Ordens in diesen Gegenden haben ein trauriges Ende genommen, die Hauptkraft des Ordens wurde in Preußen gebraucht, die Einflüsse der fernen Hochmeister erwiesen sich nicht segenbringend, die Ungunst der Zeiten darf auch nicht zu gering angeschlagen werden, kurz, schon im vierzehnten Jahrhundert geriethen die Balleyen des Ordens in Deutschland in große Noth. Es häuften sich die Schulden bei den unermeßlichen Zinsen jener Zeit bis zum Unbezahlbaren. Veräußerungen folgten den Verpfändungen, und als die Reformation kam, verschwanden die letzten Güter des deutschen Ordens in diesen Gegenden fast spurlos. Wann das Ordenshaus zu Sanct Cunigund vor dem Klausthor bei Halle aufgehoben worden ist, weiß man nicht, wahrscheinlich aber 1511, denn die letzte sichere Nachricht, die wir von einem Besitz des Ordens in Halle haben, geht dahin, daß der Statthalter der Balley mit Zustimmung des Deutschmeisters dem Capitel des Augustinerstifts zum Neuenwerk vor Halle eine Anzahl von Ordensgütern, Zinsen, Lehne, Wiesen u. a. für die Summe von 3650 Gulden im genannten Jahr verkauft hat, welche Summe zum Besten der Balley, namentlich des Ordenshauses Zwetzen verwendet werden sollte. Ich bin nun der Meinung, daß das Haus des Strumpfwirkers Kolbe, in welchem Du bei unserm Freunde Kisting wohntest, auf Grund und Boden des deutschen Ordenshauses von Sanct Cunigund steht, und daß Reste des Ordenshauses beim Bau des Bürgerhauses mit verwendet und vermauert worden sind. Meine Meinung aber stütze ich auf die Wappenschilde, welche wir damals fanden. Der Erste zeigte das Stadtwappen von Halle, der Zweite das Wahrzeichen der Stadt, der Dritte ein steinernes Kreuz mit einem Mittelschilde belegt, dieses halte ich für das Kreuz des deutschen Ordens, das ja auch mit dem Adlerschilde belegt ist. Ich vermag zwar den Adler nicht zu erkennen, auch weiß ich nicht, ob die einzelnen Balleyen damals den Adlerschild auf ihr Kreuz gelegt haben, aber ich bin in meiner Ansicht dadurch bestärkt, daß der vierte Schild das von Witzleben'sche Wappen zeigt, denn von 1392 bis 1420 war Albrecht von Witzleben Landkomthur der Balley Thüringen, und ihm folgte in dieser Würde Heinrich von Witzleben von 1420 bis 1429. Wahrscheinlich ist unter einem von diesen beiden Landkomthuren jenes Gemach im Ordenshause gebaut oder restaurirt worden. Du saheſt also, meiner Ansicht nach, in Deinem Traume nicht die Gestalt Deines seligen Vaters, sondern die Gestalt eines von diesen beiden ritterlichen Landkomthuren. Uebrigens finde ich's ganz in der Ordnung, daß Du auf so seltsame Weise gerettet wurdeſt, und Du wirst gut thun, über die Art der Erscheinung nun nicht weiter zu sinnen und zu grübeln. Gott hat eben viel tausend Wege, uns Menschenkinder zu beschützen! Ich habe mir mit dieser ganzen Angelegenheit viele Mühe gegeben. Im Kolbe'schen Hause habe ich noch mancherlei Nachforschungen angestellt und mich auch durch den Theres nicht abhalten lassen, der durchaus wissen wollte, daß ich nur der hübschen Strumpfwirkertochter zu Gefallen so oft vor das Klausthor wandre und den armen Kisting bei ihr ausstechen wolle. Ich kann Dir versichern, daß ich das hübsche Kind bei allen meinen Besuchen nur ein Mal flüchtig gesehen habe und aus Mitleid für den verliebten und eifersüchtigen Freund mit einem höflichen Gruß vorüber gegangen bin. Giebt es nicht in Euren Familienarchiven nähere Nachrichten über diese beiden Deutschherren und Landkomthure von Thüringen? Doch darum hast Du Dich wohl schwerlich bekümmert, und ich muß mich an einen andern Witzlebiaden wenden. . . .“

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 50. Berlin, den 11. December 1861. **Nr. 50.**

1. Julius Rudolph von der Osten, Landrath a. D. und Landschafts-Rath, auf Schönow, Kreis Pyritz. Ehrenritter seit 1856. † zu Schönow 30. November 1861.

2. Friedrich Wilhelm Ferdinand Freiherr von Schäffer-Bernstein, Großherzogl. Hessischer General der Infanterie und Kriegsminister. Ehrenritter seit 1839. † zu Darmstadt 1. December 1861.

Die Einweihung der Johanniter-Heil- und Pflege-Anstalt „Hephata" für Blödsinnige zu M.-Gladbach am 27. November c.

war ein Fest, dessen Segen nach dem Ausspruch eines Anwesenden durch Anregung der Liebe und Freudigkeit für das in ihr getriebene Rettungswerk an den blödsinnigen Kindern in die Ferne wird hinaus getragen werden.

Der Feier selbst war eine bis in das Einzelnste eingehende Revision des neuen Gebäudes und aller seiner Einrichtungen durch den Geheimen Medizinal-Rath Dr. Ebermeier, in Begleitung von zwei Sachverständigen, vorausgegangen, und das Schluß-Urtheil über das vollendete Werk in medizinischer, sanitätischer und baulicher Hinsicht war eine Anerkennung ohne Tadel.

Schon am 26. November und dem andern Morgen früh kamen viele Gäste und Besucher aus der Fremde; unter ihnen ein Pfarrer, aus dessen Gemeinde seit 2½ Jahren ein Knabe in der Anstalt weilt. Als Letzterer gefragt wird, ob er den Herrn da noch kenne, wendet er sich weinend an die übrigen Kinder mit dem Ausruf: „Der hat meine Mutter begraben!" Ein rührendes Zeichen seines erwachenden Gefühls!

Der Morgen der Feier war trüb, das Wetter sehr ungünstig, manche Wege kaum zu passiren. Dennoch strömten vor 10 Uhr viele Freunde und Theilnehmer zusammen, und das Gebäude, welches sich eben aus dem Nebel hervorhob, im Hintergrunde der Wald, die umgebenden Gärten und Spielplätze mit vielen Obstbäumen und einer langen Linden-Allee geschmackvoll bepflanzt, das Haus selbst mit Flaggen, mancherlei passendem symbolischen Schmuck geziert, machte auf Alle einen erhebenden und imponirenden Eindruck.

Die Feier selbst, zu welcher sich, außer den Vertretern des Ordens, Mitglieder der Königlichen Consistorien und Regierungen, des Provinzial-Ausschusses für innere Mission, die Pfarrer und Lehrer der Synode, die Mitglieder der Verwaltung, die Eltern und Angehörige der Pfleglinge und eine große Zahl von Freunden aus der Ferne zusammengefunden hatten, versammelte die Festgäste auf dem geheizten Corridor in der zweiten Etage, welcher 150 Fuß lang und 10 Fuß breit, schon eine große Schaar aufnahm; dazu war der Betsaal und einige andere auf diesem Corridor auslaufende Zimmer besetzt. Gesang eines einstimmigen Männerchores, ein Alle tief ergreifendes Lied der Pfleglinge, gemeinsamer Gesang in Begleitung der neuen kleinen Orgel, das Weihegebet des Präses der Rheinischen-Provinzial-Synode, die Weiherede des Präses der Westphälischen Synode und das Schlußwort des Vorsitzenden der Verwaltung bildeten die verschiedenen Theile dieser ernsten Feier. Der Letztere gab im Anschluß an das Wort: „uns ist Noth" einen Bericht, der dahin auslief, daß das Nothwendige zum Werk, nämlich der göttliche Befehl, die göttliche Verheißung, der göttliche Segen den Bauleuten niemals gefehlt habe. Der göttliche Befehl sei zuerst kund geworden durch die Bestimmung eines Gründungs-Capitals von Seiten des Kapitels des Johanniter-Ordens für diesen Zweck, und als nach dem ersten Angriff des Werkes unter den unerwartet vielen Anmeldungen und Bitten um Aufnahme ferner da bei der fortschreitenden Erkenntniß, wie viel zu einem solchen Werk gehöre, und wie in Rücksicht auf die nothwendigen Kräfte und Kosten, Kranken- und andere Rettungshäuser gar nicht in Vergleich kommen können, sich der Umfang der Aufgabe auf eine für die Arbeiter erschreckende Weise erweitert habe, sei ihnen die göttliche Zusage und auch Hülfe zu Theil geworden durch reichliche und freudige Opfer für dieses Werk, wie denn jenes erste Gründungs-Capital aus Ordens-Mitteln sich mehr als verfünffacht habe; endlich aber sei in den verwendeten Gaben bisher ein solcher göttlicher Segen spürbar geworden, der das Geringe vermehrt habe, daß man denselben getrost dürfe als ein Saatkorn ansehen, welches auch das noch Fehlende hervortreiben werde. Es wurde mit besonderer, dankbarster Freude darauf hingewiesen, daß Seine Königliche Hoheit der Herrenmeister bei seiner Anwesenheit im August d. J. Höchstseine Zufriedenheit bezeugt und sich verwundernd geäußert, daß so Großes mit diesen Mitteln sei geschafft worden. Als eine Hauptbedingung für das Bleiben eines solchen Segens von Gott wurde der Sinn der Genügsamkeit und Sparsamkeit in der Anstalt gefordert, welcher aus der Gottseligkeit fließe, die die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens habe.

Zum Schluß wurden die Symbole des Nothwendigen für den Anstalts-Haushalt, das Brod und Salz geweiht, und unter tröstenden, ermuthigenden und stärkenden Worten jenes der frommen, sinnigen Hausmutter, dieses dem reich begabten, mit treuer Liebe ausgerüsteten Hausvater überreicht.

An diese Feier schloß sich die zweite, wo in zwei großen Sälen die Kinder unterrichtet und in einem andern die Handarbeiten derselben gezeigt wurden. Als vor Kurzem ein hoch-

gestellter, einflußreicher Mann die Anstalt besuchte, welcher früher von den hartnäckigsten Vorurtheilen trotz aller aufgewandten Vorstellungen und Bitten nicht lassen wollte, sagte derselbe beim Abschiede: „ich bin für alle Zeiten kurirt." Wir haben nach dem Unterrichte viele solcher Aeußerungen vernommen und glauben nicht, daß noch Einer seine Vorurtheile mit hinweggenommen hat. Die Mutter eines Knaben, der vor zwei Jahren in thierähnlichem Zustande in die Anstalt getreten, sahen wir einen Fußteppich, den derselbe allein angefertigt hatte, mit heißen Thränen des Dankes benetzen. Den Vater eines Mädchens, für welches er früher Jahre lang vergebens überall Hülfe gesucht, drängte es öffentlich auszusprechen, wie sein Herz an diesem Tage voll Freude sei, und wie er allen Eltern, die gleich ihm von Gott heimgesucht seien, zurufen möchte, daß sie doch nicht säumen sollten, die ihnen dargebotene Hülfe zu ergreifen.

Schließlich wurde eine Urkunde über die erfolgte Einweihung in das Protokollbuch der Anstalt niedergelegt, worauf die fremden Gäste noch einmal alle Räume des großen Hauses durchwanderten, und insonderheit die Dampfmaschine, die Leitung des kalten und warmen Wassers durch's ganze Gebäude, die Bade-Räume, die Werkstätten, die Küche, Schlaf- und Speisesäle in Augenschein nahmen. Es arbeiten gegenwärtig in der Anstalt: der Arzt, der Hausvater und die Hausmutter mit einer Gehülfin, zwei Lehrer, ein Pfleger, der die Werkstätten der Knaben leiten soll, eine Oberwärterin, drei Wärterinnen, ein Knecht und zwei Mägde. In der Anstalt sind sechs und dreißig Kinder, aber schon sind bereits zum ersten Mai nächsten Jahres neun Aufnahmen zugesagt.

Nach dem gemeinsamen Mittags-Mahl wurden Mittheilungen gemacht von Dem, was in anderen Theilen unsers Vaterlandes in Folge der Gründung unseres Werkes schon für gleiche Zwecke geschehen sei, besonders in der Provinz Sachsen, in Schlesien, Pommern, in Hannover, Oldenburg und Nassau, und daß man in Würtemberg bereits an die dritte Anstalt denke. Das Alles konnte nur dazu dienen, die Herzen der Feiernden mit Freude und Dank gegen Gott zu erfüllen, und mancher herzliche Händedruck besiegelte das Gelübde, nicht müde werden zu wollen, bis das von Gott angeregte und so herrlich in allen Landen aufblühende Werk vollendet sei. Gott erhalte Hephata seinen Segen! —

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Demzufolge blieben die drei Zungen Aragon, Castilien und Frankreich zur Deckung Kariens. Piombes Sitz sollte Pyskos sein, Aragon und Castilien die andre Seite und die Ueberwachung des Halikarnaß haben und ein Lager beziehen, Tankred endlich die Zunge von Kos verwalten. Letzteres war eine ungeheure Vergünstigung, welche man auf Zollerns dringendes Zureden dem stolzen Pilier erwies! Deutschland unter Zollern besetzte die Ilderymsinsel, Italien hatte den Seedienst. Die Zungen von Provence, Auvergne und England aber, nun entbehrlich, sollten mit den beiden Großmeistern nach Rhodus zurückgehen.

Nachdem die Ordenssitzung aufgehoben worden, erfolgte die Musterung aller Ritter. Die Trompeten schmetterten, die Glocken der umliegenden Inseln tönten über's Meer, und majestätisch brauste der Choral der Brüder: „Deus, creator" empor gen Himmel. Mit erhobenen Händen dankte der Großmeister Naillac Gott für den Sieg, lobte die Streiter und gedachte der Gefallenen. Dann, unter tiefem, andachtsvollem Schweigen ward die Insel, welche einst den Beinamen des todten Tyrannen Tamerlan, Ilderym (der Blitzstrahl) getragen, dem Apostel St. Petrus geweiht, „daß sie fortan der Fels sei, auf den das Werk der Wiedereroberung sich gründe!" Unter freudigem Danklied endete die Feier. — Die Zungen begannen dem Ordensbeschluß gemäß die Schiffe zu besteigen, oder sich in ihre Stellungen zu begeben, nachdem sie ihre Todten begraben, ihre Verwundeten in Sicherheit gebracht hatten. Ueber dem Hauptthor der Petersfeste flatterte das Panier des Piliers, das alte Hohenzollern-Wappen.

Wie Naillac und Fluvian sich von Friedrich nach kurzem Imbiß trennen wollten, um zum Ordenssitz zurück zu kehren, faßte Zollern plötzlich tiefbewegt die Hände der Großmeister.

„Meine theueren Brüder, ein Wort noch, ehe Ihr geht. Es lastet etwas Entsetzliches auf meinem Herzen, die Ahnung großer Schande, großen Gräuels! Wenn ich aber angeben sollte, Dies oder Jenes ist's, so wüßte ich's nicht. Es sind bei diesem Kampfe Dinge geschehen, die ermittelt werden müssen zum Heile des Ordens; falle der Ausgang Dem auf's Gewissen, der schuldig ist. Möglich, mein alter Kopf plagt sich mit Gedanken, die sich dann nichtig erweisen, aber ich fürchte, ich habe mich nicht getäuscht. Erlaßt mir, Euch Mehreres zu sagen, nur vorbereiten auf eine finstre Stunde will ich Euch. Gehe es aber aus, wie es will, ich werde Euch bei den drei ewigen Lichtern der Religion Rechenschaft geben, und habe ich falschen Verdacht gehegt, will ich mit Freuden Buße tragen!"

„Du erschreckst und ängstigst uns, Zollern!" rief Fluvian. „Ein Todesverbrechen?" —

„Laß' ihn jetzt, Bruder," sagte Naillac. „Ich sah es ihm seit Tagesbeginn an, daß er im Herzen trauert und mit sich selber kämpft. Thue Friedrich, wie Der stets thut, welcher dem ewigen Lichte am nächsten steht. Der Vater des Ordens wird keines seiner Kinder verleugnen! St. Johann sei über uns!"

Sie umarmten einander stumm, und Friedrich begleitete die Großmeister zum Strande, wo die zurückbleibenden Piliers sich verabschiedeten.

Als die Großmeistergaleere in See ging, kehrte Zollern mit Piombes, Soranzo, Fereira und Braganza, die unter seinem Kommando standen, zurück. Piombes zwang sich, seine üble Laune, daß er das Gubernium von Karien nicht allein und unabhängig erhalten, zu verbergen.

„Hast Du uns noch weitere Maßregeln anzuempfehlen, Bruder Pilier von Deutschland?" fragte er mit leisem Hohn.

„Dir nicht, Piombes, Du bist zu — weise, um meines Rathes nicht zu entbehren!" entgegnete Friedrich. „Bruder Soranzo aber wird vier seiner Schiffe nach Pyskos, vier nach Knidus, vier in diesem Hafen stationiren. Abwechselnd je eins hat den Postdienst täglich. Die Brüder Fereira und Braganza beziehen bei Pyskos ein festes Lager. Habt mir auf Halikarnaß ein Auge und was um Milet vorgeht; Streifcorps zu Roß werden sehr gut thun. Die Stadt Pyskos hält Piombes

und mag mir, so bald es ihm beliebt, Vorschläge zu ihrer Befestigung thun. Alle Gefangenen und Schätze aber, die sich bei Untersuchung der Gegend finden, befehle ich Euch bei meinem Amt, sofort mit guter Bedeckung an mich zu senden. Was auf der Seeseite vorfällt, Bruder Soranzo, sei mir und dem Großmeister zugleich gemeldet. Gott geleite Euch!" —

Die Piliers verfügten sich zu ihren Zungen.

„Den weisesten Bruder von Zollern macht das Alter etwas kindisch und wunderlich," sagte leise Piombes zu Fereira. „Thut er nicht gerade, als würden wir Was von der Beute für uns behalten?" —

„Ich kann nicht sagen," entgegnete der Aragonier, „daß ihn der Sieg eitel gemacht, aber traurig, fast schwermüthig, das weiß ich gewiß. — Vergeßt nicht wegen des jungen Hohenlohe nachzuforschen!"

„Schon gut. Ich habe noch nie gesehen, daß um einen Milchbart so viel Wesens gemacht wurde. Lebt wohl!" —

Inzwischen schritt Friedrich mit tiefem Sinnen dem Pallast zu. Jeden Augenblick ward sein Herz schwerer, nahm seine düstre Stimmung zu. Statt wie sonst mit den Comthuren Rhin und Montfort zu speisen, sie zu Theilnehmern seiner vielverzweigten Geschäfte zu machen, gab er ihnen nur kurze, strenge Anweisung über Besetzung wie Verpflegung des Platzes und entließ sie. Auch Henneberg, der bei ihm persönlich Dienst hatte, wollte er an der Thür abweisen.

„O, schick' mich nicht auch noch weg, Weisester! Dein Herz ist zu bewegt, ist voll Schmerz, wie meins. Ich frage nicht, was Du denkst, denn das ziemt meiner Jugend nicht, aber mit empfinden will ich's. Laß mich um Dich sein. Ruprecht hat die Hunde gebracht, und wenn Du mich liebst, laß mich mit den Rüden nach Hohenlohe suchen. Ich bring ihn Dir wieder!" —

„Bring ihn lieber todt, als lebend und ehrlos!" —

„Ehrlos? Was hast Du gesagt! — Ehrlos?! —

„Schweig! Ich sagte schon zu viel! Aber bei meiner Mutter reinem Wandel, bei diesem Haar, das unter Ehre und Entsagung weiß ward, Schwert und Strick sei über dem Verbrecher! — Du willst Hansen suchen? Gut, Du sollst! — Aber vergiß nicht, daß Du schweigen mußt, willst Du nicht selber Schande auf Dich laden. Mag Deine Bryderliebe Dir die Fährte zeigen. Komm!" —

Sie traten in Friedrichs Zimmer, wo Ruprecht mit den Doggen wartete, die winselnd an ihrem Herrn emporsprangen. „Ruhig Zuleika, ruhig! Gieb schnell den Thieren Futter, aber reichlich, Ruprecht!" —

„Zu Befehl, Weisester!" —

Hastig und voll Unruhe ging Friedrich im Zimmer auf und ab ohne ein Wort zu reden; hin und wieder betrachtete er ungeduldig die fressenden Thiere. — Als die Doggen gesättigt waren, band er Zuleika an eine Koppel, pfiff den Andren und gab Rink einen Wink. Sie verließen das Gemach. Ruprecht mußte mit einer Kienfackel voranleuchten und so stiegen sie hinab in den Keller des Außenthurms.

„Zuleika such' ihn! Hussah, mein treues Thier! Wo hast Du ihn denn verloren, wo?" — dabei breitete er das Stroh der Zelle auseinander.

Die Hündin beroch das Lager lange, dann heulte sie dumpf, wedelte mit dem Schweif und sprang vor Freuden. Es war das Erkennungszeichen. Die andren Doggen nahmen gleichfalls die Spur auf.

„Nun Wilderbrandt, nimm die Leine, zeig, daß Du den Namen in der That führst und folge dem Thiere. Sieh, wie es schreit und winselt. Rasch, mein Sohn, zu Nacht erwart' ich Antwort!" —

„Auf mein Gelübde, Du sollst sie haben!" —

Die Hündin zog und zerrte, am Boden riechend, vorwärts, dann schlug sie ein Geheul auf. Kaum konnten die Männer folgen. Das Thier führte sie erst kreuz und quer auf den Zinnen und durch die Gebäude, ja kam oft auf einzelne Stellen zurück. Endlich nahm es den Weg nach dem nördlichen Hofe zum Wasserthor.

„Ein Boot, ein Boot!" rief Henneberg.

Während er dasselbe mit den Thieren bestieg, eilte Friedrich auf die Mauer des Thurmes, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Er sah Rink abstoßen und den Hafen durchschneiden. Aber ehe derselbe noch das jenseitige Ufer erreichte, hatte Zuleika die Leine zerrissen, war mit einem Satze aus dem Nachen, legte die Strecke bis Kos schwimmend zurück, sprang an's Land und stürzte rechts empor, einer Schlucht zu, in der sie verschwand.

„Du treues Thier!" rief der Greis. — „Was der wunderbare Gott dem stolzen und allweisen Menschen versagte, das gab er Dir!" Er stieg gedankenvoll hinab und machte die Runde bei den Brüdern. — —

Henneberg kam nach langem Suchen resultatlos zurück. Er hatte Hohenlohe nirgends auf der Landzunge gefunden und Zuleika's Spur überdem vollständig verloren. Die Dogge schien Hohenlohe's Geschick theilen zu sollen! — —

Es war am Abend des sechsten Tages nach der Besitznahme der Insel St. Pierre, als Tancred de Piombes nnd Agathon de Vendatour allein auf dem flachen Dach eines mauriſchen Gebäudes saßen, das früher ein Aga Tamerlans als Kaschew (Hauptmann) von Knidus innegehabt. Im Hofe lagen und standen Piombes' Knechte unter einigen Palmen, lachten, sangen und genossen gleich ihrem Herrn die würzige Abendluft. Selbst die Wache am Thor lehnte nachlässig auf dem Speer, und die Stille des von seinen muselmännischen Einwohnern verlassenen Oertchens ward nur durch verschiedene kleine Abtheilungen von Rittern belebt, die auf schnaufenden Rossen heimkehrten oder zur Nacht fortritten, um die Halbinsel unter fortwährender Beobachtung zu halten, während kleine Rotten von Fußknechten (Söldlingen des Ordens, aus der rauflustigen Jugend des griechischen Archipels genommen, und jeder Zunge zugetheilt) die Wache im Hafen und dem Weichbilde von Knidus versahen. —

Die Sonne war unlängst hinabgesunken, das tiefblaue Firmament noch umhaucht von dem rothen Golde der Abendwolken, während ein weißblauer Dämmer rauchförmig durch Laub und Höhen zog, indeß das funkelnde Meer leise rauschend sich mit feinem Gischt an den flachen Molen brach, wo träge zwei Ordensgaleeren lagen, von deren Masten die Laternen glommen. Tankred saß still und starrte auf das Meer, während Vendatour einer silbernen Flasche fleißig zusprach, die vor ihm auf dem Rande der Mauerkrönung stand.

„Nun, was sinnst Du, Comthur? Ist doch sonst nicht Deine Art, zu träumen und schmachten. Ich fürchte, Du hast einen Splitter im Hirn, der Dir viel Unruhe macht!"

„Und wenn er mich ja in Frieden läßt, mußt Du mich wohl an ihn erinnern?" —

„Keineswegs, nur haß' ich die stumme Grübelei über Vergangenes! Vorher hab ich genug geredet, Dich abzuhalten, jetzt — „kana ma kana" sagt der Moslem, man muß Geschehenes geschehen sein lassen!" —

Beide schwiegen eine Weile.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wanderungen durch die Mark Brandenburg von Theodor Fontane. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1862.

Wer die Landschaften Lessing's sah, wer den Genuß gehabt, die berühmten griechischen Landschaften Rottmann's, besonders das „Schlachtfeld von Maraton" und „die Bucht von Aulis" zu betrachten, sich in sie zu vertiefen und im Geist mit jenen Heroengestalten des alten Hellas zu bevölkern, der empfindet so recht, was es Großartiges um eine „Historische Landschaft" ist, um die künstlerische Darstellung einer vom Titanenschritt der Geschichte wiederhallenden Oertlichkeit, wo Busch und Wasser, Himmel und Erde, selbst die Steine predigen von der Großthat moderner Geschlechter. Wenn wir jemals den Eindruck und tiefen Werth der historischen Landschaft in uns neu erwachen fühlten, war es bei Fontane's Wanderungen durch die Mark Brandenburg. In diesem Werke hat sich der Verfasser auf den Sockel eines historischen Landschafters in der Literatur geschwungen, ist das für die vaterländische Geschichte geworden, was Tschudi, Berlepsch und Masius für die populäre Naturbeschreibung sind. An Fontane's Hand empfinden wir erst, wie viel Herrliches das Vaterland in seinem Schooße birgt, wie sich um Berlin ein breiter Gürtel geweihten, vom Dufte der Erinnerung umwehten Bodens legt. Er führt uns zuerst nach Wustrau zu den Ziethen am Ruppiner See, dem nahen Carwe, wo die verwandten Kneseb eck's hausen. Das Bild des alten Husarenvaters und jenes Kneseb eck's, aus dessen Hirn der Gedanke entsprang, Napoleon durch die „Oede des Raums", den Zug nach Rußland, zu besiegen. — Dann tauchen die Thürme der Klosterkirche von Neu-Ruppin*) empor, wo der große Fritz als Kronprinz, General von Günther, der Vorläufer Scharnhorst's, der erste Organisirer unserer Armee, gewaltet, ein Schinkel geboren wurde und der große Illustrator der modernen Weltgeschichte, „Gustav Kühn" mit seinen weltdurchwandernden Bilderbogen residirt. Dithyrambe wie Sentiment, historische Schärfe und die malerische Offenbarung stummer und doch so redender Natur, herbe Melancholie und biderbe Komik wechseln kaleidoskopisch, quellen aus den Stimmungen der Oertlichkeiten so zwanglos hervor, als wäre Unsereiner selber dort und machte dieselben Betrachtungen. Von Ruppin gehen wir nach dem hellen Rheinsberg, durchtändeln die poetisch-witzvollen Tage Friedrichs II., machen uns am Hofe des Prinzen Heinrich heimisch, dann aber gilt den schlichten Gehöften Zernikows und dem alten Fredersdorf unsere Wallfahrt. In Gantzer bewirthen uns die Jürgaß und die Rohrs, bis wir Fehrbellins Wahlstatt und das Wüstrauer Luch betreten. — Tegel winkt, das allbekannte, mit seinen Kunstschätzen und Erinnerungen, die Gräber der Humboldts, über denen die Hoffnung mit der Lotos, dem Symbole der ewigen Wandlung, schwebt. Das alte Oranienburg und die Zeit der Quitzows, die Gestalt Louise Henriettes treten vor unsre Seele, zu Buch aber die Mahnen der Roebel, Pöllnitz und Viereck. Das frühlingsathmende Blumberg mit seinen Cansteins, Loebens und Arnims, Werneuchen mit seinem Naturfänger, dem biederen Schmidt, in Prenden der alte Sparr, in Gusow der graue Derflinger, und auch du, düstres Küstrin nimmst uns auf, wo Katt blutete für den Freund und Königssohn. Dann auf dem Flügelrosse eilen wir nach Koepnick, zu den derben Jagden Joachims II., hören das drohende Wort Gustav Adolphs, schauen das Treiben am Hofe des Kurprinzen Friedrich Wilhelm, und der erlöschende Glanz Henriette Maries, wie Schmettaus geistiges Wirken zieht traumähnlich an uns vorbei. Großartig schön, an Konzeption und Stimmung das Gelungenste, ist der Besuch der »Müggelsberge, des Müggelsees, des Schildhorns.« — In Klein-Machenow gilt den Hakes unsre Referenz, denn wir müssen noch zu dem tollen »Geist von Beeren, in Löwendorf zu Alvensleben, Gröben und Kneseb eck, nach Schloß Beuthen zu dem alten Geschlecht der Goertzkes, um in Saalow endlich der Wiege des berühmten Schneiderjohns, den Manen unsres Schadow ein Glas als Libation zu bringen. Damit endet die Landschaftsgallerie. — Vor der Trefflichkeit des Ganzen kommen einzelne kleine Formenmängel nicht auf, und wir haben nichts als (S. 124) den Irrthum des Verfassers, den Johanniterrittern rothe, statt schwarze Mäntel zu geben, zu berichtigen. Diese »Wanderungen« geschrieben zu haben, würde der Stolz jedes Schriftstellers sein, und keinem Edelmann, der von alter Poesie und Ehre träumt, keinem Patrioten, der auf die Thaten und Helden seines Landes stolz ist, sollte dies Buch auf dem Büchertische fehlen. A. E. Brachvogel.

*) Eine Episode dieses Kapitels: „Die Grafen von Ruppin", brachte unser Organ in Nr. 28 des vorigen Jahrgangs. D. R.

Miscellen.

Der jetzige außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister des souverainen Johanniter-Malteser-Ordens beim Kaiserlich Oesterreichischen Hofe ist jetzt der Kämmerer, Bailli Franz Graf Kolowrat-Krakowski. — Das neueste Gothaische genealogische Taschenbuch begeht aber einen Fehler, wenn es bloß „Johanniter", statt „Johanniter-Malteser-Orden" setzt. Unter ersterem Ausdruck versteht man die Ritter der Balley Brandenburg, unter letzterem die des katholischen Zweiges in Deutschland und Italien, welcher unter dem stellvertretenden Großmeister steht. —

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten.

Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 51. Berlin, den 18. December 1861. **Nr. 51.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1861 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. November 1861	43		
	Zugang pro November	4		
		47		
	Abgang	9		
	Bleibt Bestand	38	38	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. November 1861	40		
	Zugang pro November	6		
		46		
	Abgang	8		
	Bleibt Bestand	38	38	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. November 1861	11		
	Zugang pro November	11		
		22		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	20	20	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. November 1861	18		
	Zugang pro November	2		
		20		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	18	18	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. November 1861	7		
	Zugang pro November	10		
		17		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Stendal:**			
	(Neu eröffnet:)			
	Zugang pro November 1861	5		
		5		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	3	3	17
7.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. November 1861	34		
	Zugang pro November	10		
		44		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	34	34	50
8.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1 November 1861	2		
	Zugang pro November	6		
		8		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	2	2	8
	zu übertragen:	—	165	256

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		165	256
9.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. November 1861	5		
	Zugang pro November	1		
		6		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
10.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. November 1861	3		
	Zugang pro November	3		
		6		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	5	5	8
11.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. November 1861	2		
	Zugang pro November	—		
		2		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
12.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. November 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
13.	**Altena:**			
	Bestand am 1. November 1861	6		
	Zugang pro November	5		
		11		
	Abgang pro November	2		
	Bleibt Bestand	9	9	38
	Zusammen:	—	201	336
	Am 1. November c. waren vorhanden	—	189	315
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. Dcbr. zugenommen um	—	12	21
	Der gesammte Abgang von Kranken pro November beträgt	—	51	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	7		
	b) als geheilt entlassen	39		
	c) als ungeheilt entlassen	5		
	wie vor	51		

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das Ordens-

Krankenhaus in Saïda. In demselben waren am 1. October 1861

Bestand	25	Kranke.
Im Laufe des Monats kamen hinzu	44	"
	69	Kranke.
Der Abgang pro October c. beträgt	40	"
Bestand am 1. November 1861	29	Kranke.

Von den in Abgang gebrachten 40 Kranken sind:

a) gestorben	2
b) gebessert entlassen	14
c) fortgegangen	1
d) ungebessert "	2
e) " entlassen	4
f) geheilt "	17
wie vor	40.

Von den 44 pro October c. neu Aufgenommenen, unter denen sich nur noch 2 sogenannte Flüchtlinge befanden, waren:

Christen	20
Metawelis	10
Muhamedaner	12
Deisten (Beduinen)	2
	44.

Die Gesammtzahl der bis zum 1. November 1861 in diesem Hause aufgenommenen Kranken beträgt: 384.

Nekrolog.

Am 26. November d. J. verschied nach längeren Leiden im 73. Lebensjahre auf seinem Gute Neuensund in der Uckermark der Königl. Major a. D. und Ehrenritter des Johanniter-Ordens Hans von Arnim.

Der Tod dieses Ehrenmannes in der ganzen Bedeutung des Wortes ist nicht nur ein wahrer Verlust für den Prenzlauer Kreis, dem der Major von Arnim mit seinen ausgedehnten Besitzungen angehörte, sondern mit ihm ist auch einer der wenigen Patrioten geschieden, die der Armee schon vor der Campagne von 1806 als Offiziere angehörten. — An den Freiheitskämpfen von 1813—14 nahm Arnim, in dem leichten Garde-Kavallerie-Regimente, ebenfalls so rühmlichen Antheil, daß ihm das Eiserne Kreuz, so wie auch die Ritterkreuze des russischen St. Annen- und St. Wladimir-Ordens verliehen wurden.

Mit demselben Eifer, mit welchem Hans von Arnim als Militair gedient hatte, widmete er sich im Frieden der ihm anvertrauten Administration der väterlichen Güter, deren dritten Theil er, nach dem im Jahre 1821 erfolgten Tod seines Vaters, des Landes-Directors von Arnim, als Eigenthum übernahm.

In landwirthschaftlichen Bestrebungen stets mit gutem Beispiel vorangehend, widmete er sich auch vorzugsweise der Pferdezucht, die er mit dem besten Erfolge selbst betrieb, aber auch Opfer nicht scheute, um dieses Ziel namentlich bei den Bauern im Kreise zu erreichen. Welch' glücklichen Ausgang diese Bestrebungen hatten, beweisen die wiederholt prämiirten Bauernpferde des Prenzlauer Kreises, dort und auf den Provinzial-Ausstellungen in Berlin, und Arnims anerkannte Verdienste hatten die Berufung desselben in das Landes-Oekonomie-Collegium zur Folge, dessen Mitglied er längere Zeit war.

Die Verleihung des Hohenzollernschen Hausordens, sowie des Johanniter-Ordens, waren ebenfalls Merkmale der Anerkennung, welche des Majors von Arnim besonders auch im Jahre 1848 bewährter Patriotismus bei seinem Könige gefunden, und erfreuten, als Beweis gnädiger Gesinnung, das Herz des von jeder Ostentation und Eitelkeit sich freihaltenden Mannes, der in allen Lebensverhältnissen eine edle Einfachheit bewahrte. Der Grundzug seines Charakters war Offenheit und Wahrheit, verbunden mit dem größten Wohlwollen gegen seine Mitmenschen, weß Standes und Berufes sie auch sein mochten, und diese Eigenschaften machten den Charakter so liebenswürdig, wie es auch die äußere Erscheinung des Verstorbenen, selbst noch in der letzten Zeit seines Lebens war, wo schwere Leiden wohl den Körper, nicht aber die christliche Ergebung und Geduld erschütterten, die der Dahingeschiedene sich in liebenswürdiger Weise bewahrte, bis es Gott gefiel, ihn von seinen Leiden zu erlösen. — Der schönste Trost für die diesen Edlen betrauernden Hinterbliebenen ist gewiß der Rückblick auf sein ganzes Leben, wodurch er sich nicht nur bei den Seinigen, zahlreichen Verwandten, Freunden und Untergebenen, sondern auch in den weitesten Kreisen ein ehrendes Andenken gestiftet hat, das seiner Familie noch Segen bringen wird, und, wie es hier auf Erden die Anerkennung der Menschen gewährt, in den himmlischen Gefilden, zu denen seine Seele emporgestiegen, die Gnade Gottes finden lassen wird.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

„Es ist sonderbar," begann Tankred, „wie mich der heutige Abend eigenthümlich ergreift, so finster stimmt. Keines unserer Ordenssimbole ist so wahr als das, mit der Sonne, dem leuchtenden Osten die Idee der Schönheit, Wahrheit, des Lebens und der Allbeglückung, aber mit der Nacht die Idee der Leere, des Todes, der Lüge und Finsterniß zu verbinden. Die Nacht ist das Reich des Verderbens! — Findest Du es nicht kalt hier?" —

„Ich! Nein es ist der herrlichste Abend von der Welt. Nimm einen Schluck Chierwein, er wird Dich wärmen und die melancholischen Spinnennetze aus dem Hirn spühlen." —

Tankred trank, dann stemmte er die Flasche auf's Bein. — „Wenn ich hätte ahnen können, diese paar erbärmlichen Schäferstunden müsse man mit — mit dem Griechen erkaufen, dies Weib werde von ihrer Haremstugend so viel Aufhebens machen, —? Verdammt, ich wünsche die ganze Geschichte zum Satan!"

„Du hast viel Umstände mit ihr gehabt, was? Gutwillig gab sie sich nicht! — Pah, da war's doch besser zu Rheims, wo Du nur mit den Rosinobles zu klimpern brauchtest!" —

„Wahrhaftig, sie war wild wie eine Katze und hätte sie eine Waffe zur Stelle gehabt, jeder Besuch wäre mit einigen Zoll Eisens bezahlt worden!" —

„Die Erhörung Deiner Leidenschaft ist, kurz gesagt, schlecht genug ausgefallen, und nun fühlst Du Reue. Oder thut Dir der — der Grieche leid. Hast Du etwa Furcht vor Entdeckung?"

„Ich bewundere Dein Benehmen, Agathon! Vorher warst Du voll Sorgen und Warnungen, hattest tausend Gewissensscrupel, und jetzt, wo ich mehr that, als ich je gewollt, einen kurzen, erbärmlichen Rausch mit — mit einem schlimmen — Nothbehelf erkaufen mußte, sprichst Du mit solcher Kälte davon, obwohl Du daran Theil genommen?" —

„Woran, Komthur? Du wirst doch die Gefahr ebenso wie den Nutzen auf Dich allein nehmen? — Wir verfolgten einen Griechen und ein syrisches Weibsbild, der Mann ward in der Dunkelheit getödtet, was aus dem Weibe wurde, weiß ich nicht!" —

„Aber er gab sich als Ritter in den mystischen Zeichen zu erkennen, dennoch ward er von uns hinab —"

„Weil man im Kriege, zumal bei Nacht, nicht viel Zeit hat Unterscheidungen zu machen. Von Deinen Zeichen und Worten hab' ich nichts gesehen, noch gehört. Schlimmsten Falls ist's aber ein Versehen, das wohl mit achttägiger Pönitenz abzuthun sein wird. Du scheinst wirkliche Entdeckung zu besorgen!"

„Eigentliche Entdeckung? Nein. Die Halbinsel steht unter meinem Befehl, den Knechten ist mit dem Schmuck der Frau der Mund gestopft, und morgen hoffe ich sie nach Frankreich zu schicken, also gänzlich los zu werden; mein Onkel hat nämlich Mahnbriefe wegen der Responsionen abzuschicken. Gesetzt, man fände das Weib auch, kann sie sich nicht versteckt haben? Wird man einer Heidin glauben? Weshalb muß ich sie denn dorthin geschleppt haben? Nur auf Grund sicherer Beweise ist ein Ritter anzuklagen! — Mir ist nur eins peinlich! So geringfügig es ist, wirkt es doch beunruhigend auf mich!"

„Was ist's denn?" —

„Gestern Morgen, als ich allein die Runde machte und am Ende der letzten Gehöfte nach der Cysterne zu, etwa eine halbe Stunde von ihr entfernt, auf den Wachtposten der Knechte stieß, sah ich eine der gelben Doggen Zollerns, welche die Leute fütterten. Als ich herantrat, heulte das Thier und lief mit dem Brote im Rachen fort. Ich erkundigte mich anscheinend theilnahmlos, und man sagte mir, das Thier fände sich schon seit drei Tagen ein und schleppe das Fressen weg!"—

Agathon war aufgesprungen! „Tankred, laß das Weib laufen, ich bitte Dich! Heute noch! Man muß bei der Cysterne nachsehn!"

„Du glaubst doch nicht," fuhr Tankred empor, „jener — Mensch könne — noch leben?" —

„Ich glaube nichts, aber fürchte Alles! Morgen wirst Du mich nach der andren Seite von Kos schicken, ich mag mit Dir nichts mehr zu thun haben!"

„O, ich danke Dir, wackrer Freund! Willst Du mich nicht auch verrathen?" —

„Bei meinem Seelenheil, nein, aber ich fordere Dich auf, Alles zu beseitigen, was Verdacht erweckt!"

„Ich werde diese Nacht das verteufelte Weib frei lassen! Mach' Dich fertig, wenn Alles finster und still ist, gehen wir!" — — —

Es war Nacht, als beide Ritter nach dem Aquadukt aufbrachen. In die Mäntel gewickelt, das Schwert in der Hand, schritten sie fürbaß. Ungewiß schien der Mond durch die Zweige, der Wind raschelte geisterhaft im Laube und pfiff schrillend um die Felskanten.

„Du hast doch das Feuerzeug, Tankred?"

„Ja, schweig' und komme!" —

Mit größter Vorsicht schlichen sie die buschigsten, entlegensten Pfade bergauf, um die Wasserleitung zu erreichen. Innere Beklommenheit und das Bestreben, die Folgen ihrer Handlungen zu verwischen, ließ sie bei jedem huschenden Schatten, vor jedem Geräusch erbeben. — Endlich hatten sie das Gemäuer erreicht. Es lag in tiefstem Dunkel. Leise tappten sie vorwärts.

„Hast Du die Thür?" —

„Nein, wir müssen schon vorüber sein. — Hörtest Du nichts flüstern?"

„Nein, nein, komm' doch nur, hier ist der Eingang!" —

Tankred und Agathon öffneten mühsam die verbarrikadirte Pforte, dann faßten sie einander an der Hand und tasteten vorwärts hinein. —

„Mach Feuer, Tankred!" —

„Nimm nur erst die Schlüssel! — Es ist entsetzlich still hier!"

Als eben Tankred Feuer schlug, schoß jähes Licht durch den Raum. Die Thür des leeren Gemachs war aufgesprungen und die Ritter erblickten vor sich Naillac Fluvian und Friedrich von Zollern. Komthure mit brennenden Windlichtern umstanden sie.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Lippen Tankreds und Agathons. Sie wollten sich wenden und fliehen, aber hinter ihnen versperrten Henneberg, Montfort und Rhin mit blanker Waffe den Weg.

Sie standen starr, gebrochen! —

Da trat Großceremonienmeister Sanquillac auf sie zu: „Fortan, ihr Verfluchten, sollt ihr dies Kleid der Ehre nicht mehr tragen! Ich übergebe euch dem Richterstuhl der Drei!"

Die Komthure rissen ihnen den Rittermantel vom Leibe und beraubten sie des Schwerts. Da zog Tankred den Dolch der Gottesgnade, um seinem Leben ein Ende zu machen, aber er ward zu Boden gerissen, entwaffnet, gebunden und fortgeschleppt. Vendatour geschah das Gleiche, ihre Häupter wurden mit einem Mantel verhüllt. — Die Lichter löschten aus. — Wie Gespenster zogen die schwarzen Gestalten mit weißen Kreuzen still über die Hügel. Alle Reiterposten wichen von ferne aus, sobald Sanquillac's Ruf erklang: „Weicht vor den Dreien im Namen Gottes!" — — — —

Die „Loge" der Ritter St. Johann zu Rhodus lag auf dem Mont St. Jean, dem höchstgelegenen Theile der Stadt an der rue des chevaliers neben der Kirche „Johannes des Täufers". Es war ein großer, fast kubisch gebauter Pallast romanischen Styls, aber ohne besondere Verzierungen, dessen einziges Portal auf zwei mächtigen Säulen ruhte und durch sieben Stufen beschritten wurde. An seinem Frontispice, einem Dreieck, das die Säulen krönte, erglänzte das weiße Balkenkreuz in rothem Felde, von zwölf Sternen umgeben. Hier war der geweihteste, heiligste Platz der Johanniter, das Schatzhaus ihrer historischen Erinnerungen, die Quelle ihrer Erkenntniß, der Sitz der großen, unsichtbaren Mutter, welcher sie ihr Leben geweiht, der „Religion". —

Auf Befehl des inneren Ordensraths waren durch den Großceremonier Sanquillac alle Piliers, Priore und Komthure zu einer „geheimen Groß-Loge" entboten worden, welche in der Nacht, vierundzwanzig Stunden nach Tankreds und Vendatours Ergreifung, stattfinden sollte. — Alle Geladenen versammelten sich in der großen Empfangshalle von grauem Marmor, aus welcher mehrere vergoldete Thüren in's Innere des Gebäudes führten. Keiner der anwesenden Brüder hatte eine Ahnung vom diesmaligen Zweck der Loge, nur daß sie in der Nacht gehalten wurde, deutete auf den tiefen Ernst und die Heim-

lichkeit der Feier, und nicht ohne ein Gefühl dumpfen Trübsinns, ahnungsvoller Bangigkeit erwarteten sie das Oeffnen der mittlern Pforte, welche in den großen Saal der Johannis-Ritter-Loge führte. Als die Glocke Mitternacht schlug, trat Sanquillac ein und fragte:

„Sind sämmtliche Brüder der heimlichen Loge eingetreten?"

Ein allgemeines „Ja" erfolgte.

„So folgt mir, und Gott, dessen ewiges Auge über den Wegen der Menschen wacht, gebe Euch Klarheit und Wahrheit!" —

Er öffnete weit die Flügel der Pforte und schritt voraus. Die Ritter folgten paarweise.

Als die Versammlung den Ordenssaal der großen Loge betrat, blieb sie stutzig und erschreckt stehn. Die sonst himmelblauen Wände waren schwarz verhangen, die Lichter der Piliers nicht wie sonst entzündet, und der ungeheure Raum wäre vollständig finster gewesen, wenn nicht oberhalb der Stufen, wo der Altar mit den drei Stühlen stand, die drei Kerzen geflammt hätten. Sie warfen einen bleichen, magischen Schein auf die stummen Brüder, welche still zu ihren Sitzen schlichen. Unter den drei Lichtern vor dem Altar saßen an schwarzverhangenem Tische Zollern, Fluvian links, de Naillac rechts. Auf dem Tische selbst befand sich das Kruzifix, das Ordensgesetz, die Bibel und dabei Friedrichs Schwert. In der Mitte des Saales standen neben einander zwei schwarze Schemel, an deren Lehne eine eiserne Stange emporging, die oben in einem starken Ringe endigte. Zwei Ritter mit qualmenden Fackeln hielten bei ihnen Wache. Lähmende Stille lag auf der weiten Loge.

„Sind wir versammelt, meine Brüder?" fragte Naillac.

„Ja, Hochwürdiger, wir sinds!" antwortete Sanquillac.

„Ist die Pforte geschlossen und bewacht?" — Sind wir allein?"

„Die Pforte ist bewacht! Wir sind allein!" —

„Meine geliebten Brüder," und Naillac erhob sich bewegt, „ich habe euch gerufen zu einer Loge ohne Schmuck und Weihe, ohne Licht und Harmonie, bei Nacht und zu heimlicher Arbeit. Die Farbe der Trauer ringsum, der Hauch der Finsterniß und des Todes mag Euch beweisen, wie tiefernst und schmerzlich die nahende Arbeit ist. Von unsrem Orden ist das Licht gewichen, gelöscht von treulosen, blutigen Händen! Deshalb bedeckt uns Nacht und Schande! Kaum werden wir noch erhellt vom matten Schimmer der letzten Drei, und Ihr, Brüder, mögt entscheiden, ob auch diese drei letzten Strahlen der Religion verlöschen, diese drei letzten Säulen des Ordens brechen sollen, oder in altem Glanze wieder die Zwölfe erglühen in jener Reinheit und Tugend, die unsre Ordensväter geübt, als sie auf heiliger Erde bluteten. Ein dreifach Verbrechen ward unter uns begangen, todeswürdig für den Menschen und Christen, aber von einem Ritter St. Johanns nie zu büßen, als mit zeitlicher und ewiger Schande! Diese That wirft einen Schatten auf unsre Brüderschaft, den wir nur tilgen können durch hohe Thaten des Opfermuths und strenges, ehernes Recht gegen den Schuldigen! Gott geb' uns dazu dreifach Gnade!" —

Darauf erhob sich Fluvian. „So eröffne ich Euch, Brüder St. Johann, daß vor unsrem höchsten irdischen Richterstuhl angeklagt und überwiesen, aber nicht geständig ist, ein Komthur unsres Ordens: daß er an einem Ritter und Mitbruder wissentlich mit Beihülfe eines andren Ritters und dreier Knechte einen Mord verübt, eine flehende christliche Sklavin eingesperrt und gewaltsam entehrt hat! Führt die Verklagten her, Diener der Drei!" —

Eine Nische beim Altar öffnete sich, ein Diener im schwarzen Gewand, den Helm mit geschlossenem Visir auf dem Haupte trat mit dem weißen Stabe ein. Ihm folgten acht eben so verhüllte Knechte, bewaffnet mit dem Schwert, und führten zwischen sich vier Gestalten, von Kopf bis Fuß mit einem schwarzen Tuch zugedeckt.

„Führt sie zum Platze!"

Darauf wurden zwei jener unheimlichen Wesen von den Knechten zu den Schemeln geführt, niedergesetzt und angeschlossen. Hinter Jedem von ihnen blieb ein Knecht, während die beiden andern Vermummten links und rechts auf Stühlen unterhalb der Stufen Platz nahmen. Die übrigen Knechte verließen den Saal. (Forts. folgt.)

Literatur.

Fünf Bücher deutscher Gedichte von George Hesekiel. Berlin, 1862, bei Otto Janke.

Die fünf Bücher dieser Poesien tragen die Titel: Preußisch; Alt- und Neufranzösisch; Legenden, Balladen, Erzählungen; Reime und Sprüche; und endlich Disjecti Membra Poetae. —

Wir haben es, in Bezug auf den harmonischen Zug zu unserem Blatt, hauptsächlich mit den drei ersten Abtheilungen des Buches zu thun; aber diese stehen auch in engster Verbindung mit unseren Principien, das heißt, mit der unerschütterlichen Liebe und Treue zu unserem angestammten Königshause, mit der Bewahrung und Heiligbaltung altritterlicher Tradition und mit der Pflege und Ausübung modernritterlicher Tugenden.

Aus dem Buche tönt ein ganz eigenthümlich Klingen und Singen. Bald hören wir das Geklirr der Schwerter und Rüstungen und den dröhnenden Hufschlag gepanzerter Rosse, bald schmetternde Trompeten-Fanfaren beim festlichen Zug und die Geigen und Flöten zum wirbelnden Tanze; dazwischen aber ertönen überall eherne, männliche Worte, voll Mark und Kraft und das süße Geflüster beglückender Minne. — Wer sich aus dieser nüchtern-prosaischen Zeit hineinversetzen lassen will in die volle Poesie des Mittelalters, wer sich ein patriotisch Lied will singen lassen, der nehme getrost dies Buch in die Hand, es wird ihn nicht gereuen. — Aus Hesekiels Versen spricht überall ein unverwüstlicher Royalismus, und es klingen uns aus ihnen die vollen Accorde der letzten Romantik entgegen, deren einziger Vertreter er augenblicklich ist, auf dem immer praktischer werdenden Felde der Literatur.

A. v. Winterfeld.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 52. **Berlin, den 25. December 1861.** **Nr. 52.**

Bestellungen auf das „Wochenblatt der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg" für das nächste Quartal bitten wir rechtzeitig auswärts bei den Postanstalten, für Berlin in der Expedition desselben, Wilhelmsstraße 48, machen zu wollen.

Der 25. December.

Am Christage, dem 25. December, als Papst Hadrian in glänzender Pracht zu St. Peter in Rom während der Morgenmesse pontificirte, fiel ein Stein aus dem Gesimse bis vor seine Füße.

Es war das traurige Omen des Falles und der Plünderung von Rhodus, die durch die Türken am Weihnacht 1523 schrecklich vollbracht ward.

Als die Capitulation der heldenmüthigen Vertheidiger mit den Feinden abgeschlossen war, standen zwölf Tage fest, innerhalb deren der Abzug der Johanniter statt haben sollte, — aber am fünften Tage, es war der Christtag, näherten sich Haufen von Janitscharen, zwar ohne Schuß und Waffen, der Stadt, aber stürmten mit Prügeln in der Faust das Thor und wütheten rings umher mit Raub und Plünderung.

Das besondere Ziel war die St. Johanneskirche. Die Gemälde wurden zerstört, die Bildsäulen zertrümmert, die Gräber der Großmeister erbrochen, die Altäre entweiht und geplündert, das Kreuz mit Füßen getreten.

Den Thurm schaffte man zum Minaret um; statt der Weihnachtslieder brüllten die Gebetsrufer; die Glocken schwiegen, aber die türkische Musik verkündete den Sieg des Halbmonds.

Die Chronisten geben nicht an, wer den Contractbruch verschuldet, — aber die Absicht, diese Plünderung gerade zu Weihnachten auszuführen, ist offenbar. Die Erniedrigung des Kreuzes, der Sieg des Islam sollte sich in Schmach und Gewalt kund thun. Am Geburtstag des Erlösers der Christen — sollte Mahomeds Triumph sich offenbaren!

Die Zeitgenossen haben die Schmach verstanden! Sie zählen es unter die Werke des Satans auf, der an diesem Tage besonders wüthe. In die Kalender wurde dieses Ereigniß zur Warnung eingetragen. „Gott sei es klaget," schreibt ein Augsburgischer Chronist.

Die Politik Europas's hatte nicht Zeit, wie bei der Eroberung Constantinopels, so auch bei der Plünderung von Rhodus den Triumph des Erbfeindes zu verhindern.

An demselben Tage fiel das Kreuz der Kirche St. Johannis — an dem einst der Große Karl das Schwerdt des Römischen Kaisers empfangen! — Aber in den Europäischen Staaten der Christenheit war Verfall und Zwietracht. „Gott sei es klaget"!

Noch immer ist Rhodus wie Byzanz und Jerusalem in den Händen des Islam!! — Paulus Cassel.

Albert Alexander Graf von Pourtalès, Wirklicher Geh.-Rath, Kammerherr, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister am Kaiserl. Französischen Hofe und Mitglied des Herrenhauses, auf Topollo, Ehrenritter seit 1844. † zu Paris 18. December 1861.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Dago-Kertell auf der Insel Dago, Gouvernement Esthland*)

des Ehrenritters Freiherrn Ewald von Ungern-Sternberg, hat auch im abgelaufenen Verwaltungsjahre unter der thätigen und hingebenden Leitung des Arztes Dr. Bonstett sehr erfreuliche Resultate erzielt.

In der Zeit vom 1. November 1860 bis 1. November 1861 wurden in der Anstalt selbst . . 96 Kranke behandelt. Davon sind:

als geheilt entlassen worden . . .	87	
gestorben	1	
		88 "

und in der Behandlung verblieben . . . 8 Kranke.

Sehr bedeutend war die ambulatorische Wirksamkeit der Anstalt, namentlich in Folge der Masernepidemie und des Wechselfiebers, welche im Frühjahre auf der Insel Dago herrschten, denn es wurden in dem genannten Zeitraume (incl. der am 1. November v. J. in der Behandlung verbliebenen 88 Kranken) im Ganzen 1774 Kranke mit ärztlicher Hülfe und Medicamenten versehen.

geheilt wurden	1670 Kranke.
gestorben sind	44 "
und in der Behandlung verblieben .	60 "
Summa wie vor	1774 Kranke.

*) Vide Nr. 3 des Wochenblatts vom 16. Januar c.

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Fortsetzung.)

Alle Brüder richteten sich hoch auf, und ihr entsetzensvoller Blick hing an den Angeklagten.

„Enthüllt die Ordens-Schänder!“ befahl Naillac.

Die schwarzen Gewande fielen, das Fackellicht der wachthabenden Ritter fiel grell auf die Verbrecher. Tankred saß bleich in sich zusammengesunken, nur mit dem Hemd bekleidet und den Ordensstrick um die Hüfte; Agathon ihm gegenüber.

Ein dumpfes Flüstern: „Piombes — Vendatour“, ging durch die Reihen. Die Ritter der französischen Zunge stießen Flüche der Wuth und des Schmerzes gegen die Verklagten aus, der alte Pilier Piombes aber schrie auf, wie ein verwundeter Tiger und stürzte, die Hand am Eisen, zu seinem Neffen.

„Sage, Elender, bist Du es, kannst Du's sein? Der Sohn meines Bruders, der Liebling meines Herzens hat ewige Schmach auf seinen Namen, sein Vaterland, den heiligen Orden gehäuft?! Brüder, Brüder, schützt mein Herz vor so erbarmungsloser Verzweiflung! Laßt dies faule Fleisch mich lieber mit eigner Hand aus unsrer Wunde schneiden, eh' über seine Lippen das fluchwürdige Bekenntniß geht!!!“ Er riß das Schwert aus der Scheide.

Der Ritter streckte die Fackel zum Schutze vor Tankred hin, einige Komthure fielen dem rasenden Pilier in die Arme.

„Willst Du durch Blut die Bruderloge entweihen?“ rief Zollern. „Trag', was Du tragen mußt, mein Bruder! Wen Gott am höchsten hebt, den prüft er auch am tiefsten; mag der Gedanke Dich trösten, daß unser Herz in Gram wie Liebe Dein Leiden mit Dir trägt, die „Religion“ Dich aber aufrichten kann in der Trübsal!“

Gestützt auf Tessaire und Beauregard ging der Pilier wankend zu seinem Stuhl und verhüllte sein Haupt mit dem Mantel. Tiefe Ruhe war wiederum. —

„Vor dem Stuhle der ewigen drei Lichter,“ begann Friedrichs ernste Stimme, „vor dem allwissenden Gott, vor Christus dem Mittler der Welt, und Johannes dem Ordensmeister, steht hier der weiland Komthur und Ritter Tankred Piombes und der weiland Ritter Agathon Vendatour, angeklagt auf Tod und Leben! Wer klagt?“ —

„Ich, Großceremonienmeister und Wächter des Ordens St. Johann zu Rhodus, Amalrich de Sanquillac klage Dich Tankred Piombes an, bei dem Sturm auf St. Pierre nicht wie ein ehrenwerther Sohn des Ordens gekämpft, sondern ein Weib des heidnischen Ilderym verfolgt zu haben. Ich klage Dich an, bei dieser Verfolgung den Ordensbruder Johann von Hohenlohe, so im Dienste der Religion von den Ungläubigen gefangen ward, wider besseres Wissen in voller Absicht nebst Warda, der alten Hüterin des Serails, unter Hülfe Vendatour's und Deiner drei Knechte Egon, Join und Nicole lebendig in die Cysterne von Knidus hinabgestürzt, endlich das gefangene Weib, die Chanum Tamerlans, genannt Bedour, eine geraubte griechische Christin, nächtlich eingekerkert und entehrt zu haben! Dich aber, Vendatour, bezüchte ich der wissentlichen Mitschuld und Hülfe bei solchen Verbrechen. Als Zeugen der That stehen hier der gerettete Bruder von Hohenlohe selbst, die Bedour, und ich, Amalrich de Sanquillac, der unter Aufsicht des weisesten Seniors und beider Hochwürdigen Großmeister mit neun Komthuren die Verbrecher am Ort ihrer Schandthat ertappte!“ —

Die Hüllen der beiden anderen Vermummten fielen. Es war Hohenlohe, bleich und leidend, und die Bedour, in Schaam zusammengesunken, das Antlitz mit den langen Flechten ihres dunklen, aufgelösten Haars verhüllend.

Als Tankred leibhaftig Hohenlohe erblickte, kreischte er entsetzt auf, als sehe er einen erstandenen Todten. „Er lebt! Ich bin verloren! Gott, ich ergebe mich in Dein Gericht!“ —

„Er bekennt!“ flüsterten die Ritter.

„Tankred,“ sagte Friedrich, „Du stehst hier vor Dem, der in alle Tiefen der Schöpfung dringt! In einer kurzen Weile wirst Du mehr von ihm wissen, als wir Geschöpfe des Staubes. Hofft Du noch auf sein endliches Erbarmen, so bekenne: bist Du schuldig des Verbrechens des Mordes, des Eidbruchs und der Unzucht?“ —

„Ich bin's! Möge mir der Ewige gnädig sein!“

„Bist Du gleichfalls schuldig, Vendatour?“ —

„Des Mordes und Eidbruchs!“ —

„Nach dem Gesetz der letzten Drei, vor dem höchsten irdischen Richterstuhl des Ordens“, und Zollern schlug das Ordensgesetzbuch auf, „verwirkt Ehrlosigkeit und Eidbruch den ritterlichen Mantel, die Unzucht — die Gemeinschaft des Ordens und das ritterliche Wappen, der Mord am Ordensbruder aber — den Knechtestod! Gehe das Recht denn seinen Lauf!“

„So frage ich Dich,“ begann Naillac, „wie kamst Du, Hans von Hohenlohe, in jenes Weibes Nähe?“

„Ich sah sie, ehe ich gefangen vor die Paschah's geführt ward. Sie winkte mir, enthüllte ihr Gesicht und schlug das Kreuz. Im Kerker erfuhr ich durch Farez, den Arzt, daß es die Bedour, eine griechische Sklavin sei, die auf Freiheit sinne, da sie von Ilderyms Söhnen den Untergang fürchte. In derselben Nacht brachte die Hüterin Warda, Bedours Vertraute, die Nachricht: wenn der Orden stürme, wolle die Chanoum ihre Gemächer in Brand stecken!“

„Hieltest Du,“ wendete sich Naillac zur Bedour, „jenen Mann da im griechischen Kleide für einen Ordensritter?“

„Nein,“ sagte sie gepreßt, „für einen Griechen aus Rhodus, der für den Orden kundschafte.“

„Wann sahst Du ihn zum andern Male?“ —

„Als der Sturm begonnen und die Burg brannte. Ich suchte ihn mit Warda, um unter seinem Schutz zu fliehen, und fand ihn bei Selim. Dann eilten wir alle Drei bis zum Wasserthurm! Dort verfolgten uns Jene.“

„Sie spricht wahr,“ fiel Friedrich ein. „Selim behielt Hohenlohe während des Sturms bei sich. Die beiden Sklaven Oglu und Ibrahim, welche bei Selims Leiche gefangen worden, bestätigen es; sie sahen Hohenlohe und die Weiber nach dem Wasserthor fliehen.“

„Warum, Bruder Hohenlohe, flohst Du mit den Frauen?“ fragte der Großmeister. „Gab es kein besseres Mittel Eurer Sicherheit?“

„In der Nacht und Verwirrung keines. Ich war

unkenntlich, denn mir fehlte das Ordenskleid, und wer hätte unter der Bedour die Chriſtin geſucht. Die Säbel von Freund und Feind waren gleich gefährlich. Ich hatte am Tage von der Zinne den Reiterpoſten des Ordens auf den Höhen von Knidus geſehen, dahin in Sicherheit gelangt, wollte ich mich und die Weiber dem befehlhabenden Komthur übergeben, bis der Tag die Verwirrung löſe!" —

„Findet Ihr einen Verdacht gegen ihn, Brüder," fragte Naillac, „der ihn von ehrlichem Zeugniß auf Ritterwort und Ordenseid ausſchließt?"

„Nein!" hallte es durch den Raum.

„Am Waſſerthor," berichtete Fluvian, „trafen ſie auf Tankred, Bendatour und die Knechte, wurden bis auf die Höhen von Kos gehetzt und in der Schlucht gen Knidus ergriffen! Tankred bewältigte das Weib und ſperrte ſie in das innere Gemach der Ruine, neben der Cyſterne, aus welcher ein Waſſerbecken einmündet. Auf Tankreds Befehl aber, obgleich ihm der Ritter Hans Name und Ordenszunge nannte, ihn in der Todesangſt vor das Gericht der Drei geladen, ward Hohenlohe und Warda, nachdem die Knechte ſie den Aquadukt entlang bis an den Rand der Cyſterne geſchleppt, hinabgeſtürzt. Das iſt das eidliche Geſtändniß von Tankreds Knechten!" —

„Da ich," ergänzte Friedrich, „Bruder Hohenlohe nicht mehr in der Burg fand, ſendete ich, nachdem meine Doggen die Spur des Verſchwundenen aufgenommen, den Bruder von Henneberg mit den Thieren nach Kos. Er kehrte zurück ohne Nachricht. Zuleika, die Hündin war verſchwunden. Dies edle Thier aber, treuer als Menſchen, fand Hohenlohe in der Cyſterne noch lebend. Daß Warda vor ihm hinabgeſtürzt ward, er ſo auf ſie ſinken mußte, die Cyſterne dazu faſt waſſerleer war, rettete ihn. Die Dogge trug dem Verſchmachtenden das Futter zu, was ſie von den Söldlingen zu Knidus empfing, kam heulend zu mir zurück und leitete uns an die Stelle des Elends. Warda war todt, Hohenlohe dem Verſchmachten nahe, und in dem anſtoßenden Gemäuer lag Bedour gebunden, entehrt; ihr Hülfernf war bis zu Hohenlohe gedrungen!"

„Habt ihr vor Gott und dem Orden Euer Geſtändniß zu widerrufen?" fragte Zollern.

„Nein," flüſterten die Verbrecher. —

„Im Namen des Herrn aller Welten," und Friedrich mit der ganzen Loge erhob ſich feierlich, „im Namen der ewigen Verſöhnung durch des Mittlers Blut, im Namen des Täufers, unſres Ordensherrn, was, Brüder, verdienen nach uraltem Brauch und Geſetz Die, ſo Mord, Eidbruch und Entehrung üben?" —

Eine peinliche Stille des Zauderns erfolgte! Alles wendete ſich, vor dem gräßlichen Spruch erbebend, theilnehmend zu dem greiſen Piombes.

Mit übermenſchlicher Anſtrengung raffte der alte Pilier von Frankreich ſich auf und trat dröhnend mitten in den Saal. „Im Namen der drei ewigen Lichter, ſie verdienen den Tod des Stranges! — Und da ich in meines Herzens Schwachheit dieſen Verräther mehr liebte, als mich ſelbſt, in geiſtigem Stolz und Ehrgeiz Euch, Brüder, oft verleitete zur Ueberhebung —" er riß einem der wachthabenden Ritter die Fackel weg, „ſo verlöſch' ich, kraft meines Amtes als Pfeiler der Religion, Deine Lebensfackel, Tankred, einſt Piombes! Mag der Herr aus ewiger Nacht Dich erretten!" Sauſend ſchwang er die Fackel um's Haupt, ſtieß ſie zu Boden und trat ſie aus! —

„Tod über Beide!" donnerte es durch die Verſammlung.

Auch die andre Fackel erloſch. Es war faſt finſter. —

Da erhob ſich eine unheimlich heiſere Stimme. — „Mit demſelben Strick eurer Hüfte, der Euch erinnern ſollte an Entſagung und Treue, ſeid geſtraft! Betet für die Sünder!" — Ein gurgelnder Ton, — ein Schnaufen und Aechzen, — dann war Alles ſtill! —

Zollern ſtieg, ſeine Kerze in der Hand, von den Stufen. „Der Bruderbund Johannis iſt entſühnt. Gott ſei auch Ihnen barmherzig! — Strahlet wieder, ihr Leuchten, ſtrebet aufwärts ihr Pfeiler, ſchließet den heiligen Ring von Neuem! Menſchen vergehen in Staub, aber des Ewigen Werk bleibt ewig!" —

Die zwölf Lichter entflammten wieder, eins nach dem andren! Die Verbrecher waren verſchwunden, ein ſchwarzes Tuch lag an ihrer Stelle! Piliers Piombes, in den Seſſel geſunken, weinte bitterlich. —

Aber hernieder brauſten der Orgel gewaltige Tongeiſter! Auf die Knie ſanken ſie Alle! „Miſerere!" — —

Es war ein Jahr ſpäter als die Bedour zu St. Johann von Rhodus nach katholiſchem Ritus getauft wurde. Sie nahm den Schleier der Damen von St. Johann zu Sixena in Spanien; die Piliers von Aragon und Caſtilien hatten der Gebrochenen dies Vorrecht ausgewirkt. Feierlich von den Piliers, von Zollern, Fluvian und Naillac begleitet, betrat ſie an der Hand Johannes von Hohenlohe, ſo war es Wille des innern Ordensraths, das Verdeck des ſpaniſchen Schiffs, das ſie hinweg führen ſollte. Johann und Bedour wechſelten nur einen Blick, einen Druck der Hand, Friedrich von Zollern theilte zwei weiße Roſen unter ſie. —

„Mein Sohn," ſagte der greiſe Senior, als er mit Hohenlohe die Petersinſel wiederum betrat: „die letzte Schranke der Erkenntniß, die letzte Erdenblume, die — Jugend fiel heute von Dir ab! Du haſt nur ein Ziel fortan, eine Seligkeit: — durch Kampf zum Tod, durch Tod zum Leben!" —

VI.

(Schluß.)

Der Streit um die Herrſchaft des Osmaniſchen Reichs, welcher nach Tamerlans Tode unter ſeinen Söhnen ausgebrochen war und als deſſen erſte Frucht der Verluſt der Ilderymsinſel und der ganzen kariſchen Küſte bis zum Weichbilde Milets betrachtet werden mußte, zog ſich endlos in die Länge. Nach und nach zerfiel das ſtolze Reich, welches Tamerlans gewaltiger Geiſt zum Schrecken des Abendlands aufgerichtet, und erlag der andringenden Gewalt eines bisher verachteten, aber alten, von Rachedurſt erfüllten Geguers. Wohl war Bajazet vom Schwerte Ilderyms beſiegt worden, ſtarb in Konſtantinopel in Ketten und an Gift, aber kaum hatte das Schickſal ſeinen Sieger vom Gipfel der Macht jäh in das Grab geſchleudert, als Bajazets Sohn, Mahomed I., der ſich in Oberegypten bisher noch trotzig gehalten, ſiegreich den Nil entlang vordrang, Cahira und Alexandria wegnahm, ſeine, dem Mörder und Feinde des Vaters ergebenen, Brüder, ſtürzte und tödtete,

dann in Arabia petraea, Palästina und Syrien einbrach, und den eigentlichen Orient vom osmanischen Reiche losriß, um ihn unter seinem sieghaften Scepter als Sultan von Egypten zu vereinen.

Daß diesen Schwankungen, Revolutionen und Kämpfen im Schooße des Heidenthums gegenüber der Johanniter-Orden zusehends erstarkte, seine Macht weit nach Karien hinein ausdehnte, beiden muselmännischen Reichen nicht allein zu Lande höchst gefährlich wurde, sondern auch die absolute Herrschaft des Meeres erzwang, war die natürliche Folge. Jetzt erst zeigte sich so recht die ungeheure Wichtigkeit der Eroberung von St. Pierre, welche den Verlust Smyrna's doppelt aufwog.

Wenn also das Ansehn Friedrichs von Hohenzollern bei den Brüdern nun schon so hoch gestanden, sie in ihm den höchsten irdischen Vertreter der „Religion" erblickten, wenn seine Weisheit, Sittenstrenge und bezaubernde Güte ihm die Liebe Aller erwarb, seine Entsagung und tapfere Opferfreudigkeit bei Nikopolis und Smyrna ihn eben so sehr als Mensch und Christen, wie zu dem ersten Krieger seiner Zeit erhob, so ließ die Eroberung St. Pierres seinen Namen in der ganzen Welt bei Freund und Feind ertönen, und schrieb ihn in das goldne Buch der Nachwelt. Die verloderte Gluth der Kreuzzüge entfachte sich wieder, der Andrang zum Altare des Ordens wuchs ungeheuer, und keine adlige Familie war zu finden, deren heißester Wunsch und Stolz es nicht gewesen wäre, wenigstens einen schildgeborenen Sohn ihres Stammes und Namens unter den Streitern Johannis des Täufers zu haben, um irdische Ehre und Himmelsseligkeit zu gewinnen. —

Zwiefach ein Held nach Außen wie Innen war der greise Senior Hohenzollern, und wie die Brüder Naillac als ihren selbsterwählten König betrachteten, so Friedrich als den von Gott erleuchteten Oberpriester ihrer „Religion", der, wie jene Gottesrecken des alten Testamentes, am Tempel Zebaoths baute und mit dem Schwert zugleich den Bau beschützte! Aber mit leiser Angst und ahnungsvoller Beklemmung blickten die Ritter auf den herrlichen Greis, denn der unterm Harnisch ergraute Vorfahre des preußischen Herrscherstammes hatte schon das achtundneunzigste Jahr überschritten, und die großen Anstrengungen, deren er sich bei Verennung von St. Pierre unterworfen, blieben nicht ohne tiefe Wirkungen auf seinen Körper. Längst hielt er die volle Rüstung nicht mehr aus, er mußte statt ihrer, ganz gegen sonstigen Brauch, ein leichtes genueser Kettenhemd von feinstem Stahlgeflecht tragen, das zwar dem Schwert, aber nicht der Lanze, noch dem Kolben Widerstand bot. Er durfte nur noch zu Pferde erscheinen, und ritt er in den Streit, umgab ihn stets ein Wall schützender Lanzen, um ein Leben zu erhalten, das für den Orden zwei gewonnene Schlachten aufwog. Jeder neue Strauß, von dem er sich indeß nie abreden ließ, vermehrte seine Erschöpfung, und nur bei länger andauernder Ruhe fühlte er sich noch kräftig.

Johannes von Hohenlohe hatte das Schicksal sehr ernst und zum Manne in der würdigsten Bedeutung des Wortes gemacht, aber auch alle Fröhlichkeit von ihm abgestreift. Der entsetzensvolle Kerker der Cysterne von Knidus, die Ruchlosigkeit Tankred's, seine furchtbare Sühne und der Ausgang Bedour's erstickte den letzten Rest selbstischer Träume und heimlicher Wünsche. Er sah ein, es sei etwas unendlich Großes, Ewigschönes, aber Tiefschmerzliches, Entsagungsvolles, den Orden ganz zu erfassen und sich ihm zu weihen!

Keinen aber hatten die schlimmen Vorgänge zu St. Pierre so in allen Lebenstiefen erschüttert, wie Andreas de Piombes, den Pilier. Durch die unerhörte That und das schmachvolle Ende seines Neffen erlitt sein stolzes Herz einen Schlag, von dem ihm zu genesen unmöglich war. Seine Erniedrigung, die Demüthigung der Zunge Frankreich schien ihm ganz unauslöschlich und indem er sich fast mönchischer Kasteiung unterwarf, alle seine irdischen, einst höchst prunkhaften Liebhabereien und Genüsse von sich wies, übte er fortan in seiner Zunge eine rücksichtslose Disciplin, wie man sie seit den Tagen Gerards, Puys und Roger des Molins nicht mehr gekannt hatte. Daß nun die Zunge Frankreich grade im Leide so an ihm hing, hatte seine Veranlassung nicht nur in dem Ruhm und Ansehn des sonst so ausgezeichneten Mannes, sondern auch in dem tiefen, schrecklichen Blick, den die Genossenschaft Frankreichs seit Tankreds Tode in ihren Schooß gethan, in der eigenen Ueppigkeit und Entartung die Quelle aller Verderbniß, Wirrsal, ja den Keim zur Zerstörung des Ordens selbst erkannte. Trotz aller Macht der Leidenschaft, allem sinnlichen Hange, der durch das Kriegerleben zu leicht geweckt wurde, hatte man doch damals noch den Sinn für Selbstbeurtheilung, die Naivetät und Inbrunst strengster Gläubigkeit, den Muth und Stolz sich selbst zu richten, zu bessern, und glaubte, man könne unerhörte Schmach der Gemeinschaft durch die freiwillige Buße jedes Einzelnen sühnen. Ein Wettstreit der Großherzigkeit erhob sich, ein Aufblühen aller höchsten Tugenden, ein gemeinsamer Geist, wie die Ordensgeschichte nur zu den Zeiten größten Wehs und gewaltigsten Umschwungs aufzuweisen hatte.

Dieses neue allmächtige Erglühen des ächten, heiligen Geistes, der die Ritter St. Johann erfüllte, und den Sarazenen doppelt furchtbar machte, mußte, das fühlte der Ordensrath, benutzt werden, zumal die Zerrissenheit und inneren Kämpfe der Ungläubigen die passendste Gelegenheit bot, den Orient bei der Hüfte zu packen, den Halbmond niederzureißen und einen Schlag thun, von dem die ganze damalige Welt bis zu ihren Polen erbeben mochte. Wie derselbe zu führen sei, blieb Geheimniß der Drei des inneren Raths, Naillac's, Zollern's und Fluvian's. Daß derselbe aber nun geführt werden sollte und würde, wußte der Convent, und an den großartigen Rüstungen, der Vermehrung und Zusammenberufung der Flotte, dem Aufgebot der Ordensstreiter aus allen heimischen Zungen sahen die Brüder, daß ihre neu erblühte Tugend, ihr beschwingter Feuereifer bald Gelegenheit finden sollte, sich zu bewähren: (Forts. folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —
Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Dritter Jahrgang.

Nr. 1 bis 52.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von G. Hickethier.

Inhalts-Verzeichniß.

I. Mittheilungen ꝛc. den Johanniter-Orden betreffend:

Seite.

Freiherr v. und zu Egloffstein †. . . . . 1.
Das Rechtsritter-Gelübde des Johanniter-Ordens . . . 1.
Necrolog des Ehrenritters Frhrn. v. Schäffer-Bernstein. 2.
Heimbach . . . . . 10. 15.
v. Siegsfeld †. . . . . 13.
Uebersichten der in den Kranken- und Siechenhäusern des Ordens befindlich gewesenen Kranken und Siechen 17. 33. 53. 73. 103. 119. 137. 169. 193. 207. 237. 259.
Freiherr von Maltzahn, Graf von Plessen, v. Hopfgarten †. . . . . 18.
v. Saldern †. . . . . 25.
v. Roulet. Freih. v. Zedlitz-Neukirch, Freih. v. Firks, Pförtner v. der Hölle †. . . . . 29.
Graf v. Bose, v. Prittritz-Gaffron †. . . . . 34.
v. Alvensleben †. . . . . 37.
Necrolog des Ehrenritters, Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch. 37.
Das Johanniterspital auf Rhodos . . . . . 37.
Freih. v. Lüdinghausen, gen. v. Wolff, v. Unzer †. 45.
Das Johanniter-Hospiz in Jerusalem . . . . . 45.
Necrolog des Ehrenritters v. Alvensleben . . . . 45.
v. Brauchitsch, v. Knoblauch †. . . . . 49.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Falkenberg . . . . . 49.
Miscellen . . . . . 52. 56. 68. 84. 174. 254.
Wichmann, Hausvater des Johanniter-Krankenhauses in Saïda †. . . . . 54.
v. Sobbe †. . . . . 57.
v. Thielau, Freih. v. Günderrode, Graf v. Schlippenbach, Freih. v. Steinäcker †. . . . . 61.
Necrolog des Ehrenritters v. Unzer . . . . . 61.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Saïda in Syrien . . . 61.
Münzen aus der Regierungszeit des Großmeisters Antonio Manoel de Vilhena . . . . . 62.
v. d. Marwitz †. . . . . 69.
Die evangelische Heil- und Pflegeanstalt Hephata für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens in M.-Gladbach . . . . . 74.
Graf und Herr v. Schlitz, gen. v. Görtz, ist zum leitenden Ritter der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Großherzogthum Hessen gewählt und bestätigt worden. 81.
Freih. v. Wackerbarth-Bomsdorff, v. Brandenstein, v. Westernhagen †. . . . . 85.
Das Johanniter Kranken- und Siechenhaus zu Sonnenburg. 85.
Correspondenz . . . . . 92.
Einladung zum Rittertage der Brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft . . . . . 95.
Schach v. Wittenau †. . . . . 95.
Frhr. v. Meusebach †. . . . . 99.
Einladung zum Rittertage der Schlesischen Genossenschaft. 104.
Das Johanniter-Krankenhaus in Züllchow . . . . . 104.
Die Kapelle des Johanniter-Krankenhauses in Sonnenburg. 109.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien . . 109.
Freih. v. Meerscheidt gen. v. Hueülessem †. . . . 113.
v. Plessen, v. Witzleben †. . . . . 120.
Liste neu ernannter Ehrenritter . . . . . 123. 197.
Liste neu aufgenommener Rechtsritter . . . . . 124.
Der Ritterschlag zu Sonnenburg am 24. Juni 1862 . . 124.
Frhr. v. und zu Gilsa †. . . . . 133.
Ueber die Entwickelung des Johanniter-Ordens in den letzten zwei Jahren (Juni 1860—1862) . . . . 138.
v. Derschau †. . . . . 143.
Rede, bei der Feier des Ritterschlags am 24. Juni 1862 gehalten durch den Superintendenten Heydenreich . 143.
Prinz Heinrich XV. Reuß ist zum leitenden Ritter der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen gewählt und bestätigt worden . . . . . 151.
Johannes Graf zu Stolberg-Wernigerode †. . . . 151.
Syrien und seine Bevölkerung . . . . . 151.
Die wiederaufgerichtete Balley Brandenburg. (Gedicht von George Hesekiel) . . . . . 159.
Freih. v. Dungern, Freih. v. Steinäcker, v. Lindheim †. . . . . 165.
Das Johanniter-Siechenhaus zu Mansfeld . . . . . 165.
Das Johanniter-Ordens-Schloß zu Sonnenburg . . . . 187.
Einweihung der Johanniter-Krankenhäuser in Falkenberg und Neusalz . . . . . 203. 319. 231.
v. Tieschowitz, v. Portatius †. . . . . 208.
Erinnerung an Se. Majestät den König Friedrich Wilhelm IV. . . . . 208.
Freiherr v. Buddenbrock-Hettersdorf, Freiherr v. Laffert †. . . . . 219.
Graf v. Görlitz, v. Kunheim †. . . . . 225.
Einweihung des Johanniter-Krankenhauses in Gerdauen . 225.
v. Rumohr ist in der Liste der Ehrenritter des Johanniter-Ordens gestrichen worden . . . . . 231.
Dr. Reil zu Abassie hat dem Johanniter-Orden jährlich eine Freistelle in seiner Heilanstalt für Brustkranke unentgeltlich zur Verfügung gestellt . . . . . 243.
v. Thun †. . . . . 255.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Polzin . . . . . 255.
Das Johanniter-Krankenhaus zu Dago-Kertell . . . . 255.
Das Diakonenamt der christlichen Kirche . . . . . 257.
v. Marschall, v. Stülpnagel, v. Siegroth und Schlawitau †. . . . . 265.

II. Aufsätze und Mittheilungen verschiedenen Inhalts:

Nobilitas est sola atque virtus . . . . . 2.
Die Drachenhunde von Rhodos, Novelle von A. E. Brachvogel (Schluß) . . . . . 3.
Das Armenwesen in China. . . . . 6.
Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14. 9. 13. 19. 21. 26. 31. 34. 38. 46. 49. 54.

Seite.

Die Statuten des Ordens „vom heiligen Geiste zum rechten Verlangen“ . . . . . 11. 15. 18. 23. 27.
Gieb nach Deinem Vermögen den Armen . . . . . 15.
Litteratur . . . . . 20. 52. 102.
Noblesse oblige . . . . . 21.
Das Jahr des Heils 1862 . . . . . 23.
Eine ritterliche Frau . . . . . 25. 30.
Jeder für sich. (Gedicht) . . . . . 28.
Aufruf zu Beiträgen für den Bau einer evangelischen Kirche in Neapel . . . . . 29.
Adelssprüche . . . . . 30.
Der getreue Clery . . . . . 36. 41.
Wohlthätigkeits-Anstalten im Kreise Bunzlau . . . . 42.
Die Kreuzzüge . . . . . 43. 47. 51. 55.
An Eisen fehlt's. (Gedicht) . . . . . 49.
Miscellen . . . . . 56. 72. 84. 174. 242. 254. 264.
A contented mind is a continual feast (Englisches Sprüchwort) . . . . . 57.
Eine Jagdgeschichte . . . . . 57.
Die Lebensgeschichte Luppold's v. Wedel . 59. 65. 71. 78.
Zu Staub. (Gedicht) . . . . . 60.
Der Canzler von Cüstrin, Novelle von George Hesekiel. 63. 69. 79. 81. 86. 90. 96. 101. 104. 109. 113.
Die Wahlsprüche der Hohenzollern . . . . . 68.
Brich dem Hungrigen Dein Brod . . . . . 69.
Der Oberst v. Münchow . . . . . 82. 93. 107.
Großer Leute Kinder gerathen selten wohl . . . . 85. 89.
Preußisches Hurrahlied . . . . . 94.
Die preußische Expedition in die ostasiatischen Gewässer 95. 99.
Florence Nightingale . . . . . 98.
Friedrichs Klage um Winterfeldt (Gedicht) . . . . . 106.
Geschichte des Preußischen Wappens . . . . . 111. 116.
Die Congregation Unserer lieben Frau von der christlichen Liebe zu Prag . . . . . 112. 118. 120.
Muth! (Gedicht) . . . . . 120.
Die Stiftung des Hosenband-Ordens 121. 127. 129. 133. 145. 157.

Seite.

Sphragistisches . . . . . 129.
Dschem-Ramad der Unstäte, Novelle von A. E. Brachvogel 130. 134. 141. 148. 162. 167. 170. 173. 177. 181. 190. 194. 200. 205. 209. 215. 221. 227. 231. 238.
Der erste Krankenbesuch eines alten Pfarrers . . . . 136.
Eine Pfingstreise im Teltow 146. 163. 168. 172. 174. 185. 189.
Der Capital von Buch . . . . . 164.
Sonst und Jetzt . . . . . 175. 178. 183. 206. 210.
Ein Ordensfest des Goldenen Vließes . . . . . 179. 182.
Gustav Werner . . . . 195. 198. 204. 208. 214. 220.
Hans Joachim von Zieten . . . . . 198.
Aus de la Rochefoucauld's pensées, maximes et réflexions 203
Der Fahnenjunker von Sedlitz . . . . . 212. 217. 223.
Das Vitzthum'sche Gymnasium in Dresden . . . . . 213.
Gillion von Trazegnies . . . . . 224. 226.
Beiträge zur Ursprungsgeschichte des Ordens vom heiligen Grabe zu Jerusalem . . . . . 229. 233. 239. 245.
Die Wohlthätigkeit der ersten Christen . . . . 235. 241.
Ueber den Volksschriftsteller Oeser . . . . . 236.
Die Bettler Berlins (Auszug aus der 4. Nachricht über das Evangelische Johannes-Stift in Berlin) 241. 246. 252.
Der Luthertag und die Wartburg . . . . . 243. 249.
Der Sieg der christlichen Flotten bei Lepanto am 7. October 1571 . . . . . 247. 251.
Edle Beispiele . . . . . 248.
Das erste Auftreten der Germanen in der Geschichte . . 249.
Die tragbaren Feldbetten . . . . . 254.
Die Einrichtung von crèches . . . . . 255.
Das Soldatenmuseum in Chatham . . . . . 257. 262.
Der Ursprung des Rothen Adler-Ordens . . . . 260. 265.
Das Ritterthum . . . . . 262. 267.
Das gelbe Fieber . . . . . 264. 268.
Die mittelalterliche Genossenschaft der „demüthigen Brüder“ 269.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 1. **Berlin, den 1. Januar 1862.** **Nr. 1.**

Julius Freiherr von und zu Egloffstein, Großherzoglich Oldenburgischer General-Lieutenant a. D. Ehrenritter seit 1829. † zu Oldenburg 23. December 1861.

Das Rechtsritter-Gelübde des Johanniter-Ordens.

Es war am Sylvesterabend des Jahres 1853, als unser hochseliger und unvergeßlicher König Friedrich Wilhelm IV. einsam in Seinem Kabinet saß und das alte, Ihm unterbreitete Rechtsrittergelübde des vor Kurzem zu neuem Leben erweckten Johanniter-Ordens eigenhändig in seine jetzige, zeitgemäßere Form brachte! —

Es steht unserem Orden wohl an, bei jedem Jahresschluß dieses Tages eingedenk zu sein, ihn in der Stille des Herzens zu feiern und sich das Rechtsrittergelübde einmal wieder durchzulesen und klar zu machen. Wer ein Gelübde gethan hat, der soll auch nach diesem Gelübde handeln; denn er hat durch den Handschlag eine Verpflichtung übernommen gegen sich selbst, gegen seinen Orden und gegen seine Mitmenschen, und wenn es auch Niemand geben mag, der diesen Verpflichtungen nachkommen kann, ohne einmal auf dem mühevollen Wege zu straucheln, so soll doch in Jedem wenigstens das Streben glühen, seiner Pflicht so nahe zu kommen als möglich.

Das Rechtsrittergelübde zerfällt in fünf Punkte, die wir hier mit wenig Worten erläutern wollen; denn sie sind in ihrer Fassung so klar, daß sie eines langen Commentars nicht bedürfen:

Der erste Theil des Gelöbnisses ist gleichsam die Basis, auf welcher die anderen vier erst emporwachsen, der Boden auf dem der Baum, die Blüthe und die Frucht entstehen, mit einem Wort das Bekenntniß der christlichen Religion, für deren Vertheidigung und Verbreitung unser Orden in's Leben trat und für deren Vertheidigung und Verbreitung er noch heute lebt. Wir wollen damit nicht angedeutet haben, daß die Johanniter unserer Tage äußere oder innere Missionäre sein sollen. Das liegt nicht in unserer Aufgabe. Wie aber jeder Mensch und vornehmlich jeder Christ sich als ein Missionär Gottes betrachten soll, der seine Aufgabe zu erfüllen hat hienieden, so auch der christliche Johanniter und vornehmlich der Rechtsritter. — Ohne zu prahlen und zu prunken, weder mit seinem Adel, noch mit seinem Kreuze, soll er auf den Ersteren nur stolz sein, wenn er dem zufälligen Geburtsadel durch den erworbenen Seelenadel die Weihe gegeben hat, und er soll Letzteres nur tragen, nicht als ein Zeichen des Hochmuths, sondern als ein Zeichen der Demuth, als ein äußeres Merkmal innerer Verbrüderung, als ein Symbol seiner Gesinnung und des Anstrebens seiner Christen- und Ordenspflicht, die hauptsächlich besteht in dem geistigen Kampf gegen die Ungläubigen inmitten der Christenheit und in dem kühnen und unbehinderten Voranschreiten auf den Wegen ungeheuchelter Gottesfurcht, wahrer Ehre, vorwurfsfreien Lebenswandels und uneigennütziger Treue. — Mit dem guten Wort ist's nicht allein gethan; das gute Beispiel nur schafft Ueberzeugung und Nachahmung. —

In dem Gelöbniß des zweiten Punktes wiederholt sich ein Theil des ersteren, specialisirt sich aber besonders auf die Anerkennung und Ausübung der christlichen, dem Orden auferlegten Krankenpflege, wobei jedoch wohl zu beachten ist, daß die Zahlung der obligatorischen Beiträge, so segensreich sich deren Verwendung auch gestaltet, doch nur von geringem Werthe für die Zahler ist, wenn er nicht mehr thut als das. In der freiwilligen, einem Herzensbedürfniß folgenden Hülfe, durch Rath und That, einer Hülfe, die sich nicht an die große Glocke der Verkündigung hängt, sondern still, im Stillen geübt wird, besteht die Hauptzierde des Johanniterritters. —

Der dritte Punkt des Gelöbnisses fällt zusammen mit den Pflichten eines jeden Unterthanen und Staatsbürgers überhaupt, und der Johanniter gelobt nur mehr zu thun als der große Haufe und demselben wiederum voranzugehen mit gutem Beispiel und überzeugtem wie überzeugendem Rath.

Was den vierten Theil des Gelübdes anbetrifft, so soll der Rechtsritter bekennen und geloben, daß er die drei Schläge, welche er mit dem Schwerte vom Herrenmeister empfangen kann, für sein Letztes halten und gelitten haben will. Das bedeutet ganz einfach, daß er, wie er selbst sich eifrig bestrebt, seine Ehre rein zu erhalten von jeglichem Makel, er auch fremde Ehrenkränkungen nimmer dulden wolle, von wem und unter welchen Umständen es auch sei.

Der fünfte Theil des Gelöbnisses verspricht das be-

eiferte Interesse für die Ehre des Ordens, die identisch mit seiner eigenen ist, und Treue und Gehorsam dem regierenden Herrenmeister und den in Seinem Namen wirkenden Ordens-Beamten und Commendatoren. Wenn man der Ehre theilhaftig wird, nach Berathung der Convente von dem betreffenden Commendator dem Kapitel als Rechtsritter vorgeschlagen zu werden; wenn man der Ehre theilhaftig wird, die Bestätigung des Herrenmeisters und, durch Dessen hohen Vorschlag, die Genehmigung Seiner Majestät zu erhalten, dann übernimmt der neue Rechtsritter auch die Pflicht: seinen Oberen in allen Ordenspflichten treuen und unverzüglichen Gehorsam zu leisten, und vor allen Dingen selbst die ausgesprochenen Wünsche des Herrenmeisters stets als Befehle zu betrachten, die, immer zu des Ordens und seinem eigenen Besten gegeben, den bereitwilligsten und freudigsten Gehorsam finden müßten. — Das bekräftigt der Rechtsritter durch den Handschlag! —

Das goldene Kreuz um den Hals soll ihm eine Mahnung sein, an sein Gelübde zu denken, und jedesmal beim Jahresschluß nehme er es wieder vor und prüfe sich, wie weit er es erfüllt habe. — A. v. Winterfeld.

Nobilitas est sola atque virtus.

(Juvenal.)

Adel ohne Tugend ist eine Laterne ohne Licht (dänisches Sprüchwort), ist eine Nuß ohne Kern, ein Ei ohne Dotter (altdeutsch).

Niemand wird sich selbst geboren, sondern der Menschheit, dem Vaterland, den Aeltern und Freunden. — Du lebst recht, wenn ernstlich Du sein magst, was Du genannt wirst (Plato). „Sei, was Du bist, werde, was Du kannst!" hat Lavater gesagt. „Wenn Du vom Adler stammst, so zeig' es durch das Schauen in die Sonne," so lautet ein Sinnspruch.

Eines Adels sind alle Menschen insgesammt, als Kinder des Vaters voller Gnade und Weisheit. — Des Menschen Leben auf diesem Erdreich ist Nichts als eine Ritterschaft. Diejenigen, welche, stets eingedenk ihrer hohen Abstammung, am wackersten streiten, das sind die Edelsten.

Im Mittelalter kämpfte man mit zweischneidigem, gewaltigem Schwert und in eiserner Rüstung um das irdische Jerusalem gegen die Ungläubigen. In dem Adel jener Zeit bürgerte sich die liebevolle Pflege der Kranken ein. Der erste und volksthümlichste aller deutschen Dichter hat begeisterte Zeilen den Ritterbrüdern St. Johannis gewidmet; er staunt ihre, im vollen Waffen- und Ordensschmuck glänzende, tapfere Erscheinung an, sein Blick ruht aber mit größerer Freude noch auf ihnen, als Knechte der Armen und Pfleger der Kranken.

„Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
„Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
„Aber ein schönerer Schmuck umgiebt euch, die Schürze des Wärters,
„Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
„Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
„Und die niedrige Pflicht christlicher Liebe vollbringt. (Schiller.)

In Gläubigkeit und Demuth erfüllte jener alte, tugendhafte Adel schwere Pflichten. Auch in unsern Tagen halten sich die Ritter des Ordens zum Spital St. Johannis berufen zu der Sorge für die Armuth und Krankheit, und die in diesem Blatt von Zeit zu Zeit niedergelegten Zahlen geben Zeugniß des sich mehrenden Wirkens. Ist nicht das Gebot christlicher Barmherzigkeit unabhängig vom Wechsel der Jahrhunderte?! — Ein Anderes ist es mit den Aufgaben, die dem Adel als Glieder eines staatlichen Verbandes zufallen, und die Zeit hat hierin viel geändert. Es gilt aber, den Blick aufwärts zu richten nach dem himmlischen Jerusalem und vorwärts zu streben, kämpfend mit dem Schwert des Geistes. (2. Kor. 10, V. 4 u. 5.) In eben dem Maaße, wie die alten adligen Streiter im Kampf um den Besitz des heiligen Grabes ihre Zeit verstanden, liegt es auch dem Adel der Gegenwart ob, der unsren zu genügen, erbauend was zu seinem und Aller Frieden dient. Man führt den Krieg ja um des gesunden Friedens willen und vermeidet den Krieg, indem man redlich den Frieden sucht.

Wer sich dem Verständniß der Gegenwart verschließt, den schließt auch die Gegenwart aus! Vieler alter Vorrechte und Privilegien ledig, steht der Adel nicht mehr über, sondern mitten in der Nation; nimmt er hierher nur Das aus der Vergangenheit mit sich, was wirklich gut, brauchbar und lebensfähig ist, so wird er sicherlich auf seiner neuen Stelle blühen und fruchtbar sein!

Kannst Du nicht selbst ein Ganzes sein, so schließe dich als dienend Glied dem Ganzen an. Aeußerer Glanz und tönender Name sind werthlos, wenn Tugend nicht ihnen Bedeutung verleiht. Die Chroniken haben von dem alten Geschlechte der Bülow's ein schönes Lob aufbewahrt: „Alle Bülows sind ehrlich!" Sich hervorthuend in tadellosem Wandel und mit einem guten Kampf gegen das sittlich Schlechte, gegen Lieblosigkeit und Selbstsucht, in angestammter Ehrliebe trachtend nach dem wahren und allgemeinen Besten, so wird auch ferner der Adel bleiben, was er ehedem war — des Fürsten Glanz, des Volkes Schmuck, nicht aber zu einem verdorrten Gewächs werden, das Aergerniß verursacht!

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Ehrenritter Freiherr von Schäffer-Bernstein, Großherzoglich Hessischer General der Infanterie und Kriegsminister.

Der Tod dieses ausgezeichneten und hochverdienten, auch in Preußen wohl bekannten und geschätzten Mannes hat mehrere öffentlichen Blättern Anlaß zu einem Nachruf gegeben, und wir glauben namentlich auf einen längern Aufsatz verweisen zu dürfen, welchen muthmaßlich die Neue Preußische Zeitung über das Leben und die Verdienste desselben bringen wird. Hier ist es hauptsächlich unsere Absicht, der Beziehungen des Verewigten zu dem Johanniter-Orden, in dem er eine hervorragende Stellung einnahm, mit einigen Worten noch besonders zu gedenken. Freiherr von Schäffer-Bernstein hatte den Orden schon im Jahre 1839 von des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. Majestät erhalten, als die erste der Auszeichnungen, welche ihm von Seiten des Preußischen Hofes zu Theil werden sollten. Er hat diesen Orden immer deshalb besonders werth gehalten. Als im Jahre 1859 eine Genossenschaft von Johanniter-Rittern im Großherzogthum Hessen sich bildete, vereinigten sich alle Stimmen mit Acclamation auf ihn, als den in Aussicht zu nehmenden leitenden Ritter der Genossenschaft, welche Wahl denn auch die Bestätigung des Durchlauchtigsten Herrenmeisters fand; sie war der Ausdruck des Zutrauens, welches die scharf ausgeprägte, im wesentlichen Sinne ritterliche Persönlichkeit des Verewigten von allen Seiten in Anspruch nahm. In diesen Eigenschaften der sittlichen Strenge, der aufopfernden Pflichttreue, des unerschrockenen Bekenntnisses zu Christo ist er sich denn auch bis an's Ende treu geblieben, und, tief betrauert von seinem Kriegsherrn, von seinen Untergebenen, von Allen, welche Manneswerth zu schätzen wissen, dahin geschieden.

Der Verewigte fand sich durch den Drang seiner Dienstgeschäfte grade in dem kriegsdrohenden Jahre 1859 sehr bald ge-

nöthigt, die laufenden Geschäfte der Genossenschaft abzugeben, blieb aber ein thätiges Mitglied des Convents, ein sicherer Anhalt für die correcte Entscheidung aller ernsten Fragen, wo sie sich darboten, und eine Zierde der noch jungen und in ihrer Wirksamkeit wenig gekannten Genossenschaft.

Zu den ihm wiederholt zugedachten Ritterschlage hat er sich nicht einfinden können, das eine Mal wegen der seine volle Aufmerksamkeit beanspruchenden Mobilmachung im Sommer 1859, später wegen seiner unzureichenden Gesundheit, die es ihm kaum bei größter Aufopferung möglich machte, seinem angreifenden Amte vorzustehen. Diese bis zum letzten Augenblick hingebende Pflichterfüllung war wohl eigentlich das Charakteristische in seiner Persönlichkeit und seinem Wirken. Mit Vorliebe nahm er noch an den Vorstandssitzungen des Diakonissenhauses „Elisabethenstift", welches die Johanniter-Genossenschaft unterstützt, Antheil, so wie denn überhaupt jede Bethätigung des wiederaufblühenden christlichen Lebens Gegenstand seines wärmsten Interesses und seiner entschiedenen Befürwortung war. Auch in dieser Hinsicht ist der Verlust des hochgestellten und einflußreichen Mannes tief zu beklagen.

Die Zahl der Persönlichkeiten, zu denen der Heimgegangene gehörte, lichtet sich sehr. Möge es grade unserem Orden aufbehalten sein, als Schule für einen kräftigen und ritterlichen Nachwuchs sich mehr und mehr zu bewähren! —

Die Drachen-Hunde von Rhodos.

(Novelle von A. E. Brachvogel.)

(Schluß.)

Fast waren die Vorbereitungen des Kriegszuges schon beendet und man durfte täglich der Abhaltung des Kriegskonvents entgegen sehen, in welchem die Art, Zeit und der Ort des Angriffs den Brüdern eröffnet werden sollte, als die ganze Unternehmung plötzlich Gefahr lief, aufgehoben oder ganz in's Ungewisse vertagt zu werden.

Janus II. von Lusignan, König von Cypern, war mit der Republik Genua wegen des orientalischen Handels in große Zerwürfnisse gerathen, denn da er die Venetianer begünstigte, so verweigerte er Genua das Recht, auf Cypern einen Stapelplatz für seinen Handel zu errichten, ja suchte ihm durch Scherereien aller Art den Verkehr mit dem Orient zu verbittern. Die Genueser aber besannen sich nicht lange, fielen auf Cypern ein und nahmen Famagosta weg, dessen vortrefflicher Hafen ihren Wünschen ganz gelegen war. In Folge davon rüstete Janus, und während ihm seine Freunde, die Venetianer, mit einer Flotille zu Hülfe kamen und von der Seeseite operirten, umlegte und berannte er mit bedeutendem Heeresvolk Famagosta, es wieder zu gewinnen und die Genueser zu züchtigen. Diese, zu Meer wie Land bedroht und abgeschnitten, suchten bei Frankreich Hülfe. Letzteres hatte nun weit mehr Grund, Genua als Venedig günstig zu sein, denn wenn Ersteres den orientalischen Handel in der Hand hatte, kam der Waarenzufluß, die große europäische Handelsstraße, Frankreich zu Gute, während durch Venedig die deutsche Handelsstraße über Nürnberg nach den Hansestädten gewann. Der König von Frankreich sendete daher eiligst eine bedeutende Flotte und 20,000 Mann Hülfsvölker unter Marschall Boucicaut, um Famagosta zu entsetzen, Janus und die Venetianer zur Ruhe zu zwingen. Boucicaut legte demnach mit seiner Flotte bei Rhodus an, um von dort aus seinen Kriegszug mit Nachdruck zu beginnen. Dies war allerdings ein großer Querstrich durch die Pläne des Ordens, verwickelte ihn in Privatzänkereien, die seiner Lebensaufgabe fern lagen, machte seine Wachsamkeit daheim nöthig und reizte die übrigen, namentlich an der afrikanischen Küste liegenden, Barbareskenstämme, die christliche Fehde zu ihrem Vortheil auszubeuten. Da wußte der Ordensrath den Marschall mit seinem Heere geschickt auf Rhodus festzuhalten, indeß Philipp de Naillac und Flavian heimlich nach Cypern eilten und zwischen den Genuesern und Janus einen Frieden der Art zu Stande brachten, daß Famagosta zum Freihafen unterm Gubernium des Johanniter-Ordens erklärt wurde, welcher dort ein Großpriorat hatte, das Flavian regierte. Es wurde den Genuesern wie Venetianern das gleiche Recht eingeräumt, Handelsstationen und Faktoreien daselbst anzulegen, wofür sie Janus einen Waarenzoll entrichten sollten. Janus dagegen übernahm die Kriegskosten zu zahlen, wozu ihm der Orden das Geld lieh und bis zu dessen Rückerstattung zwei Drittheil des Waarenzolls als Zins zog. — Man sieht, wie diplomatisch nach Außen hin die Brüderschaft zu sein verstand. Nicht allein, daß sie dadurch dem im Mittelmeere sehr zur Unzeit drohenden Kriege vorbeugte, that sie auch Genuas wie Venedigs Interesse ein Genüge, bekam die Ueberwachung des ganzen Levanteverkehrs in die Hand und machte Janus zu ihrem sehr abhängigen Schuldner. Marschall Boucicaut, obwohl die Kriegskosten reichlich erstattet wurden, war aber im höchsten Grade verdrießlich, da Frankreichs Plan kaum halb gelungen und ihm in Venedigs Handelsstraße eine schlimme Concurrenz erwachsen war. Gleichwohl durfte er seinen Aerger nicht merken lassen, nur fragte er de Naillac: »Was nun aus seiner Flotte und dem Heere werden solle? Was sein Herr, der König, wohl sagen würde, wenn er ohne Schwertstreich heimkehre?« —

»Sie werden nicht ohne Schwertstreich heimkehren, mein lieber Marschall,« sagte Naillac, »sondern mit der Siegerkrone um die Schläfe, falls es Ihnen nur genehm ist, mit uns einen Streifzug nach Osten zu thun! Zwar haben wir nun Europas Handelswege nach der Levante geordnet, aber wenn wir die Moslems gedemüthigt, sie zwangen, der abendländischen Welt die bedeutendsten Vortheile einzuräumen, werden sich nicht dann erst diese Handelsstraßen beleben, werden Sie dem Weltverkehr und öffentlichen Wohlergehen, der Ehre Ihres Landes, dem Heil der Christenheit nicht den wichtigsten Dienst thun? Wahrlich, wird man in Paris sagen, wir sendeten Marschall Boucicaut aus, hadernde Krämer zur Ordnung zu verweisen, und er schloß die Tiefen Asiens auf!« —

Der Franzose hätte eben — kein Franzose sein müssen, dem Antrage zu widerstehn, und er schloß sich sofort mit Feuereifer dem Unternehmen des Ordens an. Der Hof von St. Germain wurde davon durch einen Embassadeur des Ordens und einen Offizier Boucicauts benachrichtigt, welche auch den Friedensvertrag überbrachten.

So war denn Alles zu dem Kriegszuge bereit. Der Convent wurde nunmehr abgehalten und in ihm den Brüdern eröffnet, daß man mit Boucicaut vereint direkt nach Palästina steuern, Beyrut berennen, sich im Libanon festsetzen, dessen christliche, unabhängige Bergvölker, die Maroniten, aufrufen und, auf diese Punkte wie die Operationen der Flotten gestützt, in Galiläa einfallen, feste Plätze gewinnen, und wenigstens die ersten Schritte thun wolle, daß die heilige Erde der Christenheit wieder gewonnen werde. — Seit 1292 hatte kein Johanniterritter den Fuß mehr in's gelobte Land gesetzt, und nachdem die Kreuzzüge trotz grenzenloser Verschwendung von Menschenleben und Geld, nachdem sich die fast dreihundertjährigen Kämpfe des Ordens um den Besitz der heiligen Stellen nutzlos erwiesen, war dies ein Unternehmen von so wagehalsiger Keckheit, daß die Brüder St. Johann von seiner Größe erstaunt und geblendet wurden. Die Begeisterung, welche sich Aller bemächtigte, wurde zu einer spartanischen Todestrunkenheit, die alle anderen Gefühle verschlang. Friedrich von Hohenzollern und Andreas de Piombes besonders fachten sie an.

Letzterer hatte seit Tankreds Tode das weiße Kreuz auf Brust und Mantel mit einem Trauerflor verhüllt und ritt ohne Schild in's Feld, weil er sich selber nicht mehr schildwürdig hielt. Kaum ward daher im Convent der Kriegsplan von Naillac verkündet, von Zollern den Brüdern mit heiligem Eifer ans Herz gelegt, als Piombes Augen von Thränen erglänzten und er flehend die Arme zum Ordensaltar erhob. „So bitte ich euch denn, meine Brüder, bei der himmlischen Erbarmung der Erlösung, die uns Christus der Obermeister zugesichert mit seinem Blute, daß Ihr auch Erbarmen habt mit mir und meiner Zunge und uns das Vorrecht einräumt, zuerst den geweihten Boden zu küssen, zuerst die Waffen zu schwingen, um zu bluten in dem Lande, da das Licht und die Befreiung über die arme Menschheit ausging! Wohl weiß ich, daß man uns diese heiße Bitte als Hochmuth und Ruhmdurst auslegen könnte, aber Ihr, meine Brüder, werdet es nicht! Bei dem Grame, der in meinem Herzen lebt, bei der Gerechtigkeit Gottes, die alles Verborgene aufdeckt, versichere ich Euch, ich werde nicht wieder heimkehren, die Säule Frankreichs wird im Syrischen Sande begraben sein. Ach, was auch mein Arm leisten mag, nie wird es genügen, den armen Namen Piombes rein zu waschen! Die Vergünstigung, mein und meiner Zunge Leben zuerst d'rangeben zu dürfen, erfleh' ich von Eurer Bruderliebe, ich habe ein Vorrecht sie zu fordern, es ist das Vorrecht — der Schande!!“ —

„Wollt Ihr es ihm gewähren, Brüder?“ fragte Naillac den Convent.

„Ja!“ erwiederte die Versammlung. —

Da erhob Friedrich seine Stimme.

„Bruder Piombes, Du wirst nicht allein im heiligen Lande bleiben, ich werde, bei den drei Lichtern, Dein Gefährte hier und dort sein, ich weiß es und will es! Deshalb, kraft Gottes Geist in mir, der mich zum äußersten Grad im Ost erhob, befehle ich Dir, Piombes, das Zeichen der Trauer von Deinem Kreuz zu nehmen, den Schild im Streite zu führen und fröhlich zu sein, denn der Herr Dein Gott hat Dich fortan an sein Herz genommen!!“ —

Unsere heutige Zeit weiß nichts von diesen überirdisch-flammenden Gefühlen der alten Ordensritter. Sie kann daher auch schwer den Jubel begreifen, der nach dieser Weihescene des Convents im ganzen Orden ausbrach. Eine stolzere Siegesgewißheit, größere Lust zum Tode hat wohl nie ein christlich Heer besessen, und als mitten in der Nacht, vom Orden geleitet, die St. Johannislege, die Stiftshütte der Brüder, feierlich durch Naillac, Hohenzollern und Fluvian auf die Großmeistergaleere gebracht wurde, war es, als wenn Europa nicht mehr des Ordens Heimath und seines Bleibens nur noch in Palästina, dem gelobten Lande der Menschheit sei!

Ein wunderbares Schauspiel bot sich dem staunenden Europa, das vor eilf Jahren noch mit Grauen die muselmännischen Horden den eigenen Boden verwüsten sehen mußte, als Beyrut in Syrien vom Orden und Boucicaut erobert, Tyrus und Sidon eingeäschert wurden und die Maroniten des Libanon 70,000 Köpfe stark in die Thäler herabstiegen, um sich der Lavine der Eroberer anzuschließen. Ein wildes Entsetzen packte die Kinder des Propheten, Bewunderung und heilige Scheu durchdrang die Völker des Abendlandes, die ganze Welt schien still zu stehen, um zu lauschen, ob den Rittern St. Johannes denn ein Wagestück gelingen könne, an dem Generationen von Helden zu Grunde gegangen.

Bajazeds Sohn, Mahomed I., Sultan von Egypten und Syrien, der in Damascus eben ein Heer versammelt hatte, dem zerfallenden Reiche seiner Feinde zu Stambul ein Ende zu machen, erzitterte bei dieser Schreckenskunde und, seine Völker aufraffend, eilte er gen Beyruth, dessen Minarets gebrochen waren, von dessen Mauern die Kreuzesfahnen wehten, um die Stadt wieder zu gewinnen, die erznen Jünger des Täufers in's Meer zu werfen. — Aber er fand den Gegner vorbereitet zur Schlacht. —

Beyrut liegt an einem nördlichen Hafen, hart an der Grenze Palästinas und Syriens, der von einem ziemlich bedeutenden Vorgebirge, einer Art Kap, gebildet wird, dem einzigen von größerem Belange an der ganzen Küste des gelobten Landes. In diese Bucht ergießen sich im Osten zwei Gewässer, die aus dem nahen Libanon strömen; das eine, dicht bei der Stadt, ist die Beyrut genannt. Es schützt, ihrer Breite und Tiefe wegen, die Stadt vom Norden und Osten und entspricht den Höhen des schroffen, bewaldeten Saninberges, eines Seitenzweigs des Libanon, der südlich die Stadt überragt. Auf der andern Seite des Sanin entströmt ein reißender, kaskadenreicher Bergstrom, die Naimeh, stürzt jäh von den Felsen und, einen Bogen durch das Thal bildend, fällt er bei dem Flecken gleiches Namens, ohnweit Porphyrium und Sidon gelegen, in's Meer. Jenseits im Süden von ihm streckt sich ein anderer flacher und kahler Ausläufer des Libanon bis zur Küste, so den Thalkessel der Naimeh bildend. Hier, auf der Südseite des Sanin, staffelförmig ausgebreitet, das Thal und den rauschenden Naimeh vor sich, erwartete der Orden den Sultan.

Es war ein Kampf, der nur mit gänzlicher Besiegung Mahomeds oder dem Untergange der Ritter enden konnte, für Letztere keine Ausflucht, keine neue Stellung mehr zuließ, sondern nur Flucht aufs Meer. So sehr die Maroniten auch gewillt waren, das Joch heidnischer Gewaltherrschaft abzuschütteln, so gewiß war auch, daß sie nach einer verlornen Schlacht dem Orden jede fernere Hülfe versagen und mit Mahomed einen Separatfrieden schließen würden, denn ihre Freiheit lag in ihren Bergen. —

Einer jener glühenden Tage, wie sie nur Syrien hervorbringt, war's, als sich in diesem Thalkessel des Libanon Halbmond und Kreuz gegenüberstanden. Die Naimeh machte am südlichen Thalrande hart an dem südlichen Ausläufer des Libanon einen weiten Bogen und ließ die Ebene vor dem Sanin frei, durchschnitt dann weiter westlich dieselbe, an der gegen das Meer gekrümmten letzten Terrasse des Sanin hinlaufend, wo sie bei dem Flecken in's Meer stürzte, indem sie am Ufer eine zweite südlich gesenkte Ebene umfaßte, welche Mahomed's Reiterschaaren von Porphyrium her besetzt hielten. Das christliche Heer war in der Art aufgestellt, daß Boucicauts Flotte die Küste deckte, weil die Ordensgaleeren zum Schutze Beyruts zurückgeblieben waren. Längs der Naimeh, von der Ortschaft jenseits des Flusses an, die schmale Thalsohle haltend, stand Boucicauts Reiterei und die Lanzenknechte. Hinter ihnen, auf der Südlehne des Sanin die Zungen Italien und Auvergne unter Soranzo und Cantecoq, an sie schlossen sich Aragon, Castilien, Deutschland und England unter Fereira, Braganza, Hohenzollern und Lothian. Beyrut deckte Aumont de Tracy mit der Provence und Cypern, während Boucicauts übrige Fußvölker die Höhe des Sanin im Rücken des Heeres hielten. Zwischen Fereira und Braganza befand sich Naillac und Fluvian mit dem Ordensbanner. Vor ihnen Allen aber, am untern nördlichen Thalrande des Sanin, die Ebene und den Naimehstrom vor sich, breitete sich die Zunge Frankreichs aus, abgesondert von den Uebrigen, zum ersten Stoße bereit! — Der düstere Fanatismus, auf dieser Wahlstatt zu sterben, sprach sich aber in Keinem schlagender aus, als in Piombes. Er hatte die Stahlhaube abgelegt und dafür auf sein graues Haupt einen Kranz rother Rosen gepreßt. Nur sein Unterkörper war, wie das Roß, geharnischt; statt des rothen Ordenswamses und Harnisches hatte er das Hemd auf dem bloßen Leibe, über dem Schwerte den Strick der Entsagung um die Hüften (es war die Büßertracht des Ordens), in den Händen trug er Lanze und Schild. Wer ihn ansah, erschauerte, denn man fühlte,

er wolle, er müſſe ſterben. Als Kampfgefährten hatte er Teſſaire und Beauregard gewählt, ſie trugen Alazienzweige an den Helmen. So harrten ſie lautlos, was Mahomed beginnen würde, während die Drachenhunde durch die Ebene ſtreiften.

Die Stellung des Ordens war ſtrategiſch entſchieden günſtig, falls er ſich nicht verleiten ließ, über die Naimeh zu ſetzen, um angreifend vorzugehen. Von den Bergvölkern war nichts zu ſehn, ſie befolgten ihre eigene Taktik, welche ſich ſehr nach der ſchwanken Gunſt des Augenblicks richtete. Mahomeds Lage war die ſchlechtere, zudem ſeine Truppen durch den Eilmarſch von Damaskus abgemattet, vom Sonnenbrande erſchlafft waren. Der rechte Flügel der Moslems lehnte ſich an den ſchroffen Abhang des großen Libanon, an dem der Strom vorbeiſchoß und zog ſich über den kahlen ſüdlichen Höhenzug hin. In der Mitte hielt Mahomed mit ſeinen Kerntruppen, der arabiſchen Reiterei und den Bogenſchützen, während der linke Flügel bis gen Porphyrium und die Küſte von der Dromedarreiterei, den Tuariks, gebildet wurde, die, das Schrecken ſeiner Feinde, Mahomed als neue Truppengattung aus Oberegypten mitgebracht, ihnen ſo oft ſchon ſeine Siege verdankt hatte.

Beide Gegner, als ſie ihre Reihen entfaltet ſahen, zauderten. Keiner wollte über den Strom ſetzen und angreifen, Jeder wünſchte den Feind auf ſeinem Terrain zu empfangen und in den Fluß zu werfen. Zum Glück ſtanden die chriſtlichen Ritter in kühlerer Atmoſphäre, weil der Laubwuchs und die feuchte Bergluft des Libanon ſie umgab, die Ungläubigen aber ſchmachteten auf den ſandigen, nur von Aloen und Kakteen beſtandenen Hügeln der Südſeite, der vollen Wuth der Sonne ausgeſetzt, die in dem Sande der Küſte ſo infernaliſch wirkte, daß die Domedare kaum abzuhalten waren, ſich in die Naimeh zu ſtürzen, um die andere kühlere Seite zu gewinnen. Zudem überlegte Mahomed, daß das Angreifen ihm gebühre, er vorwärts gehn, oder umkehren müſſe, und legte es den Chriſten für Zaghaftigkeit aus, daß ſie nicht mit ihm anbanden.

Da ließ er die grüne Fahne des Propheten entfalten, die Tamtams klangen, die Tuariks ſtießen ein Geheul aus, ſetzten ihre Thiere in Gang und, nachdem ſie längs des Fluſſes über die Ebene gejagt, ſtürzten ſie ſich in die Fluthen, die jenſeitige Fläche zu gewinnen. Mahomed rückte mit ſeiner arabiſchen Reitergarde langſam nach.

Wie Naillac dieſe Bewegung der Feinde ſah, ließ er das erſte Signal geben, ein ſchrilles Pfeifen, das die Doggen zurückrief, welche ſich zu Piombes geſellten. Die Tuariks ſetzten in den Strom, ohne daß ſich unter den Rittern eine Helmſpitze bewegte, als aber die Hälfte der Dromedare bereits auf der Ebene war, indeß die andere durch's Waſſer ritt, ſchmetterten die Ordenstrompeten. Alle Zungen von St. Johann begannen wie Wetterbrauſen:

„Grüß' Gott dich, Todesroſe,
„Du heil'ge Kampfeszier,
„Du glühſt von meiner Stirne,
„Lebſt ja im Herzen mir!“ —

Piombes und die ſchäumenden Doggen voran, ſtürzte mit eingelegten Lanzen Frankreich auf den Feind, während das Todeslied der Brüder durch die Lüfte flatterte, der ganze Orden rings von den Höhen dem Waffenſchauſpiel zuſah. Dem Anprall Frankreichs, verſtärkt durch die ſchiefe Ebene, konnten die Tuariks nicht widerſtehn. Die Doggen fielen den erſten Dromedaren in die Weichen, die Speere der Ritter riſſen Lücken in die feindlichen Reihen, die Vorderſten wurden auf die Folgenden geworfen und der Stolz Mahomeds ward kampfunfähig gemacht, zumal die Reiter Boucicaut's ihnen nun von links in die Flanke fielen. Wunderſamer Weiſe wurde Piombes auch nicht ein Haar gekrümmt, und als die Tuariks auseinanderſtoben und zurückgeſtaut wurden, erhob der ganze Orden ein Freudengeſchrei: „Piombes und Frankreich!“ —

Kaum aber hatte Mahomed das Unheil erſchaut, ſo ſtürzte er mit den arabiſchen Reitern vorwärts an einer zweiten Stelle durch die Fluth und war im Augenblick auf der Ebene, Piombes umſchwärmend, ehe derſelbe ſeine Zunge wieder ordnen konnte. Nun war die Lanze nutzlos, man griff zu Schwert und Kolben, Boucicauts Lanzenknechte rückten gleichfalls vor, der Kampf Mann gegen Mann war entbrannt. Um den Feind aber mit voller Wucht zu erdrücken, ließ der Sultan alle anderen Truppen die Naimeh überſchreiten. Mit dem Rufe: „St. Johann im Tode“ ſetzte ſich gleichfalls das ganze Chriſtenheer in Bewegung und traf auf der Ebene diesſeits krachend mit den Moslems zuſammen; die Schlacht raſte von allen Seiten. — Lange hielt ſich Piombes, wie ein Todesengel wühlte er ſich in die Feindesſchaar, wie ein lebendiger Mauerbrecher folgte ihm ſeine Zunge. Da trafen der Pilier und Mahomed perſönlich im Kampf zuſammen, wahrlich zwei würdige Gegner! Hieb auf Hieb fiel! Die Roſſe umtanzten ſich, nur dem Schenkeldruck gehorchend, als ſpielten ſie mit einander. Da ſchrie mit eins Piombes Umgebung jammernd auf! Die ſchmeidige Damascenerklinge des Sultans ziſchte durch den Hals Piombes, ſein graues Haupt ſamt dem Roſenkranze rollte herab, wie ein Springquell hoch auf ſpritzte ſein Blut, das Bußhemd überſtrömend, und das Roß führte den Rumpf des Piliers weithin durch's Getümmel. Während die franzöſiſche Zunge brüllend in den Feind ſetzte, ſprang Taiſſare vom Roß, hob das theure Haupt vom Boden, ſchwang ſich in den Sattel und, es allen ringsum zeigend, rief er: „Piombes iſt hin, folgt Eurem Meiſter!“ — Die verwaiſte Zunge glich einem Haufen raſender Mänaden, die Deutſchen, Zollern voran, und die Engländer kamen ihr zu Hülfe. Ein furchtbarer Stoß in der Mitte erfolgte auf den Feind, die Fahne des Propheten ſank, Boucicauts Reſerve rückte nach, die andern Zungen packten den Feind ſeitwärts, und im Rücken der Moslems tönte mit ſchreckhaftem Jauchzen: „Der Herr vom Libanon! Nieder mit den Egyptern!“ — Die Maroniten hatten auf der Höhe Mahomed umgangen und fielen ihn nun von Hinten an. Da löſte ſich des Sultans Heer in allgemeiner Flucht auf. Mit Thränen der Wuth rettete ſich, umgeben von ſeinen Garden, Mahomed, und wild, wie von der Peſt gehetzt, eilte Alles bis Banias am Hermon und zum Leontes zurück!

Manch tapfrer Ritter von St. Johann küßte für ewig da den Sand. Frankreich hatte 117 tapfere Söhne ſeines Adels, faſt den dritten Theil der Zunge und Piombes verloren. Von den übrigen Zungen lieferte Deutſchland und England die meiſten Opfer. Auch Rink von Henneberg war gefallen. Einen Speerſtoß, der dem Senior gegolten, hatte er, ſein Pferd dazwiſchen drängend, mit der eigenen Bruſt aufgefangen. Hohenlohe war verwundet, Tracy, der Großkommandeur, lag hoffnungslos, und Grimany, Prior von Pavia, wurde, ſattelräumig gemacht, von den Roſſen der Reiter zertreten. Fürwahr ein grauenhafter Preis des Siegs!

Aber der Sieg über Mahomed war vollſtändig errungen. Noch in derſelben Nacht rückten die Chriſten dem fliehenden Feinde nach, die Maroniten auf die Höhen des Hermon vorausſendend, und kaum erwachte der neue Tag, als der Sultan und ſeine todesmatten Streiter mit Entſetzen wiederum die eherne Phalanx der Johanniter vor ſich ſahen, bereit zum Streiten. —

Da beugte ſich Mahomed dem Geſchick. Er ſendete ſeine Veſire Tharacſan und Samal-Jahub und ließ um Frieden bitten. Er ward ihm unter der Bedingung gewährt: „Der Orden der Ritter St. Johannes hält für alle Zeiten zu Alexandria, Rama, Joppe, Beyrut und Jeruſalem ſeine Konſuln, Faktorei, eine Kommende von je ſechs Rittern, nebſt Hoſpital und Aſyl. **Er nimmt das heilige Grab in ewigen Beſitz**, bewacht

und schließt es, um es vor Entheiligung fortan zu bewahren! Allen christlichen Schiffen steht der Handel an den Küsten von Kleinasien und Egypten gegen einen Waarenzoll, den Zehnten des Kaufs betragend, frei.“ —

Ein Augenblick tiefster Weihe, großartigster Empfindung war's, da Naillac, Hohenzollern und Fluvian an der Spitze von hundert Rittern, das rauschende Ordensbanner voran, in Jerusalem einritten. Sie führten das Haupt Piombes in einem Kasten von Cedernholz mit sich und wallfahrteten baarhaupts an die heiligen Orte. Als sie die Grabeskirche feierlich in Besitz genommen, ward das Haupt des unglücklichen Piliers vor der einen Pforte eingesenkt, und ein Hochamt gehalten. Das Hospiz und die Kommende wurde neu errichtet und ihre frommen Pflichten wollten sie damit endigen, am Morgen des letzten Tages noch einmal auf Hohenzollerns besonderen Wunsch den Platz des salomonischen Tempel zu besuchen.

Die sternenhelle Nacht, die letzte, welche die Brüder in Jerusalem zubringen sollten, sank herab. Die Ritter waren im alten Hospital St. Johannes zur Herberge, das seit Hunderten von Jahren zum ersten Mal wieder dem Ordensdienst geweiht worden. Alles war still, der Schlaf hatte sich auf die Ritter gesenkt. Nur einer wachte, Friedrich von Zollern. — „Wachet und betet, daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!“ —

Der letzte Kriegszug, die Schlacht am Sanin, der Tod Piombes, Hennebergs und Trachs, endlich die überwältigenden Gefühle Angesichts der heiligen Orte des Leidens und der Welterlösung Christi, hatten den letzten Rest seiner Lebenskraft aufgezehrt. Alle bemerkten des fast hundertjährigen Greises Verfall, aber noch ließ er die Brüder immer glauben, man werde ihn glücklich zurückbringen nach Rhodus und, wenn er der Ruhe pflege, erhalten. Er wußte besser, wie es mit ihm stand. „Ich werde mit Dir im heiligen Lande bleiben und Dein Gefährte sein“, hatte er zu Piombes mit ahnungsvoller Bestimmtheit gesagt, und nun trat die Gewißheit immer näher an ihn heran.

Friedrich wachte. Er erwartete den Morgen und den Tod! Seine Gedanken waren auf seine letzten Ordenspflichten und das Land gerichtet, was ihm von fern entgegendämmerte. — Um zwei Uhr weckte er Hohenlohe und Rhin, die bei ihm schliefen. Mit ruhigen klaren Worten sagte er ihnen, daß seine Zeit um sei, und befahl, die beiden Großmeister zu rufen. Sie erschienen. Hohenlohe verließ das Zimmer und hielt Wache an der Pforte. — —

Der Tag graute ein wenig, als die Ritter sämmtlich gerüstet im Hofe des Hospizes harrten. Sie hatten erfahren, welcher Verlust dem Orden bevorstand. Rhin brachte den Befehl zum Aufsitzen. Es geschah. Ruprecht führte den Schimmel des Seniors vor die Pforte. Alles war tief traurig. —

Nach einer Weile brachten Fluvian und Naillac Friedrichen, der sich mühsam auf sie stützte, langsam die Treppe herab. Gesenkten Hauptes schlich Zuleika, die Dogge, hinter ihm. Hohenlohe mit einer Fackel leuchtete voran. Zollern war in voller Rüstung und Ordensschmuck. Alle Augen füllten sich mit Thränen, als man den Herrlichen so sehen mußte. Aber kaum erblickte er die Brüder, richtete er sich hoch auf, schritt krampfhaft zu seinem leise wiehernden Roß und setzte den Fuß in den Bügel. Die Großmeister halfen ihm hinauf. — „Vorwärts, meine Brüder!“ — Der Zug setzte sich in Gang. Voran schritt Hohenlohe mit der Fackel, Friedrich folgte, die beiden Großmeister hielten des Rosses Zügel, das sanft wie ein Lamm ging. Rhin und Montfort ritten hinter ihm bei dem Ordensbanner. Darauf folgten die Uebrigen und der Troß. Langsam, am Hause des Pontius und den Ruinen der Antonia vorüber, gelangten sie an jenes kolossale Plateau, jene gewaltigen Substruktionen von Riesenquadern, welche einst den Tempel Jehovahs mit seinem Säulenwald getragen.

Alle verließen die Pferde, nur Friedrich vermochte es nicht mehr. Man führte ihn zu Roß über einen Schutthügel auf den Sockel des Tempels. Die Brüder folgten. Oben angelangt, schlossen sie einen Kreis um ihn, unter den Mänteln hervor zogen sie blühende Akazienbüsche. —

Die neue Sonne erhob majestätisch ihr flammend Angesicht über die Olivenwälder. Ihr erster Kuß fiel auf des Oelbergs Spitze, auf Golgatha, Zion und das Plateau des Tempels, umgüldete mit Glorie den greisen Senior, der einem Steinbild gleich auf seinem weißen Rosse dem letzten Tage stumm entgegenharrte, wie ein Krieger der Ablösung von der Wacht.

„Seht Ihr,“ erhob er die zitternde Stimme, „Johannesbrüder, wie die drei Hügel glänzen? Aus der Nacht hebt sich das ewige Licht! — So gehe auch ich durch die Nacht dem großen Gottestage entgegen. — Ich bin unendlich glücklich gewesen im Leben, denn ich habe Eure Liebe und Treue besessen, den Sieg Christi über das Heidenthum erlebt, stehe im Tode auf den Grundfesten des Tempels, den Salomo dem einigen Gott aufgerichtet, und hoffe, hinfort wird die ewige Stadt Jeruscholaim der Menschheit wieder erschlossen sein! — Wenn Ihr im Grabe mich ehren wollt, meine Brüder, so bitte ich eins. Haltet zusammen, denn Euer ist der Sieg, und bedenket: die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung! Liebet Euch unter einander!“ — Kraft meines Amtes aber, daß mir von Gott, nicht durch irdische Wahl, stammt, empfängst mein Amt, mein Kreuz und Schwert Du Bruder Amand von Rhin, im Namen der drei ewigen Lichter! Er sei eure Säule, sein Strahl leuchte euch voran zur Erkenntniß! — Meinem Geschlecht daheim im lieben Deutschland, den Hohenzollern, meldet meinen letzten Gruß und Segen. Ich wünsche Ihnen nicht Macht noch Ehre, denn Solches bereitet man sich selbst, aber ich wünsche Jedem von Ihnen: so beglückt zu sterben, wie mir verstattet war. Herr! Herr! — Nun lässest Du Deinen Diener von hinnen fahren, — denn — seine Augen — haben —!“

Sein Wort stand still! Die Arme, welche er wie Simeon ausgebreitet, sanken, sein Auge ward starr, das Haupt neigte sich auf die Brust. Er brach zusammen. Amand von Rhin fing ihn weinend in seine Arme auf; vereint mit den Großmeistern streckten sie ihn nieder auf den Ordensmantel. Hohenlohe löschte leise die Lebensfackel, die Brüder deckten ihn mit Akaziensträuchen zu. — —

So endete Friedrich von Hohenzollern. Sein Andenken im Orden ward für alle Zeiten durch des Convents Beschluß geehrt: daß fortan jeder Großprior von Deutschland auch Gouverneur von St. Pierre und Karien sein solle. — Die treue Dogge Zuleika geleitete ihres Herrn Leiche über Land und Meer bis zu dem Kloster Stetten bei Hechingen. Dort starb das Thier vor Gram. Die Drachenbunde von Rhodus aber blieben noch lange der Schrecken aller Ungläubigen. Das Letzte dieser edlen Thiere zog mit Villiers de l'Isle Adam und den Rittern St. Johann nach Malta.

Das Armenwesen in China.

Ueber diesen interessanten Gegenstand enthält die Schrift: „Das chinesische Kaiserreich“ von dem französischen Abbé Huc, welcher — als Mandarin verkleidet — 14 Jahre lang zu Missionszwecken in China verweilte, zerstreute Notizen, welche wir im Nachstehenden zusammenzustellen suchen.

Die Armen sind sehr zahlreich in China, besonders in den bevölkertsten Distrikten. Ihre Zahl wächst jedes Jahr in bedeutendem Grade, und es ist dieser Umstand eine der mitwirkenden Ursachen der gegenwärtigen Re-

volution. — Es vergeht kein Jahr, wo nicht da oder dort eine furchtbare Menge Menschen durch Hunger oder Kälte umkommt. — Sei es, daß eine Ueberschwemmung oder Dürre oder irgend ein Ereigniß die Ernte in einer Provinz gefährdet, so sind alsbald zwei Dritttheile der Bevölkerung allen Schrecken der Hungersnoth preisgegeben. Alsdann sieht man Banden und Heere von Bettlern sich bilden aus Männern, Weibern und Kindern, welche Städte und Dörfer durchziehen, um Mittel zur Erhaltung ihres elenden Daseins zu suchen. Die Meisten sterben unterwegs an Entkräftung, und ihre Leichname liegen zerstreut auf den Feldern und Wegen umher. Theilnahmlos geht man an ihnen vorbei, so sehr ist man an solche schreckliche Schauspiele gewöhnt. — In gewöhnlichen Zeiten organisiren sich die Bettler in Vertrauensgesellschaften, mit dem Zwecke, die Reichen auszubeuten; dazu muß das wahre und erlogene Elend in allen Gestalten herhalten. — Die große Bettelarmee hat einen Anführer mit dem Titel „König der Bettler," welcher amtlich vom Staat anerkannt ist. — Das ist unser Mittelalter, bemerkt hier der Verfasser. Die Bettler in unserer Heimath bildeten auch eine Genossenschaft, und diese war ebenfalls vom Staat anerkannt. — Der König der Bettler in China ist verantwortlich für die Aufführung seiner in Lumpen gekleideten Unterthanen, und man hält sich an ihn, wenn sie die öffentliche Ruhe gefährden. Der Bettlerkönig von Peking ist eine förmliche Macht, deren es in dem großen Reiche wohl noch mehr geben wird. Er hat die Befugniß, an bestimmten Tagen seine zahlreichen Schaaren in's Feld zu stellen und auf Almosen auszuschicken, oder vielmehr auf Plünderung in der Umgegend der Hauptstadt. Während sie sich nach allen Seiten hin ausbreiten wie ein Schwarm zerstörender Heuschrecken, und durch ihre Unverschämtheit Alles einzuschüchtern suchen, beruft der „König" die Beamten der Gegend und macht ihnen Vorschläge, sie von den abscheulichen Pressern zu befreien. Nach langem Streite verständigt man sich endlich. Das Dorf zahlt sein Lösegeld, und die Bettler brechen auf, um wie eine Lawine anderswohin sich zu stürzen. — Diese Bettelhorden machen bisweilen auf ihren Streifzügen reiche Beute, die dann der König unter die Bettelsoldaten vertheilt. — Das ist doch das Elend auf der höchsten Stufe! In großen Städten wandert der große Haufe der Unglücklichen unausgesetzt die Straßen auf und ab, und zeigt seine verkommene Gestalt, seine ekelhaften Wunden. Der Verfasser erinnert hier an London und andere große Städte. — Was geschieht nun zur Abhülfe dieses Jammers? Nichts, weder von Seiten des Staats, noch der Religion, noch von Privaten. Die Chinesen begnügen sich, ein Almosen zu geben von einigen Sabeken (1 Sabeke = ½ Kreuzer) oder eine Hand voll Reis; das ist natürlich ein Tropfen in's Meer. — Niemand bemüht sich, dem Armen für ein Obdach zu sorgen, er lebt ohne Feuer und ohne Dach; gewöhnlich nimmt er seine Zuflucht zu den Pagoden und Gerichtshöfen, an welchen er sich eine elende Hütte baut mit Stücken von Matten, die er an den Straßenecken gesammelt hat. — Die einzigen Wohlthätigkeitsanstalten, welche der Verfasser entdeckt hat, sind eine Art Bruderschaft mit dem Zwecke, solchen Todten Särge zu beschaffen, welche ohne Verwandte und heimathlos gestorben sind. Diese Achtung vor den Todten hat möglicherweise ihren Grund in dem Glauben, daß die Seelen nach dem Tode böse Geister werden; man hofft nämlich dann, durch Bestattung der Leichname die Teufel für sich zu gewinnen. — Wenn ausnahmsweise in Peking ein öffentliches Verpflegungshaus sich befindet, so steht dies nicht im Widerspruch mit dem oben Gesagten, denn dies Verpflegungshaus ist nicht etwa ein Spital, sondern eine Herberge, wo man für sein Geld Aufnahme findet. — Wir meinen das Ki-mao-fan, d. h. „Das Haus zu den Hühnerfedern." Das Uebernachten in diesem Hause kostet ¼ Kreuzer. — Es ist ein einziges aber ungemein großes Gemach, dessen Fußboden in der ganzen Ausdehnung bedeckt ist mit einer dicken Lage Hühnerfedern; das ist die Herberge der Bettler, Vagabunden, Heimathlosen; alt und jung, Männer, Weiber und Kinder sind da beisammen. Jeder macht sich sein Nest und schläft so gut er kann. Kinder bezahlen so viel als Erwachsene. — Man kann sich denken, welche Sittenlosigkeit hier herrscht. In den ersten Zeiten gewährte dies Hühnerhaus jedem Gast eine kleine Decke, aber diese Einrichtung mußte verlassen werden. Die Bewohner der Anstalt hatten die Gewohnheit, die Decken mitzunehmen, theils zum Verkauf, theils um sich ein Winterkleid daraus zu machen.

Die Aktionäre sahen ein, daß sie so zu Grunde gehen müssen. Die Decken ganz beseitigen wäre zu grausam und unanständig gewesen. Sie erfanden eine Decke von Filz, die besonders angefertigt wurde, von so ungemeiner Länge wie der Schlafsaal. Den Tag über ist sie wie ein riesiger Baldachin in der Höhe an der Decke des Saales befestigt, und wenn Abends Alles an seinem Platze ist, läßt man sie mittelst Rollen auf die Leute herab. In dem Filze sind Oeffnungen angebracht, damit man den Kopf zum Athmen hindurchstecken kann. Wann es Tag wird, so zieht man die Decke in die Höhe, giebt jedoch vorher zur Vorsicht ein Zeichen zum Aufwachen, damit Jedermann seinen Kopf aus dem Loche zurückzieht, um nicht sammt der Decke aufgehängt zu werden. Dann sieht man das große Nest von Bettlern sich regen mitten in einer Wolke von Hühnerfedern und die elenden Kleider sich umwerfen. An der Thüre empfängt ein Angestellter den festgesetzten ¼ Kreuzer, und die nächtlichen Gäste beginnen nun wieder in großen Schaaren ihr altes Tagewerk.

Fragt man nach den Ursachen des Elends in China, so nennt der Verfasser die Völlerei und Wollust. Die Faulheit hebt er nicht hervor; an ihrer Stelle führt er die zügellose Spielsucht auf, welche in allen Ständen, besonders aber im niedersten Volke herrscht. Zwei Würfel in einer Tasse, die auf einem Schemel steht, — das ist für den Arbeiter, der an sein Geschäft geht, eine beinahe unwiderstehliche Versuchung. Was der Verfasser über die Wollust sagt, überschreitet weit die Grenzen der frechsten bei uns bekannten Schamlosigkeit. — Eine große Zahl Personen richtet sich im Branntwein zu Grunde, wie Andere durch's Spiel. —

Verlassen wir diesen Gegenstand, um die interessanteste, aber auch dunkelste Seite des chinesischen Armenwesens in's Auge zu fassen, nämlich die Findelkinder. Einige Missionäre haben, vom Einzelnen auf's Allgemeine schließend, sehr düstere und offenbar übertriebene Bilder

entworfen von der Vernachläſſigung der Kinder und der Häufigkeit des Kindermords. Von anderer Seite hat man behauptet, jede chineſiſche Stadt habe ihr eigenes Findelhaus, und hat zu verſtehen gegeben, die chineſiſche Civiliſation habe die chriſtliche weit überflügelt. Unſer Verfaſſer geht den Mittelweg.

Eine der Urſachen der Vernachläſſigung der Kinder und des Kindsmords iſt in China wie in Europa die Armuth. Nach unſerm Verfaſſer darf man ſich die Chineſen keineswegs als ganze Barbaren, als Wilde denken, die taub wären gegen die Stimme der Natur, welche mit dem Leben ihrer Kinder ſpielten; auch iſt es unrichtig, daß die Regierung bei den Verbrechen des Kinderausſetzens und des Kindsmords durch ihr Stillſchweigen oder ihre Unthätigkeit mitbetheiligt ſei.

Man lieſt zahlreiche Berichte, wonach man häufig auf Straßen und Fußwegen, an Flüſſen, Seen und Kanälen Leichname kleiner Kinder treffe, die von Thieren gefreſſen werden. Unſer Verfaſſer erklärt aber, daß er auf ſeinen beinahe alle Provinzen des chineſiſchen Reiches berührenden Reiſen niemals einen Kindsleichnam bemerkt habe. Er beſtreitet nicht, daß Andere gar wohl ſolchen Leichnamen auf den Wegen begegnet ſeien, aber er erklärt, daß dieſe Thatſache noch keineswegs immer einen Kindsmord vorausſetzen laſſe. Man läßt die todten Kinder auf den Wegen liegen, um ſich der Mühe und der Koſten des Begräbniſſes zu entheben. Bisweilen hüllt man die Leichname in Flechtwerk ein, und wirft ſie dann in fließendes Waſſer; oder man legt ſie in Schluchten, auf einſame Hügel oder gradezu auf irgend einen Weg. — Daher kommt der Irrthum bei manchen Erzählern; ſie haben vorausgeſetzt, daß ſolche Kinder noch lebendig ausgeſetzt worden ſeien. — In großen Städten ſieht man in der Nähe der Wälle mehrere Grüfte, wohin die Leichname der Kinder gebracht werden, deren Eltern ſie nicht begraben laſſen können.

Die Verwaltung läßt von Zeit zu Zeit rohen Kalk dahin bringen wegen der Verweſung. In Peking fahren täglich vom frühen Morgen an fünf Karren, je von einem Ochſen gezogen, durch die fünf Stadtbezirke. — Wer ein lebendes oder todtes Kind fort haben will, übergiebt es dem Führer des Karrens; die todten werden dann in eine gemeinſame Grube gelegt, wo man ſie mit Kalk bedeckt; die lebenden werden in ein Verpflegungshaus gebracht, welches „Tempel der Neugebornen" heißt.

Nicht allein die Regierung, ſondern auch die öffentliche Meinung betrachtet den Kindsmord als ein Verbrechen. Die Obrigkeit erhebt fortwährend ihre Stimme gegen dieſen ſchrecklichen Mißbrauch der väterlichen Macht, wonach man ſich einfach ſeiner Kinder durch Mord entledigt. Ein Erlaß der Regierung der Provinz Canton ſchließt mit folgenden Worten: „Gebet doch eure frühere Gewohnheit ganz auf, eure Kinder dem Tode zu überlaſſen; höret auf, dies Verbrechen zu begehen und Elend und ewiges Gericht auf euer Haupt zu bringen."

Dieſer Erlaß beſtätigt allerdings das Vorhandenſein des Kindermords, allein es fragt ſich nun, in welchem Umfang er ausgeübt wird. — Der Verfaſſer bemerkt zunächſt mit Recht, daß das heidniſche China der Gegenwart nur eine Erneuerung ſei des alten heidniſchen Rom oder Griechenland, er erinnert an jenen Abgrund am Fuße des Taygetus, wo Sparta ſeine ſchwächlichen oder mißgeſtalteten Kinder hinabſtürzte.

Schon im Alterthume wurde ferner die Geburt von Mädchen weniger freudig begrüßt, als die von Knaben, aber in China iſt dies noch ſchlimmer. Jener oben erwähnte Erlaß erklärt ſehr zeitgemäß, daß die Mädchen eben ſo gut wie die Knaben zur Ordnung des Himmels gehören, und daß Vater und Mutter ſie erziehen müſſen, wenn ſie gleich — fügt er hinzu — weniger Werth haben, als Knaben.

Der Verfaſſer zweifelt zwar nicht, daß eine große Zahl unnatürlicher Eltern ſich nicht ſcheuen, ihre Mädchen noch lebend in die Grüfte zu werfen; aber zu behaupten, daß jene gemeinſamen Gruben angefüllt ſeien von Kindern, deren Wimmern und Seufzen man von ferne höre, das bezeichnet er als eine verwerfliche Uebertreibung. Er erkennt an, daß der Kindermord (durch Erſticken und Ertränken) allgemeiner iſt als ſonſt irgend wo in der Welt. Die Erkundigungen, die er in den von ihm bereiſten Provinzen eingezogen, haben ihn überzeugt, daß man ohne Scheu Neugeborne umbringt, von denen man ſich beläſtigt ſieht. Er ſetzt aber dieſes Verbrechen im Allgemeinen auf Rechnung der großen Armuth. Die Kinder, welche als Laſt erſcheinen, ſind die Mädchen.

Der Mann aus dem Volke rechnet auf ſeine Söhne für die Tage ſeines Alters. Die Geburt eines Mädchens aber betrachtet er als ein Unglück. — Ausnahmsweiſe jedoch erzieht man die Mädchen in einigen Gegenden, wo die Baumwollkultur und die Seidenraupenzucht ihnen gewinnreiche Beſchäftigung gewährt, mit Sorgfalt, und ſieht ſie ſtets ungern durch die Heirath in eine andere Familie eintreten. Wenn die Bewunderer der chineſiſchen Civiliſation behaupten, daß in jeder bedeutenderen Stadt Findelhäuſer ſich finden (welche ohnehin wahrſcheinlich erſt dem Wirken der Miſſionäre ihr Daſein verdanken), ſo ſollten ſie auch hinzufügen, daß die Mandarine und Beamten mehr ſich damit beſchäftigen, die Einkünfte dieſer Anſtalten in den eignen Sack zu ſtecken, als über der guten Ernährung der Kinder zu wachen. Die Kinder, welche lebend auf jenen Karren gelegt werden, welcher ſie in das Verpflegungshaus bringt, kommen dort halbtodt an, und werden ſo ſchlecht verpflegt, daß ſie nach zwei oder drei Tagen ſterben.

So iſt denn das Arbeitsfeld gar groß, welches der Barmherzigkeit in der Fürſorge für das leibliche und geiſtige Wohl der chineſiſchen Kinder vorliegt. Einen ſehr erfolgreichen Anfang zur Löſung dieſer Aufgabe hat nach dem Verfaſſer der „Verein der heiligen Kindheit" gemacht, welcher in Paris gegründet wurde und durch ſeine Bemühungen und Mittel ſchon viele chineſiſche Kinder vor dem frühen Tode bewahrt habe.

(Blätter für das Armenweſen.)

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commiſſion der Behr'ſchen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes werden unter der Adreſſe: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuſcripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 2. Berlin, den 8. Januar 1862. Nr. 2.

Anzeige.

Auf vielfache Anfragen die ergebene Erwiderung, daß in der Uniform der Johanniter-Ritter der Balley Brandenburg keine Veränderung eingetreten ist. —

Bei der sich häufenden Correspondenz ist es der Redaktion unmöglich, alle Briefe zu beantworten, und wird fortan ein Briefkasten am Schlusse unseres Blattes die betreffenden kurzen Erwiderungen bringen. Nur besonders wichtige Schreiben werden daher brieflich beantwortet, worauf aufmerksam macht

Die Redaktion.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

Wenn nach einem beinahe verflossenen halben Jahrhundert der Verfasser sich noch zum Niederschreiben dieser Zeilen veranlaßt gefunden, so geschieht dies einestheils, weil ihm bei seiner gegenwärtigen Muße die speciellen Erinnerungen an die glorreichen Freiheitskriege selbst Vergnügen gewähren, theils aber auch, um die etwaigen Leser dieses Blattes zu richtigen Vergleichen der damaligen und der jetzigen Zeit zu führen, und dadurch vielleicht eine Berichtigung der Begriffe über „Freiheit, Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit ꝛc." hervorzubringen. Dazumal wurden diese Worte wenig gehört, aber jeder bewies durch Thaten und durch rasche, ohne alle Grübelei, befolgte Erfüllung der Befehle seines Königs, daß sie wohl verstanden waren. Jetzt hört man diese Worte zwar oft genug, aber ich glaube doch, daß Mancher, der jetzt in voller Sicherheit auf der Tribüne und im behaglichen Genusse seiner Güter, diese Worte in donnernder Rede verkündet, sich sehr besinnen würde, wenn er sie durch eigenes Beispiel zur Wahrheit werden lassen, und Büchse nebst Torniſter auf den Rücken nehmen sollte! Zur Beherzigung und Belehrung solcher Helden mögen denn diese Zeilen dienen.

Es bleibt mir nur noch übrig zu erwähnen, daß von einer detaillirten Beschreibung der Schlachten, Märsche ꝛc. durchaus keine Rede sein kann, weil der geringe Standpunkt, auf welchem der Verfasser sich dazumal befand, ihm die dazu nöthige Kenntniß nicht gestattete. Nur was ihn selbst betraf, und was sich in seiner unmittelbaren Nähe zutrug, ist hier der Wahrheit getreu wiedergegeben, und aus diesem Grunde wird auch um Entschuldigung gebeten, wenn der geringen Person des Verfassers hier öfter, als es sonst wohl nöthig wäre, Erwähnung geschieht.

I.

Es war in dem verhängnißvollen Jahr 1813, als ich mich zur practischen Ausbildung im Forstfach bei einem der tüchtigsten Oberförster eines höchst bedeutenden Königlichen Forstes befand. Es war Besuch gekommen, die Herren amüsirten sich bei einer gemüthlichen Partie L'hombre, und ich saß als Zuschauer dabei, als der Postbote erschien und Briefe nebst Zeitungen überbrachte. Die ersteren übernahm der Oberförster, die letzteren übergab er mir mit den Worten: „Nun, Dominus, sehen Sie doch zu, was es Neues giebt." Mein erster Blick fiel auf die bekannte Proclamation des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. „An Mein Volk", und den darauf folgenden Aufruf an die „freiwilligen Jäger". Ich ward hiervon so ergriffen, und mein Entschluß, diesem Aufruf Folge zu leisten, stand gleich so unerschütterlich fest, daß ich jede Mittheilung vergaß und in höchster Aufregung und Spannung weiter las. Diese ward indessen durch die Frage des Oberförsters: „Nun, Dominus, was giebt es denn so Interessantes, daß Sie uns gar nichts erzählen?" unterbrochen.

Ich antwortete sogleich: „Das Neueste was es giebt, ist, daß ich übermorgen von hier abgehe."

„Was," rief der alte Herr erstaunt, „Sie wollen fort?"

„Ja!" antwortete ich, und darauf las ich denn sowohl die Proclamation als auch den Aufruf vor.

„Dominus," sagte darauf der würdige Oberförster, „da haben Sie vollkommen Recht, und so gern ich Sie noch länger hier behalten hätte, so bin ich doch weit entfernt, Ihnen unter diesen Umständen irgend ein Hinderniß in den Weg legen zu wollen. Folgen Sie dem Aufruf unseres guten und braven Königs, und thun Sie Ihre Schuldigkeit künftig in einer anderen Stellung."

Und dabei blieb es denn auch; meine geringe Packerei war bald besorgt, am nächstfolgenden Tage machte ich die nöthigsten Abschiedsbesuche, und dann begab ich mich mit der damaligen leider sehr „ordinairen Post" zu meinen Eltern, um von diesen sowohl ihre Einwilligung, als auch die nöthigen Geldmittel zu meiner Equipirung als freiwilliger Jäger zu erbitten. Auf dieser Reise mußte ich auch die Festung Stettin, welche noch in fran-

zösischen Händen war, berühren. Die Postbeförderung war dazumal bei weitem nicht so schnell als jetzt; auf jeder Station mußte man regelmäßig 1 bis 2 Stunden warten, bis es weiter ging, und ich benutzte diese Zeit in Stettin um so lieber zu einem Besuch bei dem dortigen Post-Director Balke, als ich mit demselben nicht allein persönlich bekannt war, sondern derselbe auch, und zwar mit vollem Recht, in dem Rufe eines braven Patrioten und treuen Dieners seines Königs stand. Nachdem ich ihm den Zweck meiner Reise mitgetheilt, ward ich nur um so freundlicher aufgenommen, aber nach Verlauf einer Stunde, während welcher er seine Dienstgeschäfte besorgt hatte, trat er mit einem ganz verstörten Gesicht in das Zimmer und sagte: „Denken Sie sich den verfluchten Streich! Soeben geht mir die Nachricht zu, daß der französische Commandant, welcher Nachricht von dem Durchzuge der Freiwilligen erhalten haben muß, die Beförderung von Personen auf der Post verboten und die Thore hat schließen lassen. Die Beförderung von Briefen ist vorläufig nur allein gestattet."

Ich war wie vom Donner gerührt. Der Gedanke, in Stettin vielleicht längere Zeit eingeschlossen zu sitzen, während viele Andere sich schon unter die Fahnen des Königs begeben konnten, war mir so schrecklich, daß ich den Herrn Balke dringend bat, irgend ein Mittel zu erdenken, durch welches ich von meiner unfreiwilligen Gefangenschaft befreit werden könnte. Er dachte eine Weile nach und sagte darauf: „Nun, wenn Sie Lust haben, etwas zu wagen, so will ich, obgleich ich persönlich dabei riskire, es versuchen, Sie aus der Stadt zu bringen. Können Sie reiten?"

„O ja," erwiederte ich, „ganz gut."

„Können Sie auch etwas Horn blasen?

„Auch das," sagte ich, „aber ganz schlecht."

„Nun, darauf wird es wohl so sehr nicht ankommen, und es wird hoffentlich hinreichend sein, wenn Sie nur einige Töne auf dem Posthorn hervorbringen können. Haben Sie daher Lust, sich als Postillon kostümiren zu lassen, so kleide ich Sie als Staffettenreiter ein, setze Sie auf einen Postgaul, gebe Ihnen ein Brieftelleisen auf den Rücken, hänge Ihnen ein Posthorn um, und dann versuchen Sie in Gottes Namen, ob man Sie in dieser Verkleidung aus dem Thore lassen will. Kommen Sie glücklich hinaus, was ich bald genug erfahren werde, so reiten Sie bis zur nächsten Station, wohin ich Ihnen Ihre hier gelassenen Sachen nachsenden werde."

Ich war mit Allem einverstanden. Meine Metamorphose ward augenblicklich in's Werk gerichtet, ich bestieg das Postpferd, nahm dankbaren Abschied von dem braven Balke und klapperte mit möglichst dreister Miene dem Thore zu. Dort brachte ich einige höchst mißgestaltete Töne auf dem Horn hervor, rief zum Ueberfluß das Wort „Estafette", und zu meinem unaussprechlichen Vergnügen ward der eine Thorflügel geöffnet, und ich kam glücklich in's Freie. Nach mehrstündigem Warten auf der nächsten Station erhielt ich auch meine in Stettin zurückgelassenen Sachen und setzte nun ohne Hindernisse die Reise zu meinen Eltern fort. Mein Vater schien mich erwartet zu haben und begrüßte mich freudig, meine gute Mutter wurde aber, da sie meinen Vorsatz erfuhr, sehr traurig, welches man ihr auch wohl um so weniger verdenken konnte, weil ich, indem mein älterer Bruder schon bei Jena den Heldentod gestorben, der einzige Sohn war. Meine Ausrüstung war bald beendet, Büchse und Hirschfänger hatte ich, und an eine Uniformirung konnte um so weniger gedacht werden, als es durchaus nicht vorher zu wissen war, bei welchem Truppentheil ich eintreten würde. So viel stand indessen fest, daß ich mich nach Breslau, wohin der König seine Residenz verlegt hatte, begeben sollte. Die Zahl der sich meldenden Freiwilligen mehrte sich indessen von Tag zu Tage, und als einige funfzig beisammen waren, ward ich, der ich schon 1806, wenn auch nur als Fahnjunker gedient hatte, zum Führer derselben ernannt und erhielt meine Marschroute, mit Umgehung der noch in französischen Händen befindlichen Festungen Cüstrin und Glogau, nach Breslau. Den Abschied von meinen Eltern übergehe ich; mein Vater aber sprach zum Schluß folgende mir ewig unvergeßlichen Worte: Sei unerschütterlich, treu und gehorsam deinem Königlichen Herrn, handle stets wie ein braver Soldat, mache mir und unserem Namen keine Schande, und wenn es Gottes Wille ist, daß wir uns wiedersehen, so sei es mit dem eisernen Kreuz."

Diese Freude sollte meinem Vater zu Theil werden.

(Fortsetzung folgt.)

Heimbach.

(Vom Commendator Freih. vom Holtz.)

Im Dunkel des Waldgebirges, das von der mittleren Hardt nach Westen hin sich ausbreitet, entspringt ein Bach; seine Wiege ist eine kleine stille Waldwiese, über welche nur hie und da aus dem Dickicht heraus ein schüchternes Reh spähend seinen Weg nimmt. Durch einsame Thäler lenkt der Bach seine Schritte hinaus aus dem Gebirge und tritt nach einem einstündigen Laufe in die gesegnete Ebene des Rheinthales. Aber ehe er diese erreicht, erschweren rechts und links abfallende Berge seine Bahn, und die kleinen Wellen schieben sich mit Mühe vorwärts, so daß sein Rinnsal oft allein die Thalsohle bildet. Vielleicht beschleunigt er selbst aber nicht gerne seinen Lauf, damit er desto länger in den schönen Bergen weilen und neugierig lauschen könne dem Rauschen des Waldes und dem Flüstern der Blätter und Zweige, die von dem Orensberg und Teufelsberg herab Vieles zu erzählen wissen von uralten Begebenheiten und längst vergangenen Geschlechtern und Völkern. Oft wohl vernimmt er Kunde von der Zeit, da auf dem Erstern der mächtige Ringwall erbaut worden ist, oder von den Opfern der Priester an dem noch oben liegenden Opferstein, oder von den Feuern, die da brannten zu Ehren Wuotans und der Götter, oder zum Heergebote an die streitfertigen Germanen, wenn der Römer an die Pforten deutscher Erde pochte!

Vielleicht aber auch säumt er absichtlich, das stille Heiligthum der Berge und des Waldes zu verlassen, weil er wohl fühlt, daß wer einmal diese lieb gewonnen hat, sich nicht so leicht in die Ebene und die freie, offene Fläche zu schicken vermag. Es ist aber das Loos aller Wesen dieser Welt, daß sie ihrer Bestimmung folgen müssen und sie erfüllen. Für unser Bächlein war es daher

ein großer Trost, daß die Leuchte des Christenthums sich allmählich entzündete in den deutschen Landen, und in ihrem Glanze sich überall Kreuze erhoben an den Heerstraßen und Wegen; es wanderte um so leichter und fröhlicher hinaus aus seiner stillen Kindheit und Jugend, denn es wußte wohl, daß es nur durch das Kreuz Bedeutung und Namen erhalten sollte bis auf späteste Zeiten. Wir sehen in ihm fast ein Bild menschlichen, selbst des Völker-Lebens, das aus den Trümmern und Zweifeln der Jugend, ja des Heidenthums hindurch sich ringt in das Licht der Erfahrung und der erlösenden Macht des Christenthums. Das Bächlein aber heißt der Heimbach und an ihm lag das Dorf und Johanniterhaus Heimbach, wo der für die Balley Brandenburg so wichtige Vertrag unter dem Meister in deutschen Landen, Conrad von Braunsberg im Jahr 1382 abgeschlossen worden ist! Das Haus verdankt dem Kaiser Friedrich dem Rothbart seinen Ursprung, der es dem Orden wahrscheinlich gleich mit den zu der Comthurei gehörigen Dörfern Niederhochstadt, Ober- und Nieder-Lustadt schenkte, denn im Seelbuche steht: „obiit Fridericus imperator fundator loci istius“ und der 10. Juni, der Tag, an welchem der Kaiser im Jahr 1190 in den Wellen des Kalykadnus seinen Tod fand, ward alljährlich durch Gebete für die Seelenruhe des Kaisers in der Komthurei feierlich begangen.

Das Johanniterhaus selbst war burgenartig im Viereck mit Mauern umschlossen und gegen Osten durch ein Thurmthor offen; inmitten der Ringmauern stand die geräumige Kirche, rechts und links derselben zogen sich die Wohnungen der Ritter und Capläne hin. Es mag ein stattliches Haus gewesen sein, aber der Bauernkrieg 1525 und der 30jährige Krieg haben ihm manche Uebel zugefügt. In Ersterem wurde neben den sonstigen Vernichtungen insbesondere die Zerstörung aller alten Urkunden und Briefschaften dem Geschichtsfreund zu einem besonders zu beklagenden Ereignisse; in Letzterem haben insbesondere die Mansfeldischen Truppen im Jahr 1621 das Haus erstürmt, geplündert und die Kirche so verwüstet, daß mehrere Jahre hindurch kein Gottesdienst mehr darin gehalten werden konnte. Was jetzt noch an Archivalien vorhanden ist, befindet sich im Königl. Bayerschen Kreisarchiv der Pfalz in Speyer. (Schluß folgt.)

Die Statuten des Ordens vom heiligen Geiste zum rechten Verlangen (au droit désir), gestiftet durch Ludwig von Tarent.

Manuscript mit Miniaturen aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Mr. le comte Horace de Viel-Castel, Conservateur du Musée des Souverains français. Paris 1853.

Durch Se. Königliche Hoheit den Prinzen Carl von Preußen, Erlauchten Herrenmeister des Ordens St. Johannes vom Spital, ist dem Verfasser dieses Aufsatzes die äußerst werthvolle, im schönsten Farbendruck ausgeführte Copie des Manuscriptes der Statuten: „de l'ordre du Saint Esprit au droit désir ou: du Noeud,“ gnädigst zur Durchsicht übergeben worden. Bei dem großen materiellen Werthe des Kunstwerkes dürfte die Verbreitung desselben nicht allgemein, und einige Worte über seinen Inhalt, seine Form, sowie den Orden selbst, dessen Stiftung zur Zeit der Machtentwicklung des Johanniter-Ordens stattfand, möchten an dieser Stelle nicht ohne Interesse für den Leser sein. Bevor wir daher zur Beschreibung des Manuscriptes selbst übergehen, sei eine kurze Geschichte der Gründung des Ordens und seiner Stifter vorausgesendet.

Ludwig I., von den Chronisten Ludwig von Tarent genannt, war der zweite Sohn Philipps, Prinzen von Tarent, und der Urenkel Ludwigs VIII. Königs von Frankreich. Seine Jugendjahre brachte er an dem Hofe von Neapel zu, dessen Glanz und Ueppigkeit von der jungen Königen Johanna, Gattin des Königs Andreas von Ungarn, ausgingen.[1]) Die Geschichte dieses Hofes ist eine düstere. So manche nicht aufgeklärte Gewaltthat haben die Jahrhunderte mit undurchdringlichem Schleier bedeckt, wer spricht heutzutage das: Schuldig aus? Eine solche unlösbare Aufgabe ist auch die Klärung der Verhältnisse, welche dem Tode des Andreas von Ungarn vorausgingen und nachfolgten. Nach Pandulf und Summont[2]) hätte er, den Rath seines Beichtvaters, eines Franciskaners befolgend, der ungarischen Partei zu großen Einfluß gestattet, nach Anselm Spondan[3]) aber mit einer Magd aus Catanea ein Verhältniß angeknüpft, welches den Zorn seiner Gattin gereizt habe. Genug er fiel am 18. September 1345 durch Mörderhand im Kloster Massa zu Aversa. Von hier aus datirt sich die endlose Folge von Vermuthungen, Ereignissen und Stürmen, welche das bewegte Leben der Königin Johanna durchkreuzten. Zunächst entstand der Verdacht des Gatten-Mordes dadurch, daß Johanna noch ehe ihr Trauerjahr abgelaufen war, dem jungen Ludwig von Tarent ihre Hand vor dem Altare reichte (20. August 1346). Dieser schöne Vetter stand schon lange in dem Rufe, der Königin bei Lebzeiten ihres Gatten nicht gleichgültig gewesen zu sein. War diese verbrecherische Liebe wirklich der Grund des Mordes? War es die Königin, welche die Mörder bewaffnete, und war Ludwig von Tarent ihr Mitschuldiger? Diese Fragen entziehen sich der definitiven Lösung. Indessen bietet das ganze Leben des Königs keinen Grund dar, um an seine Schuld zu glauben. Die meisten Chronisten widersprechen auch jedem Verdachte. Villani bezeichnet sogar den Herzog Karl von Sicilien (Durazze) als den Urheber des Mordes, wobei er freilich die Königin nicht von dem Verdachte der Mitschuld reinigt. Die neue Ehe ward eine Quelle alles Unglücks für den König Ludwig und mannigfacher Sorgen für seine Unterthanen. Zuerst gab sie den ehrgeizigen Bestrebungen des Königs Ludwig von Ungarn einen erwünschten Vorwand, den Krieg gegen Neapel zu eröffnen. Unter der Maske eines Rächers seines gemordeten Bruders Andreas trachtete er nach dem Besitze des neapolitanischen Thrones. Am 11. Januar 1348 erschien er vor Benevent und hielt am 17. Januar seinen Einzug in Aversa. Eine Barbarei bezeichnete sein Auftreten. Bei einem Gastmahle, welches er dem neapolitanischen Adel gab, ließ er den Karl von Duras auf derselben Stelle, wo sein Bruder Andreas gefallen war, hinrichten. Die Königin entging seinen Händen durch die Flucht nach der Provence, wohin sie sich mit ihrem Gemahle begab. Der Papst verweigerte hartnäckig dem Könige von Ungarn die Investitur des Königreiches Neapel, und da in dem Heere des Usurpators die Pest ausbrach, so hielt er es für gerathen, Neapel zu verlassen, nachdem er einen höheren Offizier zum Vice-König eingesetzt hatte. — Ludwig von Tarent und Johanna befanden sich zu Avignon am Hofe des Papstes Clemens VI. der ihre Ehe durch einen Dispens bestätigte.

1) Sie war eine Tochter Carl's von Anjou, Herzogs von Calabrien, und der Marie von Valois. Ihr Vater starb vor ihrem Großvater Robert von Neapel. Letzterer vermählte sie an den übrigens sehr rohen König Andreas von Ungarn.

2) Historia Napol. V. pag. 216.

3) Hist. Ital. II.

Um sich die nöthigen Hülfsmittel zur Eroberung Neapels zu verschaffen, cedirte Johanna dem Papste die Stadt Avignon für den Preis von 30,000 Goldgulden und ergriff alsdann die Offensive. Nach einem mit wechselseitigem Glücke geführten Kriege legte sich Clemens VI. ins Mittel und machte den Parteien den Vorschlag, es auf seine Entscheidung ankommen zu lassen. Er erklärte Johanna unschuldig an dem Tode ihres Gatten und setzte sie wieder auf den Thron von Neapel, nachdem sie sich zur Zahlung von 300,000 Goldgulden an den König von Ungarn verpflichtet hatte. Dieser unterwarf sich den Bedingungen und erstattete seiner Schwägerin später sogar die gezahlte Summe wieder. Am 27. Mai 1352, dem Tage des Pfingstfestes, wurden Johanna und Ludwig mit großem Pomp gekrönt. Auf dem Gipfel ihres Glückes angelangt, wollten beide Gatten ein Erinnerungszeichen stiften. Johanna gründete eine Kirche zur heiligen Jungfrau, und Ludwig stiftete den Orden der Ritterschaft des heiligen Geistes eingedenk des Stiftungstages.

Er gab ihm zur Devise den Spruch: „Au droit désir" um der Nachwelt die Versicherung zu geben, daß er schuldlos an dem Morde des ersten Gatten seiner Gemahlin gewesen, und derselben nur mit Aussicht auf dereinstigen rechtmäßigen Besitz seine Huldigungen dargebracht habe. Der Orden hatte auch noch den Namen Ordre du Noeud (Knoten), weil die Ritter einen Knoten als Sinnbild der Freundschaft trugen. Auf dem Ordenskleide befand sich die Devise: Si dieu plait. Ludwig starb am 25. Mai 1362 im Alter von 42 Jahren, nachdem er das neapolitanische Reich durch die nachlässige, schwache Regierung Johanna's in einen traurigen Zustand hatte versinken sehen. In den Wogen der nun folgenden Anarchie, Unruhen und Kämpfe entging auch der gestiftete Orden seiner Auflösung nicht. Johanna, fortwährend im Streite mit Duras, ihrem Adoptivsohne und dem Herzog von Anjou, wurde endlich von Charles de Duras gefangen genommen und am 22. Mai 1382, im Alter von 57 Jahren erwürgt, nach einigen Chronisten, zwischen zwei Madratzen erstickt. Mit ihrem Tode [1]) zerstreuten sich die letzten Ritter des heiligen Geist-Ordens.

II.

Die Original-Statuten, oder das mit prachtvollen Miniaturen ausgestattete Manuscript hat wiederum seine besondere Geschichte. Es befand sich nach der Auflösung des Ordens im Besitze der Republik Venedig. Als Heinrich III. von Frankreich aus Polen zurückkehrte, hielt er sich (1574) eine Woche in Venedig auf. Die Republik glaubte dem Monarchen ein kostbares Geschenk machen zu müssen, um den Nachfolger Carls IX. zu ehren, und überreichte dem Könige das Original-Manuscript. Heinrich, von der Schönheit desselben entzückt, wies ihm einen Platz im Kron-Archiv an und benutzte später die Statuten als Grundlage zu dem von ihm gestifteten Orden des heiligen Geistes. Nachdem er einige zeitgemäße Aenderungen gemacht und die Statuten des neuen Ordens festgestellt hatte, übergab Heinrich III. das kostbare Manuscript seinem Kanzler, Herrn v. Chiverni, mit dem Befehl, es zu verbrennen. Diese sonderbare Grille, welche durch persönliche Eitelkeit entstanden war, hätte die gelehrte Welt beinahe um eines der kostbarsten und merkwürdigsten Dokumente gebracht, welche überhaupt existirten. Glücklicher Weise war Herr v. Chiverni gelehrt und besonnen genug, den Auftrag seines Gebieters nicht zu vollziehen. Er verbarg das Manuscript, und es fiel später seinem Sohne Philipp Hurault, Bischof von Chartres zu. Nachher ging es in die Bibliothek des Herrn René de Longueil, Marquis de Maisons, Präsidenten und Oberintendanten der Finanzen (gestorben 1677) über, von wo es wieder an Mr. Nicolai, Oberpräsidenten der Rechenkammer von Paris fiel. Nach dem Tode dieses Beamten verschwand das Manuscript im Jahre 1686. Die Archäologen, welche desselben erwähnen, sprechen wie von einem verlorenen Gegenstand. Nach dem Tode seines letzten Besitzers sollte es einem Herrn von Gaignières gehört haben, der nach Montfaucon eine Copie anfertigen ließ und dieselbe nebst verschiedenen anderen Manuscripten an die Bibliothek des Königs abgeliefert hätte. Der Abbé Lefebvre, welcher diese Notizen über das Manuscript veröffentlichte, gab dieselben im Jahre 1764 heraus. Zu jener Zeit befand sich das Manuscript aber im Besitze eines Herrn Gaignat, der eine Sammlung werthvoller Papiere und Dokumente besaß, bis es Herr Graf von Biel-Castel, Conservator des Musée des souverains de France in der kaiserlichen Bibliothek des Louvre entdeckte. Nach der Notiz des Abbé Lefebvre besaß es ursprünglich einen andern Einband. Wahrscheinlich hatte derselbe durch die Dauer der Zeit gelitten und ward deshalb durch einen jüngeren ersetzt, wobei nur zu bedauern bleibt, daß keine Notizen über den alten vorhanden sind. Der neuere ist, nach den Verzierungen zu urtheilen, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gefertigt. Den Text der Statuten haben verschiedene Schriftsteller theils vollständig, theils bruchstückweise veröffentlicht, so Montfaucon, der Abbé le Laboureur, der Pater Helyot in seiner Geschichte des Ordres religieux, endlich der Abbé Lefebvre. Aber die Notizen sind meist ungenau oder lückenhaft und scheinen fast sämmtlich der durch Gaignières angefertigten Copie entlehnt zu sein. Die erste authentische Wiedergabe ist die von Biel-Castel veranstaltete, welche Text und Miniaturen genau nach dem Original bringt. Letztere sind nicht allein wichtig als Beleg für die Kunstfertigkeit jener Zeit, sie bieten auch in Bezug auf Tracht und Waffenkunde einen höchst interessanten Beitrag zur Cultur und Sittengeschichte; dabei tragen sämmtliche Malereien den Stempel hoher Vollendung in Behandlung der Farben, und wenngleich die Zeichnung der Figuren einer gewissen Steifheit nicht entbehrt, wenn ferner die Perspective mangelt, so trifft man doch eine äußerst geschmackvolle Anordnung der Verzierungen, welche als Ränder die einzelnen Seiten des Manuscriptes einschließen und zugleich in sehr sinniger Weise zu allegorischen Darstellungen verwendet sind.

(Fortsetzung folgt.)

1) Johanna's späteres Leben trug nicht dazu bei, ihre Unschuld an dem Gattenmorde darzulegen. Sie heirathete zum dritten Male: Jacob von Arragonien, Infanten von Majorca, dem sie den Kopf abschlagen ließ. Ihr vierter Mann war Otto von Braunschweig. Derselbe wurde von Carl Durazzo (Durac) 1381 in der Schlacht gefangen genommen. Johanna flüchtete in das Castell del' Uovo und mußte sich hier ergeben. Durazzo ließ sie nach Muro in die sogenannte Basilicata bringen und acht Monate später auf Befehl des Ladislaus von Ungarn ermorden. Der Sage nach soll ein Sterndeuter Anselmus, aus der Provence, auf Befragen über ihre Zukunft von der jungen Fürstin einst gesagt haben: Maritabitur cum ALJO. Letzteres Wort zusammengesetzt aus den Anfangsbuchstaben der Namen ihrer vier Gatten: Andreas, Ludwig, Jacob, Otto. Der undankbare Adoptivsohn Charles de Duras oder Durazzo war ein Werkzeug des Ladislaus von Ungarn. Johanna war übrigens sehr gelehrt und eine Schützerin der Wissenschaft. S. Lummont. Bouche, Hist. de la Provence. Brantome, Vie des dames illustres.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 3. **Berlin, den 15. Januar 1862.** **Nr. 3.**

Victor Ludwig Wilhelm Carl von Siegsfeld, Herzoglich Anhalt-Bernburgischer Oberhofmarschall. Ehrenritter seit 1827. † zu Ballenstedt 27. December 1861.

Gieb nach Deinem Vermögen den Armen.

Christoph Franz Freiherr von Hutten, 1673 geboren, Sohn eines Würzburgischen Geheimen Raths, widmete sich dem geistlichen Stande und entsagte seinen Präbenden, um in der Kirche Gott recht vollkommen dienen zu können. 27 Jahr alt ging er nach Rom und von da in andere fremde Länder. Er kehrte nach Mainz zurück und trat dann aus dem hiesigen in Würzburgischen Dienst über. Seine ansehnlichen Aemter boten ihm die Gelegenheit, sich für Gegenwart und Zukunft nützlich zu machen. Die Monumente und Grabschriften frommer und wohlverdienter Männer wurden durch ihn sauber aufgefrischt, einen in der Zeit des Bauernkrieges versteckt gewesenen, auf Pergament geschriebenen, Bücherschatz ließ er in sorgsamer und zierlicher Weise sammeln und aufbewahren. 1724, nach dem plötzlichen Tode des Grafen Schönborn, gelangte der Domdechant Hutten zur bischöflichen Würde. Die Wahl war einhellig. Als Bischof und Fürst des heiligen römischen Reiches ist Huttens Denken und Thun überall und immer ein fürstliches gewesen. Als Bischof hat er viele Kirchen- und Pfarrämter gestiftet oder verbessert, als Landesherr half er dem Handel und Gewerbe seiner Unterthanen vielfältig auf und bestätigte dem Würzburgischen Stadtrath seine alten Privilegien und Freiheiten, wogegen dieser seinem Regenten aus Dankbarkeit zum ewigen Gedächtniß einen Jahrestag stiftete. Als Reichsfürst war der Freiherr von Hutten einer der ersten, der, Andern zum löblichen Beispiel, neue, gute Münzen, nicht nur nach gehörigem Schrot und Korn, sondern auch unter wohl ausgesonnenen und schön geschnittenen Stempeln prägen ließ, so daß man seine, der Art im Jahre 1725 ausgemünzten, Thaler, Gulden, halbe Gulden und dergleichen eher für Schaustücke als gang und gebes Geld halten könnte. Die Gulden zeigen auf einer Seite des Bischofs Brustbild und Titel, auf der andern das Wappen mit Mantel und Herzogshut und die lateinische Unterschrift: „Geben ist seliger als Nehmen." Die Halbgulden haben die Devise: „Gott giebt, wem er will." Auf den 15-Kreuzerstücken ist zu lesen: „Gieb nach Deinem Vermögen den Armen!" Graf zur Lippe.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

II.

Der Marsch nach Breslau ward ohne alle Störung, und unter den angenehmsten Verhältnissen zurückgelegt. Diejenigen Freiwilligen, welche zur Infanterie gehen wollten, wurden zu Wagen befördert, diejenigen aber, welche sich zur Cavallerie bestimmt und schon mit Pferden versehen hatten, ritten. Ueberall wurden wir mit Begeisterung und beinahe festlich aufgenommen, man stritt sich öfters darum, einen Freiwilligen als Einquartierung zu erhalten, und nicht selten kam es vor, daß wir auf dem Marsche mit einem Frühstück oder Mittag von den Einwohnern eines Dorfes regalirt wurden. So kamen wir denn glücklich nach Breslau, und nachdem ich dort zum letztenmale meine Obliegenheiten als Führer erfüllt und für die Quartier-Billette gesorgt hatte, ging Jeder seinen eignen Weg und meldete sich bei demjenigen Truppentheil, unter welchem er die Campagne mitzumachen dachte. Ich entschied mich zum Eintritt bei dem Regiment Garde zu Fuß, und ward, weil die Detachements der beiden Grenadier-Bataillone schon vollzählig waren, demjenigen des Füsilier-Bataillons, welches dazumal der Major von Block befehligte, einverleibt. Die Jäger-Compagnie erhielt der Hauptmann von Hagen, welcher sich schon im Jahre 1807 bei der Belagerung von Danzig den Orden pour le mérite erworben hatte, und die beiden anderen Offiziere waren die Lieutenants von Studnitz und von Graventin. Alle drei waren eben so lustig als gut und freundlich, und es gab gewiß keinen einzigen Jäger, der gerechte Ursache zur Unzufriedenheit hätte haben können. Da bei der großen Anzahl der Freiwilligen das Einkleiden derselben unmöglich so rasch erfolgen konnte, um mit dem Exerziren (jetzt würde man den sehr unpassenden Ausdruck „Drillen" gebrauchen) darauf warten zu können, so ward sowohl hier-

mit, als auch mit den Schießübungen, zu deren Beaufsichtigung drei Garde-Jäger commandirt waren, noch in Civil-Kleidern angefangen, und bei dem regen Eifer und guten Willen, der Alle beseelte, wurden auch in kurzer Zeit bedeutende Fortschritte gemacht. Mit den alten Soldaten der Linie und der Garde konnten wir indessen um so weniger einen Vergleich aushalten, als diese dazumal aus so ausgewählten Leuten bestanden, als die preußische Armee hernach wohl schwerlich wieder aufzuweisen gehabt hat. Das Schießen der Freiwilligen ging allerdings schlechter, dies konnte aber auch durchaus weder befremden noch anders verlangt werden, weil wenigstens $\frac{3}{4}$ aller Leute vorher nie ein Gewehr, geschweige denn eine Büchse in den Händen gehabt hatte. Endlich war Alles fertig, die Compagnie stand, 220 Mann stark, vollständig uniformirt und bewaffnet da, und gewährte einen um so hübscheren Anblick, als sie aus lauter frischen, jungen und größtentheils gebildeten Leuten bestand, die sich in den neuen und feinen Uniformen mit silbernen Litzen ganz gut ausnahmen. Diese Letzteren, welche den Freiwilligen als eine Auszeichnung bewilligt waren, gaben indessen bald, besonders bei den Garde-Jägern, Veranlassung zu einem Spitznamen, und wurden wir von diesen selten anders als „die Silberlinge" genannt. Als alle Detachements nun in möglichster Vollkommenheit ausgerüstet waren, wurden sie auch speciell von Seiner Majestät dem Könige besichtigt. Der würdige und geliebte Herr ging die Reihen durch, sprach in seiner gewohnten kurzen Weise einige freundliche Worte, ermahnte zur Ausdauer und verließ uns, begleitet von einem gewiß von Herzen kommenden allgemeinen Hurrah.

Bald darauf erschien der Tag des Ausmarsches, und die in Breslau versammelten Truppen verließen, beseelt von den besten Hoffnungen, unter dem Zujauchzen der Einwohner, bei rauschender Militär-Musik, und jedes Bataillon sein Jäger-Detachement an der Spitze, die Stadt. Die ersten Märsche gingen ganz gut, der heitre Sinn erhielt sich und ward durch muntre Gesänge, welche von wirklich recht guten Sängern ausgeführt wurden, aufrecht erhalten. Aber auch die Schattenseiten blieben nicht aus und machten sich besonders durch unzweckmäßige Fußbekleidung und übertriebene Bepackung bemerkbar. Die zierlichen, oft zu engen und daher nicht zum Marschiren eingerichteten Stiefel gaben wunde Füße, und der Tornister fing an um so mehr zu drücken, als mancherlei überflüssige, aber doch für unentbehrlich gehaltene Gegenstände in demselben verpackt wurden. In dieser Beziehung zeichneten sich besonders die Studenten aus, die es gar nicht begreifen konnten, wie man ohne einen Horaz und eine lange Pfeife mit großen Troddeln in burschenschaftlichen Farben fertig werden konnte, und daher Beides mit sich führten; ja ich habe sogar Einen gesehen, der einen Stiefelknecht auf seinen Tornister geschnallt hatte. Je mehr aber der Tornister drückte, je leichter wurde er gemacht, und zuletzt gehörten alle diese schönen Sachen zu den großen Seltenheiten, unter denen sich aber der Horaz am längsten conservirte.

Die ferneren Märsche in Schlesien und hernach in Sachsen boten durchaus nichts Interessantes dar und vergingen, namentlich in den Ruhetagen, unter den gewiß sehr nützlichen, fortgesetzten Uebungen im Schießen, Wacht- und Felddienst. Nur eines komischen Intermezzos, welches sich zwischen mir und dem Major von Block zutrug, will ich hier Erwähnung thun.

Ich war, wie schon erwähnt, nicht allein ein Jäger von Profession, sondern auch von Passion, und ein ziemlich guter Schütze. Obgleich nun das „Jagdgehen" auch in Sachsen strenge verboten war, konnte ich es doch, besonders an Ruhetagen, nicht unterlassen, dieser meiner Passion nachzuhängen, und da wir eines Tages in einem Dorfe, in dessen Nähe sich ein hübscher Wald befand, Quartier erhielten, beschloß ich, am nächsten Morgen zeitig eine kleine Jagd-Excursion zu machen. Noch nicht weit war ich in diesen Wald eingedrungen, als ich in demselben einen ziemlich großen Teich mit hübschen grünen Ufern erblickte, und da ich aus Erfahrung wußte, daß solche von Rehen besonders geliebt werden, schlich ich vorsichtig und mit gespannter Büchse dieses Ufer entlang, als ich plötzlich ein Gepolter hinter mir hörte und, mich umdrehend, den Major von Block dicht hinter mir erblickte. An ein Entkommen war nicht zu denken, da er mich bereits erkannt hatte und näher zu mir heraneilend sagte: „Oho mein Freund, treffe ich Sie auf verbotenen Wegen?" Ich faßte mich schnell und erwiederte:

„Ach nein, Herr Major, bei dem letzten Scheibenschießen habe ich meinen Schuß in der Büchse behalten, dieser ist mir bei dem gestrigen Regenwetter etwas naß geworden, und um in dem Dorfe keinen unnützen Lärm zu machen, bin ich hierher gegangen, um meine Büchse abzuschießen.

„Das hätten Sie schon früher thun können, mein Freund," sagte der Major, „und deshalb hätten Sie nicht nöthig gehabt, bis hierher zu gehen, und nicht jägermäßig mit gespannter Büchse hier herum zu schleichen. Gewiß haben Sie den Vorsatz gehabt, hier irgend ein Wild zu schießen?"

Da ich merkte, daß er guter Laune, und auch wußte, daß er selbst Jäger war, erwiederte ich:

„Nun ja, Herr Major, ich will es nur gestehen, daß, als ich den hübschen Teich hier erblickte, mir der Gedanke kam, ob ich nicht auf demselben eine wilde Ente, die ja nicht zum verbotenen Wilde gehört, schießen könnte."

„Machen Sie mir nichts weiß, mein Freund," sagte er, „wilde Enten schießt man nicht mit der Büchse."

„Ei warum denn nicht," erwiederte ich, „wenn man es nur versteht."

„Nun," sagte er, „verstehen Sie es denn?"

„Warum denn nicht, Herr Major, ich habe wohl schon einen Sperling mit der Büchse geschossen, weshalb sollte ich also nicht auch eine wilde Ente treffen können."

„Nun," sagte er, „das möchte ich denn doch sehen!"

„Wenn eine schußgerecht da ist," erwiederte ich, „dann will ich sie wohl schießen, aber unangenehm wird es alsdann sein, daß wir sie nicht aus dem Wasser herausbekommen werden."

„Gut," sagte er, „schießen Sie eine, dann will ich sie herausholen."

Ich ging nun neben seinem Pferde her, und wir konnten ungefähr einige hundert Schritt zurückgelegt haben, als er sich in den Bügeln emporhob und sagte: „Da ist

eine, nun schießen Sie." Ich konnte sie aber wegen des mit hohem Schilf und Rohr bewachsenen Ufers nicht sehen und machte ihm dies bemerkbar. Er aber sagte: „Ach, Sie wollen sie nur nicht sehen, und fürchten sich, einen schlechten Schuß zu thun." Inmittelst flog aber die Ente auf, und er rief: „Sehen Sie sie jetzt? Wenn Sie wollen ein Schütze und nicht ein Prahler sein, so schießen Sie!"

Es blieb mir natürlich nichts anderes übrig, ich zielte nach besten Kräften, und wie es knallte, hatte ich die Freude, die Ente fallen zu sehen. So wie sie aber lag, rief ich: „Dort liegt sie, Herr Major, nun holen Sie sie aber auch heraus!" Er aber drehte sein Pferd herum und sagte: „Guten Morgen, mein Freund, guten Morgen!" nahm die Mütze ab und ritt davon. —

(Fortsetzung folgt.)

Heimbach.

(Vom Commendator Freih. vom Holtz.)

(Schluß.)

Von den Comthuren dieses Hauses sind bekannt:

Heinrich von Lachen 1253.
Anselm von Berwartstein 1274—1281.
Heinrich Seldenecke 1293.
Burckard von Schwanden 1296.
Godebald von Blumenbach 1300.
Helferich von Rudenheim 1318.*)
Anselm von Berwartstein 1321.
Richard von Mußbach 1324.
Peter von Dürkheim 1336.

Nach einer Lücke von 89 Jahren:

Conrad von Bibelos 1425.
Ulrich von Weingarten 1442.
Jakob von Reiffenberg 1462 bis 1484.
Johann von Hattstein 1497.

Dieser ist zugleich im Jahr 1504 auch Comthur im Johanniterhause zu den Eichen in Weißenburg, hat im Jahr 1510 einen Statthalter Bernhard Otten zu Heimbach und wird im Jahr 1512 zum Großprior in Teutschland erhoben.

Von dieser Zeit an hörte Heimbach auf, eine selbstständige Comthurei zu sein, der dortige Convent wurde aufgelöst und die Einkünfte wurden für das Großpriorat verwaltet und verwendet; sie ward eine sogenannte magistralische oder Meister-Commende, wie auch diejenige zu den Eichen in Weißenburg.

Näheres über die Commende, auch über deren ansehnliche Besitzungen findet sich in Remling. (Urkundliche Klostergeschichte des jetzigen Rheinbayern II. Theil S. 303 u. f. w. auch in Frey, Rheinbayern IV. Theil. Anhang 4 — 6.)

Während nun aber die Quelle des Heimbachs immer noch ihre Wasser nach dem Rhein sendet, sind längst Dorf und Johanniterhaus Heimbach verschwunden, Letzteres vollends von den Franzosen, nachdem sie in den Besitz des linken Rheinufers gelangt waren, zerstört, versteigert, abgebrochen und verwischt, so daß heute kein Stein mehr davon vorhanden ist. Unermüdlich aber fließt der Heimbach fort, nicht mehr vorüber an Klöstern und Stiftern, aber er bewahrt uns doch noch den Namen und greift jetzt ein in die für diesen Augenblick die Welt beherrschenden Ideen materieller Thätigkeit, denn ehe er jetzt sein stilles Thal verläßt, treibt er schon eine Maschinen-Fabrik und eine Mühle endlosen Papieres. So wie aber seine Quelle nie versiegt, so möge die dankbare Erinnerung an das Johanniterhaus Heimbach in den Herzen und Gemüthern der Johanniterritter der Balley Brandenburg nie versiegen, sondern stets fortleben, denn im Jahre 1382 stand dort auch die Wiege dieser Balley, wie noch jetzt auf der Waldwiese diejenige des Bächleins zu sehen ist. Dabei müssen aber noch insbesondere die Herzen dankbar schlagen für den frommen König, der dem dort geborenen Kinde neues Leben verlieh, auf daß es, seiner Bestimmung wieder gegeben und eingedenk, fortan wirke und den Segen gewinnen möge, der in seinem Berufe und seiner Thätigkeit liegt.

*) Im Heimbacher Vertrag erscheint Helffrich von Budenkenn, Balyer in der Wetterau; die Aehnlichkeit der Namen könnte eine Identität vermuthen lassen, wenn nicht die Zeit entgegenstünde. Sonderbar aber ist, daß in demselben kein Comthur von Heimbach genannt ist.

Die Statuten des Ordens vom heiligen Geiste zum rechten Verlangen (au droit désir), gestiftet durch Ludwig von Tarent.

Manuscript mit Miniaturen aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Mr. le comte Horace de Viel-Castel, Conservateur du Musée des Souverains français. Paris 1853.

(Fortsetzung.)

III.

Der Inhalt der Manuscripte ist nur für Ordens-Geschichte von Wichtigkeit. Sie bestehen aus 16 Folio-Blättern und einem reich verzierten, auf Goldgrund gemaltem Titelblatte. Wie bei allen Manuscripten jener Epoche ist der Stoff Pergament. Die Initialen sind prächtig verziert; die Schrift, eine Art Minuskelschrift, ist mit großer Deutlichkeit und bewunderungswürdigem Fleiße ausgeführt, auch sind in dem ganzen Manuscripte keine Lücken vorhanden.

Platte 1.

Titelbild, die heilige Dreieinigkeit darstellend. Am Fuße des Crucifixes, welches Gott Vater hält, sind in betender Stellung die Figuren Ludwig's und Johanna's abgebildet. Innerhalb des reich verzierten Randes liest man oben die Worte: Ludovicus, dei gratia Rex Jerusalem et Siciliae unten: Dominus Ludovicus rex, Domina Johanna regina. Zwei schwebende Engel tragen Schilde mit der Devise: Si dieu plait. Der, einer jeden Platte eigne Text ist Statut des Ordens und zugleich Erklärung der Malereien, welche das Blatt verzieren. Er folgt hier in möglichst genauer Uebersetzung des oft schwer verständlichen altprovençalischen Französisch.

Platte 2.

„Dies sind die Satzungen, gemacht und aufgestellt durch den sehr mächtigen Fürsten, Herrn, König Ludwig (Loys), durch Gottes Gnade König von Jerusalem und Sicilien. Zu Ehren des heiligen Geistes, Stifters und Gründers der sehr edlen Gemeinschaft des heiligen Geistes zum rechten Verlangen. So geschehen am Tage des heiligen Pfingstfestes im Jahre der Gnade: 1352. Wir Ludwig, durch Gottes Gnade König von Jerusalem und Sicilien, haben zu Ehren des heiligen Geistes, an dessen Tage wir durch seine Gnade in unserm Reiche ge-

krönt sind, zur Verherrlichung[1]) der Ritterschaft und Wachsthum ihrer Ehre befohlen, eine Gemeinschaft von Rittern zu bilden, die da heißen sollen Ritter vom heiligen Geiste zum gerechten Verlangen. Solcher Ritter sollen sein 300 an der Zahl.

Platte 3.

Wir als Erfinder und Stifter dieser Gemeinschaft wollen der Meister sein und ebenso alle unsre Nachkommen: die Könige von Jerusalem und Sicilien. Allen Denjenigen, welche wir zu dieser Gemeinschaft erwählt haben oder noch erwählen werden, thun wir hiermit kund, daß wir, wenn es Gott gefällig ist, gedenken das erste Fest zu halten im Schlosse del Uovo[2]), eingedenk der wunderbaren Erlösung am Tage der Ausgießung des heiligen Geistes, und ordnen an, daß alle ernannten Bundesbrüder, die sich ohne Schwierigkeiten[3]) zusammenfinden können, am genannten Orte versammelt sein sollen, in der Art, wie es nachfolgend bestimmt sein wird, und soll ein Jeder weiter über diese Dinge belehrt werden. Zuerst sollen sie schwören, daß ein Jeder nach bestem Wollen und Können frei, ungezwungen[4]) und willig Rath und That dem Meister leihe in Allem, was ihm anbefohlen wird zu thun, sei es mit den Waffen oder in anderm ehrenhaftem Thun; auch daß er die ausgeschriebenen Kapitel beobachten wolle.

Platte 4.

Item soll ein jeder Ritter der genannten Brüderschaft gehalten sein, den Knoten als Wappen zu tragen an sich, an einem Orte, wo er kenntlich und sichtbar ist; und an allen ihren Kleidern, die sie tragen mögen, wie es den Rittern der genannten Brüderschaft genehm ist, sollen sie oben oder unten deutlich zu lesende Schriftzeichen haben, die da sagen: „Si dieu plait.“ Und am Freitage sollen in Erinnerung der Leiden unsres Herrn Jesu Christi und seiner heiligen Grablegung, die Ritter einen schwarzen Mantel tragen, an einem Knoten aus weißer Seide, ganz einfach ohne Perlen, Silber oder Gold, und soll sich Jeder bekleiden an diesem Tage mit Gewand und Strümpfen von der einfachsten Farbe, was ein Jeder leicht thun kann. Item, so einer der Ritter ein Geschäft oder eine Waffenthat zu verrichten hat, wenn selbige nicht wider die heilige römische Kirche ist, und ihm in solchem Dienste eine Schlacht oder ein Kampf geboten würde, er nach erhobenem Banner, auf einer oder der andern Seite bekämpft[5]) oder getroffen von der Lanze, dem Dolche oder Schwerdt wäre, oder er selbst seine Feinde mit Lanze, Schwerdt oder Dolch trifft, so soll er, wenn solcher Handel ehrenvoll für ihn endet, von jenem Tage an den Knoten der Brüderschaft tragen, ganz aufgelöset, so lange bis er am heiligen Grabe war, und sie (die Brüderschaft) weiht den Knoten dem heiligen Grabe und leget ihn an einem recht sichtbaren Orte nieder und wird auf diesen Knoten der Name des besagten Ritters geschrieben. Von dieser Zeit aber soll er den Knoten geschürzt tragen, wie zuvor, die Schriftzeichen aber sollen sagen: „Il a plüt a dieu.“

1) Im Texte: essaucement für élévation, exaltation, exhaussement.

2) Im Texte: Chastel do leuf. Das Castel del' Uovo zu Neapel.

3) Im Texte: bonnément für: nisement.

4) Im Texte: Abandoneement, für librement, hardiment.

5) Im Texte: encontre, für aventuro, combat, hier ist das Wort encontre als Zeitwort gebraucht, man muß ohne Zweifel lesen: Y fut combattu ou touché.

Ueber dem Knoten soll sein ein glänzender Strahl vom heiligen Geiste und sollen die Ritter, so den aufgelöseten Knoten und den Strahl tragen, wie oben gesagt ist, ihn nur tragen auf weißem oder reinem Tuch mit den andern Sprüchen. Platte 5. Item: Es sollen die Ritter tragen ein Schwerdt, um dessen Knopf geschrieben in schönen und deutlichen Lettern der Name und Vorname Desjenigen, dem das Schwerdt angehöret. In Mitten des Knopfes sei auf der einen Seite der Knoten mit den Schriftzeichen, die da sagen: Si dieu plait, und auf der andern sei das Wappen des Besitzers des Schwerdtes gesetzet. Item so sollen sie fasten jeden Donnerstag des Jahres, so sie Lust haben und es thun können, wer dieses aber nicht will, der soll Speise geben an 3 Arme zu Eh-

Platte 6.

ren Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und soll ihnen geben, so viel sie zu ihrem Unterhalt des Tages bedürfen. Item ist ein jeder Ritter gehalten den heiligen Pfingsttag zu feiern in dem genannten Schlosse, welches gelegen ist am Meere zwischen der Stadt Neapel und Notre dame de pie[1]) an der finstern Grotte der Gesänge Virgil's, und wird dort der König ein kurzes Hoflager halten zur Ehre des heiligen Geistes und wird während dieses Tages die Krone tragen. Und wenn die Knappen oder Ritter, die fremd, und außen unserm Reiche durch Vorgänge sein müssen, gezwungen oder verhindert sind, die Ordonnanzen zu besagter Feierlichkeit einzuhalten, oder aus Grund der Geldkosten nicht, wie es ihr Wille wäre, zu dem genannten Feste kommen könnten: So soll besagten Rittern und Knappen in der Kapelle des heiligen Geistes zum rechten Verlangen, von wegen des Fürsten, Jedem von ihnen so viel Geld gegeben werden, als ein Jeder nach eidlicher Versicherung nöthig haben wird, um zu dem Feste zu kommen, und bei Rückkehr in sein Land soll er auch rechtschaffen bedacht werden.

Item: So die Ritter kommen je-

Platte 7.

des Jahr zur Hauptversammlung am heiligen Pfingsttage in dem genannten Schlosse, wie oben gesagt ist, so treten sie in die Kapelle, welche der Fürst errichtet hat zur Ehre des heiligen Geistes zum rechten Verlangen, hierinnen hat Jeder einen Sitz offen. An den Kanten des Sitzes sei der Vor- und Zuname, das Wappen und Zeichen gemalet. Alle sollen gekleidet sein in Weiß, nämlich Leibrock, Ueberrock, Mantel, Strümpfe und Schuhe — Alles weiß.

1) Die Kirche Maria di piedigrotta und der Pausilipp, den sich der Pöbel Neapels als durch die Kraft Virgil's, welcher für einen Zauberer gehalten wurde, entstanden denkt. Nicht weit davon befindet sich das Grab des großen Dichters. Pietro di Stefano erzählt, daß die Urne Virgil's noch 1500 auf einer Säule stehend vorhanden gewesen. Von der Popularität des Dichters giebt die Stelle in den Statuten einen Beweis.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Dr. Alfrd. Schttm., hier. Erledigt! — Königl. Geh. Staats-Archiv, hier. Ihr Wunsch ist vollzogen! — Herr v. P.—G. a. H. b. R. in Schlesien. Wußte ich doch, daß ich bei Ihnen eine gute Stätte finden werde; also nächstens! D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Das Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 4. **Berlin, den 22. Januar 1862.** **Nr. 4.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Januar 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. December 1861	38		
	Zugang pro December	4		
		42		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	35	35	50
2.	**Poltzin:**			
	Bestand am 1. December 1861	38		
	Zugang pro December	10		
		48		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	45	45	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. December 1861	20		
	Zugang pro December	8		
		28		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	13	13	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. December 1861	18		
	Zugang pro December	2		
		20		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	14	14	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. December 1861	12		
	Zugang pro December	8		
		20		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	13	13	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. December 1861	3		
	Zugang pro December	2		
		5		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	3	3	17
7.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. December 1861	34		
	Zugang pro December	10		
		44		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	34	34	50
8.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. December 1861	2		
	Zugang pro December	6		
		8		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	6	6	8
	zu übertragen:	—	163	256

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		163	256
9.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. December 1861	3		
	Zugang pro December	4		
		7		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	3	3	8
10.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. December 1861	5		
	Zugang pro December	1		
		6		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	4	4	8
11.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. December 1861	1		
	Zugang pro December	1		
		2		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	—	—	8
12.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. December 1861	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
13.	**Altena:**			
	Bestand am 1. December 1861	9		
	Zugang pro December	3		
		12		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	7	7	38
	Zusammen:	—	195	336
	Am 1. December 1861 waren vorhanden	—	201	336
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. Dec. zugenommen um	—	6	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro December beträgt	—	65	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	5		
	b) als geheilt entlassen	54		
	c) als ungeheilt entlassen	6		
	wie vor	65		

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das Ordens-Kran-

kenhaus zu Saïda in Syrien. In demselben waren am 1. November 1861 Bestand . . . . . 29 Kranke.
Im Laufe des Monats November kamen hinzu . . . 41 „
70 Kranke.

Davon sind: abgegangen 45
gestorben 3
48 „

Bestand am 1. December 1861: 22 Kranke.

Die Gesammtzahl der bis zum 1. December 1861 in diesem Hause aufgenommenen Kranken beträgt: 428.

1. Gustav Helmuth Theodor Dietrich Freiherr von Maltzahn, Graf von Plessen, Oberstlieutenant a. D. auf Ivenack bei Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin. Ehrenritter seit 1812. † zu Ivenack 12. Januar 1862.

2. Ernst von Hopfgarten, Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinscher Geheimer-Rath, Generalmajor a. D., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister zu Berlin. Ehrenritter seit 1825. † zu Berlin 13. Januar 1862.

Die Statuten des Ordens vom heiligen Geiste zum rechten Verlangen (au droit désir), gestiftet durch Ludwig von Tarent.

Manuscript mit Miniaturen aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Mr. le comte Horace de Viel-Castel, Conservateur du Musée des Souverains français. Paris 1853.

(Fortsetzung.)

Vorn auf dem Ueberrocke, gerade auf der Stelle des Herzens, seien Strahlen, flammend zum Gedächtniß und zur Ehre des heiligen Geistes. Es soll ein Jeder in der Hand halten sein Schwert, so gerichtet wie oben angegeben, und bleiben bis er die Messe ausgehöret. Und wenn der Priester opfert und den Leib des Herrn erhebt und zurückgeht an seinen Platz, beten der Fürst und alle Ritter der Brüderschaft zum heiligen Geiste, daß er sie wolle erfüllen und erleuchten, gleich wie er an seinem Tage hat erleuchtet das Rund der Erde. Indem sie Alle auf den Knieen liegen, sagt Einer dem Andern hörbar die Worte: Veni creator spiritus mentes tuorum visita imple superna gracia que tu creasti pectora.

Item: So die Ritter zum Feste kommen, sollen sie aufgeschrieben mitbringen die Abenteuer, die sie bestanden, und die Vorfälle, die ihnen begegnet sind, und sollen sie den Schriftführern der genannten Kapelle übergeben, welche

Platte 8[a])

gehalten sind, solches zu thun und die Schriftstücke dem Fürsten und seinem Concilium vorlegen werden. Und Diejenigen, so dem Fürsten und dem Concile des Gedächtnisses werth erscheinen[1]), sollen von genannten Schriftführern aufgezeichnet und in einen Band gebunden werden: welcher da heißen soll: Buch der Abenteuer und Erlebnisse der Ritter der Brüderschaft vom Orden des heiligen Geistes zum rechten Verlangen. Der Band soll für immer in der Kapelle bleiben.

a) Die Miniaturen zu dieser Platte (Platte 8) sind ebenfalls besonders schön. Das Bild hinter dem Initialen zeigt die zum Streite ziehenden Ritter. Unten über das ganze Blatt läuft ein Bild, die Einschiffung der Ritter darstellend. Dasselbe giebt einen deutlichen Begriff der Bauart, Takelage und Bemannung der Schiffe jener Zeit, so wie der Bewaffnung der Galeeren. Man sieht in schönen Farben die Banner von: Castilien und Leon, Bourbon und Jerusalem, Rom, Bretagne und Navarra.

1) Im Texte: ramenteroir für: rappeler à la mémoire.

Item: So die heilige Kirche zu Rom oder sonst ein christlicher Fürst, einen Zug über Meer nach dem heiligen Lande, da wo das Grab unseres Herrn ist, unternehmen oder es aus den Händen der Ungläubigen reißen wollte, soll jeder Ritter unserer Brüderschaft gehalten sein, in eigener Person sich dabei zu betheiligen, so er irgend kann. Wird aber Solches von dem Meister der Brüderschaft unternommen, sei es eine Reise oder ein Zug zum Heile der Kirche oder anderer Fürsten der Christenheit, oder besagter Meister begäbe sich in Person auf die Reise, in Gesellschaft Anderer, so sollen alle Ritter gehalten sein, in Person mitzuziehen und beständig da zu bleiben, so lange, als besagter Meister und Fürst da bleiben wird, ausgenommen[1]), wenn es eine besondere und ausdrückliche Nothwendigkeit verbietet.

Platte 9.

Item: So sich einer der Ritter in Fehde befindet und es ihnen scheinet, daß sie das Banner mit Ehren erheben können, so soll das Banner, welches erhoben wird, aus Silber oder ganz weiß sein, in der Mitten einen großen Strahl vom heiligen Geiste kommend; auch sollen sie es aufpflanzen nach ihrem Gutdünken gegen die Feinde des Glaubens oder für das Recht und die Ehre ihres angestammten Herrn. Sie sollen es heben und dabei ausstoßen ein Jeder seinen Schrei oder Ruf, welchen er ausgestoßen hat, und wenn er seinen Ruf gethan hat, so soll er nachrufen: „Au droit désir.“[2]) — Item: Wenn es bei einem Ritter vorkäme, daß er feiger Weise den Kampf verließe[3]) oder einen Befehl nicht ausführte, so will der heilige Geist, daß solcher Ritter unter allen Umständen und ohne Widerrede zum Pfingstfeste in genanntem Schlosse erscheine, und soll er tragen ein schwarzes Kleid, da doch alle Andern weiß bekleidet sind, und wenn die Ritter den Strahl auf dem Herzen tragen, soll er weiße, große und lesbare Schriftzeichen tragen, die da sagen: „J'ai esperance au saint esprit de me grande honte amender.“ An diesem Tage wird er nicht mit den Rittern speisen[4]), aber mitten unter ihnen soll er sitzen, da, wo der Fürst

Platte 10

und die andern Ritter speisen, und so soll es jedes Jahr geschehen, bis er durch eine gute That sich gereinigt hat, von seiner Schmach[5]) oder bis der Fürst und sein Concil ihm den Fehler verziehen[6]). Item — so wird befohlen, daß kein Ritter der Brüderschaft eine weite Reise unternehmen soll, ohne es zu sagen oder wissen zu thun dem Meister und Fürsten. Und wenn ihm der Fürst den Abschied bewilligt, so soll der Ritter schriftlich seinen Vor- und Zunamen, wie auch die Reise, die er unternehmen will, bei der vorgenannten Capelle anzeigen, und sollen alle diese Schriften am Capiteltage vor dem Fürsten und dem Concile gebracht werden, auf daß man den Ort und die Nachrichten von den Brüdern wisse, die nicht bei dem Feste sind. — (Fortsetzung folgt.)

1) Im Texte: salue für: excepté oder sauf.

2) Hierüber zur Erläuterung die Bemerkung: daß die Bannerherren allein einen Schlachtruf oder Kampfschrei hatten; hier ist von zweien die Rede; die Devise des Banners ward gerufen, dann der Schrei des Corps, bei welchem die Kämpfer standen. Der Erste, diente dazu, jeden Ritter zu seiner Fahne zu rufen, der Zweite, die Bannerherren und ihre Knechte um die Person des Fürsten zu sammeln.

3) Im Texte: pleist für: s'enfuit, abandonna.

4) Nämlich nicht an derselben Tafel, sondern mitten im Saale allen Tapferen sichtbar, wie es auch das Miniaturgemälde zu Platte 9 zeigt, woselbst der Geächtete im schwarzen Anzuge, an einem schwarzen Tische mitten im Saale sitzend zu sehen ist, während die ganze Versammlung ihn mitleidig betrachtet. Unter den Gästen sieht man auch Damen, die sonst auf keiner andern Platte zu finden sind.

5) Im Texte: uergougne für: vergogne, honte.

6) Im Texte: restituer für: remettre.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

III.

In Sachsen wurden wir durchweg freundlich aufgenommen, und man konnte es deutlich wahrnehmen daß die Einwohner weit lieber gegen, als mit den Franzosen gegangen wären. Am besten hatte ich es in Altenburg, wo ich mit noch zwei Kameraden bei dem Hofbäcker Müller, welcher dicht am Bornaer Thor wohnte und mit seinen Großkindern wirthschaftete, Quartier erhielt. Ich erwähne dieses guten Mannes hier nur um deswillen, weil ich später Gelegenheit haben werde, noch einmal auf denselben zurückzukommen. Aber auch die besten Tage nehmen eben so gut wie die schlechten ein Ende, und nach einigen sehr vergnügten Tagen verließen wir Altenburg, um uns mit raschen Schritten dem ersten Ziele unserer Bestimmung zu nähern. Die Truppen wurden in immer engere Kantonnirungen gelegt, wir erhielten den sogenannten eisernen Bestand an Reis und Zwieback, und in der Nacht vom 1. zum 2. Mai erhielt als Quartier jede Compagnie nur eine Scheune. Zum ersten Male mußten wir selbst kochen, was aber gewiß schlecht und lächerlich genug ablief. Bei trübem und etwas rauhem Wetter marschirten wir am andern Morgen aus, passirten Pegau und näherten uns immer mehr dem Orte der ersten und ernsten Entscheidung, obgleich wir natürlich nicht wußten daß dieselbe schon sobald stattfinden würde. Bald darauf marschirten wir in Linie auf. Der König, welcher im Galopp an uns vorüber ritt, sollte mit einem Hurrah begrüßt werden, winkte aber abwehrend mit der Hand, weil, wie wir hernach erfuhren, der Feind überrascht und unsere Anwesenheit nicht durch Geschrei verrathen werden sollte. Bald darauf bekamen wir die ersten feindlichen Kanonenkugeln zu hören, verließen aber auch die bisherige Position, um eine andere, gegenüber dem Dorfe Gr. Görschen, an einem kleinen Bache oder Graben, welcher mit dem Dorfe ziemlich parallel floß, einzunehmen. Die Franzosen waren vollständig überrascht, sie hatten ihr Bivouaq vor dem Dorfe gehabt, und ihre Kochfeuer brannten noch, als wir dort ankamen. Dagegen hatten sie nun das Dorf besetzt und begrüßten uns von dort aus mit ihrem Kleingewehrfeuer, welches unsererseits aber nicht erwiedert wurde. Um demselben nicht unnütz ausgesetzt zu sein, erhielten wir Befehl, uns niederzulegen. Die Offiziere aber blieben aufrecht stehen. Obgleich ich mich nun zwar auch niedergelegt hatte, war ich doch neugierig, die Franzosen etwas genauer anzusehen, und erhob mich so weit, daß ich das Dorf deutlich betrachten konnte. Noch nicht lange war ich in dieser Stellung, als ich bemerkte, daß mir mein Tschako mit einem plötzlichen Ruck in's Genick rutschte, und als ich zusah, fand ich, daß eine feindliche Kugel gerade die Rose desselben getroffen und diese Bewegung hervorgebracht hatte. Es ist nun ein alter Soldaten-Glaube, daß, wenn man zu Anfange einer Schlacht eine Kugel in die Kleider erhält, ohne daß der Krieger berührt wird, man an diesem Tage gut davon kommt, und deshalb freute ich mich doppelt, eine solche erhalten zu haben. Inmittelst hatte der Major von Block das Dorf recognoscirt, kam zu unserem Hauptmanne, der dicht neben mir auf dem rechten Flügel stand, herangeritten und sagte: „Ich werde das Dorf mit dem Füsilier-Bataillon mit Sturm nehmen, da die Jäger aber keine Bajonette haben, kann ich sie dazu nicht brauchen, bleiben Sie daher hier und benutzen Sie jede Gelegenheit, wo es etwas für Sie zu thun giebt". Dies war nun zwar uns Allen nicht, am wenigsten unserem Hauptmann, recht. Indessen mußte gehorcht werden, und wir blieben in unserer Stellung, während der Major von Block sein Versprechen hielt und das Dorf im ersten Anlauf nahm. Sei es nun aber, daß die Fronte des Dorfes größer als die des Füsilier-Bataillons war, oder daß die Franzosen sich in dem uns gegenüberliegenden Theil desselben von neuem gesammelt hatten, genug das Dorf blieb auf dieser Seite von dem Feinde besetzt, und solchergestalt bedrohete derselbe von dort aus die Füsiliere sehr gefährlich in der Flanke. Hier glaubte nun unser Hauptmann, und wohl mit großem Recht, daß seine Gelegenheit gekommen sei. Er rief „Jäger auf! die Franzosen müssen wir dort herausjagen, und haben wir auch keine Bajonette, so haben wir doch Büchsen und Hirschfänger, vorwärts!" Alle folgten freudig mit einem lauten Hurrah, aber es war doch ein eigenthümlicher Anblick, wie wir nun das Dorf, welches statt der Zäune mit niedrigen Lehmmauern umgeben war, vollständig übersehen konnten und nichts erblickten, als die Franzosen, welche Kopf an Kopf ihre Gewehre auf uns angeschlagen hatten. Auf höchstens 100 Schritt erhielten wir ihr Feuer; Viele von uns fielen, um nicht wieder aufzustehen, und auch unser braver Hauptmann stürzte wie vom Blitze getroffen dergestalt vor uns nieder, daß ihm der Tschako vom Kopf, und der Säbel seiner Hand entfiel. Weil er allgemein beliebt war, sprangen ihm sogleich einige Jäger zu Hülfe, und es fand sich daß er glücklicherweise nur durch einen Streifschuß am Kopfe betäubt worden war. Er raffte sich wieder auf, man reichte ihm Säbel und Tschako, und, indem er sich den Letzteren auf den Kopf drückte und mit der Hand das über das Gesicht herunterlaufende Blut abwischte, rief er: „Es ist nichts, es ist nichts, Jäger, es geht schon wieder, vorwärts!" und somit ging es denn auch wieder in vollem Laufe auf den Feind los, der denn auch nach kurzem Handgemenge glücklich geworfen und gezwungen wurde, das Dorf zu verlassen. In den engen, von dem Dorfe nach dem Felde führenden und gleichfalls mit Lehmmauern eingefaßten Wegen kam es jedoch zu manchem harten Kampf, und hier war es, wo unser Lieutenant von Graventin, ein nur kleiner und schwacher aber demungeachtet sehr braver Offizier, mit einem ihm überlegenen Franzosen handgemein wurde, und, da er sich seiner nur mit Mühe erwehren konnte, mich erblickend, rief: „Helfen Sie." Meine Büchse war zwar abgeschossen, aber, indem ich dieselbe vorhielt und solchergestalt den Bajonettstoß des Feindes, wobei ich nur eine unbedeutende Schramme oberhalb des rechten Auges erhielt, parirte, leistete ich mit dem gezogenen Hirschfänger die verlangte Hülfe, und zwar recht gründlich.

Das Dorf ward nun gänzlich vom Feinde gesäubert, und wie wir hinter demselben ankamen, und die Franzosen in großer Unordnung auf dem freien Felde fliehen sahen, rief der Hauptmann halb scherzend: „Seht, wie sie laufen, nun werden wir sie am Ende vor dem Rhein nicht wieder

zu sehen bekommen?" Da fiel unser Feldwebel Hüfner (Referendar vom Neumärkischen Oberlandes-Gericht) auf die Knie und dankte Gott für den erfochtenen Sieg. Aber er hatte zu zeitig gedankt und sollte die Franzosen an demselben Tage noch oft genug und zwar zu seinem großen Schaden zu sehen bekommen. War in diesem Augenblick Cavallerie zur Hand, so konnten die Franzosen auf diesem Punkt mit leichter Mühe gänzlich vernichtet werden, so aber war dies nicht der Fall; sie sammelten sich vielmehr unter dem Schutz einer neu heraneilenden Colonne, und es entspann sich nun ein sehr lebhaftes Kleingewehrfeuer, wobei von beiden Theilen in die dicht zusammengedrängten Massen hineingeschossen wurde. Ganz gegen alle Erwartung erhielten wir plötzlich den Befehl, uns zurückzuziehen. Die Franzosen suchten nämlich das Dorf auf der rechten Flanke zu umgehen, und da dieselbe wohl nicht hinlänglich gedeckt war, mußten wir, um nicht abgeschnitten zu werden, unsere Position und auch das Dorf verlassen. Der Rückzug ging in ziemlicher Ordnung durch einen Bauerhof und von da durch einen der schon beschriebenen engen Wege, welche von dem Dorfe nach dem Felde führten. Hier blieb der Major von Block, um die Ordnung auf diesem Punkte aufrecht zu erhalten, zurück und ließ das Bataillon, von welchem die Jäger-Compagnie die letzte war, durchgehen. Wie ich ihn da halten sah, glaubte ich, daß es mit dem Rückzug noch nicht sehr eilig sei, und trat an dem Giebel einer Scheune, um meine abgeschossene Büchse wieder zu laden. Kaum war ich damit fertig, als ich die Franzosen auf höchstens hundert Schritt, aus der Biegung eines Hohlweges hervorbrechen und auf uns eindringen sah. Der Anblick der Preußen mußte ihnen auch wohl unerwartet sein, denn sie stutzten und machten Halt. In dem Augenblicke sprang aber auch ein Offizier vor und ermunterte durch das Schwenken seines Säbels und durch lauten Zuruf seine Leute zum Avanciren. Diese Gelegenheit schien mir denn doch zu günstig, um sie vorübergehen zu lassen. Um sicherer zu zielen, legte ich meine Büchse an dem Scheungiebel an, hielt auf den Offizier und, wie es knallte, sah ich nicht allein diesen, sondern hinter ihm noch einen Soldaten fallen. Block aber drehte sich um und sagte mich erblickend: „Ah! sind Sie es, mein Freund? Das war gut!"

Der Kampf um den Besitz des Dorfes ward bekanntlich mit abwechselnden Erfolgen fortgeführt, und es war schon ziemlich spät gegen Abend, als auch Block bedeutend an beiden Beinen verwundet wurde. Das Bataillon hatte augenblicklich Ruhe, und ich sah denselben auf der Erde liegen und die Chirurgen, welche stets mit im Feuer waren, mit ihm beschäftigt. Wie alle Verwundeten hatte auch er großen Durst und stöhnte: „Ach Wasser, Wasser!" Ich unternahm es, welches zu suchen, und es glückte mir auch, ganz in der Nähe des Feindes ein Kochgeschirr voll zu schöpfen und damit meinen Rückweg anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Der Oberstallmeister von Gilsa. Ein Lebensbild aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert von O. F. von Gilsa, Oberst-Lieutenant.

Unter diesem Titel ist bei Mittler und Sohn eine kleine Schrift erschienen, die, zwar ursprünglich nur für die Familie von Gilsa bestimmt, dennoch verdiente, in weitesten Kreisen bekannt zu werden. Man möchte über dieses kleine Lebensbild ein ganzes Buch schreiben, und dasselbe würde dann handeln von der praktisch-tüchtigen Art und Weise, wie der Adel seine Söhne erziehen sollte. Obgleich ein solches Buch gewiß sehr noth thäte, ist unser Blatt doch nicht der geeignete Ort dazu; aber hinzuweisen auf diese Schrift halten wir für unsre Pflicht. Die Darstellung ist klar, übersichtlich und kurz wie Kommandowort; sie knallt manchmal ordentlich, aber dabei redet sie eine so freie, derbe, gesunde, kernige Sprache, daß uns zu Muthe wird, wie bei einem Spaziergange an einem frühen, schönen Herbstmorgen. Wenn wir doch noch viele solche Männer hätten, wie der Oberstallmeister von Gilsa es gewesen war; aber leider haben wir deren nicht mehr viele. Eine eiserne Zeit muß eiserne Männer haben, wenn sie zum Guten gedeihen soll. Was man unter dem Begriff „Ressource" verstand, und wie der damals noch junge Gilsa als Lieutenant in der Kurfürstlich hessischen Garde du Corps und später als Hof- und Falkenjunker sein Zimmer heizte, das wollen wir uns erlauben, in einem kurzen Citat aus dem betreffenden Lebensbilde hier anzuführen:

„Wie es ihm bei den zu jener Zeit so geringen Gagen möglich war, sich die damals sehr reiche Uniform (1776) und das nöthige Pferd anzuschaffen, sowie alle übrigen damit verbundenen Ausgaben zu bestreiten, ist unerklärlich, indem er von dem Gute nichts hatte, seine Mutter ihm nur vierteljährlich einen Ducaten schickte, und seine Schwestern zur Beschaffung ihrer eigenen Bedürfnisse meistens nur auf ihren großen Fleiß angewiesen waren. Auch gab es damals noch keine Ressourcen, wo man sich für einen geringen Beitrag wärmen und satt essen konnte. Doch vermag man sich einen kleinen Begriff davon zu machen, wie sehr er es verstand, sich zu behelfen, wenn man hört, daß, um die Kosten der Heizung im Winter auf seinem, doch gewiß nicht großen, Zimmerchen zu ersparen, er einen Stock über zwei Stühle legte und über diesen so lange hin- und hersprang, bis er inwendig erwärmt, die äußere Kälte weniger empfand."

Ein prächtiges Buch. Wenn die betreffenden Herren Väter wegen eines Geburtstagsgeschenks an ihre Söhne in Verlegenheit sind, sollten sie es ja nicht versäumen, hier dies kleine Lebensbild zu kaufen. Herr von Gilsa hat dann gewiß die Gefälligkeit, noch einen Abdruck machen zu lassen.

A. v. Winterfeld.

Briefkasten.

Herr Ob. v. K. hier. — Herrn G. z. L. hier: In zwei Tagen erhalten Sie bewußtes Manuskript. — Herrn G. v. E. in A: Besten Dank. In dieser Gestalt ist aber die Publikation unmöglich. Genaueres folgt bald. D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Beck) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 5. Berlin, den 29. Januar 1862. Nr. 5.

Noblesse oblige.

Kurfürst Friedrich von Sachsen, Luthers gnädiger Landesherr, äußerte einst: „er habe alle Stände vom untersten bis höchsten sich überdacht, und er finde, daß der Kaiser in höchster Gefahr, Angst, Noth und Sorge sei, andere Fürsten hätten mancherlei Anstoß, Mühe und Arbeit, desgleichen die vom Adel auch ihre Beschwerniß und Unlust. Dem Bürger würde seine Nahrung sauer, Diejenigen unter ihnen, welche aufrichtig und ehrlich im Handel seien, müßten viel Gefahr des Lebens haben in der Nahrung; der Bauern und niedrigsten Stände Leben sei das allerseligste.“ — Luther, in seinen Tischreden, fügt hinzu: „Sie sehen, noch erkennen ihr Glück und Wohlfahrt nicht; sie schauen nur auf den äußerlichen Schmuck der Fürsten, daß sie hübsch gekleidet und mit güldenen Ketten behänget sind, große Schlösser und Häuser hätten ꝛc.; sie sehen nicht die große Sorge und Gefahr, darin Fürsten leben, während der Bauer hinter'm Ofen liegt, Birnen brät und sicher ist.“

„Die höhere Klasse, die der Zufall dem Menschen am Tage seiner Geburt anweist, ist eine schwere Schuld, die er von dem ersten Moment an, wo er zu seinem vollkommenen Selbstbewußtsein gelangt, abzuzahlen bemüht sein muß.“ Dies schrieb der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg während der Campagne 1812 in Rußland an seinen jungen Sohn daheim; Gedanken, die dem hochgestellten (weil hochgeborenen) Mann in jener Zeit schwerer Pflichterfüllung nahe lagen. Der Fürst vergleicht also das Adelsdiplom mit einem Schuldschein, dem man gerecht werden müsse.

Friedrich der Große äußert als Philosoph: „Ich verachte nicht das Blut der Wittekinde, der Karle, der Ottonen; im Gegentheil habe ich gewiß mehr als Einer Ursach, das Blut der Helden zu lieben, aber noch mehr liebe ich das Verdienst! — Jeder, der sich durch Tugenden und Talente auszeichnet, ist ein Mann von Adel. — Les talents sont distribués sans égard aux généalogies!“ — Als König antwortete Friedrich einem Grafen S., hannoverschen Hofmarschall, auf dessen Bitte um Berücksichtigung seines Sohnes im Avancement, „daß nur aus demjenigen Grafen Etwas werden könne, der sich auf Titel und Geburt Nichts einbilde; dies seien Narrenspossen; es komme allezeit auf das mérite personnel an. Der Sohn des Königs von England (der nachherige Wilhelm IV.) sei auch nur Midshipman auf einem Schiff, um hier die Manöver zu lernen.“

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

Erst wie ich schon ziemlich aus der Schußweite war, bemerkten mich die Franzosen und schickten mir, jedoch vergeblich, einige Kugeln nach. Ich erreichte also glücklich mit meiner Ladung den Ort, wo Block noch immer lag, und wie ich ihm das Wasser gereicht und er mit großer Begierde getrunken hatte, sagte er: „Gott lohne es Ihnen, mein Freund, ich werde es Ihnen aber nie vergessen.“ Er hat auch redlich Wort gehalten und bis zu seinem, leider zu früh erfolgten Tode ist er immer freundlich und wo er konnte auch gefällig gegen mich gewesen. In diesem Augenblick kam der wahrhaft ritterliche Prinz August herangesprengt und rief schon in einiger Entfernung: „Wo ist der Commandeur des Bataillons?“

„Hier!“ antwortete sogleich Block.

„Das Bataillon soll wieder vor,“ sagte der Prinz, setzte aber, wie er den Major verwundet an der Erde liegen sah, sogleich hinzu: „Mein Gott, Block, auch Sie? Es wird nicht gehen.“

„Es muß gehen, Königliche Hoheit,“ antwortete der Major, rief mit starker Stimme: „mein Pferd vor!“ und versuchte mühsam sich aufzurichten. Es ging aber nicht, und mit einem tiefen Seufzer sank er wieder zurück. Prinz August aber sagte: „Sie sehen, daß es nicht geht, ich befehle Ihnen hier zu bleiben und werde das Bataillon selbst führen.“ Und nun entspann sich der letzte hartnäckige Kampf am Floßgraben, und hier war es, wo auch der arme Hüfner, nebst manchen Anderen, die Franzosen zum letzten Male sehen sollten. Wir benutzten beim Tirailliren gemeinschaftlich eine Weide, theils als Deckung, theils um die Büchse an dieselbe anzulegen; Hüfner hatte abgeschossen und trat, um mir Platz zu machen, seitwärts, als er in demselben Augenblick leblos zusammensank; er hatte eine Kugel durch beide Schläfen bekommen und rührte kein Glied mehr!

Aber auch diese letzte Anstrengung war vergeblich, wir mußten sowohl diese Position, als auch das Dorf dem Feinde überlassen, und kehrten, wenn ich nicht irre, so ziemlich auf dieselbe Stelle zurück, von wo wir den ersten Angriff gemacht hatten. Es war nun ziemlich dunkel geworden, der Kampf ruhete, und jetzt erst konnte man übersehen, welche Verluste die Compagnie gehabt hatte, denn außer den beiden verwundeten, aber nicht zurückgegangenen Offizieren von Hagen und von Graventin waren nur 16 Jäger, und unter diesen der jetzt noch lebende Major a. D. und Landschaftsdirector von Schönitz auf Klein Kloden, zusammen. Ganz so arg war es dann freilich nicht, denn durch die mehrfach an diesem Tage stattgehabten Angriffe und Rückzüge, besonders aber nach dem letzten Kampf am Floßgraben, waren Jäger, Füsiliere und Grenadiere so durcheinander gekommen, daß an ein specielles Sondern derselben um so weniger zu denken war, als einestheils die Dunkelheit der Nacht dies verhinderte, anderntheils aber die Müdigkeit zu groß war, und Jeder die Nacht gern da zubrachte, wo er sich augenblicklich befand. Nachdem sich aber im Verlauf des nächsten Tages Alles nach Möglichkeit wieder geordnet hatte, fanden sich doch von der mit zweihundert und zwanzig Mann ausmarschirten Compagnie nur einige Achtzig wieder zusammen, und der Ueberrest war daher todt oder verwundet.

Ungeachtet der großen Müdigkeit machte sich nun doch auch der Hunger um so mehr geltend, als am vorigen Tage nur wenig, an diesem aber gar nichts gegessen worden war, und die einzige Erquickung nur gelegentlich aus einem Trunke Wasser bestanden hatte. Es ward daher ernstlich an's Kochen, wozu aber nothwendig Holz und Wasser gehörte, gedacht. Einige der noch kräftigsten Jäger versprachen für das Letztere zu sorgen, und die Beschaffung des Ersteren übernahm ich um so bereitwilliger, als ich an dem Rande eines kleinen Baches Erlen bemerkt hatte, von denen ich die untern trocknen Zweige für sehr brauchbar hielt. Dort angekommen fand ich, zu meiner großen Freude, schon einige von diesem Holze gesammelte kleine Haufen an, welche ich mir denn auch ohne Weiteres zueignen und damit meinen Rückweg antreten wollte, als diejenigen Soldaten, welche sich dies Holz gesammelt hatten, mit großem Geschrei hinter mir herkamen und mir meinen Raub wieder abjagen wollten. Ich lief zwar was ich konnte, aber einer meiner Verfolger kam mir doch so nahe, daß er mit einem langen abgebrochenen Zweige tüchtig auf mich losschlug und mich aufforderte, mein Holz wegzuwerfen. Wahrscheinlich wäre ich ihm auch erlegen, aber zum Glück stolperte und fiel er, worauf ich ihm dann unter dem Schutz der Dunkelheit bald aus den Augen kam und mit meiner Bürde Holz glücklich zu meinen Kameraden, die inmittelst schon Wasser gebracht hatten, gelangte. Zum Kochen hatten wir aber nichts als den schon früher ausgetheilten eisernen Bestand, bestehend aus Zwieback und Reis, welcher dann, weil Niemand etwas von der edlen Kochkunst verstand, in viel zu großen Quantitäten in die mit Wasser gefüllten Kochgeschirre geschüttet, und so dem Feuer übergeben wurde. Die Folgen davon blieben nicht aus, denn unsere schönen Gerichte kochten dergestalt über, daß mehr als die Hälfte desselben in's Feuer lief. Demungeachtet schmeckte der Rest sowohl uns als unsern Offizieren, die nicht vergessen wurden, vortrefflich, und „nachdem die Begierde des Trankes und der Speise gestillt war," überließ sich ein Jeder auf der bloßen Erde, mit dem Tornister unter dem Kopf, dem sehr nothwendigen Schlafe.

IV.

Am andern Morgen hofften wir Alle auf eine Fortsetzung der Schlacht. Wir hielten dieselbe, weil kein Rückzug stattgefunden hatte, wenn auch nicht für eclatant gewonnen, aber doch mindestens für unentschieden, und in dieser letzteren Beziehung hatten wir denn auch, wie sich späterhin erwies, nicht Unrecht. Desto größer war daher unser Erstaunen, als demungeachtet am andern Tage der Rückzug wirklich, und zwar nicht in der besten Ordnung, angetreten wurde. Die Truppen waren, wie ich schon vorhin geschrieben habe, sehr durcheinander gekommen, Artillerie und Bagage machten wie gewöhnlich viel Confusion, und diese ward um so störender, als die Retirade in Colonnen stattfinden mußte. Nichts ist aber für die Soldaten unangenehmer und auch ermüdender, als so ein Colonnen-Marsch. Alle Augenblicke stockt es; legt man sich um auszuruhen nieder, so heißt es gleich darauf: „auf, auf", und man geht höchstens funfzig Schritt, um alsdann wieder still zu stehen. Um nicht gleich wieder aufstehen zu müssen, legt man sich nun nicht nieder, hat aber alsdann das Vergnügen, vielleicht eine Viertelstunde auf einem Flecke stehen zu müssen, welches aber noch ermüdender wie das Marschiren ist. An eine regelmäßige Verpflegung war nicht zu denken, und wir mußten die Lebensmittel nehmen, wo wir sie fanden. Nach und nach stellte sich indessen mehr Ordnung ein, aber der Marsch war doch um so weniger erfreulich, als wir uns einestheils als geschlagene Truppen betrachten mußten, anderntheils aber auch die Beschwerden desselben, je länger, je fühlbarer wurden. Auch mir ging es ziemlich schlecht; bei der letzten Partie am Floßgraben hatte ich denselben mehreremale durchwatet, und mir dabei die Stiefel tüchtig vollgefüllt. Nun war das in denselben befindliche Wasser im Verfolg der Zeit zwar wieder getrocknet, aber der darinnen befindliche Sand hatte sich besonders in den Strümpfen erhalten, was dann zur natürlichen Folge hatte, daß ich mir die Füße tüchtig durchscheuerte. Jeder Tritt verursachte mir die lebhaftesten Schmerzen, und zuletzt konnte ich mir nicht anders helfen, als daß ich die mit Sand gefütterten Strümpfe auszog, die Stiefel nach Möglichkeit reinigte, und dann dieselben auf die bloßen Füße wieder anzog. Dies half bedeutend, und ich habe hernach überhaupt gefunden, daß es sich im Sommer und bei gut gemachten Stiefeln am besten ohne Strümpfe marschirt. So kamen wir bis in die Gegend von Meißen, wo ich als interimistischer Fourier-Oberjäger, nebst den anderen Fourieren des Bataillons, Befehl erhielt, voraus zu gehen und dort Quartier zu machen. Dies war nun bei meinen wunden Füßen wieder keine Kleinigkeit, aber guter Wille und Nothwendigkeit thun viel, und so gelang es mir denn, auch diesen Auftrag nach besten Kräften auszuführen. Wir hatten gute Quartiere gemacht, für die Offiziere gesorgt, auch uns selbst nicht vergessen, und freuten uns nun schon auf die uns bevorstehende Ruhe und eine gute Mahlzeit, als das Bataillon und mit ihm die Nachricht eintraf, daß Al-

les vergeblich gewesen, und die Elbe sogleich überschritten werden solle. Nachdem dies geschehen und der Sammelplatz des Bataillons bekannt gemacht worden war, erhielt ein Jeder die Erlaubniß, sich ein Unterkommen zu suchen, wo er ein solches finden könne. Von Essen und Trinken war keine Rede, und ich fand zum Glück einen mit Stroh gefüllten Schuppen, wo ich blos Tornister und Patrontasche ablegte, und sogleich in den tiefsten Schlaf, den ich jemals gehabt, verfiel. Am andern Morgen ward die Elb-Brücke abgebrannt, wir waren, wenigstens vorläufig, in Sicherheit und hatten hinlänglich Zeit, auch eine Reinigung unserer Kleidungsstücke vorzunehmen. Hier sah ich nun erst, wie gut ich davon gekommen war, denn außer der Kugel, die gleich anfangs die Rose meines Tschako getroffen, fand ich noch zwei in dem gerollten Mantel, eine vierte hatte den Stern der Patrontasche abgerissen und eine fünfte den Ueberzug des Tschako durchlöchert. Als das Bataillon weiter marschiren sollte, erbot sich mit mir ein guter Freund und Kamerad, Tümmel, Erlaubniß, zurückbleiben zu dürfen, um unsere Büchsen gehörig rein machen zu können, welche uns auch bereitwilligst gewährt wurde. (Fortsetzung folgt.)

Die Statuten des Ordens vom heiligen Geiste zum rechten Verlangen (au droit désir), gestiftet durch Ludwig von Tarent.

Manuscript mit Miniaturen aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Mr. le comte Horace de Viel-Castel, Conservateur du Musée des Souverains français. Paris 1853.

(Fortsetzung.)

Item — so ein Ritter das rechte Verlangen empfindet auszuziehen, und die gesuchten Abenteuer wohlgefällig und rein sind, so soll er es am Festtage dem Fürsten anzeigen

Platte 11

und dessen Rathe. Und wenn nach dem Eide des Ritters und der Ansicht des Fürsten und seines Conciliums gefunden wird, daß es die Wahrheit ist, so soll der Fürst ihm befehlen, seine Erbschaft[1]) zu ordnen, wie es ein Ritter immer bereit sein muß, sodann soll er bleiben eine Zeit lang im Schlosse zur Anbetung des heiligen Geistes und zur Ehre der Brüderschaft, was er leicht und gern thun wird. — Item — es soll in dem genannten Schlosse eine Tafel errichtet werden, die da heißen soll: »Die ersehnte Tafel« (table desirée). An dieser sollen sitzen an genanntem Feste, alle Diejenigen, welche von Uns erhalten haben den Knoten im letzten Jahre und Diejenigen, welche eine gute Waffenthat vollbracht haben, sollen sitzen an dem Ehrenplatze der Tafel. Und so sich Einer diesem Tische nahet, mit aufgelöstem Knoten im Strahle des heiligen Geistes, dem soll man auf das Haupt setzen einen Lorbeerkranz als Ehrenzeichen, wie es schon die alten Römer, welche die ganze Erde eroberten, gethan haben an guten Rittern, die unter allen Andern geglänzet und großer Ehren werth sich gezeigt hatten.

Platte 12.

Item — Wenn das Fest wie oben beschrieben gefeiert wird, sollen die Ritter, ehe sie an ihre Geschäfte gehen[2]), von dem Fürsten versammelt werden, und soll dann ein jeder Ritter durch einen Eid gehalten sein zu berichten[3]) und auseinanderzusetzen[1]), alles Dasjenige, was zum Wachsthum und zur Ausbreitung des Ordens nützlich sein kann. Fände sich eine Sache, die schön und nützlich ist, so soll der Fürst gehalten sein dafür Ordonnanzen zu erlassen und ein Capitel zu versammeln. Das Capitel soll in demselben Jahre zusammentreten, und keine Sache vor seine Schranken gebracht werden, die nicht, wie gesagt, in der Generalversammlung verhandelt worden ist. Und wenn eine Frage schwebt zwischen den Rittern, wegen nicht innegehaltener Befehle, so soll der Fürst und sein Consilium den Ausschlag geben, wenn sich das Capitel nicht einigen kann. Item — Wenn ein Ritter der Brüderschaft Etwas unternommen, soll

Platte 13

ein Befehl ergehen, es zu unterlassen, kann er es aber nicht mehr zurückgehen machen; so soll dieser Befehl Allem vorangehen und ohne Bewilligung des Fürsten Nichts weiter gethan werden. Item — Wenn der Fürst einen rechtschaffenen Knappen auszeichnet für gute Haltung, soll der genannte Knappe gehalten sein, sich so schnell als er kann, zum Ritter zu machen, und zwar von dem Tage seiner Auszeichnung an, bis zum nächsten Pfingstfeste, auf daß der Knappe erkannt[2]) werde am genannten Feste als Ritter gleich den Andern, wie gesagt ist[3]). Item — so ein Ritter der Brüderschaft dem Tode nahe ist, muß er vor seinem Verscheiden befehlen, daß man nach seinem Absterben sein, wie angegeben, gebildetes Schwerdt an den Fürsten sende, wo er auch sei. Und mit diesem Schwerdte sei der reichste Knoten, den er besessen, an die Capelle gesendet zum Heile seiner Seele[4]) und zur Ehre des heiligen Geistes.

Platte 14

Item — So der Fürst das Schwerdt des Dahingeschiedenen erhalten hat, soll er befehlen, daß am achten Tage nachher die Leichenfeier für den Geschiedenen in der Capelle stattfinde und so es irgend thunlich ist, soll der Fürst in Person zugegen sein. Alle Ritter, die eine Tagereise weit von dem Orte wohnen, sollen auch dabei sein, so sie irgend können, und wenn zur Zeit des Offertoriums die Feier beginnt, so soll der Freund oder nächste Verwandte des Verstorbenen, oder der, den der Fürst bestimmt, das Schwerdt bei der Spitze fassen und es auf den Altar legen. Der Fürst aber und alle Ritter der Brüderschaft, die zur Feier versammelt sind, geleiten das Schwerdt zum Altar und fallen vor Letzterem auf die Kniee. Sie beten zum heiligen Geiste für das Heil der Seele des Verschiedenen. (Schluß folgt.)

1) Im Texte: chevance für: chevance, héritage.

2) Im Texte noisent: von aller. In einigen Provinzen Frankreichs sagt das Volk noch jetzt s'en vaiser für: s'en aller.

3) Im Texte: recorder für: rapporter.

1) Im Texte: mectre avant für: mettre avant, declarer.

2) Im Texte: comparer für: reconnaitre.

3) Man sieht den Unterschied, der zwischen Ernennung und Schlagung zum Ritter herrschte. Könige oder große Herren konnten die Knappen wohl zu Rittern ernennen, aber die Aufnahme in die eigentliche Ritterschaft mußte öffentlich unter Beibehaltung der üblichen Gebräuche stattfinden.

4) Im Texte: ponst de se ame für: Prost de son ame.

Das Jahr des Heils 1862.

Das neue Jahr, welches wir unlängst begonnen haben, tritt nicht ohne vorhergegangene Prophezeiungen in die Wirklichkeit; schon vor mehr denn hundert Jahren hat man Hoffnungen, große Hoffnungen auf dasselbe gebaut; aber die Prophezeiungen scheinen vergessen, und die in denselben ausgesprochenen Hoffnungen — wer möchte sie noch hegen? —

In dem Capellenthurme des altadligen, früher dem Freiherrn von Puttlitz, später dem preußischen Feldmarschall Joachim Christoph von Jeetze und seinen Nachkommen gehörigen Gutes Elcherhöfe, bei Seehausen in der Altmark, ward im Jahre 1718 eine Glocke aufgehangen, welche auf der einen Seite diese fünf Zeilen:

„Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit
haben die gesammte in der Altenmark
wohnende edle Freyherrn zu Putlitz
diese Glocke giesen lasen
im Jahr des Herrn Jesu Christi 1718.

auf der andern Seite aber folgende Worte enthält:

„Gott bewahre Mich, diese Kirche,
Und jetzige und künftige Patronen,
Sonderlich zur bösen Zeit
von Ao. 1811 bis 1861.
Gegossen in Salzwedel
von Heinrich Krahmern."

Der ehemalige Direktor des Kölnischen Real-Gymnasiums, K. F. Klöden, welcher meines Wissens zuerst und allein dieser Prophezeiung Erwähnung*) gethan hat, war der Ansicht, daß die Worte: „Gott bewahre Mich" sich auf den am Schlusse der Legende genannten Glockengießer bezögen, und hielt seine Verwunderung darüber nicht zurück, wie derselbe habe hoffen können, noch im Jahre 1811 und später, d. h. 93 Jahre nach dem Glockenguß, zu leben. Er dichtet aber damit dem braven Manne eine Ungereimtheit an, denn es ist nicht einzusehen, weshalb nicht der Glocke jene Worte in den Mund zu legen seien, und diese Annahme wird nicht nur durch viele Beispiele an andern Glocken älterer Zeit bestätigt, sondern erscheint auch durchaus natürlich, wenn man sich erinnert, daß ja oft genug von der „Stimme" und „dem Rufe der Glocken" und sogar von der „Glockenzunge" gesprochen wird. Doch, wie dem auch sein mag, jedenfalls erscheint jene Hinweisung auf die Zeit von 1811 bis 1861 höchst merkwürdig, weil ganz gegen die Gewohnheit derartiger Weissagungen auf lange Zeit im Voraus bestimmte Jahre genannt werden, der Urheber also es der Nachwelt nicht überläßt, nach Gutdünken die ihr aufgegebenen Räthsel zu lösen. Um so sonderbarer muß danach der Zufall erscheinen, daß wirklich kurze Zeit nach dem Jahre 1811 der Kapelle fast völlige Vernichtung drohte, als die Franzosen während des Waffenstillstands 1813 dieselbe in ein Fort umwandelten, das Innere gänzlich verwüsteten, die Särge in dem anstoßenden Grabgewölbe plünderten und gegen dreißig verbrannten. Der Weissagung zufolge ist die böse, fünfzigjährige Zeit vorüber, und das Kirchlein darf also vom Jahre 1862 das Erfreulichste hoffen. Wenn aber nach der obigen Prophezeiung dies Jahr nur im Allgemeinen als ein besseres und glücklicheres gegen die vorhergegangenen bezeichnet wird, so ist ihm dagegen nach einer andern und viel ausführlicheren das höchste Heil und Segen zugesichert.

Im Jahre 1750 erschien in Frankfurt an der Oder eine kleine Schrift, deren Titel also lautet: „Kurzer Begriff des biblisch-chronologischen Systems von 6000 Jahren, nämlich von Erschaffung der Welt bis ins Jahr Jesu Christi 1862, als an dem Anfange des tausendjährigen Sabbaths, in einem tausendjährigen Reiche, herausgegeben von George Heinrich Kanz, evangelisch-reformirten Prediger zu Aken an der Elbe" u. s. w. Der Inhalt dieses Büchelchens, welches in der Vossischen Zeitung vom 17. April 1751 von Lessing**) angezeigt wurde, ergiebt sich bereits im Wesentlichen aus dem Titel. Der Verfasser, der schon vorher über die letzten Schicksale der Kirche geschrieben hatte, kündet die von ihm gemachte Entdeckung an: „daß die früher über das Alter der Welt angestellten Berechnungen unrichtig seien, und daß nach seiner Rechnung mit dem Jahre 1862 die in der heiligen Schrift verheißene, glückliche Zeit der tausendjährigen Herrlichkeit der Kirche auf Erden beginnen werde." Diese Ankündigung sollte der Vorläufer eines umfassenderen Werkes sein, welches jene Behauptungen kritisch und historisch zu erweisen bestimmt war und auf Vorschuß gedruckt werden sollte. Dasselbe scheint jedoch nie erschienen zu sein, und dürfte, falls das Manuskript davon etwa noch einmal in irgend einem dunkeln Winkel einer Bibliothek aufgefunden werden sollte, auch in der Zukunft kaum auf einen Verleger zu hoffen haben. Die eigenthümliche Geistesrichtung, welche sich zuerst in den französischen Encyclopädisten des vorigen Jahrhunderts äußerte und dann in Deutschland im Rationalismus zu Tage trat, gebar aus sich heraus die neuere Kritik, welche jetzt in allen wissenschaftlichen und Lebens-Kreisen sich mit so großer Energie thätig zeigt, daß man unsere Zeit mit Recht das Jahrhundert der Kritik genannt hat. Auch der Glaube an das tausendjährige Reich der eben so alt und älter als das Christenthum ist, ist bedeutend von derselben erschüttert worden.

Selbst Diejenigen, welche die Autorität der Offenbarung Johannis, in deren 20stem Capitel jene Zeit des Glücks verkündet wird*), nicht anfechten, erwarten dieselbe nicht in einer nahen Zukunft und verzichten darauf, die Andeutungen dieses Buches auf die jetzige Zeit anzuwenden. Zwar ward vor kurzer Zeit in Frankreich der Weltuntergang geweissagt, und die französischen Provinzialblätter waren voll von Aufsätzen über dies Thema; in Deutschland und besonders im protestantischen Deutschland kümmerte sich aber selbst das niedre Volk wenig um die Prophezeiung, und nur in der Gegend der obern Mosel scheint einige Aufregung unter den Leuten geherrscht zu haben; wenigstens berichteten die Zeitungen von zwei Frauen, welche aus Angst vor der nahenden Katastrophe und aus Furcht, das Leben zu verlieren — sich selbst das Leben genommen hatten. Die Welt ist aber nicht untergegangen, der Himmel steht noch, die Gestirne leuchten noch, und der Mensch schafft und strebt, jubelt und trauert noch und freut sich seines Lebens. Und so wird denn wohl auch des ehrlichen Pastor Kanz Weissagung auf das jetzige Jahr als Beginn der glücklichen und goldenen Zeit nicht eintreffen. Und doch kann uns seine Schrift zu guten und wohlthätigen Betrachtungen Veranlassung geben. Das Menschengeschlecht ist noch fern, recht fern von seiner Vollendung; und wie kann die Zeit des vollkommenen Glücks für dasselbe nahen, ehe es selbst vollkommen ist! Wenn aber das echte Glück des Einzelnen in der eignen Brust, im eignen Denken und Thun beruht und unabhängig von den äußern Stürmen ist, dann mag sich wohl Jeder jetzt beim Beginn des neuen Zeitabschnittes mahnen, sich selbst in jeder Weise genug zu thun, damit das neue Jahr ihm das wahre Glück bringe und ihm so in der That werde — das Jahr des Heils 1862. A. S.

*) Matth. 19, 28. Dan. 7, 9. 22. 27.

*) Der Schatz. Das Wahrzeichen. Die Glocke. „Mittheilungen aus der Brandenburgischen Geschichte." Programm des Kölnischen Real-Gymnasiums. Berlin 1827. 8. p. 19 u. f.

**) Lessings Werke von Lachmann III. S. 156.

Briefkasten.

B. Frhr. v. Z. u. N. z. E.: Besten Dank. Das Thema selbst ist ein vortreffliches; doch erlauben wir uns über die Art der Behandlung Ihnen ein paar Vorschläge nächstens zugehen zu lassen.
D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 6. **Berlin, den 5. Februar 1862.** **Nr. 6.**

Adolph Friedrich von Saldern, Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer auf Plattenburg bei Kletzke. Ehrenritter seit 1852. † zu Messersdorf 27. Januar 1862.

Eine ritterliche Frau.

(Vom Prediger F. Oldenberg.)

Von einer ritterlichen Frau will ich berichten, deren Gedächtniß auch unter uns fortleben soll. Wenige hat es gegeben, wie sie; ein Weib war sie und ein Held zugleich. Amalie Sieveking war ihr Name.

Sie war am 25. Juli 1794 in Hamburg geboren, 64 Jahre wurde sie alt, der 1. April 1859 war ihr Todestag. Ihr Vater war Senator. Ihre Familie gehört zu der durch äußere Stellung, wie durch Gesinnung und Geistesbegabung hervorragendsten Hamburgs. — Es ist nicht meine Absicht, einen Abriß von dem Leben Amalie Sieveking's hier zu entwerfen, oder ihre tief greifende Wirksamkeit zu schildern, deren nächste Stätte Hamburg war, die aber weithin über unser Vaterland sich erstreckte und namentlich für die Frauenwelt von anregender und belebender Bedeutung gewesen ist. Wenn einst eine Geschichte der Armen- und Krankenpflege in unserem Vaterlande wird geschrieben werden, dann wird dem Namen von Amalie Sieveking unter den Wohlthätern unseres Volkes eine Ehrenstelle angewiesen werden.

Ihre innere Entwickelung ist eine merkwürdige und außerordentliche gewesen. Nicht nur die reiche Begabung war es, welche sie hoch über die Meisten ihres Geschlechtes emporhob, sondern vor Allem der tiefe Ernst, die Entschiedenheit, die Tapferkeit, die Charakterfülle einer nach der Wahrheit des Evangeliums mit allen Kräften der Seele ringenden und diese Wahrheit mit vollster und rückhaltlosester Hingabe bezeugenden Persönlichkeit. Sie war eine in gleichem Maße denkende, wie dramatische Natur. Das Christenthum war ihr nicht Doctrin, sondern Leben. Ihr eigenes Leben, von der ewigen Wahrheit befruchtet, wurde zu einer That des Glaubens und des hingebendsten Dienstes.

Frühe die eigenen Kräfte in der Kindererziehung erprobend und mit wachsender Reife die sociale Bedeutung des Christenthums erfassend, ergriff Amalie Sieveking — eine Frucht langer Zubereitung — noch ehe sie das dreißigste Lebensjahr erreicht hatte, den Gedanken zur Gründung einer „barmherzigen Schwesterschaft“ in der evangelischen Kirche. Die Erfüllung ihres eigenen Lebensberufes verwuchs mit diesem Gedanken. Seine Ausführung sollte dem weiblichen Geschlechte, soweit dasselbe nicht in eigener Familie seine Stellung und Wirksamkeit findet, die Thüre zu einer heilsamen und würdigen Thätigkeit öffnen und den Fluch des Ungenüges, der auf so vielen weiblichen Existenzen lastet, überwinden. In der von ihr gedachten Gestalt war es Amalie Sieveking nicht vergönnt, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen. Statt dessen erwuchs aus ihm der für weite Kreise mustergültige, von ihr begründete, bis zu ihrem Tode von ihr geleitete und bis heute in Segen wirkende „Weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege“ in Hamburg, dasselbe Ziel mit anderen Mitteln verfolgend, — eine Geburts- und Pflegestätte edlen Frauendienstes.

Epoche machend in Amalie Sieveking's Leben war der Ausbruch der Cholera in Hamburg. Es war im Jahre 1831, als dies Schreckensgespenst seinen Umzug durch Europa hielt. Das dumpfe Glockengeläute, das Rasseln der Leichenwagen in den Gassen von Hamburg verkündete, daß auch in die lebenslustige Stadt der Tod den Eingang gefunden, und ein Beben ging durch die Bevölkerung. Man hätte vor der Seuche fliehen mögen, wenn man gewußt hätte wohin?

Da entstand in Amalie Sieveking's Seele die Idee, dem Todesgespenst in den Weg zu treten und dem Dienste im Cholera-Hospital sich freiwillig zu widmen. Sie besprach sich nicht mit Fleisch und Blut; sie ließ den Plan in der Stille vor dem Angesicht ihres Gottes reifen. Und als er gereift und der Entschluß gefaßt war, da legte sie, unbekümmert um das Urtheil der Welt und den Widerspruch der Bedenklichkeit und der Zaghaftigkeit, muthig und getrost Hand an's Werk. Weit mehr als jetzt galt es damals als etwas Außerordentliches, eine Frau ihres Standes und ihrer gesellschaftlichen Stellung in solchen Dienst treten zu sehen. Man begriff es nicht, wie das möglich sei, und weil man es nicht begriff, so tadelte und verurtheilte man es. Die Meisten sind gewohnt zu wünschen, daß Andere nicht besser seien, als sie selber, und ein vermeintliches „Besser sein wollen“ verzeihen sie schwerer, als eine Beleidigung. Selbst Billigdenkende werden außerordentlichen Entschlüssen und Leistungen gegenüber nur zu leicht intolerant; man wünscht, daß das Gewöhnliche im Cours bleibe, um selber im Cours zu bleiben. Was Lob verdient, wird gedeutet, als sei es um des Lobes willen unternommen. Uebertroffen zu sein, verletzt die eigene Eitelkeit; wozu greift sie lieber, als zu dem Vorwurfe der Eitelkeit?

Amalie Sieveking war auf die Mißdeutungen, die ihrem Entschlusse bevorstanden, gefaßt. Seltsam! Fast wurden diese ihr minder schwer als die Ruhmeserhebungen, die von andrer Seite ihr drohten. Aber beirren konnte sie nicht das eine, noch das andere. „Bin ich,“ — so schreibt sie in jenen Tagen an eine Freundin — „in solchen Fällen einmal mit mir selbst und mit meinem Gott im Reinen, so kann mich dergleichen auch nicht irre machen. Ich sehe darin nur die züchtigende

Gnade meines Heilandes, die mir ein Gegengewicht bereitet gegen die Einflüsterungen der Eigenliebe, welche freilich sehr gern die eigenen Leistungen hoch anschlagen möchte. Furcht vor Ansteckung empfinde ich durchaus nicht und gehe in dieser Hinsicht so ruhig ins Hospital, wie sonst in meine Schulstube. Solche Furchtlosigkeit gilt ja nun aber gerade nach dem einstimmigen Urtheil der Aerzte für das beste Präservativ gegen die Krankheit, daher auch Krankenwärterinnen verhältnißmäßig nur äußerst selten daran sterben. Die Möglichkeit, daß Gott mich vom Hospitaldienst zu seinem Dienste da droben berufe, kann ich freilich nicht wegleugnen, aber wäre das nicht eben ein sichres Zeichen, daß ich hier auf Erden genug gelebt, und meinst Du nicht, daß, wenn mein Gott mich zum Sterben ruft, er mich auch dazu bereiten werde? Ja es steht fest bei mir: Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn, darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. In dieser Gewißheit kann auch der Gedanke an den Tod im Hospital mich nicht erschüttern."

Amalie Sieveking erließ in einem öffentlichen Blatte einen Aufruf an gleichgesinnte Frauen, sich mit ihr zur Pflege der Cholera-Kranken zu verbinden. Aber ihr Aufruf blieb erfolglos, es meldete sich Niemand. Da betrat sie allein den Weg, zu dem sie sich entschlossen, und stellte sich der Direktion des neu errichteten St. Ericus-Hospitals zur Disposition; Sie ward gerufen, als die erste weibliche Kranke in das Hospital gebracht wurde, am 13. October 1831. Sie packte ihre Sachen zusammen, nahm von den Ihrigen, die sie mit Bangigkeit ziehen ließen, schweren Abschied und ging gesammelten Sinnes und getrosten Muthes an's Werk. — (Schluß folgt.)

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung)

Als wir am Abend das Bataillon wieder erreichten, fand die Wahl zum Eisernen Kreuz statt, und wir Beide hatten die große Freude, einstimmig gewählt zu werden. Unter den Andern befand sich auch der jetzt noch lebende wirkliche Geheime-Rath von Frankenberg-Ludwigsdorf, und Tümmel, der späterhin als Offizier zu einem Ostpreußischen Regiment kam, erwarb sich dort im Verlauf des Feldzuges auch noch das Kreuz I. Klasse. Von nun an ging der Rückzug bei großer Ordnung und regelmäßiger Verpflegung weiter, und so erreichten wir denn, ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle, das Lager bei Bautzen. Hier fand dann auch die Wahl der wirklichen Oberjäger statt, und wieder hatten Tümmel und ich die Freude als solche gewählt und bestätigt zu werden. Am Tage darauf war große Kirchen-Parade; nach Beendigung derselben ward ich nebst einigen andern Jäger vorgerufen, und uns eröffnet, daß wir zu Offizieren und zwar im 1. Garde-Regiment selbst ernannt worden wären. So hatte meine Oberjägerschaft eigentlich nur eine Nacht gedauert, und ich mußte bei dem Mangel an Offizieren sogleich, und zwar in meiner Jäger-Uniform, die Führung eines Zuges übernehmen.

Am Tage darauf ward ich als jüngster Offizier mit einem Unteroffizier und drei Mann nach Görlitz kommandirt, um dort Bekleidungsgegenstände für das Bataillon in Empfang zu nehmen. Es war dies eine Gunst von Block, der mir hierdurch Gelegenheit, mich etwas als Offizier zu equipiren, geben wollte. So gut dies in der Eile möglich war, that ich es auch, und schaffte mir außer anderen Kleinigkeiten einen Ueberrock, Beinkleider, nebst einen Säbel mit Porteépée, welches eigentlich die Hauptsache war, an. Auch für unsere Küche kaufte ich verschiedene nützliche Sachen, besonders Kaffee, Zucker, Chocolade ꝛc., und da ich mir vorgenommen hatte, eine Art von Fähnrichsschmaus zu geben, versorgte ich mich auch mit Wein, Arrak, und einem großen Topf mit Sardellensalat, welche Gegenstände ich sämmtlich, da ich zum Transport der übernommenen Militairgegenstände natürlich die nöthigen Wagen erhielt, sehr gut mitnehmen konnte. Nachdem ich Alles gehörig besorgt hatte, verließ ich die Stadt, aber schon am zweiten Marschtage hörten wir Kanonenfeuer, und wie wir das Lager erreichten, fanden wir es, weil die Truppen zur Theilnahme an der Schlacht von Bautzen ausgerückt waren, leer. Ich folgte der Richtung des Kanonenfeuers, suchte mir, wo es anging, Kenntniß von der Stellung des Regiments zu verschaffen, und war denn auch so glücklich, das erste Bataillon desselben in einem Dorfe anzutreffen. Weiter mit meinem Transport vorzudringen, ward mir, weil das Füsilier-Bataillon unmittelbar vor dem Feinde stände, und die Montirungsstücke doch unmöglich während der Schlacht vertheilt werden könnten, abgerathen; da ich aber durchaus keine Lust hatte, von derselben zurückzubleiben, meldete ich mich bei dem Commendeur des Bataillons, übergab demselben gegen Quittung die Militair-Effecten, vertheilte dasjenige, was an Lebensmittel mitzunehmen möglich war, an mein kleines Commando, und übergab das Uebrige einem bekanntem Offizier zur Aufbewahrung, habe aber niemals, wie sich leicht denken läßt, auch nur das Mindeste davon wieder zu sehen bekommen. Darauf suchte ich mir nach der Beschreibung das Füsilier-Bataillon auf und war auch so glücklich, dasselbe in der Nähe eines Dorfes, wenn ich nicht irre, hieß es Plischkowitz, anzutreffen. Nachdem ich mich bei dem Commandeur gemeldet, die Quittung übergeben, und zu meiner Freude die Billigung meines Verfahrens erhalten hatte, begab ich mich zu meinen neuen Kameraden und bewirthete dieselben sofort mit einigen Flaschen Wein, wobei ich auf den Abend, wenn die Umstände es erlaubten, ein Mehreres versprach. Dies war nun zwar der Fall, indessen fiel mein beabsichtigter Fähnrichsschmaus, theils, weil ich Vieles hatte zurücklassen müssen, theils, weil es an den nöthigen Kochgeräthschaften fehlte, hauptsächlich aber weil Niemand unter uns die edle Kochkunst verstand, doch nur sehr mangelhaft aus. Ganz besonders mißglückte die Chocolade, zu deren Bereitung es hauptsächlich an einem Reibe-Eisen und an einem Quirl fehlte. In ersterer Beziehung suchten wir uns zwar mit dem Schaben durch Messer zu behelfen, aber in Letzterer ließ sich kein Surrogat auftreiben, und soviel wir auch kochten, und soviel wir auch mit Ladestöcken rührten, so wollte doch nie die gehörige Vermischung der Chocolade mit dem Wasser entstehen, und Beides blieb hartnäckig separirt. Desto besser gerieth und schmeckte der Punsch und versetzte uns in eine um so heiterere Stimmung, als wir derselben einestheils lange nicht genossen hatten, anderntheils aber auch die Resultate des ersten Schlachttages einen bessern Erfolg wie bei Görschen versprachen. Aber auch diese Hoffnung sollte nicht realisirt werden! Am andern Tage, wo wir mit

dem Feinde in einem lebhaften Tirailleurgefecht engagirt waren, und wo eine ruſſiſche Batterie hinter uns, ohne daß wir dieſelbe ſehen konnten über unſere Köpfe hinwegfeuerte, hörten wir ſchon ganz deutlich, wie das feindliche Feuer immer mehr in unſere rechte Flanke kam, und nicht lange darauf ward auch die Schlacht, welche unſerem Bataillon bei weitem nicht ſo nachtheilig, wie die bei Görſchen geweſen war, abgebrochen und der Rückzug angetreten. Dieſer unterſchied ſich indeſſen ſehr weſentlich von dem Erſteren; es herrſchte die größte Ordnung, die Verpflegung war hinreichend und regelmäßig, wir wurden nur ſchwach von dem Feinde verfolgt, und nach der ſiegreichen Schlacht bei Hainau, wo beſonders die Garde-Cavallerie thätig war, hörte die Verfolgung faſt ganz auf. Jetzt erſchien auch die Zeit, wo die Jäger, mit Ausnahme des Compagnie-Chefs, ſich ihre Offiziere ſelbſt wählen konnten, und ich hatte mich auch dieſer Auszeichnung, obgleich ich dazumal gar nicht bei der Jäger-Compagnie ſtand, zu erfreuen.

Wie ich mich zum Eintritt bei den freiwilligen Jägern entſchloß, war es gewiß das Ziel aller meiner Wünſche: das eiſerne Kreuz zu erhalten und gewählter Offizier zu werden. Beides war erreicht, und doch habe ich es ſpäterhin mehr wie einmal bedauert, nicht allein die Wahl angenommen zu haben, ſondern überhaupt freiwilliger Jäger geworden zu ſein. Die Idee zur Errichtung derſelben war gewiß groß und ſchön, die preußiſche Armee erhielt einen augenblicklichen Zuwachs von einigen Tauſend auf eigene Koſten ausgerüſteter Soldaten, und was vielleicht die Hauptſache war, es konnten aus ihnen ſtets die im Verfolg des Krieges entſtehenden Verluſte an Offizieren bei der Linie und Landwehr erſetzt werden. Ich weiß mich ſehr deutlich zu erinnern, daß, während des Waffenſtillſtandes, von einer Compagnie an einem Tage einige dreißig Jäger zu Offizieren befördert wurden; aber ſo erfreulich dies im erſten Augenblick auch ausſah, ſo kamen dennoch die Jäger faſt durchgehens ſchlecht dabei weg, indem Andere, die kürzere Zeit dienten, und noch nicht einmal eine Schlacht mitgemacht hatten, ihnen vorgezogen wurden. Unmittelbar nach Errichtung der freiwilligen Jäger ward bekanntlich während des erſten Theiles des Krieges auch die Landwehr organiſirt, und eine bedeutende Anzahl ſolcher Subjecte, die nicht Luſt gehabt hatten, als gemeiner Jäger einzutreten, fand es hernach ſehr acceptabel, bei der Landwehr ſofort die Rolle eines Offiziers, vielleicht gar eines Compagnieführers anzunehmen. Wurden nun von den Jägern Offiziere zu ſolchen Truppen geſandt, ſo rangirten ſie trotzdem, daß ſie früher eingetreten waren und ſchon mehr gethan hatten, doch hinter den Landwehr-Offizieren, welches denn doch keine große Ermunterung für ſie war.

Denjenigen Jägern aber, welche ſich nicht zu Offizieren eigneten, ging es noch bei Weitem ſchlimmer, denn ſie mußten nun den ganzen übrigen Theil des Feldzuges gleich jedem andern Soldaten Dienſte thun, ohne deſſen Kräfte und deſſen Ausdauer zu beſitzen. Bei ihrer Annahme ward ebenſowenig auf körperliche Tüchtigkeit, als auf das Alter, ſondern nur einzig und allein darauf geſehen, daß ſie ſich ſelbſt equipirten. Bei der damaligen Begeiſterung trauten ſich nun Viele mehr zu, als ſie ſpäterhin zu leiſten im Stande waren, und konnten um ſo weniger mit den ausgeſuchten Soldaten der preußiſchen Armee gleichen Schritt halten, als ihnen auch die mechaniſchen Fertigkeiten des Kochens, Hüttenbauens ꝛc. faſt durchgehends abgingen, und ſie oft mit Strenge dazu angehalten werden mußten. Eben ſo ſchlecht ging es ihnen mit den nothwendigen Reparaturen an den Kleidern und Stiefeln, welche erſt dann von Seiten der bei dem Bataillon befindlichen Schneider und Schuſter beſorgt werden durften, wenn keine andre Arbeit mehr vorhanden war. So hart wie dies nun allerdings für die Jäger auch war, und ſo großen Nachtheil ſie öfters dadurch hatten, ſo konnte man doch ein ſolches Verfahren ſeitens der Bataillons-Commandeure keineswegs tadeln, vielmehr die Schuld einzig und allein der mangelhaften Organiſation und hauptſächlich dem Umſtande beimeſſen, daß ein jeder Freiwillige ohne die mindeſte Prüfung ſeiner körperlichen Tauglichkeit angenommen wurde. (Fortſetzung folgt.)

Die Statuten des Ordens vom heiligen Geiſte zum rechten Verlangen (au droit désir), geſtiftet durch Ludwig von Tarent.

Manuſcript mit Miniaturen aus dem 14. Jahrhundert, herausgegeben von Mr. le comte Horace de Viel-Castel, Conservateur du Musée des Souverains français. Paris 1853.

(Schluß.)

Item — So die Todtenfeier geſchehen iſt, Platte 15 befiehlt der Fürſt, oder Einer der befohlen iſt, daß das Schwerdt ſoll in beſagter Capelle aufbewahrt werden an einem ſichtbaren[1]) und bleibenden[2]) Orte. Das größte Gedächtniß aber des Geſchiedenen und zur Ehre der Brüderſchaft, ſoll ſein ein Leichenſtein, errichtet drei Monate nach der Feier in beſagtem Schloſſe, und auf dieſem Steine ſollen deutliche Schriftzüge in den Marmelſtein gehauen ſein, die da ſagen, dieſes ſei ein Gedächtnißſtein des Ritters N. N., welcher ſolchergeſtalt und zu der oder jener Zeit ſtarb.“ Wenn ein Verſtorbener ſo glücklich geweſen iſt, vor ſeinem Scheiden von dieſer Welt eine That gethan zu haben, nach welcher er den Strahl des heiligen Geiſtes unter dem gelöſeten Knoten tragen durfte, ſo ſollen die Schriftzeichen auf den Stein geſetzt werden und ein ſehr erhabener und ſtarker Strahl, von welchem die genannten Schriftzeichen auslaufen[3]), die da ſagen: Il acheva sa partie du droit désir.“ —

Item, ſo der Fürſt nicht im Lande iſt kann er oder Diejenigen

Platte 16

welche er dazu erwählt, ſolches für den Geſchiedenen zu thun, befehlen, daß Alles Feſtgeſetzte innerhalb eines Jahres geſchehe, von dem Tage an gerechnet, an welchem das Schwerdt dem Fürſten übergeben worden. Ein jeder Ritter iſt verpflichtet, ſieben Meſſen ſingen zu laſſen, um vom heiligen Geiſte Vergebung für die ſieben Todſünden zum Heile der Seele des Geſchiedenen zu erhalten. Dieſes ſoll geſchehen in dem Monate, wo ſie die Nachrichten von ſeinem Tode erhalten. Item — Es iſt

1) Im Texte: apparissant für: apparent.
2) Im Texte: parmonable für: permanent.
3) Im Texte: issir für: sortir.

Die Miniaturen zeigen Platte 14 die Ceremonie des Niederlegens der Schwerter auf den Altar. Auf dem unteren Bilde gewahrt man drei ſauber ausgeführte Leichenſteine mit den ruhenden Helden. Vor denſelben eine kleine Kapelle, in welcher Schwerter hängen. Auf Platte 15 zeigt ſich das Grabmal eines Ritters, der den gelöſeten Knoten trug. Vier Löwen tragen den Stein, zwei Engel ſtützen ihn, oben ſchwebt der heilige Geiſt zwiſchen zwei trauernden Cherubinen.

festgesetzt durch das letzte Kapitel, gehalten am Pfingsttage im Jahre der Gnade 1353, daß kein Glied des Ordens den Knoten lösen könne, es sei denn durch Folgendes: Es ist zu wissen, daß wenn ein Glied des Ordens sich in einem Streite befindet, woselbst die Zahl seiner Gegner funfzig ist, und die

Platte 17

Zahl seiner Genossen nicht die der Feinde übersteigt, der Ritter zu seiner Ehre so weit voran sein muß, daß er der Erste ist, der den Feind angreift[1]) oder ihm sein Panier abnimmt oder vernichtet; auch mag er es zu Boden werfen. Nimmt er den Führer des Feindes gefangen, so wird das Ende des Kampfes glorreich für ihn sein, und hat er eine der besagten Thaten vollführt, so mag er den Knoten lösen. Item — befindet sich einer der Ritter im Kampfe wo die Zahl der Gegner 300 wäre, sie seien Barbuten oder nicht[2]), die Zahl der Gefährten des Ritters überstiege nicht die der Feinde, und die Ordensritter wären die Angreifer[3]) der Gegner, und der Kampf wäre ehrenvoll für die Brüder beendet, so könnten sie den Knoten in vorgeschriebener Art lösen, wenn sie dem Fürsten oder dem Consilium die rechten Zeichen solcher Thaten bringen.

Ende der Statuten des Ordens vom heiligen Geist zum rechten Verlangen.

Platte 16 zeigt oben links vor dem Initial die Celebrirung der Messe. Unten ist der, bei Platte 16 angeführte Text der Statuten dargestellt. Die Ordensritter mit Ringhemden bekleidet, denen jedoch schon Eisenplatten beigesellt sind, tragen Renntartschen, welche, weiß gefärbt, auf ihrer Vorderfläche den heiligen Geist zeigen. Ebenso geschmückt sind die Banner. Zwei besonders sich hervorthuende Ritter tragen Kübelhelme, deren rothe Lambrequins den goldenen Knoten zeigen. Die Gegner sind Barbuten.

Auf ihren Schilden tragen sie schwarze Scorpione, die man auch auf einigen ihrer Banner erblickt. Platte 17 zeigt einen ähnlichen, zwischen zahlreichen vorhandenen Streitern, geführten Kampf. Fast sämmtliche Kämpfer sind mit Rennspießen bewaffnet, nur eine links im Vordergrunde befindliche Figur trägt einen Streitkolben, oder sogenannten Kürißbengel. Der auf den Miniaturen dargestellte Vorgang ist selbstverständlich ein Sieg der Ordensritter über ihre Feinde, wobei die zwei, oben erwähnten Ritter gewissermaßen den Orden repräsentiren. Der Vorderste von Beiden trägt außer dem Lambréquin noch ein Zimir, bestehend aus zwei Flügeln, von denen der Vordere ein goldenes Patriarchenkreuz in weiß, der Hintere ein rothes Feh in blau zeigt und mit goldenen Lilien bestreut ist. Dieselbe Helmzier trägt eine, auf Platte 4 befindliche, sehr originelle Figur. Es ist dies ein sitzender Löwe, dessen Haupt von einem Kübelhelme vollständig bedeckt ist. Zimir und Lambréquin sind wie an den Helmen der Ritter, nur zeigen die Decken drei weiße Feh. Diesen Helm sammt Schmuck gewahrt man häufig in den Randzeichnungen. Es sei hier noch angeführt, daß in dem 1830 zu Paris erschienenen Werke: Costumes des XIII. XIV. et XV. Siècles par Bonnard, sich auf Tafel 26 die Figur eines Chevalier du Noeud befindet, welche einem Grabsteine entnommen ist. Der Ritter hat vollständigen Harnisch, über welchem er ein Lederwamms trägt. Der Kübelhelm zeigt einen halbhervorgewachsenen Leoparden mit goldenen Flügen, die Lambréquins sind ebenfalls vergoldet. Vor sich hält der Ritter eine viereckige Renntartsche, deren Rand von einem, durch 17 Knoten verbundenen Strick umgeben ist. Der Schild ist schräg rechts getheilt durch einen rothen, doppelt gezinnten Schrägbalken. Links oben in Gold ein schwarzer Adler, rechts unten ledig in Blau.

1) Im Texte: affirir für: a férir.

2) Barbuten von barbut, eine Art Helm in Form eines Kascinets aus dem lateinischen Barbuta. Den Rittern, welche solche Helme trugen, gab man den Namen: Barbuten (Glossarien des Ducange.)

3) Im Texte: ferecours für: combattants.

Das prachtvolle Werk de l'ordre du St. Esprit ist lithochromirt, und in seiner Nachbildung aus der Kunst-Anstalt der Herren Engelmann und Graf in Paris, Rue de l'abbée St. Germain No. 12, hervorgegangen. Der in schönster Vollendung ausgeführte Farbendruck ist eines der beredtesten Zeugnisse des Fortschrittes auf einem Kunstgebiete, dessen Ausbeutung für die Wissenschaft die nützlichsten und wichtigsten Hülfsmittel liefern wird, wenn die Nachbildungen mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit, wie in dem besprochenen Werke geschehen ist, ausgeführt werden.

George Hiltl.

Jeder für sich.

(Von A. E. Brachvogel.)

Es strebet ein Jeder mit heißem Bemüh'n,
Daß frei und recht glücklich er werde,
Oft sieht man voll Hasses die Menschen erglühn
Im Kampf um die Güter der Erde.
Für sich sorgt ein Jeder, für sich nur allein,
Die Wohlfahrt des Ganzen fällt Niemandem ein!

So blutet der Menschheit zerrissenes Herz;
Ein Jeder, im niedrigsten Triebe,
Bereitet verblendet sich eigenen Schmerz;
Ach, glücklich allein nur ist Liebe!
Es spalten die Völker sich wild in Partei'n,
Die Wohlfahrt des Ganzen fällt Niemandem ein!

Was fing' wohl der Schwache, der Einzelne an,
Wenn er seine Brüder nicht hätte?
Das Kind der Gesammtheit ist Jedermann,
Ein Glied der unendlichen Kette!
Ach, fände ein Streiter Genossen nicht mehr,
Das edelste Kämpfen wär' nichtig und leer!

Drum endet das Hassen, o endet den Streit,
Den Eigennutz, werft ihn von hinnen!
Wir Alle sind Brüder, wie schlecht auch das Kleid
Ist edel nur unser Beginnen;
Und meint mit dem Ganzen es Jeder nur treu,
Die Wohlfahrt von Allen macht Jeglichen frei!

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 7. **Berlin, den 12. Februar 1862.** **Nr. 7.**

1. Heinrich Franz Leopold von Roulet, Kammerherr und Legations-Rath a. D. Ehrenritter seit 1835. † zu Neuchatel 28. Januar 1862.

2. Hans Wilhelm Conrad Gottlieb Freiherr von Zedlitz-Neukirch, Major, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath a. D., Landesältester des Hirschberger Kreises, auf Herrmannswaldau, Kreis Schönau. Ehrenritter seit 1821. † zu Herrmannswaldau 30. Januar 1862.

3. Wilhelm Freiherr von Fircks, Generalmajor a. D. Ehrenritter seit 1835. † zu Breslau 2. Februar 1862.

4. Heinrich Erdmann Gottfried Pförtner von der Hölle, Geheimer Justiz- und Appellationsgerichtsrath zu Glogau. Ehrenritter seit 1838. † zu Glogau 2. Februar 1862.

Aufruf zu Beiträgen für den Bau einer evangelischen Kirche in Neapel.

Die Ereignisse der Neuzeit in Süd-Italien haben den hier lebenden evangelischen Christen endlich die Möglichkeit verschafft, da an den Bau einer evangelischen Kirche zu denken, wo ihnen bis jetzt nur gestattet war, unter dem großmüthigen Schutze der preußischen Regierung sich in einem Saale des Gesandtschafts-Hôtels zum gemeinschaftlichen Gottesdienste zu versammeln. Während wir früher nicht einmal eine geduldete, sondern eine von der neapolitanischen Regierung blos ignorirte Gemeinde waren, ist uns nun die Freiheit verliehen, unsern Gottesdienst öffentlich und unter dem Schutze der Gesetze auszuüben.

Alle fernen Glaubensbrüder, die in ihrem Vaterlande am Sonntagsmorgen ungestört dem Rufe ihrer Kirchenglocken folgen und die ein warmes Herz dafür haben, wenn es gilt, die Fahne des Protestantismus hier am Heerde der Intoleranz aufzupflanzen, werden schnell verstehen, wie der Wunsch, ein eigenes Gotteshaus zu besitzen, uns nun die Hand an's Werk legen hieß.

Die evangelische Gemeinde Neapels zählt circa 700 Seelen deutscher und französischer Zunge. Seit ihrem 35. jährigen Bestehen hat sie Dank der Unterstützung der königlich preußischen Regierung und der Opferbereitwilligkeit ihrer Mitglieder stets für die Unterhaltungskosten des Cultus gesorgt, und unterliegt es keinem Zweifel, daß dieses auch für die Folge möglich sein wird.

Anders verhält es sich mit dem Bau einer Kirche.

So freudig die Glieder derselben zu Opfern bereit sind, das ersehnte Ziel bald zu erreichen, so sind die erforderlichen Geldmittel doch so bedeutend, daß nur durch die Mithilfe wohldenkender Glaubensgenossen ein Kirchenbau unternommen werden kann. Durch die Theurung der Bauplätze im Innern einer Stadt wie Neapel würde die zum Ankaufe und Bau nöthige Summe gegen 30000 Ducati (37000 Thaler) betragen. Ein Drittel, ja vielleicht die Hälfte dieser Summe denkt die Gemeinde aus eigenen Mitteln aufzubringen, zum Beschaffen des andern Theils hofft sie nun aber auf die helfende Theilnahme ihrer Glaubensbrüder in andern Ländern, die zu dem schönen Zwecke gewiß gern die hilfreiche Hand bieten.

Und somit legt das von der hiesigen Gemeinde zu diesem Behufe ernannte Comité allen Freunden der Sache die dringende Bitte an's Herz, durch zahlreiche Beiträge dies christliche Werk fördern zu helfen und auch ihr Möglichstes zu thun, diese Bitte in weitesten Kreisen bekannt zu machen. Gewiß trägt Jeder gern sein Scherflein bei, den ersten Strahl geistigen Lichtes in diesem von Finsterniß und Aberglauben umnachteten und doch von der Natur so reich begabten Lande in Form einer evangelischen Kirche aufgehen zu sehen.

Möge unsere Bitte in recht Vieler Herzen einen thätigen Wiederhall finden, auf daß Wunsch und Streben mit Gottes Hilfe recht bald zur That werden können.

Beiträge zu übernehmen ist gütigst bereit Herr E. Bock, B. Behrs Buchhandlung. (Unter den Linden 27.) und Herr Justizrath Hinschius (Burgstraße 16.) zu Berlin.

Neapel, im Juli 1861.

Das deutsche Comité.

Julius Aselmeyer, Consul der freien Stadt Bremen und des Großherzogthums Oldenburg. M. Clamer. Albert Detken. Oscar Meuricoffre, General-Consul der schweizerischen Eidgenossenschaft und Agent der freien Stadt Frankfurt a. M. Friedrich Mohrhoff. Ed. Obenaus, Dr. med. Friedrich Pfister.

Adelssprüche.

Von jeher wurden an den Adel strenge Anforderungen gemacht, und mancher offene Tadel hat Diejenigen getroffen, die ihres Namens und Standes sich unwerth gezeigt. Lauschen wir einmal diesen alten Stimmen:

Schon Plutarch sagt: „Leute, die an und für sich keinen Werth haben, sich aber hinter dem Verdienst ihrer Vorfahren verstecken, deren Lob immer im Munde führend, sollten zum Schweigen gebracht werden durch das alte Sprüchwort: „Wer preiset sonst den Vater, als nur unglückliche Söhne?" Pindar schätzt daher denjenigen Adligen glücklich, welche den Vorzügen seiner Ahnen eignes Verdienst an die Seite stellen könne. — Solchen Edlen im Volk wurden allezeit, als den Tugendhaftesten, besondere Ehren zu Theil.

„Wer nur Geschlechtswegen Ehr' begehrt,
Derselb' ist keines Lobes werth. —
„Edel macht 's Gemüth,
Aber nicht 's Geblüth."
(Altdeutsche Sprüchwörter.)

„Wir können wohl reich und adelich machen aber nit edel." (Kaiser Sigismund.)

„Was hilft Einem edle Geburt, wenn er selbst unedel gebaret und lebt? Er muß selbst adelich gebaren und leben, so er seines Adels gerühmt sein will." —

Der tapfere und geistreiche Ritter Hutten nennt in einem Brief an Wilibald Pirkheimer die Edelleute „wahnschaffene," die nur mit Dem zufrieden sind, was sie von ihren Ahnen empfangen haben, ohne darauf bedacht zu sein, jenen Gütern selbst auch Etwas hinzuzufügen, was auf ihre Nachkommen rechtlich überginge.

Plutarch verglich den guten Namen mit einem Feuer, das, wenn man es angezündet, sich leicht erhält; ist es aber erloschen, so hat man schwere Mühe, es wieder zu heller Flamme anzufachen. —

Die alten Römer verlangten, und Cicero im Besonderem sprach es aus: Daß die Ehre nur der Tugend Schatten sei. Des ritterlichen Königs Franz: „Ehre verloren ist Alles verloren" und die Streiter-Devise: „vincere aut mori" sind Kern- und Kraftsprüche aus der Blüthezeit mittelalterlicher Streitbarkeit. —

„Selbst ist der Mann." „Was hilft es einem Blinden, daß seine Ahnen alle wohl und scharf gesehen haben?" —

„Hoffart zwingt den kleinen Mann,
Daß er muß auf den Zehen stahn." —

„Mit Junkerschaft kaufst Du keinen Scheffel Korn auf dem Markt" sagen die Engländer, auch wohl: Gentility without ability is worse than plain boggar. —

„Einem Edelmann steht's wohl an,
Wenn er vor Andern Etwas kann."
(U. v. Hutten.)

„Fromm, redlich, weis' und mild,
Gehöret in des Adels Schild." —

„Wer noch gut Sitt', Ehre, Tugend kann,
Den halt ich für ein Edelmann,
Aber wer hat kein Tugend nit,
Kein' Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt',
Den acht' ich alles Adels leer,
Ob auch ein Fürst sein Vater wär." —

Dr. Luther spricht: „Warum wolltest Du nicht auch den ganzen Adel ehren, um Vieler redlichen Edelleute willen, derer Du ohne Zweifel viele vor Dir hast? Und wenn Du dieselbigen ansiehst, mußt Du denken, es sei kein Böser mehr da. Wie käme der schöne Baum, der liebe Adel, dazu, daß nicht auch unzeitige Früchte davon fallen, und etliche nicht auch wurmstichig oder warzig sein sollten; der Baum ist deshalb nicht verdammt noch böse." —

Des Adels Stellung und Mission ist zur Zeit eine höchst schwierige. Dabei läßt sich nicht läugnen, daß er daran zumeist selbst die Schuld trägt. Er vergaß, daß unabläßige Arbeit die Mutter des Ruhmes ist. Aristoteles schon belobt „die Freigebornen, edlen, großherzigen Menschen, welche es für unwürdig hielten, bei ihrem Thun immer nur auf den äußern Nutzen zu sehen."

Man muß die Zeit verstehen, und ihr redlich dienen mit schaffenden Händen. Wir sind vor Gott Alle Knechte. — In Demuth und Einigkeit möge der Adel das Band des Friedens festigen um alle Diejenigen, welche in dem größesten Opfermuthe die erhabenste Freiheit erblicken. Das Schwert des Geistes, die allem Guten und Edlen dienstbare Wehr, sei, wie das schützende Schwert der Gerechtigkeit glänzend in der Sonne der Wahrheit, frei vom blutigen Roste der Selbstsucht. Von Alters her gebührt es dem Adel, Führer und Vorbild zu sein. Giebt er aus dem ererbten Schatz der Ehre reichlich aus, so wird auch ihm reichlich wiedergegeben werden, und auf dem Markt des Lebens wird dann der Adelsbrief keine leere Form, sondern ein Beweis sein, daß Edles auch Edles zeugt.

Wenn in seinem angestammten Knechtsdienste, treu und gehorsam dem obersten Gebot der Nächstenliebe, der Johanniter Diejenigen aufzurichten sucht, welche er auf seinem Wege findet, gebeugt durch leiblich oder geistiges Elend, so trachtet er vorauf zu gehen Denen, die, weil gleichen Geistes, Adelsbrüder sind, und sich nicht umschauen, ob ein gutes Werk auch jedes Mal äußeren Lohn finde.

Der innere Nutzen solches Friede-bringenden ritterlichen Kampfes liegt in dem Bewußtsein des Mitwirkens zum Siege der Wahrheit! —

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Eine ritterliche Frau.

(Vom Prediger F. Oldenberg.)

(Schluß.)

Eine Reihe ihrer Briefe, die sie aus dem Hospitale schrieb liegen in Auszügen vor uns. Dieselben wurden zuerst durchräuchert und dann anderweit abgegeben, ehe sie in die Hände ihrer Freunde gelangen durften. In flüchtiger Eile waren sie geschrieben, unter den Seufzern und Qualen Schwerkranker, in sorgenvoll durchwachten Nächten. Sie geben lebendige Bilder eines thätig aufopferungsvollen Dienstes, der, rastlos schaffend alles Eigene vergessend, in wärmster Hingabe und nüchternster Besonnenheit, mitten unter Sterbenden das Bild eines Lebens entfaltet, das selbst schon den Tod überwunden hatte. Ganz geben, was man giebt, ganz thun, was man thut, ganz sein, was man ist, — dieser Charakterzug in Amalie Sieveking's Leben tritt mit bewältigender und beschämender Kraft aus ihrem Dienste im Cholera-Hospitale uns entgegen. Im Frauen-Verein ihre Arbeit beginnend und jede Bequemlichkeit ablehnend, welche

von der rücksichtsvollen Fürsorge der Hospital-Verwaltung ihr geboten wurde, sah sie von den leitenden Aerzten sich bald mit der Oberaufsicht auch über die männlichen Kranken und Krankenwärter betraut. Ohne harte Worte, freundlich und ernst, nachsichtslos auf Pflichterfüllung haltend, weil selbst in der Pflichttreue allen ein Muster, Tag und Nacht auf den Füßen, überall mit lichtem Auge scharf sehend, mit geschickter Hand ordnend und pflegend, mit warmer Theilnahme Allen eine Freundin, ward sie den Aerzten eine unersetzliche Helferin, den Wärtern und Wärterinnen ein anregendes und Zucht übendes Vorbild den Kranken und Sterbenden eine pflegende, stützende, trostreiche Schwester. Und in allem äußeren Thun blieb ihr innerer Sinn gesammelt, nach innen und nach oben gekehrt. Ihr Martha-Werk trieb sie mit Marien-Sinne. Und nicht an dem Krankendienst allein ließ sie sich genügen, sondern auch der Familien der unter ihrer Pflege Gestorbenen nahm sie sich an, ward ihnen in schwerster Zeit des Kummers und der Bedrängniß eine Retterin und Helferin. Die als genesen Entlassenen entließ sie doch nicht aus ihrer Liebe. Hier sehen wir sie für ein armes, verlassenes Kind, das auf seinem Krankenbette von ihr, der Pflegerin, zum ersten Male in seinem Leben Liebe erfahren, mütterlich Sorge tragen, dort gefallenen Mädchen, denen unter dem Ernste der Krankheit über ihr Elend die Augen aufgegangen, den Rückweg zu ihren Familien und zu geordneter Lebensthätigkeit wieder eröffnen. Welche Blicke in die Nachtseiten des Lebens thun sich dort vor ihr auf! „Im Ganzen" — so schreibt sie einmal — „ist die Erweiterung der Menschenkenntniß, die man im Cholera-Hospitale erlangt, nicht von der erfreulichsten Art; indessen hat es, denke ich, auch seinen großen Nutzen, die Menschheit einmal von ihrer Schattenseite kennen zu lernen. Richtend mich zu erheben über diese armen versunkenen Menschen, das kann mir nicht einfallen, sobald ich die ungünstigen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, mit denen vergleiche, in welche die freie Gnade meines Gottes mich versetzt hat. Dabei ist mir denn freilich auch mein fester Glaube an die endliche Bekehrung aller Sünder (dieser Glaube gehörte zu Amalie Sieveking's eigenthümlicher religiöser Stellung) ungemein tröstlich und ermunternd.

Ich weiß nicht, ob ich manchem Trunkenbolde, mancher liederlichen Dirne mit so willigem Herzen jeder Dienst der Krankenpflege hätte erweisen können, wenn mir nicht immer der Gedanke vorgeschwebt: es kommt doch einmal die Zeit, da auch diese mit dir vereint vor Gottes Thron anbeten und seinen Namen wohl auch wegen dieses ihnen erwiesenen Liebesdienstes loben werden." — Und in einem anderen Briefe: „Wenn diejenigen, welche mein Unternehmen als etwas ganz Ueberflüssiges darstellen möchten, es wüßten, wie manche Gelegenheit in solchem Hospitale sich darbietet, noch ein Mehreres für die Kranken zu thun, als ihnen nur die augenblickliche leibliche Pflege zu leisten, so würde, denke ich, ihr Urtheil doch etwas anders ausfallen."

Sie blieb unverdrossen und tapfer, alle körperlichen und geistigen Anstrengungen überwindend, auf ihrem Posten, bis das Hospital leer und von der gräßlichsten Stadt die Todeslast abgenommen war. Am 6. Dezember, nachdem sie 8 Wochen im Hospital zugebracht, kehrte sie nach Hause zurück. Es war am Abend, als die Ihrigen ihr Angesicht wiedersahen, und schon am nächsten Morgen hatte sie, von rastloser Thätigkeit lebend, ihre Kinderschaar zum Unterricht wieder um sich gesammelt. Reich war sie gewesen, als sie Alles verließ, um den Kranken und Sterbenden zu dienen; reicher war sie geworden, als sie von dem Todtenfelde, wie aus einer gewonnenen Schlacht, wieder zurückkehrte. Aller unbillige Tadel und alle Mißurtheile über vermeintliche Eitelkeit und Schwärmerei hatten sie gedemüthigt, aber niemals auch nur für einen Augenblick schwankend gemacht. Man hatte auch gefürchtet — und selbst die Hospitalärzte haben zu Anfang geäußert: eine Dame, wie sie, passe schlecht zur Wärterin, würde vielleicht schöne, sentimentale Reden führen und den Kranken immer nur geistlichen Zuspruch bringen wollen. Aber man hatte sich weit geirrt. Man ahnte nicht, — und viele ahnen es bis heute nicht, — was es mit einer gesund gearteten, christlichen Persönlichkeit auf sich hat. Als ob das Christenthum nicht darin bestände, christlich zu handeln, sondern christliche Reden zu führen! Gerade die Aerzte waren es, die nach Beendigung der Pflegezeit, den wärmsten und offensten Dank ihr brachten. Auch die Stadt blieb nicht zurück und sprach ihr die dankende Anerkennung aus, die sie, solchen Leistungen gegenüber, um der Wahrheit willen nicht zurückhalten durfte.

Aber was Amalie Sieveking gethan, hatte sie nicht um des Dankes willen gethan, sondern um den Leidenden, und in den Leidenden ihrem Gott zu dienen. Allerdings war, wie sie offen bekennt, das ehrende Zeugniß gerade der Aerzte, deren sehr Viele jenes Hospital besucht hatten, ihr wohlthuend. Waren sie es doch gewesen, die in ihrem Entschluß nichts als Ueberspannung erblickt und mit Sicherheit prophezeit, „daß nichts Kluges dabei herauskommen werde." „Da freute es mich denn," so sagte später Amalie Sieveking, „diese Herren zu der Erkenntniß und zu dem Eingeständnisse gebracht zu haben, daß weder Mysticismus, noch Beschäftigung mit Büchern ein Frauenzimmer nothwendiger Weise untüchtig machen müsse für das praktische Leben, und daß es ein Anderes und Besseres sei um eine aus christlicher Liebe übernommene und geleitete Krankenpflege, als um das, was sich von den gewöhnlichen bezahlten Wärtern und Wärterinnen erwarten läßt."

Dort im Hospital reifte in Amalie Sieveking der Plan zur Begründung eines Weiblichen Vereins für Armen- und Krankenpflege. Diesem gehörte neben dem Unterricht und der Erziehung fortan ihr reiches, gesegnetes Leben. Wer mehr von demselben erfahren will, den verweisen wir auf die treffliche Biographie jener seltenen Frau: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Amalie Sieveking, in deren Auftrage von einer Freundin derselben verfaßt. Mit einem Vorwort von Dr. Wichern. Zweite Auflage. Hamburg 1861."

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

Die Bataillons-Commandeure aber wußten, daß sie die Jäger nur auf die Dauer des Krieges hatten, sie wußten ferner, daß auf ihre alten Soldaten doch mehr Verlaß, wie auf die Jäger war; konnte man es ihnen nun wohl verdenken, wenn sie ihre Fürsorge mehr solchen Truppen zuwandten, auf die sie sich unter allen Umständen verlassen konnten und welche ihnen blieben, als auf solche, die bei dem besten Willen doch nicht im Stande waren, es in Bezug auf kriegerische Anstrengungen den andern Soldaten gleich zu thun und die nach beendigtem Kriege auseinandergingen?

Aber auch die Offiziere bei den Jägern hatten keine angenehme Stellung. Nicht allein daß es für sie gewiß nicht erfreulich sein konnte, oft, weil es von den Vorgesetzten verlangt wurde, die Jäger mit Strenge zu ihren Obliegenheiten anzuhalten, sondern auch die eigne Existenz war schlechter, wie bei den regulairen Truppen. Auf jedem Bivouaq wurde bei den Linientruppen sogleich per Com-

pagnie eine Section zum Hüttenbau für die Offiziere commandirt; wie war es aber nun möglich, das von den Jägern, die für sich selbst kaum Hütten bauten, zu verlangen? Wollten wir daher nicht fortwährend im Freien liegen, so blieb mir und meinen Kameraden nichts anders übrig, als uns Zelte und ein Pferd zum Tragen derselben anzuschaffen, welches freilich ganz auf unsere Kosten geschehen mußte.

Sollten daher bei einem entstehenden Kriege noch einmal wieder Freiwillige aufgerufen werden, so möchte ich doch sehr darauf aufmerksam machen, nur solche anzunehmen, welche nach nützlicher Untersuchung zu Soldaten tauglich sind, und diese nicht compagnieweise als lästige Anhängsel den Bataillonen zuzugeben, sondern zu eignen Bataillonen formiren und mit allem Nöthigen gehörig versehen zu lassen.

Der nunmehr eingetretene Waffenstillstand ward zu der sehr nothwendigen Instandsetzung der zum Theil sehr defect gewordenen Armatur- und Kleidungsstücke benutzt, auch erhielten wir Verstärkung durch neue Freiwillige, größtentheils aber von solchen, die zu unbemittelt, um sich selbst zu equipiren, von Andren ausgerüstet worden waren. Solche Art von Freiwilligen erhielten wir von der Stadt Cottbus allein einige zwanzig Mann, die denn natürlich von Neuem wieder einexercirt werden mußten. Unter diesen und ähnlichen Beschäftigungen verging dann der Waffenstillstand und wir sahen dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten mit um so mehr Hoffnung entgegen, als es bekannt wurde, daß auch Oestreich der Coalition gegen Napoleon beigetreten war.

V.

So erschien denn endlich der Tag des Ausmarsches; wir nahmen gerührten Abschied von unsern freundlichen Wirthen in dem schönen schlesischen Gebirge, und schlugen den Weg durch Böhmen nach Dresden, welchen wir schon einmal passirt hatten, ein. Da es vielleicht zum Nutzen junger Kameraden gereichen kann, erlaube ich mir hier, eine an sich sehr geringfügige Episode einzuschalten. Wir erhielten unser erstes Bivouacq auf einer sanft ansteigenden Anhöhe, unfern eines Dorfes, durch welches ein hübscher Bach mit klarem schönem Wasser floß. In der Mitte des Lagers hatte Block unter einem großen wilden Birnbaum sein Hauptquartier aufgeschlagen, und beobachtete von hier aus Alles was in demselben vorging mit seinen militairischen Augen. Die Soldaten waren so eben, unter Führung des Lieutenants N. N. vom Wasserholen zurückgekommen, als der Adjutant von Thümen zu mir ins Zelt trat und sagte: „W. Du bist zum Wasserholen commandirt." „Ei," antwortete ich, „wie ist denn das möglich, das Commando steht ja an N. N?" „Der hat so eben," antwortete Thümen, „von unserm alten Pascha, — diesen Beinamen hatte Block wegen seines schönen militairischen Aeußern erhalten, — dem es nicht ordentlich genug zugegangen ist, Arrest bekommen, und nun hat er Dich außer der Reihe zu diesem Geschäft commandirt." Ich mußte natürlich gehorchen, und da bald darauf wieder das bekannte Signal zum Wasserholen auf der Trommel gegeben wurde, eilte ich auf den Sammelplatz, unterließ aber nicht unterwegs einen raschen Blick nach dem Birnbaum, wo ich richtig den Pascha auf seinem Beobachtungsposten sah, zu werfen. Ich ließ daher die Leute compagnieweise in zwei Gliedern antreten, zählte die Rotten, theilte sie in Sectionen ab, ließ jede Compagnie durch einen Unteroffizier schließen, und marschirte darauf mit „rechts um" ab. Bei dem Bache angekommen, ließ ich aufmarschiren, und nur Sectionsweise auf Commando Wasser holen. Als dies geschehen, ließ ich in derselben Ordnung den Berg wieder hinauf marschiren, dort angekommen „Halt" machen, zählte die Rotten wieder nach, und da ich Alles richtig fand, kommandirte ich, wie es gewöhnlich war: „die Leute können in ihre Quartiere gehen". Dasselbe wollte ich nun auch thun, als plötzlich von dem Birnbaum die gewaltige Stimme Blocks ertönte: „Lieutenant W". Ich bekam wirklich keinen kleinen Schreck, glaubte schon, auch mir stände Arrest bevor, und näherte mich in dienstlicher Haltung. Meine Besorgniß waren indessen, Gott sei Dank, ungegründet, denn er sagte blos: „Mein Freund, ich bin zufrieden, es hat nicht lange gedauert und ist mit Ordnung zugegangen, gute Nacht." Voller Freude ging ich nun auch in mein Quartier, denn ein Lob von Block war zwar selten, es hatte aber alsdann auch um so größeren Werth.

Nicht so gut ging es mir späterhin, wo ich nach der Schlacht von Leipzig, zwischen dieser Stadt und Frankfurt a. M., voraus geschickt wurde, um, was ein sehr seltner Fall war, für das Bataillon Quartier in einem Dorfe zu machen. Als ich dort mit den Fourierschützen ankam, fand ich es schon so voller Russen, daß durchaus kein Raum für andere Truppen mehr vorhanden war; der mit großer Mühe aufgefundene Richter des Ortes erklärte mir unverhohlen, daß er ganz außer Stande sei, unter diesen Umständen Quartier-Billets ausstellen zu können, sagte mir aber, „im Vertrauen und aus Freundschaft für die Preußen", daß eine kleine Viertelmeile von da ein Dorf, welches er mir auch zeigte, vorhanden sei, daß noch ganz frei von Einquartierung wäre. Unter den obwaltenden Umständen glaubte ich nun diesen Wink befolgen zu müssen, marschirte nach dem mir bezeichneten Dorfe, fand die Angabe des Richters bestätigt, schickte einen Fourierschützen nach dem ersten Dorfe, um das Bataillon dort zu empfangen und weiter zu führen, zurück, und besorgte alsdann die Quartiere. Kaum war ich damit fertig, als auch das Bataillon einrückte, worauf ich nach geschehener Meldung dem Major sein Billet überreichte, und, offenherzig gesagt, ein Lob von ihm erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Frhr. B. v. Z. = N. a. E. Es ist uns sehr leid, daß Sie sich nicht zu einigen Conzessionen entschließen wollen, die Aenderungen waren leicht zu machen und Ihr Thema hätte vorzüglich gewirkt. — Hr. Grf. v. E a. A. Besten Dank, das Weitere in den nächsten Tagen. — Herrn v. G. zu E. Vortrefflich! angenommen! Abzüge folgen zur Zeit! — Herrn Comm. v. R. a. St. Ergebenen Dank für gütige Sendung. Ihr Wunsch ist selbstverständlich respektirt.

D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 8. Berlin, den 19. Februar 1862. **Nr. 8.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Februar 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1862 verhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	35		
	Zugang pro Januar	10		
		45		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	38	38	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	45		
	Zugang pro Januar	14		
		59		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	47	47	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	13		
	Zugang pro Januar	14		
		27		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	12	12	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	14		
	Zugang pro Januar	7		
		21		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	20	20	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	13		
	Zugang pro Januar	4		
		17		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	11	11	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	3		
	Zugang pro Januar	9		
		12		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	7	7	20
7.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	34		
	Zugang pro Januar	21		
		55		
	Abgang	13		
	Bleibt Bestand	42	42	50
8.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	6		
	Zugang pro Januar	4		
		10		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	6	6	8
	zu übertragen:	—	183	259

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Jan. 1862 verhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		183	259
9.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	3		
	Zugang pro Januar	3		
		6		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	4	4	8
10.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	4		
	Zugang pro Januar	1		
		5		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	4	4	8
11.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	—		
	Zugang pro Januar	2		
		2		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
12.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Januar 1862	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
13.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Januar 1862	7		
	Zugang pro Januar	7		
		14		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	9	9	38
	Zusammen:	—	219	339
	Am 1. Januar 1862 waren vorhanden	—	195	336
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. Febr. 1862 zugenommen um	—	24	3
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Januar beträgt	—	72	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	11		
	b) als geheilt entlassen	55		
	c) als ungeheilt entlassen	6		
	wie vor	72		

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das Ordens-Kran-

kenhaus zu Saïda in Syrien. In demselben waren am 1. November 1861 Bestand . . . . . 22 Kranke.
Im Laufe des Monats December kamen hinzu . . . 24 „
. 46 Kranke.
Der Abgang pro December 1861 beträgt . . . . . 21 „
Bestand am 1. Januar 1862 . 25 Kranke.

Von den in Abgang gebrachten 21 Kranken sind:
a) gestorben 1
b) gebessert 8
c) geheilt 12
wie vor 21.

Von den pro December 1861 aufgenommenen 24 Kranken waren:
Christen 15
Muhamedaner . . . 5
Metualys 4
24

und zwar: 7 Flüchtlinge, aus Saïda und Umgegend 15, aus der Wüste 1, aus Jerusalem 1.

Die Gesammtzahl der bis zum 1. Januar 1862 in diesem Hause aufgenommenen Kranken beträgt: 449.

Für die Poliklinik sind pro November 220, pro December 1861 102 Recepte gefertigt.

1. August Carl Graf von Bose, Königl. Sächsischer Wirklicher Geheimer Rath. Rechtsritter seit 1854. † zu Dresden 11. Februar 1862.

2. Julius von Prittwitz-Gaffron, Ehrenritter seit 1854. † zu Breslau 12. Februar 1862.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

Es kam aber anders, denn statt des erwarteten Lobes, erhielt ich, wenn auch gerade keinen Tadel, aber doch eine Belehrung. Er sagte nämlich zu mir: „Mein Freund, es ist zwar Alles recht gut abgelaufen, und wir haben hier unstreitig weit bessere Quartiere, wie in dem ersten Dorfe gefunden, aber richtig und vorsichtig haben Sie doch nicht gehandelt. Setzen Sie den gar wohl denkbaren Fall, der Richter des ersten Dorfes habe Ihnen, um Sie nur los zu werden, eine falsche Nachricht gegeben, und Sie hätten hier auch schon Einquartierung gefunden, so mußten Sie natürlich wieder umkehren, und da Quartier machen, wo Sie eigentlich angewiesen waren. Hierdurch ging aber natürlich viel Zeit verloren, und es konnte daher sehr wahrscheinlich der Fall eintreten, daß das Bataillon früher ankam, bevor Sie mit dem Quartiermachen fertig waren. Wollten Sie richtig handeln, so mußten Sie die Hälfte der Fouriere in dem ersten Dorfe lassen, um dort Quartier, so gut wie es anging, zu machen, mit der andern Hälfte konnten Sie aber hier den Versuch, der jetzt allerdings geglückt ist, machen. Dann waren Sie und auch das Bataillon auf alle Fälle gesichert." Ich fühlte, daß er Recht hatte, und ging ziemlich niedergeschlagen davon.

Unter fortwährendem starken Regen erreichten wir endlich Dresden, und glaubten diesmal um so sicherer an einen vollständigen Sieg, als es bekannt war, daß auch Oesterreich dem Bündniß gegen Napoleon beigetreten und bereit war, an der bevorstehenden Schlacht Theil zu nehmen. Die Resultate dieser Schlacht sind bekannt, und eben so bekannt ist es, daß die Garden an derselben keinen thätigen Antheil nahmen, sondern in der Reserve blieben. Obgleich wir nun zwar durch die feindlichen Kugeln keine Verluste erlitten, so waren dieselben doch, wegen Ungunst der Witterung, besonders bei den Jägern nicht unbedeutend, und manche mußten auf dem nachherigen Rückzuge wegen Uebermüdung, Hunger und Nässe zurückbleiben. Schon auf dem Hinmarsche bis auf die Haut durchnäßt, fanden wir vor Dresden nichts als den von dem unaufhörlichen Regen und den vielen stattgehabten Bewegungen der Truppen völlig aufgeweichten und durchkneteten, schweren Lehmboden der dortigen Gegend, aber weder Lebensmittel, noch Holz oder Stroh, und nachdem wir den Tag über, unter dem Gewehr stehend, zugebracht hatten, sollten wir auch die Nacht unter denselben traurigen Verhältnissen und auf derselben Stelle bivouakiren. Wegen der Nähe des Feindes war es den Gemeinen verboten, nach Holz und Stroh zu gehen, und Derjenige schätzte sich sehr glücklich, der noch ein Stück harten Zwieback erübrigt und Gelegenheit hatte, sich von den Blättern des auf dem Felde befindlichen Kohles ein Lager für die Nacht zu bereiten! Mein Kamerad von Bülow — nachmaliger Kammergerichts-Vice-Präsident in Berlin — und ich, erhielten von unserem Hauptmann die Erlaubniß, nach dem nächsten Dorfe zu gehen, und den Versuch zu machen, dort etwas Stroh zu erhalten. Wir fanden dasselbe ganz voller Russen, und nur mit gezogenen Säbeln und Anwendung von Gewalt gelang es uns, sechs Bund Stroh, von denen ich vier und Bülow zwei Bund trug, zu erobern und nach dem Lager zu bringen. Obgleich wir nun, im Vergleich gegen viele Andere, sehr gut gebettet waren, konnte doch von einem erquickenden Schlaf durchaus keine Rede sein, denn wenn wir auch vor übergroßer Ermüdung etwas einschlummerten, erwachten wir doch, wegen unserer ganz durchnäßten Kleider und des unausgesetzten strömenden Regens, von einem wahren Fieberfrost geschüttelt, bald wieder, um das laute Klagen und Wimmern der armen Soldaten, die auf der bloßen Erde liegen mußten, anzuhören. Es war eine schreckliche Nacht, und fast schrecklicher als auf einem Schlachtfelde unter Verwundeten und Todten!

Die Niedergeschlagenheit, welche diese Nacht nothwendig hervorbringen mußte, ward am andern Morgen noch durch die Nachricht der verlorenen Schlacht und den angetretenen Rückzug gesteigert. Der Regen ließ nicht nach, die für unsere Retirade über Zenist, Sebastiansberg ꝛc. bestimmte Straße ward zum ausschließlichen Gebrauch für die Artillerie, Cavallerie und Bagage reservirt, und die Infanterie mußte sich ohne Weg und Steg durch die Wälder und Schluchten des Gebirges zu behelfen suchen. Meinen ganz durchnäßten und also sehr schwer gewordenen Mantel hatte ich nebst meinem Tornister, um leichter marschiren zu können, schon am Morgen des Tages auf ein Packpferd gegeben, und so erreichte ich denn, mit ganz durchgelaufenen Stiefeln und wunden Füßen, den für diese Nacht mitten im Hochwalde des Gebirges für uns bestimmten Bivouac-Platz. Obgleich auch hier wieder auf der bloßen Erde kampirt werden mußte, so ging es uns doch in sofern besser, als wir durch den dichten Wald doch in etwas vor dem Regen geschützt waren, und es auch an Holz, um tüchtige Feuer anzumachen, nicht fehlte. Nachdem ich mir von einem Marketender für einen baaren Friedrichsd'or ungefähr ein viertel Quart ordinairen Schnaps, ein Stück Commißbrod und einen abgenagten Schinkenknochen gekauft, und hiermit meinen sehr leb-

haften Hunger etwas gestillt hatte, wollte ich mich zur Ruhe begeben, aber leider hatten uns die Packpferde auf den ungebahnten Wegen nicht folgen können, und es fehlte mir daher mein Mantel als Decke und mein Tornister als Kopfkissen, weshalb ich denn diese Nacht im bloßen Ueberrock, mit dem Kopf auf einer Büchsenkolbe zubringen mußte. Am andern Morgen ging es bei gleich schlechtem Wetter weiter; ich hatte indessen Gelegenheit, ein wahrscheinlich verlaufenes russisches Pferd, aber ohne Sattel und Zaum, für einen Kronthaler zu kaufen; in Ermangelung des Letzteren ward demselben ein Strick durch das Maul gezogen, und so bestieg ich dasselbe, zwar ohne Sattel, aber doch um so lieber, als mir das Marschiren bei meinen wunden Füßen und zerrissenen Stiefeln doch anfing sehr beschwerlich zu werden. Späterhin hatte ich Gelegenheit, von einem Russen Sattel und Zaum für 40 Kreuzer zu erhandeln, und somit war ich denn für einen wirklich sehr billigen Preis ziemlich gut beritten. Ein hervortretender Sonnenblick ward benutzt, um die ganz eingeregneten Gewehre wieder in einen einigermaßen schußfertigen Zustand zu bringen, und wie wir bald darauf auf die Straße kamen und dort einen umgeworfenen Wagen mit Mehl antrafen, wurden die Soldaten angewiesen, sich mit diesem Material ihre Brodbeutel anzufüllen. Sie erhielten zwar bei Ausübung dieses Geschäftes ein ziemlich gepudertes Ansehen, aber an eine Parade ward unter diesen Umständen wahrhaftig nicht gedacht. Eine vorausgeschickte Cavallerie-Patrouille kam zurück und meldete, daß sie auf den Feind gestoßen sei, weshalb denn der Beschluß gefaßt wurde, uns, wenn sich diese Nachricht bestätigen sollte, durchzuschlagen und alsdann unsere Richtung rechts nach Eger hin zu nehmen. Hierzu kam es indessen nicht; es sollte vielmehr durch Gottes gnädige Hülfe, und durch die Standhaftigkeit unsers braven Königs die tiefste Niedergeschlagenheit bald in die höchste Freude verwandelt werden.

Indem wir nun den Abhang des Gebirges nach der Böhmischen Seite hin immer mehr herabstiegen, und jeden Augenblick erwarteten, auf die Franzosen zu stoßen, hörten wir plötzlich ein starkes Kanonenfeuer in der Gegend von Teplitz. Wir beeilten uns so viel wie möglich, um noch Theil an dem Kampfe nehmen zu können, vorwärts zu kommen, das Kanonenfeuer nahm an Heftigkeit zu und ganz deutlich konnten wir auch das kleine Gewehrfeuer unterscheiden. So erreichten wir endlich den Ausgang des Gebirgswaldes, und nur ein noch vor uns liegender Berg raubte uns die vollständige Aussicht auf das ganze Teplitzer Thal, als plötzlich, wie auf Commando, das Feuer mit einem Male schwieg. Wir schlossen nun zwar ganz richtig, daß die Schlacht vorüber sei, wer sie aber gewonnen habe, darüber schwebten wir noch immer in banger Ungewißheit, als plötzlich ein Civilist in einem grauem Ueberrock vorübersprengte, und den Hut schwenkend fortwährend rief: „Die Herren Preußen haben die Schlacht gewonnen; sehr große Schlacht gewonnen!" Mit besten Hoffnungen, und bei schönem hellen Sonnenschein, erstiegen wir nun den letzten noch vor uns liegenden Berg. Hier ward „Halt" gemacht, und wir konnten nunmehr ganz deutlich das vor uns liegende Teplitzer Thal, das brennende Dorf Kulm, und nichts als Truppenbewegungen, die von Teplitz nach Dresden zu stattfanden, erkennen, woraus wir denn natürlich den Schluß zogen, daß die Nachricht des Civilisten gegründet, und die Schlacht unsererseits gewonnen sei. Es dauerte nicht lange, so kam der König mit geringer Begleitung angeritten, hielt bei den versammelten Offizieren an, und sagte höchst freundlich in seiner gewohnten Weise: „Die Schlacht gewonnen, sehr brillant gewonnen, über hundert Kanonen erobert" und fügte er hinzu: „Es wird den Herren wohl angenehm zu hören sein, General Bülow die Franzosen in der Mark, und Blücher dieselben in Schlesien auch total geschlagen, das Vaterland ist vom Feinde nunmehr ganz befreit", worauf er freundlich grüßend weiter ritt. Der allgemeine Jubel wollte nun kein Ende nehmen, alles ausgestandene Ungemach war vergessen, das Wetter war wunderschön geworden, und es fehlte nichts, als etwas zu essen und zu trinken. Aber so wie ein Unglück selten allein kommt, so ist es auch mit dem Glück, denn plötzlich fühlte ich mich von hinten auf die Schulter geklopft, ich drehe mich um, und vor mir steht ein freiwilliger Jäger, Namens Thilo, welcher sagte: „Herr Lieutenant, wollen Sie Wein haben? hier sind zwei Flaschen!" Mit vielem Dank wurden sie angenommen und augenblicklich im Kreise der Kameraden auf des Königs Gesundheit und auf ferneres gutes Glück ausgetrunken.

Hierauf defilirten die gefangenen Franzosen bei uns vorbei. Es ist erstaunlich, wie der unglückliche Ausgang einer Schlacht, das Aussehen der Soldaten so ungeheuer verändert! Wie wir diese jungen, kleinen und niedergeschlagenen Franzosen ohne Waffen betrachteten, konnten wir gar nicht begreifen, daß dies dieselben wären, von denen wir nur noch vor wenigen Tagen geschlagen worden waren. Zuletzt kam Vandamme mit zwei Kosacken, die sein Pferd am Zügel führten, vorbei. Er sah, wahrscheinlich vor Zorn, dunkelbraun im Gesicht aus, den Hut hatte er verloren, die Orden waren ihm von der Brust und die Epauletts von den Schultern dergestalt gerissen, daß die Fetzen Tuch daneben hingen!

Wir bezogen nun unweit von Teplitz ein sehr hübsches Bivouac, in welchem wir unsere Stelle unmittelbar an einem Gehege von sehr hübschen Laubholz angewiesen erhielten. Da ich mit Recht vermuthete, daß dieselbe als Remise für Wild dienen sollte, benutzte ich diese sehr günstige Gelegenheit zu einer Jagdexcursion um so lieber, als der Mangel an Lebensmitteln eben so fühlbar, wie unser Appetit lebhaft war, und es glückte mir in sehr kurzer Zeit mit einem alten, sehr schlechten Gewehr, einen Haasen, zwei Fasanen, und ein Rebhuhn zu schießen, welche uns nach ziemlich langen Fasten ganz vortrefflich schmeckten. Diese und ähnliche Jagdparthien, wurden so lange wir dort standen, sowohl von Preußen, als auch von Russen frei und offenbar ausgeübt, und es ist merkwürdig, daß dies ungehindert unter den Augen der verbündeten Monarchen, in einem befreundeten Lande geschehen durfte, während es in dem feindlichen Sachsen strenge verboten war. Dieser Aufenthalt in diesem Bivouac dauerte indessen nur einige Tage, worauf wir auf Vorpostendienst am Fuße des Gebirges, in der Nähe des Bergstädtchens Graupen und des Klosters Maria Schein, commandirt wurden. Anfänglich fehlte es an Vorpostengefechten und

gegenseitigen Neckereien nicht, als aber bald darauf die Franzosen sich gänzlich bis nach Dresden zurückzogen, lebten wir in der vollkommensten Ruhe und ganz ungenirt, indem wir als Vorposten an allen Paraden und sonstigen Unannehmlichkeiten des Lebens in einem großen Lager, nicht Theil zu nehmen brauchten. Hier ward auch zum ersten Mal eine Art von Gottesdienst eingeführt; alle Abend mußte nämlich das Bataillon antreten, und auf das Commando: „Beten" ward die Mütze abgenommen, und Jedem natürlich frei gestellt ob er heimlich, d. h. ohne Worte, ein kurzes Gebet sprechen wollte oder nicht. Darauf ward wieder commandirt: „Die Leute können zu Hause gehen," worauf dann der kurze Gottesdienst beendet war. Uebrigens lebten wir hier sehr angenehm; jede Compagnie hatte ihr Bivouac in einem mit einer Steinmauer umgebenen Garten, in welchem es wenigstens anfänglich an Kartoffeln und Pflaumen nicht fehlte; die Natural-Verpflegung war ausreichend, an Holz war wegen des nahen Waldes Ueberfluß, das schönste Gebirgswasser hatten wir gleichfalls ganz in der Nähe, die Bewohner der nächsten Ortschaften versorgten uns, versteht sich gegen baare Bezahlung, mit Milch und Butter, und ein nicht sehr weit entfernter Thiergarten lieferte uns auch zuweilen — aber ohne Bezahlung — einen Hirsch oder Rehbraten. Die Hütten wurden immer wohnlicher eingerichtet, und durch die darüber gelegten Felle der geschlachteten Ochsen undurchdringlich gegen Regen gemacht. Zuletzt brachten wir es sogar zu dem ungeheuren Luxus eines Tisches und zweier Bänke, und da saßen wir dann, besonders des Abends, in Gesellschaft der Kameraden, bei einer Pfeife starken böhmischen Tabacks, mitunter eines Gläschens Punsch oder Grog, sangen fröhliche Lieder und ergötzten uns an dem Anblick des im Thale befindlichen großen Lagers mit seinen Tausenden von Wachtfeuern! Noch jetzt denke ich mit Vergnügen an das schöne Bivouac am Bammelsberge, zu gleicher Zeit aber auch mit Wehmuth, denn von allen den guten Freunden und Kameraden, die dort mit mir auf den Bänken saßen, lebt kein Einziger mehr! — Aber auch jede gute Zeit, nimmt wie jede schlechte ein Ende, und somit mußten wir denn an einem schönen Morgen unser Lager verlassen, um neuen Beschwerden und Gefahren, vorerst nach Leipzig, entgegenzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der getreue Clery.

(Von G. Hesekiel.)

Unter allen Tugenden, die den Menschen zieren, verdient keine höhere Achtung als die Treue. Vor zweitausend Jahren erklärte Cicero die Treue für die Grundlage der Gerechtigkeit (fundamentum autem justitiae est fides. De off. lib. I. c. VIII.), und selbst der sehr rationelle Philosoph Michelet hat die Treue „das edelste Gefühl des Mittelalters" genannt. Darum: Ehre den Getreuen! Ehre dem treuen Diener, der als der Letzte mit seinen Thränen die Hand König Ludwig's XVI. benetzte, bevor derselbe das Schaffott bestieg. König Ludwig XVI. ist ein Märtyrer des Königthums, nicht des französischen allein; der getreue Clery ist ein Vorbild für treue Diener in allerlei Land und Volk. Es ist nicht unsere Absicht, hier das Leben des Sieur Jean Baptiste Cant-Hanel Clery zu schreiben, der treue Mann hat eigentlich gar kein Leben für sich, sein Leben sind die fünf Monate, während welcher er seinem König und seiner Königin im Gefängniß diente. Diese fünf Monat gehören der Geschichte, es ist fast gleichgültig, ob man erfährt, daß Clery 1760 zu Versailles geboren wurde, daß er der Milchbruder eines Prinzen von Rohan war, daß er eigentlich als Kammerdiener im Dienst des grausam zu Tode gemarterten letzten Dauphins, eines unglücklichen Königpaars unglücklicheren Sohn, stand, daß er endlich 1809 zu Wien starb. Für die Geschichte und für die Nachwelt dauerte das Leben Clery's, des Getreuen, nur die fünf Monate, die er im Tempel-Gefängniß zubrachte.

Der gute und getreue Clery fand während der fünf Monate, während welcher er den König und die Königin im Tempelthurm bediente, trotz der Aufsicht und des Mißtrauens der revolutionairen Municipal-Beamten Gelegenheit, sich über die hervorstechendsten Ereignisse, bei denen er als Augen- und Ohrenzeuge zugegen, Notizen zu machen. Nach seiner Entlassung aus dem Tempel-Gefängniß stellte er aus diesen Notizen sein „Journal" zusammen. Dieses Journal (Journal du Temple) wurde dem Könige Ludwig XVIII. im Schlosse zu Blankenburg am Harz, wo damals das vertriebene Königthum der Lilien die Gastfreundschaft der fürstlichen Welfen genoß, überreicht, und der König hat auf das erste Blatt das virgilische „animus meminisse horret!" geschrieben. In die Oeffentlichkeit kam Clery's Journal zum ersten Male zu London in einer zugleich englischen und französischen Ausgabe. Der erste französische Druck erschien heimlich 1798 und wurde durch die Herren Gignet und Michaud besorgt.

Die Fräuleins von Gaillard, Enkelinnen des getreuen Clery und nunmehr dessen einzige Abkömmlinge, haben so eben eine neue schöne Ausgabe dieses Journals (Journal de ce qui est passé à la tour du Temple pendant la captivité de Louis XVI. Roi de France par Clery, valet de Chambre du Roi; première édition publiée par la famille. Paris, 1862. Bertin.) mit Portraits und Facsimiles herausgegeben. Wir haben in dieser Ausgabe aber nicht allein einen Abdruck des schon bekannten Clery'schen Journals, sondern auch eine Vervollständigung (suite au Journal), welche das enthält, was sich während der sechs Wochen im Gefängniß des Tempels ereignete, welche Clery noch nach dem Tode des Königs dort zubringen mußte. Endlich enthält diese neue Ausgabe noch eine Biographie Clery's. (Forts. folgt.)

Briefkasten.

Herrn M. v. K. hier: Mit Dank erhalten. — Herrn A. v. A., Rechtsritter a. E. bei M: Erhalten! D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 9. **Berlin, den 26. Februar 1862.** **Nr. 9.**

Ferdinand Friedrich Carl Wilhelm von Alvensleben, Königlich Preußischer Major a. D. und Herzoglich Anhalt-Bernburgischer Kammerherr und Hofstallmeister. Ehrenritter seit 1819. † zu Dresden 7. Februar 1862.

Nekrolog.

Aus den Reihen der älteren Ritter des Johanniter-Ordens ist am 30. Januar d. J. durch den Tod geschieden, der Königl. Geh. Regierungsrath, Landrath a. D. Freiherr Hans Wilhelm Conrad Gottlieb von Zedlitz-Neukirch auf Herrmannswaldau in Schlesien.

Am 19. Januar 1786 geboren als der älteste Sohn des Freiherrn Otto Conrad von Zedlitz-Neukirch, auf Tieffhartmannsdorf, Landraths des Hirschberger Kreises, und der Barbara Elisabeth, gebornen Freiin von Kottwitz, trat er nach absolvirtem Universitätsstudium 1809 in den Besitz des von seinem Vater ihm überlassenen Ritterguts Herrmannswaldau, vermählte sich in demselben Jahre mit Molly von Kameke, Tochter des verstorbenen Obersten von Kameke und einer gebornen Gräfin von Rittberg, mit der er länger als 50 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hat; fungirte während der Kriegsjahre 1813 und 1814 als Civil-Commissarius in seinem heimathlichen Kreise und wurde 1817 zum Landrath des aus diesem abgezweigten neuen Schönauer Kreises gewählt und ernannt. Als solcher hat er seinen Königen länger als 39 Jahre gedient, bis körperliche Leiden ihn zwangen, mit dem Ende des Jahres 1856 seinen Abschied nachzusuchen.

Schon am 18. Januar 1821 hatte die Königl. Gnade dem jetzt Verewigten den Johanniter-Orden verliehen. Nachdem des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Majestät geruht hatten, dem Preußischen Johanniter-Orden durch den Allerhöchsten Erlaß vom 15. October 1852 eine seiner ursprünglichen Stiftung entsprechende, gemeinnützige Bestimmung zu geben, trat Freiherr von Zedlitz der sich bildenden schlesischen Genossenschaft der Johanniter-Ritter bei, um auch in weiterem Umfange mit gemeinsamen Kräften die Zwecke fördern zu helfen, denen im Bereiche seiner persönlichen Wirksamkeit zu dienen, stets ein Bedürfniß seines menschenfreundlichen Herzens gewesen war. — Seinem ächt christlichen Sinne entsprang seine Auffassung von der Pflicht und dem Werth der persönlichen Hingebung im Dienste Anderer, und so übte er die selbstthätigste Fürsorge, der unter anderm auch die Niederschlesische Bewahrungsanstalt für unheilbare Geisteskranke seit langen Jahren anvertraut war, bis an sein Lebensende, obgleich die eigenen unter der Last des Alters sich steigernden Leiden ihn selbst schon längst zum Gegenstande unausgesetzter Sorge und Pflege gemacht hatten.

Durch sein ganzes Leben, insonderheit auch durch die ritterliche Treue für seinen König von Gottes Gnaden ein Vorbild für seine zahlreichen Nachkommen, von denen sein ältester Sohn, Besitzer des alten Stammguts Neukirch, Mitglied des Herrenhauses und Rechtsritter des Johanniter-Ordens ist, die beiden andern aber als Ehrenritter der Genossenschaft angehören, hat der Verewigte sich in weiten Kreisen ein dankbares und ehrendes Andenken begründet.

Das Johanniterspital auf Rhodos.

(Von Herrn von Goddäus.)

Landgraf Wilhelm I. von Hessen war ein noch junger Herr (geb. 1466), als er am 10. April 1491 von Kassel aus seine Pilgerfahrt in das gelobte Land antrat. Das anfänglich sehr zahreiche Gefolge wurde schon an der hessischen Grenze bedeutend vermindert, in Venedig aber bis auf drei Edelleute, Dietrich von Schachten, Hermann von Wartensleben und Arnd von Stein, entlassen. Der Landgraf miethete mit dem Grafen Philipp von Hanau, den er in Venedig getroffen, eine Galeere, auf welcher er mit seinen drei Begleitern die Ueberfahrt bewerkstelligte. Der erstgenannte derselben, Dietrich von Schachten, hat die ganze Pilgerfahrt ausführlich beschrieben, und befindet sich das Manuscript, so viel bekannt, noch auf der Bibliothek zu Kassel. Ein Auszug aus demselben erschien in den hessischen Denkwürdigkeiten, welche im Anfange dieses Jahrhunderts der verdienstvolle Superintendent Justi zu Marburg herausgab. Diese Sammlung historischer Aufsätze ist selbst in Hessen nicht mehr häufig anzutreffen. Im Auslande dürfte sie wohl ganz unbekannt sein, und so kann es nicht auffällig erscheinen, wenn hier das mitgetheilt wird, was Justi aus Dietrich von Schachtens Handschrift bezüglich des Johanniterspitals auf Rhodos (Schachten schreibt Rodis) veröffentlichte. Die Pilger legten nämlich auf ihrer nichts weniger als angenehmen Seefahrt an der gleichnamigen Hauptstadt dieser Insel an, und verweilten daselbst, bewirthet vom Großmeister, mehrere Tage, ehe sie wieder in See gingen. Besonders ausführlich spricht Schachten vom Spitale, dessen Unterhaltung, wie er sagt, jährlich zehntausend Dukaten erfordere.

Doch laſſen wir Schachten ſelbſt reden: — „Jhnn demſelbigenn Spittal iſt Ordnunge, das ein Jglich Krank menſch, er ſei arm oder Reich, Frembtt oder ihnnheimiſch, der das begert, ſein eigen Bette hatt mit ſeinenn köſtlichenn Umbhang wie ein gezeltt, mit ſeiner guten Deckenn und reinenn Leinlachenn, und ſiendt vier Artzte ihnn demſelbigenn Spittal geſchworenn, die ihrenn beſtenn lohen habenn mitt denn anderen außwarten, ſo ihm Spittel ſiendt, die mueſenn alle tage Zweier ihm Spittel Zu rieng umb gehenn, vonn einem zu dem andern, undt beſehenn, wo dann Nottdöftig iſt, Zween leibartzte und zween wundartzte, und verordtnen, was man jhnenn zueßen gebenn ſoll. desgleichen zu eßens zeitt iſt ein S. Johanneser herr, der muß vor dem eßenn, das mann einem Jglichenn briengtt, mit ſeinenn ſteckenn gehenn undt es einem Jglichenn Krankenn ſelbſten gebenn, ebenn als mann bei der Großen Fürſtenn Hoff thutt, wann mann dem Fürſtenn ſeine Eſſenn bringtt, undt ihren köſtlichenn tranck habenn ſie vonn Zuckerwaſſer undt Wein, auch andernn tranck, nach dem das die Artzte ordtnen. Desgleichin Nachmittage ſo komuen die Artzte wieder und beſehenn aber einen nach dem andern wie oben geſchriebenn, undt um's Veſper zeitt giebtt man einem Jglichen Gruenen Jngwer zu Eßenn oder lattwergenn oder ſonnſten, als mann ihnn Deutſchlandt Gümpoſt heißt, nachdem undt mann hatt, undt ſeine trank mit Zuccara Rosato, das giebtt dem Menſchenn gute Krafft. desgleichen thutt mann das nach dem nachdiſchenn, wie obgeſchriebenn iſt, zu dem Jmbeß Eſſen und zu dem Schlaftrunke habenn ſie abermal Jhre lattwergenn wie zu der Malzeitt, das doch faſt ein ſehr löblich geiſtlich Dieng iſt. Undt bei denenn ſiendt Vier Knechte, die da wachtt müſſen thuenn, wo es Nott iſt, einem Krankenn Menſchenn ſeine Betthe machenn, aufhebenn undt umbfüeren, als dann der Krankenn Artt undt gewöhnheitt iſt, die viel undt mancherlei Anfechtunge undt ohnruhe habenn, undt ob kein ander Guttwerk ihnn Rodis geſchehe, dann dießes, ſo verdientten ſie dennoch allen Dank gegen Gott dem Allmächtigenn. Item ſo hatt mann einem Jglichenn Kranckenn ſein ſilbergeſchirr, daraus mann Jhme Zueſſen giebtt, als ſchüſſel, leffel, desgleichenn ſeien ſilberne ſchalenn, das doch huebſch iſt. auch ann den vier hohenn Feſtenn, ſo hatt mann ein huebſch groß ſilbernn Beckenn undt Kandel, da giebtt man denn Krankenn das Waſſer zur Eſſens Zeittenn auf die hendte, ſondern die andernn Tage habenn ſie ein ſchlecht Meßiengs."

Der Spitalmeiſter zeigte dem Landgrafen und ſeinen Begleitern das dem Spital gehörende Silbergeſchirr, es wurde auf 16,000 Dukaten geſchätzt.

Die Frage dürfte erlaubt ſein, hat der moderne Staat nach allen Jncorporirungen, Säculariſationen u. dgl. eine ähnliche Anſtalt gegründet?! —

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortſetzung.)

VI.

Der Marſch dorthin bot wenig Intereſſantes, und nur eines vergnügten Wiederſehens, welches mir auf demſelben bevorſtand, will ich Erwähnung thun. Aus mir unbekannten Gründen ward es für nothwendig erachtet, in dem ſächſiſchen Städtchen Penitz ein gemiſchtes kleines Corps, beſtehend aus Jägern, Ulanen und einigen ruſſiſchen Truppen, zurückzulaſſen, während die übrige Armee ihren Marſch nach Leipzig, wo man ſchon mit ziemlicher Gewißheit eine Hauptſchlacht vermuthete, fortſetzte.

Der Aufenthalt in Penitz dauerte jedoch nur einen Tag, worauf wir uns beeilten, uns mit der Haupt-Armee wieder zu vereinigen, und unſern Marſch über Altenburg mit einem Nachtquartier daſelbſt nahmen. Der Hauptmann von Hagen hatte aber, weil er nicht wiſſen konnte, wie lange unſer Aufenthalt in Penig dauern würde, keine Luſt, ſich von der bevorſtehenden Schlacht entfernt zu halten, übernahm daher das Commando über eine Compagnie Füſiliere, deren Hauptmann krank geworden, und überließ mir als älteſtem Offizier die Jäger-Compagnie. Als Chef derſelben wollte ich mir nun nicht die Freude, und auch — aufrichtig geſagt — nicht die Eitelkeit verſagen, meinen früheren guten Wirth, den Hofbäcker Müller in Altenburg, wiederzuſehen, weshalb ich denn dem vorausgehenden Fourier-Oberjäger auftrug, mir mein Quartier wieder bei demſelben, aber ohne meinen Namen zu nennen, zu machen. Am nächſten Tage marſchirte ich an der Spitze einer Compagnie und zweier aus Leibeskräften blaſenden Horniſten vor das Haus des alten Müller, in welchem ich mich, vor noch gar nicht langer Zeit, als gemeiner Jäger befunden hatte, und nachdem die Compagnie-Geſchäfte beſorgt waren, betrat ich mein altes Quartier, deſſen Bewohner ſich mit ſcheuer Ehrerbietung vor dem „Herrn Compagnie-Commandeur" etwas zurückgezogen hielten, und ſagte: „Aber Vater Müller, kennen Sie mich denn nicht mehr?" Der alte Mann trauete im Anfang ſeinen eignen Augen nicht, endlich erkannte er mich und ſagte: „ach Herr Jeſus, ſind Sie denn wirklich der Jäger W., der vor vier Monaten bei uns war, ſind Sie es denn wirklich? und nun ein vornehmer Herr Offizier, mit einem Orden, und haben uns nicht vergeſſen? Na, das iſt eine Freude!" Darauf fiel er mir freundlich um den Hals und fing an zu weinen. Mir erging es aber auch nicht beſſer. Am andern Tage marſchirte ich, nach gegenſeitigem herzlichen Abſchied, wieder weiter, und das kleine Corps hatte ſeinen Sammelplatz vor dem Thore auf einer Wieſe. Ich war mit meiner Compagnie einer der Erſten, ließ bis zum Eintreffen der übrigen Truppen die Gewehre zuſammenſetzen, und wie ich nach einigem Warten mich zufällig umſehe, gewahre ich den alten Müller, mit einem Packet in der Hand, der ſich ſuchend umſah, ſich aber näher zu kommen fürchtete. Ich ging daher auf ihn zu und ſagte: „Vater Müller, ſuchen Sie Jemand?" „Ach Herr Jeſus, Herr Lieutenant," antwortete er: „Sie ſuche ich gerade; ſehen Sie, wie Sie ſo zeitig ausmarſchirten, war der Pflaumenkuchen noch nicht gebacken, den ich Jhnen mitgeben wollte, und darum bringe ich Jhnen denſelben jetzt nach. Ich habe ihn gut eingepackt, und Sie werden ihn unterwegs gewiß gebrauchen können." Dieſe herzliche Güte des alten Mannes wird mir ewig unvergeßlich bleiben. —

Noch vor der Schlacht von Leipzig vereinigte ich mich wieder mit dem Bataillon, behielt aber vorläufig noch das Commando über die Jäger. Eine Beſchreibung der Schlacht zu geben liegt aber um ſo weniger in meiner Abſicht, als

dies von meinem geringen Standpunkt aus ohnehin nicht möglich ist, da die Garden bekanntermaßen auch nur einen geringen activen Antheil an dieser Schlacht nahmen, und nur am Abend des 16. Octobers einem ziemlich heftigen Kanonenfeuer ausgesetzt waren. Eines interessanten Zwischenfalles muß ich jedoch Erwähnung thun. Es war am 16., als dem ersten Schlachttage, als das Bataillon in Linie aufmarschirt war, und der weiteren Ereignisse wartete, die da kommen sollten; jeder Offizier war auf seiner Stelle, ging aber, da noch nicht zum „Stillstehen" kommandirt war, auf und nieder, der Major von Block vor der Fronte gleichermaßen. Er sah auffallend blaß und nicht so freudig aus, wie wir es sonst an solchen Tagen von ihm gewohnt waren, weshalb denn auch ein Offizier, der bei dem Auf- und Niedergehen mit ihm zusammentraf, Gelegenheit nahm, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. „Finden Sie denn, daß ich übel aussehe? sagte Block. „Nun ja," antwortete der Offizier, „ich kann es nicht läugnen, daß ich Sie weniger wohl aussehend finde, als gestern."

Block rief hierauf einen in der Nähe befindlichen andern Offizier und fragte diesen: „Finden Sie auch, daß ich übel aussehe?" und da derselbe dies gleichermaßen bejahte, fuhr er fort: „Nun, da Ihr Beide einerlei Meinung seid, muß ich Euch auch wohl die Ursache mittheilen, Ihr möchtet sonst, fügte er mit einem Lächeln hinzu, auf den Gedanken kommen, daß ich Furcht vor dem heutigen Tage hätte. Ich bitte aber, lacht mich nicht aus, wenn ich Euch sage, daß die alleinige Ursache meines veränderten Aussehens nichts wie ein Traum ist. Mir träumte nämlich in der vergangenen Nacht, wir würden heute eine Schlacht haben; im Verfolg derselben kam ich auf einen mit einer Mauer umgebenen Platz, auf diesem sah ich ein frisches Grab, auf demselben einen Leichenstein, und auf Letzterem erkannte ich klar und deutlich meinen eigenen Namen. Daß dies einigen Eindruck auf mich gemacht und mich auf den Gedanken gebracht hat, als könnte mir heute etwas Menschliches begegnen, werdet Ihr mir wohl um so weniger verargen, als Euch bekannt ist, daß ich Frau und Kinder zu Hause habe. Und nun Adieu, meine Herrn, ein Jeder thue seine Schuldigkeit, ich werde gewiß die meinige auch thun!"

Bald darauf begann das Kanonenfeuer, mehrere Kugeln schlugen dicht vor und neben seinem Pferde ein, er zwang es aber jedesmal wieder auf die alte Stelle, wenn es einen Satz seitwärts machte, zurück. Mittlerweile eilten wir vor und besetzten wirklich einen mit einer Mauer umgebenen Platz. Kaum waren die Compagnieen in Ordnung aufgestellt, als Block die beiden Offiziere, denen er seinen Traum mitgetheilt hatte, rief, und mit seinem Degen vor sich zeigend, sagte: „Da seht einmal!" Sie sahen nach der bezeichneten Stelle, erblickten ein frisches Grab, und auf demselben einen Leichenstein, mit der Inschrift: „Hier ruht Christian Ludwig Block, Zimmer-Meister." — „Nun ist es gut," sagte der Major, „mein Traum ist in Erfüllung gegangen, ohne Nachtheil für mich, und nun bin ich auch wieder vollständig der Alte."

Nach der glorreich gewonnenen Schlacht gehörte der fernere Marsch bis nach Frankfurt a. M. durchaus nicht zu den Annehmlichkeiten. Die Witterung ward rauher und unfreundlicher, die Wege schlechter, die Verpflegung geringer, und die Bekleidung, sowohl der Offiziere wie der Soldaten, gerieth unter diesen Umständen, und bei dem unausgesetzten Bivouakiren in einen wahrhaft schaudererregenden Zustand. Die noch immer beibehaltenen leinenen Beinkleider der Letzteren lösten sich immer mehr und mehr auf, und viele derselben geriethen zuletzt in einen ziemlich Bergschotten ähnlichen Zustand. Wo die Tuchbeinkleider der Offiziere defect wurden, ward in Ermangelung von Tuchflicken ein Stück Leder gesetzt, so daß am Ende kaum mehr zu erkennen war, aus welchem Material dieselben ursprünglich bestanden hatten. In demselben Maße, wie die Beinkleider durch die Nässe litten, wurden die Uniformen und Mäntel durch das Feuer ruinirt, bedeutende Brandwunden waren fast an einem jeden derselben bemerkbar, ja, ich habe mehr als einen Soldaten gesehen, dem ein ganzer Schooß der Uniform abgebrannt war, und der sich doch in diesem lächerlichen Bekleidungszustande ferner produciren mußte. Sehr nachtheilig stachen wir daher von den russischen Garden ab, die stets eine vollständige Garnitur neuer Montirungs-Gegenstände mit sich führten, und bei jeder vorkommenden Gelegenheit proper, wie aus dem Ei geschält, erschienen. In diesem allerdings nicht erfreulichen Zustande langten wir endlich bis einen Tagemarsch vor Frankfurt an, und hier wurden, bei mehrtägiger Ruhe, die unerhörtesten Anstrengungen gemacht, um einigermaßen anständig an dem Einzuge daselbst Theil nehmen zu können. Bei dem Bataillon befanden sich noch einige Stück jetzt nicht mehr nöthigen Schlachtviehes; diese wurden verkauft, und für den Erlös neue Tschacko-Bezüge, und so weit er reichte, auch Leinwand zu Beinkleidern angeschafft. Einiges ward auch geliefert, und so kamen wir denn endlich doch in einen Zustand, in welchem das erste und dritte Glied sich ziemlich gut konnten sehen lassen; mit dem zweiten Gliede sah es dagegen, besonders mit den Beinkleidern, noch immer schlecht genug aus, und viele waren noch darunter zu finden, die nur bis zum Knie reichten. Solchergestallt fand denn unser Einzug in Frankfurt statt, und wenn derselbe auch nicht den strengen Regeln einer Parade angemessen war, so zogen wir dagegen doch als Sieger ein, und dies war die Hauptsache!

VII.

Die Zeit der sehr nöthigen Ruhe in Frankfurt, wo wir ziemlich gute Quartiere in der Vorstadt Sachsenhausen erhielten, ward zur höchst nothwendigen Herstellung der Kleider, Waffen und auch des Körpers, mit gelegentlicher Abwechselung durch eine Parade, angewandt. Seit dem Ausmarsche aus Schlesien hatten wir, mit äußerst wenigen Ausnahmen, fortwährend bivouakirt, und man kann sich leicht denken, in welchen Zustand von Abgerissenheit und Schmutz wir zuletzt gerathen mußten. Von den Angehörigen der Jäger ward nach Möglichkeit Geld nachgeschickt, und was von diesen noch zu Offizieren tauglich war, ward jetzt dazu genommen und zur Linie oder Landwehr versetzt. Ersatz kam dagegen sehr wenig, und so konnte es denn nicht fehlen, daß die Detachements, sowohl an Quali- als an Quantität, bedeutend abnahmen. Endlich ging auch diese schöne Ruhezeit zu Ende, und unser Corps marschirte über die Bergstraße nach Basel, überschritt den Rhein und betrat alsdann endlich französischen Grund und Boden, worauf wir uns lange, aber vergeblich gefreut

hatten, denn der von uns berührte Theil deſſelben gehört wohl ſchwerlich zu dem ſchönen Frankreich. Die Dörfer ſind arm, ſchmutzig und unanſehnlich, der Wein iſt ſehr ſchlecht, und die Einwohnerſchaft wo möglich noch ſchlechter. Mit Güte erhielt man faſt nirgend etwas, was man bekam taugte nicht viel, und die gerühmte franzöſiſche Kochkunſt war hier wenigſtens nicht zu Hauſe. Die Hauptſache beſtand in der Regel aus einer ſogenannten Boulli, d. h. warmes Waſſer mit etwas Schweinefett, eingeſchnittenem ſchwarzem Brod und Kohlblättern, ausnahmsweiſe vielleicht eine Omelette. Eine gute, derbe deutſche Koſt, an die wir Alle gewöhnt waren, fehlte gänzlich. Sehr oft waren die Dörfer von den Bewohnern ganz verlaſſen, und wo dies nicht der Fall war, hatten ſie an Lebensmitteln verſteckt, was nur irgend zu verſtecken war, ſo daß wir faſt immer auf uns ſelbſt angewieſen waren, und um ſo mehr nehmen mußten, wo wir etwas fanden, als alles gütliche Zureden durchaus vergeblich war. Eines Tages erhielten wir einmal ausnahmsweiſe Quartier in einem großen, und wie es ſchien, auch wohlhabendem Dorfe, wo die Offiziere unſerer Compagnie bei dem Herrn Pfarrer logirt wurden. Dieſer lag krank in ſeinem Bette, ſeine Wirthin verſicherte, wie gewöhnlich, nichts zu haben, und wie ich mich darauf an den Herrn Curé ſelbſt wandte, that er daſſelbe. Ich eröffnete ihm nun, daß, wenn er uns „nicht gutwillig etwas zu eſſen gäbe, wir ſuchen müßten," worauf er entgegnete: „dies möchten wir in Gottes Namen thun, wenn wir aber etwas fänden, möchten wir ihm doch auch etwas geben, denn er habe ſchon in drei Tagen nichts mehr zu eſſen gehabt." Mit dem Suchen, welches in ſolchen Fällen erlaubt war, ward nun angefangen, und alle Räume des ziemlich großen Hauſes, den Ställen und der Scheune, in beſtändiger Begleitung der Haushälterin, genau durchforſcht, aber nichts gefunden. Endlich fiel mir auf dem Hofe noch ein Haufen Holz auf, welcher an eine Mauer des Wohnhauſes geſetzt war, und da ich dachte, daß ſich vielleicht ein Huhn hinter demſelben verſteckt haben könnte, ſagte ich den Burſchen, daß ſie denſelben auseinander werfen ſollten. Als dies geſchah, bemerkte ich, daß die Haushälterin die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug, und in das Haus zurücklief, woraus ich ſchloß, daß hier wohl etwas verſteckt ſein würde. Obgleich mich nun auch dieſe Hoffnung betrog, glaubte ich doch zu bemerken, daß eine Stelle des Fundamentes, welches das Holz bisher verdeckt hatte, ein friſcheres Anſehen, wie der übrige Theil des Mauerwerks hatte, und da es mir von Hauſe aus aufgefallen war, daß ich nirgends einen Keller hatte entdecken können, ſo kam ich auf den Gedanken, daß hier wohl ein Kellerfenſter zugemauert ſein könnte, weshalb ich denn den Burſchen auftrug, mit den vorhandenen Holzſtücken tüchtig gegen dieſe Stelle zu ſtoßen. Es dauerte nicht lange, ſo gab dieſelbe wirklich nach, und nachdem die Breche völlig practicabel gemacht war, zeigte ſich ein großer Keller, in welchem Vorräthe aller Art, an Wein, geräuchertem und eingeſalzenem Fleiſch, Brod, Mehl und auch Kleidungsſtücke, welche wahrſcheinlich das ganze Dorf hier zuſammengebracht hatte, vorhanden waren.

Der Pfarrer war nun mit einem Male geſund geworden, ſprang aus dem Bett und lief ſpornſtreichs zum Major, um mich wegen gewaltthätiger Plünderung zu verklagen, worauf denn auch gleich die Ordonnanz mit dem Befehl erſchien, mich ſogleich bei Block einzufinden. Ich leiſtete natürlich ſofort Folge, worauf denn der Major mich anredete: „Mein Freund, der Pfarrer beſchwert ſich über Sie wegen Plünderung, wie hängt dies zuſammen?" Worauf ich denn nicht allein den richtigen Vorgang der Sache erzählte, ſondern auch hinzufügte, wie die ſämmtlichen Offiziere es mir würden bezeugen können, daß der Pfarrer uns jedes Nahrungsmittel verweigert und ſelbſt die Erlaubniß zur Nachſuchung ertheilt habe. „Nun gut," ſagte Block, „ich glaube Ihnen ſchon ohne weiteres Zeugniß Ihrer Herrn Kameraden, aber warum haben Sie nicht, wie es befohlen worden, mir ſogleich Anzeige von Ihrer Entdeckung gemacht?" worauf ich entgegente: „daß ich dieſes gewiß nicht unterlaſſen, es aber für zweckmäßig gehalten habe, mich vorher möglichſt genau von dem Umfange der entdeckten Vorräthe zu unterrichten." „Da haben Sie ganz recht, mein Freund," ſagte er, „denn eine jede Meldung muß immer mit der möglichſten Genauigkeit gemacht werden. Wenn aber die Sache doch von ſolcher Bedeutung iſt, wie Sie meinen, ſo gehen Sie nur ſogleich wieder zurück, und theilen Sie die ſämmtlichen Lebensmitlel, wie auch Schuhe und Stiefel, in fünf gleiche Theile; ich werde Ihnen alsdann die Fouriere des Bataillons, denen Sie für jede Compagnie einen Theil übergeben können, zuſenden." So geſchah es denn auch, und der Pfarrer verlor Alles, weil er uns ein Mittagseſſen nicht hatte geben wollen.

Eine regelmäßige Verpflegung hörte überhaupt faſt ganz auf, und die Soldaten waren zuletzt nur darauf angewieſen, was ſie ſich aus den in der Nähe der Bivouacs befindlichen Dörfer ſuchen und nehmen konnten. Beſonders war für dieſe der Mangel an Holz nachtheilig, und manches Haus ward vollſtändig demolirt, um nur das darin befindliche Holz als Feuerungs-Material benutzen zu können. Wo es irgend anging, ward zwar, beſonders von Seiten der Preußen, zur Aufrechthaltung der Ordnung ein Offizier mitgeſandt, aber auch dieſer konnte höchſtens nur darauf ſehen, daß die etwaigen noch in den Dörfern befindlichen Einwohner nicht gemißhandelt wurden, denn wenn wir nicht verhungern wollten, mußten wir Lebensmittel und Holz nehmen, wo wir ſie finden konnten. Des Nachts aber, und beſonders da, wie es ſehr oft der Fall war, wo Ruſſen und Preußen durcheinander waren, hörte faſt jede Ordnung gänzlich auf, weil kein Soldat dem Offizier einer andern Nation Gehorſam ſchuldig zu ſein glaubte. In ſolchen Fällen, und bei dringender Noth, wurden zuweilen nicht einmal die in den Dörfern befindlichen Quartiere höherer Offiziere reſpectirt. Wenn ich nicht irre, war es in dem Bivouac bei Caulomier, wo ich mich auch zur Aufrechthaltung der Ordnung in einem Dorfe befand, als ein ruſſiſcher Offizier mich dringend erſuchte, ihn ſogleich zu dem General Miloradowitſch zu begleiten. Ich fand dieſen eben ſo liebenswürdigen als gebildeten Offizier in einem hübſchen Häuschen, vor welchem preußiſche Soldaten den daſſelbe umgebenden Stacketzaun abgeriſſen hatten und jetzt Miene machten, ſich auch der Thüren und Fenſter zu bemächtigen. Wie ich erſchien, redete mich Miloradowitſch ſogleich in ziemlich gutem Deutſch an: „Ach, mein Herr Offizier, ſehen Sie Ihre Soldaten! wollen mir nehmen Thür und Fenſter! mögen doch nehmen Zaun, mögen doch nehmen

Bäume aus Garten, und Thor von Scheune, aber bitte recht ſehr, laſſen Sie verſchonen mein Haus.“ Mit einiger Mühe gelang es mir, die Soldaten von ihrem Vorhaben abzubringen, und da ich zum Glück einige mir bekannte Füſiliere erblickte, ſtellte ich ihm dieſe als Wache vor ſein Haus, worauf er mich ſehr höflich und mit vielem Danke entließ. — (Fortſetzung folgt.)

Der getreue Clery.

(Von G. Heſekiel.)

(Schluß.)

Baron Heinrich Riancey, einer der beſten legitimiſtiſchen Schriftſteller Frankreichs, hat zu der neuen Ausgabe eine Einleitung geſchrieben, welcher wir Folgendes entnehmen: „Das Journal des Tempels iſt eins der beſten Bücher, die man der Gegenwart darbieten kann. Ich glaube, daß ich ſagen darf, der vorliegenden Ausgabe ſei jede Sorgfalt zu Theil geworden, die ſie der allgemeinen Theilnahme empfehlen kann. Es ſind die Enkelinnen Clery's ſelbſt, welche ſie vorbereitet haben, der Ruhm ihres Großvaters iſt ihr einziges Erbe, und ſie wahren dieſes Erbe mit gerechter und ſtolzer Würde. Aus dem Schatze ihrer Familien-Erinnerungen haben ſie bisher noch unbekannte Reichthümer ſchöpfen können. Zuerſt die „Folge“ des Tempeljournals, d. h. den Bericht über die Zeit, welche von jenem 21. Januar bis zur Freilaſſung Clery's reicht. Auch in dieſer Schrift verſchwindet Clery wieder vollſtändig; es iſt auch hier wiederum nur die Rede von dem, was die Königin angeht oder Madame Eliſabeth, (Eliſabeth von Bourbon, Schweſter Ludwigs XVI.) oder die Königliche Madame, Madame Royale, der Titel der älteſten Tochter von Frankreich, (Madame Royale war bekanntlich die nachmalige Herzogin von Angoulème, die letzte Dauphine Frankreichs, welche 1851 in der Verbannung ſtarb), oder den unglücklichen Ludwig XVII. (Herzog von der Normandie, Dauphin), der gleich ſeinem Vater, ſein Leben laſſen mußte, nur auf eine viel entſetzlichere Weiſe. Man findet weiter Anmerkungen, welche über verſchiedene Einzelnheiten intereſſante Aufſchlüſſe geben; man erhält die ganze Correſpondenz Clery's, welche ſich auf das Journal du Temple bezieht, Briefe der Könige Louis XVIII., Carl X., der Königin von Neapel und einer ganzen Reihe von Prinzen und Prinzeſſinnen, Acte des Conventes, des Gemeinderathes u. ſ. w. Die hauptſächlichſten dieſer Actenſtücke ſind in Facſimiles gegeben. Die Bilder endlich des Königs, der Königin, des Dauphins, der Madame Royale und der Madame Eliſabeth ſind nach authentiſchen Miniaturen angefertigt.“

Soweit Herr von Riancey. —

Clery's Journal aber iſt wirklich das Martyrologium des Tempels. Die Opfer und die Henker erſcheinen hier wie ſie wirklich waren, ſie ſprechen hier ihre eigene Sprache, ſie gehen ihren eigenen Gang. Clery war der einzige Zeuge der empörenden Schändlichkeiten, mit denen man das Königspaar heimſuchte, er allein konnte ſie beſchreiben und für die Wahrheit einſtehen. Er begnügte ſich, wie er ſelbſt ſagt, „die Thatſachen zu geben, mit möglichſter Genauigkeit, aber ſie für ſich allein ſprechen zu laſſen.“ Man kann nichts Erſchütternderes leſen.

Da iſt ein Municipalbeamter im Kleide der Nationalgarde mit zwei Epauletten und einem gewaltigen Sarras bewaffnet, der ſtellt ſich vor die Königin, die nicht an's Fenſter treten will, und ſchreit: „Man will Euch den Kopf der Lamballe nicht ſehen laſſen, den Kopf, den man für Euch hierher getragen, um Euch zu zeigen, wie ſich das Volk an ſeinen Tyrannen rächt; ich rathe Euch, daß Ihr Euch ſehen laßt, wenn Ihr nicht wollt, daß das Volk hier herauf kommt!“

Da iſt ein anderer Municipal, „Franz — Toulot — heißt die Canaille,“ der ganz offen erklärt: „Wenn der Henker dieſe verfluchte Familie nicht guillotiniren will, ſo will ich's ſelbſt mit dieſen Händen thun!“

Da iſt Einer der Schließer des Tempelthurms, Rocher mit Namen, ein ſcheußliches Geſichte, als Sapeur gekleidet, mit langem Schnurrbart, eine Mütze von ſchwarzem Katzenfell auf dem Kopf, einen breiten Säbel in der Fauſt und ein rieſiges Schlüſſelbund am Gürtel; jedes Mal, wenn er mit möglichſtem Getöſe die Kerkerthür geöffnet hat, ſtellt er ſich daneben und bläſt, aus einer Thonpfeife rauchend, jedem Mitglied der Königlichen Familie eine Wolke von Tabaksqualm in's Geſicht; dieſe Schändlichkeit oft, namentlich bei den Prinzeſſinnen, verdoppelnd.

Da iſt auch der Kerkermeiſter Mathey; dieſer Schlingel kommt und ſtellt ſich, die Rockſchöße aufhebend, mit dem Rücken vor das Kamin, um ſich zu wärmen, während der frierende König ſchweigend zurücktreten muß vor dieſer Frechheit.

Da ſind auch die Mauern der Gefängniſſe, ſie ſind zu Mitſchuldigen der Jacobiner gemacht, denn ſie ſtarren von Hohn und Beleidigung gegen die Königliche Familie, Bilder und Inſchriften, etliche ſo gemein und ſchmutzig, daß ſie nicht wiederholt werden können.

Es wurde den Königlichen Märtyrern nichts erſpart.

Dieſe Folterqualen ſind Tag für Tag in Clery's Journal verzeichnet; man folgt Schritt für Schritt dem dornenvollen Wege, den Ludwig XVI. gewandelt, vom Eintritt in den Tempelthurm an bis auf das Schaffott des 21. Januar. Es giebt in der ganzen Weltgeſchichte keine Leiden, welches die Herzen ſo gewaltig erſchüttert und ſie ſo tief ergreift, es giebt keins, welches einen mächtigeren Abſcheu gegen die Revolution einzuflößen vermöchte. Clery's Journal iſt ein Buch, welches man in unſeren Tagen gerade leſen und wieder leſen ſollte, um ſich ſtets gegenwärtig zu erhalten, wohin die Wege der Revolution führen. Auf der anderen Seite lernt man aus dieſem Buche den edlen König Ludwig kennen, wie er wirklich war, nicht wie ihn die Revolution darſtellt, die ihn erſt zu einem Scheuſal machte, und ihn dann als einen Schwachkopf angeſehen wiſſen wollte. Die Königin Marie Antoinette, Madame Eliſabeth, der junge, unglückliche Prinz, der einige Monate Ludwig XVII. hieß, die erhabene Fürſtin, welche man die „Waiſe des Tempels“ nannte und mit dieſem Namen doch nur einen Theil ihrer Leiden und ihrer Tugenden bezeichnen konnte, Alle erſcheinen hier in dem rechten Lichte, und die Seele des Leſers beugt ſich vor ihnen.

Selbſt das verſtockteſte Herz, die eiſigſte Ignoranz kann dieſes Buch nicht leſen, ohne ſich tief ge-

rührt zu fühlen. Es iſt unmöglich. Man erinnere ſich, daß einſt der ſchändliche Schuſter Simon nahe daran war, beim Anblick der Königlichen Familie zu weinen.

Wie oft ſind ſchon die letzten Stunden, welche Ludwig XVI. vor ſeiner Hinrichtung im Tempelthurme zubrachte, beſchrieben worden! Einfacher und edler, ergreifender und ſchauerlicher wie Clery hat ſie Niemand geſchildert! Er ſagt: „Um 7 Uhr trat der König aus ſeinem Cabinet, rief mich und führte mich in die Fenſterniſche, dort ſprach er: „Dieſes Petſchaft werden Sie meinem Sohne geben, dieſen Ring der Königin; ſagen Sie ihnen, daß ich ſie mit Schmerz verlaſſe; dieſes kleine Päckchen enthält Haar von allen Mitgliedern meiner Familie, das werden Sie auch der Königin geben; ſagen Sie der Königin, meinen geliebten Kindern, meiner Schweſter, daß ich verſprochen hätte, ſie dieſen Morgen noch ein Mal zu ſehen, daß ich ihnen aber den Schmerz einer ſo grauſamen Trennung erſpart wiſſen wollte; es hat mir viel Ueberwindung gekoſtet, ohne eine letzte Umarmung von ihnen zu ſcheiden!“ Er trocknete ſeine Thränen, dann fügte er mit ſchmerzlich bewegter Stimme hinzu: „Ich beauftrage Sie, den Meinigen mein letztes Lebewohl zu ſagen!“ Darauf trat er in ſein Cabinet zurück. Die Municipalbeamten, welche herangetreten waren, hatten gehört, was Se. Majeſtät geſprochen, ſie hatten die Gegenſtände geſehen, welche mir übergeben worden waren, ich hielt ſie noch in der Hand. Sie verlangten dieſelben von mir, Einer von ihnen jedoch ſchlug vor, mir dieſelben bis zur Entſcheidung des Municipalraths zu laſſen. Das geſchah. Eine Viertelſtunde ſpäter kam der König wiederum aus ſeinem Cabinet und ſprach zu mir: „Fragen Sie, ob man mir eine Scheere geben kann!“ Dann trat er zurück. Ich richtete die Frage an die Commiſſäre. „Wiſſen Sie, was er damit will?“ — „Ich weiß es nicht!“ — „Wir müſſen es wiſſen!“ Ich klopfte an die Thür des kleinen Cabinets, der König trat heraus. Ein Municipalbeamter, welcher mir gefolgt war, ſagte: „Sie haben eine Scheere verlangt, aber ehe wir dieſes Verlangen dem Municipalrath vorlegen können, müſſen wir wiſſen, was Sie damit machen wollen!“ Se. Majeſtät antwortete: „Clery ſoll mir damit Haar abſchneiden!“ Die Municipalbeamten zogen ſich zurück. Einer von ihnen begab ſich in das Gemach, in welchem der Rath verſammelt war. Nach halbſtündiger Berathung ſchlug man dem Könige ſeinen Wunſch ab. Als Ludwig XVI. dieſe Entſcheidung mitgetheilt wurde, ſagte Se. Majeſtät: „Ich würde die Scheere nicht ein Mal berührt haben, ich wünſche, daß mir Clery das Haar in Ihrer Gegenwart ſchneidet. Sagen Sie das, mein Herr, ich bitte Sie darum!“ Der Rath blieb trotzdem bei ſeiner Weigerung. Darauf erklärte man mir, ich müſſe den König auf das Schaffot begleiten, um ihm dort beim Entkleiden zu helfen; Entſetzen ergriff mich, aber ich nahm alle meine Kräfte zuſammen und war entſchloſſen, meinem Herrn dieſen letzten Dienſt zu leiſten, als plötzlich ein anderer Municipalbeamte rief: „Nein, er wird nicht mitgehen, der Henker iſt gut genug!“ Paris war ſeit 5 Uhr Morgens unter den Waffen, man hörte Generalmarſch ſchlagen, Waffengeklirr und Hufſchlag, das dumpfe Rollen der Geſchütze auf dem Pflaſter tönte auch im Tempelthurm wieder. Seit neun Uhr nahm das Getöſe zu, Thüren wurden auf- und zugeſchlagen. Santerre (der verſoffene Brauer, Commandant der Pariſer Nationalgarde) trat mit ſieben oder acht Municipalbeamten ein, zehn Gensd'armes folgten, die ſich in zwei Linien aufſtellten. Bei dieſem Geräuſch kam der König aus ſeinem Cabinet und fragte Santerre: „Sie kommen, um mich abzuholen?“ — „Ja!“ — „Ich bitte Sie um eine Minute!“ Er trat in ſein Cabinet. Faſt augenblicklich aber kehrte Se. Majeſtät wieder zurück, der Beichtvater (Abbé Edgeworth) folgte ihm; der König hielt ſein Teſtament in der Hand und ſprach, indem er ſich an einen Municipalbeamten, Namens Jacques Roſey, welcher ihm zunächſt war, wandte: „Ich bitte Sie, dieſes Papier der Königin, meiner Gemahlin, zu übergeben!“ Darauf antwortete dieſer (ehemalige) Prieſter, indem er das Papier zurückwies: „Das geht mich nichts an, ich bin hier nur, um Sie zum Schaffot zu führen!“ Darauf wandte ſich der König an einen andern Municipalbeamten, Gobeau mit Namen, und ſprach: „Ich bitte Sie, geben Sie dieſes Papier meiner Gemahlin; Sie mögen es leſen, es enthält Verfügungen, von denen ich wünſche, daß ſie der Commune bekannt werden!“ Ich war hinter dem König, dicht am Kamin, und brachte ihm ſeinen Ueberrock. „Ich bedarf ſeiner nicht,“ ſagte er zu mir, „geben Sie mir nur meinen Hut!“ Ich überreichte ihm denſelben. Er berührte dabei meine Hand und drückte ſie mir zum letzten Male. „Meine Herren!“ ſprach er, ſich an die Municipalbeamten wendend, „ich möchte, daß Clery bei meinem Sohne, der an ſeine Sorgfalt gewöhnt iſt, bliebe; ich hoffe, daß die Commune mir dieſe Bitte erfüllt! Darauf wandte er ſich an Santerre und ſagte: „Gehen wir denn!“ Das waren die letzten Worte, die er in dieſem Zimmer ſprach. Am Anfang der Treppe begegnete er Mathey, dem Schließer des Tempelthurmes. Zu ihm redete er: „Ich war vorgeſtern ein wenig lebhaft gegen Sie, verzeihen Sie mir!“ Mathey antwortete nichts und wendete ſich ab, als der König ihn anſprach. Ich blieb allein im Zimmer, von Schmerz zerriſſen, faſt ohne Empfindung; — das Anſchlagen der Tambours und das Schmettern der Trompeten verkündeten mir, daß Se. Majeſtät den Temple verlaſſen . . . . . Eine Stunde nachher krachten Kanonenſalven, vive la nation! vive la république! wüthendes Geheul —, der Beſte der Könige war nicht mehr auf Erden!“

Das die Erzählung des getreuen Clery von ſeines Königlichen Herrn Heimgang. Es giebt kaum etwas Einfacheres und Ergreifenderes.

Wohlthätigkeits-Anſtalten im Kreiſe Bunzlau.

Dieſer Kreis, deſſen Name durch ſein braunes Thongeſchirr weit und breit bekannt, iſt 19 Quadratmeilen groß, mit 58,105 Einwohnern, nämlich: 49,573 Evangeliſchen, 8,328 der römiſchen Kirche Angehörigen, 69 Deutſch-Katholiken, 135 Iſraeliten. An Staats-Abgaben bringt derſelbe auf: 7200 Thlr. Einkommenſteuer, 33,400 Thlr. Klaſſenſteuer, 5700 Thlr. Gewerbeſteuer, 31,300 Thlr. Grundſteuer.

In der kreisſtändiſchen Corporation erkannte man die Einrichtung eines Krankenhauſes als ein nothwendiges Werk der Barmherzigkeit, um namentlich Abhülfe zu leiſten, wo Ange-

hörige, Brodherrschaften und Ortsarmenverbände den Kranken die zur Genesung erforderliche Ruhe, diätetische Berücksichtigung und ärztlichen Beistand nicht gewähren konnten, besonders für gewisse Krankheiten, wo Absonderung und gründliche Heilung im Interesse der Erkrankten, wie des Gemeinwohls halber geboten ist. Die allgemeine Humanität und die christliche Nächstenliebe also wurden das Motiv, Hand an's Werk zu legen. Man gab der käuflichen Erwerbung eines eigenen Gebäudes den Vorzug vor jeder anderen Form der Erledigung des guten Vorhabens. Ein Johanniter erlegte 1200 Thaler, die Hälfte des baar eingezahlten Kaufgeldes; die andere Hälfte wurde durch Spenden der Kreisinsassen gedeckt. Den Rest (circa $\frac{1}{3}$ des Gesammt-Betrages) übernahm ein ebenso reicher, wie wohlthätiger (zur Zeit verstorbener) Rittergutsbesitzer als hypothekarisch eingetragene Schuld. Er gab sein Darlehn zinsfrei mit billigen Amortisationsbedingungen (100 Thaler jährlich).

Seit dem 5. August 1857 wirkt das auf diese Weise in's Leben gerufene Kreis-Krankenhaus segensreich. In demselben arbeiten: 1 Diaconissin (eine 2te außerhalb), 1 Aufwärterin, 1 Krankenwärter. Bis zum 7. April 1861 wurden aufgenommen: 277 Personen, und 8587 Tage verpflegt. Es starben 15 Personen, d. i. $5\frac{1}{11}$ pCt.; unheilbar sind entlassen: 4 Männer. An scabies sind behandelt 70 Männer, 52 Frauen; an Syphilis 24 Personen. Amputationen erfolgten an 3 Männern, Operationen bei 4 Frauen. Unter den Aufgenommenen befand sich eine langwierig kranke Wöchnerin. — Der von den Kranken entrichtete Verpflegungssatz ist mit 3 Sgr. festgestellt; den Mehrbedarf (5 Sgr.) schießt der Kreis zu. Das Haus enthält 20 Betten. Ein Johanniter-Orden-Ritter, als Comité-Mitglied, leitet die Verwaltung.

Ein an das Krankenhaus grenzendes Gebäude und Grundstück wurde von oben erwähntem Haupt-Contribuenten käuflich erworben. Anfänglich zur Aufnahme 20 Siecher bestimmt, ist dasselbe neuerdings zur Erweiterung des Kreis-Krankenhauses den Kreisständen unter dem Kostenpreis (für 2000 Thlr.) und sammt der innern Einrichtung (für 1000 Thlr.) überlassen worden. Somit besitzt die Kreis-Kranken-Anstalt jetzt 40 Betten in 2 Häusern, eine massive Scheune, 1 Nebengebäude, 7 Morgen Land und einen kleinen Garten. Großen Antheil an dem Gedeihen dieses Liebeswerks haben der Königliche Landrath und seine Gemahlin. Letztere und die Gemahlin des erwähnten Hospital-Verwalters stehen an der Spitze eines Königin Elisabeth-Vereins, dessen Hauptthätigkeit der Obhut der nicht in Krankenhäusern aufgenommenen Armen gilt.

Die Stadt Bunzlau besitzt ein eigenes Krankenhaus (zu 21 Betten), mit Capital und Grundstücken ausgestattet. Im verflossenen Kalenderjahr wurden hier 147 Personen aufgenommen. Das benachbarte „Spittel" umfaßt 25 Stellen (18 im Hause selbst), durch gebrechliche, alte Leute besetzt, Männer und Frauen, (manchmal auch Ehepaare) sämmtlich selbst eingekauft mit pro Kopf 50 Thlr., ein für alle Mal Zeitlebens.

Eine Arbeits- und Spinn-Schule besteht seit 11 Jahren, begründet durch einen Verein zur Abschaffung des Bettelns der Kinder in Bunzlau. Man machte mit 16 Kindern den ersten Versuch; jetzt sind es drittehalb Hundert, die in 3 Zimmern beaufsichtigt und beschäftigt werden. Freiwillige Monatsbeiträge (jährlich durchschnittlich 265 Thlr.), Geschenke ꝛc. ꝛc. und der Erlös der gefertigten Arbeiten erhalten diese Einrichtung; sie hat den in Neumarkt, Liegnitz, Grünberg u. a. O. begründeten zum Muster gedient.

Die Rettungs-Anstalt sittlich verwahrloster Kinder entstand im Jahre 1847. 1859 waren in Pflege: 14 Kinder im Hause, 13 außerhalb. (Letztere nur Knaben.) Die erwachsenden Ausgaben werden aufgebracht durch Verpflegungsgelder der Kreis-Communal- und Stadt-Armen-Casse (100 resp. 50 Thlr.) und einzelner Dorfgemeinden oder Privaten (für jedes Kind 30 Thlr.; Fiskus zahlt 40), ferner durch milde Gaben, jährliche Beiträge der Vereinsmitglieder, verkaufte Gegenstände und Arbeitslohn, Capital-Zinsen und Ergebnisse der Hausbüchse.

Die Bürger-Unterstützungs- und Rettungs-Anstalt, vor 20 Jahren gestiftet, will vor dem bürgerlichen, also auch sittlichen Untergang bewahren, nicht durch Geschenke eine geringe Kraft vollends lähmen, sondern durch ihre Hülfe zu neuer Thätigkeit anregen, sowie hinwirken auf Ordnung und Sparsamkeit im Haushalt, Pünktlichkeit und Rechtlichkeit gegen die Arbeitgeber. 29 Thlr. bildeten den kleinen Anfang. Seitdem sind an 4705 Personen (darunter 4192 Handwerker) mit 100,937 Thlr. Darlehen vertheilt. Vermögensbestand beim letzten Jahresschluß: 2209 Thlr. — Dies erfreuliche Resultat ist das Ergebniß verschiedener Legate und Zuwendungen, zumeist aber erzielt durch kleine alljährliche Gaben und sparsame Verwaltung. Die Darlehen geschehen in Beträgen von 5 bis 49 Thlr. Das dem Jahresbericht vorgedruckte 29. Capitel des Sirach bildet das die Institution leitende Princip.

Uebrigens verdient Erwähnung: der Missions- und Gustav-Adolph-, so wie der Begräbnißkassen-Verein und das Bestehen eines von 2 Aerzten (Brüder) auf dem platten Lande eingerichteten Privat-Krankenhauses.

Die hülfsbedürftigen Veteranen aber sind eines Zuwachses an Unterstützung um so bedürftiger und würdiger, als ihre Zeit bald erfüllet und der Tag nahe ist, wo Niemand mehr für sie wirken kann.

Geschrieben den 15. October 1861.

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Die Kreuzzüge.

Einige weltgeschichtliche Gedanken.

(Von P. Cassel.)

„Wir haben das Kriuze genommen
daz sul wir leiten alsô
daz unser sêle werde vrô."

Aus dem 13. Jahrh.

1. Der Prophet Elia trat zu dem versammelten Volke und sprach: „Wie lange wollet ihr auf beiden Seiten hinken! Dienet ihr Gott, so dienet ihm und folget ihm nach! Folget ihr Baal, so wandelt ihm nach." Das Hinken auf beiden Seiten ist die Signatur schwacher Zeiten und Menschen. Schwache Gewissen dünken sich stark zu sein, doppelte Pflichten zu tragen. Halbe Liebe und halbe Ueberzeugung meinen zwei ganze Welten fühlen zu können. Und doch ist mächtig gestaltend und fortreißend nur ein einiges, volles, ganzes Herz. Nur einige Liebe weckt und trägt Begeisterung; große Thaten geschehen durch kein zwiespältiges Volk. Zeiten, welche den Stempel unsterblichen Ruhmes tragen, waren von einer Flamme, die Herz und Seele ergriffen, unwiderstehlich durchglüht.

Selbst der Fanatismus des Islam ist davon ein Zeugniß. Die Araber unterwarfen die halbe Welt nur durch die gesammelte Gluth einer fanatischen Begeisterung. Erst als diese verlosch, hörte ihr Schrecken auf. Die Lehre Muhamed's ist auf die gesammelte Gewalt einer Kraft, einer Herrschaft gegründet. Noch als der falsche Prophet in den nationalen Grenzen seiner Heimath waltete, pflegte er mit aller Extase die Idee der einen Herrschaft seiner Lehre in Arabien. Zwar hat er die Bücher der »Schriftbesitzer«, wie er die Ju-

den nennt, nicht verleugnet, Moſen und Jeſum anerkannt, aber von ſeiner Prophetie wird jede andere aufgehoben. Der Koran überwindet nicht durch Wort und Wahrheit. Er iſt ein Feuer, das alles Andere verzehrt. Auf dem Sterbebette Muhameb's ſoll Omar ſein Wort vernommen haben, „es könne nur eine Religion in Arabien geben.“ Daher wurden von dieſem alle Juden aus dem Lande getrieben, auch die, welche durch Vertrag mit dem Propheten darin zu bleiben ein Recht hatten. Der Islam war ein Eroberer, und wo er ſiegte, derſelbe. Wie in Arabien handelte Omar überall. Es ſoll nur eine Religion ſein, wurde der kanoniſche Satz des Muhamedanismus. Was neben ihm noch blieb, ſoll wenigſtens nicht wie er beſtehen. Ehre und Freiheit gebühren nur dem Islam; dem Ungläubigen müſſen ſie entzogen ſein. Weil Omar, der gewaltige Kalif, zuerſt dieſen Kanon mit ſcharfem Schwerte gelehrt hatte, ward mit ſeinem Namen das Grundgeſetz des Islam in ſeinem Verhältniß zu den Ungläubigen benannt. Das kanoniſche Recht des Islam heißt das „Omariſche.“

Es wurde feſtgehalten, daß jeder Gottesdienſt der Ungläubigen (Juden und Chriſten) ein nur geduldeter und zwar nur außerhalb Arabiens gelittener ſei. Eigentlich ſollten Chriſten nirgends neue Kirchen bauen, morſch gewordene nicht ausbeſſern und ſich jeder öffentlichen Kundgebung enthalten. Glocken mußten leiſe gehen, die Gemeinden durften nicht laut ſingen. Und nicht blos dies; der Moslem mußte auch im geſellſchaftlichen Leben eine erhöhte Stellung vor Chriſten und Juden einnehmen. Die Letztern waren genöthigt, dem Moslem mit vorgeſchriebenen Zeichen der Ehrerbietung zu begegnen, namentlich vor ihm vom Pferde zu ſteigen und die gehörige Reverenz zu machen. Es war feſtgeſetzt ſeit Omar, daß weder Chriſt noch Jude auf einem geſattelten Pferde reiten durfte. Sie ſollten noch bis in neue Zeiten nicht diejenigen Waffen tragen, welche dem eigentlichen Moslem angemeſſen ſind. Die Ungläubigen haben ſich zu unterſcheiden durch die Tracht ihrer Kleidung, namentlich durch Gürtel und Fußbedeckung. Die Farbe unterſchied wieder Juden und Chriſten; an der gelben erkannte man meiſt die Juden, an der blauen die Chriſten.

Es verſteht ſich, daß dieſe Art von Geſetzen in verſchiedenen Ländern bald ſtrenger, bald milder ausgeführt worden ſind. Als eine Art Reformator des Omariſchen Geſetzes und des „gläubigen“ Lebens überhaupt wird der Sultan Motewekkil in der Mitte des neunten Jahrhunderts angeſehen, der namentlich über die Abzeichen der Juden und Chriſten beſtimmte Anordnungen gab, daß ſie z. B. nur hölzerne Steigbügel und Sättel gebrauchen, die Männer einen Lappen an ihren Kleidern, die Frauen am Schleier ein anderes Abzeichen tragen ſollten. Noch weiter ging in der Strenge dieſer Geſetze der ägyptiſche, aus dem Hauſe der Fatimiden ſtammende Sultan Hakem Biamrilla; dieſer gebot, daß die Juden einen Kalbskopf an ihrer Bruſt tragen mußten, während die Chriſten ein Kreuz trugen. Einen Kalbskopf ordnete er zur Erinnerung an des goldene Kalb in der Wüſte an. Die Chriſten mußten außerdem ein blaues Kleid und ſchwarzen Turban tragen. Wer ſich dieſer Zeichen weigerte, wurde verbannt. Als die Zurückbleibenden das Geſetz umgingen, wurde das Geſetz erſchwert. Chriſten und Juden mußten nun hölzerne Abzeichen 5 Pfund an Gewicht und an ihren Kleidern Glocken tragen.

Hakem Biamrilla iſt der göttliche Genius der Druſenſekte. In ihm, glaubt dieſe, habe Gott ſich wieder einmal incarnirt. Am Ende der Dinge wird er wieder kommen und über Chriſten und Juden ſchwere Strafe verhängen; Hakem band ihnen einen ellenlangen Hut von Schweinshaut aufſetzen, in die Ohren wird er Ringe von ſchwarzem Glas hängen, im Sommer heiß wie Feuer, ſonſt kalt wie Schnee. Wie Ochſen und Eſel werden ſie arbeiten müſſen.

Spätere Califen haben die Vorſchriften ein wenig gemildert, aber im Geiſte des Islam ruht die Gehäſſigkeit, aus welcher ſolche Geſetze fließen. Sie iſt ihm immanent, Milde wechſelt daher nach Laune mit übermüthiger Strenge zu aller Zeit ab. Als die vorhandenen Abzeichen die Ungläubigen noch nicht genügend zu trennen ſchienen, kam ein arabiſcher Feldherr auf die Idee, das Zeichen in die Hand einzubrennen; es wurden die Ungläubigen an dieſem Brandmal, das die Figur eines Löwen oder Ringes trug, erkannt. Offenbar ein ſehr gründliches Verfahren. Wo dieſe Geſetze galten, konnten auch ſonſt die Schickſale der Chriſten nur ungünſtig ſein; in jeder Beziehung befanden ſie ſich in untergeordneter Stellung; ſie durften kein ſtaatliches Amt bekleiden; Richter über „Gläubige“ zu ſein, war unterſagt. Es hing freilich nur davon ab, ob die Perſönlichkeit, welche auf dem Throne ſaß, dem Muhamedanismus milder oder ſtrenger geſinnt war. Unter einem einzigen, dem berühmten Harun-Alraſchid, der überhaupt etwas von den ſtrengen Grundgeſetzen des Koran abwich, genoſſen ſie eine größere Freiheit, denn ſelbſt der kunſtliebende Calif Almamun hat ſich ein wenig Verfolgungen gegen die Chriſten geſtattet.

2. Das heilige Land der Erinnerung, Paläſtina, war auch in die Hände der Muhamedaner gefallen. Seit jenen Zeiten, in welchen der ſchreckliche Aufruhr der Juden unter den Barkochba von den römiſchen Kaiſern gebändigt worden war, die Juden überall verbannt, verjagt oder getödtet waren, kam das Land aufgehört, den beſonderen Stempel jüdiſchen Lebens zu tragen. Die Stadt ſelbſt, Jeruſalem, hieß officiell Aelia; nur die Chriſten bewahrten noch den heiligen Namen Jeruſalem. Aber nachdem der römiſche Kaiſer Conſtantin das Chriſtenthum angenommen und ſeine Mutter Helena dort das heilige Kreuz entdeckt, nachdem der Kaiſer und ſeine Nachfolger zahlreiche Klöſter und Stiftungen in Paläſtina angelegt hatten, ſeitdem es überhaupt unter chriſtlichen Herrſchern chriſtliche Ruhe und Frieden genoß, blühte das Land von Neuem auf; lange Zeit war es von der Verwüſtung verheerungsvoller Kriege verſchont; von allen Seiten ſtrömten fromme und ſehnſüchtige Gemüther nach Paläſtina, um dort das Leben zuzubringen; bis in die Wüſte hinein bevölkerte ſich das Land mit frommen Eremiten, Mönchen und andern Chriſten, die dort ihren Aufenthalt nahmen. Namentlich ſammelten ſie ſich an den heiligen Erinnerungsſtätten des Landes. Die Stelle des Jordan, wo Johannes zuerſt getauft hatte, wurde mit Marmor getäfelt, und war umgeben von Gebäuden, Capellen und gaſtlichen Wohnungen; bis an die ſchauerlichen Ufer des todten Meeres drangen die frommen Väter, und mehr als zwanzig Klöſter zählte man am Felsgeklüft dieſer ſchrecklichen See.

Allein dieſer glückliche und ruhige Zuſtand, der nur auf einen Moment durch den Eroberungszug des Perſers Kosru geſtört war, nahm für alle Zeit ein Ende, als das Schwert des Muſelmanns bis dahin gedrungen war. —

(Fortſetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commiſſion der Behr'ſchen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes werden unter der Adreſſe: Herrn A. E. Brachvogel Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuſcripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 10. **Berlin, den 5. März 1862.** **Nr. 10.**

1. Heinrich Magnus Otto Freiherr von Lüdinghausen, genannt von Wolff, Rittmeister a. D. Ehrenritter seit 1832. † zu Teplitz in Böhmen 23. Februar 1862.

2. Gustav Friedrich von Unger, Geheimer Justiz-Rath a. D. Ehrenritter seit 1859. † zu Berlin 26. Februar 1862.

Das Johanniter-Hospiz in Jerusalem.

Im verflossenen Jahre haben in dem von der Balley Brandenburg zu Jerusalem unterhaltenen Hospize, außer den Johanniter-Rittern: Oberst Graf von Bismarck-Bohlen, Rittmeister Graf v. Perponcher-Sedlnitzky und Rittmeister von Bassewitz, 64 Personen gastliche Aufnahme gefunden, wovon 27 Gäste 1. Klasse, nämlich solche, welche die Baarauslagen erstatteten, während die übrigen 37, s. g. Gäste 2. Klasse, unentgeltlich verpflegt wurden.

Die Gäste 1. Klasse waren folgende:

Dr. Lonsdell, Arzt aus England; Gowe, englischer Major aus Malta; Huber, Missionar aus Nazareth; Rev. Newmann, Rev. Williams, Geistliche aus Nordamerika; Rev. Wolkott, Rev. Jeff. Davis, Geistliche aus England; Sutter, Uhrenhändler aus der Schweiz; Walter, Kaufmann, und Madame Walter aus der Schweiz; Rev. Coms, Geistlicher aus England; Dr. Reinke, Privatdocent aus Münster; Scharling, Smid, Candidaten des Predigtamts aus Dänemark; Griffin, Gould, Candidaten des Predigtamts aus Amerika; Schunk, Kaufmann, und Madame Schunk aus Bayern; Burkhardt, Kaufmann aus Württemberg; Rev. Hurter, amerikanischer Missionar aus Beirut; Schwebemeier, expedirender Secretair aus Beirut; Dr. Wendt, Oberstabsarzt, W. Tretow, Krankenwärter aus Saïda; Maier, Arzt aus Saïda; Dr. Zimpel, Arzt aus Schlesien; Steffens, Maler, und Madame Steffens aus Berlin.

Von den 37 Gästen 2. Klasse, meist Handwerker, waren:

Aus Preußen 11, aus Oestreich 1, aus Bayern 1, aus Württemberg 1, aus Sachsen 2, aus Mecklenburg 1, aus Hessen 2, aus Nassau 1, aus Holstein 1, aus der Schweiz 2, aus Rußland 6, aus Ungarn 3, aus Holland 1, aus Dänemark 1, aus Beirut 1, aus Nazareth 2. —

Wegen der politischen Zustände in Nordamerika, welches sonst nebst England die meisten Touristen für Palästina liefert, ist im verflossenen Jahre keine Vermehrung der Gäste gegen 1860 eingetreten.

Das Mobiliar des Hauses wurde wesentlich vervollständigt, in demselben auch eine von hier dahin gesandte, mit Sorgfalt ausgewählte Bibliothek von Werken populairen Inhalts aufgestellt, von welcher sich ein vortheilhafter Einfluß auf die in Jerusalem ansässige deutsche Bevölkerung, der dieselbe zugänglich ist, erwarten läßt.

	Thlr.	Sgr.	Pf.
Die Gesammtkosten der Anstalt pro 1861 betragen	1373.	23.	3.
darunter befinden sich aber:			
a) einmalige extraordinaire Ausgaben, incl. der Kosten für die Beschaffung der Bibliothek . . .	541.	8.	3.
b) Miethe, welche an den Jerusalem-Collecten-Fonds in Berlin, dem das Hospizgebäude eigenthümlich gehört, gezahlt wird mit	240.	—	—
	781.	8.	3.
so daß für die Unterhaltung selbst verwendet worden sind	592.	15.	—

Nekrolog.

Ferdinand Friedrich Carl Wilhelm von Alvensleben, der vierte Sohn Johann Friedrichs von Alvensleben, Königl. Preußischen Kammerherrn auf Redekin und Bienau, geboren zu Magdeburg 1782, 14. März, trat im Jahre 1795 bei dem Infanterie-Regimente von Kalkstein in Dienst, mit welchem er als Portepee-Fähnrich den letzten Feldzug am Rhein mitmachte. Er wurde im October 1797 Fähnrich, und im August 1798 Seconde-Lieutenant. Als solcher machte er bei demselben Regimente (damals von Kleist) 1805 den Marsch nach Hannover, und den Feldzug 1806 mit. Durch die Capi-

tulation von Magdeburg wurde er außer Dienstthätigkeit gesetzt, und im August 1808 erhielt er den gesuchten Abschied als Hauptmann. Nun trat er in die Dienste des Herzogs von Anhalt-Köthen als Kammerherr, verließ sie aber im folgenden Jahre, um dem Streifzuge des Schill'schen Heerhaufens beizuwohnen. Hiernächst erkaufte er von dem Freiherrn Franz von Eckardstein das bei Königs-Wusterhausen gelegene Gut Zeesen, welches er 1816 an den Grafen Roß wieder veräußerte. Im Jahre 1813 ergriff er zur Befreiung des Vaterlandes von Neuem die Waffen, führte eine Abtheilung freiwilliger Jäger von Berlin nach Breslau, und wurde Anfangs April dem Brandenburgischen Küraſſier-Regimente als Premier-Lieutenant, auf sein Ansuchen ohne Gehalt, beigegeben. Nach der Schlacht bei Lützen wurde er am 11. Junius zum Rittmeister ernannt. Zur Belohnung seines Benehmens in dem Reiter-Gefechte bei Liebertwolkwitz erhielt er das eiserne Kreuz zweiter Klasse und den St. Wladimir-Orden vierter Klasse. Im Januar 1814 wurde er als ältester Schwadronführer zum ersten Westphälischen Landwehr-Cavallerie-Regimente versetzt, bei welchem er den Feldzug von 1815 mitmachte. In Vertretung seines Regiments-Commandeurs führte er das Regiment bei Ligny mit großer Kühnheit dem Feinde entgegen. — Bei dem Einzuge der Preußen in Paris war ihm aufgetragen, mit zwei Schwadronen die Spitze der Vorhut zu bilden.

Nachdem er im November 1816 die gesuchte Entlassung als Major erhalten hatte, trat er im Jahre 1819 in Herzoglich Anhalt-Bernburgische Dienste als Kammerherr, wurde dort in späteren Jahren Hof-Stallmeister und erhielt für seine treuen und langjährigen Verdienste den Anhaltischen Orden Albrecht des Bären.

Den Königl. Preußischen Johanniter-Orden hat er bereits im September 1819 empfangen. Im Jahre 1856, 28. November, wurde er Senior seines Geschlechts schwarzer Linie, und 1858, 2. Mai, folgte er seinem Lehnsvetter, dem weiland verstorbenen Geheimen Staats-, Finanz- und Cabinets-Minister ꝛc. Grafen Albrecht von Alvensleben in dem altväterlichen Besitz der Lehnrittergüter Erxleben und Uhrsleben, deren Naturalbesitz er gleich darauf seinem Bruder, dem Kammerherrn und Landrath von Alvensleben auf Redekin, erb- und eigenthümlich abtrat.

Er starb zu Dresden 1862, den 7. Februar, des Morgens um ½6 Uhr, im fast vollendeten 80. Lebensjahre an den Folgen eines Gehirnschlages, der am 28. Januar bereits erfolgt war, und hinterließ den Ruhm eines ritterlichen Mannes und eifrigen Patrioten.

Vermählt hat er sich am 21. October 1809 zu Dessau mit Friederike Charlotte Caroline Louise von Stedern, Verwittweten von Krosigk, Dame des Louisen-Ordens; sie starb zu Ballenstedt 1847 den 12. November, als die letzte ihres alten Geschlechts. Von den sechs Kindern aus dieser Ehe leben noch: Emma Alwine Julia Johanna, verehelichte Frau von Trützschler und Falkenstein zu Breslau, und Friedrich Louis Ferdinand von Alvensleben zu Dresden, geboren zu Ballenstedt 1827, den 17. August.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

Nicht lange darauf vergalt mir dieser würdige General diesen ihm geleisteten geringen Dienst auf die zuvorkommendste Weise. Es war bei Vienne wo wir unser Bivouac auf ziemlich hohen Weinbergen, in der Nähe eines im Thal gelegenen Dorfes angewiesen erhielten. Das Wetter war schändlich, es schneite fortwährend, und wir waren den Unbilden desselben um so mehr ausgesetzt, als ein starker Wind wehte, und wir uns, wie bereits erwähnt, auf ziemlich hohen Bergen befanden. Die hier befindlichen vielen Weinpfähle lieferten uns zwar ein sehr hinreichendes und eben so gutes Feuerungs-Material, dagegen fehlte es aber desto mehr an Nahrungsmitteln, welche dann, wie gewöhnlich, aus dem nahe gelegenen Dorfe beschafft werden sollten, und mich traf wiederum die Reihe, bei diesem Geschäft auf Ordnung zu sehen. Nie war dies aber weniger möglich wie hier, denn die Masse der hier concentrirten Truppen verschiedener Nationen, welche sich hier zu demselben Zweck eingefunden hatten, war zu bedeutend, und das Bedürfniß nach Lebensmitteln zu groß, als daß an irgend eine Ordnung auch nur im Entferntesten gedacht werden konnte. Die vorhandenen wenigen Speisungsgegenstände waren bald vergriffen, an Wein dagegen ein ungeheurer Ueberfluß, mit dem aber auch auf die verschwenderischste Weise umgegangen wurde. In den Kellern war förmliche Schlägerei, die dort befindlichen Fässer wurden aufgeschlagen, wer herankommen konnte schöpfte sein Kochgeschirr voll, und ließ das Uebrige laufen, wohin es wollte. Ebenso war es in der Dorfstraße, wohin viele große Fässer Wein, um besser herankommen zu können, hinauf gerollt worden waren. In den Kellern stand der Wein bis zum Knie, und auf den Straßen lief er in rothen Strömen zwischen dem weißen Schnee! Wie ich so herumwandere, ohne etwas thun oder helfen zu können, erblicke ich in einem ganz von allen Soldaten freien Bauerhof einen bekannten Offizier von der Garde-Cavallerie, welcher mir sagte, daß er hier auf Ordonnanz bei Miloradowitsch sei. Nun fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, und ich bat, mich bei demselben zu melden, welches er auch bereitwilligst that. Ich fand den General bei Tische, er erkannte mich augenblicklich und sagte sehr freundlich: „Ei, mein Herr Offizier, sind Sie es, was wollen Sie, womit kann ich Ihnen dienen?"

Ich sagte ihm, daß ich hier commandirt sei, um Wein für das Bataillon zu beschaffen, daß dieses bei dem ungeheuren Gedränge aber nicht möglich sei, und daß ich ihn daher gehorsamst bitte, mir von den in seinem Hause befindlichen Vorräthen einige Fässer zukommen zu lassen. Für die gute Ordnung würde ich einstehen. Er antwortete: „Oh, ich weiß, Sie machen sehr gut Ordnung, stehe auch mit Wein zu Diensten, so viel Sie wollen haben, aber jetzt bitte sehr, sein Sie mein Gast, und essen Sie mit mir, was ich hab."

Wie sich von selbst versteht, nahm ich diese Einladung mit dem gebührenden Danke an. Hernach glückte es mir mit Hülfe herbeigerufener Füsiliere und Jäger, ein paar

Stückfässer Wein aus dem Keller zu rollen, auf ein paar zweirädrige Karren zu laden, und nun ging es in einem wahren Triumpfzug den Berg hinauf, wo der Wein vertheilt und die ganze Nacht Glühwein bereitet wurde. Gewiß ist nie öfter als in dieser Nacht meine Gesundheit getrunken worden!

Nur noch einmal hatte ich später Gelegenheit mit Miloradowitsch zusammenzutreffen. Es war um die Zeit, als Napoleon, um die Alliirten von Paris abzuleiten, plötzlich eine offensive Bewegung nach dem Rhein machte, als sich bei einer auf dem Marsch eingetretenen Ruhe die Offiziere um ein Feuer versammelt hatten, Miloradowitsch angeritten kam, bei uns abstieg, und sich auf seine gewöhnliche, freundliche Weise mit uns unterhielt. Noch nicht lange war er bei uns, so kam ein Kosack und brachte ihm eine Meldung, und nachdem er denselben abgefertigt, wandte er sich zu uns, mit der Frage: „Wissen Sie, meine Herrn, was mir der Kosack so eben hat gemeldet?" Da wir dies verneinten, fuhr er fort: „Nun, er sagt: Napoleon retirirt auf Moskau. Die Kosacken kennen nur zwei Punkte; Paris bedeutet bei ihnen vorwärts, und Moskau rückwärts, nach unsern Begriffen hat also eigentlich der Kosack angezeigt, daß Napoleon avancirt. Indessen muß ich mich doch näher von der Beschaffenheit dieser Meldung unterrichten. Adieu, meine Herren."

Ueberhaupt kann man nur sagen, daß die Russen und Preußen, sowohl Offiziere als Gemeine, stets in einem sehr guten kameradschaftlichen Verhältnisse zusammenstanden. Nicht so gut war es mit den Oesterreichern, welche wenigstens die gemeinen Russen nicht gut leiden konnten. Ich habe mehr als einmal gesehen, daß ein Russe bei einem aufgeschlagenen Faß Wein stehend, den vorübermarschirenden Preußen zurief: „Kamerad Prusky, padi sada, vinum champansky!" und bereitwilligst von seinem Ueberfluß mittheilte. Kam dagegen ein Oesterreicher, so wies er ihn mit den Worten: „Ah, nicks Kamerad, paschol!" zurück.

VIII.

Unter fortwährendem Marschiren, Bivouakiren und Requiriren näherten wir uns nun immer mehr, ohne in Frankreich thätigen Antheil an den Kriegsereignissen genommen zu haben, dem letzten entscheidenden Act dieses Feldzuges. Den letzten Bivouac vor Paris hatten wir bei Meaux, wo in der Nacht das dortige Pulver-Magazin in die Luft gesprengt wurde. Am andern Morgen marschirten wir durch dies Städtchen bis zwischen die beiden nächsten Dörfer vor Paris, Bondi und Pantin, wo Halt gemacht und Befehl gegeben wurde, das Lederzeug und die Tschackobezüge gut abzuwischen und blank zu machen. Wir sahen Paris deutlich vor uns liegen, und freuten uns schon auf den Einzug daselbst, als plötzlich ein Adjutant mit der Nachricht und dem Befehle angesprengt kam: „Die Garden sollten Theil an der bevorstehenden Schlacht nehmen, und das Füsilier-Bataillon sogleich rasch vorgehen." Demgemäß liefen wir im Trabe an den anderen Truppen vorbei, passirten Pantin, auf dessen gerader Dorfstraße wir schon tüchtig mit Kanonenkugeln begrüßt wurden, und formirten uns hinter diesem Dorfe, rechts von der Chaussee, zu einer Angriffs-Colonne, um sofort eine von den vor uns befindlichen französischen Colonnen mit dem Bajonnet anzugreifen. Der Feind wurde zwar geworfen, aber wir geriethen durch diesen vielleicht zu raschen und vereinzelten Angriff nicht allein in das sehr heftige Kleingewehrfeuer der anderen französischen Colonnen, sondern waren auch dem eben so verderblichen Artilleriefeuer vom Mont-martre und dem Menil-Montant dergestalt ausgesetzt, daß in kurzer Zeit das Bataillon beinahe aufgerieben wurde. Der Major war einer der Ersten, welcher blessirt wurde und zurückgebracht werden mußte, worauf der Hauptmann von Ziethen, obgleich auch schon blessirt, sich auf ein Pferd heben ließ und das Commando übernahm. Trotz dieses so sehr heftigen Feuers hielt das Bataillon unerschütterlich Stand, bis die übrigen Bataillone herankamen und den Sieg herbei führten. Ganz zuletzt erhielt auch ich einen sehr gefährlichen Schuß in das rechte Schienbein, unterhalb des Kniees, und ward von zwei Soldaten, die mich wanken, aber nicht fallen sahen, zurückgetragen. Diese beiden Männer, deren Namen ich nie vergessen werde, waren der Unteroffizier Hollmann und Füsilier Kritzke. Noch auf dem Schlachtfelde begegnete ich den Major von Block, welcher, nachdem er sich hatte verbinden lassen, wieder vorwärts ritt. Indem er mich erkannte, sagte er: „Mein Gott, W., auch Sie! wie sieht es vorne aus?" Ich konnte ihm nur sagen, daß das Bataillon zwar fest stände, daß aber nicht mehr Viele von demselben übrig wären, worauf er mit bekümmerter Miene, aber dreist wieder vorwärts ritt. Nach offiziellen Ermittelungen kamen von dem Bataillon, welches mit 21 Offizieren und ungefähr 600 Mann in die Schlacht herein marschirt waren, nur 1 Offizier und einige 60 Mann ganz gesund wieder heraus!

Meine beiden Begleiter brachten mich nun vorläufig nach Pantin, woselbst sie meine Wunde, so gut es anging, verbanden, und mich dann, theils weil es daselbst noch immer nicht sicher, theils aber auch weil dort kein Chirurgus anzutreffen war, auf einer Handkarre weiter zurück bis Bondi, woselbst eine große Verbindestelle eingerichtet war, brachten. Zwischen diesen beiden Dörfern stand die ganze Preußische und Russische Garde-Cavallerie, welche von hier aus, völlig unthätig, der Schlacht zugesehen und zugehört hatte!

(Fortsetzung folgt.)

Die Kreuzzüge.

Einige weltgeschichtliche Gedanken.

(Von P. Cassel.)

(Fortsetzung.)

Es war im Jahr 636, als an einem kleinen Fluß, der in den Jordan geht, nicht weit vom See Tiberias, so klein, daß ihn die Bibel nicht einmal erwähnt, am Jarmuk die große Entscheidungsschlacht stattfand, in der die Griechen, von Amru völlig auf's Haupt geschlagen und in die Flucht getrieben, erst in Jerusalem einen festen Punkt fanden, um sich zu halten. Die Araber drangen unter ihrem Feldherrn unaufhaltsam vor, und fanden ihren Muth erst gebrochen an der tapfern Vertheidigung von Jerusalem. Der Patriarch Sophronius, welcher in Jerusalem lebte, bot Alles auf, um die Stadt zu behaupten, bis etwa Entsatz käme, allein die Byzantiner waren, wie oft, zerfallen und rathlos; nirgends war Kraft, dem fanatischen Anprall der Feinde zu widerstehn. Nach vier Monaten rüstigen Widerstandes, beschloß Sophronius zu unterhandeln. Es geht die Sage, der Patriarch hätte auf die Aufforderung zur Capi-

tulation erwiedert, er könne nur mit einem Feldherrn unterhandeln, dessen Name aus drei Buchstaben bestände. Dieser Feldherr war Omar selbst, dessen Name arabisch mit drei Buchstaben geschrieben wird.

Die Sage ist arabischen Ursprungs. Sie soll darauf hinweisen, daß der Besitz der Stadt dem Islam bestimmt war und ihre Eroberung durch Omar eine Erfüllung des Schicksals sei. Denn Jerusalem war auch dem Islam eine heilige Stadt, sie heißt noch immer: Elkos die Heilige. Die arabischen Geschichtschreiber erzählen von der Pilgerfahrt, die Omar dahin unternahm. Nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein Büßer sei er dahin gezogen auf einem rothen Kameel, das nur Korn und Datteln für seinen Bedarf trug. Aber als er die Stadt erobert, trat er als Kalif auf. Die Juden vertrieb er. Den Christen gestattete er einige Duldung. Als er eine Moschee an der Stelle des heiligen Grabes errichtete, erzählt man sei der Patriarch, Sophronius vor Schmerz gestorben, wie der Hohepriester Eli bei der Nachricht von der Wegnahme der Bundeslade durch die Philister. Auch auf Moria, dem alten Tempelplatz, errichtete er eine Moschee; bei ihrer Vollendung soll er ausgerufen haben: »So ist das Judenthum gedemüthigt.«

Von dieser Zeit an ist Palästina, das heilige Land, ganz mit dem Schicksale des arabischen Kalifates und seiner Dynastie verbunden.

Die Eroberungen durch die Moslemin hatten nicht verhindert, daß zahlreiche Pilgerzüge von Europa herüberkamen, und unter dem Kalifat der Omajaden und Abbassiden war im Ganzen die Behandlung der Pilger eine milde, weil ihnen der Vortheil nicht gering schien, den die zahlreichen Pilger auf ihren Wanderungen nach Palästina für das Gewerbe und den Verkehr des Handels mit sich brachten. Allein das Reich der Abbassiden stürzte bald zusammen unter dem Anstürmen nordischer Völker, und in diesen Kämpfen um das Besitzthum des Kalifats ist auch zuweilen Palästina in Angst und Noth und die Christen oft um ihr Land, ihre Kirche und ihr Leben gekommen. Ein fanatischer Empörer, Abu-Harb, bedrohte alle christlichen Kirchen in Palästina, und nur mit Mühe und Noth konnte er abgewendet werden. Endlich wurde er von einer andern Schaar erschlagen. Die Geschlechter der Tuluniden und Isiden erwarben Palästina. Eine Zeit lang war Jerusalem selbst bei den Arabern ein sehr besuchter und gefeierter Ort. Eine fanatische Secte der Muhamedaner, — denn auch der Muhamedanismus zählt eine große Anzahl von Secten, — die Karmaten, hatten die Wege nach Mekka verlegt; es konnten von Arabien keine Pilgerzüge nach dieser heiligen Stadt unternommen werden; so wurde ihr Ziel Jerusalem. Mit dem Besitze von Aegypten war immer der von Palästina verknüpft, und als die Aliden, die sich von der Fatime ableiteten, auf den Thron von Aegypten kamen, war es Hakembiamrilla, der die grausamsten Verfolgungen gestattete, die Kirche des heiligen Grabes zerstörte und vielen andern Unfug ausübte. Andere Verfolgungen erlitten das arme Land und die Christen durch die heranwachsende Macht der Seldschucken, jener Türken, die selbst dem Mahmud von Gazna furchtbar schienen. Einer ihrer Fürsten drang bis nach Palästina vor, plünderte die Kirchen, tödtete die Christen und wurde nur dadurch von andern Verwüstungszügen abgehalten, weil er den Bruder des Malekschah nicht mit der gehörigen Achtung behandelt hatte. Tutusch, dieser neue Herrscher, schonte die Christen etwas mehr. Nach diesem fiel das Land wieder in den Besitz der Herrscher von Aegypten, und zwar in den Jahren, in welchen Europa wie aus den Angeln sich erhob, um dem Islam seine heiligen Stätten zu entreißen.

3. Es wird gestattet sein, einen raschen Blick auf die Geschichte des christlichen Europa zu werfen. Auch die christliche Gesellschaft hatte sich in den ersten 400 Jahren des Islam gewaltig umgestaltet. Der sittliche und geistige Einfluß, den die germanischen Völker, die Herren Europas, durch das Christenthum vom siebenten bis eilften Jahrhundert n. Chr. empfingen, war ungemein. Die Germanen, bisher getrennt durch verschiedene Bräuche und Gesetze, geschieden durch die Ziele ihrer Eroberung, wurden erst durch die christliche Lehre ein Volk. Erst vom Christenthum empfingen sie eine Sprache, die alle verband; erst von diesem ein Gesetz, in dem die Geschlechter sich durch Bande des Bluts ehelich vermischten, ein Ziel, in dem sich streitlos alle zusammenfinden mochten, die Kirche. Das Christenthum vermittelte die friedlichen Künste, die sie einander mittheilten, und bahnte die Straßen, auf welchen britische und gallische Mönche nach dem Osten Lehre und Cultur brachten. Die geistige Einheit, an welcher Tausende von begeisterten und opferfreudigen Bekennern und Märtyrern gearbeitet, verschmolz die durch Meere und Alpenketten geschiedenen. Die Sieger und die Besiegten, die Freien und die Colonen, die Herren und Kossäthen, die Ritter und Bauern, die Helden und Mönche hatten eine Hoffnung, welche ideal auf ein anderes Leben gerichtet war. — Niemand hat diese geistige Einheit so hoch politisch aufgefaßt, als der größte germanische König der alten Zeit, Karl der Große. Gewissermaßen hat er sie auch ausgeführt. Mit den Reichsgedanken, welche Karl der Große in seiner ganzen Auffassung der damaligen Weltstellung verfolgte, lassen sich kaum Andere in der deutschen Geschichte vergleichen. Er begriff die christliche Welt als einen christlichen Staat, der wie einen Mittelpunkt der Lehre so auch einen gewaltigen Führer und Fürsten haben müsse. Er sah auf die Weltstellung des Christenthums mit einer universalen Umschau auf seine Gegner und Gegensätze. Alles was christlich war, auch die ihm nicht direkt unterworfenen Völker Europas wollte er in ein Interesse verbinden. Darum schloß er Familienverbindungen auch mit dem seeumkränzten Britannien, wie mit dem östlichen griechischen Kaiserthum. Eine christliche Völkereinheit gegenüber dem Kalifat des Islam zu errichten, zur Ehre und zum Siege war sein Gedanke Die Sage, nach welcher Harun Arraschid darum so freundlich gegen Karl gewesen, weil er gefürchtet, es werde der Kaiser einmal die gesammelte Macht der Christenheit nach Asien werfen, drückt diese Beobachtung richtig aus.

Lange vor den Kreuzfahrten des 12. Jahrhunderts erzählte sich das Volk in seinen Dichtungen von dem Ruhme, den Karl der Große in einem Kreuzzuge nach Asien erworben. Volkssagen drücken immer eine Volksahnung aus. Man fühlte lange die Nothwendigkeit, sich gegen die Fortschritte des Islam in kraftvoller Einheit zu erheben. Vor den Augen Europas waren ja ein christlicher Staat, und ein deutsches Volk, die Westgothen, dem Einfall der Araber erlegen. Kaum, daß der Heldenmuth Karl Martells das innere Europa vor ähnlichem Schicksal bewahrte. Aber die Sagen von Karls und Rolands Thaten in Spanien fanden lange keine geschichtliche Nachfolge. Volkssagen harren als Volksahnung lange auf ihre Erfüllung.

(Fortsetzung folgt.)

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 11. Berlin, den 12. März 1862. Nr. 11.

1. August von Brauchitsch, Prem.-Lieutenant und Deichhauptmann a. D., auf Scharteuke bei Genthin. Ehrenritter seit 1856. † zu Scharteuke 1. März 1862.

2. Carl Friedrich von Knoblauch, General-Major a. D. Ehrenritter seit 1840. † zu Berlin 6. März 1862.

An Eisen fehlt's.

Wißt ihr es nicht, was alle Aerzte sagen,
Wenn man sie fragt nach vielen Kränklichkeiten?
„An Eisen fehlt's dem Blut, das bringt die Plagen,
Das ist die Krankheit dieser unsrer Zeiten!" —

An Eisen fehlt's dem Blut in unsern Tagen,
An Eisen fehlt's den Gliedern, um zu streiten,
An Eisen fehlt's den Sehnen, um zu schlagen,
Wir wissen's wohl und sehn's auf allen Seiten.

O Eisen her in unsres Volkes Adern!
Schafft ihr es her, ihr Redner und ihr Weisen,
Die ihr euch setzt zu Aerzten und zu Badern,

Und eure Mittel nicht genug könnt preisen? —
Was hilft uns euer Schwatzen, euer Hadern? —
Wir müssen Eisen haben, Eisen, Eisen! —

El.

Korrespondenz.

Berlin, den 10. Februar 1862.

Gestatten Sie mir, nach Beginn des neuen Jahres auf eine hocherfreuliche Erscheinung hinzuweisen, welche dasselbe bringen wird. An einem der Grenzpunkte des evangelischen Nordens und des römischen Südens — in dem oberschlesischen Städtchen Falkenberg — beginnt voraussichtlich zu Ostern ein, in seinem Aeußern bereits vollendetes, Krankenhaus des Johanniter-Ordens der Balley Brandenburg seine Wirksamkeit. Beide Schwesterzweige des Ordens St. Johannis zum Spital, der evangelische wie katholische, werden fortan zu Falkenberg, in regem Wetteifer ihrer alten gemeinsamen Pflicht treu, die helfende Hand nach jedem Kranken ausbreiten, gleichviel, ob dieser Protestant oder Katholik ist.

Graf Praschma, auf Schloß Falkenberg, hat nämlich am 15. October 1860, wenige Monate nach Uebernahme des Majorats, seiner unlängst erfolgten Ernennung zum Ehrenritter des Johanniter-Maltheser-Ordens gemäß, und zur Feier des Wiegenfestes seines Landesherrn eine Kranken-Anstalt (der heil. Hedwig gewidmet) in der nächsten Nähe seiner eigenen Wohnung begründet. Es sind in derselben innerhalb Jahresfrist unentgeltlich 87 Kranke aufgenommen, darunter 22 lutherischen Bekenntnisses; es genasen davon 68; 7 wurden erleichtert, und 3 ungeheilt entlassen; gestorben sind 5. Außerdem ist hülfreicher Beistand geleistet an 609 Personen aller Confessionen, theils durch häusliche Pflege, Nachtwachen ꝛc., theils durch Anlegung von Verbänden, Zähne ausziehen, Schröpfen ꝛc. Als Wärterinnen sind graue Schwestern angestellt, die der Graf mit einem Kostgeld versieht. Uebrigens bestreitet derselbe alle Ausgaben für Heizung, Beleuchtung, Arzt und Arznei (pro Tag und Kopf 4 Sgr.).

Möchte Friede, Freude und reicher Segen den fröhlichen Geber und das junge Werk lohnen! Möchte es ein Beispiel werden, damit an recht vielen andern Orten Aehnliches geschieht von allen Denen, die dem Kreuz der Brüderschaft St. Johannis dienstbar zu sein berufen sind.

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Fortsetzung.)

Auf dem Verbindeplatz angekommen, setzten mich meine beiden Begleiter so nieder, daß ich dem Schlachtfelde den Rücken zugekehrt hatte, und ich mußte daselbst nun ruhig warten, bis die Reihe auch an mich kommen würde. Noch nicht lange hatte ich hier zugebracht, als ich plötzlich Jemand hinter mir ein lustiges Liedchen singen hörte. Voller Unwillen dachte ich: „was ist denn das für ein Mann, der hier auf diesem Platze des Elendes, und entfernt von jeder Gefahr, auf diese ganz unpassende Weise seine Courage zeigen will," als ich mich umdrehend, sechs Grenadiere, welche auf zusammengelegten Gewehren einen schwer verwundeten Offizier trugen, bemerkte, und daß

dieſer es war, welcher das Liedchen ſang. Die Grenadiere bemühten ſich nun zwar, ihn ſo behutſam wie möglich herunterzuſetzen, aber er mußte hierbei doch bedeutende Schmerzen leiden, denn er ſchrie einige Male recht hell auf. Augenblicklich aber ermannte er ſich wieder und ſagte: „Glaubt nicht, glaubt ja nicht, daß ich aus Schmerz geſchrieen habe, es iſt dies eine Angewohnheit von mir, ich ſchreie öfters auf dieſe Art!“ Ich erkannte in dieſem braven Offizier den Lieutenant von Wedell vom zweiten Garde-Regiment, dem beide Beine durch eine Kanonenkugel zerſchmettert worden waren. Bei dieſer ſo ſehr bedeutenden Verwundung eilten die Chirurgen ſogleich herbei, entfernten die Kleidungsſtücke, und verſuchten die zerſchmetterten Glieder wieder in ihre natürliche Lage zu bringen, wobei Wedell ganz heiter ausrief: „Nun, meine Herren, tanzen werde ich wohl nicht mehr können?“ Er mußte an beiden Beinen amputirt werden, lebte aber demungeachtet noch ſechs Wochen, und ſtarb, nachdem ihm noch der Orden pour le mérite verliehen worden, neben mir im Hoſpital Gros Caillou zu Paris. Es giebt gewiß nur wenig Familien, welche wie dieſe bei jedem vorkommenden Kriege die Treue gegen ihren König durch die Aufopferung ihres Lebens bewieſen haben. Während des ſiebenjährigen Krieges allein ſtarben einige zwanzig Offiziere dieſes Namens den Tod auf dem Schlachtfelde; zwei Brüder, welche unter Schill dienten, wurden auf Befehl Napoleons bei Weſel erſchoſſen, und auch in den Befreiungs-Kriegen war dies nicht der Einzige, welcher mit feurigem Muth ſein Leben für König und Vaterland hingab. Jetzt bezeichnet und verdächtigt man ſolche Familien mit dem Namen von „Junkern und Feudalen!“ Gott gebe aber dem Könige, wenn es Noth thut, viele ſolcher Junker, wie dieſer einer war!

Endlich kam die Reihe des Verbindens auch an mich; man verſuchte, obgleich vergeblich, die Kugel, welche im Schienbein ſtecken geblieben, herauszuziehen, und begnügte ſich hernach mit Anlegung eines vorläufigen Verbandes. Meine beiden Begleiter, welche mich nicht verlaſſen hatten, brachten mich nun in einem Hauſe in Bondi, woſelbſt ſchon mehrere Leidensgefährten lagen, unter, bereiteten mir ein dürftiges Nachtlager, und verließen mich nicht eher, bis mich mein treuer Burſche, Steingräber, der ſelbſt durch einen Granatſplitter am Kopfe verwundet war, aufgefunden hatte und ferner für mich ſorgte. Bei ſolchen Gelegenheiten erkennt man es am deutlichſten, von welcher Wichtigkeit es iſt, wenn der Offizier die Liebe der Soldaten beſitzt, und nicht genug kann es den jungen Kameraden empfohlen werden, ſich ſtets durch ein humanes, freundliches und gerechtes Betragen zu bemühen, dieſelbe zu erwerben. Niemand iſt dankbarer für gute Behandlung, als der Soldat, und Niemand hat auch mehr Gelegenheit eine ſolche zu vergelten!

Während dieſes und des folgenden Tages bekümmerte ſich weiter Niemand um uns, und wenn unſere Burſchen uns nicht etwas Brodſuppe gekocht und unſern Durſt mit Wein und Waſſer gelöſcht hätten, ſo hätten wir verſchmachten müſſen. Erſt am dritten Tage gegen Abend hielten wir auf ſchlechten zweirädrigen Karren unſern Einzug in Paris, wurden dort in dem Hoſpital Gros Caillou gut untergebracht, und der Behandlung franzöſiſcher Aerzte übergeben. Obgleich ſowohl die Einrichtung wie auch die Verpflegung daſelbſt ganz gut war, und auch die Chirurgen regelmäßig des Morgens zum Verbinden kamen, ſo dachte doch von dieſen keiner daran, die Wunden gründlich zu unterſuchen, und gewiß würde mancher ein Opfer dieſer Fahrläſſigkeit geworden ſein, wenn wir nicht in der Perſon des bekannten Baron Larrey, früheren Leibarztes von Napoleon, einen eben ſo geſchickten, wie liebreichen Oberarzt erhalten hätten. Er unterſuchte die Wunde auf das genaueſte, und nicht ſelten entfuhr ihm, in Bezug auf ſeinen früheren Collegen, bei einer entdeckten Vernachläſſigung der Ausruf: ah, cette bête! Er unternahm ſogleich bei Mehreren, und auch bei mir, nothwendig gewordene Operationen, und ich hatte das Glück, mir von Hauſe aus ſein Wohlwollen dadurch zu erwerben, daß ich bei Ausführung derſelben nicht wie die Andern ſchrie, wofür er mich mit dem Titel eines „brave Garçon“ beehrte. Mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit und demſelben Eifer ſorgte er aber auch für jedes unſerer andern Bedürfniſſe, und wenn ihm eine Klage über mangelhaftes Eſſen oder eine ſonſtige Vernachläſſigung zu Ohren kam, ſo ließ er ſofort den betreffenden franzöſiſchen Beamten rufen und überhäufte ihn in unſerer Gegenwart mit ſo heftigen Verweiſen und Drohungen, daß eine Wiederholung ähnlicher Verſehen nicht wieder vorkam. Gewiß haben Viele dieſem braven Mann ihr Leben und ihre Geſundheit zu danken, und auch ich auf jeden Fall wohl die Erhaltung meines Beines, welches unter der alten Behandlung wohl verloren geweſen wäre. Trotz aller Mühe wollte es ihm aber doch nicht gelingen, mir die Kugel, welche zu feſt im Knochen eingeklemmt ſaß, herauszuziehen, und auch geſchickte preußiſche Aerzte, unter deren Behandlung ich mich ſpäter befand, hatten keinen beſſeren Erfolg. So gut wie wir als Verwundete hier nun auch aufgehoben waren, ſo kann man doch nur aufrichtig ſagen, daß für uns der Aufenthalt im Lazareth um ſo weniger angenehm war, als wir dadurch der Annehmlichkeiten in der franzöſiſchen Hauptſtadt gänzlich verluſtig gingen, und auch überhaupt der beſtändige Aufenthalt unter lauter Patienten, zum Theil auch Todten, zuletzt doch niederſchlagend auf das Gemüth einwirkt. Ich hatte beſonders das Unglück, daß außer dem ſchon genannten Lieutenant von Wedell, noch zwei meiner Leidensgefährten, die Lieutenants von Byern und Graf Schönaich, neben mir ſtarben, und wenn man über Nacht den Todeskampf ſolcher armer Bleſſirten hat anhören, und am nächſten Morgen hat ſehen müſſen, wie ſolche, die geſtern noch lebten, nun in ein leinenes Tuch gewickelt, als Leichen herausgetragen wurden, ſo drängt ſich doch unwillkürlich der Gedanke auf, ob und wann die Reihe auch wohl an uns ſelbſt kommen wird!

Indeſſen hatten wir doch auch zuweilen Erheiterung und Zerſtreuung, und wenn gleich wir, wenigſtens anfänglich, von unſeren Kameraden um deswillen keine Beſuche erhalten konnten, weil ſich faſt alle mit uns in derſelben Lage befanden, ſo erhielten wir doch mitunter ſolchen, theils von Franzoſen, theils auch von Deutſchen, welche ſich in Paris aufhielten. Unter den Erſten erwähne ich vorzugsweiſe eines im Hoſpital angeſtellten Beamten, Monſieur de Bonnoit, welcher uns am häufigſten, und oft ſogar mit ſeiner jungen Frau und ſeinem kleinen hübſchen

Töchterchen von zehn Jahren, Mademoiselle Ines, besuchte. Wenn, was in der Regel der Fall war, Stühle fehlten, setzte sich die Frau ganz ungenirt auf mein Bett. Hinsichtlich der Besuche erwähne ich mit besonderem Danke den unter dem Namen als „Einsiedler von Paris" hinreichend bekannten Grafen von Schlabberndorf aus Schlesien, welcher schon während der ersten großen Revolution in Paris lebte und der Guillotine nur durch den Zufall entronnen war, daß er einen seiner Schuhe, welcher ihm in dem überfüllten Kerker abhanden gekommen war, nicht sogleich finden konnte. Dieser würdige Mann erheiterte uns nicht allein durch seine eben so interessanten als lehrreichen Gespräche, sondern versorgte uns auch mit deutscher und französischer Lectüre.

Nachdem im Verfolg der Zeit meine dem Tode entronnenen Leidensgefährten hergestellt waren, blieb ich, der einzige preußische Offizier in dem Hospital Gros Caillou, und fand mich als solcher denn doch zu vereinsamt, als daß ich nicht den Wunsch hätte haben sollen, wieder unter Landsleuten zu wohnen, und ließ mich aus diesem Grunde nach dem zum Hospital eingerichteten sogenannten Maison des Oiseaux, Rue du Bac, in welchem die letzten verwundeten preußischen Offiziere befindlich waren, bringen.

Obgleich ich hier unter ausschließlicher Behandlung von preußischen Aerzten stand, besuchte mich doch mein treuer Freund Larrey noch mehrere Male, erkundigte sich sehr theilnehmend nach dem Zustande meiner Wunde, sagte mir unverhohlen vorher, daß gewiß noch längere Zeit zur Heilung derselben erforderlich sein würde, und schenkte mir beim Abschiede, damit ich mich späterhin selbst verbinden und untersuchen könnte, eine Sonde und eine Pincette, welche beide Gegenstände ich noch heute als Andenken an diesen braven Mann besitze.

(Schluß folgt.)

Die Kreuzzüge.

Einige weltgeschichtliche Gedanken.

(Von P. Cassel.)

(Fortsetzung.)

Mit dem Tode Karls des Großen und mit dem Mangel ähnlicher Geister, die seine Gedanken hätten ausführen können, war sogar die weltliche Gewalt eines christlich-römischen Einheitsstaates unterbrochen worden; das große Reich, welches er hinzustellen gedachte, erfüllt mit christlichem Geist und Odem, ist nicht zu Stande gekommen oder blieb vielmehr ein ungefüger, wenn auch stattlicher Torso. Nach dem Tode Karls des Großen gehen die christlichen Stämme mehr auseinander und ihren individuellen eigenthümlichen Gang. Es entwickeln sich Deutschland, Frankeich und England in unverbundener, selbstständiger Arbeit, mit besonderem Interesse und ebenbürtiger Machtfülle. Unter den Ottonen war das römische Kaiserthum in besonderem Sinne ein deutsches geworden. Die wirkliche Herrschaft des ganzen christlichen Europa zu beanspruchen, lag kaum mehr im Gesichtskreise der durch einen Zwiespalt dauernd beunruhigten sächsischen Helden. Dagegen hielten die kirchlichen Ideen des Papstes zu Rom die geistige Einheit mächtig aufrecht. Die Weisheit und Kraft, mit welcher von Rom aus an der christlichen Bildung der Völker gearbeitet, Rohheit und Trotz mit idealen Heilmitteln gemildert, starre Trennungen aufgehoben und der Geist eines allgemeinen christlichen Bewußtseins erhalten ward, werden immer die dankbare Bewunderung erfahren, die sie von Europa, das geistlich von Rom aus abermals erobert war, verdienen. Und diese Bewunderung wird auch durch Erwägungen anderer Art, wie gerechtfertigt sie auch sein mögen, nicht vermindert. Durch die Kirche hat Europa, trotz der Bildung der verschiedenen Reiche und Herrschaften, ein Ideal erhalten. In diesem fühlten sich alle Eins. Mit diesem erkannten auch alle den gemeinschaftlichen Gegensatz, den der muhamedanische Feind offenbarte. Wie aus einer Heimath strömten nach Palästina von Westen und Osten Europas die Pilger zum heiligen Grabe. Wie ein Herz empfand man von der Themse bis an die Alpen den Schmerz und die Sehnsucht, die an Jerusalem haftete. Es war dieselbe Lehre, derselbe Enthusiasmus des Glaubens, welche überall genährt und entflammt war. Darum war es das ganze germanische Volk, in welchem die Kreuzzüge, ein aus der Idee in die Wirklichkeit übersetztes romantisches Epos in unvergleichlicher Art sich begab.

Das germanische Volk nahm das Kreuz und in diesem waren alle Trennungen verschwunden.

4. An dem Ritterzug nach Jerusalem that sich in Allem die innere Gemeinschaft kund. Die uralte Verwandtschäft von Angelsachsen, Normannen und Deutschen trat in der gemeinschaftlichen Bewegung hervor. Denn solche christliche Thaten konnten wirklich nur germanische Völker vollbringen. Was auch sonst Uebles in Asien geschehen mochte, wie trübselig immer die Berichte vom Jordan lauteten, wie klagend die Stimme der Päpste über die Schmach Jerusalems, — die ritterliche Wallfahrt mit Schwert und Kreuz war nur unter germanischen Völkern möglich. Nur deren schwärmerische Sehnsucht konnte zu solchen Zügen erweckt werden. Die schlaffen Byzantiner wurden nicht durch den nachbarlichen Brand zur Selbsthülfe aufgerüttelt. Die Slaven haben noch niemals eine Volksbewegung idealer Natur gekannt. Germanische Natur allein war fähig, zu der Größe und dem Abenteuer der Kreuzzüge erzogen zu werden. Freilich waren die Völker der Kreuzzüge nicht mehr die des 6. und 7. Säculums. Der innere Mensch hatte einen anderen Inhalt gefunden. Die alte Kraft war durch das Christenthum nicht gebrochen, nur idealisirt worden. Die kriegerische Waffenlust wurde durch die Romantik eines glänzenden Ritterthums befriedigt. Denn aus dem alten germanischen Heldenthum ging durch den Schmelz christlicher Ideale die Ehre des Ritterthums hervor. Volksgeist und Sitte waren milder, aber nicht kraftloser geworden. Unter dem eisernen Panzer schlug noch immer das alte, abenteuerlustige, stürmische Herz, nur umfriedet von den heiligen Gedanken eines höheren Friedens. Die Germanen waren von jeher ein Eroberervolk; gern in der Heimath und doch sehnsuchtsvoll in die Ferne. Fröhlich auf der Scholle und fröhlich im stürmischen Seezug nach unbekannten Gestaden. So hatten sie Europa von der Donau bis zu den Küsten des Tajo unterworfen. So gewinnen die Sachsen Britannien. Die Normannen folgten ihnen. Kaum ein Menschenalter vor dem ersten Kreuzzug hatte Wilhelm der Normanne England unterworfen. Der Ruf zum Kreuz fiel also in kein müdes, träges Volk. Er fiel in ein auf Thaten harrendes, immer gerüstetes Geschlecht. Das Ziel nicht wie ehemals Beutelust und Eroberung. Aber die heilige Schwärmerei des Glaubens verstärkte die ritterliche Lust oder füllte die harrende Kraft mit einem köstlichen Ideale. Für ein kräftiges Volk, dessen Herz voll von frisch empfangenen christlichen Empfindungen, mehr noch zu fühlen, als zu denken gelehrt, — dessen Seele gerührt durch die Leiden Christi und seiner Heiligen, dessen Zorn und Schmerz erweckt bei den traurigen Nachrichten aus dem heiligen Lande, dessen Ehre gekränkt war von dem Uebermuth des gehaßten Erbfeindes — für ein in Waffen lebendes, durch friedliche Ordnungen müssig gewordenes Volk — war der Ruf zum

Kreuz wie eine Erfüllung und Erleichterung. Es war dies nicht ein Geschlecht, es war das ganze christliche Volk. Es war zuerst und zumeist das Volk, nicht der Kaiser und die Könige. In das Volksleben selbst fiel der Funke, der zu einer Flamme ward, wie sie Europa kaum mehr kennt. Peter von Amiens fand ein vorbereitetes Volk, als er, ein Sendbote des heiligen Krieges, die Länder durchzog. Freilich öffnete der kleine Mönch mit seiner hinreißenden, volksthümlichen Beredsamkeit das brennende Herz. Schaam und Groll rief er auf die Stirnen der Zuhörer, wenn er die Schmach Christi im heiligen Lande erzählte, wenn er, wie ein Erzähler sagt, seine Thränen mit den Buchstaben des Briefes mischte, den er über das Märtyrthum der frommen Pilger und die Barbarei der Erbfeinde vorlas.

Wenn in dessen Folge die entrüsteten Zuhörer in verzückte Begeisterung geriethen, Jung und Alt zum Zuge sich erhebt, ganze Gemeinden hingerissen werden zur Theilnahme und Opfer — so ist da keine Spekulation zu finden. Ueberall bis in die untersten Schichten hinunter eine aus mehr oder weniger dunkler Idealität losgerissene glühende Thatkraft.

5. Wir haben hier nicht die Aufgabe, eine Geschichte des ersten Kreuzzuges mitzutheilen. Darauf hinzudeuten, wie solche welterschütternden Ereignisse ihren Grund nicht haben im Willen und der Berechnung einzelner Leute, nicht hervorgegangen sind aus vereinzelten Absichten und Tendenzen, dazu sind diese Worte bestimmt. Das Felsstück, das sich vom Gipfel losreißt, während eine Karre auf der Heerstraße rollt, ist nicht durch diese gelöst worden. Eine lange dunkle Geschichte ist im Gestein seiner Lösung vorangegangen. Auch die Lawinen und Orkane haben ihre Geschichte. Die Kreuzzüge sind ein Sturmwind christlichen Geistes, für den Jahrhunderte des Krieges und des Friedens gearbeitet haben. Es ist eine dürre Geschichtsanschauung, wo Gelegenheit und Ursache verwechselt werden, oder wo der schmutzige Staubwirbel, der sich an die stürmende Gewalt ansetzt, als diese selbst angesehen wird. (Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Nachrichten zur Geschichte des Geschlechts Derer von Rochow und ihrer Besitzungen, gesammelt von Adolph Friedrich August von Rochow. Berlin 1861.

Dies Werk, welches von dem Herrn Verfasser nur zum Gebrauch für die Familien-Mitglieder bestimmt ist, wurde in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg vom 12. Februar c. „wegen der streng objectiven Haltung in Auswahl und Darstellung der Thatsachen als ein Muster für Familien-Geschichten“ anerkannt; ein Urtheil, dem Jeder gewiß gern beipflichten wird, der das nebenbei auch sehr schön ausgestattete Werk liest.

Läßt auch der Raum dieses Blattes nicht zu, näher auf den Inhalt des Buches einzugehen, so können wir es uns doch nicht versagen, aus der Vorrede das Nachfolgende abzudrucken, in welchem der würdige Herr Verfasser, dem eine reiche Lebenserfahrung zur Seite steht, seine Ansicht über den Zweck von Familiengeschichten sowie über die gegenwärtige Stellung und Aufgabe des Adels ausspricht:

„Indem ich dies Werk den jüngeren lebenden und künftigen Generationen widme, wünsche ich, daß es dazu beitragen möge, den Familiensinn unter uns zu erhalten und zu kräftigen. Jeder von uns betrachte sich als Glied einer Kette, welches bestimmt ist, eine ehrenvolle Vergangenheit an hoffnungsvolle Zukunft zu knüpfen, und dadurch den guten Klang eines Namens, wie er ihm aus dunkler Vorzeit überkommen ist, auf fernere Zeiten zu übertragen.“

„Der einzelne Mensch, wie hoch er auch stehen, wie begabt er auch sein, wie sehr er auch von äußeren Umständen begünstigt werden möge, bedeutet an sich selbst sehr wenig. Er erhält seine Bedeutung nur durch die Aufgabe, welche ihm von Gott für die Zeit seines Erdenlebens gestellt ist, und durch den Zusammenhang, in dem er sich mit Vorfahren, Zeitgenossen und Nachkommen befindet. Um sich jener Aufgabe bewußt zu werden und diesen Zusammenhang kennen zu lernen, wird es dem Mitgliede eines edlen Geschlechts nicht unedienlich sein, sich in der Geschichte desselben umzuschauen. Ist dies Geschlecht nicht bloß ein altes, sondern auch ein wahrhaft edles, so wird er darin Vorbilder für sein Leben finden. Dann wird die Frage an ihn herantreten: ob er auch ein solches Vorbild für künftige Zeiten werden, oder ob er zu den Vielen gehören wolle, von denen wenig anders zu sagen war, als daß sie geboren worden, gelebt haben und gestorben sind? Weit entfernt daher, daß Adels-Nachrichten eine Quelle des Hochmuths sein könnten, müssen sie, richtig aufgefaßt, zur Demuth führen und dazu treiben, mehr als das Gewöhnliche zu leisten.

So ist es aber mit dem Begriff des Adels überhaupt. In der jetzigen Zeit, wo er, mit Ausnahme einiger Hof-Begünstigungen ohne realen Werth, keine Art von Privilegium besitzt, ist seine Stellung nur eine poetische. Diese schlage ich aber allerdings sehr hoch an. Das Gefühl derselben kann zu den schönsten Handlungen, zu den edelsten Aufopferungen, zu den größesten Thaten begeistern!“ — X.

Miscellen.

Am 5. d. M. beging der Senior des Johanniter-Ordens und Commendator desselben: Graf Carl Lazarus Friedrich Ludwig Henckel von Donnersmarck, Erb-Ober-Landmundschenk im Herzogthum Schlesien und freier Standesherr, erbliches Mitglied des Herrenhauses, zu Breslau seinen 90. Geburtstag!

Der ehrwürdige Greis, Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, des Eisernen Kreuzes I. Klasse ꝛc., ist auch Senior des Ordens pour le mérite, den er bereits in der Rheincampagne 1793 für Tapferkeit in dem Gefechte bei Guntersblum erhielt, sowie endlich Senior seiner ganzen zahlreichen Familie.

Dem Johanniter-Orden gehört Graf Henckel von Donnersmarck bereits über 61 Jahre als Mitglied an, da er am 4. Juli 1800 in Sonnenburg durch den Herrenmeister Prinzen Ferdinand von Preußen, Königliche Hoheit, den Ritterschlag erhielt. Er ist das letzte noch lebende Ordensmitglied aus der Zeit vor der Aufhebung der Balley Brandenburg im Jahre 1811.

Der schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens ist die landesherrliche Genehmigung zu der erfolgten Erwerbung des von den Ständen des Reichenbacher Kreises zu Reichenbach gegründeten Krankenhauses ertheilt worden.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister wird am 24. Juni c. in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg einen Ritterschlag abhalten, und soll Tags vorher die Publikation der von Seiner Majestät dem Könige neu ernannten Ehrenritter stattfinden.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel.

Nr. 12. Berlin, den 19. März 1862. **Nr. 12.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. März 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. März 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	38		
	Zugang pro Februar	4		
		42		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	36	36	60
2.	**Poltin:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	47		
	Zugang pro Februar	7		
		54		
	Abgang	11		
	Bleibt Bestand	43	43	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	12		
	Zugang pro Februar	13		
		25		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	13	13	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	20		
	Zugang pro Februar	6		
		26		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	20	20	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	11		
	Zugang pro Februar	9		
		20		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	13	13	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	7		
	Zugang pro Februar	3		
		10		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	8	8	20
7.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	42		
	Zugang pro Februar	16		
		58		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	44	44	50
8.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	6		
	Zugang pro Februar	6		
		12		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	7	7	8
	zu übertragen:	—	184	259

Nr.	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. März 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		184	259
9.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	4		
	Zugang pro Februar	4		
		8		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	7	7	8
10.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	4		
	Zugang pro Februar	1		
		5		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	3	3	8
11.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	1		
	Zugang pro Februar	1		
		2		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	2	2	8
12.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Februar 1862	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
13.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Februar 1862	9		
	Zugang pro Februar	7		
		16		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	6	6	38
	Zusammen:	—	220	339
	Am 1. Februar 1862 waren vorhanden	—	219	339
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. März 1862 zugenommen um	—	1	—
	Der gesammte Abgang von Kranken pro Februar beträgt	—	76	—
	Davon sind:			
	a) gestorben	7		
	b) geheilt entlassen	63		
	c) ungeheilt entlassen	6		
	wie vor	76		

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das Ordens-Kran-

kenhaus zu Saïda in Syrien. In demselben waren am 1. Januar 1862 Bestand . . . . . 25 Kranke.
Im Laufe des Monats Januar kamen hinzu . . . . 28 „
53 Kranke.
Der Abgang pro Januar beträgt . . . . . 25 „
Bestand am 1. Februar 1862 . 28 Kranke.
Von den als Abgang aufgeführten 25 Kranken sind:
a) geheilt 19
b) gebessert 3
c) fortgegangen . . 1
d) gestorben 2
wie vor 25.
Von den pro Januar 1862 aufgenommenen 28 Kranken waren:
Christen 21
Muhamedaner . . . 5
Juden 2
28.

Die Gesammtzahl der bis zum 1. Februar 1862 in diesem Hause aufgenommenen Kranken beträgt: 477.

Am 18. Februar 1862 entschlief in dem Krankenhause des Johanniter-Ordens zu Saïda, ganz unerwartet und ohne Todeskampf, sanft zum ewigen Leben, der Hausvater desselben, Bruder des evangelischen Johannesstifts zu Berlin, Georg Wichmann, geboren zu Lübeck den 17. October 1830.

Der Johanniter-Orden betrauert in ihm den treuen, ausgezeichneten Haushalter, der jener jungen Anstalt in Syrien seit ihrer Gründung mit größter Liebe und unermüdlichem Eifer vorstand.

Erinnerungen eines freiwilligen Jägers von 1813—14.

(Schluß.)

Mittlerweile war meine Wiederherstellung doch in soweit vorgeschritten, daß ich bei schönem Wetter erst kurze und dann längere Spazierfahrten in Paris unternehmen konnte, und dies war auch das einzige Vergnügen, welches ich während meines fünfmonatlichen Aufenthalts daselbst genießen konnte. Endlich erklärten mich die Aerzte für soweit hergestellt, daß ich die Reise nach der Heimath ohne Gefahr unternehmen könnte, und somit entschloß ich mich denn auch sehr gerne, Anfangs September mit dem letzten Transport der Reconvalescenten abzugehen. Da indessen die Bequemlichkeit auf solchen zu diesem Behuf gestellten Wagen gewiß nicht bedeutend ist, mein Zustand eine solche aber immer noch erheischte, so entschloß ich mich um so lieber in Gemeinschaft mit einem Lieutenant Schulz, von den Garde-Jägern, welcher ein Bein verloren hatte, einen halbbedeckten Wagen zu kaufen und mit Extrapost zu fahren, als es uns freigestellt war, entweder die Kosten derselben baar zu empfangen, oder mit denen zum Transport gestellten Wagen die Reise zu machen. Wir mußten zwar, wegen der immer noch nothwendigen ärztlichen Behandlung die vorgeschriebenen Etappen halten, reisten aber doch auf diese Art weit bequemer und angenehmer. Die Stimmung der französischen Bevölkerung, welche ich unterwegs kennen zu lernen Gelegenheit hatte, war indessen durchaus in keinen Vergleich zu der, welche wir in Paris gewohnt waren, zu stellen; überall sah man nur finstere und selbst drohende Gesichter, und besonders in Soissons, wo wir die Pferde wechselten, versammelte sich eine so schreiende und tobende Menge um uns, daß ich ernstlich besorgte, es würde zu Thätlichkeiten kommen. Dicht an unserm Wagen bemerkte ich eine Wärterin mit einem hübschen Kinde auf dem Arm, welches uns neugierig betrachtete. Ich hatte zufällig einige Bonbons bei mir, offerirte demselben einen davon, und brachte es sowohl hierdurch, als auch durch freundliche Worte dahin, daß mir zuletzt die Wärterin das Kind in den Wagen reichte, woselbst ich dasselbe als Schild bei etwaigem Angriffe zu benutzen dachte. Sei es nun, daß die Franzosen die Zweckmäßigkeit dieses Manövers einsahen, oder daß ihnen überhaupt meine gegen das Kind bewiesene Freundlichkeit mildere Gesinnungen einflößte, genug wir blieben unbelästigt und konnten unsere Reise, blos von vielen Schimpfworten begleitet, ungehindert fortsetzen. Je mehr wir uns der deutschen Grenze näherten, je besser ward es; endlich überschritten wir auch den Rhein und befanden uns nicht allein auf deutschem, sondern auch auf preußischem Grund und Boden, in Düsseldorf, woselbst mir die letzte Unannehmlichkeit, welche leicht sehr gefährlich hätte werden können, begegnete. Von hier an erhielten wir keine Extrapost-Vergütigung mehr, sondern wurden durch Bauernvorspann weiter befördert; Schulz und ich hatten diesmal, was sonst sehr selten geschah, besondere Quartiere erhalten, weshalb ich ihn denn am andern Morgen aus dem seinigen abholen mußte. Auf der Straße wurden indessen die Bauernpferde durch das Trommeln einer vorbei marschirenden Truppen-Abtheilung scheu, warfen den Fuhrmann ab, und gingen mit mir, der ich mit meinen Krücken allein im Wagen saß, durch. Unter diesen Umständen war an ein Herausspringen nicht zu denken, ich mußte mich geduldig in mein Schicksal fügen und konnte nichts thun, als durch Zeichen und Worte die auf der Straße befindlichen Leute um Hülfe bitten. Aber Niemand hatte die Courage, den wilden Thieren in die Zügel zu fallen, und alle begnügten sich, dieselben durch Scheuchen und Schreien zum Stehen zu bringen, welches indessen nur den entgegengesetzten Erfolg hatte, indem die Pferde alsdann so kurze Wendungen machten, daß der Wagen mehr als einmal dem Umwerfen nahe war. Endlich löseten sich von dem einen Pferde die Stränge, mit welchen es angespannt war, das andere Pferd mußte nun den Wagen allein ziehen, und nun sprang ein beherzter Soldat zu, welchem es auch glückte, das unbändige Thier festzuhalten. Da ich nun, wenigstens auf dieser Station, nicht Lust hatte wieder Bauernpferde zu nehmen, bestellte ich auf meine Kosten Extrapost und holte mit diesen meinen Leidens- und Reisegefährten Schulz, welcher durch mein langes Außenbleiben schon beunruhigt war, ab. Von nun an ging die Reise ohne alle weitere unangenehme Zwischenfälle glücklich bis Potsdam, woselbst ich zu meiner größten Freude von meinen Eltern und Geschwistern empfangen wurde, von statten. Ueber das Wiedersehen selbst schweige ich aber, denn so etwas läßt sich nur empfinden, aber nicht beschreiben.

Bei meinem Zustande erhielt ich mit leichter Mühe unbestimmten Urlaub zu meinen Eltern, aber trotz der besten Pflege, welche ich bei ihnen genoß, konnte ich doch

nicht früher, als im Herbst 1815 meine Krücken bei Seite stellen und die ersten Versuche, blos mit Hülfe eines Stockes zu gehen, machen, aus welchem Grunde es dann auch unmöglich war, an dem Feldzuge dieses Jahres Theil zu nehmen.

Hier endet nun die Geschichte meiner kriegerischen Erlebnisse, und ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich die französische Kugel nicht los geworden bin, und wenn es sonst Gottes Wille ist, auch die Hoffnung habe, im Jahr 1864 das Jubiläum meiner fünfzigjährigen Verbindung mit ihr zu feiern. —

Die Kreuzzüge.

Einige weltgeschichtliche Gedanken.

(Von P. Cassel.)

(Schluß.)

Die Ereignisse, welche so oft an Personen und individuelle Akte angelehnt werden, steigen aus der Tiefe des organischen Volksgeistes heraus, ruhen in der gesammelten Bildung der Zeit, sind der Schluß lange und dunkel gefühlten Verlangens. Wer die Normannenzüge, vor denen die Küsten Deutschlands und Galliens erschraken, blos aus dem Standpunkt der Seeräuberei ansähe, würde keine tiefe Kenntniß des Volksgeistes verrathen. Es waren die Großthaten des Volkes, in denen ihre Kraft und Ehrbegier mehr als ihre Habgier Befriedigung suchte. Die Kreuzzüge waren das Resultat des christlichen Volksgeistes mit christlichen Zielen. Volkssagen und heilige Legende gaben eine Mischung von Seelenstimmung, in welcher Schwert und Kreuz dicht verbundene Symbole wurden. Legende und Heldensage waren ja die Lebensbildung von Ritter und Volk. Man möchte sicherlich behaupten, daß Gottfried von Bouillon, als er beinahe ein Greis an die Spitze einer Kreuzschaar sich stellte, die Sage seines Hauses in christliche Geschichte bewußt umgewandelt habe. Er sah sich berufen, der Schwanritter der verwaisten und angefeindeten Jungfrau von Zion zu werden, der durch die Wunder Gottes erweckt, nahe kommt und siegt.

Vorbereitet allerdings war das christliche Volk, als Papst Urban auf den Feldern von Piacenza und dem Markte von Clermont das Kreuz predigte. Der tausendstimmige Ruf, der antwortete: „Gott will es haben!“ war ein donnerndes Echo, das aus tiefer Vergangenheit heraufscholl.

Das psychologische Motiv, aus welchem die Kreuzzüge zumeist zu erklären sind, hat universell lehrreiche Art. Die stille Arbeit und Sehnsucht der Seele in Menschen und Völkern wird für die Würdigung ihrer Thaten und Katastrophen viel zu wenig in Betracht gezogen. Niemals steht das Herz der Geschlechter stille. Wenn die Steine durch die leise Gewalt der Zeit wachsen, um wie viel mehr das menschliche Herz. Indirekt wird es durch das Leben der Zeit genährt; eine Neigung bildet sich aus, ein Drang, der noch keinen Namen hat, wird lebendig, bis ihn der Blitz einer unerwarteten Bewegung zur Liebe oder Leidenschaft, zum Segen oder Unheil entzündet. So ist auch der Islam nicht Muhamed's Werk allein. Er erkannte nur die reif gewordene Natur seines Volkes. Er gab nur der harrenden Kraft den schwärmerisch fanatischen Inhalt. Er entfesselte blos den Nationalgeist der Araber, der in der stillen Halbinsel, während Römer und Perser siegten und fielen, sich entfaltet hatte. Interessant ist die Art der aufstürmenden Bewegung unter den Arabern mit der Begeisterung der Kreuzzüge zu vergleichen. Religiöse Schwärmerei war in beiden die Seele. Aber die Erfolge waren doch sehr verschieden. Mit den nachhaltigen siegreichen Resultaten der arabischen Eroberungen in Europa und Asien lassen sich die Erfolge der Kreuzritter nicht vergleichen. Die Fluth des Islam war nicht blos reißender, sondern dauernder gewesen. Der Muhamedanismus gleicht darin völlig vulkanischen Ausbrüchen. Ueber zerstörten Städten sammelt er sich wie ein stehender vulkanischer See. So weicht das todte Meer nicht zurück wie lange auch Sodom schon begraben liegt. Auf den Kreuzzügen liegen tiefe Schatten. Und doch tritt die Herrlichkeit der Sonne christlicher Lehre wunderbar hervor. Der Seelenstimmung, aus welcher die Thaten erwachsen, entsprechen diese nicht immer. Der stumme Drang bekommt zuweilen eine Sprache, die er nicht erwartet. Auch die verzehrende Gluth der Leidenschaft stammt aus dem Bedürfniß an Liebe. Darum verbürgt auch die Größe ursprünglicher Gedanken nicht immer den Erfolg. Aber die Kreuzzüge zeigen doch, daß die christlichen Stimmungen, welche den Anlaß gegeben, den christlichen Segen nicht verloren haben. Die Liebe, aus welcher sie geboren waren, hat Liebeswerke hervorgebracht. Der Drang in die Ferne hat Wissen und Kunst gezeitigt. Tausende von Aufgaben, die zum Theil noch der Gegenwart zur Lösung vorliegen, haben ihren Keim in den Leiden und Kämpfen der Kreuzfahrer gefunden. Ueberall, wo das Kreuz gepflanzt wird, aber unter Dornen, schlagen Rosen aus.

6. Allerdings ist namentlich der erste Kreuzzug von tiefen Schatten bedeckt. Aber wenn er mißlang, liegen die Gründe davon dicht neben denen, darin seine Kraft sich offenbarte. Es war eine Volksbewegung, aus der er sich erhob. An die Christenheit selbst war der Ruf ergangen und die Völker nahmen ihn auf. An der Einheit des Geistes, mit der er begonnen ward, fehlte es daher nicht, wohl aber an Einheit der Leitung; in aller Buntheit des Lebens erhoben sich die christlichen Menschen. Der eine Führer, der eine Plan, der sie alle um sich versammelte, fehlte. Darum fehlte auch die eine Zucht, die die Haufen im Zaume hielt. Und darum wurde auch bald das eine Ziel, das sie verbunden, durch die besonderen Interessen Einzelner verdunkelt. Die ordnungslose Masse gerieth in zuchtlose Leidenschaften. Es bedarf keine Empfindung so sehr der meisternden Disciplin, als Schwärmerei, wenn sie auch dem Edelsten gilt. Ohne diese sind daher bis in die neueste Zeit eine Menge erhebender Bewegungen auf religiösem, vielleicht auch auf kirchlichem Gebiete zur Karrikatur ihrer ursprünglichen Gedanken geworden. Denn Schwärmerei geht immer gegen das Gesetz, weil sie sich über alle menschliche Schranke erhoben fühlt. Die zuchtlosen Kreuzfahrer glaubten sich Alles gestatten zu können. Der Mord und die Plünderung zahlloser Juden ist ein schwarzer Fleck, der nicht abgewaschen werden soll, damit er eine demüthigende Lehre zur Buße für Alle werde. Für den Muhamedanismus sind solche Dinge nicht überraschend. Solche Gewaltthaten hat er mit System und Disciplin ausgeführt. Das Christenthum wird durch jede Zuchtlosigkeit und Gewaltthat entweiht.

Solche Scenen und Plünderungen hatten aber eine weitere Folge als man erwarten sollte. Dies kam daher, weil sie die Züge begannen. Viele Herzen wurden durch sie gegen den ganzen Gedanken eingenommen. Noch nicht alle Völker Europa's waren auf die Höhe der christlichen Reife gelangt, um auch solche Irrthümer zu verstehen. Man mußte durch Ungarn hindurch, ein Land, das damals noch lange nicht dem Christenthum bis in alle Volksschichten gewonnen war, dessen Einwohner aber durch das Toben und die zügellosen Schwärme der gemeinen Kreuzfahrer mehr abgeschreckt und feindlich als theilnehmend gemacht worden waren.

Palästina hatte dem byzantinischen Reiche gehört. Es

war diesem erschlafften Staate nicht gelungen, das heilige Land dem Islam zu entreißen. Um so freudiger hätte er müssen die kriegerischen Züge der germanischen Stämme empfangen. Was in der That zur Unterstützung der Kreuzfahrer geschah, wurde durch Mißtrauen und Gegendruck hinreichend aufgewogen. Es konnte das kaum anders sein. Ein Verständniß für die ganze romantische Bewegung fehlte in Byzanz. Die alte Kirchenspaltung zwischen Rom und Constantinopel trat auf das schädlichste dabei hervor. Der Einfluß des Papstes galt in Griechenland wenig. Man sah es als ein Werk des Römischen Hofes an. Andererseits erschreckten die Unordnungen der ungebundenen Kreuzfahrer. Sie hatten kein Haupt, das für sie Alle verantwortlich war. Und auch die geordneten Schaaren, welche edle Fürsten wie Gottfried führten, waren so zahlreich, daß dem byzantinischen Kaiser, der den furor teutonicus kannte, vor den schrecklichen Freunden graute. Das alte deutsche Heldengedicht, König Rother, giebt die Schrecken und Besorgnisse des byzantinischen Hofes vor den deutschen Eisenrittern, wie die Tücke gegen sie in poetisch-romanesker Art wieder.

Aber auch die Siege Gottfrieds und seiner Helden gewährten keinen beständigen Erfolg. Der Sinn, in welcher die ganze Unternehmung sich erhob, verhinderte jede lichtere Ueberlegung. Die friedlichen Künste begleiteten die Heere nicht. An eine geordnete Niederlassung war vorher gar nicht gedacht. Der Zug trug gewissermaßen denselben unbesonnenen kühnen Geist, wie sie die alten deutschen Seezüge getragen. Die nachträgliche Colonisation gelang nicht wie in Spanien und England unter so fernen, widerstrebenden klimatischen und Volksinteressen.

Woran man in neuerer Zeit zuerst denkt, Besitznahme, Ausbeutung, Cultivirung, Handel — daran dachte die alte Zeit in ihrer naiven Wildheit nicht sogleich. Und doch ist unzweifelhaft, daß wenn durchgreifende Zucht die Expedition geleitet, und statt der gemeinen Plünderungssucht, die sich doch wie der Schmutz an den rollenden Wagen genug anhing, etwas besonnene Spekulation nicht gefehlt hätte; — der Erfolg wäre bei der Schaar der Kämpfer, der Tapferkeit der Führer und der Ausdauer des päpstlichen Dranges ein großartiger und weltbedeutender gewesen.

Freilich hätte der rechte Anfang in Constantinopel gemacht werden müssen.

Wer Palästina haben will, muß dies beherrschen. Und Gottfried, die edelste Erscheinung der Zeit, der rechte Kreuz- und Schwanritter, verließ zu schnell die irdische Pilgrimszeit.

Wird er keinen Nachfolger finden, der sein Erbe aufnimmt? Wird kein Held erscheinen, der mit dem Kreuze Gottfrieds Denkmal in der heiligen Stadt aufrichtet.

Wird es keinem Dichter mehr gelingen, ein befreietes Jerusalem zu besingen!

Es werden die Helden und Dichter leben, sobald Europa's Christenheit nicht mehr auf beiden Füßen hinken wird.

Dann wird es kaum eines Feldzuges, nur eines Federzuges bedürfen.

Miscellen.

Allerhöchsten Orts ist die Genehmigung ertheilt worden, daß die von den Erben der verstorbenen Geheimen Räthin Loesch auf Kammerswaldau, Kreis Schönau, zur Fundirung eines von derselben bis zu ihrem in August v. J. erfolgten Tode im Johanniter-Krankenhause zu Erdmannsdorf unterhaltenen Freibettes, offerirten 1500 Thaler angenommen werden dürfen.

Von dem Commandator und Senior des Johanniter-Ordens, Erb-Ober-Land-Mundschenk ꝛc. Grafen Henckel von Donnersmarck ist zur Erbauung eines Johanniter-Krankenhauses zu Beyrut in Syrien die Summe von 1000 Thalern geschenkt worden.

Aus London theilt man uns die für die gesammte christliche Welt wichtige und interessante Nachricht mit, daß der Bau einer Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem nun definitiv beschlossen ist und die Baucontracte bereits unterzeichnet sind.

An der Spitze des Unternehmens steht Sir John Macneile. Sir Moses Montefiore, Lord Dufferin, Lord Haddo, Sir Culling Cardley ꝛc. sind die Directoren der Gesellschaft. Die Entfernung beträgt 45 englische (9¼ geographische) Meilen, und beläuft sich der Kosten-Anschlag auf 500,000 Lstr., von denen 100,000 Lstr. von einem Einzigen schon gezeichnet sind. Das Anlage-Kapital soll durch Ausgabe von Actien à 20 Lstr. gedeckt werden. Da die Vermessungen schon seit Jahren bereit liegen, so wird der Bau der Bahn binnen Kurzem beginnen.

Da die bisher zu Saida in Syrien befindlich gewesenen Flüchtlinge fast sämmtlich in ihre Berge zurückgekehrt sind, so ist die Verlegung des dortigen Johanniter-Hospitals nach Beirut, wo sich noch viele Flüchtlinge aufhalten, beschlossen worden und dürfte bereits stattgefunden haben. Wir behalten uns vor, über die dadurch in Saida abgeschlossene, zwölfmonatliche Thätigkeit der genannten Ordens-Anstalt den Lesern dieses Blattes ausführliche Mittheilungen zu machen.

Seit der Wiederaufrichtung des Johanniter-Ordens sind zu Rechtsrittern aufgenommen worden:

1853: 14, 1854: 51, 1855: 43, 1856: 36, 1857: —, 1858: 38, 1859: 15, 1860: 26, zusammen 223 Ehrenritter.

Zu Ehrenrittern wurden ernannt:

1853: 1, 1854: 69, 1855: 116, 1856: 92, 1857: 58, 1858: 128, 1859: 102, 1860: 84, 1861: 76, zusammen 726 Edelleute.

Die Zahl der im Jahre 1861 bekannt gewordenen 56 Todesfälle von Johanniter-Rittern ist leider gegen die früheren Jahre eine verhältnißmäßig bedeutende zu nennen, da dieselbe nur 1856: 37, 1857: 40, 1858: 39, 1859: 37 und 1860: 43 betrug.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 13. **Berlin, den 26. März 1862.** **Nr. 13.**

Friedrich August von Sobbe, Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1840. † zu Berlin 6. März 1862.

A contented mind is a continual feast.

(Englisches Sprüchwort.)

In dem (ungedruckten) Tagebuche eines preußischen Husaren-Cornets aus dem Jahre 1802 heißt es: „Die jungen Officiere unseres Regiments waren meist Söhne von Rittergutsbesitzern, die selbst größtentheils in der Armee gedient. Wissenschaftliche Bildung mäßig, dagegen war von ihnen mit der Muttermilch ein gewisser Schick einsogen, der sie erfolgreich auftreten ließ. Und zwar daheim im Frieden mit regem und frischem Frohsinn, im Kriege mit Standhaftigkeit und Thatenlust." — Diesem sei hinzugefügt:

Der 17jährige Husaren-Cornet Moritz v. Prittwitz überfiel 1807, nach einem unglücklichen Gefecht, bei Canth mit einer Handvoll Husaren und Versprengter den vordringenden Feind und zog mit eroberten Geschützen und Fahnen, Beutepferden und mehreren Hundert Gefangenen als Sieger in Glatz ein. —

„Ein guter Muth ist täglich Wohlleben." Guter Muth hat Nichts gemein mit geckenhaftem Uebermuth. Das gepriesene tägliche Wohlleben steht höher als zeitweiliges luxuriöses Hochleben. „Luxus" heißt auf deutsch „Verkehrtheit."

Der größte Schatz gehört dem Herzen an, das ihn empfinden und bewahren kann. Solch' einen Reichthum, einen zufriedenen, fröhlichen Sinn, können alle Eltern ihren Kindern zur Mitgift schenken, wenn sie dieselben, mit dem Harnisch der Genügsamkeit gewappnet, hinausschicken in den Kampf der rücksichtslosen Selbstsucht gegen die Ehrlichkeit und Selbstverläugnung.

In der Schule wird heut mehr gelehrt und gelernt als vor sechszig Jahren; manche Examinations-Commission ist seitdem eingesetzt. Wer viel lernt, kann aber auch viel vergessen; wer viel besitzt, viel verlieren. Eins indeß wird Bestand haben: die von Mutterliebe und Vaterzucht hervorgerufene Pflicht, sich selbst zu bezwingen, damit man nicht von Andern bezwungen werde. Wer in dieser Prüfung obsiegt, wird stets zufriedenen Sinnes sein und vollauf haben!

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Eine Jagdgeschichte.

In dem Königlichen Zechliner Forst-Revier — in der Priegnitz — befindet sich ein Gestell*), welches von der Försterei Quast in schnurgerader Linie und in der Entfernung von einer halben Meile nach der Mecklenburgischen Enclave Netzband führt, und den Namen des „Rehdanzen-Gestells" hat. Man mag nun wohl denken, daß diese Benennung daher entstanden ist, daß in der Nähe desselben die Rehe ihren Lieblingsaufenthalt und dort ihren Tummelplatz gehabt haben. Dem ist aber nicht so, es stammt dieser Name vielmehr von einem Förster Namens Rehdanz her, welcher vor mehr als 100 Jahren, wo dieser Forst außer anderem zahlreichen Wild auch noch mit Wölfen bevölkert war, die Försterei Quast bewohnte.

In dem Gasthofe des Dorfes Netzband konnte man aber wegen nicht stattfindender Besteuerung wohlfeileren Wein und Schnaps als im Preußischen haben, weshalb denn derselbe auch häufig von den Bewohnern der preußischen Umgegend, und auch zuweilen von dem schon sehr bejahrten Förster Rehdanz besucht wurde. Dies geschah auch eines Nachmittags im Sommer, wo der alte Mann, weil es nicht Jagdzeit war, und er sich nicht unnütz mit Gewehr und Jagdtasche belästigen wollte, blos mit einem Stecken in der Hand den bekannten Weg nach Netzband einschlug, um sich dort mit einem Gläschen wohlfeilen Weins zu erquicken. Er hatte kaum den halben Weg zurückgelegt, als ein plötzlicher, ziemlich naher Donner und einzelne starke Regentropfen das rasche Herannahen eines Gewitters verkündeten, und da er eben so wenig Lust hatte, sein Nachmittagsvergnügen aufzugeben, als bis auf die Haut durchnäßt zu werden, so entschloß er sich, in einer ganz in der Nähe befindlichen hohlen Eiche,

*) Für Unkundige wird hier bemerkt, daß man unter der Benennung „Gestell" zur Eintheilung derselben durch die Forsten gehauene gerade Linien von zwei Ruthen Breite versteht.

welche nur einen schmalen Eingang, aber im Innern hinlänglichen Raum für ihn hatte, seine Zuflucht zu nehmen und den Uebergang des Gewitters abzuwarten. Kaum hatte er sich dort sicher untergebracht, als das Gewitter auch in seiner ganzen Heftigkeit heraufkam; der Regen floß in Strömen, und ein Blitz von heftigem Donner begleitet folgte dem andern. Plötzlich rauschte es aber in dem dichten Unterholz, und ein starker, alter Wolf, der gleichfalls unter dem dichten Blätterdache der Eiche Schutz suchte, erschien, schüttelte seinen nassen Pelz und setzte sich so vor die alte Eiche, daß ein Theil seiner buschigen Ruthe in die Höhlung derselben hineinhing, und beinahe die Füße des alten Rehdanz berührte. Dieser stand erstarrt und verfluchte hundertmal in Gedanken seine Nachlässigkeit, ohne Gewehr ausgegangen zu sein, und so die schönste Gelegenheit von der Welt versäumt zu haben, einen Wolf zu schießen und die auf die Erlegung eines solchen gesetzte Prämie zu verdienen. Es war nun freilich keine Möglichkeit, denselben zu erlegen, aber bei ruhiger Ueberlegung beschloß er doch, ihm wenigstens einen Schabernack zu spielen. Da der Wolf dem alten Rehdanz den Rücken zugedreht hatte, konnte er ihn natürlich nicht sehen, und da der fortwährende Regen auch Ursache war, daß er keine Witterung von ihm erhalten konnte, so ließ er sich mit größter Vorsicht und mit vorgestreckten Händen in seinen Knieen herunter, packte mit einem raschen Griff die Ruthe des Wolfes und hob sich nun eben so rasch dergestalt in die Höhe, daß der Wolf nur mit seinen Vorderläufen den Boden berührte, mit dem ganzen Hintertheil aber emporgehoben war. Der Wolf zerarbeitete sich zwar aus Leibeskräften, aus dieser höchst unangenehmen Lage herauszukommen, Rehdanz hielt aber fest, stemmte sich mit beiden Ellenbogen gegen die Wände des schmalen Eingangs, und so oft der Wolf auch den Versuch machte, sich nach seinem Verfolger umzudrehen, so erhielt er doch jedesmal einen so empfindlichen Ruck in der Ruthe, daß er zufrieden sein mußte, wieder in seine alte Stellung zurückzukommen. Dergestalt tobte nun der Wolf so lange, bis er anfing müde zu werden, seine Bewegungen wurden immer langsamer, und zuletzt stand er ganz stille. Dies war dem alten Rehdanz nun ganz recht, seine Hände waren ihm beinahe erstarrt, und eine Waffenruhe ihm daher gleichfalls sehr nöthig. Demungeachtet konnte er sich aber doch nicht entschließen, dem Wolf schon jetzt seine Freiheit wieder zu geben, und wie er sich hinlänglich stark genug glaubte, rief er aus seiner Eiche demselben mit furchtbarer Stimme zu: „Na, wollen wir nicht wieder anfangen?" Wie der Wolf aber eine menschliche Stimme so dicht hinter sich hörte, fing er von Neuem sein Springen und Toben vor der Eiche an und setzte dasselbe auch so lange fort, bis beide Theile wieder müde wurden und eine abermalige Pause eintrat, welche Rehdanz aber jedesmal mit dem Rufe: „Na, wollen wir nicht wieder anfangen?" unterbrach. Zuletzt aber gingen dem alten Mann doch die Kräfte aus; er sah ein, daß er des Wolfes doch nimmermehr Herr werden würde, und, nachdem er seinen bekannten Ruf noch einigemal wiederholt hatte, ließ er denn endlich den Wolf los, welcher nun auch nicht unterließ, in eiligster Flucht das Weite zu suchen. Rehdanz kroch jetzt auch aus seiner Eiche heraus, und da sich das Gewitter inmittelst verzogen, auch der Regen aufgehört hatte, setzte er ruhig seinen Weg nach Netzband fort, erquickte sich dort durch einen Trunk Wein von seinen ausgestandenen Strapazen, hütete sich aber weislich, aus Furcht, ausgelacht zu werden, irgend einem Menschen Etwas von seinem gehabten Abenteuer zu erzählen.

Der Sommer und der Herbst vergingen, der Winter kam, und da der Wolf auf dem Revier geblieben und vielen Schaden gethan hatte, wurden die dazumal üblichen Jagden mit sogenannten „Lappen" auf ihn angestellt. Da diese Art von Jagd bei der Verminderung der Wölfe jetzt wahrscheinlich auch schon überall aufgehört hat und daher den meisten geehrten Lesern dieser Geschichte unbekannt ist, so dürfte es wohl nicht unzweckmäßig sein, hier die kurze Beschreibung einer solchen einzuschalten.

Die Lappen bestanden aus Schürzen ähnlichen, mit Oelfarbe bemalten Stücken Leinwand, welche mit einem Ende an lange Leinen dergestalt befestigt waren, daß sie frei herunterhingen und bewegt werden konnten. Sobald nun bei einer sogenannten „Neue" — frischer Schneespur — ein Wolf dergestalt eingespürt worden war, daß man mit Bestimmtheit denjenigen Walddistrikt, in welchem er lag, angeben konnte, so ward derselbe in der größten Geschwindigkeit und Stille mit diesen Lappen auf solche Art umgeben, daß die untersten Enden derselben ungefähr 1½ Fuß vom Erdboden hingen und von dem Wolfe leicht gesehen werden konnten. Ungefähr alle fünfzig Schritt, wurden an diesen Lappen sogenannte Jagdleute aufgestellt, welche, wenn sich derselbe näherte und herauswollte, die Lappen rühren, laut schreien und dadurch den Wolf verhindern mußten das eingestellte Jagen zu verlassen. Innerhalb desselben wurden die Schützen angestellt, und diesen der Wolf durch Treiber zugetrieben. Glückte es nun, denselben zu erlegen, so war natürlich die Jagd beendet, glückte es aber nicht, was bei den kurzen Wintertagen und der Schlauheit des Wolfes auch vorkam, so ward dieselbe am nächsten Tage fortgesetzt, und um dem Wolfe das Entkommen bei der Nacht unmöglich zu machen, ward rings um die Lappenlinie alle 100 Schritt ein Feuer angezündet, welches bis zum Anbruch des Tages unterhalten werden mußte. Ein solches Verfahren nennt man das „Verfeuern des Jagens" und ist dieses sowohl für die Jäger, die fortwährend patrouilliren, als auch für die Jagdleute, welche die Feuer unterhalten müssen, höchst beschwerlich, weshalb denn auch Rehdanz von den Wolfsjagden gänzlich dispensirt wurde.

Bei einer entstandenen „Neue" war es geglückt, den Wolf einzulappen; die Schützen und Treiber wurden richtig angestellt, aber so vorschriftsmäßig auch alles geschah, und so oft auch durchgetrieben wurde, wollte es doch nie gelingen, den Wolf den Schützen zu Schuß zu bringen, und immer gelang es dem alten schlauen Meister Isegrimm, sich durch die Treiber zu schleichen und den Schützen zu entgehen. Eine solche Fehljagd war eben wieder beendet, der Tag nahete sich seinem Ende, und die Schützen standen ziemlich verdrießlich zusammen, als der alte Rehdanz, welcher — wie die meisten alten Forstleute — zu Hause keine Ruhe hatte, erschien und fragte:

„Na, wo habt Ihr denn den Wolf?“ —

„Wir haben ihn noch gar nicht,“ erwiederten die Jäger ärgerlich, „schon vier Male ist durchgetrieben und der Wolf noch Keinem von uns zu Schuß gekommen; glückt es uns diesmal nicht, so ist es für heute vorbei, und es steht uns dann die angenehme Aussicht bevor, die Nacht hier zu bleiben und das Jagen verfeuern zu lassen.“

„Ach was,“ sagte Rehdanz, „Ihr versteht es nur nicht und habt es nicht richtig angefangen!“

„Alles ist ganz regelrecht und ohne Fehler zugegangen, aber der Wolf ließ sich nicht treiben und ging jedesmal, ohne Jemand zu Schuß zu kommen, durch die Treiber zurück.“

„Ich wiederhole Euch,“ sagte Rehdanz, „Ihr versteht es nicht, wäre ich nur hier gewesen, so müßte der Wolf schon lange todt geschossen sein.“

„Nun, wenn Du es doch besser als wir verstehen willst, so zeige es, noch ist es Zeit; ein Treiben können wir noch machen!“

„Ja, das will ich Euch auch zeigen,“ sagte Rehdanz, „ein alter Jäger versteht oft mehr, wie Ihr jungen Leute es Euch träumen laßt, und ich ganz allein will Euch den Wolf zu Schuß bringen. Laßt alle Treiber aus dem Jagen gehen, stellt Euch rasch an, steht hübsch stille, und dann werde ich Euch zeigen, daß ich es verstehe, Euch den Wolf zu Schuß zu bringen.“

Was wollte man machen! Die Sonne war nahe am Untergehen, Rehdanz war als ein erfahrener Jäger bekannt, und viel Lust, die Nacht im Freien zuzubringen, hatte man nicht; man that also nach seiner Weisung.

Als die Schützen sich angestellt hatten und die Treiber aus dem Jagen entfernt waren, ging Rehdanz dorthin, wo diese postirt gewesen waren, und rief nun, indem er sich langsam fortbewegte, mit starker Stimme mehrere Mal hintereinander: „Na, wollen wir nicht wieder anfangen?“ — Als nun der Wolf diese ihm so furchtbar gewordenen Worte hörte und sich dabei seiner schlechten Lage vor der hohlen Eiche erinnerte, suchte er sich durch die eiligste Flucht seinem früheren Peiniger zu entziehen, vergaß alle seine sonstige Vorsicht und rannte wie toll und blind auf die Schützenlinie zu, wo er dann mit einem glücklichen Schuß auch zu Boden gestreckt wurde.

Als Rehdanz nun erschien, ward er im Triumph empfangen und mit Fragen bestürmt, wie er es angefangen habe, dies glückliche Resultat herbeizuführen. Er aber verrieth nichts, that geheimnißvoll und kam von nun an in den Ruf eines Jägers, der mehr verstände als Brot essen. Erst kurz vor seinem Tode erzählte er sein an dem Gestell gehabtes Abenteuer, wovon denn Dieses seinen Namen erhielt und bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Die Lebensgeschichte Lupold's von Wedel auf Kremzow*)

(Im Auszug veröffentlicht von G. v. Kessel.)

I.

Einleitung.

In der Zeit zwischen 1830 und 1832 fand sich auf der reichen Bibliothek der Herren von der Osten auf Plathe in Pommern obige Handschrift. Einer der Vorfahren des Besitzers, irren wir nicht der Großvater, war während seines ganzen Lebens eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt, sammelte und vervollständigte seine Bibliothek nach allen Seiten der Wissenschaften, ganz besonders thätig aber war er in der Geschichte des Pommerschen Adels, wie denn von ihm 24 starke Bände Handschriften über die Pommerschen Adelsgeschlechter vorhanden sind. Lupold v. Wedel, welcher diese seine Lebensgeschichte einem Schreiber dictirte, umfaßt in ihr die Jahre 1544 bis 1606. Die Handschrift ist unverkennbar aus seiner Zeit, und enthält von ihm selbst verfaßte Randbemerkungen in sehr schwer leserlicher Schrift, in welcher er aber in erster Person auftritt.

Diese Handschrift wurde im Jahre 1840 durch Alexander v. Humboldt Sr. Majestät dem Hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. vorgelegt. Se. Majestät sah mit dem lebhaftesten Interesse die ganze Handschrift durch und äußerte auch den Wunsch, dieselbe durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben zu sehen. Mannigfache Abhaltungen hinderten indessen die Herausgabe, und wurde vorläufig nur das starke Dokument zu zwei Drittel abgeschrieben, um einer zufälligen Zerstörung dieses Unicums vorzubeugen.

Kremzow, ein Gut der Wedels bei Stargard, ist noch im Besitze der directen Nachkommen Lupolds. Der jetzige Gutsherr, Herr Landrath a. D. v. Wedel, besitzt noch ein Manuscript des Onkels unseres Lupold, welcher am Schluß seiner Handschrift des vielfach bewegten Lebens seines Neffen gedenkt. Das Todesjahr Lupolds selbst ist nicht genau festzustellen. Er verheirathete sich 1598 mit Anna von Eichstädt, und schloß noch 1630 einen Rezeß mit seinen Vettern ab, hat indessen nicht über 1632 gelebt und ist in dem Gewölbe der alten Kirche zu Kremzow beigesetzt worden.

Diese Nachrichten ließen sich vorläufig über Lupold von Wedel einziehen, jedenfalls wird uns aber die Geschichte „Derer von Wedel“, welche zur Zeit verfaßt wird, nähere Auskunft über eine interessante Persönlichkeit geben, die uns das Bild eines fahrenden Ritters und adligen Abenteurers, aber im besten, poetischten Sinne giebt, eines Mannes, der nicht aus Rauf- und Beutelust, sondern aus Wissensdurst und ritterlichem Hange nach dem Außergewöhnlichen die Welt durchzog.

II.

Lupold von Wedel's Jugend und erste Erlebnisse von 1544 bis 1578.

Lupold v. Wedel nennt seinen Vater Curt v. Wedel, seine Mutter Anna v. Borke aus dem Hause Stramel, seinen Großvater Hasse v. Wedel, dessen Frau Esse oder Esther v. Flemming aus dem Hause Buke. Er hat einen Bruder Busse 1566 wider die Türken im 24. Lebensjahr verloren und zwei Schwestern gehabt. Die Aelteste heirathete den Cornel Arnim aus Rasebaud (jetzt den Jastrow's gehörig), die Jüngere stiebt 4 Jahr alt.

„Mein seliger Vater ist zeitigk in meiner kintheit mit Tot in got verstorben, meine selige muter hat mir wol zu studeren gerichtett, auch zu stargart in die schulen gethan, weile ich aber

---

*) Indem wir diesem, von Major v. Kessel im Auszug mitgetheilten, höchst merkwürdigen, für die Kultur- und Sitten-, wie allgemeine Zeitgeschichte höchst interessanten Manuscript, das wir selbst aufmerksam und mit Freude gelesen, die Spalten unseres Blattes öffnen, hoffen wir den Dank aller Freunde der Geschichtskunde zu erwerben, zugleich aber, was uns eben so bedeutend ist, den Besitzern alter Bibliotheken und Handschriften einen Impuls gegeben zu haben, durch unser Blatt ihre Schätze der Gegenwart zu Nutze zu veröffentlichen. Um den Auszug des Herrn v. Kessel nicht zu sehr verstümmelt zu geben, andererseits aber die nöthige Mannigfaltigkeit des Blattes nicht zu beeinträchtigen, werden wir die verschiedenen Fahrten oder Reisen Lupold's mit einzelnen Unterbrechungen veröffentlichen, zumal jede dieser Reisen ein für sich bestehendes, unabhängiges Ganze bildet. D. R.

gar kein gemute zum studeren gehabt, habe ich nur ein jar in der schulen abgewartet; derwegen weile ich gar keine lust heime zu sinnde gehabt", zieht er 1561 mit Lucas Blankensehe auf Schlagentin nach Leipzig zur Hochzeit Wilhelms von Oranien mit der Tochter Moritz von Sachsen im Gefolge des Johann von Cüstrin, der seine Landjunker dazu aufbietet.

Die nächsten 4 Jahre bleibt er bei einem Grafen von Mansfeld, dann wieder 1 Jahr daheim, 1566 aber gehts nach Ungarn. Hier geräth er unter die Lanzknechte, die ihm seine Pferde abnehmen, aber ein Landsmann Hechthausen auf Zarefanz nimmt ihn unter sein Fähnlein als Knecht, und hier musterte ihn Kaiser Maximilian.

„Mußte also ein jeder entzeln vor kaiserliche magstet in seinen rustunge und spiesse übergehen. Ob ich wol sorge hate, das ich wegen meiner jugent, weil ich enen jungen gar änlich sach und keiner unter allen war, der an jugent mir gelich, sult außgethan werden, wort mir dennoch vor den Commissarien so hoge Besoldungen wie dem vornemsten gemacht, ich gelobe daß mir die guten Kleder, zirlige rustunge und spiesse han durchen hulffen."

Die Armee war nach Lupold's Angaben 130,000 Mann stark. Am Tage nach der Musterung geht er mit seinem ganzen Regimente und 6000 Pferden vor ein Haus, Totes (?) genannt, das wird erobert.

„Wie das die turken sagen lieffen sie in einen torm und zundeten alles pulver an, daß steiß sie und die unseren die auf dem Hause waren, daß manniger zu trummelen (Trümmern) ging, gewaltig file der unseren wurden beschädiget, daß sie nicht gahn kunten, welche ire weiber und kurdesanen nach dem lager schleften. Legten sie ofte nider und roweten (ruheten), tribens so lange, bis sie ins lager mit inen kamen, damaln sage ich das den lanzknechten die weiber Nutze wurden, ich kam got lop unbeschadiget davon, die turken aber so darauf, wurden alle erschlagen, daß keiner entrinnen mochte." *)

Von hier geht die Armee rückwärts nach Gomurro (Comorn), dem Kaiser gehörig, und liegt hier zwei Monate in hellen Haufen. „Es mußte das Gras angezündet werden, sonsten wir vor dem langen Grase nicht gehen kunten."

Das kaiserliche Heer verrichtete aber keine große Thaten, die Knechte, darunter Lupold, wurden entlassen, aber nicht bezahlt, er wendet sich also an ein Fähnlein, unter dem seine Landsleute Jurge Kleist, von Kuwalke und Pawal Glasenap dienen; als diese nun abgelohnt, giebt ihm Jochim Hane aus Mecklenburg gegen Handschrift zwei Pferde und Wedel reitet so, einen Goldgulden als Zehrung, mit seinen Landsleuten heim, ja er muß seine Rüstung als Bezahlung lassen, um sie später einzulösen.

Seiner Mutter „Kreutz und übermäßiges Herzeleid" um den Tod des Bruders bewegt ihn, so lange sie lebt, in Krempzow zu bleiben. 1573 aber zieht er zum Kastellan von Marienburg, um Henricus von Frankreich, erwählten König von Polen, zu geleiten, macht also den sogenannten Putzker Zug mit. Von da geht er nach Preußen zur Hochzeit des Herzogs mit dem Fräulein von Jülich.

„Weile aber der Hertzog als der Brutigam, welchen man itzt den blonden Herrn nennt, damalen sich ethwaß seltzam angestellet, muß ich der Hochzeit ein wenick gedenken.

„Und ist der Hertzog von Jülich, welcher auch umme den anderen tag seinen gebrechen gehabt, wie mhan spricht, daß er alsdan nicht wohl bei sinnen; außerhalb seinen bosen Tag aber sich mit reden nicht behelfen kunnet, mit seiner Dochter der Brut, welches ein schones wolerzogenes verstendiges froglin, auf den sunnabent wie gebruchlich zu Kunsberk (Königsberg) ankummen," hat der Herzog seiner Braut entgegen ziehen sollen, aber er „hat nicht mit wullen, darüber seine Lanthschaft sere erschrocken, in betrachtunge dessen," was es bei dem Schwiegervater für einen Eindruck machen müßte, wenn er persönlich nicht hinauszöge, haben sie ihn mit Gewalt hinunter führen, und auf das Pferd setzen wollen, „er aber sich hart dawidersetzet und einen von Zwiebelen in den Bart gegriffen, welcher auch gesaget, er sollte ihm die Hände aus dem Bart lassen, oder er wollte ihm ein anderes beweisen, und wenn er schon noch einmal sein Herr wäre, — haben ihn also bleiben lassen müssen." „Wie aber nun die Braut auf das fürstliche Haus gekommen, ist er ein Wenig wieder bei sich selbst gewesen, hinuntergegangen, das Fräulein empfangen und hinauf gefüret, hernachen in sein Gemach gegangen." „Wie nun den folgenden Tag als Sonntag dem alten, Deutschen Gebrauch nach, die Trauung vorgenommen werden sollte, hat man ihn nicht dazu bringen können, imgleichen den Montag und Dienstag auch nicht." „Den Mittwoch aber hat er früh seinem Kanzler solches zu thun bewilliget, da man auch alsfort die Braut auf seine Kammer gefüret, ihm dieselbige trauen lassen, da keiner mehr bei gewesen, als der Herr von Jülich, der Preußische Kanzler und der Pfarrer." Sonst zeigt sich der Herzog während der 14tägigen Dauer der Feste nicht, steht beim Tournier nur am Fenster und sieht es von hier aus an.

Auch den Thiergarten, 1 Meile von Königsberg, besucht Lupold, denselben, in dem Friedrich Wilhelm der große Kurfürst sich mit der Jagd so vielfach belustigte; hier sieht er Damwild, Elend, Auerochsen und 15 wilde Pferde.

„Nach diesem habe ich mir auf einen Zug in Frankreich vor einen Reuterfähnrich bestallen lassen." Er zieht über Berlin, Sachsen, Thüringen, die Pfalz, durch Lothringen nach Frankreich, giebt aber nur seine Quartiere an, obgleich er ein Jahr darüber zubringt. —

*) Die Türken sprengten sich also in der Verzweiflung mit einem Theil der Gegner in die Luft.

Zu Staub.

Es rauschet die Linde, die Wolken ziehn,
Die Vöglein geschwinde vorüber mir ziehn,
Die Blüthen, die Blätter, sie fallen all' ab;
So schwindet das Leben, ich steige in's Grab,
Zu Staub muß ich werden! —

Was nützt Dir das Prangen, Du eitler Gesell!
Vergehst gleich dem Schaume der hüpfenden Well'!
Dein Gold, Deine Würde, Dein stolzer Verstand
Kann nimmer Dir folgen in's düstere Land;
Zu Staub mußt Du werden! —

Es rauschet die Linde, die Wolken sie ziehn,
Und Wonne wie Schmerz mit dem Leben entfliehn;
Ihr herzlosen Menschen benutzet die Frist,
Die, Menschen zu sein, Euch beschieden noch ist;
Zu Staub müßt Ihr werden!

A. E. Brachvogel.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 2. April 1862. **Nr. 14.**

1. Carl Johann Ludwig von Thielau, Kammerherr, Major und Landstallmeister a. D., auf Ogrosen, Kreis Calau. Rechtsritter seit 1856. † zu Görlsdorf 19. März 1862.

2. Friedrich Carl Hector Wilhelm Freih. von Günderrode, Schöff und Senator der freien Stadt Frankfurt. Ehrenritter seit 1850. † zu Frankfurt a. M. 21. März 1862.

3. Hermann Graf von Schlippenbach, Oberstlieutenant a. D. Ehrenritter seit 1855. † zu Trier 23. März 1862.

4. Franz Freih. von Steinäcker, Oberstlieutenant und Landrath a. D. Ehrenritter seit 1829. † zu Calbe a. d. Saale 26. März 1862.

Nekrolog.

Am 25. Februar 1862 verstarb zu Berlin der Königlich Preußische Geheime Justiz-Rath a. D. und Rittergutsbesitzer Gustav Friedrich von Unzer, geboren auf der Dornburg am 12. April 1798 als der älteste Sohn des Königlich Preußischen Majors a. D. und Landraths des Kreises Bochum in Westphalen und der Friederike von Kuschinsky. Beide Eltern, die damals noch die einzigen Träger ihrer Familiennamen, stammten aus dem Königreich Sachsen und waren, durch verwandtschaftliche Beziehungen veranlaßt, von dort nach Westphalen gezogen.

Als siebenzehnjähriger Jüngling, noch Gymnasiast, von der Begeisterung für die Befreiung Deutschlands vom französischen Joche ergriffen, zog er als freiwilliger Jäger in den Krieg und wurde bei Belle-Alliance, den 18. Juni 1815, Abends durch eine der letzten feindlichen Granaten schwer am linken Fuß verwundet.

Nach langen, lebensgefährlichen Leiden, auf zwei Krücken gehend, absolvirte er die letzte noch zum Abgange zur Universität erforderliche Gymnasialklasse in Düsseldorf und studirte dann in Heidelberg und Bonn die Rechtswissenschaft.

Beim damaligen Ober-Landesgericht in Hamm geprüft und vereidet, trat er auch nach zurückgelegtem Examen daselbst im Jahre 1830 als Assessor ein. 1840 ward er zum Rath beim Ober-Landesgericht in Münster befördert und 1850 bei der neuen Justizorganisation als solcher zum Kammergericht nach Berlin versetzt.

Wie derselbe in den Tagen der Jugend mit Begeisterung für Deutschland gefochten und sein Blut gelassen, so war in reiferen Jahren sein Herz mit patriotischer Gesinnungstreue seinem erhabenen Königshause zugethan und hat er sich in allen Lebenslagen und Verhältnissen, besonders 1848 zu Münster als wahrer Patriot bewährt.

Dem frühen Tode seines einzigen hoffnungsreichen Sohnes folgten viele Seelenleiden, und erhielt seine Gesundheit dadurch eine solche Zerrüttung, daß er um seine Entlassung aus dem Staatsdienste nachsuchte, die ihm 1859 unter Ernennung zum Geheimen Justiz-Rath in Gnaden zu Theil ward.

Mit der Kriegsdenkmünze geziert, hatte auch die Gnade unseres hochseligen Königs Majestät ihn 1854 mit dem Rothen Adlerorden 4. Klasse geehrt, und seit 1859 als Ehrenritter in den Johanniter-Orden aufgenommen, hat derselbe treu gestrebt, den hohen Zielen desselben gemäß zu leben.

Die Folgen eines Schlaganfalles machten, nach vielen vorhergegangenen Leiden, seinem Leben ein Ende, und er ging heim als ein treuer Kämpfer und müder Pilger.

Auszug aus dem Briefe des Bruders Gladrow im Johanniter-Hospitale zu Saïda in Syrien.

Saïda, den 22. Februar 1862.

. . . . . „Der Tod unseres theuren Bruders Wichmann hat viele Leute hier in Saïda tief betrübt, und ich glaube sie haben eingesehen, wofür er sich geopfert hat. Denn nicht blos Christen hatten sich dem Leichenzuge angeschlossen, sondern auch acht der vornehmsten Türken aus der Stadt waren dabei. Außerdem hatte das hiesige Gouvernement einen Hauptmann, über 100 Soldaten, den Regiments-Arzt und 25 Khavassen geschickt. Alle hiesigen Consuln begleiteten den Zug. Jeder derselben hatte noch seinen Khavaß bei sich. Dieselben gingen vorauf und machten mit ihren großen Consulatsstäben, auf denen sich ein aus Silber reich verzierter Knopf befindet, dem Zuge Platz. Sogar Flüchtlinge, die wir hier schon im Hospitale in Pflege gehabt haben, drängten sich an den Sarg und halfen tragen. Der Sarg wurde nicht auf einer Bahre, sondern auf den Schultern

getragen. Die Protestanten haben, glaube ich, keine Bahre; bei anderen Leichenbestattungen habe ich sonst schon eine Art Bahre gesehen.

Der Kirchhof liegt ungefähr ¾ Stunden vom Thore hinter den Gärten. Es ist ein besätes Ackerstück und unseres theuren Bruders Hülle ist die erste, die da Platz nimmt. Das Grundstück hat die englische Mission erst vor kurzer Zeit von dem hiesigen Gouvernement zum Begräbniß der hiesigen Protestanten geschenkt bekommen.

Am andern Tage gingen der Pastor, der Consul, die drei Kaiserswerther Schwestern und wir gegen halb neun Uhr hinaus, um seinen irdischen Körper vollends der Erde zu übergeben; auch war der Gemeinde-Aelteste der hiesigen Protestanten dabei, Namens Abul-Schara. Am Grabe angekommen, waren schon mehrere Araber dort und erwarteten uns. Vorher war schon mit Abul-Schara gesprochen worden, daß, wenn einige Araber dort sein würden, er so gut wäre und in der hiesigen Sprache Ev. Johannis 10, 1—15 vorlesen und einige Worte darüber sagen möchte. Während die Leiche eingesenkt wurde, sangen wir „Jesus meine Zuversicht". Darauf segnete unser Pastor die Leiche ein. Dann las Abul-Schara, sprach einige Worte über den Text und zuletzt ein Gebet. So verließen wir ihn und kehrten in unser Haus zurück.

Zwei Münzen aus der Regierungszeit des Großmeisters Antonio Manoel de Vilhena (1722—1736).

Aus eigener Entschließung in den Orden eingetreten, durchlief Don Manoel, nachdem er seine Karavanen vollendet (s. A. v. W. Ordensgeschichte S. 422), mehrere Grade zur See und zu Lande. 1696 wurde ihm das große Kreuz. 1698 wird er Kriegscommissar, 1713 bis 1716 Großkanzler, welche Würde er niederlegte, um Bailli von Acre zu werden.

Kriegszüge und Wunden, Treue und Fleiß zeichneten ihn aus. Seine Wahl zum Großmeister war einstimmig. Er berichtet von deren Ausfall an den Herrenmeister Markgrafen Albrecht Friedrich v. Brandenburg, eigenhändig:

Malta, den 23. Juny 1722.*)

Durchlauchtigster Herr!

Nachdem Gott S. Em. den Großmeister Zondodari zur ewigen Ruhe abgerufen hat, gebe ich mir die Ehre, Ew. H. meine Beförderung zum Großmeister dieses militairischen Ordens mit der Versicherung mitzutheilen, daß diese Würde in mir den Wunsch gesteigert hat, Hochdero Hochachtung zu verdienen und die Gelegenheit zu finden, Hochdenselben dienstbar werden zu können. Geruhen Ew. Durchlaucht die in dem von mir Unterzeichneten gegebene Mittheilung zu genehmigen, indem ich zugleich um Hochdero verehrte Befehle bitte. Wohl glaube ich die Versicherung hinzufügen zu dürfen, daß ich diese Befehle mit derselben Hingebung vollziehen werde, die ich früher bereits dargethan habe.

In tiefster Verehrung

Ew. Durchlaucht

gehorsamster

Maestro Manoel.

Sr. Durchlaucht

dem Markgrafen Albrecht

von Brandenburg.

Der Geschlechtsname Vilhena stammt von einer den Mauren 1268 entrissenen Herrschaft. Der Name dieses Großmeisters verknüpft sich mit dem Ausbau von Festungs- und Liebeswerken innerhalb des Maltesischen Gebiets. Zum Andenken an das von ihm erbaute Fort Manoel ließ Vilhena eine Kupfer-Denkmünze schlagen. Sie zeigt auf der Hauptseite das nach rechts gekehrte und geharnischte Brustbild des Großmeisters im Profil, mit einer großen Perrücke, langem und breitem Ueberschlag, dem Ordenkreuz auf der Brust und der Umschrift: F. (rater) D. (on) AN. (tonius) MANOEL DE VILHENA M. (agnus) M. (agister). Die Gegenseite trägt sechs Zeilen lateinische Aufschrift: „Zu Schutz und Sicherheit der Stadt Valetta ist dieses Schloß angelegt worden im Jahr 1723."

Die Dukaten aus der Regierungszeit Vilhena's führen auf der Vorderseite des Großmeisters, mit einer Krone bedeckte, Wappen von 4 Feldern; 1 und 4 das weiße Ordenskreuz in schwarzem Feld; 2 ein aufgerichteter Löwe, 3 ein geflügelter rechter Arm mit einem bloßen Schwert sind das Vilhena'sche Wappen. Umher steht: F. D. AN. MANOEL DE VILHENA M. M. 1723. Auf der Kehrseite ist zu sehen, wie Johannes der Täufer dem vor ihm auf das linke Knie gebeugten Groß-Meister ein mit dem Ordenskreuz bezeichnetes Pannier überreicht und segnet, mit der lateinischen Umschrift: „Mit Gottseligkeit wirst Du siegen."

(Eine aus der Zeit des achtzehnten Großmeisters auf Rhodos stammende Münze, in Größe und Form eines Thalers (beschrieben in Antiquit. Ital. T. II. diss. XXVII de Moneta col. 759) führt ebenfalls das quadrirte großmeisterliche Wappen, in dessen erstes und viertes Feld das Ordenskreuz aufgenommen ist; auf der anderen Seite befindet sich das Bildniß Johannes des Täufers, als des Ordenspatrons. Auf der Vorderseite lautet die Umschrift: F. Fabricide Caretto M. Mgr. R. (d. i. Magni Magistri Rhodiorum); auf der Rückseite befindet sich die lateinische Legende: „Siehe, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt.")

Die Kupfer-Rothmünzen aus der glorreichen Zeit la Valette's (s. A. v. W. Ordens-Geschichte S. 399) galten im Jahre 1725 24 deutsche Kreuzer und waren das gangbarste Geld auf der Insel, von Jedermann gern genommen.

---

*) Dieser Brief ist insofern eine Merkwürdigkeit, als sonst die Herrenmeister der Balley Brandenburg gehalten waren, den Antritt ihrer Würde dem Großprior von Deutschland zu melden, in diesem Fall aber der Großmeister selbst dem Herrenmeister seine Erhebung anzeigt, und zwar in so ehrerbietigen Ausdrücken, daß dieselben den Beweis liefern, in wie hohem Ansehen damals die Balley Brandenburg und ihre Herrenmeister bei dem regierenden Großmeister standen. Albrecht Friedrich, Prinz in Preußen, Markgraf zu Brandenburg, Herrenmeister von 1696—1713, war der Sohn des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm und dessen zweiter Gemahlin Dorothea, Herzogin von Holstein-Sonderburg-Glücksburg, und geboren am 14. Januar 1672. Er starb auf seinem Lustschloß zu Friedrichsfelde am Schlagfluß den 21. Juni 1731, in einem Alter von 59 Jahren. A. v. W.

Zur Unterhaltung des von seinem eigenen Gelde erbauten Forts bestimmte Vilhena ein Legat von 6000 maltesischen Scudi. Mit- und Nachwelt ehrt ihn als einen leutseligen, gütigen, sanftmüthigen, freundlichen und milden, gleichzeitig aber auch von Ernst und Eifer für die Hoheit seiner geistlichen und weltlichen Mission durchdrungenen Ordensregenten. Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

I.

Eine eigenthümlich bewegte Zeit war's, da Markgraf Johann oder Hans, wie er meist genannt wurde, auf seinem festen Schlosse zu Küstrin saß, und als ein wirklicher Landesherr gebot in der Neumark, über das Herzogthum Crossen und die Lausitzischen Besitzungen des großen Hauses Churbrandenburg; es war schon eigenthümlich, daß die Neue Mark einem andern Herrn gehorchte, als die Chur- und anderen Marken, und diese Trennung hat in manchem ehrlichen Brandenburger die Verwirrung auf den höchsten Grad gesteigert. Denn Verwirrung, ja, Verwirrung auf allen Gebieten des menschlichen Lebens, ist das hervorspringende Merkmal jener Zeit, die für Alle, welche nicht forschen und suchen in der Vergangenheit der Väter, in dem Glanze des Namens der Reformationszeit strahlt.

Gewiß soll an den Ehren der Reformationszeit hier nicht gemäkelt werden, es steht aber historisch fest, daß der Glanz, der von Wittenberg ausstrahlte, daß die Flammen, welche die Reformatoren entzündeten, daß dieser Glanz zunächst die Augen von Tausenden und aber Tausenden blendete, so daß sie den rechtem Weg nicht zu folgen vermochten, daß diese gewaltige Flamme für's Erste die Schatten nur tiefer und schrecklicher erscheinen ließ.

Wie bei dem Gewitter traten die segensreichen Folgen der Reformation erst hervor, als die Wetter dahin gebraust, die Regenströme zu Thal geflossen und die Wolken abgezogen waren.

Die Reformation griff so gewaltig ein in das Leben, namentlich des norddeutschen Volkes und beherrschte dergestalt alle Verhältnisse des Daseins, daß kaum Eins derselben unberührt blieb. Die Ansichten, Vorstellungen und Meinungen der Zeitgenossen über die höchsten Angelegenheiten des Lebens wandelten sich so vollständig, daß selbst die Verwandelungen des äußeren Lebens unbedeutend dagegen erscheinen; und doch trat auch in diesem gerade zu jener Zeit ein Umschwung ein, wie er schwerlich zum zweiten Male sich in der Weltgeschichte ereignen wird. Es machten sich nämlich zu jener Zeit in den brandenburgischen Marken und in den angrenzenden Ländern die Folgen der Entdeckung von Amerika und des Seewegs nach Ostindien fühlbar, die Menschen lernten und zwar ziemlich plötzlich eine Menge von Producten und Genüssen kennen, welche nach und nach zu einer völligen Umgestaltung des Lebens führten.

Selbst das Auge des Forschers, der geübt darin ist, sich die theuren Kunden der Vorzeit zu einem Bilde des Lebens der Väter zurecht zu legen, blickt staunend auf diese Verwirrung, in welcher auf den ersten Blick Alles schwankend, Alles unsicher, nichts mehr fest und bestimmt erscheint.

Hier wird muthvoll in heiliger Ueberzeugung die Päpstliche Herrschaft über die Gewissen zurückgewiesen, und dicht neben den Glaubenshelden stehen die Diener des crassesten Teufelglaubens; neben den Predigern der Sitte, die Verkünder der wildesten Unzucht, hinter Fürsten, die das Schwert der Gerechtigkeit ruhmreich hoch halten, erheben Hexen- und Tortur-Richter ihre blutigen Hände. Mit der Verwirrung auf den höchsten geistigen Gebieten geht die Verwirrung in andern Lebenskreisen Hand in Hand. Auflehnung und Unterdrückung herrschte im Großen, wie im Kleinen, die alten Lebensformen brachen auseinander, und die neuen hatten noch keinen Halt gewonnen, das war die Signatur jener Zeit. Es ist darum unendlich schwer, die Persönlichkeiten, Verhältnisse und Ereignisse jener Zeit auch nur annähernd richtig darzustellen, zumal da in jenen Tagen eine Hauptquelle für die Kenntniß vergangener Zeiten nur noch spärlich fließt und bald fast ganz versiegt, die Urkunden hören nämlich auf und die neuere Form der Mittheilung durch die Druckerpresse liegt noch in der Wiege.

Endlich erschwert noch ein Umstand wesentlich die richtige Anschauung jener Zeit. Seit die Kunden durch die Druckerpresse allgemeiner geworden, sind fast alle politischen und socialen Verhältnisse in einer bestimmten, geschlossenen, meist auch durch Gesetze geregelten Gestalt aufgetreten, das aber hat uns nothwendig beirren müssen, und wir glauben an solche festbestimmte und geschlossene Formen auch in der Zeit vor der Reformation. Das aber ist falsch, denn in der Gesellschaft vor der Reformation waren alle Unterschiede und Formen, die nachher fest standen, noch flüssig, sie waren lebendig, sie sonderten noch nicht, sondern sie verknüpften und vermittelten; mit einem Wort: Brauch und Sitte waren in der alten Gesellschaft mächtiger, als das Gesetz. Es liegt aber auf der Hand, daß die Verhältnisse einer solchen Gesellschaft ganz anders beurtheilt werden müssen, wie diejenigen eines Lebens, in welchem Sitte und Brauch ganz untergeordnet neben dem allmächtigen Gesetz erscheinen.

So gab es vor der Reformation, zum Beispiel, auch Standesunterschiede, sie waren aber flüssig; wo war der Unterschied zwischen deutschen Reichsfürsten und anderen Reichsunmittelbaren? Der Titel machte ihn nicht, sondern der Titel folgte oft viel später erst der größeren Macht. Wo war der Unterschied zwischen dem Adel, dem reichsfreien, dem landsässigen und dem Patriciat? Es gab Familien, die in verschiedenen Zweigen zuweilen zu verschiedenen, oft aber auch zu ganz derselben Zeit, alle drei Kategorien repräsentirten. Wie viele Geschlechter giebt es nicht, bei denen man nachweisen kann, daß sie wechselsweise adelige Grundherren und dann wieder bürgerliche Gewerbtreibende waren! Abgesehen von dem Stand der Geistlichkeit und der Gelehrten, in welchem alle Stände zusammenflossen, von dem aber auch wieder Elemente ausströmten.

In der Zeit nun, da Markgraf Hans in Küstrin residirte, war die alte Gesellschaft völlig gesprengt und

eine neue war in der Bildung begriffen; wir aber haben vielleicht zu lange bei dieser Auseinandersetzung verweilt, die uns für das Verständniß unserer Erzählung nothwendig dünkte. Wir mußten unsere Leser vorher von den Gründen in Kenntniß setzen, warum in jenen Zeiten gerade Dinge möglich waren, die freilich kurz vorher kaum, kurz nachher aber geradezu ganz unmöglich gewesen wären. Den Entdeckungen des Schießpulvers, der Buchdruckerpresse, des Seewegs nach Ostindien, Amerikas und endlich der Reformation war die alte Gesellschaft erlegen, eine neue rang gewaltig nach Gestaltung, trübe Gährung und Verwirrung überall, und auch in den Brandenburgischen Marken; das ist die Zeit, in welcher sich unsere Erzählung bewegt.

II.

Ein häßlicher, naßkalter Februar-Morgen, — es schneite stark und regnete dazwischen, der Sturm heulte um die Wälle von Küstrin, die in feuchtem Nebeldämmer wie begraben lagen; die Straße, die von Frankfurt in hundert Krümmungen über Dämme aller Art und nicht weniger als siebenunddreißig Brücken herlief, war mit ihren tief ausgefahrenen Gleisen schwer zu passiren und würde jedem Reiter, der auch nur einen Rest von Mitleid mit sich selbst oder seinem Pferde spürte, die höchste Vorsicht geboten haben. Dennoch sehen wir auf dieser Straße einen jungen Gesellen daher kommen, der sein Roß mit Ruf und Spornstoß treibt, als wenn das Thier mehr als vier Beine zu brechen, und er selbst mehr als ein Genick einzusetzen hätte.

Freilich ist's auch ein tüchtiges Thier, was der junge Gesell da zwischen seinen kräftigen Schenkeln hat; eins von den breitbrüstigen, starknochigen Pferden mit schwerem Tritt, aber von unvergleichlicher Kraft und Ausdauer, wie man sie in den Zeiten vorzüglich liebte und suchte, wo ein Streitroß einen schwer gepanzerten Reiter tragen mußte. Das Pferd des jungen Gesellen auf der Frankfurt-Küstriner Landstraße ist von eisengrauer Farbe, es zeigt auf dem schwierigen Terrain eine große Gewandtheit und nimmt sichtlich seine ganze Kraft zusammen. Bei jedem Zuruf spitzt es verständig die Ohren, bei jedem Spornstoß läßt es ein unwilliges Schnaufen hören, als wolle es sagen: „was plagst du mich und dich, du weißt ja, daß ich ohnehin thue, was ich irgend vermag!"

Der junge Gesell scheint auch ein Verständniß zu haben für das Gefühl des Thieres, denn er klopft ihm von Zeit zu Zeit auf den Hals und sagt ihm kurze Schmeichelworte, bis ihn die Ungeduld, die Hast oder die Angst dann wieder packen und zu erneuertem Antreiben reizen.

Wir kennen das Roß, betrachten wir nun auch den Reiter!

Wir nannten ihn einen jungen Gesellen mit Recht, denn er ist etwa zwanzig Jahr alt, zu Markgraf Hansens Zeit aber hießen Männer von dreißig Jahren, welche jetzt oft schon Greise sind, noch junge Gesellen, und waren es auch. Unser junge Gesell ist ein ziemlich hübscher Bursche, ja, man hätte ihn schön nennen können, wenn seine dunkeln, feurigen Augen nicht gar zu klein gewesen wären; sonst war sein Gesicht fein und fast mädchenhaft zart; der weiche Bart sproßte ihm dicht und reich auf der üppig aufgeworfenen Lippe, und in langen Locken floß des Haares feine, dunkle Fülle nieder auf die Schultern und ringelte sich unter der Pelzkappe hervor, die Haupt und Nacken schützte. Der junge Gesell war nichts Gemeines, denn die Pelzkappe ist von feinem Sammet und mit Gold gestickt, der Pelz aber ist ein kostbar Rauchwerk. Von der weitern Bekleidung vermögen wir in diesem Augenblick nichts zu sagen, denn sie ist völlig von dem langen, weitfaltigen, gelbgrauen Reitermantel bedeckt, der bis über die Sporen herabfällt, indessen läßt auch das zierliche Geschirr des Rosses auf hohen Stand oder Reichthum schließen. Beide waren schon damals nicht immer beisammen.

Sehnsüchtige Blicke wirft der Reiter auf die Wälle und Thürme von Küstrin, welche endlich in einigermaßen bestimmteren Formen vor ihm auftauchen, aber ihn auch zu erneutem Antreiben seines eisengrauen Rosses reizen. Er blickt aber nicht nur vor sich, er blickt auch hinter sich, fürchtet er Verfolger? Oder weiß er vielleicht die Verfolgung dicht auf seiner Spur? Zu sehen ist nichts, Regen und Schnee machen jeden weitern Rückblick auf die Straße unmöglich.

Der Reiter hatte jetzt den Kopf des langen Dammes erreicht, auf welchem die Landstraße herlief; rechter Hand hatte er den von allen märkischen Städten unzertrennlichen Kietz, d. h. eine von Fischern wendischer Abkunft, die damals und später noch so halb und halb als Makel galt, bewohnte Vorstadt, die gerade an der Stelle lag, wo die fischreiche Warthe und die Oder ihre Wasser vereinigen. Vor sich am andern Ufer der Oder erblickte unser jugendlicher Reitersmann die Veste Küstrin, die gewaltige, jungfräuliche Festung, welche Markgraf Hans seine „liebe Tochter" zu nennen pflegte. Grade aus die Mühlen-Pforte mit den Schiffmühlen davor, dann über die Wälle emporragend das stattlich bethürmte und begiebelte Residenzschloß, endlich den sogenannten Cavalier, eins der stärksten Werke der Vertheidigung.

Die Wogen der Oder rauschten hoch auf und trieben stark mit gewaltigen Eisschollen; der Reiter erreichte jetzt an dem Flusse hinreitend einen Abschnitt und tiefen Graben, über welchem eine Zugbrücke niederlag, welche von zwei Reisigen, deren Gesichter, grimmiger fast wie ihre Speere, unter den Blechkappen her dem Kommenden entgegenstarrten, obgleich der gar nichts von ihnen zu fürchten hatte, nicht einmal einen Aufenthalt. Vielmehr nahmen die grimmigen Wächter ihre Speere mit einer Art von Achtung auf die Schulter und Einer von ihnen rief: „Ihr werdet erwartet, Herr Wenzel!"

Herr Wenzel, wir wissen jetzt wenigstens den Vornamen unseres Reisenden, nickte dem Wächter der Brücke freundlich zu, ritt über die Bretter und durch einen gewölbten Wallgang, bis er im Innern des Werks vor einem Wachthaus hielt, an dessen Thür ein Mann von reifern Jahren schon, offenbar ein Diener, stand, welcher ihn erwartet zu haben schien.

„Der gestrenge Herr Kanzler," sprach der Alte hervortretend und mit großer Unterwürfigkeit grüßend, „haben mich geschickt, um Euch zu empfangen, auf daß nirgend ein Aufenthalt!"

„Hat mich mein Herr Vater früher erwartet, Bette?" fragte der Reiter, während der Diener neben ihm herging.

„Nicht eine Stunde früher, Herr Wenzel," entgegnete der Diener, „der Herr Kanzler sagte, daß ich's hörte: wenn er Frankfurt gestern Abend erreicht hat, so ist sein Roß so müde, daß er heute nicht vor eilf Uhr eintreffen kann. Ihr wißt, daß der Herr Vater immer ganz genau Alles vorhersagen, und es hat wirklich noch nicht eilf geschlagen auf der großen Kirche!"

Der Reiter nickte und sprang vom Pferd mit einer Zierlichkeit und einer Leichtigkeit, die dem alten Dienstmanne ein Lächeln der Billigung entlockten. Er wollte den Zügel des eisengrauen Rosses nehmen, Herr Wenzel aber, der zweite Sohn des markgräflichen Rathes und Kanzlers, Herrn Franz Neumann, welchen mächtigen Mann man insgemein den Kanzler von Küstrin nannte, litt es nicht, sondern wies ihn lächelnd zurück und führte sein treues Roß allein über die lange Oderbrücke, auf welcher mehrere Beamte und Officiere auf und abgingen, wahrscheinlich um Maßregeln zum Schutz der Brücke gegen das immer gefährlicher werdende Eistreiben des Stroms zu treffen.

Jenseits der Brücke stieg Herr Wenzel Neumann wieder auf und ritt weiter; er befand sich hier in einem zweiten Festungswerk, zwischen dem Cavalier und dem nach dem Gorin zu belegenen Bastion. Der Reiter passirte nun noch mehrere Werke und Brücken ohne Aufenthalt, denn der vor ihm herschreitende Diener hatte das Passir-Wort, und gelangte so endlich durch das Langedammsthor bei der Roßmühle in die eigentliche Stadt Küstrin. An dem markgräflichen Garten hinreitend und an dem sogenannten Speckhause vorüber kamen die Beiden vor dem markgräflichen Schlosse an und hielten vor einer Nebenpforte, welche den berühmten Zeughäusern von Küstrin gegenüber lag.

Hier erst überließ Herr Wenzel Neumann dem alten Diener sein Roß, nachdem er demselben fast zärtlich den Hals geklopft und ihm einige Liebkosungen zugerufen hatte, die das kluge Thier mit zurückgelegten Ohren und einem verständigen Schnauben dahin nahm.

Leichtfüßig klirrte der junge Mann über die steinernen Stufen eine Wendeltreppe hinauf, warf oben in einem weiten, ziemlich öden Vorgemach den schweren Reitermantel und die Pelzkappe auf eine lange Holzbank und öffnete die nächste Thür.

Wir sehen jetzt, daß der junge Herr sehr reich gekleidet ist, wenn auch die Kleidung sichtlich gelitten hat auf der Winterreise unliebsamem Pfad.

Wenzel Neumann schreitet durch das Gemach mit hastigem Schritt, kaum nickt er dem langen, hagern Manne zu, der dort hinter einem Tisch sitzt und sich grüßend erhebt bei seinem Eintritt, er klopft an die innere Thür und tritt, nachdem er sich also angemeldet, sofort ein.

In diesem, mehr behaglich als kostbar oder gar prunkend eingerichteten, Gemach stand ein stattlicher Herr von etwa fünfzig Jahren, sein Gesicht ähnelte dem des jungen Menschen, wie der Sommer dem Frühling ähnelt, auch ihm waren die klugen, feurig blickenden, aber kleinen Augen eigen. Das war Herr Franz Neumann, der Kanzler von Küstrin, des Markgrafen Hans rechte Hand, wie man zu sagen pflegte, des Markgrafen Hans Lenker und Leiter aber, wie man hätte sagen sollen.

Des Kanzlers von Küstrin schlanke Gestalt war noch ungebeugt, Feinheit und Klugheit sprachen sich unverkennbar aus in seinem noch immer schönen Gesicht, dennoch sah er eigentlich mehr aus wie ein Kriegsmann, als wie ein Gelehrter und Rechtsmann; am allerwenigsten sah er aus wie der Rector der Schule zu Crossen, der er doch gewesen, bevor er Schreiber, Rath und Kanzler des Markgrafen wurde. Auf seiner Stirn thronten Stolz und Trutz, in seinen Augen blitzte kriegerisches Feuer, um seine Lippen lagerte Feinheit und, wenn man will, auch arge List; man sah ihm auf den ersten Blick an, daß er ein Mann war für jene gährende Zeit, welche der Männer mit starkem Willen und mit eisernen Fäusten bedurfte.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Lupold von Wedel's Zug nach Syrien und Jerusalem 1578.

Ein Jahr hält er es auf seinem Landsitze aus, dann treibt ihn sein unruhiger Geist nach dem heiligen Lande und Jerusalem.

Mit Eustachius Fleminck, der in Padua studiren will, reist er ab, erzählt, wie Kaiser Maximilian auf der Martinswand sich verstiegen, man ihm von unten ein Kruzifix gezeigt, daß er des Todes eingedenk sein soll, er endlich aber von einem Gemsensteiger dennoch gerettet worden.

Auch von der reizenden Philippine Welser[1]) berichtet er, wie der Erzherzog Ferdinand sich die kluge Bürgerstochter habe itziger Zeit antrauen lassen, nachdem er zwei Söhne mit ihr gezeugt, welche der Papst für ehelich erklärt. An der Grenze von Tyrol und dem venetianischen Gebiete hat der Herzog ein Zollschloß, so mit einigen Lanzknechten und einem Hauptmann besetzet, deren Keiner herauf und hinunter kommen, es sei denn in einem Korbe.

Venedig frappirt ihn gewaltig. Er sagt, man spreche, daß das Zeughaus[2]) so groß sei als Leipzig, darinnen lägen 3040 und mehr Stücke, eins das 7 Kugeln schießet, außerdem für 100,000 Mann Rüstung, auch 100 Galeeren. Einer besonderen Vorrichtung erwähnt Lupold bei Luteefesine[3]), wo die Barken in die Höhe gewunden werden, um sie zu Lande nach einem Graben zu bringen, auf welchem man Padua erreicht.

Nun verdingt sich Wedel für 16 Kronen mit Zehrung einem Schiffspatron, um mit einigen Deutschen, als Johann von Hatstein, Hans, Richard von Schönberg, Lebalt von Gemmingen aus Wyrtemberg und Jodocus Foglin, einem Schweizer, nach Tripolis in Syrien zu fahren.

Nach einigen Verzögerungen, während welcher sich noch Hans von Arnim, ein bremer Student, und ein Arzt Bernhardus Paludanus anschließen, fahren die acht Pilger in Pilgrimsröcken und Hüten, beide mit 5 rothen Kreuzen versehen, einem weißen Stabe, woran ein Tuch gebunden („wie in Deutschland die Pracher Piken geführet werden") jeder mit einer Lade voll Lebensmittel, worauf sie schlafen, dem Morgenlande zu. Der Sturm wirft sie gewaltig herum, nach beiden Küsten treibt das Schiffchen. Anfang July endlich sehen sie Corfu, den Schlüssel der Christenheit in diesem Meere, den Venedigern zuständig, sie fahren über das Seeschlachtfeld von Lepanto, wo 1571 (also 7 Jahre vorher) die Türken von den Spaniern und Venetianern unter Don Juan d'Austria besiegt worden. Bei Viscoria steigen sie ans Land und sehen einen griechischen Gottes-

1) Sie liegt im Franziskaner-Kloster zu Innsbruck begraben. Ihr weißes Marmorbild auf dem Sarge zeigt ein schönes, junonisches Weib. D. Red.

2) Die sogenannte Darsenna (Arsenal). 3) Fusina.

dienſt, wie der Geiſtliche einem Weibe die Sacramente reicht, Brodt und Wein in einem Löffel zuſammen. Nachdem iſt Mittagsmahl, es wird ihnen auf einen Stein hingeſetzt, dann tanzen die Pilger in ihren langen Kleidern mit den Griechinnen, welche Beluſtigung ihnen aber doch merklich ſchwer wird.

Dann kommen ſie, bei Zante und Cerigo vorüber, nach Milo. Von ihm lobt Lupold die ſchönen und freundlichen Weiber, den Wein, und giebt die umliegenden Inſeln als unbewohnt, aber von Wild, als Gemſen (?), Hirſchen, Rehen, Haſen und Kaninchen reich bevölkert an, ſie erreichen Candia und Cypern. Hier werden in einem Kloſter Katzen gehalten, um die Schlangen zu zerbeißen. Die klugen Schlangenvertilger kommen Mittags auf den Ton der Glocke wieder nach Hauſe.

In Tripolis ſtellen ſie ſich unter franzöſiſchen Schutz, deſſen ſie ſehr bedürftig zu ſein ſcheinen, da ſie vielen thätlichen Beleidigungen ausgeſetzt ſind. Am Abende gehen Schönberg, Wedel und zwei Franzoſen aus. Als ihnen ein Türke begegnet, giebt ihm der eine Franzoſe eine gewaltige Ohrfeige, „welche Maulſchelle mir gar wohl gefallen", und ſagt, ſie ſollten ein andermal die Chriſten ruhig gehen laſſen; der Türke hat ſich aber nicht wehren dürfen, da Frankreich einen Bund mit dem Sultan geſchloſſen, daß kein Türke ſich an einem Franzoſen vergreifen darf. Von Tripolis aus beſuchen ſie auf kleinen Müllereſeln das Kloſter auf dem Libanon und bewundern die Cedern, deren damals noch 26 ſtanden. Lupold meint: „ſie ſeien den Dannenbomen nicht ungleich." Wegen der Unſicherheit der Landreiſe gehen unſre Leute wieder zur See, um auf kürzeſtem Landwege Jeruſalem zu erreichen. (?) Hier an der Küſte ſteht Lupold die Thürme, welche Conſtantin's Mutter, Helena, angelegt hat, um ihrem Sohne durch Feuerſignale von Thurm zu Thurm die Kreuzfindung zu Jeruſalem anzuzeigen. Beim Capo beanco fahren ſie bei der zerſtörten Stadt Acra vorüber: „da die malteſer Cavalier oder Ritter vor Zeiten geſeſſen, als ſie von Jeruſalem vertrieben, von dannen ſein ſie zu Cypern kummen, von dannen in Rhodus, wie ſie nun da vertrieben, ſein ſie in Malta kummen, welches ſie itzo noch erhalten." Bei Cäſarea Philippi fließt ein Waſſer, worin ſich Crocodille halten. Lupold weiß von allen Orten die bezüglichen Stellen in der Bibel anzugeben.[1])

Zu Ramo (Rama), einem zerſtörten Orte, zehn Meilen von Jaffa, finden ſie viel Mauren und einen ſchönen, von der Kaiſerin Helena erbauten Thurm, ſie werden in ein Haus, einem Kloſter nicht unähnlich geführt, wo ſie ihr Weſen allein haben und viele deutſche Namen und Wappen finden. Hier ſchließt ſich ihnen Chriſtoph von Fitzthum an, der mit v. Hofkirchen und v. Lichtenſtein aus dem Oeſtreichiſchen, in Egypten geweſen und zurückgekehrt iſt.

Von Rama ziehen ſie über Julia nach Jeruſalem, 30 Meilen von Rama entfernt, geben am Thor ihre Namen ab und werden in ein Mönchskloſter geführt. Den andern Tag führt ſie der Guardian aus, die heiligen Orte zu beſichtigen „und ſein erſtlich auß dem Kloſter vor daß thor, da wir ingekummen, vorübergangen, welche man die ſißporte[2]) auf teutſch nennt, nebenſt welchem ein Caſtel oder ſchloß, ſo von den piſanern gebuwet iſt, ziemlich feſte" — „von dannen in ein klein geßlein kumen, an welches eck der Garten geweſen, darinne der Herre am oſtertag den weibern begegnet, ſagende: „ſeit gegruſſet", welche weiber zu jene: „rabbani" geſaget. In derſelben Gaße kommen ſie zur Linken zu einer armeniſchen Kirche und einer „kleinen Capellin mit zwee türen, dareine unter dem Altar ein ſtein, darein ein runth loch ligt, daruf ſante Jacop enthoptet ſein, dauan auch die kirche ſante Jacop genannt wird" — „ſein mir biß an die ſtatmeuren gangen, ſo von groſſen quadern marmelſten gebuawet ſein und zur linke hant umegeſchlagen nach dem Hauſe anne[1]) des Hogenprieſters, zu welchem ſie Jeſum erſtlich gefüret haben." — „zur linken ſeiten der kirche ſtet ein gar alter oelige bom, daran die juden den Herrn ſullen gebunden haben, und am einem eck der kirche außwendick der ort, da der Herre vor dem Hogenprieſter den backſtreich enthfangen." Nun gehen ſie aus der Stadt durch die Zionspforte, „ein wenik auf die rechte hant vorm thor nach dem Hauſe Caiphe[2]), daſilbeſt mir im Houe geſehen haben: erſtlich daß ort, da petrus den Herrn vorlechnet, als er bei dem kerlfeur ſtunnt, alda ſteet iz ein pomeranzenbhom, gegen diſſem uber neben und hart an der kirchenteur, iſt der felſen, daruf der hane gekreget, darnach mir in die kirche gangen, welche auf der ſtelle, da daß hauß geſtanden, gebuawet und geſehen auf dem altar den ſtein, welcher vor Criſtes grab gewolzeret, dauan die weiber ſagten: „wer wolzeret unß den ſtein van deß grabes thur" — „diſſer ſtein iſt groß, wie auch die ſchrift ſaget, den er in die lengede hat 9 ſpan und in die brete 3 und eine halbe" — „nebeſt deme altar auf die rechte ſeiten, iſt die gefengniß, darein der Herr geleget und die nacht vorſparret geweſen, der Ingank diſſer gefenkniß iſt gar enge und nider, hat in die hogede 4 ſpanne, und in die brete dritehalbe, iſt inwendick gar finſter und enge, daß unſer drei nicht wol haben darein ſten kunnen und iſt ſo hoch, wie einer obrechen magk. Von diſſer kirchen über auf dem berg Sion, da vor zeiten Danides[3]) hauß geweſen, iſt daß ort, da Criſtus ſein letztes abentmal gehalten und ſeinen apoſteln die Feuſſe gewaſchen, auch ſull maria hir geſtorben ſein und der heilige geiſt geſannt, auch ſul hir auf martiam daß lot (oder loß, lozt, iſt unleſerlich) gefallen ſein, daneben ſul auch die zerthelung der apoſtel hir geſchen ſein." „Weiter iſt hir uber ein kleines dorlin, da liget ein ſtein, daruf ſul maria gefallen ſein jn amachet, als ſie den Herrn hat ſehn ſo ſchenthlich zum thot furen. Auch iſt hier neben dem eck der kirchen funden ſante ſtefanus lechnam." — „Von dannen ſein mir widerumb faſt an die ſtatmeuren gangen, da vor zeiten eine kirch geweſen zur gedechtniß unſer frowen, den die apoſtel, als ſie marigen lichnam vom berg ſion getragen, den ſultigen in dem thal joſaphat zu begraben, ſein ſie durt angegriffen worden von den juden, welchen irren lichnam roben wüllen, und der erſt, ſo mit der fauſt den angriff dun wulte, dem ſull die haut von ſtund an dorre geworden ſein, wie daß die andere war geworden, ſein ſie weckgegangen und die jungern bliben laſſen. Sulchens wart unß von den münchen bericht, eß mag es ſunſt globen wer da wil." — „Nebenſt den mauren iſt eine kleine gruten oder gruin, (Grotten oder Graben) da ſul petrus, wie er den Hern vorlochnet, ſeine ſünd bewenet haben, iſt auch vor zeiten ein kirchlin geweſen, itzt aber weck." — Sie gehen ins Thal Joſaphat. „Auch ſieht man hier etzliche bogen von alten meuren auf einem berge, welcher an den oelige-bergk ſteuſt, da ſul vor zeiten ſalomon ſeinen weibern die abgöter aufgerichtet haben, der berk, daruf die goter geweſen, iſt zimlich hoch." Darauf gehen ſie in ihr Kloſter zurück. Daſelbſt nach dem Eſſen werden die Mönche dringend wegen der Beichte. Die Katholiken der kleinen Geſellſchaft nehmen ſie an. Lupold aber ſagt, er ſei ein Deutſcher und verſtehe der Mönche Sprache nicht. Als ſie ihm nun einen niederländiſchen Mönch ſchicken, der der deutſchen Sprache mächtig iſt, ſagt Lupold, er ſei ein Pommer, und verſtehe die deutſche Sprache auch nicht, ſeine Nation könne ſich nur mit den Schweden, höchſtens noch mit den Dänen verſtändigen, welche Entſchuldigung ſie ihm wohl glaubten. Da aber Einige ſeiner Gefährten ſich auch ent-

1) Intereſſant iſt die Bibelfeſtigkeit und innere echte Frömmigkeit Luppolds, aber auch zugleich ſeine proteſtantiſche Klarheit, welche die Wundergaukeleien der dortigen Prieſter durchſchaut und mit ſcharfem, kritiſchem Auge Rechtes und Falſches ſondert. Deswegen iſt jede ſeiner Schilderungen wahr, und wo er irrt, irrt er als Kind der Zeit. Von der Aufſchneiderei gewiſſer romantiſcher Reiſenden iſt er ganz fern. D. Red.

2) Fiſchpforte, porta piscina.

1) Hannae. 2) Caiphas oder Cajaphas. 3) Davids.

ſchuldigen, merken die Mönche die Sache und ſagen, ſie ſeien Lutheraner. Wie ſie nur dem Luther anhängen könnten, da der Teufel ihn bei lebendigem Leibe geholt habe, ſie würden das heilige Grab nicht ſehen! — Lupold meint, darauf wolle er es wagen, wohl wiſſend, daß die Türken das Grab bewahren und Jeden, der Zahlung leiſtet, einlaſſen.

Gegen Abend gehn ſie mit den Mönchen zur Kirche des heiligen Grabes, „er man da hiebei kummet, geht man durch ein enges durlein, da man ſich gar nidrich ducken muß, wann man dadurch kreuchet. geht darnach einen gang und ezliche ſtigen hinab in den vorhof, ſo vor der kirchen, alhir haben mir auf dem vorhofe geſehn zwiſſchen den ſteinen grun graß gahr dicke wackſen in forme eines ſchonen kreutzes, alda ſagt man, ſei Chriſtus mit dem Chreutze gefallen, ſeit derßeit ſul ſtetes ein kreuze von grünen graß dageweſen ſein, den ſünſten auf dem ganzen vorhofe kein graß ſtet, alß daß, zu deme war auch alle graß auß und innerhalb der ſtat wegen truckenheit und hize dorre, außgenummen daß. Runtes umb dieſſen plaz her haben die Chriſten ire capelle, die greken (Griechen) unter deme glockenthor, die habeſſiner (Habeſchiner, Abyſſinier) unten am Caluarinberg, ſo zu ſante maria und zu ſante michiel genennt wirt." — Von dieſem Plaß gehen ſie rechts in einen Gang, ſahen zwei Kirchenruinen, die eine iſt „ſante peter, welches gefenknis dort neben iſt, darauß er vom Engel erlöſet," daneben iſt ein Hoſpiz. „Die ander Kirche iſt genent ſante Johannes, da ſul Johannes in gefenkniß gelegen haben,[1]) welches eine ſchone groſſe Kirche geweſen von den malteſer Hern erbauet, die iren erſten anfank hir gehat haben." — Sie kommen wieder auf den vorigen Plaß zurück, wenden ſich rechts in „einen finſtern gank ezliche ſtigen hinauf, zu einem oeligebom, ſo vor einem Cappelin ſtet, alhir ſagen ſie, habe Abraham ſeinem ſon Iſak opfern wullen und an dem bhom den buck gefunden. In der Cappellen aber ſei Johannes der dofer enthopt, in welcher ein runder marmelſtein ligt, mit einem runden loch darein gemacht." (?) — Von dort einige Stufen hinab kommen ſie an das „gefängniß Johannes Babtiſte" (iſt ja der Täufer, der hier alſo zwei Gefängniſſe hatte?) „welches 6 ſtig hinab und finſter iſt." — Dieſer Ort gehört den Abiſſiniern oder „zu teutſch ſchwarze Chriſten" deren Secte Lupold beſchreibt und die Sage ihres Urſprungs erzählt, welchen ſie in nicht ſehr äſthetiſcher Weiſe von König Salomo und der Königin von Saba ableiten. An den Rand des Manuſcripts hat Lupold deshalb geſchrieben: „Das ſint der Münche grobe lugen." „Wie wir nun diſſes wie vormelt geſehn, ſein mir in die kirche deß heiligen grabes gelaſſen, ſo faſt groß und nicht mer als eine thure hat, welche wol vorſchloſſen." Hier, um das heilige Grab zu ſehen, muß jeder Pilger 9 venetianiſche Ducaten zahlen. „Als mir in die kirche kumuen, iſt geraten gegen der tuhren uber der ort, da der herre Chriſtus geſalbet iſt worden, nach deme er von dem kreuze genummen iſt worden, welcher einen halben fuß hoch von der erden erhaben iſt und mit weiſſen marmel porphir (?) -ſtein bedecket und bemacht, auch runtes herum mit einem iſern giter beieget (beheget? — unverſtändlich) „diſe ſtelle iſt hart unter dem Caluarinberg. Wan man in die thure der kirchen kumpt, iſt balt fort der Caluarinbergk zur rechten Hant, daſelbeſt unten iſt eine finſtere Capel, darin ezlige graber der Chriſtenkunning ſein, unter denen eines iſt mit dem Epitabio nemlich: hic iacet inclytus[1]) dux Gottefridus de boulion qui totam iſtam terram acquiſiuit cultui chriſtiano cuus animae regnet cum chriſta amen. Rex Baldeuuinus Judas alter machabeus ſpes patriae Vigore eccleſie Virtus vtriusque quem formidabant cui dona tributa ferebant cedar et egiptus don et (?) Homicida damaſcus proh dolor in modico clauditus Hic tumulo. — Septimus in tumulo puer hic regnum tumulatus est baldeuinus regum de ſanquine natus quem tulit e mundo ſors (?) prime conditionis ut paradiſiace Loca poſideat regionis. jegen diſſem über ſein 2 ander dochane (?) überſchrift, ſein alle von marmelſtein gemacht wie ein lichbar (leichenbare? Sarkophag) erhoben auf 4 ſtaffelen. gelich gegen der Capelle uber nicht weit ligt der ſtein der ſalbung Chriſti" — „Von dannen ſein mir vor daß Heilige grab übergangen, biß zu einem Capellin ſante maria genannt, ſo von den barfuſſer mönchen gehalten wird" — „darnach iſt unß durch den gewerdian (Guardian) angeßeget, waß in der Capellen zu ſehe. eß hat die ſultig Cappelle 3 altar, ein in der miten, bei welchem deß kunniges von frankreich wapen ſtet und auf die rechte ſeiten nebeſt der dire daß ander, in welches durch ein rotes eiſen giter geſehn wirt ein ſtücke von der columnia" (Säule) „daran der Herre gegeiſſelt iſt worden, es ſitzet wie blut daranen" — „an der andern ſeiten der Capelle iß daß drit altar, daſelbeſt iſt auch ein loch mit einem iſern giter, darin iſt ein gulden Chreuzlein, darin ein ſtuck von dem heiligen Chreuz gefaſſet. dieſe Capelle wirt ſante maria della apparition, auf teutſch Cappelle der offenbarung genennt, den auf der ſtelle hat ſich Chriſtus ſeiner lieben muter offenbaret nach ſeinem abſcheden." — „Von da ſein mir 47 ſchrit gangen und gekummen zu einer Capelle, darein ein altar, darunter ein fiereckig loch, daſilbeſt ſul Chriſtus eingeleget ſein, ſo lange die juden daß kreuze bereiteten, und wird in latin genannt locy carceris, daß iſt ein ort der gefenkniß. Dieſe Capelle hat 2 türen und 2 ſtigen hinab, und inwendig 2 columnia; inwendig hat ſie in die lengede 7 ſchrit, auch ſouile in die brete, auf dem altar iſt nicks denn ein alt marienbild." 75 Schritt weiter in einer Kapelle hinter dem hohen Chor ſieht Lupold den „Ort, an deme der Herre von ſeinen kleidern berobt worden" — „auch daß man hier umme ſein rock das los geworffen habe, diſſe Capelle hat in die lenge fünff ſchrit." Acht Fuß weiter, indem ſie durch eine Thür 30 Stufen hinabſteigen, kommen ſie „in ſante Helena Capellen, in welcher 4 mermelen ſeulen, welche beſtendig feucht ſein." „Die länge diſſer Capellen iſt 27 ſchrit und die breete 21, ſie hat 2 altar. nebeſt dem gröſten iſt ein ſteinenſeſſel oder ſtul, darauf 3 ſtigen gehn, da ſul Helena geſeſſen haben, wie man nach dem heiligen Chreutz geſucht hat, denn der ſtul über die gruten iſt, darin daß Kreuz gefunden, alſo daß man ſitzent wol hinab ſehn magk." — In dieſe Grotte ſteigen die Pilger nun hinab „eß iſt gelich wie ein keller unten am kaluarinberg und hat ſile ritzen in dem felſe, hier hat ſante Helena das heilige Chreutz gefunden, den eß vor zeiten Ciſternen geweſen ſein, darein die juden daß kreuz geworffen und mit erthrich (Erdreich) gefüllet." Sie gehen wieder hinauf und durch die Kapelle die beſagte Treppe zurück und von dort 4 Schritt zu einer andren Kappelle „welche nicht groß und mit holzenen tralin (?) beſchloſſen kunen, in diſſer iſt ein altar, darunter ſteet ein ſtucke von der columnia, daruf Chriſtus beſpotet und mit einer dornen krone iſt gekronet worden." „Von dieſſem ſein mir 22 ſchritt weiter gangen als vorlank dem groſſen Chor herrummer und zu einer ſtigen am caluarinberg kummen, alda hinauf gangen 19 ſtaffeln hoch, zum ort da Chriſtus Jeſus der herre mit dem Chreuze iſt aufgerichtet worden, von der ſtigen biß an daß loch, darin daß heilige Kreuze geſtanden, ſein 5 ſchritt, daß ort, da das loch iſt hath man mit weiſſem marmelſteine

1) Die Ruinen der Kirche und des Hoſpizes der Johanniter ſind heute noch zu ſehen. Unſere Expedition für die hülfsbedürftigen ſyriſchen Flüchtlinge, Graf v. Bismark-Bohlen, Graf Perponcher, Rittmeiſter v. Baſſewitz und Dr. Wendt haben von Säulenknäufen und Kanelirungen deſſelben einige ſchöne Andenken mitgebracht. Daß daſelbſt Johannes im Gefängniß lag, iſt wohl möglich, aber das Gefängniß, in dem ſein Tod durch die bachantiſche Herodias erfolgte, liegt unſeres Wiſſens nicht in Jeruſalem, ſondern zu Galiläa (Ev. Marc. 6, 21), wo Herodes Hof hielt. D. R.

1) Wir führen das Latein an, wie es Lupold ſchreibt. D. R.

taffeln laſſen und iſt daß loch runtes herummer mit ſilber beſchlagen.“ Lupold giebt daſſelbe als eine Spanne in der Weite an. „Nebenſt dem loch ethwan 3 ſchrit ſteht man wie ßur ßeit deß ſterbens Chriſti die felſen ßerriſſen ſein, und iſt noch ein riß, ſo bald 3 trit lank.“ Die Capelle daſelbſt und deren „moſiſche“ (Moſaik-) Figuren und Gewölbe beſchreibt Lupold genau, denn „alhier iſt der Herre Chriſtus anß kreuze genagelt, welches von dem loch, da daß kreuze eingeſtanden 7 ſchritt iſt.“ „Wie mir nun ſulches geendet, ſein mir vorgemelte ſtigen widerumb herunder gangen, und von der ſtige 20 ſchritt ſein mir ßu dem ort und ſtein, da der Herre von Nicodemo und Joſeph von arematia, wie er von dem kreuze genommen, geſalbet.“ Die Stelle iſt mit Marmor getäfelt und umgittert. Sämmtliche Kapellen ſind mit zahlreichen Ampeln erhellt. Dann 37 Schritt weiter „ſein wir ßu dem heiligen grab kummen, welches anfenklich runtes herrummer mit weiſſen und grawen mermeln inwendig und außwendik geteffelt und bedecket, hat eine vorkamer. Die tur ßu der ſultigen iſt wol ſo hoch wie ein langer erwackſener man, in derſultigen vorkamer ligt der ſtein bei der dür deß heiligen grabes, daruf der engel geſeſſen. er iſt nicht groß. vor dem ſultigen thurlein deß heiligen grabes iſt der groſſe ſtein, welcher iſt, wie vorgemelt in Caiphas hauß auf dem attar ligt, dauon auch die marien ſagten: „wer woizeret uns den ſtein ab“, gewolzeret weſen. Außerhalb und hinten am heiligen grabe haben die Cophten ire Capelle angebauwet, daruon hirnach geſagt wird. Die lenge deß ſarkes, (Sarges) darein der herre Chriſtus gerowet hat, iſt 9 gute ſpanne weniger 2 finger und 4 ſpannen hoch mit der dicke und die breite 4 ſpanne und 6 finger“ — „hier brennen ſtetes 42 ampeln, dauan die franken 15 halten, die andern halten die andern Chriſten fremder lender, daß thürlein in daß rechte heilige grap iſt ghar nidrich und enge, die hogede keret mir noch nicht biß an den gurtel, wen man aber durch daß thurlein hinnein iſt, iſt daß gewelbe oben dem grap rum und wol ſo hoch wi ich rechen kan“ „hat eßliche löcher, da luft herein geht. Daß grap, wiewol eß in der kirchen ſteht, iſt doch nicht dermaſſen verwahret, daß es nicht darauf regen fult, den die kirche oben offen und one dach iſt, mit einem runten groſſen loch, dauan die kirche erleuchtert wird.“ Ueber dem Loch bemerkt Lupold ein rundes Thürmchen auf Säulen, alſo eine kleine Säulenkuppel. In der Nähe der Grabeskirche ſehn unſre Reiſenden noch viele Kapellen der verſchiedenen Sekten, als der „Papiſten, Armenier, Georgianer, Maroniten, Habaſſiner, neſtorianer, Jacopiner, ſorianer und Cophten,“ deren Ceremonien Lupold beſchreibt. Nachdem er ſeine Gebete verrichtet, geht er mit der Proceſſion weiter „und ſein bei die 25 ſchrit von dem heiligen grabe ßu einem ort kummen, da der herre Chriſtus nach ſeiner aufſtendinge in einer geſtalt eines gerthners maria madelenan begegnet iſt, und ßu ir geſaget: maria, darauß ſie in erkant und angriffen wulte, welches er ir vorboten. An diſſen ort iſt ßur gedechtnis ein runder weiſſer mermelſtein geleget wie ein runder diß (Tiſch), ſein herrlich ßugericht.“ (Fortſetzung folgt.)

Literatur.

Die Wahlſprüche der Hohenzollern von Dr. Traugott Märcker, Geheimer Archiv-Rath und Hans-Archivar Seiner Majeſtät. Berlin 1861. Verlag von R. Decker.

Die Krönungsfeier Ihrer Majeſtäten ward dem Verfaſſer ein wohlbegründeter Anlaß zur Publikation ſeiner vorliegenden Unterſuchung über die verſchiedenen Wahlſprüche unſres Herrſcherſtammes. Die Stellung und der anerkannte Sammel- und Forſchergeiſt Märker's hat ihm dieſe Unterſuchung weſentlich erleichtert. Das Reſultat derſelben iſt: „daß das Gottvertrauen, die Ueberzeugung, daß ein Fürſt dann wahrhaft glücklich und gerecht ſei, wenn er ſich als Knecht Gottes fühle“ unter allen Umſtänden und faſt allen Zeiten der Hohenzollern Eigenthum geweſen und ſie zu allen Siegen geleitet, in allen Leiden geſtärkt habe. Die Deviſen beginnen mit Kurfürſt Friedrich II. von Brandenburg in: „Wer Gott vertraut, den verläßt er nicht“ und endet mit Friedrich Wilhelm IV. und dem Ausſpruch: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ Der Verfaſſer geht die fränkiſche Hauptlinie, die ältere fränkiſche Nebenlinie, die preußiſche Speciallinie, die Kurlinie, jüngere fränkiſche Linie von Anſpach und die zu Bayreuth in ihren Repräſentanten und Repräſentantinnen durch und wir erfahren von Jeglichem, welchen Anker im Leben er erwählte. So klein die Schrift, ſo reichhaltig und überſichtlich iſt ſie. Wir müſſen es uns verſagen, Proben ihrer Reichhaltigkeit zu geben und beſchränken uns, indem wir allen Zollern-Freunden dies Werkchen anempfehlen, auf folgende Sinnſprüche, die den hiſtoriſchen Beweis ihrer Wahrheit am Leben ihrer Träger bewährt haben:

Joachim I.: „Indicio et Justitia.“ —
Markgraf Johann von Küſtrin: „In silentio et spe fortitudo mea.“ —
Kurfürſt Joachim Friedrich: „Der Weisheit Anfang iſt des Herrn Furcht.“ —
Der große Kurfürſt: „Domine fac me scire viam, per quam ambulem, quia ad te levavi animam meam“ auch „Deus fortitudo mea.“ —
König Friedrich I.: „Suum cuique.“ —
Friedrich Wilhelm I.: „Pro Deo et Patria.“ —
Friedrich II.: „Pro gloria et Patria“ und „Suum cuique.“ —
Friedrich Wilhelm III.: „Mit Gott für König und Vaterland.“ —
Friedrich Wilhelm IV.: „Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen.“ —
König Wilhelm I.: „Gott mit uns.“ Br.

Miscellen.

Der Königliche Commerzien-Rath Friedrich Wilhelm Krauſe zu Berlin hat der Schleſiſchen Genoſſenſchaft des Johanniter-Ordens ein von ihm zu Neuſalz an der Oder erbautes Kranken- und Siechenhaus zu zwanzig Betten, vollſtändig ausgeſtattet, mit der Verpflichtung der Unterhaltung deſſelben Seitens der Genoſſenſchaft, eigenthümlich übergeben.

Von der British and Continental Syrian Asylums Association zu London ſind als Beiſteuer zum Baue eines Johanniter-Krankenhauſes zu Beirut in Syrien 300 £ Sterling (circa 2030 Thlr.) bewilligt worden, nachdem bereits im Auguſt des vorigen Jahres zu gleichem Zweck von dem British-Syrian-Relief-Fund daſelbſt 150 £ der Ordenskaſſe überwieſen wurden.

In den Kranken- und Siechenhäuſern des Johanniter-Ordens ſind im Jahre 1861 zuſammen 1638 Kranke und Siechе verpflegt worden.

Der Beſtand an Kranken in denſelben betrug am 1. Januar 1861	201
Im Laufe des Jahres 1861 kamen hinzu	1437
Summa wie vor	1638 Kranke.
Der Abgang pro 1861 beträgt (vide das Nähere hierſerhalb in den monatlichen Kranken-Ueberſichten)	1418
ſo daß am 1. Januar 1862 (incl. der Kranken in der Anſtalt zu Saida in Syrien) ein Beſtand von . . .	220 Kranken vorhanden war.

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commiſſion der Behr'ſchen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes werden unter der Adreſſe: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuſcripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 9. April 1862. **Nr. 15.**

Heinrich von der Marwitz, Landrath a. D. und Landschafts-Director. Rechtsritter seit 1858. † zu Greiffenberg in Pommern 30. März 1862.

Brich dem Hungrigen Dein Brod.

Mildthätigkeit gegen Arme und Elende war von jeher eine Zierde Nürnberger Frauen. Von eitlem Prunk hielten sie sich fern; Gold und Edelsteine trugen sie selten und nur an den Fingern, kostbares Pelzwerk, Perlen und bunte Stoffe nur sparsam. Sie erwägten, daß an andern Orten gutwillige Männer durch dergleichen Hoffart an den Bettelstab gekommen. Ein Nürnberger Chronist aus der Zeit Kaiser Maximilians meldet, wie in der Marterwoche sogar adlige und vornehme Damen, die bis zu 600 und 800 herbeigekommenen Aussätzigen bei der ihnen am Donnerstag gegebenen Mahlzeit persönlich bedient hätten.

Die Wittwe des Kaufmanns Conrad Kraus, Tochter des Ackerbauers Hans Streit, geboren 1569 im Markgräflichen Amt Cadolsburg, diente von ihrem 10. bis 29. Jahre als Magd. Trotz ihrer Armuth, aber wegen ihrer Tugend und guten Haushaltung ehelichte sie genannter Nürnberger Handelsherr. Sie lebte mit ihm 34 Jahre in glücklicher Ehe und wurde Mutter zweier Söhne und einer Tochter. Alle gingen ihr im Tode voran. Sie selbst starb nach 20wöchentlicher schwerer Krankheit 1639.

Die reiche Wittwe hatte ihr Hauswesen mit Schulden angefangen. Redlicher Fleiß, strenge Ordnung und göttlicher Segen gestatteten ihr, in den betrübten Zeitläufen des dreißigjährigen Krieges viele Hungrige zu speisen, Durstige zu laben, Entblößte zu bekleiden und arme Fremdlinge, besonders Kinder, aufzunehmen. Sie hinterließ 127,000 Gulden. Nach Abzug der Vermächtnisse an befreundete Personen und der Krankheits- und Beerdigungs-Kosten verblieb nebst sechs Häusern, im Werth von 11,780 Gulden, ein Baarvermögen von 62,575 Gulden. Dieses wurde nach letztwilliger Verfügung der Erblasserin zu einem ewigen Stiftungs-Capital: 1) für Stipendien an zwölf studirende Nürnberger Patriciersöhne (auf vier Jahr, mit der Verbindlichkeit, zuvörderst dieser Reichsstadt zu dienen); 2) für Findelkinder beiderlei Geschlechts, sammt deren Pflegeeltern und Lehrmeistern, ein Festmahl anzurichten am Tage Johannis des Täufers. Bei dem Auftragen jeden Gerichts sollte von den Kindern ein geistlich Lied gesungen werden, der 103. Psalm die Mahlzeit beschließen; 3) wurden für gewisse Arme, Weiber und Männer, jährlich bestimmte Gaben angewiesen. Ferner sind die Stadtschulen, die Armen in Cadolsburg und schließlich die Testaments-Vollstrecker bedacht.

Innerhalb hundert Jahren hat die Kraus'sche Stiftung verausgabt 197,000 Gulden; 12,000 Gulden an Prämien und Gratifikationen ungerechnet. Der Stifterin zum Andenken und frommen, begüterten Personen zur Ermunterung, ließ der Nürnberger Rath das hundertjährige Jubelfest dieser Fundation im Jahre 1739 feierlich begehen, auch zwei Silbermünzen prägen. Die kleinere, den Findelkindern gegeben, ungefähr zehn Kreuzer an Werth, ebenso wie die größere, von dem berühmten Medailleur P. P. Werner gefertigt, zeigt auf der Vorderseite das Brustbild der Stifterin in damaliger, ehrbar einfacher Tracht. Auf dem Revers der großen Denkmünze ist die in der Bergpredigt selig gepriesene Tugend der Barmherzigkeit dargestellt, als weibliche, sitzende Gestalt, Brod spendend einem unbekleideten Knaben; zwischen beiden Figuren steht ein bekleideter Jüngling mit Büchern unter dem Arm. Die lateinische Umschrift lautet: „Eine Helferin in der Gelehrsamkeit und Trösterin der Armuth;" im Abschnitt liest man den diesen Zeilen vorangestellten Bibelspruch aus Jesaias 58. V. 7.

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

Der Kanzler von Küstrin trat seinem zweiten Sohne, das war Herr Wenzel, einen Schritt rasch entgegen, dann blieb er stehen und sprach lächelnd und die Hand ausstreckend: „Willkommen, mein lieber Sohn, Du bist gekommen gerade zu der Stunde, so ich Dich erwartete, und das ist mir lieb, denn nun weiß ich, daß Alles nach meinen Wünschen gegangen ist und daß Dein lieb eisengrau Rößlein keinen Schaden genommen hat!"

Der junge Mensch hatte seines Vaters Hand ehrfurchtsvoll an die Lippen gedrückt, jetzt zog er unter seinem Wamms einen Brief hervor und sprach: „Es ist

so, wie Ihr sagt, Vater, da ist der Brief des Herrn Commendators, aber ich begreife doch nicht, wie Ihr's vorher gewußt haben könnt, lieber Vater, und mein gutes Rößlein, Eisengrau genannt, wird doch an diesen Ritt denken!"

Der Kanzler von Küstrin lauschte mit wohlwollender Miene der Rede seines Sohnes, er hörte sie, aber seine Gedanken waren doch wo anders, er hielt das Schreiben, das ihm der Sohn gebracht, in der Hand, er wog das leichte Blatt, als habe es eine Last, sein Auge ruhte fest darauf, aber nicht mit Neugierde, er wußte, was dieser Brief enthielt, sondern mit Haß, ja, mit grimmigem Haß und mit boshaftem Triumph zugleich. Der Mund lächelte der Rede des Sohnes und das Auge glühete in Grimm und Groll. Das dauerte aber nur einen Augenblick, der Kanzler legte den Brief, der mit einem Seidenfaden umschlungen und mit einem großen Siegel beschlossen war, neben sich auf den mit Pergamenten und Papieren, Büchern und andern Dingen beladenen Tisch, schlug die Arme auf der Brust kreuzweis zusammen, wie er gern that, und sprach freundlich: „Mein lieber Sohn, hättest Du den Brief des Commendators nicht gehabt, so würdest Du, in der Meinung, daß es nöthig sei, mich so bald als möglich von dem Fehlschlagen dieser wichtigen Sache in Kenntniß zu setzen, Dich über die Maßen beeilt haben, dann wärest Du früher hier gewesen und hättest Dein Rößlein Eisengrau zu Schanden geritten, so aber ist's besser, nicht?"

Er strich liebkosend mit der flachen Hand über des Jünglings blühendes Angesicht, dann setzte er hinzu: „Uebrigens danke ich Dir herzlich für Deinen Eifer und werde auch nicht unterlassen, dem durchlauchtigen Herrn Markgrafen zu sagen, daß Du Dich klug und wacker benommen bei dieser Deiner ersten bedeutenden Sendung!"

Der Kanzler ließ sich nieder an seinem Tisch und fuhr fort: „Komm, mein Sohn, setze Dich zu mir und laß mich noch Einiges wissen von Deiner Fahrt, ich muß gleich hinüber zum gnädigsten Herrn, danach magst Du ausruhen und Dir gütlich thun!"

„Auf dem Hinritt," meldete Wenzel, einen Sessel neben dem des Vaters einnehmend, „ging bis Frankfurt Alles glatt, zwischen Frankfurt und Fürstenwalde aber wollte mich bedünken, als ob mir Jemand folge; ich sah drei Mal einen Reiter auf einem Schimmel hinter mir, und zwar auch auf einem Pfade, den ich zwar genau genug kannte, den aber schwerlich ein Fremder reitet; Ihr erinnert Euch des Pfades am Elsenbruch dicht bei Berkenbrück, Vater, Ihr habt ihn mir selbst gezeigt vor zwei Jahren, als wir in Fürstenwalde waren?"

Der Kanzler nickte.

„Ich hatte indessen keine Zeit," fuhr Wenzel fort, „genauer zu untersuchen, ob der Reiter auf dem Schimmel mich verfolge, oder ob er mir nur folge, weil er bemerkt, daß ich des Weges kundig; ich kam in Fürstenwalde bei Anbruch der Dämmerung an, stellte mein Roß im Massow'schen Wappen ein und ging sofort zu dem Kaufmann. Eine Viertelstunde vor mir war Herr Berthold von Berlin eingetroffen; er erzählte mir viel von den Schwierigkeiten, die er ganz zuletzt noch gefunden, ich hörte aus seiner Rede aber deutlich heraus, daß er nur schwatzte, damit ich eine recht hohe Meinung von seiner Schlauheit bekommen und ihn recht herausstreichen sollte gegen Euch. Die Hauptsache war, daß er die Einwilligung der Balley zum Austausch hatte, weil die Comthure in Berlin nicht die erwartete Unterstützung gefunden. Herr Sigismund von der Marwitz und Herr Joachim von Arnim sollten, seiner Rede nach, sich am meisten gegen den Austausch bemüht haben, und selbst Herr Melchior von Barfuß hat Bedenklichkeiten gehabt!"

„Auch der von Barfuß," sprach der Kanzler von Küstrin in offenbarem Hohne vor sich hin, „es ist ganz unbegreiflich, daß diese geistlichen Ritter, die so klug sonst sind, gar nicht begreifen wollen, was zu dieser Zeit ihr wahrer Vortheil ist!"

„Nun, Herr Vater," rief Wenzel lebhaft, „verzeiht, ich verstehe sehr gut, daß das, was geschieht, im Vortheil des gnädigsten Herrn, unsers durchlauchtigsten Markgrafen ist, auch sehe ich wohl, daß die Johanniter nicht anders können, als nachgeben, denn Ihr setzt ihnen ja Daumschrauben an, aber wie es zu ihrem Vortheil dienen soll, daß sie immer geben und immer wieder hergeben müssen, bald durch einen Kauf, wo ihnen der Herr Markgraf die Kaufsumme schuldig bleibt, bald durch einen Tausch, wo ihnen das Eingetauschte nur schlimme Verwickelungen, aber keinen Gewinn eintragen kann, das begreife ich nicht und finde die Bedenken der Ritter ganz in der Ordnung!"

„Ja, mein lieber Sohn," sprach der Kanzler mit überlegenem Lächeln, „es giebt etliche Dinge, welche leicht, etliche aber, welche schwer zu begreifen sind. Ei, sage mir doch, wer ist es denn, welcher dem durchlauchtigsten Herrn Markgrafen immer wieder den Rath giebt, sich in seinen Geldnöthen an den Johanniter-Orden zu halten?"

„Ich denke, das seid Ihr, Vater?" sagte Wenzel offenherzig.

„Richtig," nickte der Kanzler und fuhr ernst fort, „die Johanniter denken's auch, daß ich's bin. Du und die Johanniter, Ihr habt vielleicht nicht unrecht, und doch haben mich diese geistlichen Herren zu ihrem Ordensbruder gemacht und mich in ihre Gemeinschaft aufgenommen. Weißt Du nicht, daß ich Commendator von Schiewelbein bin?"

„Ich weiß es, Vater," versetzte der Jüngling rasch, „Ihr hättet das nicht annehmen sollen, verzeiht!"

„Warum nicht, mein Sohn?" fragte der Kanzler ruhig.

„Es ist, es wird —" stotterte der junge Mann und schwieg endlich verlegen still.

„Mein Sohn," kam ihm der Kanzler mit freundlichem Ernst zu Hülfe, „ich weiß, was Du sagen willst, Du mußt aber nicht sagen: das ist hinterlistig, oder unehrenhaft, oder wie Du es sonst nennen willst, sondern Du mußt sagen: es scheint so. Ich will Dir aber mein Benehmen erklären, mein Sohn; ich bin der Gegner dieses Ordens, ich hasse diese Johanniter, ich hasse sie mit dem ganzen vollen Haß, dessen eine Mannesseele fähig ist, denn es waren Johanniter, die mich verletzt haben in meinem Innersten und in meinem Heiligsten, die mir die Jugend vergifteten, das ist Eins; für's Andere aber bin ich der Kanzler von Küstrin, ich bin meines Durchlauchtigsten Herrn Markgrafen geschworener Diener, und muß dessen Bestes suchen. Wahrlich! ich habe diese Johanniter-Balley niemals ge-

schont, wo sie dem Vortheil meines gnädigsten Herrn im Wege stand, und ich werde sie nicht schonen. Ich bin nicht zu den Johannitern gegangen und habe sie gebeten um das weiße Kreuz mit den acht Spitzen, welches sie in erheuchelter Demuth von Linnen auf dem hochmüthigen Sammet ihres Rockes, über dem noch hochmüthigeren Herzen tragen, sie sind damit zu mir gekommen, sie haben mich gebeten, ihr Kreuz anzunehmen, Einer der Ihrigen zu werden; sie haben mir dabei keine Bedingung gemacht, und ich habe nichts versprochen. Sie meinten aber in ihrer Schlauheit: nun haben wir den Neumann, nun ist er Einer der Unsrigen und wir werden in ihm einen kräftigen Vertheidiger gegen den Markgrafen Hans haben, der so gar argen Hunger auf unsere Comthureien und Tafelgüter hat. Ich bin nicht hinterlistig gewesen, wie Du siehst, mein Sohn, sondern die Johanniter waren's, sie wollten mich zu einem schlechten Diener meines gnädigen Herrn, des Markgrafen, machen, durch ihr Kreuz und ihren Ordens-Mantel, sie haben mir eine Grube gegraben und sind selbst hineingefallen!" (Forts. folgt)

III.

Lupold von Wedel's Zug nach Syrien und Jerusalem 1578.

(Fortsetzung.)

„Wie wir nun solchen alles außgericht, und geendet haben, die münche einen Diß, welcher hart bei itziger Capelle in einer Camer gestanden, decken lassen, darauf Brot und Weintrauben geleget, daneben Kruken Wein und Wasser, sammet leddigen gläsen aufgesetzet, und haben miteinander gessen und getrunken.

Wer darnach gewullt, hat sich schlafen geleget, ich bin aber mit Hanß von Arnim und dem medicus[1]) noch einmal ummeher gangen, die sultigen Orter, da wir vorhin mit der Prozession gewesen, alle mit Fleiße besichtiget, daneben vorzechenet, und dahin gangen, mir in die Vorkammer des heiligen Grabes schlaffen geleget[2]), mit dem Kopfe auf dem Stein gerowet, wie man sagt, da der Engel am ostertag aufgesessen ist. —

Wie ich mir nun niedergeleget, ist ein Christenweip, welcher sekte es aber gewesen, ist mir unbewußt, dasilbest bei mir auf die Knie sitzen kumen, angefangen laute auf ihre sprache zu beten, und zu weenen, hat damit angefangen sich etzlichemal vor die brust geschlagen, darnach die faust genummen, und sich mit ganzen Kräften in daß angesichte geschlagen, welches sie so lange getrieben, und erbärmlich gemacht, daß ich nicht länger habe zusehn kunten, und mir umme gewant, den Kopf mit dem Rocke vermacht, sie aber ist noch eine zeithlank sitzen bliben, und sich geschlagen, welche schlege ich egenthlich habe hore kunnen, und da sie auf den morgen nicht selzam unter dem gesichte sehn, mußte mir wunder nehmen. — Izigen morgen ist mir auch ein runt Loch, welches so groß wie eine scheuve (Scheibe?) eines tellers, im hogen Cor unter der Krone, an deme ort, da man das pulpitium stellet, gezeget, welches man saget, daß die mitte der welt dasilbst sei."—

Mit einigen Mönchen ihres Hospizes reiten sie nun nach Bethlehem. Wie sie aus Jerusalem kamen, haben sie:

„Den berk Sion zur linken Hant, und den Dal batseba zur rechten hant liegen lassen, dann wir zwischen den berk Sion und dal batseba weckgezogen; in dissem dal ist ein bat gewesen, mit großen quadersteinen viereckig aufgesetzet, daselbst sich batseba urias gemahl die Füße gewaschen."

Nachdem sie einigen türkischen Insulten ausgesetzt gewesen ziehen sie weiter. Lupold beschreibt die Terpentinpflanze, dann Rahels Grab.

„Von dannen seind wir kummen gen Bethlehem, welches auf einem berge ligt, doch ist der berg nicht hoch, und zur linken seiten von den häusern ethwan ein buckfenschoß ist der ort, da der Herre geboren, es hat die Helena ein schön kloster darüber buwen lassen, da wir eingezogen. — Ueber Bethlehem doch nicht ghar nah derbei, ligt ein hoger, spitziger berck, auf welchem ein schloß betulia genannt, das haben die Franzosen 40 Jahr erhalten, nachdem Jerusalem eingenommen. — Angehende das Kloster, das auf der steet, da Christus der Herr geboren, ist solches vor Zeiten gar schon gebuwet gewesen und hat die furdere grosse Kirche 50 große marmorne Columnia, darauf die Kirche gebuwet, so mit blig (Blei?) gedeckt, und inwendich gewaltig großrum, und hoch ist, ist auch durchauß inmendig mit schonen historien lauter vergulbt gewesen, welches merendeel abgangen, in disser Kirchen steet ein hochaltar, da sull der Herre am achten Tage besnitten sein. Und nachdeme wir durch disse Kirche gegangen, sein wir kummen ins Kloster, und uns aldar in einer Capellen mit den munchen dasilbest bereitet, die heilige stette, da der Herre Christus von einer reinen Junkfrowen geboren, zu sehn, zogen derhalben die munche ihre gewonlichen meßkleider an, daten einem Jeden, wiederumb wie zu Jerusalem, ein licht in die hant, und gingen auß disser Capellen, welche groß war, mit Christlicher andacht 22 staffeln oder stigen hinab, kamen darnach in einen finstern gank, welcher 19 schritt lank, bis an den ort, da Christus geboren, über welchen eine schöne kleine herrlige Capelle gebuwet, so unter dem hohen Cor der grossen Kirchen ist; in disser Capellen sein 2 ausgenge mit stigen henauf, als den hat es oben an ieder stige eine metallene Dure, die eine Dure, in der Capelle, zur rechten hant, geht fast an den Ort, da der Herre beschnitten, zwischen dissen beiden Stigen in gemalter Capelle, ist ein altar, unter welchem ein runder marmelstein, darin ein sterne gehowen ist, an dem Ort sul maria den Herrn geberet haben, alda in latin disses geschriben steet: Hic de Virgino maria Jesus Christus nasci dignato est. — Die Kribbe, darin er geleget ist worden, ist zur rechten seiten des altars, da die Gebort geschehn, bei die 10 feusse, als da sein 4 stiegen hinunder deiffer, den die vorgenannte Capelle unter einen Fels gehauen, alda ist die Kribbe, welche bemacht mit pollerten marmeln, die ecke, wie gemelt, da die Kribbe inne, ist 7 schuh lank und 6 weit, am sultigen ort gegenüber der Kribben ist ein altar von marmelstein, da sul maria gesessen haben, wie die heiligen drey kunning die offerhant (?) oder Offerung thaten, vor dem altar der gebort brennen stets 10 ampel's in die brete und 4 in die lengede, disse Capelle hat in die lengede 38 fusse und in die breite 12 fuß, ist gar schon bekket und bemacht, unten, oben und an den Seiten mit weissen

[1]) nämlich Bernhardus Paludanus aus Venedig.
[2]) Nach ritterlicher Kreuzfahrer-Sitte. D. R.

marmeln, taffeln und oben das Gewelb mit Mosischen[1]) Figuren und Historien, mit Golde wohl formeret, in dem Winkel bei der Turen, wenn man eingeht, zur linken seiten ist oben ein loch, ummeher mit vergulden Sternen bemacht, über deme spricht man, sei der sterne stehen bliben, welcher den Weisen vorgangen ist.

Nachdeme nun die munche ir Cerimonien und wir unser Gebet fullbracht, sein wir wieder zurücke aus disser Capellen gangen durch einen engen niedrigen und finstern Gank 19 Schritt in eine Capelle, darin die unschuldigen Kinderlein, welche herodes hat töten lassen, begraben liegen, es ist hierin ein altar, unter welchem eine Grotte, darin etzliche begraben."

Nachdem sie in diese Grotte gestiegen, sehen sie ohneweit davon das Grab des heiligen Eusebius.

„Von dannen sein wir in noch eine Capelle kommen, in welcher zwei graben gegeneinander über, auf dem einen, so zur linken seiten steht disse Ueberschrift: „Sipulchirum santa Paule" die lenge des Sarks hat 7 span. Gegenüber auf dem andern ist disse Aufschrift: „Sipulchirum santa Hieronimi," disse 3 graben sein von weißen marmel getaffelt, und dies letzte hat in die lengende 9 spanne, die Lenge disser Capellen hat 19 Fuß. —"

Dicht dabei sehen sie eine Kammer, in der St. Hieronymus gewohnet und die Biebel ins Griechische übersetzt haben soll. Darauf gehen sie ins Kloster zurück, und nachdem sie den andern Tag noch einige geringere Merkwürdigkeiten gesehn, treten sie die Rückreise nach Jerusalem an. Daselbst angelangt, gilt ihr Besuch dem Thal Zion. (Forts. folgt.)

Miscellen.

[Phönicinische Alterthümer auf Rhodus.] In einer Correspondenz der Times aus Rhodus finden wir eine interessante Notiz über die Entdeckung von phönicischen Grabmälern zu Kalawarda, einem etwa vier Meilen von der Hauptstadt jener Insel gelegenen Dorfe. Sie wurden von dem englischen Viceconsul in Rhodus, Herrn Billiotti, aufgefunden, und die Ausgrabungen, die von ihm und Herrn Salzmann unternommen worden, haben zahlreiche Vasen und Ornamente von phönicischer Arbeit zu Tage befördert. Manches davon befindet sich schon im British Museum, ist aber noch nicht geordnet, und wird daher erst später dem Publikum zugänglich werden. Merkwürdigerweise trifft man unter diesen Ueberresten auch auf Bruchstücke von Marmorstatuen aus einer viel neueren Zeit, die für Werke von griechischen Künstlern jener Periode gehalten werden, wo Athen seine Herrschaft über die Inseln des Archipels ausgedehnt hatte. Ohne Zweifel sind alle diese Denkmäler, sowohl griechische als phönicische, durch eine jener vulkanischen Erschütterungen unter einander gemischt worden, denen die Insel zu jeder Zeit ausgesetzt war und von denen sie auch in unsern Tagen nicht frei geblieben ist.

[Khurschid-Pascha.] Ueber den bekannten oder vielmehr berüchtigten Khurschid-Pascha, der wegen seiner Betheiligung an dem syrischen Blutbade zur lebenslänglichen Verbannung nach Rhodus verurtheilt wurde, enthält dasselbe Schreiben einige Mittheilungen, die als pikante Belege zu der sprüchwörtlich gewordenen „türkischen Justiz" dienen können. „Von Zeit zu Zeit," heißt es, „haben Nachrichten über die Art und Weise, in der die wegen des Blutbades in Syrien nach dieser Insel exilirten Verbrecher behandelt werden, das Erstaunen der weniger erfahrenen europäischen Bewohner Konstantinopels erregt. Mitunter mögen sich allerdings übertriebene Gerüchte über die Nachsicht, welche die türkische Regierung notorischen Verbrechern gegenüber zeigt, verbreitet haben, indessen bleibt jedenfalls genug übrig, um das Benehmen der Personen, die mit der Ausführung der Strafurtheile beauftragt sind, allen Denjenigen im höchsten Grade tadelnswerth erscheinen zu lassen, welche einigen Werth auf das Leben der christlichen Unterthanen legen (wozu Lord Palmerston und die Times nicht gehören, hätte der Correspondent bemerken sollen). Khurschid-Pascha zum Beispiel, der, wenn ich mich nicht irre, von den europäischen Commissären einstimmig als des Todes würdig bezeichnet, dessen Urtheil aber zu lebenslänglicher Gefangenschaft gemildert wurde, verbringt hier seine Zeit in einer Weise, welche die Glücklichsten der Schuldgefangenen im Umkreise der Queen's Bench oder des Palastes von Holyrood beneidet hätten. Er ist freilich auf die Festung beschränkt, aber unter diesem Namen versteht man die ganze Stadt Rhodus, mit Ausnahme eines gewissen Theils — wenn man ihn überhaupt einen Stadttheil nennen kann —, den die Türken zu bewohnen verschmähen und dem sie einen Schimpfnamen beilegen. In anderer Beziehung ist Khurschid-Pascha ohne alle Frage die wichtigste Person auf der ganzen Insel. Bei seiner Landung vor einigen Monaten wurde er mit allen Zeichen der Achtung vom Kommandanten empfangen, der seitdem nicht aufgehört hat, ihm Huldigungen zu erweisen. Mehr als ein Regierungsbeamter, der so unglücklich war, dem erlauchten Verbrecher zu mißfallen, ist entlassen worden, und man erblickt in seinem Lächeln allgemein die sicherste Aussicht auf Beförderung."

(Aus dem Magazin für die Literatur des Auslandes.)

Aufruf!

Die Unterzeichneten, welche sich die Herstellung eines Geschichtswerkes über das Geschlecht von Schwerin, im Auftrage der Gesammtfamilie zur Aufgabe gemacht haben, richten, um zunächst zu einer möglichst vollständigen Sammlung des überaus zerstreuten, einschlagenden Materials zu gelangen, sowohl an sämmtliche Glieder des Geschlechts im In- und Auslande, als überhaupt an Alle, welche derartigen Bestrebungen ihre Theilnahme nicht versagen, die ganz ergebene Bitte, falls sich bezügliche Schriftstücke (als Urkunden, Diplome, Stamm- und Ahnentafeln, Briefe u. s. w.), ältere Siegel oder Siegel-Zeichnungen, Wappen-Abbildungen u. s. w. in ihrem Besitze befinden, solche uns zur Benutzung gütigst anvertrauen, und zu diesem Zwecke an einen der Unterzeichneten gefälligst einsenden zu wollen. Für die Rückgabe wird jederzeit binnen kürzester Frist mit dem verbindlichsten Danke Sorge getragen werden. Von größeren, zur Versendung nicht geeigneten Massen bitten wir, uns vorläufig Kenntniß zu geben und seiner Zeit deren Durchsicht an Ort und Stelle zu gestatten.

Berlin, den 31. März 1862.

Wilhelm Graf von Schwerin auf Göhren (bei Woldegk in Mecklenburg-Strelitz). **Leonhard Graf von Schwerin**, Lieutenant im Kaiser Franz-Garde-Grenadier-Regiment zu Berlin. **Dr. Gollmert**, Geheimer Archivar am Königl. Geh. Staats-Archive zu Berlin (Schönhauser Allee 164).

[1]) Mosaiken. D. A.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 16. **Berlin, den 16. April 1862.** **Nr. 16.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. April 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. April 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. März 1862	36		
	Zugang pro März	5		
		41		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	37	37	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. März 1862	43		
	Zugang pro März	9		
		52		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	45	45	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. März 1862	13		
	Zugang pro März	20		
		33		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	18	18	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. März 1862	20		
	Zugang pro März	8		
		28		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	24	24	24
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. März 1862	13		
	Zugang pro März	6		
		19		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. März 1862	8		
	Zugang pro März	16		
		24		
	Abgang	11		
	Bleibt Bestand	13	13	20
7.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. März 1862	44		
	Zugang pro März	17		
		61		
	Abgang	18		
	Bleibt Bestand	43	43	50
8.	**Reichenbach:** (neu übernommen)			
	Bestand am 1. März 1862	19		
	Zugang pro März	19		
		38		
	Abgang	26		
	Bleibt Bestand	12	12	35
	zu übertragen:	—	204	287

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. April 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		204	287
9.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1 März 1862	7		
	Zugang pro März	3		
		10		
	Abgang	9		
	Bleibt Bestand	1	1	8
10.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. März 1862	7		
	Zugang pro März	6		
		13		
	Abgang	8		
	Bleibt Bestand	5	5	8
11.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. März 1862	3		
	Zugang pro März	—		
		3		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	3	3	8
12.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. März 1862	2		
	Zugang pro März	4		
		6		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	4	4	8
13.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. März 1862	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
14.	**Altena:**			
	Bestand am 1. März 1862	6		
	Zugang pro März	4		
		10		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	6	6	38
	Zusammen:	—	241	375
	Am 1. März 1862 waren vorhanden	—	220	339
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. April 1862 zugenommen um	—	21	36

Der gesammte Abgang von Kranken pro März beträgt 115, davon sind:

a) gestorben 7
b) geheilt entlassen . . . 100
c) ungeheilt entlassen . . 8
wie vor 115.

Den vorgenannten Häusern tritt noch hinzu das Ordens-Krankenhaus zu Saïda in Syrien. In demselben waren am 1. Februar 1862 Bestand . . . . . 28 Kranke.
Im Laufe des Monats Februar sind wegen der Vorbereitungen zur Verlegung der Anstalt nach Beirut (die inzwischen Mitte des vorigen Monats stattgefunden hat) nur aufgenommen worden . . . . . 12 „
40 Kranke.
Der Abgang pro Februar beträgt . . . . . 30 „
Bestand am 1. März 1862 . 10 Kranke.

Von den in Abgang gebrachten 30 Kranken sind:
a) gestorben 1
b) entlaufen . . . 2
c) gebessert 8
d) geheilt 19
wie vor 30.

Von den pro Februar 1862 aufgenommenen 12 Kranken waren:
Christen 8
Muhamedaner . . . 4
12.

Die Gesammtzahl der bis zum 1. März 1862 aufgenommenen Kranken beträgt: 489.

Die evangelische Heil- und Pflegeanstalt Hephata für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens zu M.-Gladbach.*)

Der zweite Bericht der vorgenannten Anstalt, der die Rheinische Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens ihre gesammten Mittel zuwendet, die Jahre 1860 und 1861 umfassend, ist so eben erschienen und enthält: 1) den Verwaltungsbericht des Präses des geschäftsführenden Ausschusses, 2) den Bericht des Anstalts-Vorstehers, 3) den Bericht des Anstalts-Arztes und 4) den Rechnungsbericht des Kassirers, von denen wir den ersteren nachstehend mittheilen:

„Alles Vornehmen unter der Sonne hat seine Stunde.“ (Pred. 3, 1.) So lehrt tausendfältige Erfahrung: „wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hülf' mit Macht herein.“ Diese Antwort ist endlich allem Sehnen, Bitten, Rufen, Drängen Derer geworden, welche sich der Sache der Stummen in ihrem Elend angenommen hatten.

Es ist staunenswerth zu sehen, welche Rührigkeit seit 3 Jahren auf dem Gebiete christlicher Liebes-Arbeit für die Blödsinnigen wach gerufen worden. Wohl selten mag ein ähnliches Werk in so kurzer Zeit so viel lässige Hände in Bewegung gesetzt haben. Es geht ein Odem des lebendigen Herrn und ewigen Königes durch alle Lande, der ein Helfer der Elenden und Geringen ist, und derselbe schafft noch Leben und Liebe, Munterkeit und Thatkraft, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion. Er giebt auch einen Sieg nach dem andern.

Es ist keine preußische Provinz mehr, wohin nicht ein Hülferuf für die Blödsinnigen gegangen. In Hannover hat sich ein „Comité zur Errichtung von Erziehungs- und Pflege-Anstalten für geistesschwache Kinder im Königreiche“ gebildet, welches sich vorgesetzt, 5 im ganzen Lande vertheilte Anstalten, jede zu c. 40 Zöglingen gerechnet, zu errichten.**) Der erste Aufruf ist vom 2. Mai 1861; am 25. November desselben Jahres waren über 16,000 Thlr. dafür eingegangen, und die erste Anstalt in Langenhagen ist eröffnet. Württemberg, wo die Arbeit ihre rechtschaffene Probe abgelegt, hat die eine Anstalt erweitert und will der andern ein Beschäftigungs-Haus hinzufügen für diejenigen Entlassenen der Heil-Abtheilung, welche noch nicht in die bürgerliche Selbstständigkeit zurückkehren können. Ein in der Berathung begriffenes Schulgesetz macht es den Communen zur Pflicht, allen ihren schwachsinnigen Kindern die rechte Pflege und Unterweisung angedeihen zu lassen. Ganze Gemeinden haben sich in andern Ländern verbindlich gemacht, zur Errichtung und Unterhaltung von Anstalten feststehende jährliche Beiträge zu liefern. Die Regierungen beginnen, die Anstrengungen der Privat-Wohlthätigkeit für die Zwecke in jeder Weise zu unterstützen und zu fördern. Die Edelsten und Geringsten im Volk tragen ihr Gold und ihre Scherflein in gemeinsamer und wieder vereinigender Liebe zu Einem Werke und Einem Opfer zusammen und begegnen hier einander in verbindendem Gehorsam und verbindender Freude. Der Blick auf solche Sammelpunkte der Liebeskräfte in unserm Volke gewährt reichen Trost und neue Hoffnung gegenüber dem wilden, zerreißenden und zerklüftenden Treiben selbstliebiger Leidenschaften, und weiset für recht tiefe Volks-Schäden Heilmittel an, welche über die nächsten Zwecke der Arbeit weit hinausreichen. Ist solch Conföderiren in solchen Gehorsams-Wegen und Liebes-Arbeiten christlich recht und nothwendig: so ist's auch wahrhaft volksthümlich und unser Volk segnend.

Der Errichtung unserer Anstalt Hephata ist in den drei Jahren ihres Bestehens eine Opferfreudigkeit und Energie gemeinsamer Liebes-Arbeit von allen Seiten und aus allen Kreisen des Gebietes, für welches sie zunächst arbeitet, und weit darüber hinaus entgegengekommen, welche die ersten zaghaftesten Anfänger auf's Tiefste beschämen, auf's Kräftigste trösten und zum fröhlichen Gehorsam gegen die in der weitern Entwicklung immer bestimmter hervortretende Weisung des Herrn auf eine alle unsere Gedanken weit hinter sich lassende Erweiterung und Ausdehnung des Werkes auf's Klarste hinrichten mußte. Gern möchten wir unsern Freunden und Wohlthätern eine Bestimmung dafür abgewinnen, daß wir nicht aus eigener Lust, nicht aus willkürlichen Berechnungen und Plänen, sondern allein aus einer sich in dem Verlauf ergebenden Nöthigung so bald dazu haben kommen können, dem Werke einen Umfang zu geben, daß wir jetzt schon für 100 Pfleglinge Raum haben. Die immer zahlreicher einlaufenden Anmeldungen, die immer dringender werdenden Bitten um Aufnahme brachten uns bei unsern ersten beschränkten Räumen in einen Nothstand, der, nachdem die Hand einmal an den Pflug gelegt war, nachdem die Aussicht auf die Hülfe einmal eröffnet und diese durch Gottes reichen Segen erprobt war, eine Abhülfe und Vorangehen gebieterisch forderte. Dabei lehrten uns die ersten Erfahrungen, daß die Heil-Pflege für diese Kranken Veranstaltungen erforderte, die, an sich bei wenig und viel Kindern gleich kostspielig, den Aufwand für das einzelne Kind viel zu hoch stellen mußten, wenn nicht eine größere Anzahl von Pfleglingen den Nutzen und Segen derselben genießen könnte. Auch mußte bei einer noch so kleinen Zahl eine so mannigfache Vertheilung der Kinder in Abtheilungen eintreten, daß für die erforderlichen Lehrer- und Wärter-Kräfte, für die verschiedenen Räume u. s. w. dabei fast gar nichts gewonnen wurde, vielmehr es für die geistige Förderung und Pflege sehr bedeutsam erscheinen mußte, daß ein nicht zu kleiner Kreis Gleichartiger sich zusammenfände und auf einander belebend und fördernd einwirkte; wie denn, dem viel verbreiteten irrigen Vorurtheil gegenüber, grade die Einwirkung der zusammen lebenden, lernenden, arbeitenden und spielenden Kinder auf einander einen so unberechenbaren Segen des Anstaltslebens grade für diese Kranken darbietet, daß die Familie unter den allergünstigsten Verhältnissen und Einrichtungen das nie ersetzen kann, auch wenn die vielen schädlichen, oft grade am Besten gemeinten Einflüsse dort beseitigt wären. (Nur die persönliche Anschauung

*) Siehe Nr. 1 de 1860 Nr. 22 u. Nr. 50 de 1861 dieses Blattes.

**) An der Spitze dieses Comités steht der Johanniter-Ritter, Königlich Hannoversche Ober-Hofmarschall und Geheime Rath von Malortie. Die Redaction.

kann das klar machen.) Wenn da nun mit dem vermehrten Bedürfniß und dem immer tiefer dringenden Gefühl von der uns zueilenden Noth, wo das beständige Abweisen immer schwerer wurde, in gleichem Schritt sich die entgegengebrachte Hülfe und Zusage vermehrte, wenn auf jede in unsern Herzen geweckte Bitte immer auf's Neue muthmachende Verheißung und Gabe in freudigen Opfern der Liebe sich einstellte: wie sollte es Jemand unter uns gewagt haben, da zu widerstreben und willkürlich Halt zu gebieten? Dabei haben wir das gute Gewissen, still und besonnen den uns gewordenen Weisungen und der fröhlich voraneilenden Liebe nachforschend und nachgehend, jeder Ueberstürzung ausgewichen zu sein, wie der nachfolgende Jahresbericht das auch an der Zahl der allmälig Aufgenommenen und nächstens Aufzunehmenden nachweisen wird.

Um nun unsern Freunden vorzuführen, was seit der Veröffentlichung des ersten Berichtes in der Fortführung unsers Werkes erzielt worden ist, dürfen wir sie mit besonderer Freude und Dank gegen Gott in jenes neue, so freundlich auf einem der höchsten Hügel zwischen Gladbach und Rheydt gelegenen Anstaltsgebäude einführen, welches sich den Reisenden auf der Düsseldorf-Aachener Bahn zur rechten Seite am Rande eines Gehölzes alsbald durch seine symbolischen Zeichen und äußere Gestalt als eine einladende Herberge der barmherzigen Liebes-Thätigkeit darstellen wird. Einfachheit und Gefälligkeit der Form, die wunderschöne Lage und die liebliche Umgebung wird das Auge wohlthuend fesseln. Nachdem wir die leise ansteigende Erhöhung durch eine Linden-Allee hinaufgeschritten, wird uns die weite, herrliche Fernsicht erfreuen, welche das Auge bis zu den Bergen jenseits des Rheines hinausträgt, zur Linken Gladbach, zur Rechten Rheydt, jenes 20, dies 25 Minuten entfernt, gerade vor uns der Liethberg. Das ganze Gebäude erhebt sich zwischen schlanken Eckpfeilern in drei Stockwerken über einem ziemlich hoch aus der Erde hervortretenden Souterrain, mit drei nach der Hinterseite hervortretenden Risaliten. Jedes Stockwerk enthält im Hauptbau vier nach Süd-Ost gelegene Säle von 26 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 13 Fuß Höhe (im dritten Stock 10½ Fuß). Jeder Saal wird durch ein einziges 9½ Fuß hohes und 5½ Fuß breites Fenster erhellt, so daß in den Schlafsälen die Bettreihen zu beiden Seiten des Fensters niemals von einem Luftzug können berührt werden. Zwischen je zwei Sälen befindet sich ein Cabinet für einen Wärter oder Wärterin und ein Waschcabinet mit den Krahnen der Wasser-Röhren, welche von den Reservoirs vom Speicher aus durch das ganze Gebäude führen, beide Zimmer getrennt durch einen Zwischengang, der die beiden Säle verbindet. Da diese zwölf Säle durch alle drei Stockwerke gleich groß und gleich eingerichtet sind, so können sie je nach Bedürfniß benutzt werden als Wohn-, Schlaf-, Lehr-Zimmer u. s. w.

Durch jedes Stockwerk zieht sich ein 142 Fuß langer und 10 Fuß breiter, heizbarer Corridor, bestimmt, den Kindern bei ungünstiger Witterung und namentlich im Winter als Spielplatz zu dienen. Nach Süd-West hat das Gebäude drei Risaliten von je 21 Fuß Tiefe und 24 Fuß Breite, wovon die mittlere eine sehr breite, erleuchtete steinerne Treppe in sich schließt. Rechts und links von derselben liegen in jeder Etage zwei Water-Closets und eine Badestube.

Die südliche Risalite enthält im ersten Stocke einen Turnsaal, im zweiten Stocke den gemeinsamen Betsaal mit der kleinen Hausorgel, im dritten Stocke einen zum Wohnen oder Schlafen dienenden Saal.

Im Erdgeschoß der nördlichen Risalite befindet sich die Speiseküche, in der zweiten Etage der gemeinsame Speisesaal, wohin die Speisen mittelst eines Aufzuges gezogen werden. Ein weiterer Aufzug, vom Souterrain bis unter das Dach gehend, ist an dem südlichen Ausbau angebracht und dient zum Transport von Kohlen, Wäsche u. s. w. Ueber dem Speisesaal liegt ein gleich großes Zimmer, das entweder bei Bedürfniß zu demselben, oder zu jedem andern Zweck zu verwenden ist.

In der Nord- und Südecke des Haupthauses liegen in jedem Stocke je drei kleinere, in einandergehende Zimmer, die theils zur Familien-Wohnung für den Vorsteher und Lehrer-Wohnungen, theils zu Krankenzimmern, für das Büreau u. s. w. verwandt werden. Der große Speicher über dem Gesammthause dient zum Wäschetrocknen, und können auf demselben nöthigenfalls noch Zimmer hergerichtet werden. Das durchaus gewölbte Souterrain enthält außer den Kellerräumen unter den Risaliten die Speise-Vorrathskammern, die Waschküche, mehrere Werkstätten (für eine Schreinerei, Korbflechterei u. s. w.), und sonstige Räume für ökonomische Zwecke.

Zwischen der mittleren und nördlichen Risalite ist ein Maschinenhaus ausgebaut, in welchem der Dampfkessel und die Dampfmaschine sich befinden. Letztere hat den Zweck, das Wasser aus dem sehr tiefen Brunnen in die auf dem Speicher aufgestellten Reservoirs, in deren einem das Wasser durch Dampf erwärmt wird, zu heben, von wo es in die Water-Closets, Badestuben, Wasch-Cabinette und in die Küche geleitet wird. In dieser, wie in der Waschküche befinden sich noch außerdem Handpumpen.

Nordwestlich vom Hause liegt ein umfangreicher Hofraum, der zu Spielplätzen benutzt wird, an welchen sich ein etwa 4 Morgen großes Buchengehölz anschließt, mit Wegen und Rasenplätzen durchkreuzt. Vor dem Hause dehnt sich der etwa 1¾ Morgen große Garten mit breiten Wegen, einem Springbrunnen und Baum-Anlagen, aus. Längs der Südseite des Hauses und des Gartens zieht sich die Linden-Allee hinauf. Zwischen dem Garten und der Straße, welche hier die Eisenbahn schneidet, liegt noch etwas Ackerland.

Bei der freien und erhöheten Lage des Hauses wird dasselbe den Tag über von allen Seiten von der Sonne beschienen. Das Haus selbst kann in allen seinen Theilen durch Gas im Innern erleuchtet werden, und müssen wir es mit besonderm Dank erkennen, daß die Dessauer Gesellschaft die Röhren von der Chaussee unter der Eisenbahn her, die ganze Linden-Allee hinauf bis an das Gebäude in sehr ehrenwerther Freigebigkeit unentgeltlich gelegt hat.

Den sinnigsten und werthvollsten Schmuck im Innern des Hauses bildet ein großes Oelgemälde von dem Maler C. Andreä in Dresden, welches den Betsaal auszeichnet, und welches zur Deutung und Vergegenwärtigung des Namens, welchen die fröhliche Zuversicht des Glaubens der Anstalt gegeben (Hephata), die evangelische Geschichte von der Heilung des Taubstummen (Marc. 7, 32—37), darstellt, und das des Künstlers Liebe dem Hause zum Geschenk übersandt hat. Das Bild und die Orgel wird allezeit dazu dienen, unsern armen für darstellende und Ton-Kunst meistens so sehr empfänglichen Kindern ihren Betsaal lieb und heimisch zu machen. Nebst Anderem wurde die Orgel aus den Erträgen einer Verloosung angeschafft, zu welcher unsere Allergnädigste Königin-Wittwe Majestät die schönsten und werthvollsten Gaben huldreichst zu bewilligen geruht hatten.

Das damals noch nicht ganz vollendete, auch noch nicht eingerichtete Gebäude durfte bereits am 16. September v. J. den Durchlauchtigsten Herrenmeister des hohen Ordens zum h. Johannes, Prinzen Karl von Preußen Königliche Hoheit, in seinen Mauern willkommen heißen; bei welcher Gelegenheit die Verwaltung zum ersten Male den langgehegten Wunsch befriedigen konnte, dem Allverehrten Fürsten den ehrerbietigsten und innigsten Dank darzubringen, welcher durch die erste huldreiche Gründungs-Gabe von 2500 Thaler aus der Balley-Kasse nicht nur des ganzen Werkes Grundstein gelegt, sondern auch alle Arbeiter und Freunde desselben zum

fröhlichen Angriff und getroster Fortführung ermuthigt hat.*) Aber wir haben nicht bloß unseren Dank der Liebe und Verehrung aussprechen dürfen, es ist uns selbst der Tag ein Dank und eine Freude geworden nach manchem bangen Sorgen und Schaffen. Nachdem Königl. Hoheit das Haus in allen seinen Theilen, Einrichtungen und Verwendungen der sorgsamsten und eingehendsten Besichtigung zu unterwerfen und auch die äußere Lage trotz des schlechtesten Wetters in Augenschein zu nehmen geruht hatten, danach auch dem Unterrichte der Kinder beiwohnten und ihre Arbeiten Allerhöchstsich hatten zeigen lassen: durften wir das Wort als ein theures Vermächtniß aus Seinem Munde empfangen: »Dieses Werk und diese Arbeit bedarf bei Mir der Empfehlung nicht weiter, sie wird für alle Zeit der Gegenstand Meiner innigsten Theilnahme bleiben.«

Die Verbindung, in welche die Rheinische Genossenschaft des Ordens der Johanniter in Folge der Anregung, welche von jener ursprünglichen Stiftung auf die weitere Arbeit ausgegangen ist, mit der Anstalt Hephata eingegangen, ist von reichem Segen begleitet und gekrönt worden. Nicht allein, daß bisher der Anstalt zu ihrem Gründungs-Fonds aus den Mitteln des Ordens über 13,000 Thlr.**) zugeflossen, daß die Balley-Kasse für jedes Jahr einen Beitrag bewilligt, wofür zwei Pfleglinge den Segen der Anstalt genießen: sondern vor Allen hat diese dadurch die treuesten Mitarbeiter, die edelsten Pfleger und Förderer ihres Berufes gefunden. Daß die Anstalts-Arbeit an einem von dem Orden uns zugeführten Kinde der M. M. aus Marquart bei Potsdam, über welches der nachfolgende Bericht Genaueres mittheilt, vor Allen Gelingen zu ihrer Heilung gefunden, mußte uns zur ganz besonderen Freude gereichen.

Unmittelbar nachdem unsere 23 alten Pfleglinge mit dem ganzen Hauspersonal im Anfange des Novembers vorigen Jahres das neue Gebäude bezogen, hat die Königl. Regierung zu Düsseldorf, welche von Anfang an dem Werke ihr ganzes Wohlwollen zugewandt, eine amtliche Revision der Anstalt angeordnet, welche der Geheime Medizinal- und Regierungs-Rath, Herr Dr. Ebermeier vorgenommen hat; während auch Herr Regierungs- und Schul-Rath Altgelt von dem Gange des Unterrichtes und der Erziehung mehrfach schon Einsicht genommen hatte. Wir dürfen unseren Freunden und allen Eltern, welche uns ihre Kinder anvertraut haben, den Inhalt eines Schreibens nicht vorenthalten, welches die Regierung, auf den Bericht der Visitatoren, der Verwaltung unter dem 10. Dezember v. J. hat zugehen lassen. Dieselbe spricht darin ihre Freude darüber aus, »daß die Anstalt, nachdem sie in das neu errichtete Gebäude verlegt, sowohl durch die vorzügliche, in jeder Beziehung dem Zwecke entsprechende Einrichtung dieses letztern, als durch musterhafte Reinlichkeit, Ordnung und Accuratesse, bei reichlicher und zweckmäßiger Ausrüstung, zu den besten Hoffnungen für die Erreichung des angestrebten Zieles berechtigt;« und drückt schließlich ihr Vertrauen aus, »daß diese Anstalt für die unglücklichsten aller Kranken in immer größerem Maßstabe eine segensvolle Wirksamkeit entfalten werde.«

Nachdem am 31. Mai 1860 der Grundstein zu dem neuen Anstaltsgebäude war gelegt worden, durften wir am 27. November vorigen Jahres das frohe Weihe-Fest feiern, zu welchem Pfleger, Freunde, Wohlthäter des Werkes sich zusammengefunden, und wobei die Präsides der beiden Provinzial-Synoden das weihende Wort redeten. Die fröhlichen Gesichter und die gesungenen Loblieder unserer Kinder, die Dankesthränen in den Augen ihrer anwesenden Eltern, die tiefe, herzliche Theilnahme, die lobende und betende Stimmung aller Festgäste hat uns dieses Tages Erquickungen groß und unvergeßlich gemacht. Wir saßen mit unsern auswärtigen Freunden bis tief in den Abend zusammen und hörten mit Freude und Staunen, wie in allen Landen jetzt der Ruf erklingt: »laßt uns Hand an's Werk legen für die Heilung der Blödsinnigen!«

Unmittelbar nach der Thronbesteigung Unsers Allergnädigsten Königs Majestät haben Allerhöchstdieselben geruht, der Anstalt, neben der Ertheilung der Rechte einer juristischen Person, zu den Kosten ihrer vollständigen Herstellung und Einrichtung ein Gnadengeschenk von Zweitausend Thalern aus Allerhöchstihrem Dispositions-Fonds zu bewilligen. Tausendfältigen Dank Unserm Allgeliebten Königlichen Herrn auf Seinem Thron!

Bereits unter dem 2. Januar 1859 hatte das Hohe Ministerium in Aussicht gestellt, das Unternehmen durch Gründung einiger Freistellen zu unterstützen, sobald die Existenz der Anstalt gesichert und ihre Einrichtung als zweckentsprechend nachgewiesen sein werde. Nachdem nunmehr diese Bedingungen erfüllt sind, dürfen wir auch der thatkräftigen Unterstützung von dieser Seite mit Zuversicht entgegensehen.

Die Königl. Regierung zu Düsseldorf hat mit huldvoller Bereitwilligkeit für das Jahr 1861 einen Beitrag von 150 Thlr. gewährt; und dürfen wir wohl den Wunsch und die Hoffnung hegen, daß sämmtliche Regierungsbezirke der beiden Provinzen, welchen die Anstalt zunächst dient, in gleicher Weise derselben ihre Unterstützungen zuwenden mögen.

Der evangelische Oberkirchenrath hat auf den Antrag der beiden Königlichen Provinzial-Consistorien, welche ihre vollste Liebe und Pflege der Anstalt geschenkt und erhalten haben, so wie auf die einhelligste Unterstützung von Seiten der Provinzial-Synoden eine jährliche Kirchen-Collekte bewilligt, welche in den abgelaufenen 3 Jahren im Ganzen

in Westfalen	1612 Thlr.	16 Sgr.	7 Pf.
» Rheinland	2435 »	13 »	— »
Summa	4047 Thlr.	29 Sgr.	7 Pf.

eingebracht hat: ein Ertrag, der uns die fröhlichste Theilnahme der evangelischen Gemeinden bezeugen muß.

Die von Seiten der hohen Königlichen Oberpräsidien in den Jahren 1859 und 1860 zur Gründung der Anstalt bewilligte Haus-Collekte hatte nach Abzug der Unkosten einen Gesammt-Ertrag von 11,000 Thlrn. Nachdem im weitern Verlauf sich die Nothwendigkeit herausgestellt hatte, die Anstalt über das ursprünglich beabsichtigte Maß hinaus zu erweitern, wurde unter dem 25. August für Rheinland noch einmal eine Haus-Collekte zur Vollendung und innern Einrichtung des Anstalts-Gebäudes für die zweite Hälfte des Jahres 1861 und für 1862 genehmigt. In welchem Maße sich inzwischen unsere Anstalt die Liebe und das Vertrauen des christlichen Volkes erworben hat, ergiebt sich daraus, daß diese Collekte allein im Regierungs-Bezirk Düsseldorf über 5000 Thlr. eingebracht hat. Wenn diese Sammlung im laufenden Jahre in der Rheinprovinz vollendet sein wird, werden wir uns ebenfalls die Erlaubniß zu einer einmaligen Wiederholung der Collekte in Westfalen erbitten. Wir halten es für unsere Pflicht, unsere Freunde auch auf diesem Wege dringend zu bitten, dem Mißbrauch des Collektirens auf den allgemeinen Titel »für die Gladbacher Anstalt«, oder »für das Blödsinnigen-Haus in Gladbach« durch unbefugte Menschen mit allen Kräften entgegenzutreten. Es ist

*) Wir berichtigen mit dieser Angabe über das erste Anlage-Capital, welches bereits bei der allerersten berathenden Zusammenkunft der jetzigen Verwaltungs-Mitglieder am 28. September 1858 zu diesem Zwecke geschenkt war, eine etwas irrige Mittheilung des ersten Jahresbericht in Betreff desselben Capitals.

**) Nach dem Rechnungsberichte 13,728 Thlr. Außerdem ist der Anstalt durch Beschluß des Kapitels des Johanniter-Ordens vom 29. Januar 1862 eine fernerweite Unterstützung von 3000 Thlr. aus der Ordens-Kasse bewilligt worden. D. R.

nicht genug, daß unsern Sammlern auf ihren Wegen fast überall solche Menschen vorausgeeilt sind, in diesen Tagen sind uns sogar Gaben eingesandt, welche für ein Kloster bestimmt waren, aber unter obigem irreführenden Titel eingesammelt worden, und von den Absendern zum Beweise, wie diese selbst geglaubt hatten, daß die Sammlungen mit der in den Amtsblättern bekannt gemachten Collekte für die Anstalt Hephata zusammenfielen, unter unsrer Adresse befördert waren.

Das von dem Verwaltungsrathe unter dem 25. Mai 1861 endgültig festgestellte Statut hat unter dem 15. August cj. a. die Genehmigung der höchsten Provinzial-Behörde erlangt, und ist inzwischen im Druck erschienen und jeder Zeit durch uns zu beziehen. Um manchen an uns ergangenen Anfragen zu begegnen, heben wir aus demselben folgende Punkte hervor:

1) § 2. »Die Anstalt gehört der evangelischen Kirche an und müssen deshalb sämmtliche leitende und dienende Personen an derselben im evangelischen Bekenntnisse stehen. Dagegen sollen Kinder aus andern Confessionen, welche der Anstalt anvertraut werden sollten, um deswillen von der Anstalt nicht ausgeschlossen sein, sofern es die sonstige Besetzung der Stellen in der Anstalt gestattet.«

Es sind bereits in Wirklichkeit mehrere katholische und israelitische Pfleglinge aufgenommen.

2) § 11. »Ueber die Aufnahme und Entlassung eines Pfleglings entscheidet der Ausschuß; auch hat derselbe die jedesmaligen Bedingungen festzustellen. Hierbei ist festzuhalten, daß nach den Verhältnissen und Mitteln der Anstalt eine Anzahl halber und ganzer Freistellen zu gründen ist.«

Da für den letzteren Zweck bisher keine Schenkungen, Vermächtnisse oder Zusicherungen stehender Jahresbeiträge eingegangen sind: so haben wir vorerst von der Gründung eigentlicher Freistellen absehen müssen, uns aber provisorisch mit einer andern Einrichtung zu helfen gesucht. Wer auf dem Gebiet der Arbeit für Blödsinnige sich umgesehen, der weiß, wie hoch sich die laufenden Unkosten in diesem Werk stellen. Die nothwendige Individualisirung in Behandlung und Unterricht der Kinder, das Bedürfniß einer mehr als gewöhnlich kräftigen und ausgesuchten Ernährung, die Utensilien für den Anschauungs-Unterricht, für Turnen und Baden, die erforderliche viele Wäsche ꝛc. macht das begreiflich. Eine ausgedehnte Anstalt im Süden rechnet die Unkosten für jedes Kind auf 122 Thlr. p. a., obgleich dort alle Lebensbedürfnisse ungleich billiger sind. Die neu gegründete Anstalt in Hannover will darum mit dem jährlichen Kostgeld nicht unter 120 Thlr. gehen. Wir haben es gewagt, den niedrigsten Satz vorläufig auf 100 Thlr. zu stellen. Dabei haben wir den allerdings kühnen Versuch gemacht, allen Kindern notorisch armer Eltern, wo also den Armen-Verwaltungen die Pflicht der Verpflegung zufällt, um denselben wo irgend möglich den Segen der Erziehung und Heilpflege zuzuwenden, den Eintritt in die Anstalt gegen einen Pflegesatz von 48 Thlrn. p. a. und ein einmaliges Kleidergeld für die ganze Dauer ihres Aufenthaltes in der Anstalt von 15. Thlrn. zu gewähren. Die gewiß vereinzelte Wahrnehmung, die wir haben machen müssen, daß Armen-Verwaltungen auch dieser Satz zu hoch war, sie die Kinder und mit ihnen die Familien und Gemeinden lieber wollten den schlimmsten Gefahren aussetzen, um später die Unglücklichen ganz nutzlos in Familien oder Irren-Pflege-Anstalten mit viel größeren Summen zu unterhalten, wird sicherlich bald vor der Kraft des öffentlichen Urtheils im Volke verschwinden müssen. Aber werden wir noch lange im Stande sein, den Armen-Verwaltungen solche, sonst auf keinem Gebiete vorkommende Erleichterung gewähren zu können? Die meisten Mitglieder der Verwaltung sind schon jetzt geneigt, diese Frage mit Nein zu beantworten. Da wir eine Ersparung bei armen Kindern im Verhältniß zu solchen, welche den drei- und vierfachen Betrag des ganzen Minimalsatzes zahlen müssen, nie versuchen werden, da wir einem jeden Kinde gewähren, was sein Leiden erfordert: so kann obige Frage nur dann bejaht werden, wenn, wie z. B. in Hannover, größere staatliche oder bürgerliche Corporationen und Private sich entschließen, durch Stiftungen oder feste Beiträge Freistellen zu gründen. Bei aller Sparsamkeit, welche gewiß unsere Jahres-Rechnung Jedem in Bezug auf die laufenden Ausgaben einleuchtend machen wird, müssen wir doch unsern sämmtlichen Pfleglingen Das gewähren, was ein solches krankes Kind aus völlig wohlstehenden Familien beanspruchen, worin es sich allein wohl und heimisch fühlen kann, denn dies Gefühl ist die nothwendige Grundlage einer Erziehung und Einwirkung auf diese Kinder, die allein auf Resultate rechnen kann. Wir haben die Freude, daß gerade Kinder aus den vornehmsten und gebildetsten Familien (hoher Staatsbeamten, Fabrikherren, Gutsbesitzer), selbst wo sie vorher in begreiflicher Schwachheit der Liebe verwöhnt waren, sich in der Anstalt am allerwohlsten fühlen, bei jedem Besuch sich wieder zurücksehnen, und die Eltern der Anstalt die dankbarste Anerkennung dafür zollen, wie einer der Fälle in dem nachfolgenden Bericht unsers Vorstehers das in rührendster Weise an den Tag gelegt hat.

Dieser Bericht wird überhaupt aus dem Innern des Hauses und Werkes erzählen. Nur eins, was unser lieber Hausvater nicht wohl hat berühren können, wollen wir hier mit den Worten einschalten, mit welchen die Weihe-Rede am 27. November es ausgesprochen: »Aus weiter Ferne zum Theil,« so lauteten sie, »hat uns der Herr unsere lieben Arbeiter zugesandt, und hat denselben ohne Ausnahme das nothwendige Maß von dienender Liebe, von erforderlichen Gaben und Kräften Geistes und des Leibes in den 3 Jahren reichlich dargebracht.« Dem Herrn sei Dank!

Was die compendiarische Art unsers Rechnungsberichtes sub Nr. 4 betrifft, so bitten wir unsere lieben Freunde noch einmal um Nachsicht in dieser Beziehung. Bis diese zweite Hauscollekte vollendet sein wird, ist es nicht thunlich, jede einzelne Gabe aufzuführen, es würde sonst ein voluminöses Buch werden. Unsern Freunden in der Ferne von Berlin bis Schwerin und Basel, von Hamburg, Lübeck, Bremen bis Frankfurt, die uns noch stets je und dann mit freiwilligen Liebesgaben erfreut haben, unsern ganz besonders innigen Dank!

Da die innere Einrichtung und Instandsetzung des ganzen Anstaltsgebäudes und seiner Umgebung noch nicht vollendet ist, so kann eine festgeschlossene Berechnung über alles noch Erforderliche noch nicht vorgelegt werden. Nach einer Aufstellung der Bau-Commission vom 11. November 1861 war bis zu jenem Tage mit Ausschluß des Kaufschillings für das acquirirte Grund-Eigenthum für den Bau verausgabt c. 30,000 Thlr., worunter noch c. 9000 Thlr. Vorschüsse verschiedener Mitglieder der Verwaltung sich befanden. Bis zur Vollendung aller Arbeiten und der gesammten innern Einrichtung (Mobiliar) glaubte dieselbe damals noch 12,000 Thlr. zu bedürfen. Da inzwischen für das verkaufte alte Gebäude 3000 Thlr. und etwa 4000 Thlr. von den Sammlungen eingingen, so möchte sich das, was wir gegenwärtig noch bedürfen, auf 14,000 Thlr. stellen. An eine entsprechende Einfriedigung des Hofraumes und Errichtung eines Hinter- und Oekonomie-Gebäudes, sowie an eine Arrondirung unsers Grund-Eigenthums durch Ankauf noch mehrerer Parzellen werden wir denken, sobald der reiche Gott uns weitere 4000 Thlr. aus der Kasse der Liebe zufließen läßt.

Inzwischen werden wir fortfahren, alle Brocken und Krumen fleißig aufzulesen. Wir haben ein Bild zu einem Confirmations-Schein, in Stein gestochen, herausgegeben und allen

Geiſtlichen Rheinlands und Weſtfalens vorgelegt. Wer davon 100 Exemplare bei dem Vorſteher der Anſtalt, Carl Barthold zu M.-Gladbach, beſtellt, der hat der Anſtalt dadurch 15 Sgr. geſchenkt. Liebe Herren Amtsbrüder, denken Sie Oſtern daran!

Die Verwaltung der Anſtalt beſteht gegenwärtig aus dem Commendator der Rheiniſchen Provinzial-Genoſſenſchaft des Johanniter-Ordens, den Präſides der Rheiniſchen und Weſtfäliſchen Provinzial-Synode, dem Superintendenten und ſechs Paſtoren der Kreis-Synode und den 16 erſten Stiftern, zu welchen die Genoſſenſchaft des Ordens noch 3 ihrer Mitglieder hinzugeordnet hat. Der geſchäftsführende Ausſchuß derſelben beſteht nach Wahl ihrer letzten Verſammlung aus folgenden Mitgliedern:

Paſtor Balke zu Rheydt als Präſes,
Paſtor Zilleſſen zu M.-Gladbach als Vicepräſes,
Mart. Goeters zu Rheydt als Kaſſirer,
J. W. Schiffer zu Rheydt,
Wilh. Buſch jr. zu M.-Gladbach,
Wilh. Brinck sen. zu M.-Gladbach,
Wilh. Lambertz zu M.-Gladbach,
C. Barthold, Anſtalts-Vorſteher,
Dr. v. d. Nahmer zu Rheydt als Anſtalts-Arzt.

Zu dieſen hat die Genoſſenſchaft des Ordens aus ihrer Mitte hinzu ernannt den Ordens-Werkmeiſter, Herrn Rechts-Ritter von Buggenhagen bei Dinslaken und den Ordens-Schatzmeiſter, Freiherrn von Rigal-Grundland zu Godesberg.

Herr, laß Deine Augen offen ſtehen über dieſem Hauſe und ſeinem Werke Tag und Nacht! Amen!«

Dem Berichte des Anſtalts-Vorſtehers entnehmen wir folgende Notizen:

»Am Schluſſe des erſten Anſtaltsjahres (1859) befanden ſich 18 Kinder, 12 Knaben und 6 Mädchen, im Hauſe. Von dieſen ſind 2 Knaben geſtorben; ein Knabe, der während ſeines einjährigen Aufenthaltes in der Anſtalt erfreuliche Fortſchritte gemacht hatte, wurde von ſeinen Eltern wieder zurückgenommen, vor mehreren Wochen aber der Anſtalt zum zweiten Male übergeben. Leider iſt während ſeines 1½jährigen Zuhauſeſeins das früher Erreichte faſt gänzlich verloren gegangen. Zwei Mädchen wurden den Ihrigen als bildungsunfähig zurückgegeben.

Im Laufe der zwei Jahre (1860, 1861) traten neu ein 23 Zöglinge, 13 Knaben und 10 Mädchen. Von dieſen wurde ein zerſtörungsſüchtiger Knabe nach ½jährlichen vergeblichen Verſuchen zurückgegeben und ein Mädchen nach nur achttägigem Aufenthalt von ihrer Mutter wieder weggeholt. Der augenblickliche Beſtand der Anſtalt beträgt demnach 34 Zöglinge, 21 Knaben und 13 Mädchen, wovon 23 der Rhein-Provinz, 9 der Provinz Weſtfalen, 1 der Provinz Brandenburg und 1 der Provinz Poſen angehören. Dieſe Zahl wird in den nächſten Wochen um 10 – 12 neu Aufgenommene vermehrt werden.«

III.

Lupold von Wedel's Zug nach Syrien und Jeruſalem 1578.

(Schluß.)

„Von hier ein wenik beſſer fort, ſein wir zu dem haffners- (Töpfers) Acker kummen, welcher umme die 30 ſilberlinge, welche Judas in den Tempel geworfen, erkoft iſt. Von da ſein wir gangen in etzliche Gruten oder Kruften,[1]) da ſullen die Apoſtel zur zeit des Leiden Chriſti inne weil aus furcht vor den Juden, verborgen weſen ſein, den die ſultigen orter, weil ſie an dem Bluthacker gehn, waren den Juden dahin zu gehende verboten, damit ſie ſich nicht beſudelten, ſundern das oſterlamm reine eſſen möchten, derhalben die Junger da nicht geſucht und verjaget wurden. Von dannen gingen wir viele Gruten vorüber, bis ins Dal Siloi[1]), darin viele luſtige Garten, den Salomon hieſilbeſt ſeinen luſtgarten auch ſul gehabt haben, und haben hier geſehn einen großen maulbeerenbaum, mit einer ſeiten mauern umme ringet, an diſſem Ort, ſul der Prophete Eſaias mit einer holzenen ſagen ennzweig geſchnitten ſein, als er vor den Juden floh.“

Darauf ſehen ſie den Maria-Brunnen, in dem Maria das blutige Tuch des Erlöſers (Schweißtuch?) ſoll gewaſchen haben.

„Von dannen ſein wir in den Dal Joſephat, welcher hier angeht, gangen, und kamen erſtlich nebenſt sante Jacobs groten, darin er ſich verborgen zur Zeit des Leidens Chriſti, den er geſagt, er wollte nicht eſſen, er hatte den zuvor geſehn, wie es mit Chriſto ergangen, der diſſem ſein von den Chriſten drei ſchone marmeln ſäulen gemacht.“

Sie ſehen darauf das Grab Zachariä.

„Unter diſſem am Bach Cedron, vorüber der brücken, iſt ein rundes grap, wie ein thurm aufgemauert, daſſulbig ſul Abſalonis grap ſein, es ligen ſile ſteine vor der turen, den wen die Juden vorübergehn, werfen ſie mit ſteinen daran, auß den orſachen, daß er ſeinem Vater ungehorſam geweſen, und denſultigen verfolget. Gegen diſſem Grabe über und nicht weit davon, iſt der Bach Cedron, ſo im ſummer ohne Waſſer iſt, aber im winter fleußt wegen des Waſſers, welches ſich in den Gebirgen ſammlet, und alſo ein fluß daraus wird. Ueber diſſen Bach geht eine brucken, darüber ſie Chriſtum aus dem garten gefenklich führet welchen ſie damaln von der brucken geſtoßen, da man jetzt noch hende und feuſſe egentlich in einen harten ſtein, da er niedergefallen ſieht, nicht anders, als wenn es mit Fleiſſe in Wachs gedrucket, wie ſiene aber wieder herauf geholet, haben ſiene durch die Dreckporten in die Stadt geführet, wie den David geweiſſaget hat, im 110 Pſalm: „de torrente in via loibet[2]) exaltabit caput.“ Von diſſer brucken ſein wir ein wenik nach der rechten hant den berk, da ſich faſt der Oelige-berk anfanget aufgangen, und ſind an den ort, da der garten Gethſemane geweſen, da Chriſtus ein del ſeiner apoſtel gelaſſen, wie er von ihnen beten gink, gekummen, nicht weit vor dem garten. ehr wir hinnein kummen, iſt uns ein ſtein-fels gezeget, darauf ſullen ſie den Herrn in Außführung des gartens niedergeſtoſſen haben, ſteet ein Warzechen in dem ſtein. Von hier ein wenik zur rechten Hand, ſein felſen, daſilbeſt die apoſtel geſchlafen, weil der Herre gebetet hat, und in diſſen felſen ſieht man auch etzliche zeichen. Forder von hier wart uns ein ort gezeget, doch außerhalb des garten, aber hart daran, da ſul Maria geſtanden haben und geſehn, wie Steffanus geſteiniget, welches man alda hat ſehn kunnen. Ein Steinworf von dem ort, da die apoſtel geſchlaffen, iſt eine groten 6 Stige oder ſtaffeln hinab, da hat Chriſtus, der Herr ſein Gebet gethan, und blutigen Schweß geſchwitzet, in der gruten iſt ein ſtein,

[1]) immer noch auf dem Blutacker.

1) Siloah.

2) Lupolds Latein iſt beibehalten.

darauf oder an der ſtelle der engel erſchinen und den Herrn getroſtet, in diſſer gruten iſt oben ein rund loch, welches faſt groß iſt."

In dieſer Gegend ſehen ſie auch Marias Grab.

„Von da ſein wir den berk auf gangen bis zu der ſtadtmaur, an sante Stoffans thor, auf die linke ſeiten der ſultigen gegent iſt die guldene pforte, darein Chriſtus am Palmtag geritten, ſie iſt gelich gegen dem garten, da der Herr gefangen über, diſſes thor iſt ſtetes vermauret und wird nicht aufgemacht, es ſei den, daß ein großer Herre zu Jeruſalem kummet. uns wart bericht, daß auf eine zeit ein großer Herre durch gemalte gulden pfort hat reiten wullen, mit groſſer pracht, wie er aber davor kummen, hat ſich dieſultige zugethan, als er aber von dem pferde geſtanden, hat ſich die pforte aufgeſperret und geofnet, da iſt er hennein gegangen, ob uns ſulchens wohl bericht, kann ich's doch vor gewiſſe nicht ſchreiben. nebenſt diſſem thor ſtecket aus der mauern ein marmeln Columnia, darauf wird Mahomed ſitzen, ſprechen die turken, wen Got am jungeſten Tage gericht halten wirt, haben derhalben zum ehren Mahomeds ampel und gezir darüber gemacht.

Darnach ſein wir gekummen zu dem hauſe Pilate, in welches Jeſus gebunden, gegeiſſelt, gekronet, verſpeiet, und zerſchlagen iſt worden, in diſſem ſitzt der haptmann von Jeruſalem, an diſſem hofe iſt über der gaſſen ein hoger alter ſteneren boge mit 2 fenſtern, hir hat Pilatus Jeſum hingefuhret, den Juden gezuget und geſagt, Ecce homo, „ſieet welch een menſche." Bei diſſem bogen geet man ein gaßlein zur rechten hant hinauf, da iſt das pallatium Herodis geweſen, es iſt noch ein ſchon groſſes haus durt, aus diſſem iſt Chriſtus mit dem weiſſen Kleid wiederum in Pilatus Haus gangen. Aus Pilatus haus den berk hinauf, iſt Chriſtus mit dem Chreutze gangen, darnach zur rechten iſt eine alte Kirche, an welchem ort Maria in omacht gefallen, als ſich Chriſtum ſo jammerlich mit dem Chreutze beladen geſehn, welcher ſogar ungeſtalt gekronet mit einer Dornenkron, daß er keinem minſchen enlich geweſen, diſſes ort wird genannt loxi spasinatis maria[1]), gegen diſſem über iſt ein berklin auf welchem die weiber geſtanden, welche Chriſtum beweinet, zu welchen er geſagt, ir döchter von Jeruſalem, weinet nicht über mir, ſondern über euch und eure Kinder." —

Außer vielen andern Orten, die durch die chriſtliche wie jüdiſche Legende geheiligt, namentlich in dieſer größten Tragödie der Welt als beredte Merkmale aller einzelner Thaten und Leiden des Erlöſers der Nachwelt theuer wurden, erſteigen ſie auch den Oelberg und beſuchen die Stelle der Himmelfahrt.

Bei der Beſichtigung der heiligen Stadt und ihrer Umgegend ſind die Pilger vielfachen Inſulten der Türken ausgeſetzt, Lupold ſelbſt bleibt einmal von ſeiner Geſellſchaft zurück, um etwas aufzunotiren, da ſchlägt ein Türke nach ihm, Lupold aufgebracht, wirft einen Stein nach ſeinem Gegner, dieſer zieht nun den Dolch, und als Lupold wieder einen Stein aufnimmt, erhebt der Muſelmann ein Geſchrei, wahrſcheinlich, um ſich Zeugen zu ſchaffen. Lupold eilt nun ſeiner Geſellſchaft nach, als er aber mit dieſer in die Stadt kommt, vertritt ihm ſein Gegner mit einem Janitſcharen zu Roß den Weg und Wedel iſt genöthigt, ſich durch eine ziemliche Summe (26 modin) loszukaufen, denn nach türkiſchem Geſetze damaliger Zeit ſoll der Chriſt, der die Hand wieder einen Türken erhebt, dieſelbe verlieren, ſchlägt er ihn aber, ſo wird ihm der Kopf abgeſchlagen.

Von dem Orte der Himmelfahrt kommen ſie:

„zur linken ſeiten in einen garten, ſein etzliche ſtenhoffe, da häuſer geſtanden in welchen Chriſtus ſeinen Jüngern daß Vater Unſer gelernet hat. Ein wenik baß unten iſt aber ein zerfallenes Gebäug, da ſullen die apoſtel den geloben gemacht haben." —

Nachdem ſie noch mehrere Tage verwendet, um die verſchiedenen heiligen Orte nochmals zu beſuchen und das Marienfeſt zu begehen, trennt ſich die kleine Pilgrimsgeſellſchaft.

„Gemmingen und Fitzdom ſein aber mit der erſten Fahrt wiederumb nach der Chriſtenheit geſchiffet, ſein erſtlich wie gemelt von Jeruſalem auf Damasko gezogen, von da auf Tripoli wiederumb, alles zu lande, alda ſie gelegenheit angetroffen nach der Chriſtenheit."

Unſer Lupold mit ſeinen Gefährten hingegen bereitete ſich zu ſeinem nächſten Zuge nach dem Sinai, dem rothen Meere und Egypten.[1])

[1]) wir führen wieder Lupold's Schreibweiſe an.

Der Kanzler von Küſtrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortſetzung.)

Der Kanzler rieb ſich die Hände, er genoß ſeines Triumphes. Der Sohn ſah ſeinen Vater nachdenklich an, der hatte, ihm gegenüber wenigſtens, noch niemals ſo offen ſeinen Todhaß gegen den Johanniter-Orden bekannt; aber jene Zeit verſtand ſich noch weit beſſer als die unſrige auf einen gründlichen heißen Haß, und der Sohn, der ſeines Vaters Augen glühen ſah, verſtand den Haß gegen den Johanniter-Orden nicht nur, ſondern er begann ihn beinahe zu theilen. So etwas ſteckt auf ſeltſame Weiſe an. Freilich hätte das offene Eingeſtändniß des Haſſes den Sohn mißtrauiſch machen ſollen gegen die ganze darauf folgende Argumentation, denn die Johanniter hatten den Kanzler keineswegs freiwillig in ihre Gemeinſchaft aufgenommen, ſondern er war ihnen, freilich in feiner Weiſe, aufgedrungen worden, aber Wenzel Neumann war ein junger Mann und fühlte ſchon die ſengende Gluth des Haſſes, die ihn aus ſeines Vaters Worten anwehete, er hörte kaum noch, was dieſer weiter ſagte; er hegte in dem Augenblicke nur noch den Wunſch, zu erfahren, warum ſein Vater die Johanniter ſo grimmig haſſe, weil er meinte, dann könne er dieſen Haß um ſo beſſer theilen. Kühn wagte er eine Frage.

Der Kanzler von Küſtrin betrachtete ſeinen Sohn eine ziemliche Weile mit ſcharf ſpähenden Blicken, der kluge Herr las in der Seele des jungen Menſchen. „Die Neugier ſoll ſeinen Haß noch ſchärfen!" ſprach er für ſich und tiefe Schatten umzogen ſein Antlitz; dann ſagte er ernſt: „Du mußt erſt ſchweigend dienen lernen, mein lieber Sohn, eines Tages, vielleicht bald, wir werden ja ſehen, wirſt Du erfahren, wodurch dieſe barmherzigen Ritterbrüder vom Spital zu Jeruſalem meinen Todhaß auf ſich geladen haben. Jetzt nicht, jetzt ſollſt Du es noch nicht erfahren. Du biſt noch jung, die Jugend ſoll ſich freuen, ſie ſoll lachen, es lacht ſich aber ſchlecht, wenn man ein ſolches Geheimniß auf der Seele mit ſich herum trägt. Genug, mein Sohn, fahre fort in Deinem Bericht, meine Zeit iſt gemeſſen, ich muß zum gnädigſten Herrn!"

Der junge Mann antwortete nicht gleich, er hielt ſein Haupt geſenkt und blickte ſinnend vor ſich nieder, der Kanzler ſchaute etwas befremdet hinüber zu ihm. Der kluge Kanzler wußte nicht, daß er durch kein Wort, ſondern lediglich durch den Ton ſeiner Stimme, das Mißtrauen

1) Dieſen nächſten Zug bringen wir unſrem Verſprechen gemäß in ſpäteren Nummern. D. R.

geweckt in dem Herzen seines Sohnes. Wenzel schaute endlich auf und fragte halb unwillig mit sich selbst, halb trotzig: „Darf ich noch ein Wort zuvor mit Euch sprechen, Vater?“

„Rede, mein Sohn!“ versetzte der Kanzler mild und lehnte sich, die Arme auf der Brust kreuzend, zurück in seinen Sessel.

„Verzeiht, Vater,“ begann der junge Mann, „vielleicht ist's Euch nicht ganz recht, ich muß es aber sagen!“

„Sprich nur, sprich nur, ich bin gewohnt auch nicht angenehme Dinge zu hören,“ lautete die freundliche Antwort.

„Vater,“ fuhr der junge Mann fort, „ich darf, ich kann Euch nicht länger dienen gegen die Balley der Johanniter, wenn Ihr mir nicht zuvor sagt, aus welchem Grunde Ihr einen solchen Haß auf die Johanniter geworfen, denn ich bin ein Freund dieser Ritter, sie sind gastfrei gegen mich gewesen und gegen Einen von ihnen, der jetzt leider todt ist, hege ich Gefühle der tiefsten Dankbarkeit, im Ganzen aber ist ihr Orden doch ein großes Werk. Ich muß selbst entscheiden können, ob ich es mit meiner Ehre vereinbar halte, mit Euch gegen die Balley und die Johanniter zu kämpfen!“

„Du bist noch zu jung, mein Sohn, um mein Geheimniß tragen zu können!“ erwiederte der Kanzler mit kalter Ruhe, aber vollkommen freundlich.

„Ihr denkt also,“ fuhr Wenzel hastig heraus, „daß ich fortfahren werde, Euch zu unterstützen, Vater, in einem Werk, welches mir bedenklich dünkt, mit blindem Gehorsam?“

„Ich denke so, mein Sohn; ich weiß, daß Du es thun wirst!“ antwortete der Kanzler mit vollendeter Ruhe und seinem Sohne gerade in's Gesicht schauend.

„Ja, Ihr wißt es,“ versetzte Wenzel bitter, „Ihr wißt es, weil Ihr wißt, daß ich niemals die Wege meines Bruders Franz wandeln werde, daß ich Euch niemals ungehorsam sein kann; aber, Vater, gestattet mir, um meine Seele zu beruhigen, gestattet mir, daß ich meinen Gehorsam in dieser Angelegenheit an eine Bedingung knüpfe!“

„Der Sohn knüpft den Gehorsam gegen das Gebot seines Vaters an eine Bedingung!“ sagte der Kanzler lächelnd, „fürwahr, das ist die neue Zeit!“

„Nicht der Sohn stellt dem Vater die Bedingung, sondern Wenzel Neumann dem Kanzler von Küstrin!“ rief der junge Mann.

„Der Unterschied ist fein, lieber Wenzel,“ sprach der Kanzler, „aber Du bedarfst Deines distinguo hier gar nicht, ich bin nicht gegen Deine Forderung, ich sah in ihr auch nur den Geist der neuen Zeit, deren Diener und Hammer ich bin, ich muß mich im Gegentheil freuen, die Stimme der neuen Zeit auch aus Dir sprechen zu hören; also sei getrost, mein Sohn, ich, Franz Neumann, als Kanzler und Vater, nehme Deine Bedingung an, sie ist angenommen im Voraus, jetzt nenne sie!“

Der junge Mann stutzte über die Zuversicht, mit welcher sein Vater sprach; etwas kleinlaut erwiderte er: „Ihr erklärtet mich für zu jung, es muß also doch ein Tag kommen, an welchem ich alt genug sein werde, das Geheimniß zu vernehmen, nennt mir den Tag, bestimmt mir den Termin, ich will nicht murren und bis dahin Euer stummer Helfershelfer, oder vielmehr Euer willenloses Werkzeug gegen den Johanniter-Orden sein, das ist meine Bedingung!“

„Gut,“ versetzte der Kanzler nach kurzem Besinnen, „ich will Dir einen Termin setzen, Du sollst das Geheimniß, das Geheimniß des Hasses und der Schande, das sollst Du erfahren an dem Tage, an welchem ich in der Kirche zu Sonnenburg als Herrenmeister der Balley Brandenburg, als Gebietiger des Johanniter-Ordens in Sachsen, Mark, Pommern und Wendland installirt werde.“

Der Sohn sprang hastig empor und warf einen fragenden Blick auf seinen Vater; dieser lächelte.

„Das ist ja aber unmöglich, mein Vater!“ stammelte Wenzel in steigender Verwirrung.

„In der neuen Zeit ist nichts unmöglich für Neumann!“ antwortete der Kanzler stolz.

„Wir sind nicht von Adel!“ warf der Sohn schüchtern ein.

„Desto besser,“ sprach der Kanzler mit hohem Bewußtsein, „ich bin ein Mann der neuen Zeit, ich bin ein „homo novus“ und heiße auch darum sehr passend Neumann — aber“ setzte er leichter hinzu: „trage Du darum keine Sorge, hat mich der Mangel eines adligen Stammbaums ausgeschlossen von dem Orden? Bin ich nicht jetzt eben so gut ein Johanniter-Ritter wie der Marwitz, oder der Burgsdorf, oder der Wedell, oder der Arnim, oder wie sonst Einer aus den alten Adelssippen dieses Landes? Bin ich nicht Commendator von Schievelbein und Landvoigt in der Neumark? Die neue Zeit hat mir die Pforten des Ordens geöffnet, und an ihrer Hand werde ich auch den Stuhl des Herrenmeisters besteigen!“

„Und Ihr wollt Euch wirklich auf den Herrscherplatz setzen in dem Orden, gegen den Ihr Todhaß hegt, Vater?“

Dem armen, jungen Mann schwindelte.

„Sie werden den Todfeind selbst zu ihrem Gebietiger machen!“ bestätigte Franz Neumann mit unheimlichem Lächeln.

„Nein, Ihr täuscht Euch,“ rief Wenzel noch ein Mal, „sie können keinen, der nicht von Adel, zu ihrem Herrenmeister wählen, es ist gegen ihr Gesetz, gegen Brauch, gegen Alles.“

„Sie haben mich zum Ritter an- und aufgenommen,“ lautete die kühle Antwort des Kanzlers von Küstrin, „das war ebenso gegen ihren Brauch und gegen ihr Gesetz, und überhaupt, was gilt ein alter Brauch, was gilt ein altes Gesetz in dieser neuen Zeit? Ist es nicht ebenso und noch mehr gegen Gelübde, Brauch und Regel des Johanniter-Ordens, daß die Ritter verheirathet sind? Sind aber nicht trotzdem die Commendatoren Herr Melchior von Barfuß und Herr Andreas von Schlieben seit Jahren beweibt? Hat nicht der Commendator zu Mirow, Herr Siegismund von der Marwitz, von dem Generalcapitel zu Speier Briefe gebracht, nach denen auch die verheiratheten Commendatoren im Genuß Alles dessen bleiben, was sie vom Orden haben? Glaubst Du, mein Sohn, daß der Johanniter-Meister in Deutschland, der Fürst von Heitersheim, dem Kanzler von Küstrin die Bestätigung der Wahl versagen wird? Es ist eine neue Zeit gekommen, mein Sohn, ich glaube schon, daß sie Etlichen, daß sie Vielen nicht gefällt, aber mir gefällt sie, denn ich bin ein homo novus und Du bist des Neumann's Sohn!“

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Herrn K. v. M. hier. Ihren Wunsch wird unsre nächste Nummer befriedigen. D. R.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 17. **Berlin, den 23. April 1862.** **Nr. 17.**

An Stelle des verstorbenen leitenden Ritters der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Großherzogthum Hessen: Großherzoglich Hessischen Generals der Infanterie und Kriegsministers, Frhrn. v. Schaeffer-Bernstein, ist der Rechtsritter, Großherzoglich Hessische General-Major à la Suite, außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister am Königl. Sächsischen und Königl. Hannöverschen Hofe, Graf und Herr von Schlitz, genannt von Görtz, auf dem am 25. v. M. abgehaltenen Rittertage der Genossenschaft gewählt, und ist diese Wahl von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister genehmigt worden.

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

Der Kanzler war aufgestanden, er hielt seinem Sohne die Hand hin, der legte zögernd die Seine hinein, aber er erwiederte den Druck, denn er hatte noch nie so gewaltig die Bedeutung seines Vaters gefühlt, des Mannes, der sich einen Hammer der Neuzeit nannte.

„Du wirst mir am Abend mehr erzählen von Deiner Fahrt, ich muß jetzt zu meinem gnädigen Herrn!" schloß der Kanzler die Unterredung, legte eine goldene Halskette an, von der ein großer Ehrenpfennig prangend auf seine Brust niederhing, nahm den kurzen schwarzen Mantel um und setzte das Barett auf, um welches ebenfalls eine goldene Kette geschlungen war. In einem Beutel von schwarzem Sammet, der auch das Staatssiegel enthielt, steckte er verschiedene Briefschaften, hing den Beutel mit den goldenen Schnüren an seinen linken Arm und ging, von seinem Sohn begleitet, hinaus.

Zunächst schloß sich ihm draußen im Vorgemach der „Letztschreiber" an, das heißt der Vornehmste der Schreiber, der die Schriftstücke zuletzt bekam und sie dem Kanzler vorlegte. War der Kanzler nach unserer Ausdrucksweise der markgräfliche Minister, so war der Letztschreiber sein vortragender Geheimerath. Der Sammetbeutel mit Goldschnüren war das Minister-Portefeuille unserer Tage.

In der Vorhalle standen jetzt drei Diener, von denen Einer dem Kanzler vorausging, die beiden Andern aber hinter dem Letztschreiber hertraten. Der Letztschreiber hielt sich etwas zurück, aber doch dicht an dem Kanzler, der mit ihm von Geschäften sprach.

„Auf Wiedersehen beim Abendessen, mein Sohn!" sagte Franz Neumann, als er die Treppe hinaufstieg, während sich der junge Mann, der hier zurückblieb, tief verneigte.

Das war Franz Neumann, der Heros der neuen Zeit!

III.

Wenzel Neumann begab sich jetzt, mit raschen Schritten einen langen Gang durcheilend und eine steile Treppe emporsteigend, in das einfache Gemach, welches er in der Wohnung seines Vaters inne hatte; in der Kanzlei, wie man diesen Theil des Küstriner Schlosses damals nannte.

Der junge Mann fühlte das Bedürfniß, allein zu sein, ihn schwindelte fast, er hatte zu viel gehört, was ihm völlig neu war; freilich war er Franz Neumann's Sohn, es lebte in ihm dieselbe Energie, vielleicht auch dieselbe List und Schlauheit, aber Wenzel Neumann war lange nicht in dem Grade ein Kind der neuen Zeit, wie es sein Vater wünschen und vielleicht auch glauben mochte; er war ein noch weicher, schwankender Charakter; es war auch kein rechter Ehrgeiz in dem jungen Manne, oder wenn ein solcher in ihm war, so ging er für jetzt noch andere Bahnen und hatte sich andere Ziele gesteckt.

In dem Gemach da Oben hing ein schön auf Pergament gemaltes Wappen in bunten Farben, an der Wand; das Wappen zeigte einen silbernen Schrägbalken im grünen Feld, der mit drei grünen Läublein hinter einander belegt war. Auch der offene Flug auf denselben war mit dem silbernen Balken und den grünen Läublein darauf bezeichnet. Das war das Neumann'sche Wappen und auf beiden Seiten neben demselben waren schöne ritterliche Waffen zu Schutz und Trutz aufgehängt.

Wenzel warf nur einen Blick auf diesen ritterlichen Wandschmuck, aber sein Auge nahm augenblicklich einen höhern Glanz an, sein Gesicht leuchtete; nein, er war kein Mann der neuen Zeit, dieser Neumann! Wer mit solchen Blicken an Wappen und Waffen hängen konnte, der liebte auch die Zeit, zu der diese Rüststücke gehörten, — ein Solcher aber konnte nur ein widerwillig Werkzeug sein in der Hand dessen, der sich den Hammer der neuen Zeit nannte.

„Mein Vater mag es Fabel und Narrethey nennen, ich weiß es, daß ich zu den märkiſchen Neumännern gehöre, auch wenn ich's nicht erweiſen kann; Paul Neumann war fürſtlicher Hofmeiſter zu Soldin und Johann Neumann Dom-Capitular daſelbſt, das ſind Männer adeligen Standes geweſen; ich begreife meinen Vater wohl, er haßt den Adel, weil er nicht erweiſen kann, daß er von Adel iſt, daran erkenn' ich's erſt recht; wären wir wirklich von geringer Abkunft, ſo wäre auch der Groll und der Haß gegen den Adel nicht in meinem Vater und nicht dieſe Liebe und Verehrung für das Ritterthum in meiner Seele. Mein Oheim und Taufpathe, Wenzel Neumann, des Sachſenherzogs zu Meißen Kanzler, hat einen Adelsbrief vom Kaiſer genommen, mein Vater könnte einen gleichen Brief erhalten, er nimmt ihn nicht, er lacht darüber, vielleicht nur, weil das Gefühl ſeiner adeligen Herkunft in ihm noch ſtärker iſt, wie in ſeinem Bruder, wie in mir; ich würde den kaiſerlichen Adelsbrief nehmen!"

(Fortſetzung folgt.)

Der Oberſt von Münchow.

Von Georg Hiltl.

Der Oberſt von Münchow gehört zu den Perſonen, welche in dem erſten Jugenddrama des großen Königs Friedrichs II. zu Cüſtrin eine ſehr intereſſante Rolle ſpielten. Er war der jüngſte Sohn des Präſidenten von Münchow, im Jahre 1723 zu Cüſtrin geboren, alſo 7 Jahre alt, als Friedrich der Große auf Befehl ſeines Vaters im Schloſſe zu Cüſtrin ſeine Haft als Militair-Arreſtant antrat. Der Präſident von Münchow räumte ein Zimmer dem Kronprinzen ein und erbot ſich zugleich, die Lieferung der Speiſen für ihn zu übernehmen. König Friedrich Wilhelm I. vergütigte auf dies Couvert ſeines Sohnes 7½ Silbergroſchen und hatte außerdem die Art und Weiſe deſſelben für den „Deſerteur" karg genug beſtimmt. Man argwöhnte ſogleich, daß der Präſident von Münchow damit umgehe, dem Kronprinzen Erleichterung ſeiner Haft zu verſchaffen, deshalb wurde Münchow's Anerbieten zurückgewieſen und ein gewiſſer Hofrath Blockmann, ſpäter Bürgermeiſter zu Breslau, mit der Speiſe-Lieferung betraut. Jedesmal wurden die Speiſen, bevor ſie zum Kronprinzen getragen werden konnten, durch den General Lepel, Gouverneur von Cüſtrin, viſitirt, Münchow konnte daher beim beſten Willen dem Kronprinzen keine Hülfe oder Verbeſſerung ſeiner kärglichen Mahlzeit zukommen laſſen. Indeſſen fand die Frau Präſidentin von Münchow einen Weg, auf welchem dem Gefangenen Mancherlei zugeſteckt wurde.

Der ſiebenjährige Sohn des Präſidenten ward mit einem langen, mit ſehr tiefen Taſchen verſehenen Rocke bekleidet in das Zimmer Friedrichs geſendet. Dieſe Taſchen verbargen nun Obſt, Delicateſſen, Briefe, kleinere Druckſchriften und dergl. Der kommandirende Offizier, Namens von Graurock, liebte den Wein und befand ſich faſt immer in unzurechnungsfähigem Stande; da außerdem der kleine Münchow recht nett franzöſiſch plapperte und der Präſident ſeinen Wein zum Verbrauche für die Wache nicht ſparte, ſo ward der Knabe zum Amüſement des Kronprinzen alle drei Stunden hineingelaſſen. Oft ſchloß man ihn ſogar längere Zeit mit dem Gefangenen ein. Außerdem ward der Leibſtuhl des Kronprinzen mit geheimen Fächern verſehen, welche Bücher, Zeitungen, Feder, Dinte und Papier, ſo wie auch Wachslichter verbargen. — Der Keller des Präſidenten von Münchow war mit dem Ende des ſechswöchentlichen ſtrengen Arreſtes freilich von ſämmtlichen Weinen entblößt.

Verſchiedene, in die allgemeine Geſchichte Friedrichs des Großen übergegangene Anekdoten und Behauptungen widerlegt der Oberſt von Münchow. Beſonders eifert er gegen die Angabe, man habe im Auftrage des Königs den Kronprinzen gezwungen, von dem Fenſter des Gefängniſſes aus der Hinrichtung Katte's beizuwohnen. Friedrich iſt, nach von Münchow's Angabe, nicht aus dem Zimmer gekommen, welches deſſen Vater eingeräumt hatte. Von dieſem Zimmer aus konnte aber der Richtplatz nicht erblickt werden, indem eine Mauer, welche zwiſchen dem Schloſſe und dem Wallgraben hinlief, jede Ausſicht verhinderte. Als Katte zum Richtplatze geführt wurde, befand ſich der Kronprinz in ſeinem Zimmer in Geſellſchaft des Präſidenten von Münchow und des Gouverneurs, Herrn von Lepel. Auch das Hinausrufen aus dem Fenſter führte der Kronprinz gegen den Willen ſeiner Begleiter aus. Er rief die bekannten Worte: „Pardonnez moi, mon cher Katte," worauf Katte von unten her erwiederte: „La mort est douce pour un si aimable Prince." Der Kronprinz ſtürzte mit thränenden Augen vom Fenſter weg und in einen Lehnſeſſel, woſelbſt ihn eine Art Ohnmacht anwandelte; der Präſident von Münchow holte eiligſt Schlagwaſſer herbei, und während er ihm davon eingab, lag ſchon Katte's Haupt vom Körper getrennt auf dem Sandhaufen, der von der Ecke des Schloſſes reſp. dem Arreſtzimmer des Kronprinzen, 30 bis 50 Schritte entfernt und durch eine hohe Mauer geſchieden war. Der Gouverneur verließ den Prinzen nach Katte's Vorüberführung, aber der Präſident von Münchow blieb bei ihm bis gegen Morgen, und die Präſidentin hielt die ganze Nacht einen Arzt und einen Feldſcheer im Hauſe. Die nutzloſe Grauſamkeit, deren man den König Friedrich Wilhelm I. zeihen will, iſt alſo wohl ein Märchen, wie ſie leider ſo vielfach zur Ausſchmückung hiſtoriſcher Momente erfunden werden. Wäre, ſagt Münchow, der Befehl gegeben worden, den Prinzen Zeuge der Hinrichtung ſein zu laſſen, ſo hätte Herr von Lepel, der ſehr pünktlich im Dienſte war, dieſen Befehl gewiß vollzogen. Die Ausführung wäre auch leicht geweſen, denn aus dem Arreſtlokale ging eine Thür und eine Treppe nach einem zur Defenſion des Schloſſes erbauten, hochgelegenen Ort, genannt: der Weißkopf. Dort war unter Markgraf Johann der Richtplatz geweſen. Man durfte alſo Katte nur hier hinrichten laſſen und den Prinzen in das anſtoßende Zimmer führen. Gleichwohl findet man in vielen Geſchichtswerken von Ruf die Scene ſo beſchrieben, daß der Prinz als Zeuge der Hinrichtung ſeines Freundes, ſeine Ohnmacht als Folge des fürchterlichen Anblicks erſcheint. Von dem „Weißkopf" aus, dem einzigen Punkte, der eine Anſchauung gewährte, ſah der junge von Münchow das Haupt des unglücklichen Katte fallen und den hochaufſpritzenden Blutſtrahl; der Delinquent kniete auf einem Sandhaufen, der den

Kindern oft zum Spielplatze diente. Der Eindruck war ein so fürchterlicher, daß dem Greise von Münchow noch stets die blutige Scene lebhaft vor Augen stand. Der enge Arrest des Prinzen dauerte nur sechs Wochen, dann bezog er ein Quartier in der Stadt und wohnte als Auscultator den Sessionen der Kriegs- und Domainenkammer bei. In solcher Eigenschaft bereiste er mit dem Präsidenten von Münchow die königlichen Aemter. Nach Aussage des jungen Münchow befanden sich verschiedene Vota von des Kronprinzen Hand, so wie ein von ihm gefertigter Anschlag des Amtes Himmelstädt bei der Kammer, sie sind aber leider bei dem Bombardement Cüstrins verbrannt. Bedauernswerther noch ist der Verlust einer, vom Könige als Kronprinz in seiner Haft angefertigten, Lebensbeschreibung. Er hatte dieselbe während seines strengen Arrestes, da ihm Feder und Dinte versagt waren, mit Bleistift geschrieben und sie bei seinem Abgange von Cüstrin dem Präsidenten von Münchow geschenkt. Diese schöne Reliquie kam in die Hände des Schwagers unsers Obersten, eines Herrn von Birkholz, der die bereits unleserliche Bleischrift mit Dinte überzog und das Manuscript versiegelt als ein Heiligthum seiner Bibliothek einverleibte, mit der es leider beim Bombardement Cüstrins verbrannte. Ferner erzählt von Münchow noch von zweien Büchern, deren eines sein Bruder, der Etats-Minister in Schlesien und ebenfalls ein Liebling des Königs war, besessen. Er hatte es vom Könige geschenkt erhalten und unser Münchow ihn oft in jenem geheimnißvollen Buche lesen sehen. Nach dem Tode dieses Bruders suchte Münchow vergeblich das Buch, dessen Einband rother Saffian gewesen. Er erfuhr, daß sein Bruder sechs Tage vor seinem Ableben das Buch dem Könige durch seinen Kammerdiener versiegelt zurückgesendet hatte. Ein gleiches Buch legte der General Fouquet vor Beginn des siebenjährigen Krieges in des Königs Hände nieder. Münchow glaubt, daß beide Bücher wohl die obenerwähnte, wahrscheinlich mit sehr delicaten Beziehungen versehene Lebensgeschichte des Königs enthalten haben möchten. — Münchow widerlegt ferner die Behauptung, daß sich das Haus Habsburg mit Erfolg bei dem Könige für die Begnadigung des Kronprinzen verwendet habe. Der alte Fürst von Dessau, die Marschälle Bork und Natzmer seien die Retter seines Lebens gewesen. Letztere waren mit den Münchow's verwandt. Bei dieser Gelegenheit macht Münchow die jedenfalls merkwürdige Aussage: daß der österreichische Gesandte, Baron von Seckendorf, am königlichen Hofe ohne Zutrauen und in Mißkredit gewesen sei: „Wegen der durch ihn rückgängig gemachten Vermählung mit der Maria Theresia und dem Kronprinzen" (sic). Nach Aussage Münchow's schilderte später Friedrich der Große den Baron Seckendorf als einen bis zur Niederträchtigkeit interessirten und geizigen Menschen. Ueber den Aufenthalt in Küstrin theilt Münchow noch einige Anekdoten mit. So scheint, nach ihm, der Kronprinz die älteste Tochter des Kammer-Directors Hille, ein sehr schönes Mädchen, besonders gern gesehen zu haben. Der Präsident von Münchow veranstaltete während des Auscultator-Standes des Kronprinzen verschiedene Bälle, auf denen Fräulein Hille nie „fehlen durfte." Sie heirathete später einen Kriegsrath Hampf, der nach des Kronprinzen Regierungs-Antritt als Geheimer Finanzrath nach Berlin berufen wurde. — Auf eine Anfrage des Präsidenten von Münchow, wie sich der Kronprinz dereinst seinen jetzigen Feinden gegenüber zu verhalten gedenke (unter denen der Feldmarschall von Grumbkow obenan stand), erwiderte Friedrich: „Ich werde feurige Kohlen auf Ihr Haupt sammeln." Münchow erinnert sich auch des Eides, den der Kronprinz ablegen mußte. „Ich hörte", sagt er, „wie sich Grumbkow sehr harter Ausdrücke bediente. Da ich, ein von dem Prinzen und meiner Mutter wohl instruirtes Kind, durch die Stube lief, und mich der Prinz immer sehr karessirte, wenn ich mit gefüllten Taschen dem Capitain zwischen den Füßen hindurchlief, so oft die Thür aufgeschlossen ward, ich den Prinzen also sehr liebte, werde ich wohl den harten Ausdruck ihm warm referirt haben. Ich weiß ihn noch heute: „Der junge Herr wird nicht eher ruhen, als bis Meister Hämmerling (der Scharfrichter) über ihn kommen wird. —" Münchow meint, er werde es wohl dem Prinzen wiedererzählt haben, aber derselbe habe, als er König geworden, nie von seiner Gefangenschaft zu Küstrin und von dem Ritte nach Oppeln ein Wort gesprochen. — War Friedrich's große Seele schon unfähig, seinen Feinden die ihm zugefügten kleinlichen Beleidigungen nachzutragen (und einem solchen Geistesriesen gegenüber erscheint in der That jede ihm zugefügte Beleidigung kleinlich), so bewahrte er ebenso seinen Freunden eine dankbare Erinnerung. Unter diesen mußten die Münchow's obenan stehen.

von Münchow bezog im 16. Jahre die Universität, „weil man damals dafür hielt, daß ein junger Mensch, der den Curtium exponiren könne, für die Universität reif sei." Allein kaum war er 6 Monate in Frankfurt, als der Kronprinz ihn zu sich verlangte. Sein Vater antwortete, er habe den Sohn zum Studiren bestimmt. Der Kronprinz wollte nun, der junge Münchow sollte unter seinen Augen studiren. Der Vater scheint gar keine Lust gehabt zu haben, sein Kind fortzugeben, denn er erwiderte: „Da sein Sohn die reformirte Religion annehmen solle und in derselben Niemand unter 18 Jahren zum Abendmahl gelassen werde, so möge der Prinz den jungen Menschen bis dahin bei seinem Vater lassen."

Friedrich antwortete hierauf: „Ich werde für Seele und Körper Ihres Sohnes sorgen." Dessenungeachtet schickte der ältere von Münchow seinen Sohn doch nicht. Nach einigen Monaten aber schrieb der Kronprinz: „Wenn was aus Ihrem Sohne werden soll, schicken Sie mir ihn bald." Nun konnte man ihn nicht länger zurückhalten, und der junge Münchow ward dem Kronprinzen übergeben. „Se. Königliche Hoheit," erzählt er, „lasen mir selbst ein Collegium über die Metaphysik. Jordan mußte mich in der Logik unterrichten. Der alte Hofprediger Sack hatte das jus naturae zu dociren und in der Religion Unterricht zu geben." „Dies," sagt Münchow, „war recht schön, nur zu bedauern, daß der Prediger Ancillon mich die Geschichte lehren sollte und weniger davon wußte als ich. Dies war 1739 und dauerte bis zum Antritt der Regierung 1740 den 31. Mai. Nun ward ich Leibpage; die Stunden in der Metaphysik wurden häufig ausgesetzt,

alle übrigen fielen ganz weg. Der Krieg ging an. Ich wohnte der Schlacht bei Molwitz und dem Ritte nach Oppeln bei. Ich blieb 4 Jahre Page; sahe und hörte Alles, und mehr als alle meine Kameraden, die nicht französisch verstanden." Schließlich sagt Münchow: „Ich hätte Stoff zu einem Folianten von Anekdoten sammeln können, wenn nicht Jugend mich verhindert hätte, einzusehen, daß ich den größten Mann, der je gelebt, zum Lehrer und zwar 7 Jahre, vom Morgen bis zum Abend, ja selbst oft in der Nacht vor Augen und Ohren hatte." Es ist in der That sehr zu bedauern, daß von Münchow nicht mehr Notizen über den großen König hinterlassen hat, bei seiner Wahrheitsliebe würden gewiß sehr schätzbare Aufschlüsse der Nachwelt vermacht worden sein. Vielleicht aber hat ihn auch seine, übrigens nur löbliche Discretion daran verhindert, Weiteres bekannt zu machen. So geht er z. B. über gewisse Punkte in dem Privatleben Friedrich's flüchtig hinweg oder deutet doch nur sehr zart an, wie es sich damit verhalten habe. Namentlich geschieht dies bei Gelegenheit einer Zurechtweisung, die er dem Dr. Zimmermann für ungereimte Behauptungen ertheilt. Münchow war von 1739 bis 1743 vom Morgen bis zum Abend um und bei Friedrich dem Großen, er hat von 1743 bis 1746 fast jeden Nachmittag das Zimmer oder Zelt des Königs betreten.

Als Page bediente er denselben häufig bei Tische. Er erzählt, wie der König die Pagen, von denen er irgend etwas Nachtheiliges vernommen hatte, zu bestrafen pflegte; er wußte es so einzurichten, daß der Angeklagte nicht nur sogleich seine Ungnade merkte, sondern auch durch die Strafe, welche in der Entziehung der Dienstleistungen bestand, zur Verzweiflung getrieben wurde. Stand nämlich der Angeklagte an der rechten Seite des Königs, so zog dieser, wenn er seinen Teller weggeben wollte, solchen zurück und gab ihn dem linker Hand stehenden Pagen. Wollte der König Wein oder sonst Etwas haben, was er immer leise in's Ohr sagte, und es stand ein Page, der sich vergangen hatte, hinter seinem Stuhle, so wendete er sich halb herum und sagte es einem Andern. Die Beschämung für den Bestraften war ungeheuer, denn nicht nur sämmtliche Gäste, sondern auch die Lakaien und Läufer sahen es mit an. Dem jungen von Münchow begegnete es in 4 Jahren zwei Mal. Ein Mal aus ganz sonderlicher Grille des Königs, der es nämlich nicht gern sah, wenn die Leute seiner Umgebung französisch verstanden, ohne daß er um diese Kenntniß wußte. Er überraschte den jungen Münchow eines Tags, als dieser im Vorzimmer den Plutarch von Dacier las; die Folge davon war die Dispensirung des Pagen vom Abendtafel-Dienste. Das vielfach verbreitete Gerücht, der König habe während des siebenjährigen Krieges Gift bei sich getragen, bestätigt Münchow zwar nicht, aber während des ersten schlesischen Krieges (1741) war er mit Gift versehen, was auch sein Kammerdiener Fredersdorf wußte, der es Münchow mittheilte, als dieser erzählte, der König sei so weit vor die Armee geritten, daß er um ein Haar gefangen worden wäre.

Schließlich sei hier noch der Widerlegung einer allgemein bekannten Anekdote gedacht. Es ist dies die Entdeckung der projectirten Vergiftung im Kaffee, welche Friedrich durch das scharfe Ansehen des mit der Tasse zu ihm tretenden Kammerhusaren bewirkt haben soll. Münchow hält die Entdeckung für die natürliche Folge der Vorsicht des Königs. Dieser wählte stets einen besonderen Kammerlakaien aus, ihm den Kaffee zu kochen. Brachte nun der Erwählte das Getränk, so hatte der König die Angewohnheit, ihm einen Löffel voll davon in den Mund zu stecken. Wollte der Ueberbringer den Mund nicht gleich öffnen, so goß der König ihm den Kaffee auf die Busenkrause oder Manschetten des Hemdes. „Dies geschahe nicht immer, sagt von Münchow, oder alle Tage, auch nicht immer dem Kaffeesieder, sondern oft einem andern, bald Page, bald Kammerdiener, bald Lakaien. Mir selbst ist es geschehen, am ofteſten aber dem Kaffeekocher." Münchow meint, sie hätten es alle für Spielerei gehalten, wozu der König, wenn er guter Laune war, sehr geneigt sich zeigte, wahrscheinlich aber habe er hier mit dem Scherze eine sehr ernsthafte Absicht verbunden, und so sei es denn sehr glaublich, daß, als er jenem Kammerhusaren den Löffel habe einflößen wollen, der Verbrecher sich gesträubt und durch seine Angst den Verdacht des Königs erweckt habe. —

Die Notizen über König Friedrich den Einzigen veröffentlichte Münchow in einem Schreiben an Nicolai, der bekanntlich einige Hefte Anekdoten über den König herausgegeben hatte. Alexander Christoph v. Münchow ward geboren am 19. October 1726 zu Cüstrin, erhielt als Major von der Infanterie am 14. September 1762 von dem Herrenmeister Prinzen August Ferdinand in Sonnenburg den Ritterschlag, ward 1797 Commendator zu Burschen und starb als Oberst a. D. zu Drossen am 31. October 1806.

Miscellen.

Das von der Pommerschen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens in Züllchow bei Stettin gegründete Kranken- und Siechenhaus mit 50 Betten, wird am 2. Mai c. Nachmittags eingeweiht und eröffnet werden.

Aus einem im »Moniteur« veröffentlichten Berichte über den französischen Staatsrath und die von demselben in der Zeit von 1852 bis zu Ende 1860 erledigten Geschäfte, entnehmen wir die interessante Notiz, daß in Frankreich während dieser Zeit an Geschenken und Vermächtnissen:

1)	den Wohlthätigkeits-Anstalten,		
	Spitälern	24,630,834	Franken,
2)	„ Bisthümern	2,125,028	„
3)	„ Kirchen	18,580,941	„
4)	„ religiösen Congregationen	9,119,455	„
	Summa	54,456,258	Franken,

(14,521,668 Thlr. 24 Sgr.) zugeflossen sind.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Beck) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 30. April 1862. **Nr. 18.**

1. Adolph Leberecht Freiherr von Wackerbarth-Vomsdorff, Rittergutsbesitzer auf Linderode bei Sorau. Ehrenritter seit 1838. † zu Linderode 12. April 1862.
2. Rudolph Wilhelm Ferdinand von Brandenstein, Major im Regiment der Gardes du Corps. Ehrenritter seit 1861. † zu Potsdam 14. April 1862.
3. Julius von Westernhagen, Oberst und Abtheilungs-Kommandeur in der Westphälischen Artillerie-Brigade Nr. 7. Ehrenritter seit 1857. † zu Wesel 17. April 1862.

Das Johanniter Kranken- und Siechenhaus zu Sonnenburg

hat im verflossenen Jahre, — dem dritten seit seiner Eröffnung, — 123 Kranke und Sieche aufgenommen, und beträgt die Zahl der denselben gewährten Verpflegungstage 14,927, — gegen 118 Kranke und Sieche mit 14,169 Verpflegungstagen pro 1860 und 65 Kranke und Sieche mit 6690 Verpflegungstagen pro 1859. Die Durchschnittszahl in dem mit 50 Betten versehenen Hause beträgt demnach pro Tag c. 40⅔ Kranke und Sieche.

Von diesen 123 Kranken und Siechen sind: 1) geheilt entlassen 64; 2) gebessert entlassen 9; 3) ungeheilt entlassen 6; 4) gestorben 9; zusammen 88 Kranke und Sieche; ultimo 1861 in der Anstalt verblieben: 35 Kranke und Sieche.

Von den 123 Kranken und Siechen gehörten an: 1) dem Sternberger Kreise und zwar: a. der Stadt Sonnenburg 33; b. dem Kreise selbst 40; also zusammen 73 Personen; 2) dem Lebuser Kreise 17; 3) der Stadt Frankfurt a. O. 1; 4) dem Königsberger Kreise 6; 5) der Stadt Cüstrin 2; 6) dem Landsberger Kreise 7; 7) dem Soldiner Kreise 1; 8) dem Arenswalder Kreise 1; 9) dem Gubener Kreise 1; 10) dem Sorauer Kreise 1; 11) dem Lübbener Kreise 1; 12) dem Oberbarnimer Kreise 3; 13) dem Ruppiner Kreise 1; 14) der Uckermark 1; 15) der Stadt Berlin 2; 16) der Stadt Potsdam 1; 17) der Provinz Schlesien 3; 18) der Provinz Sachsen 1; Summa wie oben 123 Personen.

Nach Abrechnung der extraordinairen einmaligen, 174 Thlr. 11 Sgr. 8 Pf. betragenden, Ausgaben sind für die Anstalt verwendet worden 3528 Thlr. 26 Sgr. 4 Pf., es hat demnach der Kranken-Verpflegungstag gekostet . . . . . 7 Sgr. 1⅓ Pf.
Im Jahre 1860 kostete derselbe . . 7 " 4⅓ "
Es ist daher 1861 gegen 1860 eine Ermäßigung von täglich . . . . . — Sgr. 3⅓ Pf. eingetreten.

Die Gesammtausgaben von zusammen 3703 Thlr. 8 Sgr. sind durch folgende Einnahmen theilweise gedeckt worden:

1) eingezahlte Kurkosten . . .	1398 Thlr.	29 Sgr.	6 Pf.
2) Einnahmen aus der Anstaltswirthschaft	38 "	14 "	9 "
3) Ertrag des Gartens . . .	143 "	22 "	6 "
4) aus der Hausbüchse . . .	6 "	25 "	3 "
5) Geschenk der Stände des Sternberger Kreises pro 1860 und 1861	150 "	— "	— "
	1738 Thlr.	2 Sgr.	— Pf.

während die sonach verbleibenden 1965 " 6 " — " aus der Ordens-Kasse zugeschossen worden sind.

Großer Leute Kinder gerathen selten wohl.

So lautet ein Sprüchwort, d. h. eine langjährig im Volksmund cursirende Anschauung. Sie steht im engsten Zusammenhange mit dem Ausspruch: „Wem viel gegeben ist, von Dem wird auch viel gefordert."

Den Naturgesetzen zufolge kann ein guter Baum nur gute Frucht tragen. Steht der Baum aber an hoher Stelle, so nimmt die Frucht beim Herabfallen Schaden. Man breche sie also bei Zeiten und thue sie zu den andern, damit sie nicht verloren gehe.

Das überschriftliche Dictum involvirt den Glauben, die Kinder großer (reicher) Herren wachsen auf in Verzärtelung, Schmeichelei, Hoffart, Genußsucht, Unselbstständigkeit, Müßiggang ꝛc.

Die erste und dauernde Sorge, die wichtigste aller Pflichten somit, welche die Eltern den von der gnadenreichen Vorsehung ihnen anvertrauten Pfändern zuwenden, gilt dem körperlichen Gedeihen. Dieses ist von weitreichendster Bedeutung. Die intellectuellen Eigenschaften sind abhängig vom Mechanismus unserer Organisation.

„Gesundheit ist besser denn alle Schätze der Welt," schreibt Friedrich der Große im Jahre 1751 an seinen genesenden Kämmerer Fredersdorf.

Die geistige Pflege beginnt, sowie des Kindes Begriffsvermögen erwacht.

Ce qu'on apprend au berceau
Dure jusqu'au tombeau.

Der erste Schliff erfolgt im Elternhaus, der zweite in der Schule, den dritten giebt das öffentliche Leben. Was zuerst übersehen oder verfehlt, ist schwer auszugleichen oder nachzuholen. Die ersten Eindrücke sind die bleibendsten; wehrt man die bösen ab und läßt das gute Beispiel wirken, so ist ein großer Schritt gewonnen.

Sachez prouver au monde
Qu'une vertu féconde
En produit des nouveaux.

Dies sagt der große König, der Erzieher einer ganzen Nation, in seiner Ode: Aux Prussiens.

Die Lüge ist der Erbfeind des gesammten Menschengeschlechts. Die zweite Unwahrheit folgt der ersten; schnell und lawinenartig wächst das Ungethüm. Man hat ein sprüchwörtliches Erziehungs-Recept:

„Auf eine Lüge
Gehört eine Fliege"

(d. h. Maulschelle) Spr. Sal. 29, V. 17. — Alle unsere Handlungen stehen mit Eigenliebe und Eitelkeit in principiellem Zusammenhang. Diese sind die Triebfedern der Leidenschaften. Es ist den Eltern leicht, wahrzunehmen, nach welcher Seite hin die Neigung zu solchen sich entwickelt, um im Entstehen Unedles zu behemmen, Edles zu fördern.

Kinder haben immer Wünsche. Reiche Leute versagen ihren Kindern zu wenig, meint unser Sprüchwort. — „Wünscher und Woller sind schlechte Haushalter." Also: Maaßhalten im Gewähren und Begehren. Die Folgen des gestörten Gleichgewichts bleiben nicht aus. C'est désespérer, d'espérer toujours. Unaufhörliches Hoffen ist ein armselig Geschäft. Wer zufrieden ist mit Wenig, besitzt Alles. (Vivitur parvo bene etc. — Horatius Oden: Bd. 2, Ode 16 V. 13 u. 14, desgleichen Bd. 3, Ode 16 V. 17 u. ff., sowie dessen Epoden, Ode 2: Beatus ille etc.). Il faut chercher le bonheur dans soi-même, et non pas dans les choses externes, qui ne dépendent pas de nous. (Der König an seinen Bruder Heinrich, 1781). In trüben Stunden trachte man, heitere zu erringen, und denke des Sturmes (rüste sich), wenn Ruhe uns erfreut. Wer im auf- und niedersteigenden Begehren, Besitzen, Verlieren, Entsagen fest und tugendhaft — männlich — besteht, den preist man als Charakter. Die Größe des Charakters ist nicht abhängig von dem Maaß geistiger Begabung, sie ist Herzenssache; alle edlen Gefühle entspringen dem Herzen. Folglich beschäftigt sich auch schon die allererste Erziehung wesentlich damit, den Charakter zu bilden.

L'homme est né pour l'ouvrage; l'oisiveté le rend non seulement malheureux, mais souvent criminel, schreibt der Philosoph von Sanssouci an d'Alembert (im October 1774). Je früher die Kinder an stete Beschäftigung gewöhnt werden, desto nachhaltiger wird ihr künftiges Glück begründet.

Die einem Jeden auferlegte Pflicht zu arbeiten sei mit Freudigkeit verrichtet. Der Schweizer Haller äußerte, kein Sclavenhandwerk sei so schwer, als Müssiggehen. „Ich arbeite, um zu leben," heißt es in einem Briefe des Königs Friedrich an Jordan (September 1742); „denn Nichts gleicht dem Tode mehr, als Müssiggang". Cicero sagt: „Die Wissenschaften dienen der Jugend zum Vergnügen, dem Alter zum Trost; sie machen immer und überall das Glück unseres Lebens aus." Kronprinz Friedrich schrieb 1738 dem (ihm in Bestrebungen für Menschenwohl gleichgesinnten) Grafen Albert Wolfgang Lippe:

„Wissenschaften und Künste zu betreiben setzt in keiner Weise eine Person von hoher Geburt herab. — Man sagt, daß die Spanier ihren Adelstitel durch Nichtsthun bekunden; je erlauchter Jemand in jenem Climat, desto weniger beschäftigt ist er. Ich wollte zum Wohl meiner Nation, daß das Gegentheil bei uns Statt finde und daß man nur für adlig erachtet würde in dem Maaß, als man verdient es zu sein."

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

Eine tiefe Röthe überzog das hübsche Gesicht des jungen Mannes; es war eine Verlegenheit in ihm, die er mit fast mädchenhafter Geschämigkeit vor sich selbst zu verbergen trachtete. Er trat an das Fenster, blickte durch die kleinen Scheiben hinaus über den mächtig angeschwollenen Oderstrom und verfolgte mit den Augen den Weg da drüben, auf welchem er wenige Stunden zuvor von Frankfurt hergekommen.

„Dieser Ritt lastet mir auf der Seele," sprach er plötzlich ganz laut, „ich bin der Träger des Unrechts gewesen. Die Landvogtei ist ein schlechter Ersatz für den Orden; er hat nachgeben müssen, und ich, der ich diesen Orden liebe und verehre, der ich des seligen Ritters von Burgsdorf Schüler war, ich habe mich zu den Drängern der Balley gesellt! Markgraf Hans will ein großer Fürst sein, seine Mittel reichen dazu nicht aus, in Brandenburg kann nur Einer ein großer Fürst sein, der ist der Churfürst, und es ist Thorheit und Verderb, daß Markgraf Hans in gleicher Höhe mit ihm reiten will. Das hat mir der selige Herr von Burgsdorf oft genug gesagt, und der Ritter war weise, er hatte Recht. Markgraf Hans aber hat's angefangen, und wie er's begonnen, so will er's auch weiter treiben, und mein Vater muß die Mittel schaffen, welche sein armes Fürstenthum nicht bietet. Freilich findet er Mittel, wenn auch immer nur geringe auf ein Mal, in den Gütern der Balley, die ihm nachgeben muß, weil sie ihm nicht Widerstand leisten kann, weil sie ihn zum Vormund genommen hat in ihrer Rathlosigkeit, denn sie ist selbst abgewichen von ihren Stiftungs-Zwecken. Das gab auch der selige Ritter von Burgsdorf zu, aber man zerstört nicht eine so herrliche Stiftung, wenn sie abweicht vom Ziel, sondern man führt sie zurück, man

beſſert ſie, man reformirt ſie. Ich habe jedes Wort gemerkt, was der von Burgsdorf darüber geſprochen. Markgraf Hans hegt auch keine Abneigung gegen die Balley, ſie iſt ja ſo lange der Stolz der Hohenzollern geweſen, und er iſt ein Hohenzoller. Sein Geſchlecht hat dieſe Balley immer geliebt, ſchon lange bevor es ein Herrſchergeſchlecht in den Marken wurde. Hat nicht der hochberühmte Kriegsheld Graf Friedrich von Zollern, damals Comthur des Ordens zu Villingen, den großen Freibrief der Balley von Sanct Barnabastag 1382, den ſogenannten Heimbach'ſchen Vergleich, hauptſächlich bewirkt? Hat nicht Churfürſt Friedrich der Balley ihren Hauptſitz in Sonnenburg verliehen und dadurch Einheit in die Thätigkeit gebracht? Haben nicht alle ſeine Nachfolger in Chur und Markgrafthum die Johanniter begünſtigt, weil ſie eine ſtets gerüſtete Miliz zur Hut der Oſtgrenzen waren, eine Miliz der Marken für die Markgrafen gegen die Polen? Wahrlich! Markgraf Hans dächte nicht daran, die Balley fort und fort zu ſchädigen an ihrem Beſitz und ſie wehrlos zu machen, wenn er nicht unabläſſig dazu getrieben würde! Mein Vater treibt den Markgrafen, das hat mir mein ſeliger Freund, der Ritter von Burgsdorf, nie geſagt, aber ich ahnte es ſeit einiger Zeit ſchon, und ſeit heute weiß ich's. Mein Vater trägt Todhaß gegen den Johanniter-Orden, ich weiß nicht warum, er will mir's nicht ſagen, und ich ſoll und muß dieſem Haß dienen?"

Der junge Mann hielt einen Augenblick inne in ſeinem Selbſtgeſpräche.

„Die neue Zeit, die neue Zeit!" fuhr er dann bitter fort, „Vater, Ihr wollt Euch entſchuldigen mit der neuen Zeit, freilich der Orden iſt gegen die neue Zeit, aber das Fürſtenthum iſt auch gegen die neue Zeit, Alles was ſteht iſt gegen die neue Zeit! Doch nein, mein Vater iſt nicht der Mann der feigen Entſchuldigung, er hat ſeinen Todhaß gegen die Balley, gegen dieſe edle Stiftung der Väter, eingekannt, die neue Zeit dient nur ſeinem Haß und ſein Haß dient der neuen Zeit. Zwei furchtbare Verbündete gegen den Orden! Und ſein Haß iſt furchtbar, ich fühlte mich glühend angeweht von dieſem Haß, er ergriff mich ſelbſt einen Augenblick, ich verſtehe ſolchen Haß, ich beklage ihn, weil er gegen die Balley, die ich liebe, gerichtet iſt, aber ich kann ihn nicht verwerfen, es iſt mir nur ſchmerzlich und beſchämend zugleich, daß mein Vater ſeinen Haß in den Ordensmantel der Balley ſelbſt gehüllt hat, daß er das achtſpitzige Kreuz über ſeinem Groll aufpflanzt, und daß er den Herrenmeiſterſtuhl beſteigen will, nur um dem Herrenmeiſterthume den Todesſtoß zu verſetzen. Das iſt nicht ritterlich, das iſt die neue Zeit, die neue Zeit, vor der mir ekelt? Und ich, ich ſoll ihm dienen, bis zu dem Augenblicke, da er ſein Ziel erreicht hat?"

Mit troſtloſer Miene lehnte der Jüngling an dem Fenſterpfeiler und tief auf die Bruſt herab ſank ſein Haupt, ſo ſtand er eine ziemliche Weile, dann richtete er ſich mit einem raſchen Ruck empor und trotzig ſprach er und faſt drohend vor ſich hin: „Der Kanzler von Küſtrin iſt ein Mann der neuen Zeit, mein Bruder Franz auch, er lehnte ſich tapfer auf gegen die Befehle des Vaters, er trennte ſich in hellem Zorn und ging davon." „Er wird ſchon wieder kommen!" ſprach der Vater lächelnd, als ſein älteſter Sohn ging. Er iſt aber nicht wieder gekommen und wird auch nicht wieder kommen. Einen Sohn haſt du verſpielt, Kanzler von Küſtrin, und ein zweiter ſteht auf dem Spiel!"

Es war eine Fülle von finſterem Trotz in dem jugendlichen Antlitz, als Wenzel Neumann dieſe Worte ſprach.

Offenbar waren die Söhne dem Vater zu ähnlich in feſter Trotzigkeit, wenn ſie auch deſſen glatte Formen nicht hatten; er befand ſich in Gefahr, auch den zweiten Sohn zu verlieren, wenn er nicht darauf verzichtete, ihn als ſein Werkzeug zu betrachten und zu gebrauchen.

Noch ſtand der trotzige Jüngling mit flammenden Augen und geballten Fäuſten, da ließ ſich ein ſeltſames Geräuſch an der Thür vernehmen; es wurde daran gekratzt. Wenzel blickte ſich erſtaunt um und wollte eben nach der Thür gehen, da öffnete ſich dieſe plötzlich und ein rieſenhafter großer Hund mit zottigem Fell ſprang mit einem gewaltigen Satze herein, richtete ſich hoch auf, warf ſeine mächtigen Tatzen auf die Schultern Wenzels, und leckte ihm in ſtürmiſcher Freude das Geſicht. Wenzel aber ſchlang ſeine beiden Arme um den gewaltigen Hund, ganz wie man einen alten Freund umarmt, und rief mit freudiger Stimme: „Cornaro, mein alter guter Cornaro, biſt Du da mein gutes Thier?"

Der Hund ſtieß ein Freudengeheul aus und tanzte in tollen Sprüngen um den jungen Mann herum, der ſichtlich eben ſo erfreut über dies Wiederſehen war, wie der Hund ſelbſt.

„Iſt Alles wohl und geſund?" fragte Wenzel, als wenn der Hund ein Menſch wäre.

Der Hund ſchüttelte freudig ſein mächtiges Behänge und ſtieß mit funkelnden Augen ein kurzes Gebell aus, was eine ſehr kräftige Bejahung war.

„Da ſagen die Menſchen nun, daß die Hunde nicht eben ſo klug wären wie die Menſchen," ſprach Balke, der alte Diener, der auf der Schwelle ſtand, „ich ſage, die Hunde ſind klüger als die Menſchen, wenigſtens Etliche darunter, denn auch bei den Hunden ſind die Gaben nicht gleich vertheilt."

„Cornaro iſt klüger, wie manches Menſchenkind!" erwiederte Wenzel Neumann mit großer Beſtimmtheit und legte die Hand liebkoſend auf den ſchön geformten Kopf des Thieres, welches dieſe Liebkoſung auch ganz gut verſtand, denn es blickte voll Verſtändniß auf zu dem Sprechenden und bewegte mit einer Art von Würde die prächtige Fahne.

„Ich wollte eben heraufkommen, um Euch beim Ankleiden zu helfen," erzählte Balke mit der Vertraulichkeit eines alten Dieners weiter, „denn ich dachte, daß Ihr ausgehen würdet, da ſchnob der Cornaro hinter mir her und war wie's Wetter an Eurer Thür. Woher hat er nur gewußt, daß Ihr heimgekehrt?"

Auf einen Wink des jungen Herrn öffnete der Diener den ſpitzgewölbten Deckel einer Kleiderlade, die von ſchwerem Eichenholz und mit zierlichem Schnitzwerk bedeckt, in einer Ecke ſtand. Wenzel Neumann kleidete ſich mit Balke's Hülfe ziemlich raſch an, und Cornaro, der ſich nieder und ſeine Vorderpfoten über's Kreuz gelegt hatte, verfolgte mit klugen Blicken jede Bewegung des jungen Mannes, blinzelte zuweilen, als gefalle ihm etwas nicht, und gab dann wieder durch leiſes Neigen des Hauptes ſeine Billigung zu erkennen. In beſter Laune zeigte ihm Wenzel ein

schönes Wamms von braunem Sammet und fragte den geschmackvollen Hund, ob er das anziehen solle, oder ein anderes — Cornaro nickte; er fand also, daß braun dem jungen Herrn wohl zu Gesicht stehe.

Und der Hund Cornaro hatte Recht; die in drei Reihen übereinander gefältelte Halskrause hob sich stattlich ab auf dem braunen Wamms mit der einfachen Reihe goldener Knöpfe, und das weitbauschende schwarze Beinkleid mit straffen rosenfarbenen Puffen paßte ganz ausgezeichnet dazu. Der enganliegende Strumpf zeigte ein schöngeformtes Bein. Die Tracht wurde durch einen kurzen, starren Mantel von braunem Sammet mit steilem und steifem Kragen und einen hohen, nach oben schmaler werdenden Hut fast ohne Krempe vollständig und verrieth den mächtigen Einfluß der spanischen Tracht, deren Knappheit, Starrheit und Steifheit damals im Kampfe lag mit der Ungeheuerlichkeit, Maaßlosigkeit und Plndrigkeit der deutschen Moden jener Zeit.

Wenzel Neumann hängte einen Degen ein, der zu Hieb und Stoß gleich tauglich war, zupfte die Handkrausen zurecht und ergriff die Handschuhe, er war fertig zum Ausgehen, und ein hübscher Junge war er gewiß, das dachte nicht nur er selbst, wie seine selbstgefällige Miene verrieth, als er einen letzten Blick in den Spiegel warf, den ihm Balke vorhielt, das dachte auch Cornaro, der sich jetzt leise erhob, sich auf allen Vieren streckte und mit seinem Freunde das Gemach verließ.

Nicht springend, bald vorancilend, bald zurückkehrend, wie andere Hunde zu thun pflegen, setzte sich Cornaro in Bewegung, er ging ruhig neben Wenzel Neumann her, wie ein Freund neben dem Andern herzuschreiten pflegt. Ja, wer aufmerksam beobachtete, der konnte bemerken, daß Cornaro eine Art von Gönner-Miene angenommen hatte, Cornaro war sich offenbar bewußt, daß er den Sohn des Kanzlers von Cüstrin in seine Protection genommen.

So schritten die beiden Freunde den Corridor hinab, und Balke sah ihnen nach, so lange er sie sehen konnte, dann trat er in das Gemach, um Alles wieder in Ordnung zu bringen. Wenzel und Cornaro aber kamen über Treppen und Höfe endlich zu einer Pforte, welche auf den hübschen Platz führte, auf dem die sogenannte große Kirche stand, und erreichten mit raschen Schritten durch eine kleine enge Gasse den Marktplatz der Stadt Küstrin, der zwar noch nicht völlig gepflastert war, aber doch manches gute Haus in seinem Bering zeigte. Der Markt war ziemlich belebt, Landleute mit gelben, an den Aermeln aufgeschnittenen Jacken, engem braunen Beinkleid und blauen Strümpfen; Bürgersleute in Pluderhosen; Mädchen mit gelben Schnürmiedern, rothen ärmellosen Kleidern und blauen Schürzen; Frauen mit weitem bis auf die Hüften fallendem Faltenkragen und großen Gürteltaschen; Schiffer und Fischer in weiten Jacken und mit rothen langen und weiten Beinkleidern, ziemlich so wie man sie jetzt trägt, Mägde endlich mit Schulterpuffen und Körben am Arm, daraus bestand die Versammlung auf dem Markt, durch welche Wenzel Neumann mit seinem Cornaro schritt, um zu einem Hause an der andern Seite des Marktes zu gelangen.

Dieses Haus war auch nur von Fachwerk, wie die meisten Häuser Küstrin's, es zeigte sich aber doch stattlicher und war offenbar vorzüglich gut im Stande. Wie ziemlich alle Häuser im Mittelalter war es nicht gebaut, wie man heut zu Tage Häuser baut, nach einem im Voraus festgestellten Riß oder Plane, auf den dann Mode und andere Einflüsse wirken, sondern es war entstanden und gewachsen aus einem kleinen Kern heraus, je nachdem die Bedürfnisse des Besitzers Erweiterungen und Vergrößerungen erheischten. Regelmäßigkeit, Symmetrie und dergleichen kamen dabei freilich zu kurz, kein Haus sah aus wie das andere, jedes hatte seinen individuellen Charakter, sein besonderes Gesicht, und darin liegt der Reiz, den die alten Städte vor den neuen voraus haben.

Das Haus, in welches Wenzel und Cornaro eintreten, ist ein ziemlich umfangreiches, man kann ihm genau ansehen, daß der Besitzer da und dort anbaute, als seine Familie wuchs; daß er dort die Kemmenate für den Schwiegersohn aufsetzte und hier den Ausbau anlegte, um eine Schwester unterzubringen, welche als betrübte Wittwe mit ihrem Kindlein in das Vaterhaus zurückkehrte. Ja, wer die rechten Augen hat, der kann an einem solchen Hause von außen schon die Geschichte der Familie lesen. Ueber dem Thürbogen ist das Wappen der Stadt Küstrin zu sehen, der gespaltene Schild, im vordern Felde mit dem halben brandenburgischen Adler, in dem hintern Felde mit dem rothen Fisch.

Das Haus ist also ein Eigenthum der Stadt Küstrin? So ist es, sie hat es gekauft vor zwanzig Jahren etwa, als der letzte Sprößling der Familie, die es über hundert Jahre besessen, starb und die Erben in Berlin den Besitz zu Geld machten. Die Stadt aber hatte das Haus dem gestrengen Ritter Curt Burgsdorff zum Nießbrauch überlassen, weil derselbige der Hauptmann der Stadt war und die bürgerlichen Wachtmannschaften unter seinem Befehl hatte, welche gewisse Theile der Festung zu besetzen hatten, während andere Werke von den markgräflichen Trabanten, Wappnern und Söldnern versehen wurden.

Ein Paar Leute, welche auf den Bänken im Flurgang lagen, stierten den Eintretenden an und rührten sich nicht, obgleich sie an dessen Kleidung den höhern Stand erkennen mußten, überdem auch des Kanzlers Sohn gewiß persönlich kannten, aber Unbotmäßigkeit, gröbliche Vernachlässigung der Sitte, geflissentliche Ungezogenheit und dergleichen mehr gehören immer zu den Zeichen einer gährenden, einer neuen Zeit.

Wenzel Neumann stieg, vielleicht ohne die Unart zu bemerken, weil sie so gewöhnlich war, eine Treppe hinauf, wo er eine ältliche Dienerin auf dem Vorplatz mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt fand.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 7. Mai 1862. Nr. 19.

Großer Leute Kinder gerathen selten wohl.

(Fortsetzung.)

Die **Schule** bildet das **Urtheil** und soll die **Selbstständigkeit** des Charakters weiter fördern. Hier muß das eigene Denken vornehmlich erzielt werden. Der große König strebte nach der Entwickelung der Denkthätigkeit in allen Schichten seiner Unterthanen. Zu einer an den Minister von Zedlitz gerichteten Cabinets-Ordre (vom 5. September 1779) verlautbaren sich „landesväterliche Intentionen" wegen besserer „Education der Kinder", damit ordentliche und vernünftige Menschen herangebildet werden. „Die ersten Schulen sind immer Schuld daran, wenn die jungen Leute Nichts lernen." Einem Jeden müsse gelehrt werden, einen vernünftigen Schluß zu machen in seinen eigenen Sachen. Die Eltern sollen ihre Kinder fleißig in die Schule schicken, weil sie dort Etwas lernen können. Die Lehrer sollen sich mit Attachement der Sache widmen.

Quels que soit notre état,
Quels que soient nos destins,
La science à coup sûr l'embellit de ses mains.

(Epitre de Frédéric sur la nécessité de remplir le vide de l'âme par l'étude.)

Der große König verlangte in seiner Instruction für die Lehrer an der académie des nobles zu Berlin und vom Moralphilosophen Sulzer im Besonderen, die Schüler zu Enthusiasten der Tugend zu machen. Dieser Königliche Befehl allein würde hinreichen, den wohlgerathenen Sohn eines großen Vaters zu bekunden, dessen Hauptleidenschaft die Tugend, derzufolge sich im Volk antike Rechtschaffenheit und Einfachheit, Ordnungssinn und Sparsamkeit, strenger Gehorsam, Treue, Arbeit und Gottesfurcht stabilirten als die das Gemeinwohl erhaltenden Kräfte. — Die Tugend ist es, welche den denkenden Menschen über die menschliche Schwäche erhebt. Sie ist ein Bedingniß der **Ehre**. Wahre Ehre erwächst aus der Verachtung des sittlich Schlechten (liebloser Selbstsucht vor Allem), der Trägheit, Unwissenheit, Albernheit, Feigheit. Sie besteht im Bewußtsein des Rechts auf Achtung.

Willst Du Dich selbst erkennen, so sieh, wie's Andere treiben; willst Du die Andern verstehn, blick' in Dein eigenes Herz. Es giebt der Schalke Viele, und das für das **Leben** gereifte Kind muß erkennen, wie man mit ihnen lebt, sich ihren Leidenschaften anpaßt. Im gemeinsamen Wirken und Schaffen soll man sie überwinden, zügeln und strafen, um zu erwerben, zu erhalten, sichern, gründen und bauen nach außen und innen. Das große, offene Buch der Geschichte, die Lehren reifer Erfahrung, die mahnende Stimme der Tugend müssen uns leiten. — Auf einer seiner Rundreisen machte Friedrich der Große einem Präsidenten bemerklich, die Zahl der Prozesse in seinem Bezirk sei zu groß, und beauftragte denselben, eine erhebliche Verringerung anzustreben. „Aber eigentlich", setzte der Monarch hinzu, „sollten dies schon die Schulmeister thun. Diese müssen die Kinder gewöhnen, nicht so zänkisch zu sein."

Zwei Sachen sind es, die wahrhafte Wohlerzogenheit darthun, wesentliche Erfordernisse und Eigenschaften edelgearteter, hochherziger Hochgeborner: 1) gemessene Ruhe, die weder in stolze Grandezza noch in fischblütige Kälte ausartet; 2) Höflichkeit gegen Jedermann, nicht malplacirte Herablassung, nicht kriechende Schmeichelei. Als der große Friedrich einmal mit dem Pferde gestürzt war, fürchtete der herbeieilende Stallmeister, der König habe sich beschädigt und werde unruhig werden, denn er erwartete ein starkes Donnerwetter. Statt dessen äußerte der große und gnädige Herr, seines Dieners Besorgniß gewahrend, gelassen: „Nicht das Pferd, ich bin Schuld." — „Osérais — je vous demander?" und „Si vous me permettez d'avoir l'honneur de vous dire", — waren in der Unterhaltung vom großen König häufig gebrauchte Ausdrücke.

Der edelste Egoismus liegt in dem Streben, die Achtung der Mitbürger zu gewinnen. Die löblichste Eitelkeit besteht in dem Bewußtsein, würdig zu sein der Freundschaft edler Menschen.

Ueber Ursprung, Wesen, Folgen und Heilung der Blasirtheit und Hypochondrie ließe sich Mancherlei sagen, in ethischer wie medicinischer Hinsicht; doch: Better brief than tedious. — König Friedrich konnte die Grillenfängerei nicht leiden. Er machte sich daher den Spaß, Freund d'Argens auf 24 Stunden in's Bett zu schicken, indem er denselben vermochte, sich einzubilden, er sehe äußerst krank aus. — Geht's Dir schlecht, so frage nur,

wie es beſchaffen iſt mit der in der Schule angeregten wetteifernden Arbeitsluſt und mit dem im Elternhaus gepflegten Herzen. Erinnern wir uns folgender Ausſprüche, die vor einem Jahrhundert zwei hohe Herren thaten: Dans la tempête il faut que pilote et les matelots travaillent. Ils leur est permis de rire et de se reposer quand ils sont dans le port (der ſchwer geprüfte Königliche Kämpfer den 9. Juli 1761). Il y a un bonheur unique pour les coeurs qui ont du sentiment, c'est celui de faire des heureux (Prinz Heinrich zum 24. Januar 1761 aus Glogau an ſeinen Königlichen Bruder in Leipzig).

Es ſei geſtattet, dieſe Erziehungs-Aphorismen zu ſchließen mit den Worten einer Landesmutter (der verklärten Königin Louiſe 1808): „Gut kann es in der Welt nur werden durch die Guten!"

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Der Kanzler von Küſtrin.

(Erzählung von George Heſekiel.)

(Fortſetzung.)

„Ei, Herr Wenzel Neumann!" rief die ſtattliche Magd freundlich, „Seid willkommen, Herr, tretet ein, ich will ſogleich mein Fräulein von Eurer Ankunft unterrichten!" ſie öffnete mit dieſen Worten haſtig eine Thür, achtete kaum auf die Worte des jungen Mannes und eilte davon.

Cornaro legte ſich ruhig auf einen warmen Platz neben den großen Ofen und ſchien ſich weiter nicht um ſeinen Freund zu kümmern, der in ſichtlicher Aufregung in der Nähe der Thür ſtehen blieb.

Offenbar war der junge Mann in der Wohnung reicher Leute; die Tiſche und Stühle zeigten die zierlichſten Formen, wie ſie damals wohl in den reichen Städten des Südens häufiger, in den Marken aber ſehr ſelten vorkamen, und alle Geſchirre und Gegenſtände, die man ſah, zeugten von feinem Geſchmack. Man ſah da Leuchter und Lichtſcheeren von Silber in den edelſten Formen; Trinkhörner mit Wappenſchilden und mythologiſchen Scenen geziert; Becher ſchon in der architektoniſchen Form der Renaiſſance, nicht ängſtlich gearbeitet, ſondern vollkommen ſicher und frei ausgeführt; wunderſchöne Venetianer-Gläſer und etliche von jenen herrlichen altdeutſchen Steinkrügen, welche auf dunkelblauem Grunde farbige Darſtellungen in halberhabener Arbeit zeigen. Dieſe Krüge, meiſt Rheiniſche oder Nürnberger Arbeit, waren damals noch, wie alle Kunſtſachen der Art, in den Marken viel ſeltener, als man im Allgemeinen wohl denkt.

Von hohem Werthe war auch das Schachſpiel, deſſen Brett eine eingelegte Tiſchplatte bildete, jede Figur ſtellte eine beſondere beſtimmte Perſon dar, eine Partei hatte Perſonen aus der heiligen, die andere aus der Profangeſchichte. Den größeſten Reichthum aber verrieth eine Sammlung von überaus ſchön eingebundenen Büchern, welche einen beſondern Tiſch einnahm. Nicht alle deutſche Fürſten konnten ſich damals einer ſolchen Bibliothek rühmen. Da ſah man Buchdeckel von geſchnitzten Elfenbeinplatten mit Reliefdarſtellungen geziert, die ſich auf den Inhalt bezogen, und mit vergoldetem Kupfer eingefaßt; da lagen die Bände von glattem Leder mit den kunſtreichen Bronze-Beſchlägen und endlich die mit großen Platten gepreßten Pergamenteinbände, die wir noch heute bewundern, aber nicht mehr nachahmen.

Wenzel Neumann verlor nach einigen Augenblicken die Aufregung, die ihn ergriffen hatte, er ſchaute ſich um mit einem frohen Blick, er fühlte ſich hier in ſeiner eigentlichen Heimath; es war ja das Zimmer des alten Johanniter-Ritters Hans Conrad von Burgsdorf, der hier bei ſeinem Brudersſohn, dem Stadthauptmann, ſeine letzten Lebensjahre zugebracht und der Lehrer und väterliche Freund des jungen Mannes geweſen war bis an ſeinen ſeligen Tod, der vor einiger Zeit erſt erfolgt war. Der Ritter von Burgsdorf war ein gelehrter Herr geweſen, Einer von den ſtaatsklugen Kriegern jener Zeit, der für den Kaiſer auf allen Schlachtfeldern Europa's gefochten hatte und für ihn in zahlloſen Unterhandlungen thätig geweſen war. Hans Conrad von Burgsdorf hatte Dichtkunſt und Wiſſenſchaft geliebt wie ſein Kaiſer, der edle Maximilian. Da er aber ein Greis wurde und hochbetagt, da ſein Kaiſer todt, da kam er wieder zur alten Heimath, wo ſeine Wiege geſtanden, in die Neumark und nahm ſeinen Altſitz ein in dem Hauſe ſeines Bruderſohns, des Stadthauptmanns von Küſtrin. Auch da noch wurde ſein bewährter Rath dem Markgrafen Hans oft nützlich, und als er mit dem Kanzler von Küſtrin, dem Franz Neumann, Bekanntſchaft machte, faßte er eine Zuneigung zu deſſen Sohn Wenzel, dem er ein Lehrer wurde.

Der alte Johanniter hatte aber nicht nur einen Schüler, ſondern auch eine Schülerin, das war ſeines Bruderſohnes einzige Tochter, Fräulein Joachime Tugendreich von Burgsdorf.

Sie iſt die junge Dame, welche eben über die Schwelle tritt und dem ihr lebhaft entgegeneilenden Wenzel eine Hand darreicht, die dieſer, ſich tief verneigend, an ſeine Lippen drückt.

„Seid mir willkommen, Wenzel Neumann," ſprach die Dame mit ſonorer Altſtimme, „und doppelt willkommen um dieſes zierlichen Handkuſſes willen; ich ſehe ja daran, daß Ihr nicht umſonſt unſeres lieben ſeligen Meiſters Erzählungen und Lehren von der feinen Sitte an den burgundiſchen und ſpaniſchen Höfen vernommen und daß Ihr geſonnen ſeid, die feine Sitte auch hier zu Ehren zu bringen!"

Die freundliche, aber eigentlich doch kühle und zurückhaltende Sprache des Fräuleins paßte vollkommen zu ihrer hohen, ſtolzen Geſtalt; Joachime Tugendreich von Burgsdorf war wirklich ein wenig größer als der Neumann und erſchien viel größer, weil ſie ſtark und voll in Gliedern und Formen auftrat und das Haupt hoch aufgerichtet trug. Das ſteife, ſtarre, dunkle ſpaniſche Seidenkleid mit Aermelpuffen lag überall glatt an, und die ſteife Krauſe verhüllte nicht nur den Hals vollſtändig, ſondern ging auch im Nacken bis an die Hälfte des Hinterkopfes hinauf. Dieſe verhüllende Tracht war die Reaction der Mode gegen die kurz zuvor an die Schamloſigkeit ſtreifende Entblößung des Buſens. Der Blick der hellen braunen Augen war übrigens keineswegs ſtolz, ſondern freundlich, wenn auch etwas kühl, der Mund war lieblich geformt, die Naſe faſt ideal ſchön, das

ganze Antlitz trotz der ſtarken Fülle der Wangen geiſtig bedeutend.

„Ich habe eine rechte Sehnſucht nach Euch geſpürt, edle Joachima!“ ſprach Wenzel nach einigem Beſinnen.

„Ich glaub's Euch, Wenzel Neumann,“ erwiederte die Jungfrau ruhig, „auch mir wollte es nicht halb ſo lieb hier bedünken in dieſem Gemach, als ich Euch mehrere Tage nacheinander nicht hier fand; wir ſind's in all' dieſen Jahren ſo gewohnt geweſen, uns täglich zu ſehen, daß die Abtrennung Keinem von uns munden will. Wir werden uns aber doch daran gewöhnen müſſen; erſt iſt unſer lieber, alter Meiſter, mein Großoheim, gegangen, auch Euch ruft das Leben hinweg, und wie lange kann's dauern, daß auch ich dieſe mir ſo lieb gewordene Stätte meiden muß?“

Wenzel Neumann ſchaute auf und blickte mit ſichtlicher Bangigkeit der Jungfrau in's Geſicht.

„Was habt Ihr, Wenzel?“ fragte Joachime, von dieſem Ausdruck überraſcht.

„Ihr wolltet dieſen Ort meiden?“ fragte der junge Mann beklommen wieder.

„Es iſt ja das Schickſal der Töchter, das Vaterhaus zu meiden,“ erwiderte Joachime lächelnd, „und ich hätte Gelegenheit gehabt, recht bald zu gehen, denn vorgeſtern erſt hat mein Herr Vater die Werbung eines Schleſiſchen vom Adel, der meine Hand eifrig begehrte, abweiſen müſſen!“

Des jungen Neumann Geſicht ſtrahlte, und in ſeiner Freude ſagte er haſtig: „Und warum, theure Joachima, warum hat Euer geſtrenger Herr Vater die Werbung abgewieſen?“

„Ich kann's Euch wohl ſagen, Wenzel Neumann,“ antwortete die Jungfrau nach kurzem Nachdenken, „mein Herr Vater mußte die Werbung abweiſen, weil er meine Hand ſchon vor drei Jahren einem andern Edelmann zugeſagt und alſo mich verſprochen hat. Doch redet davon nicht weiter, es iſt noch ein Geheimniß, welches ich allenfalls einem lieben Genoſſen, wie Euch, mittheilen darf, was aber aus verſchiedenen Gründen noch nicht in die Mäuler der Leute kommen ſoll.“

Wenzel Neumann war todtenbleich geworden, aber er beherrſchte muthig den grenzenloſen Schmerz, der ihn bei dieſer Kunde ergriffen, und ſprach auf den Hund deutend: „Cornaro hat mich heut zuerſt begrüßt!“

Die Stimme des jungen Mannes zitterte, aber Joachime bemerkte es nicht, ſondern entgegnete: „Cornaro liebt Euch mehr als mich, das habe ich ſchon ſeit dem Tode meines lieben Großoheims erfahren, darum ſoll Cornaro auch mit Euch gehen, wenn wir ſcheiden müſſen. Das liebe Thier wird Euch an den Oheim erinnern, Wenzel Neumann, und auch an mich, alſo an zwei Freunde zugleich.“

Der junge Mann hatte jetzt den Muth und die Kraft nicht mehr, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu bringen, und mit ſtockender Stimme fragte er: „Iſt denn dieſes Scheiden, iſt Eure Vermählung, ſo nahe ſchon?“

Wäre nicht das Fräulein von Burgsdorf in dieſem Augenblick gerade durch ein Geräuſch auf dem Platze an das Fenſter gelockt worden, ſo hätte ſie die Verwirrung bemerken müſſen, in welcher ſich ihr Studiengenoſſe und Jugendfreund befand, ſo aber antwortete ſie ſehr einfach, indem ſie ſich kaum umwendete: „Der Tag iſt noch nicht feſtgeſetzt, jedenfalls aber iſt die Hochzeit noch in dieſem Frühling und zwar bei meiner Großmutter draußen!“

Der Sohn des Kanzlers hatte Zeit gehabt, ſich zu faſſen, äußerlich wenigſtens, denn in ſeinem Herzen brannte ein namenloſer Schmerz, ja, er fühlte Groll in ſich gähren gegen die Geliebte ſeiner Jugend, weil ſie ſo ruhig und kalt von ihrer Vermählung ſprach, die ihm ſo tiefes Wehe bereitete. Da ward wiederum der Sohn der neueren Zeit in ihm mächtig, er vergaß ganz, daß die Burgsdorfe ihre Töchter vermählten, ohne ſie zu fragen, wie's ſeit undenklichen Zeiten Sitte geweſen, und daß Joachime Tugendreich keinen Gedanken hatte, daß das anders ſein könne, denn ſie war, trotz ihrer ungewöhnlichen Kenntniſſe, ganz wie ein Kind der alten Zeit, die ſie liebte. Sie ſprach alſo ruhig von der Vermählung, welche ihr Vater beſtimmt, ſie ſprach zu einem Freunde, mit dem ſie vertraut geworden im Laufe der Jahre bei mannichfachen Studien, ſie hatte keine Ahnung von der Leidenſchaft des jungen Mannes für ſie, und würde, falls ſie dieſelbe gekannt hätte, kaum Erbarmen mit derſelben gehabt haben. Der Gehorſam gegen das Gebot des Vaters würde ihr immer und überall höher geſtanden haben, als die Wünſche des Jugendfreundes, ſelbſt wenn ſie dieſelben getheilt hätte. Das begriff der arme junge Menſch auch ſofort, und ſich männlich beherrſchend fragte er weiter: „Darf ich den Namen Eures zukünftigen Gemahls wiſſen, edle Joachima? Kenne ich ihn?“

„Ihr kennt meinen zukünftigen Herrn,“ entgegnete das Fräulein von Burgsdorf freundlich, „er war ja im Herbſt hier, es iſt Herr Wenzel, der Freiherr von Hrzan-Harras!“

„Alſo nach dem Böhmerland werdet Ihr ziehen?“ rief der Sohn des Kanzlers, „Ihr werdet die Gemahlin dieſes großen und reichen böhmiſchen Landherrn?“

Joachima nickte.

„Ei, das iſt eine große, eine glänzende Heirath?“ fuhr Wenzel Neumann fort, der bei dieſem für ihn ſo ſchmerzlichen Gegenſtande mit der Hartnäckigkeit beharrte, mit welcher ein Verwundeter die brennende Wunde berührt, um nur eine Abwechſelung in den Schmerz zu bringen, ſelbſt wenn er ihn dadurch ſteigert. Doch mochte in ſeiner Rede ein Ton ſein, welcher der Jungfrau auffiel, ſie irrte ſich aber vollkommen in der Bedeutung; denn ſie glaubte, ihr Jugendfreund finde dieſe Heirath zu glänzend für ſie, und mit hohen Stolze ſprach ſie: „Mein Vater konnte mir nur einen würdigen Gemahl wählen, das Geſchlecht derer von Hrzan-Harras iſt nicht edler als das der Burgsdorfe.“

„Ei, aber die Hrzan-Harras ſind Freiherren,“ ſetzte Wenzel Neumann dagegen, der in ſeinem Schmerz eine Luſt daran fand, das Fräulein ein wenig zu kränken und es damit zugleich auf eine falſche Fährte zu leiten, „Ei, ſie ſind Freiherren und Herr Wenzel iſt Einer der reichſten Landherren in Böhmen!“

„Der freiherrliche Titel und der größere Reichthum geben kein edleres Blut,“ verſetzte Joachime haſtig, und eine leichte Röthe färbte ihre Wangen, ſie wurde unwil-

lig, und Wenzel Neumann sah's mit Vergnügen; er lächelte ungläubig.

„Aller Adel ist gleich hoch," rief das Fräulein, „was er auch für Titel führen möge, der selige Oheim hat Euch das oft genug erwiesen!"

„Auch die Fürsten des Reichs?" fragte der junge Mann, derin seinem Schmerz hartnäckig, wenn nicht boshaft wurde.

„Die Fürsten des Reichs gehen voran," replicirte Joachima nun wirklich zornig, „aber sie stehen auf keiner höheren Stufe als der Edelmann ohne Titel; auch der Churfürst ist durch seine Geburt nichts anderes als der erste Edelmann in Mark Brandenburg."

„Doch nicht so ganz!" widersprach Wenzel mit offenbarem Hohn.

Joachima Tugendreich trat ihm einen Schritt näher und blitzte ihn an aus ihren hellen braunen Augen; er erwiederte keck diesen Blick.

„Ihr wollt mich beleidigen!" sprach das Fräulein leise und langsam, aber vollkommen verständlich, indem sie ihre kleinen spitzen Zähne zeigte und ihre resigen Nasenlöcher sich weit öffneten; niemals war sie dem armen Wenzel so schön vorgekommen wie in diesem Augenblick.

„Ihr wollt mich beleidigen, Wenzel Neumann," wiederholte sie etwas lauter, „nehmt Euch in Acht!"

„Wollt Ihr mich zu fürchten machen, edle Joachima?" rief Wenzel lachend, „und wie kommt Ihr auf den Gedanken, daß ich Euch beleidigen wolle?" —

Die Jungfrau schwieg einen Augenblick, ihr Antlitz brannte, ihre Augen sprüheten Blitze, das Lachen Wenzels empörte sie im höchsten Grade, sie verstand ihren Gegner nicht und das raubte ihr die Haltung völlig; sie ließ sich hinreißen und sprach verächtlich: „Nein, ich irrte mich, Ihr könnt nicht die Absicht gehabt haben, mich zu beleidigen, Ihr seid nicht von Adel und versteht auch nichts vom Adel, das hatte ich vergessen!"

Wenzel Neumann stand wie eine Bildsäule, er hatte diesen Schlag mit Bestimmtheit erwartet, er hatte ihn provocirt, aber nun, da er ihn empfing, traf er ihn doch über alle Erwartung tief.

Joachima Tugendreich verließ das Gemach, ohne auch nur einen Blick noch auf den jungen Mann zu werfen, sie ließ die Thür hinter sich offen.

Als sich Wenzel Neumann besann, sah er nur Cornaro, den schwarzen Hund vor sich, der ihn bald mit bedenklicher, offenbar mißbilligender Miene anschaute, bald sich nach der offenen Thür umblickte, durch welche das Fräulein gegangen war. Keiner von Beiden hatte bemerkt, daß sich der Hund beim Beginn des Streites leise erhoben hatte und ruhig zu ihnen getreten war.

„Gott sei Dank, es ist vorüber," sprach der junge Mann für sich und zerdrückte eine Thräne im Auge, „sie hat keine Ahnung davon, daß ich sie liebe, ich habe gesiegt!"

Keinen Blick warf des Kanzlers Sohn hinter sich in die Räume, in denen er so viele frohe und schöne Stunden seiner Jugend zugebracht, auf die verschiedenen Gegenstände, an denen seine liebsten Erinnerungen hafteten; mit festem Schritt ging er hinaus, aber neben ihm her ging der getreue Cornaro. Wenzel achtete des Hundes nicht, er freute sich, daß ihn auf Vorplatz und Treppe Niemand anredete, und unten im Flurgang stierten ihm dieselben stumpfen Gesichter frech entgegen, die er beim Kommen gar nicht bemerkt, die ihm aber jetzt widerwärtig waren. Mit den glänzendsten Hoffnungen ausgestattet, ein Liebesglück im sehnenden Herzen, war er leichten Schrittes gekommen, mit schwerem Tritt ging er davon, denn er war mit Schmerz und Groll überhart beladen.

(Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz.

Ob Katholik, ob Protestant,
Gleichviel! — Es reicht in dem Gewand
Des Ordens Sankt Johanns die Hand
Sich Jeder, der das Kreuz erkannt.

Mit wahrhafter Freude haben wir die Mittheilung von den beiden zu Falkenberg in Ober-Schlesien sich gegenseitig in die Ordenspflicht der Krankenpflege theilenden Anstalten vernommen, und solche Beispiele des Friedens und ruhiger Pflicht-Erfüllung dürfen in einer Zeit wie die unsere nicht verschwiegen bleiben. An dem Johanniterkreuz aber brechen sich die Wellen, die unlauteres Wasser führen; der wahrhafte Johanniter kennt vor allem Anderen die Werke des Samariters und blickt auf sein Ordenskreuz als auf das Symbol seiner Erlösung. Darum, und um die Zahl solcher Beispiele des Zusammengehens der Ritter aus den Schwesterzweigen des Ordens zu mehren, halte ich es für Pflicht, mitzutheilen, daß an der württembergischen Genossenschaft der Balley Brandenburg schon seit längerer Zeit zwei Johanniter-Malteser-Ritter sich in der Weise betheiligt haben, daß sie nicht nur die Jahresbeiträge zur Kasse abgeben, sondern an allen Rittertagen, Besprechungen und Zusammenkünften der Genossen den regsten Antheil nehmen und ihnen liebe Ritterbrüder sind. Diese erfreuliche Erscheinung wird durch die Gründung des Krankenhauses in Plochingen, welches wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres eröffnet werden kann, erst ihre rechte Weihe erhalten, wenn dort praktisch wirkt, was der Orden seinen Angehörigen als schönste Pflicht auferlegt, und diese letztere das gemeinsame Band am Krankenbette noch enger knüpft.

Frhr. vom Holtz.

Stuttgart, den 16. März 1862.

Briefkasten.

An das Germanische Museum zu Nürnberg geht die Bitte um Auskunft: ob und wo Ulrich von Hutten ein Denkmal hat.

V. d. L.-B. in Berlin.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hicketbier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Beilage zu Nr. 19 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Der Oberst von Münchow

gestorben 1806, hat einige Notizen hinterlassen, denen zufolge in Nummer 17 dieses Blattes mehrere Glossen zur Lebensgeschichte König Friedrich des Einzigen deponirt sind.

Die Historik, d. h. die Kunst der glaubwürdigen Erzählung wahrer Thatsachen, ist eine schwere und ernste Kunst wegen der bei ihr erforderlichen Correctheit der Darstellung; denn „die Vergangenheit soll unsre Zukunft gründen; das echte Neue keimt nur aus dem Alten" (A. W. v. Schlegel). — Der verdienstvolle Historiograph des großen Königs, Herr Professor Preuß, hat alle Geschichtsfreunde und Patrioten durch die Herausgabe der Werke Friedrichs des Großen und durch die Bearbeitung einer Lebensgeschichte dieses Monarchen mit einem unschätzbaren Lehrbuch beschenkt, welches nicht nur ein zuverlässiger Führer in dem Gebiet altpreußischer Geschichte, sondern auch wegen der zu Grunde liegenden, staunenswerth reichhaltigen Quellensammlung und (Quellen-) Kritik ein klassisches opus allen Geschichtsforschern und Geschichtsschreibern.

„Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun." Ueber große Könige ist Mancherlei zu einander getragen und geschrieben worden (memorisirt und phantasirt). Neben den (vergleichweis) kanonischen Büchern des Herrn Professor Preuß giebt es manches Apokryphe. („Mährchen, zur Ausschmückung historischer Momente erfunden.") An diese subjective Erörterung knüpfe ich, anläßlich des erwähnten Aufsatzes (in Nummer 17), einige objective Bemerkungen.

Nach dem Kirchenbuche zu Küstrin ist dem Kammer-Präsidenten von Münchow am 1. Mai 1723 eine Tochter geboren und am 13. Januar 1725 ein Sohn, welcher in der heiligen Taufe die Namen Friedrich Leopold erhielt. Der König, der Kronprinz und der Fürst von Dessau standen (per vicarios) Gevatter. Andere Kinder sind im Küstriner Taufregister nicht aufgeführt. Alexander Christoph, ein zweiter Sohn des Präsidenten von Münchow, gestorben als Oberst, wurde — laut von Höchsteigner Hand des Herrenmeisters Prinzen Ferdinand vom Hause, Königliche Hoheit, in die Johanniter-Ordens-Listen eingetragenen Vermerk (ebenso in Königs collect. geneal. Manuscript Königliche Bibliothek) — am 19. Oct. 1726 geboren, nicht im Jahre 1723, wie es im Eingang des in Rede stehenden Aufsatzes heißt. Der „Oberst von Münchow", zur Zeit der Hinrichtung Katte's 4 Jahre 18 Tage alt, kann über diese Begebenheit wohl kaum ex propriis einen authentischen Aufschluß geben, item „verschiedene in die allgemeine Geschichte Friedrichs des Großen übergegangene Anekdoten u. s. w. widerlegen". Auch ist wohl, streng genommen, der (nicht 7) sondern 5¾jährige Bruder kein vollkommen glaubwürdiger Zeuge.

Der Befestigungs- und Bewachungs-Modus des inhaftirten Kronprinzen wurden durch Preuß Theil 1. bereits publicirt und zwar aus Archivalien.

Zuverlässiger als Münchow jun. Depositionen sind jedenfalls die „Beiträge zur Lebensgeschichte Friedrichs des Großen von Ernst Müller, Berlin 1788." Am 6. November 1730 berichtet der zum geistlichen Beistand des Deliquenten von Katte commandirte Feldprediger Müller (vom Regiment Gens'darmes) an den König: „Indem Ew. Königliche Majestät vor seinen (des Kronprinzen) Augen die harte Exekution vollstrecken lassen ꝛc." (S. 13.). Der kaiserliche Gesandte in Berlin meldet nach Wien, der Kronprinz habe zusehen müssen. (Förster Friedrich Wilhelm I. Band 3, S. 10, aus Meuselwitzer Akten). Die Wahrheit liegt wohl in der Mitte. Man hat, so scheint es, des Königs Befehl, der Kronprinz solle Augenzeuge sein, nicht wörtlich befolgt.

Als Katte auf der Richtstätte angelangt, war sein erlauchter Herzensfreund dem blutigen Schlage bereits erlegen. Des Kronprinzen edle Seele wurde tief gebeugt — der schwache Körper sank nieder. Man konnte also, ohne die schließliche Urtelsvollstreckung zu verschieben, nicht König Friedrich Wilhelms Befehl wörtlich befolgen.

Katte wurde sicherlich nur deshalb von Berlin nach Küstrin transportirt, damit seine Hinrichtung dort für den Kronprinzen „hart" sei. Mit welchem Recht nennt man dies eine „nutzlose Grausamkeit"? Cur? cui bono? — König Friedrich Wilhelm I., der große Vater des in der Schule des Unglücks gehärteten, wohlgerathnen Sohnes, war ein gerechter Vater, streng gegen Alle, die dem Gesetz zuwider gehandelt, am strengsten aber stets gegen sich und die, mit ihm dem Herrn aller Herrn dienenden, Glieder seines Hauses. Daß es dem König, als Gewaltigen über Leben und Tod, weh that, den Sohn eines Generals decapitiren zu lassen, erhellt aus der gnädigen Erlaubniß, den Leichnam eines „Gerichteten" dem darum bittenden Vater (nach Königsberg i. Pr.) auszuliefern. Wie der König selbst Seelenpein litt bis zur Entlassung des Kronprinzen aus der strengen Haft, ist aus den englischen Gesandtschaftsberichten ersichtlich.

Die Execution wurde am 6. November (1730) Morgens 7½ Uhr vollzogen, also gegen Sonnenaufgang. Präsident v. Münchow müßte also, wenn er „nach Katte's Vorüberführung" beim Kronprinzen „bis gegen Morgen" blieb, 24 Stunden um ihn gewesen sein; ebenso müßte noch während der Nacht zum 7. die ärztliche Assistenz bei und von der Präsidentin à portée gehalten worden sein. — Der Kronprinz erholte sich am Nachmittag des 6. von seiner Ohnmacht, die eine Folge des erschütternden Eindrucks bei dem Anblick des unter seinem Fenster beim Gang (Fahrt?) zur Richtstätte passirenden Katte, und ein natürliches Ergebniß eines so herzlichen, die Freundschaft mit dem Tode besiegelnden, Abschiedes.

Uebrigens verweise ich auf die in Aussicht stehenden Ergebnisse von Detailstudien an Ort und Stelle Seitens

des Königl. Diviſions- und Garniſon-Predigers zu Küſtrin, Herrn Hoffbauer.

Das Datum: Der Kronprinz hat als „Auscultator" den Sitzungen der K. und D. Kammer beigewohnt — erläutert ſich durch Ueberſetzung dieſes Worts in: Zuhörer — Gerichtsbeiſitzer ohne Stimme. Noch in ſpätern Zeiten gab es ab und zu bei den Collegien ſolche Auscultanten (-tatoren), in gewiſſer Weiſe Dilettanten. Präſumtiv hat des Thronerben paſſive Betheiligung bei den Seſſionen nicht lange gewährt. — Im preußiſchen Staatsdienſt giebt es erſt 1748 „Auscultatoren" (Cocceji's erſte Juſtizreform); ſ. Koch Pr. Civilproceß, Artikel: Referendarien.

Ad vocem autographiſche Nachrichten ſchriftlicher Vota des Kronprinzen als Rath zu Küſtrin ſ. Preuß. Ob ſpeciell „Anſchläge" nicht mehr vorhanden ſind, darüber ſind nur die Herren Archivarien in der Lage, eine poſitive Wiſſenſchaft zu beſitzen.

Das obſcure Buch: „von Görtz. Wer war größer, Friedrich oder Napoleon? Quedlinburg" führt (Th. I.) die Vermählung der Erzherzogin Maria Thereſia mit Kronprinz Friedrich als Grund der beabſichtigten Flucht an. Warum ſoll ſich v. Münchow jun. (I. oder II.?) nicht auch (ähnlich phantaſirend) irren? Errare humanum est.

Der mir perſönlich bekannte und hochachtbare Erbe des Nicolai'ſchen Bücher- und Schriften-Nachlaſſes beſitzt kein „Schreiben an Nicolai, der einige Hefte über den König herausgegeben hatte."

Der Zeitpunkt, von wo ab das gute Einvernehmen zwiſchen Vater und Sohn retablirt, fällt mit einem für die Geſchichte des Johanniter-Ordens wichtigen Moment zuſammen (1731). Er datirt von der Anweſenheit des aus Preußen zurückkehrenden Monarchen in Küſtrin, von wo aus ſich derſelbe nach Sonnenburg begab zur Inſtallation des Markgrafen Carl als Herrenmeiſter und dem dabei Statt habenden Ritterſchlage.

Zeit und Raum veranlaſſen abzubrechen. — Die Wahrheit iſt das Gewiſſen der Geſchichte — ſie kennt keine Verjährung — und dient der guten Sache, indem ſie den Glauben auf der richtigen Bahn zu halten ſucht.

Geſchrieben den 30. April 1862.

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Preußiſches Hurrahlied.

(König Fritz.)

Europa's Cabinette
Verbünden heimlich ſich;
Auf, großer König, rette
Dein armes Volk und Dich.
Da greift er kühn zum Schwerte
Und färbt bei Lowoſitz
Mit Oeſtreichs Blut die Erde:
Hurrah der König Fritz!

Im Frühjahr geht's nach Böhmen,
Held Friedrich zieht auf Prag,
Die Höhen wegzunehmen,
Bei Gott, ein heißer Tag!
Zehntauſend auf dem Plane
Erlagen dem Geſchütz,
Da hielt Schwerin die Fahne,
Hurrah, für König Fritz!

„Mir ſoll es bald gelingen,"
Schreibt prahlend Herr Soubiſe,
„Den König Euch zu bringen
Von Roßbach nach Paris."
Vor Reiterſturmesraſen
Hilft kein Franzoſenwitz;
Er jagt ſie wie die Haſen
Hurrah, der König Fritz!

O Heldenſieg bei Leuthen
Dein iſt der ſchönſte Kranz;
Bis in die fernſten Zeiten
Strahlt Deines Ruhmes Glanz.
Da zuckt auf Oeſtreich nieder
Des Krieges ſchwerſter Blitz;
Sein Preußen rettet wieder,
Hurrah, der König Fritz!

Auf Rußlands wilde Horden
Stürzt er voll Rachegluth;
Bei Zorndorf, welch ein Morden,
Hei! Seidlitz hilft ihm gut.
„Die Schlacht iſt nicht perdiret,"
Ruft Herr von Wackenitz,
„Eh' Garde attaquiret,
Hurrah, für König Fritz"!

Auf Torgau's Rebenhöhen
Stehn ſechszigtauſend Mann;
Er greift mit Sturmeswehen
Mit vierzigtauſend an.
Sie können ſich nicht bergen
Trotz Schanzen und Geſchütz;
Es wirft ſie von den Bergen,
Hurrah, der König Fritz!

Er iſt ſchon längſt verſchieden
Der König, groß nnd gut,
Doch blieb in Krieg und Frieden
Sein Geiſt uns und ſein Muth.
Es tönt zu Preußens Wohle
Von ſeines Thrones Sitz
Noch heute die Parole:
Hurrah, der König Fritz!

Dr. A. Schottmüller.

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. Druck und Verlag von G. Pickethier in Berlin.
In Commiſſion der Behr'ſchen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes werden unter der Adreſſe: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuſcripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 20. Berlin, den 14. Mai 1862. **Nr. 20.**

Die Mitglieder der Genossenschaft des Johanniter-Ordens der Provinz Brandenburg und der Altmark werden ergebenst ersucht, sich **am 27. d. M. Vormittags um 11 Uhr** in Berlin im Ständehause, Spandauerstraße Nr. 59, versammeln zu wollen.

Schloß Stülpe, den 9. Mai 1862.

Der Commendator des Johanniter-Ordens
A. v. Rochow.

Leopold Schach von Wittenau, General-Major a. D. Ehrenritter seit 1834. † zu Schwedt 30. April 1862.

Die preußische Expedition in die ostasiatischen Gewässer.

Von Dr. Alfred Schottmüller.

Im December 1859 verließ die preußische Flottille, welche nach Ostasien gesandt wurde, nach den sorgfältigsten und umfassendsten Vorbereitungen die europäischen Gewässer. Sie bestand damals aus dem Schraubendampfer Arkona, der 28 Geschütze führt und zu den vortrefflichsten Corvetten gehört, die die europäische Marine aufzuweisen hat, der Segelfregatte Thetis mit 38 Geschützen, dem Schooner Frauenlob und dem Transportschiff Elbe, einem großen, mit 6 Kanonen ausgerüsteten Klipper, der eigens zu diesem Zwecke in Hamburg von der Regierung erworben worden war. Die nach der Abfahrt von England auf offener See eröffneten Papiere ergaben für Thetis, Arkona und Frauenlob zunächst die Ordre: nach Brasilien zu schiffen und in Rio Janeiro zu landen. Nachdem hier der Commodore Sundewall die ihm aufgetragenen Geschäfte mit der Krone Brasilien beendet hatte, unternahm nun die Flottille die weite Fahrt gen Osten durch das atlantische Meer südlich von Afrika und durch den indischen Ocean nach Hinter-Indien, wo die Arkona trotz aller Capstürme bereits nach zweiundfünfzigtägiger Reise in Singapore an der Südspitze der Halbinsel Malacca vor Anker ging. Acht Tage später langten auch die Thetis und Frauenlob wohlbehalten an. Hier bestieg auch der Gesandte der Expedition, Graf Eulenburg, ein Johanniterritter, die Arkona, die Elbe schloß sich an, und die Schiffe nahmen ihren Kurs auf Japan, wo der erste Handelsvertrag abgeschlossen werden sollte. Unterweges forderte ein furchtbarer Typhoon den Schooner Frauenlob als Opfer, während die andern Schiffe glücklich in Jakuhama landeten. Nach endlosen Schwierigkeiten und mannigfachen, zum Theil sehr ernsten Demonstrationen gelang es der unerschütterlichen Beharrlichkeit und Ausdauer des Gesandten, den zähen Widerstand der fremdenfeindlichen Partei am kaiserlichen Hofe zu brechen und die japanesische Regierung zu einem für beide Theile vortheilhaften Vertrage zu bewegen, der am 26. Januar 1861 feierlichst unterzeichnet wurde, und der den Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen dieselben Rechte und dieselbe Handelsfreiheit zugesteht, wie den bisher dort am meisten begünstigten Nationen, den Britten, Portugiesen und Holländern. Es gelang ferner dem Gesandten, dasselbe glückliche Ziel in einem mit dem Kaiserreich China abgeschlossenen Vertrage zu erreichen; nur das Recht, einen bleibenden Gesandten in Pecking zu halten, wurde hartnäckig verweigert, eine Vergünstigung, welche vorläufig jedenfalls nur auf dem Papiere vorhanden sein würde. Ein ähnlicher Vertrag ward noch mit dem Kaiser von Siam in Hinter-Indien abgeschlossen, worauf sich die Schiffe auf den Heimweg begaben, und man wird ihrem Eintreffen innerhalb weniger Wochen entgegen sehen können.

So sind denn die Zwecke der Expedition völlig erreicht, und es lohnt sich der Mühe, diese erste bedeutende Unternehmung Preußens zur See von umfassenderen Gesichtspunkten aus in's Auge zu fassen, um ihre Bedeutung und ihren Werth in das rechte Licht zu stellen. Demjenigen, welcher die Ereignisse des Tages einzeln und ohne Zusammenhang betrachtet, mögen die Erfolge unserer Marine immerhin unbedeutend und als nur einzelnen Handeltreibenden Nutzen bringend erscheinen; der freiere Blick, der alles, was in die Erscheinung und in's Leben tritt, in organischem Wachsthum erblickt und nach der innern Berechtigung betrachtet, wird ohne Mühe sich überzeugen, daß nicht augenblicklicher Einfall oder willkürliches Experimentiren den Plan zur ostasiatischen Expedition eingegeben hat, sondern daß derselbe zeitgemäß und die Ausführung derselben nicht nur nützlich, sondern auch gewissermaßen nothwendig war. Dazu bedarf es freilich eines Rückblicks auf die innere und äußere Entwickelung unseres

Staates, und wir müssen Jahrhunderte im Fluge vor unserm geistigen Auge vorübergehen lassen.

Ein Blick auf die Weltgeschichte lehrt uns, daß die Völker aus kleinen Stämmen theils organisch erwachsen, theils durch Vereinigung und Vermischung mit mehr oder weniger verwandten Völkerbestandtheilen langsam und Anfangs unbeachtet sich vermehren, und daß sie Jahrhunderte stillen Schaffens und wiederum lange Perioden innerer Kämpfe durchzumachen haben, bevor sie so erstarken, bevor ihre Volksindividualität so festen Kern gewinnt und so weit ausgeprägt ist, daß sie auf die Verhältnisse der domicirenden Culturvölker wesentlich einzuwirken im Stande sind und somit für die Weltgeschichte von Interesse zu sein vermögen. Preußen ist in dieser Beziehung noch ein junger Staat. Die ersten Anläufe zu einer großen selbstständigen Politik, d. h. zum entscheidenden Eingreifen in die europäischen Verhältnisse, nahm es unter dem großen Kurfürsten, der von diesem Gesichtspunkte aus an der Grenze zweier grundverschiedenen Perioden steht, als letzter Kurfürst und als erster Monarch Preußens. Aber die Versuche, die er machte, Frankreich und Schweden gegenüber selbstständig aufzutreten, mißlangen noch größtentheils trotz aller militärischen Erfolge und trotz des hohen Waffenruhms, den sich Kurbrandenburg's Krieger in allen Weltgegenden, wohin sie Friedrich Wilhelm sandte, erwarben. Erst Friedrich der Große, der Erbe der Ideen seines erhabenen Ahnherrn und sein furchtbarer Rächer, änderte die Stellung Preußens zu den Großmächten Europa's; es hörte auf, nur als Faktor des deutschen Reiches zu gelten; er löste die Fesseln der Hörigkeit, die es an das Haus Habsburg knüpften; er machte es politisch mündig und frei und stellte es auf eigene Füße. In drei ruhmvollen Kriegen bewährte er diese Ansprüche als Großmacht, wie einst das Volk der Römer, nachdem es in sich stark geworden war, und sich mit Italien in Krieg und Frieden amalgamirt hatte, durch die drei punischen Kriege seine Ansprüche als Großmacht in der alten Welt erobert und vertheidigt hatte. Der preußische Staat erwuchs so mit scharf ausgeprägtem Charakter innerhalb genau begrenzter Bahnen, und es war fernerhin ihm nicht mehr möglich, den Forderungen, welche an ihn gestellt wurden, aus dem Wege zu gehen, oder die Aufgaben, welche an ihn herantraten, zu vermeiden, ohne im Großen und Ganzen seine organische Entwickelung zu hemmen und seine Lebenskraft und Lebensdauer auf's Aeußerste zu gefährden. Auch die innere Entwickelung und ihr Gang war im Allgemeinen klar vorgezeichnet und mußte der veränderten Stellung des Staates gemäße Bahnen einschlagen. Schon in früheren Jahrhunderten hatten Ackerbau und Gewerbe in Flor gestanden: der zähe Sinn unseres Volkes hatte weder durch die Drangsale langjähriger Kriege in seiner Thatkraft gebrochen, noch durch die Hindernisse eines großentheils sandigen und unfruchtbaren Bodens gehemmt werden können. Sobald nur einigermaßen Ruhe im Lande herrschte, blühten neue Städte und Dörfer auf und die Natur- und Kunstprodukte des Landes wurden bereits unter dem großen Kurfürsten weithin ausgeführt, aber die Versuche, Preußen bedeutenderen Theil am Welthandel nehmen zu lassen, schlugen trotz der Errichtung einer Flotte und der Gründung der afrikanischen Handelsgesellschaft noch fehl, weil der inländische Handel noch zu unbedeutend war, und aus Mangel hinreichender Verkehrsstraßen, sowie in Folge der vielfach hemmenden Provinzialzölle und der vereinzelten Lage der Landestheile darniederlag. So blieb es im Wesentlichen dabei, daß fremde Handelskräfte den preußischen Verkehr mit auswärtigen Völkern vermittelten, und so blieb das Volk trotz seiner Betriebsamkeit verhältnißmäßig arm; es erwarb, was es zum Leben brauchte, aber es häufte keine Reichthümer auf, wie England und Holland. Erst Friedrich der Große, dem Preußen seine Stellung als Großmacht verdankt, führte es auch auf der Bahn der innern Entwicklung wesentlich weiter und schuf neue Erwerbsquellen. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

IV.

Etliche Jahre sind verflossen seit Wenzel Neumann also schied von der Geliebten seiner Jugend. Der junge Mann war völlig verändert seit jener Abschiedsstunde, der Kanzler von Küstrin konnte zufrieden sein mit dem Sohne, welcher ernst, diensteifrig und ehrgeizig, sich ganz als einen Mann der Neuzeit, als einen Sohn Franz Neumann's zeigte. An demselben Tage gerade, an welchem Fräulein Joachima Tugendreich auf einem Lebusischen Rittersitz der Burgsdorfe die Freifrau von Hrzan-Harras wurde, hatte der Kanzler seinen Sohn zu einem der geheimen Schreiber des Markgrafen Hans ernannt. In diesen Jahren hatte der Hammer der Neuzeit, hatte Franz Neumann sein finsteres Werk gegen die Balley rastlos fortgesetzt, und der Sohn war des Vaters rechte Hand gewesen.

Durch das berühmte Abkommen vom Dienstag nach Michaelis 1544, das Hauptwerk des Kanzlers von Küstrin, hatte die Balley fast alle politische Selbstständigkeit verloren, sie war unter die Vormundschaft des Markgrafen Hans und seines Kanzlers gerathen, welche ihre Macht ohne viele Umstände zu ihrem Besten benutzten und dem Herrenmeister kaum noch einen Schatten der früheren Bedeutung ließen. Das war dem Herrenmeister Joachim von Arnim unerträglich gewesen, schon nach Jahresfrist hatte er abgedankt, und durch des Kanzlers Einfluß war Thomas Runge, ein ehrlicher und tapferer Pommer aus einem alten, aber nicht mächtigen Adelsgeschlecht, zum Herrenmeister gewählt worden. Erst unter der Regierung dieses Herrenmeisters hatte der Kanzler, der sich an der Spitze der markgräflichen Truppen auf mehreren Kriegszügen zu dem Ruhme des Staatsmannes auch den Kranz des Kriegers erworben hatte und Commendator von Schievelbein geworden war, den ehrgeizigen Plan gefaßt, Herrenmeister von Sonnenburg zu werden, einen Plan, den wir ihn vor seinem Sohne im Beginne dieser Erzählung offen bekennen hörten. Der Kanzler von Küstrin hatte ein feines Spiel gespielt, er hatte seinen Herrn, den Markgrafen Hans, für diesen Plan gewonnen, indem er dem ehrgeizigen, machtdurstigen und vergrößerungslustigen Fürsten die Vortheile zeigte, die ihm ohne Widerstand von Seiten des Ordens zufallen müßten, wenn sein Kanzler

auf dem Stuhle des Meisters säße, zu gleicher Zeit aber hatte er den Johannitern, namentlich den Commendatoren, in kleinen Dingen eine solche Gefälligkeit, Freundlichkeit und selbst Freundschaft bewiesen, daß sein Einfluß täglich wuchs bei ihnen und kaum Einer, der vielleicht schärfer blickte, den Feind des Ordens in ihm sah. Man gewöhnte sich daran, das Andringen auf Abtretungen oder Vertauschungen von Ordensgütern, was eigentlich ein unaufhörliches war, dem Markgrafen Hans, die milde Form, in der es geschah, die kleinen Vortheile, die den Einzelnen zufielen bei dem Verlust, den die Gemeinschaft litt, dem Kanzler zuzuschreiben. Uebrigens leistete der Orden kaum noch Widerstand, nur einmal hatte er, aber vergeblich, wie wir schon aus unserer Erzählung wissen, Hülfe beim Churfürsten in Berlin gesucht. Gewiß hätte der Kanzler von Küstrin schon früher den Herrenmeister-Stuhl bestiegen, wenn Thomas Runge früher gestorben wäre. Denn als der alte Herr, der während seiner fast zwanzigjährigen Ordensregierung herzlich wenig gethan, aber desto mehr gelitten hatte, auf dem Meisterschlosse zu Sonnenburg am 8. März 1564 mit Tode abging, da sendete Markgraf Hans zu dem von der Ordensregierung ausgeschriebenen Capitel seinen Marschall Joachim von Seggenden, den Doctor beider Rechte Hieronymus Birkholz, endlich als Dritten seinen Kanzler und Rath Hyppolitus Hildesheim, welche in seinem Namen zwei Candidaten zur Herrenmeisterwürde vorschlugen, den Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg nämlich, seinen Neffen, und den Commendator Franz Neumann, seinen Kanzler. Die Commendatore wiesen zunächst einen Abgesandten der Herzöge in Pommern, den Hauptmann Balthasar von Wolde, welcher im Namen seiner Herren den Kanzler Martin von Wedell zum Herrenmeister vorschlug, als nicht berechtigt zu solchem Vorschlage, ab, und wählten dann „nach hergebrachtem, altem Gebrauch, Gewohnheit und zufolge dem Stabiliment des ritterlichen Ordens, laut freier Wahl, die Person, welche sie nützlich und tauglich erachteten."

Diese Person war der Kanzler von Küstrin, war Franz Neumann, der Todfeind des Ordens.

Die Commendatoren hatten offenbar gar keine Ahnung von der Bedeutung dieser Wahl. Das Ordensschifflein schwankte bedenklich auf den hochgehenden Wogen der Zeit, ringsum Verwirrung und Drohung, sie glaubten die rettende Hand, die ihnen der Markgraf in der Person seines Kanzlers bot, ergreifen zu müssen. Der Kanzler hatte sich ihnen Allen freundlich erzeigt.

Markgraf Hans bestätigte sofort die Herrenmeisterwahl, die feierliche Installation erfolgte, und der Groß-Prior von Deutschland, der Johanniter-Meister Georg Bombast von Hohenheim, beiläufig bemerkt ein Bruder des berühmten Arztes und Theumaturgen Theophrast Aureolus Bombast von Hohenheim, der sich Paracelsus nannte, confirmirte die Herrenmeisterwahl der Balley gegen die herkömmliche Zahlung von zweihundert Thalern.

Neumann und Neuzeit hatten's gewonnen, der nichtadelige Sohn nichtadeliger Aeltern saß auf einem der vornehmsten Adelssitze Deutschlands, war Haupt eines Ritterordens, der in der Würde fürstengleiche Herrenmeister der Balley Brandenburg. Man hatte einem Ritterorden ein Haupt gegeben, ohne auch nur nach dem Geburtsstande desselben zu fragen.

Neumann und Neuzeit und hinter ihnen Markgraf Hans hatten's erreicht über die alte Zeit, über den Adel und über den ritterlichen Orden, und dennoch hatten sie in der Wahrheit nichts, als nur wenig erreicht, sie hatten einen Kampf begonnen mit drei Mächten der Erhaltung, sie hatten über dieselben einen Sieg erfochten und durften sich dessen rühmen, aber sie hatten dieselben nicht besiegt — der Adel hat sich darnach doch wieder befestigt, die ritterliche Balley blüht noch heute, und nach Franz Neumann hat nie wieder ein Nichtadeliger auf dem Stuhl des Herrenmeisters gesessen. Die damals so siegreich daherstürmende Neuzeit hat nur die Form zu wandeln vermocht, dem Wesen konnte sie wenig anhaben.

Für den Markgrafen Hans und für Franz Neumann kam rasch die Enttäuschung. Wir finden den Herrenmeister von Brandenburg auf dem schönen Ordensschlosse zu Sonnenburg, wir erkennen in ihm den Mann kaum noch, den wir wenige Jahre zuvor noch im Küstriner Schlosse, so herrschend und stolz im Wesen, so männlich schön noch in der äußeren Erscheinung fanden, hier liegt ein alter Mann mit gebeugtem Nacken, ein Greis mit grauem Haar und tiefgefurchtem Antlitz in dem hohen Sessel. Das schwarze Sammetkleid, obwohl überall ausgestopft, ist ihm zu weit, und in den dunkeln Augen glüht Unmuth, Unwille und ohnmächtiger Zorn fieberhaft.

Der Herrenmeister hatte seine Strafe gefunden in dem Orden, an dem er gefrevelt; der Ehrgeiz, mit dem er gesündigt, war ihm zur Geißel geworden, der Haß, der seine Waffe geschärft, hatte diese gegen ihn selbst gekehrt.

Der Kanzler von Küstrin, der Diener des Markgrafen Hans, hatte den Herrenmeisterstuhl kaum bestiegen, als eine Aenderung in seinen Gefühlen, in seinen Ansichten, in seiner Denkweise eintrat, eine Aenderung, gegen welche er sich anfänglich sträubte, die aber trotzdem von Tage zu Tage mehr Macht über ihn gewann. Er fühlte sich nach und nach immer und immer heftiger gegen die Pläne eingenommen, die er allein seinem Herrn, dem Markgrafen, gegen den Orden eingeflößt; immer schmerzlicher drückte ihn die Ohnmacht des Ordens gegenüber der Macht des Markgrafen, er grämte sich bitter über Das, was er dem Orden ehedem angethan, er hätte gern wie ein regierender Fürst als Ordenshaupt geherrscht und sah sich nun doch in einer demüthigen Vasallenstellung; sein früherer Ehrgeiz hatte die Fesseln geschmiedet, gegen die sein Ehrgeiz jetzt knirschte und sich bäumte. Dazu kamen des Markgrafen immer dringendere Mahnungen; Markgraf Hans wollte jetzt die Pläne verwirklicht sehen, die sein ehemaliger Kanzler entworfen, zu deren Ausführung er ihn zum Herrenmeisterstuhl hatte emporsteigen lassen, und Markgraf Hans war ein unerbittlicher Mahner, ein unermüdlicher Erinnerer. Der Markgraf sollte zunächst die schönen Besitzungen des Ordens in der Niederlausitz Schenckendorf und Friedland haben; das war vorlängst zwischen den Beiden abgeredet worden, und der Herrenmeister sollte seine Commendatoren bewegen, in diese Abtretung, gegen ein scheinbares Aequivalent, zu willigen. Der Herrenmeister aber hatte seinen Sinn geändert, er wollte den Besitz des Ordens wenn

irgend möglich vergrößern, wenigstens aber erhalten, er wollte seine Macht stärken, nicht verringern, er wollte nicht in der Abhängigkeit des Markgrafen bleiben, sondern sich ihr entziehen. Der neue Ehrgeiz des Herrenmeisters setzte sich gegen die Ausführung der Pläne, welche der frühere Ehrgeiz des Kanzlers von Küstrin gegen den Orden geschmiedet.

An sich schon war die Stellung des Herrenmeisters eine höchst schwierige, denn die Güter des Ordens lagen in verschiedenen Ländern, deren Fürsten sämmtlich lüstern auf dieselben blickten; es war die Zeit, die neue Zeit, die geistliche Güter als herrenloses Gut oft genug zu betrachten pflegte; für Franz Neumann, der an dem Markgrafen Hans einen schlimmen Lehnsherrn durch seine eigene Schuld hatte, war die Stellung doppelt schwierig, dennoch faßte er den kecken Plan, diese verschiedenen beutelustigen Fürsten, Einen nach den Andern, in Schach zu halten und sich so zu salviren. (Fortsetzung folgt.)

Florence Nightingale.

Die ausgezeichnete Frau, deren Name in den letzten sieben Jahren so oft genannt worden, ist die jüngste Tochter von William Edward Nightingale. Sie wurde im Mai 1820 zu Florenz geboren und erhielt davon ihren Vornamen. Als Kind sehr intellektueller und reicher Eltern genoß sie eine vortreffliche Erziehung, und der Geist der Menschenliebe wie der Wissenschaftstrieb wurde mit großer Sorgfalt ausgebildet. Schon frühzeitig pflegte sie, was leidend war, und wußte für jedes Uebel ein Heilmittel; Bücher, welche das Elend der Menschheit schilderten, waren ihr die liebsten. Musik und Sprachen wurden emsig getrieben, sie kennt deshalb auch alle modernen Sprachen, französisch, italienisch und deutsch spricht sie so flüssig als englisch. Dazu trugen ihre Reisen bei; denn noch jung durchwanderte sie die meisten Städte des Kontinents und kam bis Egypten, sich überall und in allen Kreisen Freunde schaffend. Als Miß Nightingale in ein Alter kam, welches ihr freiere Bewegung gestattete, besuchte sie die Schulen, Hospitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten London's, und sammelte sich dabei einen reichen Schatz von Anschauungen und Kenntnissen. Im Jahre 1851, während alle Welt nach London zur Ausstellung strömte, ging sie nach Kaiserswerth an den Rhein, wo protestantische barmherzige Schwestern für die Krankenpflege erzogen werden. Drei Monate übte sie sich Tag und Nacht für diesen Beruf und kehrte dann in ihre Heimath zurück, um geduldig des Tages zu harren, wo man ihrer Hülfe bedürfen würde. Endlich nahm sie das Vorsteheramt des Sanatoriums für Governesses in London an, und vertauschte ihre angenehmen Familien-Verhältnisse mit der anstrengenden Aufgabe der Reorganisation dieses Instituts, dem sie ihre Zeit und ihr Vermögen widmete. Ihre Gesundheit litt darunter nicht weniger, und sie war noch nicht hergestellt, als der Ruf der verwundeten Krieger aus der Krim an ihr wie an das Ohr von ganz England drang. Lord Herbert, der Kriegssecretair, wandte sich an Miß Nightingale, welche die barmherzigen Schwestern auszuwählen und sich an ihre Spitze zu stellen versprach. Sie berechnete sogleich die Kosten dieses Unternehmens und schreckte nicht vor der Bezahlung zurück; auch die Verwandten steuerten bereitwillig zu dem großen Opfer bei. Am 5. November 1854 kam sie in Konstantinopel mit 37 barmherzigen Schwestern an. Sie wurden rasch nach Scutari in die Barracken-Hospitäler gebracht, wo ihrer 600 Kranke harrten, die aus der Schlacht von Inkerman kamen. Die Chirurgen konnten die Leistungen der edlen Frauen, an deren Spitze eine so erfahrene Pflegerin stand, nicht genug rühmen. Miß Nightingale stand oft zwanzig Stunden unausgesetzt, wenn neue Kranke ankamen, für deren Vertheilung, Versorgung und Verpflegung alles Nöthige anzuordnen war, und wachte bei Cholera- und Fieberkranken, ohne sich einen Augenblick Ruhe zu gönnen. Und dabei hatte sie mit einer Masse schlechter Einrichtungen zu kämpfen, in die sie eine ganz neue Ordnung bringen mußte, namentlich was die Wäsche und Küche betraf. Im Jahre 1855 langte Miß Stanley mit 50 barmherzigen Schwestern an, welche eine bessere Vertheilung der Kräfte möglich machten. Von Scutari ging die Miß nach Balaclawa, um auch dort die Hospitäler zu inspiciren und zu reorganisiren. Hier ergriff sie aber in Folge der Anstrengungen selbst das Fieber, und als sie wieder hergestellt, riethen die Aerzte dringend zu einer Reise nach England; aber sie ging nicht weiter als Scutari und kehrte noch zweimal nach der Krim zurück. Nach dem Friedensschluß kehrte Miß Nightingale nach England zurück, wo sie mit allen Ehren empfangen wurde, die ihrem verdienstvollen Wirken gebührten. Die Königin verlieh ihr ein Ordensband; England gründete einen Fonds, der ihren Namen trägt und zur Heranbildung von barmherzigen Schwestern bestimmt ist. Ihre Muße wandte die edle Frau zur Verbesserung der Zustände in den Hospitälern an und hat zu diesem Ende größere Ausarbeitungen für das Kriegs-Departement gemacht; aber weit wichtiger und in weitere Kreise dringend war ihre schriftstellerische Thätigkeit, aus der zwei Werke: „Notes on Hospitals“ und „Notes on Nursing“ hervorgegangen. Von letzterem Werke, das die ganze Krankenpflege umfaßt, für sie ganz neue Gesichtspunkte aufstellt, und eine wirklich großartige Reorganisation derselben hervorrufen muß, sind in England 100,000 Exemplare verkauft worden. Auch Deutschland hat sich des trefflichen Werkes in einer Uebersetzung (Leipzig. Brockhaus, 1861) bemächtigt, die wir schon zu verschiedenen Malen dringend als Hausbuch aller Familien empfohlen. Die Persönlichkeit von Miß Nightingale wird als eine unendlich liebenswürdige, den wohlthuendsten Eindruck machende geschildert, echte Weiblichkeit mit männlichem Ernst und männlicher Energie verbindend. Nur diese Vereinigung von Eigenschaften konnte sie zur Wohlthäterin der Menschheit machen. („Ueber Land und Meer“ Allg. Illustr.-Ztg.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 21. **Berlin, den 21. Mai 1862.** **Nr. 21.**

Carl Bernhard Max Freiherr v. Meusebach, Geheimer Regierungs-Rath und Minister-Resident. Rechtsritter seit 1860. † zu Halle a. d. Saale 10. Mai 1862.

Die preußische Expedition in die ostasiatischen Gewässer.

Von Dr. Alfred Schottmüller.

(Schluß.)

Mit dem genialen Blick, der das, was die Zeitverhältnisse und der veränderte Charakter der Nation gebieterisch fordern, richtig zu erkennen weiß, hob Friedrich II. nicht nur die Cultur des Landes durch Urbarmachung wüster Strecken, und schützte den Grundbesitz durch die Einrichtung landwirthschaftlicher Credit-Institute, sondern legte auch neue Fabriken und Manufakturen an, oder begünstigte die Anlage derselben, so daß man im Jahre 1773 bereits 264 solcher neubegründeten Bauten zählte. Er ließ den Plauen'schen, Finower und Bromberger Kanal graben und war der Urheber des jetzt so wichtigen Swinemünder Hafens. So öffnete er dem Staate neue bedeutende Quellen des Nationalreichthums, und dies war nach der vorhergegangenen Entwicklung Preußens eine Nothwendigkeit geworden. Ein kleiner Staat mag immerhin zufrieden in sich selbst und mit seinem Erwerb im harmlosen Genusse dahinleben; wenn aber Preußen seine Stellung behaupten wollte, mußten alle Sehnen angespannt und alle Kräfte des Staates in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden. Dies geschah, und als dann seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts die Dampfkraft ihre ungeheure und in ihren letzten Zielen noch heute nicht zu berechnende Revolution auf dem industriellen Gebiete begann, da war Preußen einer der ersten Staaten auf dem Continente, der vermöge seiner vorgeschrittenen Entwickelung im Stande war, die neue Zeit zu begreifen und von den großartigen Erfindungen seiner Nachbarn einen ihm selbst heilsamen und vortheilhaften Gebrauch zu machen, und unser Fabrikwesen entwickelte sich seitdem in naturgemäßer und dem Nationalwohl nützlicher Weise. Dieselbe Kraft aber, die tausend und aber tausend Fabriken in Bewegung setzte, schuf auch die Mittel und Wege eines ungeahnten Verkehrs, der in frühern Zeiten durch die natürliche Beschaffenheit unsres Landes erschwert und zum Theil gänzlich gehemmt wurde, der aber jetzt den Werth des Grundbesitzes vielfach verdoppelt hat und allen Schichten der Bevölkerung in gleicher Weise zu Nutze kommt. Nachdem sich so der Verkehr im Innern des Landes gehoben hatte, und die ehemaligen Krämer zum großen Theil Kaufleute geworden waren, brachte es die Erwerbung großer Handelsstädte wie Köln und Danzig und die Verbindung, in die Preußen durch die Eisenbahnen mit andern Völkern getreten war, mit sich, daß auch der Handel nach dem Auslande immer größere Dimensionen annahm und immer einflußreicher auf das ganze Volk wurde; hieraus folgte dann die Nothwendigkeit, daß sich der Gesichtskreis der Nation in merkantilischer Beziehung erweiterte, und dieser Fortschritt übte von Neuem nicht nur auf den eigentlichen Handelsstand, sondern auf alle Stände und namentlich auf den gesammten Grundbesitz den gewichtigsten Einfluß aus: der Gutsherr vermochte es, mit sorgsamer Beachtung der Conjuncturen an den ausländischen Stapelplätzen und Börsen den Ertrag seines Bodens wesentlich zu vermehren. So gestalteten sich denn alle Verhältnisse binnen wenigen Jahrzehnten gänzlich um; Preußen trat, durch die Nothwendigkeit getrieben, aus seiner Abgeschlossenheit und Isolirtheit heraus, und der preußische Handel ward ein integrirender Theil des Welthandels. Es ist nicht die eigentliche und Hauptaufgabe der Geschichte, zu richten und Vortheil und Nachtheil der einzelnen Richtungen der Völker und Jahrhunderte abwägend zu vergleichen; es genügt, die Thatsachen zu constatiren und damit ihre Folgen und die Nothwendigkeit derselben anzuerkennen. Und das ist auch hier nothwendig. Preußische Schiffe suchen die entlegensten Länder auf und vermitteln den Verkehr mit dem Vaterlande; die Produkte, die sie bringen, gehören nur für den Augenblick dem Kaufherrn; er ist nur der Wechsler, der Tauschvermittler, in Wahrheit gehören die Waaren dem Lande, das sie braucht und von ihnen Nutzen zieht. Deshalb ist es die Pflicht des Staates, diesen Handel, der den Unterthanen Vortheile gewährt, ihre Bedürfnisse befriedigt, den Verkehr vermehrt und so den Nationalreichthum erhöht, zu schützen, und es ist ein hohes Lob für die Geschichte der preußischen Verwaltung, daß sie zu allen Zeiten Schritt vor Schritt den Bedürfnissen in dieser Beziehung Genüge geleistet hat. Es ist hier an die Auf-

hebung der Provinzialzölle, die Errichtung des Zollvereins und den Abschluß vieler Handelsverträge zu erinnern.

Bei jedem neuen Fortschritt des Handels hat sie die Consulate vermehrt und neue Unternehmungen zu fördern gesucht. Aber eine Handelsflotte bedarf noch mächtigeren Schutzes, als den die Consuln zu verleihen vermögen, und Preußen, welchem, abgesehen von seiner langhingestreckten Küste, die Aufgabe zufiel, den gesammten deutschen Handel, der augenblicklich durch die zweitgrößte Handelsflotte Europa's vertreten wird, zu schirmen, legte, wiederum der geschichtlichen Entwickelung gemäß und folgerecht, indem es den Zeitverhältnissen Rechnung trug, den Grund zu einer Kriegsflotte, die, so gering sie noch scheinen mag, doch binnen kürzester Frist hinreichend stark sein wird, Seemächten zweiten Ranges Widerstand zu leisten und die Ostseeküste gegen feindliche Landungen zu vertheidigen. Ein bedeutender Theil dieser Flotte hat jetzt auf der ostasiatischen Expedition seine ersten Erfahrungen gesammelt und seine Tüchtigkeit bewährt; die Mannschaften derselben haben treffliche Gelegenheit gefunden, sich zu üben und in Wetter und Wind in den verschiedensten Meeren ihre Kraft zu erproben; Thetis und Arkona haben zuerst im Canal, dann südlich vom Cap gewaltige Stürme überstanden; die Arkona hat später einen Typhoon südlich von Japan und auf der Rückkehr nach China in Begleitung der Elbe im Busen von Petschili einen der berüchtigten Sandstürme Angesichts der gefährlichsten Klippen durchgemacht; Schiffe und Mannschaft haben gezeigt, daß die preußische Marine von denen anderer Nationen nur noch in numerischer Beziehung übertroffen werde; und so sehr auch der Verlust des Frauenlob, mit dem so manche tüchtige, jugendliche Kraft zu Grunde gegangen ist, schmerzen mag, so darf dies doch kein Bedenken verursachen; die Engländer haben in demselben Meere binnen kurzer Zeit zwei und die Franzosen gar vier Kriegsschiffe eingebüßt. Unsere heimkehrenden „Argonauten", die zuerst die preußische Staatsflagge sich im großen Ocean spiegeln ließen, haben sich den Dank des Vaterlandes erworben.

Die Expedition hat ferner wesentliche Verdienste sich erworben dadurch, daß sie den Zeitansprüchen und dem Aufblühen unseres Handels gemäß, demselben neue Ziele gewiesen, neue Absatzquellen für die Produkte unserer Gewerbe und Fabriken geschaffen hat. Thee, Seide, Baumwollenzeuge, Porzellan und unzählige andere Gegenstände japanesischer und chinesischer Cultur werden direkt auf unsere Märkte kommen; wir werden auch in Bezug auf den Handel nicht mehr von fremden Nationen abhängig sein, sondern auch hier auf eigenen Füßen stehen. Vielleicht bereits in wenigen Jahren werden die Erzeugnisse unserer Eisen- und Stahlfabriken, unserer Wollmanufakturen u. s. w. an Asiens entlegensten Küsten eingebürgert sein und die vortheilhaften Folgen der Unternehmung auch dem Ungläubigen darthun.

Es sind endlich Staatsverträge abgeschlossen worden, welche segensreichen Erfolg haben werden*). Die Unterthanen unserer Krone werden, zweitausend Meilen von der Heimath entfernt, nicht mehr rechtlos sein. Schon kennt und achtet man im Osten Asiens das Banner der Hohenzollern, und schon hat die preußische Flagge, die vom Gesandtschaftspalaste in Jakuhama weht, den gesammten Europäern in jener Stadt Schutz geboten und Hülfe verbürgt. Als nach der Ermordung des nordamerikanischen Dolmetschers die höchste Aufregung herrschte und der japanische Pöbel Anstalten machte, über die Fremden herzufallen, war es allein die Energie des preußischen Gesandten, die, trotz der Ohnmacht der einheimischen Regierung, die Ruhe aufrecht erhielt, indem derselbe 100 bewaffnete Matrosen und 200 Seesoldaten landen, die Boote bemannen und die Breitseiten der Schiffe mit den geladenen Kanonen gegen die Stadt richten ließ. Man wird dort die preußische Drohung, bei der geringsten Feindseligkeit die Stadt in Grund und Boden zu schießen, nicht so leicht aus dem Gedächtniß verlieren.

Dies sind zunächst die äußeren, sichtbaren Ergebnisse der Expedition. Wir haben oben gesehen, wie diese selbst in der Entwickelung unserer handelspolitischen Verhältnisse ihren Grund hatte, und dann gezeigt, wie die beabsichtigten Zwecke erreicht wurden; es sei uns gestattet, jetzt noch auf einige ferner liegende, aber nicht unwichtigere Gesichtspunkte aufmerksam zu machen.

Was zunächst die moralischen Wirkungen der Expedition betrifft, so kann es nicht entgehen, wie Muth und Selbstvertrauen unserer Marine gehoben werden muß; Erfahrung verleiht stets Selbstvertrauen und dieser moralische Erfolg ist vielleicht eben so viel werth als der Inhalt der Erfahrungen selbst. Diese Resultate bleiben aber nicht auf die Theilnehmer der Expedition beschränkt; die Zurückgebliebenen werden sich bestreben, von Jenen zu lernen und im Wetteifer bemüht sein, sich auf andere Weise die Vorzüge, welche Jene sich erworben, zu ersetzen: so kommt denn die Unternehmung der Gesammtheit zu Gute. Aber dieser wohlthätige Einfluß erstreckt sich nicht blos auf die Marine: das Volk wird Vertrauen zu dieser jungen Staatseinrichtung fassen, die ihm bisher noch ziemlich fremd erschienen ist; das allgemeine Interesse daran wird sich vermehren und damit der Wille, für die Hebung derselben auf Verlangen der Regierung Opfer zu bringen. Die fremden Völker endlich werden Achtung bekommen vor der Thatkraft der Nation auch auf diesem Gebiete, das sie, trotzdem es ihr bisher unbekannt war und fern zu liegan schien, muthig und energisch betritt, sobald es die Nothwendigkeit erheischt. Man hat, besonders in früheren Zeiten, an der russischen Verwaltung die eiserne Beharrlichkeit bewundert, mit der dieselbe das befohlene Soll und Muß durchzusetzen gewohnt war; man wird den innern Werth, den die Macht des moralischen „Muß" jetzt in Preußens Seewesen eben so bewährt, wie seit Jahrhunderten in dem Heere des Landes, noch höher schätzen müssen.

Es ist hierauf der Fortschritt zu erwähnen, den die Verbreitung des Christenthums und der Cultur in Ostasien durch eine bleibende Verbindung mit unserm Lande zweifelsohne machen wird. Wir werden dort nicht nur die Erzeugnisse unseres Gewerbfleißes und unsrer Fabriken einführen, nicht nur die Güter und Annehmlichkeiten äußer-

*) Mit großer Freude berichtigen wir einen oben begangenen Irrthum: Die Energie des Grafen Eulenburg hat schließlich von der chinesischen Regierung auch die Berechtigung erlangt, einen preußischen Gesandten in Peking residiren zu lassen.

licher Civiliſation dort acclimatiſiren, welche ohne Uebertragung höherer Geſittung und der Religion den Völkern fremder Erdtheile weniger zum Nutzen als zum Verderben gereichen. Der Handel iſt nicht die einzige Aufgabe, die die europäiſche Cultur in jene Gegenden treibt: es ſind höhere, edlere Ziele. Schon jetzt ſind preußiſche Miſſionäre dort thätig, ſchon hat preußiſche Mildthätigkeit dort einzelne, wenn auch noch viel zu wenige Anſtalten geſtiftet, die das Elend der Völker zu lindern bemüht ſind. Dahin gehört das Findelhaus in Hongkong, welches ſo viel als möglich den dort graſſirenden Kindermord zu beſeitigen ſtrebt. Eines der Mitglieder der preußiſchen Expedition erkannte in einem der Beamten deſſelben den ehemaligen Diener eines hieſigen Geiſtlichen, den er ſich erinnerte, als Knabe in dem Hauſe deſſelben geſehen zu haben, und fand in einem Saale des Hauſes die Bilder von drei Berliner Damen, welche der Anſtalt ſeit Jahren bedeutende Unterſtützung zukommen ließen. Aber noch iſt viel zu thun, um nur zunächſt Kirchen für die dort weilenden Europäer anzulegen, Krankenanſtalten und Lazarethe zu begründen, wo der kranke und ſieche Chriſt, fern von den Seinen, theilnehmende Pflege und liebevolle Sorge für Körper und Geiſt finden kann. Der barmherzige Sinn, der wahrhaft gebildete Völker kennzeichnet, wird auch bei uns nicht ermangeln, Mittel zur Ausführung dieſer neugeſtellten Aufgabe zu finden.

Nicht minder wichtig erſcheint die Expedition in Bezug auf die Wiſſenſchaft. Eine naturwiſſenſchaftliche Abtheilung hat an derſelben Theil genommen, und bereits vor Monaten ſind große Sendungen oſtaſiatiſcher Gewächſe hier eingetroffen, welche dem Königlichen botaniſchen Garten übergeben worden ſind; außerdem melden die Briefe unſerer Reiſenden von großen Sammlungen auf zoologiſchem und botaniſchem Gebiete, die mit denſelben hier anlangen werden. Selbſt die Landwirthſchaft iſt nicht leer ausgegangen, und ſchon werden dem Vernehmen nach Vorbereitungen zu Acclimatiſationsverſuchen mit verſchiedenen Fruchtarten getroffen. Eben ſo gewinnreich wird die nähere Verbindung mit jenen Gegenden auf die Geſchichte und Sprachwiſſenſchaft wirken müſſen. Es eröffnen ſich hier Ausſichten auf Entdeckungen im großartigſten Maßſtabe. Durch Verträge wird dem Gelehrten der Aufenthalt in ganz China und an gewiſſen Punkten in Japan geſtattet und ſomit die Möglichkeit eingehender Erforſchung der Culturzuſtände, Geſchichte und Sprachen jener Länder geboten. Der Bann, welcher den Europäer bis jetzt von den uralten Culturkreiſen der mongoliſchen Race faſt völlig fern hielt, iſt gelöſt und hierin Gelegenheit geboten, das bisherige größte Räthſel der Geſchichte zu löſen. Die Tradition der Chineſen iſt, wie das Volk ſelbſt, uralt, und ſo ſehr ſie durch Sage und ſpätere ſonnene Fabeln getrübt und gefälſcht ſein mag, wird ſie doch der eindringlichen Kritik unſerer Forſcher die Mittel bieten, Jahrtauſende hiſtoriſchen Dunkels in Oſtaſien aufzuhellen und die Entwickelung von Lebens- und Bildungsverhältniſſen zu begreifen, welche bisher völlig abnorm und unerklärlich erſchienen. Man erinnere ſich in dieſer Beziehung an die wiſſenſchaftlichen Reſultate der Unterwerfung Oſtindiens durch die Engländer und die Sanskritforſchungen. Dieſelben gaben Veranlaſſung zur Entdeckung des Zuſammenhanges indiſcher und europäiſcher Völker; die Würdigung des indo-germaniſchen Völkercomplexes als eines in Urzeiten einheitlichen Volkes hat die Wiſſenſchaft der Sprachvergleichung aus ſich geboren, die trotz ihrer Jugend und ihrer daraus entſpringenden methodiſchen Unſicherheit die Geſchichte der Menſchheit bereits um Jahrtauſende rückwärts vermehrt hat und durch die vergleichende Zuſammenſtellung von Wörtern und Wörterklaſſen den Einblick in längſt vergangene Culturzuſtände geöffnet, von deren einſtigem uralten Vorhandenſein ſelbſt die älteſte ſchriftliche Tradition nichts mehr wußte und ahnte. Wenn nun ſchon die wiſſenſchaftliche Forſchung aus der Vergleichung verſchiedener Völker deſſelben indo-germaniſchen Stammes ſo weit zurückliegende Epochen zu erkennen und zu charakteriſiren vermochte, welche Reſultate laſſen ſich da nicht als Ergebniß aus dem wiſſenſchaftlichen Erforſchen der mongoliſchen Race und ihrer Vergleichung und Zuſammenſtellung mit der kaukaſiſchen, deren Glieder die europäiſchen und weſtaſiatiſchen Völker ſind, erwarten! Je verſchiedener die Völker-Individualitäten erſcheinen, deſto größere Hoffnung gewähren ſie, die Urtypen der Menſchheit annähernd begreifen zu können und in den verſchiedenſten Geſtaltungen das Urſprüngliche und Gemeinſame, in der hiſtoriſchen Bewegung und Entwickelung das Bleibende zu erkennen. Und um endlich in dieſer Beziehung noch einen Punkt hervorzuheben, der gerade in Bezug auf den deutſchen Charakter von hoher Wichtigkeit erſcheint, ſo mag hier noch darauf hingewieſen werden, wie der erweiterte Geſichtskreis der Wiſſenſchaften ſtets belebend und anregend auf dieſelben zu wirken pflegt: neue Stoffe erwecken neue Ideen, und hier mehr als auf einem andern Gebiete gilt der Spruch des Dichters: „es wächſt der Menſch mit ſeinen höhern Zwecken.“

Der Kanzler von Küſtrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortſetzung.)

Neumann's Pläne, die wohl überlegt waren und auch durch gewandte Unterhändler unterſtützt wurden, kamen aber nicht vorwärts, denn ſein gefährlichſter Gegner, ſein früherer Herr, Markgraf Hans, war ihm zu nahe und ſchöpfte zu früh Verdacht, und der Orden, der ihm ſelbſt in ſeiner damaligen Verfaſſung noch eine mächtige Hülfe hätte bieten können, zeigte ſich plötzlich von einem tiefen Mißtrauen gegen den Meiſter erfüllt. Die Verhandlungen Neumann's mit den verſchiedenen Höfen waren den Rittern bekannt geworden, da ſie aber Ziel und Zweck derſelben nicht kannten, ſo fürchteten ſie, daß der frühere Fürſtendiener, der ehemalige Kanzler des Markgrafen Hans, alle Güter des Ordens an die Fürſten bringen wolle. Alſo ſah ſich denn der Herrenmeiſter rings von Feinden umgeben, gegen deren Macht er vergeblich rang und umſonſt alle Mittel ſeiner Erfahrung und ſeines verſchlagenen Geiſtes anſtrengte.

Nicht muthlos, ſondern gereizt im Gefühl ſeiner Schwäche und verdrießlich über den langſamen Gang der Verhandlungen, lag der Herrenmeiſter in ſeinem Stuhl, er hörte den Vortrag eines ſchlanken, jungen Mannes,

der an einem Nebentisch mit Papieren saß und über den Inhalt verschiedener Schreiben berichtete; es waren keine Dinge von besonderem Belang, der Herrenmeister hörte kaum darauf hin. Der junge Mann, der geheime Secretair Christoph von Döberitz, welchem Franz Neumann seine jüngste Tochter zur Gemahlin gegeben, erhub sich endlich und fragte ehrerbietig, ob der Herr Vater noch etwas zu befehlen habe.

„Schickt mir meinen Sohn Wenzel!" befahl Franz Neumann unwirsch und winkte kurz mit der Hand zum Abschied.

Wenzel Neumann war am Tage vorher erst, nach langer Abwesenheit, von Prag zurückgekehrt, wohin er bald nach der Herrenmeisterwahl seines Vaters in dessen Aufträgen gereist.

Wir sehen zum andern Male den Sohn in das Gemach des Vaters treten, dieses Mal in das fürstliche Wohngemach des hochwürdigsten Herrenmeisters von Sonnenburg; fanden wir vorher den Vater stark verändert und unverhältnißmäßig gealtert in den wenigen Jahren, so ist es bei dem Sohne in noch weit größerem Maaße der Fall. Es ist die Veränderung so groß, daß sie selbst dem Vater, dem Herrenmeister so auffällt, daß er eine ziemliche Weile wehmüthig auf den Sohn blickt, der, noch lange nicht dreißig Jahr alt, fast wie ein Greis aussieht.

Wenzel Neumann trägt sich ganz schwarz, und sein gelblich bleiches Antlitz, die tiefgefurchte, bis hoch hinauf kahle Stirn, die welken Wangen, die gebeugte Haltung der zum Erschrecken abgemagerten Gestalt würden auf eine Krankheit schließen lassen, wenn nicht um den Mund ein kräftig energischer Zug sich bemerkbar gemacht, in den kleinen dunklen Augen nicht ein Feuer gelodert hätte, welches jeden Gedanken an Krankheit verscheuchte. Wenzel Neumann war nicht krank, er war nur alt geworden, gealtert unter Arbeiten, Studien, Anstrengungen, zu denen ihn ein rastloser Ehrgeiz unaufhörlich gestachelt; ein Ehrgeiz, der keine Linderung und Läuterung in einem erhabenen Ziel fand, der ihn unerbittlich, weil er ganz selbstisch war, vorwärts trieb und ihm nimmer Rast zum Ruhen, kaum zum Nachdenken gönnte.

Seit der junge Mann an jenem Morgen in Küstrin seine Liebe zu Joachima Tugendreich von Burgsdorf in Trümmer brechen sah, hatte kein Lächeln seine starren Züge wieder belebt; es war aber nicht der Schmerz um die verlorene Jugendliebe, der ihm die eigene Jugend vernichtete und ihn in maaßlose Bahnen trieb, den hätte seine kräftig angelegte Natur überwunden, es war der Stachel, den Joachima's Abschiedsworte in seinem damals noch schwankenden Wesen zurückließen, der ihn nicht mehr zu Freude und Liebe, zu Ruhe und Friede kommen ließ. Wir wissen, daß sich Wenzel Neumann für einen Edelmann hielt, oder doch gern gehalten hätte, denn er vermochte den Zusammenhang seiner Familie mit den Neumännern in Soldin nicht zu erweisen, auch war der adlige Geburtsstand der Soldiner keineswegs über allem Zweifel, aber er durfte wenigstens einen solchen Zusammenhang annehmen, und in keinem Falle würde der Kaiser ihm einen Adelsbrief verweigert haben, zumal da einen solchen schon sein Oheim und Pathe, Wenzel Neumann, des Herzogs zu Sachsen in Meißen Kanzler, erhalten. Der junge Mann schwankte zwischen der alten und neuen Zeit, als er an jenem Morgen aus dem Küstriner Schloß ging; hätte seine Liebe bei der edlen Joachima Tugendreich Erwiederung gefunden, so würden ihm die Burgsdorfe schwerlich die Hand des Fräuleins abgeschlagen und bei dem Sohne des mächtigen Kanzlers von Küstrin über den Briefadel hinweggesehen haben; als Wenzel Neumann in das Schloß zurückkehrte, schwankte er nicht mehr, er war entschlossen der neuen Zeit zu dienen, er haßte den Adel, wie ihn Alle hassen, denen der historische Sinn fehlt, weil er ihm nicht angehörte und ihm sich nun nicht mehr anschließen wollte; er haßte den Orden, die alte Zeit, weil Beide des Adels bisher ausschließlich gewesen; also wurde aus ihm seines Vaters rechte Hand und ein geheimer Schreiber des Markgrafen Hans. Er erreichte viel, aber das reizte nur zu mehr und zum weiter — plus et ultra —. Solcher Ehrgeiz ist wie die Wollust, sie kennen Beide kein Ziel und treibens bis zum Wahnsinn und bis zur Vernichtung. —

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Eine Wanderung durch die Schlachtfelder, auf denen brandenburgisch-preußische Truppen, sowohl selbstständig, als auch im Verein mit fremden Heeren kämpften. Von Friedrich Wilhelm von Varchmin, königl. preuß. Lieutenant a. D. Charlottenburg 1861. Druck bei J. C. Huber.

Obgleich das Buch bereits im vorigen Jahre erschienen ist, kam es uns doch erst jetzt zu Gesicht, und wenn es uns dahin nicht vergönnt war, ihm bei seinem Eintritt in die Welt einen Empfehlungsbrief mitzugeben, so schicken wir ihm nun einen auf die Reise nach, in der Hoffnung und mit dem Wunsche, daß er ihm ebenfalls noch nützen werde. — Der Titel sagt deutlich, was wir in dem Buche finden. Es sind vielgekannte, oft gelesene Sachen; aber deshalb sollten sie grade noch viel mehr gekannt, noch viel öfter gelesen werden. Von der preußischen Ruhmesgeschichte sollte kein Preuße sagen, daß er sie kennt, bevor er sie auswendig weiß. — Das vor uns liegende umfangreiche und sehr schön ausgestattete Buch bringt uns eine kurze, lebendige, anschauliche und überall auf strenges Quellenstudium basirte Schilderung sämmlicher bedeutenderen Schlachten, in denen brandenburgisch-preußische Truppen kämpften. Grade dieser kurzen, gedrängten, plastischen Darstellung wegen möchten wir das Buch empfehlen, namentlich für diejenigen Herren, die, ohne auf ein tiefes Studium eingehen zu wollen, doch in kurzer Zeit und auf bequeme Weise zu einem klaren Ueberblick über die Thaten unserer Truppen zu gelangen wünschten. Das Buch ist eine Ruhmeshalle der preußischen Waffen; es ist das Etui, welches die Orden bewahrt, die die Weltgeschichte der preußischen Armee auf die Brust geheftet hat. A. v. Winterfeld.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 22. **Berlin, den 28. Mai 1862.** **Nr. 22.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Mai 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Mai 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. April 1862	37		
	Zugang pro April	6		
		43		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	39	39	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. April 1862	45		
	Zugang pro April	12		
		57		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	43	43	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. April 1862	18		
	Zugang pro April	12		
		30		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	16	16	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. April 1862	24		
	Zugang pro April	2		
		26		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	22	22	24
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. April 1862	12		
	Zugang pro April	6		
		18		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. April 1862	13		
	Zugang pro April	18		
		31		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	19	19	30
7.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. April 1862	43		
	Zugang pro April	22		
		65		
	Abgang	21		
	Bleibt Bestand	44	44	50
8.	**Reichenbach:** (neu übernommen)			
	Bestand am 1. April 1862	12		
	Zugang pro April	20		
		32		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	17	17	35
	zu übertragen:	—	212	297

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Mai 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		212	297
9.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1 April 1862	1		
	Zugang pro April	2		
		3		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
10.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. April 1862	5		
	Zugang pro April	1		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	2	2	8
11.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. April 1862	3		
	Zugang pro April	3		
		6		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	5	5	8
12.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. April 1862	4		
	Zugang pro April	2		
		6		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
13	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. April 1862	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
14.	**Altena:**			
	Bestand am 1. April 1862	6		
	Zugang pro April	4		
		10		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	5	5	38
	Zusammen:	—	246	385
	Am 1. April 1862 waren vorhanden	—	241	375
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. Mai 1862 zugenommen um	—	5	10

Der gesammte Abgang von Kranken pro April beträgt 105, davon sind:

a) gestorben	3
b) geheilt entlassen	93
c) ungeheilt entlassen	9
wie vor	105.

Am 1. Juni c. Vormittags 12 Uhr versammelt sich die Genossenschaft der schlesischen Johanniter-Ritter im Regierungsgebäude in Breslau zur Besprechung ihrer Angelegenheiten, namentlich der Genehmigung des Vertrages über Erwerbung des Krankenhauses in Reichenbach und der Eröffnung der Krankenhäuser in Neusalz und Falkenberg.

Eberhard Graf zu Stolberg.
Commendator des Johanniter-Ordens.

Das Johanniter-Kranken- und Siechenhaus zu Züllchow.

Die Pommersche Genossenschaft des Johanniter-Ordens hat in Züllchow bei Stettin ein Kranken und Siechenhaus gegründet, in welchem fünfzig Männer Aufnahme finden können und in welchem eine Anzahl Mitglieder der Brüder-Anstalt daselbst in christlicher Krankenpflege ausgebildet werden. Am 2. d. M. fand die feierliche Einweihung dieser Anstalt statt. Das stattliche Haus, welches sich auf einer Höhe des linken Oderufers erhebt und eine weite Aussicht auf den prächtigen Strom und seine schönen Ufer gewährt, war mit der Preußischen und Johanniter-Fahne und mit Guirlanden wie Kränzen festlich geschmückt. Um 3½ Uhr versammelten sich viele Ordens-Ritter der Provinz, der Herr Ober-Präsident, eine Deputation der Königlichen Regierung in Stettin, des Königlichen Consistoriums, des Königlichen Medicinal-Collegiums, des Magistrats und der Stadtverordneten von Stettin, als geladene Ehrengäste, so wie viele andere Personen.

Die Feier begann mit Absingung eines passenden Liedes durch die Brüder und Zöglinge des Züllchower Bruder- und Rettungshauses. Darauf stimmte die Versammlung das Lied: „Heiligster Jesu, Heiligungsquelle" an, worauf der General-Superintendent Dr. Jaspis über den Text Joh. 5, V. 1—9 „die Heilung des achtunddreißig Jahre lang Kranken am Teich Bethesda" eine tiefergreifende Rede hielt. — Zum Schluß sang die Versammlung das Lied: „Lob, Ehr und Preis sei Gott."

Das Haus ward hierauf von allen Anwesenden in Augenschein genommen und dann von den versammelten Rittern in demselben ein Rittertag abgehalten. Die innere Einrichtung des Hauses ist soweit vollendet, daß bereits gegen dreißig Personen Aufnahme darin finden können. Zur Zeit der Einweihung befanden sich bereits fünf Kranke in demselben.

Möge der Segen des Höchsten mit der Anstalt sein jetzt und immerdar!

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

„Du siehst übel aus, mein Sohn Wenzel!" sprach Franz Neumann mit milder Stimme, während sich der Sohn auf seines Vaters einladende Handbewegung neben ihm niederließ.

„Laßt's Euch nicht kümmern, Vater," antwortete der mit rauher Stimme, „ich bin nicht krank, aber acht Monate unverdrossener Mühe, die ich in Prag verschwendet, können mein gelbes Gesicht nicht rosenfarben malen!"

„Du hast das Deine in Prag redlich gethan, mein Sohn!" tröstete der Herrenmeister.

„Das ist's eben, was mich verdrießt," rief Wenzel zornig, „ich habe das Meinige gethan, ich bin weder ein Dummkopf, noch ein Bärenhäuter gewesen, und doch nichts erreicht, verdammt!"

„Du hast nicht den Zweck Deiner Sendung erreicht, aber fruchtlos ist sie trotzdem nicht gewesen!" bemerkte Franz Neumann.

„Ihr seid heute gewaltig gütig, mein Herr Vater!" unterbrach Wenzel höhnisch lachend, „laßt das, süßen Brei für die Kinder, für die großen wie für die kleinen Kinder! ich bin kein Kind mehr und bedarf des süßen Brei's nicht!"

„Und doch," fuhr der kluge Alte ruhig fort, „beharre ich dabei, deine Nachrichten für bedeutend und wichtig zu halten; ist es nichts werth, daß wir jetzt ganz genau wissen, wie der Kaiser und sein Oberstburggraf gesinnt?"

Wenzel lachte grimmig.

„Der Kaiser hat nicht Lust," sprach der Herrenmeister weiter, „in sein klein brandenburgisch Wespennestlein zu fassen und die Lausitzischen Güter der Balley gegen die Begehrlichkeit des Markgrafen in Schutz zu nehmen, eigentlich kann ich ihm das auch gar nicht verdenken —"

„Der Oberstburggraf," unterbrach Wenzel schneidend, „hat aber die beste Lust, die niederlausitzischen Besitzungen der Balley für sich zu nehmen und eigentlich kann ich ihm das auch gar nicht verdenken!"

Der Sohn verhöhnte den Vater; das war ganz die neue Zeit!

Franz Neumann fühlte den Stich wohl, aber mit der ihm eigenen Selbstbeherrschung redete er weiter: „Das Spiel ist so übel nicht, der Kaiser will dasselbe, was der Markgraf will, Keiner gönnt es dem Andern, durch den Neid der beiden Mächtigen werden die Besitzungen der Balley erhalten, denn Keiner wird sie in die Hand des Andern fallen lassen!"

„Der Balley erhalten?" fragte Wenzel sich aufrichtend und heftete einen großen fragenden Blick auf seinen Vater. „Als ich nach Prag ging, hatte ich einen andern Auftrag, oder habe ich mich geirrt? Habt Ihr mir nicht Auftrag gegeben, beim Oberstburggrafen-Amt, als der obersten Lehnsbehörde, dahin zu wirken, daß Euch die niederlausitzischen Aemter der Balley als ein böhmisches Lehen erblich für Eure Familie zu Theil würden? Haben wir nicht vorläufig, allerdings nur auf dem Papiere —" Wenzel lachte höhnisch, „das gesegnete Besitzthum dieser Balley des ritterlichen Sanct Johanniter-Ordens sehr passend vertheilt? Hatten wir nicht jedem Fürsten sein Beutestücklein hingeworfen, um ihm den Mund zu stopfen? Kam es uns nicht blos noch darauf an, die Herren in Prag dazu zu bewegen, daß sie den böhmischen Leuen seine mächtige Tatze ausstrecken ließen, um uns arme Neumänner in unserm kleinen Beuteantheil zu schützen, den uns freilich Markgraf Hans nicht lange lassen würde, ohne Protektion vom Hause Oestreich? Sagt mir, Herr

Vater, was ſoll das bedeuten? ich habe ein Recht, danach zu fragen, denn es iſt mein Erbe, hört Ihr, mein Erbe, welches Ihr jetzt wegſchenkt, oder, wie Ihr euch ſo überaus angenehm ausdrückt, der Balley erhalten wollt!"

Franz Neumann rang nach Faſſung während der Rede ſeines Sohnes, deren Ton ihm faſt noch verletzender dünkte, als die Worte. Der Mann der Neuzeit, der ſich, ſo lange er Kanzler von Küſtrin geweſen, ſo ſtolz den Hammer der Neuzeit genannt, fühlte jetzt, daß dieſe neue Zeit ihm feindlich entgegentrat und daß ſein eigener Sohn ihren Hammer über ſeinem Haupte ſchwang. Der Herrenmeiſter von Sonnenburg war nicht mehr der Kanzler von Küſtrin, es lebte aber noch immer ein mächtiger Geiſt in dem gebrochenen Körper, und ſich raſch aufrichtend ſprach er: „Sohn Wenzel, Du glaubſt ein ſehr feiner Kopf und ein ſehr ſchlauer Geſell zu ſein, weil Du dem früheren Kanzler von Küſtrin einige Künſte abgelernt, Du biſt aber im Ganzen doch immer noch ein unerfahren Kind. Du haſt ganz wacker geſprochen, und es iſt ganz wahr, was Du von unſern Plänen ſprichſt, aber Du redeſt von den Plänen von damals, Du vergiſſeſt, daß Du faſt dreiviertel Jahre fern von hier geweſen. Die Pläne von damals habe ich aufgegeben, verſtehſt Du?"

„O ja, ich verſtehe Euch ſchon, mein Herr Vater," ſpottete der Sohn, „es iſt nicht ſo ſchwer, Euch zu verſtehen. Gut, Ihr habt die Pläne aufgegeben, zu deren Verwirklichung ich Euch dienen ſollte; hört, edler Vater, hört dagegen, ich habe jene Pläne nicht aufgegeben, und Ihr werdet die Güte haben, mich bei der Verwirklichung derſelben zu unterſtützen, hört Ihr, mein hochwürdigſter Herrenmeiſter?"

„Was erlaubſt Du Dir?" ſtammelte Franz Neumann empört, „welche Sprache iſt das, die Du mit mir redeſt?"

„Die Sprache der neuen Zeit, Herr Vater, die Ihr mich ſprechen gelehrt habt!"

Der Sohn ſagte das mit ſo kaltem Ton, daß der Vater erſchrak, erſchrak vor ſeinem eigenen Kinde, er ſagte nichts; Wenzel aber fuhr fort: „Dem Herrn Vater behagt das weiche Polſter des Herrenmeiſterſtuhls, er fühlt ſich wie eine Art von Fürſtlein und ſträubt ſich wie der Zaunkönig in den Fingern des Adlers gegen die Griffe des Markgrafen Hans; der Herr Vater iſt jetzt gewaltig unwirſch gegen einen gewiſſen Franz Neumann, den früheren Kanzler von Küſtrin, der dem Markgrafen Hans die Griffe gelehrt hat nach den Gütern und Rechten der Ordens-Balley. Ei ja, ich kann's mir denken, der Herr Vater möchte ein glänzender Fürſt ſein, die Annalen des Johanniter-Ordens ſollten zu erzählen haben von den herrlichen Thaten des Herrenmeiſters, der auf den alten ſtumpfen Thomas Runge folgte, der ein Wiederherſteller der Balley war, ein Held der Religion! Nicht wahr, mein Herr Vater, ſo ſtelltet Ihr euch das vor und ſchwelgtet zum Voraus in Eurem Nachwelts-Ruhm? Ich aber, ich, Euer Sohn Wenzel Neumann, leide es nicht, daß Ihr Euch zum Gegenſtand des Geſpötts für die Mit-, und des Erbarmens für die Nachwelt macht! Vater, Ihr habt zu groß angefangen, Ihr dürft nicht ſo erbärmlich enden! Geht Ihr auf dieſem Wege fort, den Ihr in meiner Abweſenheit leider betreten, ſo wird in den Annalen des Johanniter-Ordens einſt weiter nichts ſtehen als: der nichtadlige Emporkömmling Franz Neumann wurde durch den Markgrafen Hans von Küſtrin, deſſen Kanzler er war, dem Orden aufgedrungen, er wurde durch allerlei Ränke und böſe Liſt auf den Stuhl des Herrenmeiſters erhoben, wofür er dem Markgrafen, ſeinem Herrn, die Abtretung reichlicher Ordensgüter verſprochen; da er aber nachher ſein Wort brach, allerlei ſchlechte Ausflüchte machte, ſich in ein Netz verwirrte, das er nicht zu überſehen vermochte, da jagte ihn der Markgraf fort, oder ſteckte ihn in's Gefängniß, oder ließ ihm den Kopf abhauen; — Ihr habt die Wahl, Vater! Exil, Gefängniß, Tod durch Henkers Hand, wählt, wählt, lieber Herr Vater, der Schmach und Schande bei Mit- und Nachwelt ſeid Ihr überdem ſicher!" —

Der alte Mann rang die Hände, ſeine Augen ſchoſſen Blitze auf den Sohn, der Zorn machte ihn ſprachlos; aber es war nicht allein Zorn, es war auch Furcht in ſeiner Seele, der Vater fürchtete ſich vor dem Sohne. Das war die neue Zeit. —

„Arzenei ſchmeckt oft bitter," ſprach Wenzel Neumann mit empörender Kälte weiter, „aber ſie macht geſund. Ihr ſeid krank geworden während meiner Abweſenheit, Vater, nun komme ich als ein treuliebender Sohn und bringe Euch die Arzenei, welche Euch geſund macht. Hört, Vater, ich will Euch nun auch noch ſagen, was die Annalen des Johanniter-Ordens von Euch ſagen, wenn Ihr bei den Plänen verharrt, über die wir einig waren, als ich nach Prag ging. — Der letzte Herrenmeiſter der Balley Brandenburg, ſo wird's in den Annalen heißen, „war Franz Neumann, der berühmte Kanzler von Küſtrin, er war der Führer der neuen Ideen, von Haß gegen das Alte erfüllt, ſchwang er den Hammer gewaltig, und wie Alles, was alt und verdorben war, zerſchlug er auch die Balley Brandenburg. Die Ordensgüter, auf denen die Ritter bis dahin nichtsthueriſch gepraßt, ſie wurden die Quelle des Wohlſtandes für Tauſende, darum iſt der Name des letzten Herrenmeiſters bis in die ſpäteſte Zeit hinaus geſegnet! — Wie gefällt Euch ſolcher Spruch? he? Das klingt anders; daß die Ordensgüter daneben auch eine Quelle des Wohlſtandes für Euch und Euren lieben Sohn und ſonſtige Verwandtſchaft wurden, deſſen wird dabei nicht weiter gedacht."

Der einſt ſo feſte und ſcharfe Kanzler von Küſtrin war wirklich unglaublich alt und ſchwach geworden, er hörte die Worte ſeines Sohnes nicht ohne Theilnahme an, ſie machten Eindruck auf ihn; die alten Stichwörter, die er ſelbſt ſo oft als Kanzler gegeben, weckten die alten Empfindungen in ihm; er war wie ein altes Schlachtroß, das ſchon längſt den Gnadenhafer frißt, aber doch die Nüſtern aufbläſt und die Ohren ſpitzt, wenn es von fern den Klang der Trompete vernimmt, bei deren Schall es einſt den Krieger in die Schlacht trug. Wenzel Neumann bemerkte den Eindruck wohl, den ſeine Worte auf den Herrenmeiſter machten, er erſchrak darüber und ſeufzte, wahrlich nicht aus Liebe zu ſeinem Vater, denn er liebte nur ſich, ſondern, weil ſie ihm den hohen Grad der Schwäche des Mannes enthüllten, den er als ein kräftiges Werkzeug zu ſeinen Plänen benutzen wollte, ohne den er eigentlich völlig machtlos war. Einen Augenblick überlegte dieſer liebenswürdige Sohn, dann richtete er ſich auf und ſprach milder als bisher:

„Verzeiht, Vater, wenn ich ein zu scharfes Wort gesprochen, ich kann mich nicht gleich in Eure neuen Pläne finden; wenn man Monate lang für andere thätig gewesen und sich in anderer Richtung rastlos gemüht hat, ist's zu schwer, mit einem Male einem Stoß nach einer neuen Richtung nachzugeben; wir wollen heut nicht weiter davon reden, ich will mir's in der Stille überlegen und Euch dann morgen oder übermorgen, meine Gedanken sagen, mit Eurer Genehmhaltung, Vater?"

„So mag's sein, Sohn Wenzel!" sprach der Herrenmeister halb ängstlich, denn sein Sohn hatte ihm mehr Scheu eingeflößt, als ihm selbst bewußt war, halb aber erfreut und geschmeichelt, daß dieser Sohn, den er fürchtete, sich ihm so unterthänig zeigte.

„Für heute hätte ich noch eine Bitte an den Herrn Vater!" sprach der Geheimschreiber.

„Laß hören!" entgegnete der Alte fest entschlossen, diese Bitte zu erfüllen, denn er fühlte das Bedürfniß, diesen Sohn auf seiner Seite zu haben.

„Ich heische die Erfüllung eines alten Versprechens!" entgegnete Wenzel ernsthaft.

„Was meinst Du für ein Versprechen?" fragte der Herrenmeister.

„Ihr müßt Euch erinnern," begann der Sohn jedes Wort berechnend, „daß Ihr mich einst genöthigt habt, Euren Plänen überhaupt, insbesondere aber Euren Plänen auf den Herrenmeistersitz, den Ihr jetzt einnehmt, zu dienen; damals weigerte ich mich, weil ich nicht gern Pläne unterstütze, von denen ich nicht viel weiß, und damals wußte ich von Euren Plänen gar nichts, Vater; Ihr aber sagtet mir, daß außer den Ideen der Neuzeit, als deren Führer Ihr euch bekanntet, Euch auch ein tiefer Haß, ein Todhaß gegen den Johanniter-Orden beseele, die Geschichte dieses Hasses nun habt Ihr mir versprochen für meine Dienste. Die Dienste habe ich Euch geleistet, Ihr sitzt auf dem Stuhl des Herrenmeisters der Balley, ich komme und heische meine Belohnung, die Geschichte Eures Hasses gegen den Orden, dessen Gebietiger Ihr heute seid!" —

Wenzel Neumann hatte seine Rede ganz meisterhaft berechnet, er wollte den Herrenmeister zu den frühern Plänen des Kanzlers von Küstrin zurückführen, er konnte zu diesem Zweck nichts Bessers thun, als den alten eingeschlummerten Haß gegen den Orden wieder erwecken in der Seele seines Vaters, und dazu gab es wiederum kein besseres Mittel, als ihn selbst die Geschichte seines Hasses erzählen zu lassen. Wenzel wußte sehr gut, daß keine Rede aufstachelnder und aufreizender wirkt, als das eigene Wort, er beobachtete seinen Vater scharf.

Der alte Neumann stützte seinen Kopf in die hohle Hand und blickte eine Weile stumm vor sich nieder.

„Ihr habt meine Bitte vernommen, Vater?" fragte der liebreiche Sohn.

„Schweig Knabe," fuhr der Alte mit Donnerstimme auf, „schweig, es ist kein Ding, das sich leicht hört, was Du verlangst, es ist aber noch entsetzlicher es zu erzählen! Du hast's aber gewollt, ich hab' es versprochen, so höre denn den Mann, der Dir seinen Jammer und seine Schande, die Schaam und den Schmerz seines ganzen Lebens enthüllen soll! Fluch über die Schurken, Fluch über die Ball —."

Der Herrenmeister von Sonnenburg stockte, er brach mitten im Worte ab, selbst Franz Neumann konnte die Balley nicht verfluchen, deren Meister er war. (Forts. folgt.)

Friedrichs Klage um Winterfeldt.

Trüb liegt Nebel auf dem Thale,
Trüben Muths und sorgenschwer
Zieht der König längs der Saale
Gegen Frankreichs drohend Heer.

Längs der weitgezogenen Reihe
Sprengt ein eil'ger Reiter her,
Nach dem König stets auf's Neue
Forscht betrübten Blickes er.

„Majestät, aus Schlesien nahet
Der erwartete Courier!"
„Schnell verkündet, was Ihr sahet,
Meldet Sieg und Ehre mir!" —

Jener spricht: Von Moys mit Klagen
Ritt ich zu Euch Tag und Nacht;
Winterfeldt ward hart geschlagen
Von Nadasdy's Uebermacht.

Und der König steht betroffen,
Seine Lippe zuckt und bebt':
„Schlimm! — Doch noch bleibt viel zu hoffen;
Denn mein Winterfeldt — er lebt?" —

Majestät! Mit Zorn und Beben
Sah er unsre Kampfesnoth;
Nicht mocht' er besiegt noch leben,
Gen'ral Winterfeldt ist todt! —

Alle, die das Wort vernommen
Stehn mit tiefgebeugtem Sinn,
Blicken zagend und beklommen
Auf den großen König hin.

Und er senkt die Blicke nieder,
Und mit Thränen ruft der Held:
Neue Heere sind' ich wieder
Aber keinen Winterfeldt!"

Plötzlich aus des Schmerzes Qualen
Rafft er muthig sich empor,
Aus den Augen sprüh'n die Strahlen
Seines Feuergeists hervor:

„Wohl — als Held ist er gefallen,
Der im Leben war ein Held,
Sei und bleibe drum uns allen
Leuchtend Vorbild — Winterfeldt!"

Nimmer kann der Staat erliegen,
Der so treue Diener fand:
Auf, zum Kampf! wir werden siegen;
Ehre gilt's und Vaterland!

Dr. Alfred Schottmüller.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Bebr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Beilage zu Nr. 22 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Oberst von Münchow.

Als Entgegnung auf die in Nr. 19 dieses Blattes enthaltene Erörterung des Aufsatzes, der Oberst v. Münchow, aus Nr. 17 d. Bl., hatte der Unterzeichnete der Redaction eine ausführliche Widerlegung der einzelnen Punkte jener Erörterung eingesendet. Die Raumverhältnisse des Johanniter-Wochenblattes haben die Aufnahme unmöglich gemacht, und so kann ich leider meiner Beweisführung resp. Widerlegung nicht die Ausdehnung geben, welche mir wünschenswerth erscheint, vielmehr muß ich mich nur auf das Nothwendigste beschränken. Sollte der Herr Verfasser mit mir übrigens einen andern, ausgedehnteren literarischen Kampfplatz beschreiten wollen, so wird er mich jeder Zeit bereit dazu finden. — Zur Sache. —

Die Kunst »der Historik« ist eine schwere, wegen der erforderlichen »Correctheit,« dies hätte der geehrte Herr Verfasser aus Nr. 19 vor allen Dingen bei seiner Erörterung beherzigen sollen. Zur Correctheit gehört besonders die Prüfung der Quellen. Der Herr Verfasser aus Nr. 19 führt nun bezüglich der Lauterkeit historischer Quellen, der Quellenkritik, die »kanonischen« Bücher des Herrn Prof. Preuß an. Er beruft sich speciell auf dieselben (Lebensgeschichte Friedrichs des Großen), (deren große Bedeutung Niemand verkennen wird), um den Brief des Obersten von Münchow als »apocryph« hinzustellen. Hätte der Herr Verfasser aus Nr. 19 aber mit »**Correctheit**« die Werke des Prof. Preuß gelesen, so würde er gefunden haben, daß Preuß gerade den angegriffenen Brief bei den verschiedensten Gelegenheiten citirt und anführt, auch von demselben Thl. I. S. 45, Anmerk. 2, sagt: „Siehe **Münchow** an **Nicolai**, S. 530, bei **Gallus**. Dieser Brief gilt hier überhaupt als **vorzügliche** Quelle, da er von einem **Augenzeugen** herrührt." Preuß zieht den Brief ferner an: Theil I., S. 60, Anmerk. 1, S. 61, Anmerk. 3, S. 91, Anmerk. 1. Selbst in dem, von Preuß 8 Jahre später herausgegebenen Werke: »Jugend und Thronbesteigung Friedrich II.« wird das Münchow'sche Schreiben als Quelle angeführt: S. 123, auch Anmerk. 2, S. 150, Anmerk. Nr. 3, S. 123, Anmerk. 2 mit dem Zusatze: „Münchow's eigene Erzählung in Gallus' Geschichte der Mark Brandenburg Bd. 5, S. 518." Weitere Berufungen werde ich an geeigneter Stelle citiren. Wenn der Herr Verfasser aus Nr. 19 durchaus eine Polemik hervorrufen, und zu deren Durchführung sich der oben angeführten „kanonischen Bücher" als Waffe bedienen wollte, wäre eine correctere Prüfung der Quellen jedenfalls wünschenswerth gewesen, da nach der hohen Schätzung, welche das Werk des Herrn Prof. Preuß überall erfährt, der Brief Münchow's gerade eine lautere Quelle ist, was ja der Herr Verfasser bestreitet. — Nicolai's Erbe konnte sehr begreiflich den Brief Münchow's nicht unter dem Nachlasse finden, denn Münchow gab den für Nicolai bestimmten, an ihn gerichteten Brief an Gallus. Hätte der Herr Verfasser aus Nr. 19, um correct zu sein, sich nur einmal die Mühe geben wollen, den fünften Band von Gallus' Geschichte der Mark Brandenburg nachzusehen, so würde er den Grund der Uebergabe des Briefes an Gallus gefunden haben. Der Brief Münchow's ist daselbst mit einer, von Gallus begleiteten Vorrede abgedruckt und ein Schriftsteller, wie Letzterer, der mit seinen neuen Resultaten der Forschung, einem Nicolai und Büsching gegenübertrat, würde gewiß nicht ein solches Schreiben ohne gewissenhafte Prüfung veröffentlicht haben. Die vom Verfasser ebenfalls angezweifelten Anekdoten Nicolai's sind: „Anecdoten über König Friedrich II. ꝛc." Herausgegeben von F. Nicolai. 6 Hefte in 2 Bdn. Berlin und Stettin 1788 bis 1790. 7676 Nummer der königlichen Bibliothek.

Die Differenzen zwischen den Kirchenbüchern und Ordenslisten sind allerdings sehr räthselhaft. Bei den von mir in Küstrin persönlich angestellten Nachforschungen ward mir der Bescheid, daß bei dem Bombardement auch Kirchenbücher verbrannt seien. Auffallend ist es mindestens, daß sich in dem Kirchenbuche nur zwei Kinder des Präsidenten v. Münchow, ein Sohn und eine Tochter verzeichnet finden. Der jüngste Sohn und außerdem noch ein Bruder, welche Beide doch ebenfalls zu Küstrin geboren wurden, fehlen gänzlich. Wie erklärt der Herr Verfasser aus Nr. 19 das? Liegt der Irrthum in den Ordenslisten oder in den Kirchenbüchern? — Münchow giebt in dem Briefe als sein Geburtsjahr das Jahr 1723 an, sagt, »er sei 7 Jahr alt gewesen, als Katte gerichtet wurde,« und Gallus nennt ihn seinen »80jährigen Gewährsmann,« als er den im Jahre 1803 gedruckten Brief veröffentlicht. Münchow starb 1806; es ist sehr eigenthümlich, daß so lange eine falsche Angabe unangefochten stehen blieb, welche Gallus, der den Obersten persönlich kannte, leicht zu berichtigen im Stande war. Unsere Autorität, Hr. Prof. Preuß, sagt: Jugendgeschichte Friedr. II. Seite 121 bei wörtlichen Anführungen einiger Stellen aus Münchow's Brief, »der jüngste im **achten** Jahre stehende Sohn Münchow's mußte den Polrock anlegen,« u. s. w., Jedenfalls ist die Lösung dieses kleinen Räthsels abzuwarten, und ich tröste mich damit, daß selbst Autoritäten irren können.

Daß das Wort Auscultator durch »Beisitzer ohne Stimme« übersetzt werden kann, ist nichts Neues. Der Herr Verfasser bestreitet hier Behauptungen, die Niemand aufgestellt hat. Niemand hat das Wort Auscultator durch Beisitzer mit Stimme übersetzen wollen. Es ist eben eine Benennung, die Münchow anwendet, weil es zu seiner Zeit Auscultatoren gab. Er braucht diesen Ausdruck übrigens nicht allein, denn Wolden nennt in seinem Briefe an Grumblow, dat. 28. April 1731, den Kronprinzen: „notre illustre Auscultateur." Der Ausdruck war also jener Zeit nicht so fremd, als der Herr Verfasser glaubt. — »Passive Betheiligung« Friedrichs an den Sitzungen währte nur bis zum 31. August 1731. Von da ab heißt es in der dem Rathe Wolden ertheilten Instruktion des Königs: »pp. Der von Münchow und der Kronprinz sollen signiren und unterschreiben und soll Letzterer nunmehro wirklich Votum et sessionem haben.«

»Ob speciell Anschläge nicht mehr vorhanden ꝛc.« Wieder Bestreitung einer nicht aufgestellten Behauptung. Wer hat gesagt, es seien keine Anschläge mehr vorhanden? Niemand. Es ist nur gesagt worden, daß die bei der Kammer zu Küstrin vorhanden gewesenen Vota ꝛc. des Kronprinzen beim Bombardement verbrannt seien. Dies ist genau richtig. Siehe auch Nicolai, Heft 6 S. 190. Nicolai sah sogar im Archive, dessen Benutzung ihm gewährt wurde, keine solche Acten, er vermuthet sie in der Registratur des General-Direktoriums ꝛc. 1790 waren also solche Acten nicht so häufig zu finden. Professor Preuß führt Vota des Kronprinzen nach den bei Nicolai Heft 6 S. 190 gemachten Auszügen aus den vom Verfasser angezweifelten Anekdoten an. In Küstrin selbst findet sich **Nichts** davon.

Das Heirathsproject Friedrichs und Maria Theresias

hätte einer ausführlicheren Besprechung bedurft. Wenn der Herr Verfasser glaubt, daß nur das „obscure Buch" von Görtz dieses Gerücht gebracht habe, so irrt er gewaltig und zeigt aufs neue, daß seine Quellenstudien nicht besonders umfangreich sind. Mit der Literatur jener Zeit ziemlich bekannt, ist auch mir das Götz'sche Buch nicht fremd. Aber ganz andere Schriftsteller als der „obscure" Görtz berichten darüber. Der Herr Verfasser sehe: Zimmermann's Fragmente über Friedrich II. Thl. I. 33. Freiherr Baron von Homayr, der das Project aus dem Wiener Archive veröffentlichte. Die Depeschen des Grafen Degenfeld aus London d. a. 1730. Förster: Friedrich Wilhelm I. Bd. III. S. 11, ferner Bd. III. S. 21 das Projet de declaration du Prince royal. Cüstrin, 11. April 1731, unterzeichnet: Wolden, Natzmer, Rohwedel; ebenda auch die Antwort des Prinzen Eugen, dat. 12. Mai 1731! — Ich gehöre nicht zu Denjenigen, welche der Sache unbedingten Glauben schenken, will aber hier nur dem Herrn Verfasser beweisen, daß er sich irrt, wenn er Görtz für die Urquelle des Heirathsprojectes hält — doch: Errare humanum est!! — Die Ausdrücke des Feldpredigers Müller sind wohl nicht wörtlich zu nehmen, wie auch schon unsere Autorität, Prof. Preuß Thl. I. S. 45 anführt. Seckendorff's Charakter ist eben keine Bürgschaft für die Genauigkeit eines Befehles, der ganz geeignet war, den König in Wien als allzu furchtbar hinzustellen. (Siehe über Seckendorff Pöllnitz Mem. T. II. S. 237 u. f. f. Friedrichs des Großen Beurtheilung Seckendorffs ꝛc.) Daß Katte nach Cüstrin gebracht wurde, um dem Kronprinzen eine gewaltige Lehre zu geben, ist richtig. Niemand hat das bestritten. Die Strafe war streng, aber gerecht. „Nutzlos grausam" ist nur der Befehl genannt worden: „Der Kronprinz solle der Hinrichtung beiwohnen!" Dieser Befehl ist der eigentliche Streitpunkt! Münchow stellt die Existenz des Befehls entschieden in Abrede. „Wäre der Befehl gegeben worden," sagt er, „man hätte ihn sicher vollzogen." Bei der furchtbaren Ahndung, welche Jeden traf, der sich nicht zum pünktlichen Vollstrecker der königlichen Befehle machte, gewiß eine sehr richtige Bemerkung. Abgesehen aber davon entsteht die einfache Frage: Wo ist der Befehl?? Ist irgend ein authentisches Dokument vorhanden? Welcher Schriftsteller führt ihn wörtlich an? Man hat von allen Befehlen in dieser düstern Angelegenheit Abschriften. Z. B. das Urtheil Katte's, die Rundschreiben an die Gesandten, das Begnadigungsschreiben, Instructionen u. s. w., warum nur gerade von diesem **höchst wichtigen** Befehle nicht? Das k. Archiv bewahrt alle Acten jenes merkwürdigen Prozesses. Auf meine Anfrage ward mir der Bescheid: „daß erst in neuester Zeit eine Durchsicht der Prozeßacten stattgefunden habe, daß aber unter sämmtlichen Actenstücken, welche vielfache Aufklärungen enthalten, sich durchaus kein Befehl des Königs vorfinde: der Kronprinz solle der Hinrichtung Katte's beiwohnen." Ob sich irgend eine Notiz vorfinden mag? Der König schrieb sehr aphoristisch. Die Kronacten können allein darüber Licht verbreiten. Ich glaube, daß mit den Worten „Vor den Augen" die Vorüberführung Katte's vor dem Kronprinzen gemeint sei. Ein Befehl des Königs, „der Prinz solle der Execution beiwohnen", ist bis jetzt also nicht vorhanden, seine Beibringung wollen wir abwarten, es wird das jeden Falls ein interessanter historischer Moment und eine mit Dank aufzunehmende historische Aufklärung sein. Der König, dem die Lokalität der Festung, gewiß auch die Stelle, an welcher Katte gerichtet werden sollte, ohne Zweifel genau bekannt waren, wußte sicher, daß sein Sohn die Execution von seinem Fenster aus nicht erblicken konnte. Ich habe an Ort und Stelle in Gesellschaft des Garnisonpredigers Herrn Hoffbauer, der mich in der liebenswürdigsten Weise unterstützte, Detailstudien, soweit solche noch möglich sind, gemacht, und sie stimmen mit der in Münchow's Briefe enthaltenen Schilderung der Localität trefflich überein. Hiernach konnte aber der Kronprinz nie Zeuge der Hinrichtung werden. — Die Auslassungen des Herrn Verfassers über Gedächtnißkraft des Knaben Münchow, ob er im Stande war, «ex propriis» Aufschluß zu geben, ob die ärztliche Assistenz den Tag über wirklich im Schlosse blieb, ob der Präsident von Münchow vierundzwanzig Stunden beim Kronprinzen bleiben mußte, (wobei man nicht einsieht, weshalb das nicht möglich gewesen sein sollte) dies Alles sind Ansichten, über die sich eben streiten läßt, und deren Entwickelung der hier angewiesene Raum verbietet, die ich aber in meiner der Redaction eingereichten Arbeit umständlich erörtert habe. Auf die eigentliche Sachlage sind solche Ansichten übrigens ohne Einfluß. Den Herrn Verfasser aus Nr. 19 erlaube ich mir noch auf einige Punkte besonders zu verweisen: 1) Ich habe das Heirathsproject ebenfalls als Curiosum betrachtet, wozu sonst das Adverb (sic) am Schlusse des Satzes? Der Herr Verfasser hat das wohl übersehen. 2) Eine Berufung auf den älteren fünfjährigen Bruder Münchow's findet nirgends statt. 3) Katte's Vater schrieb aus Königsberg um die Auslieferung der Leiche seines Sohnes, und der Körper wurde nach Wust bei Jerichow im Magdeburgischen gebracht, nicht nach Königsberg i. Pr. ward er ausgeliefert. 4) Herr Garnison-Prediger Hoffbauer denkt leider nicht daran, Detailstudien über die Katastrophe zu unternehmen oder zu veröffentlichen. Auch hier wäre eine etwas sorglichere Prüfung recht wohl zu empfehlen gewesen, denn dann hätte sich der Herr Verfasser bald überzeugt, wie gering die Ausbeute für Detailstudien an Ort und Stelle sein dürfte. Mit welchem Rechte «der nicht erwiesene Befehl grausam genannt wird?» Wieder eine Frage, über die sich nicht streiten läßt, denn das ist ebenfalls Gefühlssache, individuelle Anschauung. Was der Herr Verfasser über König Friedrich Wilhelm I. sagt, und was beinahe wie Belehrung klingen möchte, ist gerade heraus: überflüssig. Niemand, der mit der Geschichte unseres Vaterlandes nur oberflächlich vertraut ist, wird zaudern zu bekennen: daß Friedrich Wilhelm nicht nur einer der bedeutendsten Fürsten unseres erhabenen Königshauses, sondern überhaupt einer der bedeutendsten Fürsten gewesen ist, die je einen Thron bestiegen.

Dies auszusprechen ist Pflicht eines Jeden, besonders in einer Zeit wie die unsrige, welche Monarchen von Friedrich Wilhelms Charakter nicht anerkennen und begreifen will — vielleicht auch in ihrer Zerfahrenheit nicht dessen fähig ist. Selbst durch etwaige Beibringung jenes grausamen Befehles würde der König Nichts von seiner Bedeutung für die Geschichte verlieren, durch die er, eisern wie seine Zeit dahinschritt, und: wo viel Licht ist, ist starker Schatten." Außerdem sollte man aber bemüht sein, solche Schatten, welche auf einem Fürsten wie Friedrich Wilhelm lagern, zu **verscheuchen**, was, meines Erachtens, wahrlich nicht dadurch geschieht, daß man ihm die Ertheilung eines, jeden Falls, furchtbaren Befehles gegen den großen Sohn zuschreibt, wenn obenein die Existenz des Befehls nicht einmal historisch nachgewiesen werden kann! Ueber die Resultate der von mir an Ort und Stelle vorgenommenen Studien wird später berichtet werden. — Einen Abdruck der vollständigen Widerlegung der Erörterung aus No. 19 haben Se. Königl. Hoheit, der Durchlauchtigste Herrenmeister Prinz Carl von Preußen von dem Unterzeichneten anzunehmen geruhet. Georg Hiltl.

Den 23. Mai 1862.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 4. Juni 1862. Nr. 23.

Die Kapelle des Johanniter Kranken- und Siechenhauses in Sonnenburg,

hat einen neuen, werthvollen Schmuck erhalten.

Fräulein Marie von Olfers zu Berlin, auch in weiteren Kreisen als eine reich begabte Dilettantin geschätzt, hat der Kapelle ein von ihr gemaltes Altarbild: der heilige Leichnam, von zwei Engeln gehalten, als Geschenk verehrt.

Das schöne, der genannten Lokalität so ganz entsprechende Gemälde ist vor Kurzem an den Ort seiner Bestimmung abgegangen, nachdem es vorher einige Tage im hiesigen Palais des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, ausgestellt war. —

Ein von dem Johanniter-Ritter Grafen von Perponcher aus den Ruinen des Johanniter-Großmeister-Palastes auf Rhodos mitgebrachtes Stück Marmor soll in der genannten Kapelle zum Gedächtniß an die Mission des Ordens nach Syrien eingemauert werden. Es ist mit einem Rande von schwarzem Marmor umgeben, auf den folgende Inschrift eingegraben worden:

„A. D. 1861 entsandte der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl v. Preußen K. H. die Johanniter-Ritter: Graf von Bismarck-Bohlen und Graf von Perponcher zur Gründung eines Krankenhauses nach Syrien. Letzterer hat dies Stück Marmor aus den Ruinen des Großmeister-Palastes zu Rhodos mitgebracht."

Das Johanniter-Krankenhaus zu Beirut in Syrien.

Nachdem die seit Februar 1861 in Saïda bestandene Johanniter-Krankenanstalt in Rücksicht darauf: daß die dort befindlich gewesenen Flüchtlinge fast sämmtlich in ihre Berge zurückgekehrt sind, am 11. März c. geschlossen und nach Beirut, wo noch viele Flüchtlinge weilen, in ein bisher von den Kaiserswerther Diakonissen als Waisenhaus benutztes Gebäude verlegt worden, ist dieselbe, nach Beendigung der nothwendigen Einrichtungen und Reparaturen am 17. April c., in Gegenwart Ihrer Durchlauchten des Johanniter-Ritters Fürsten zu Putbus und Gemahlin, in feierlicher Weise durch Gottesdienst wiederum eröffnet worden. — Bis zum 30. April c. waren zwar erst 6 Kranke darin aufgenommen, da aber die Zahl der von der Anstalt aus poliklinisch Behandelten als sehr bedeutend bezeichnet wird, so steht zu erwarten, daß diese selbst sich auch bald füllen wird.

Das Kuratorium des Hauses besteht zur Zeit aus: 1) dem Königlich Preußischen Consul Weber, als Vorsitzenden; 2) dem Pastor Kullen; 3) dem Arzte des Hauses Dr. Lorange; 4) dem Kaufmann James Black; 5) dem Königl. Belgischen Consul, Kaufmann Du Chêne; 6) dem amerikanischen Missionar Rev. Thompson und 7) dem Hausvater Göttmann, Bruder des Evangelischen Johannesstiftes zu Berlin.

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Fortsetzung.)

Der Kanzler von Küstrin hatte oft genug die Balley verflucht, auch noch da er schon Commendator von Schievelbein war. Es ist aber mit dem Herrenmeisterthum und seinem Eide ein eigen Ding. Dachte Franz Neumann an seinen Herrenmeister-Eid?

„Es ist doch ein schönes Gefühl," sagte Wenzel eisig kalt „so der Herr dessen zu sein, was man so tief haßt, nicht wahr, Vater? Ihr seid ja nun der Meister dieser von Euch so bitter gehaßten Balley!"

Der Herrenmeister sah ihn mit wildem Blick an.

„Erzählt Eure Geschichte, Vater!" sprach Wenzel fast befehlend.

„Ich will nicht!" rief der Alte plötzlich zusammenschaudernd.

„Ihr müßt, vorwärts!" befahl der Sohn.

„Ich muß, Knabe?" schrie der Vater.

„Ihr müßt, macht fort!" zischte Wenzel Neumann den Alten an und sah so abscheulich dazu aus, daß der Vater vor dem Antlitz seines Sohnes zurück bebte.

„Ich kann mein Versprechen nicht halten!" sprach er leise mit beinahe flehender Stimme.

„Ihr habt so viele Versprechen gebrochen, mein Vater," hub der Sohn mit teuflischem Hohne an, „die Ihr halten konntet, aber nicht halten wolltet, daß es Euch wirklich recht gut thun wird, wenn Ihr mal ein Versprechen haltet, was Ihr, Eurer Ansicht nach, nicht halten könnt; sprecht, ich warte auf Eure Geschichte!"

Der Mann ſah ſeinen Sohn ſcheu und ängſtlich an; ſprach ein Dämon aus ihm? Was war aus dem Wenzel Neumann, den wir in Küſtrin fanden, in ſo wenigen Jahren geworden? —

Der Herrenmeiſter ſtöhnte, indeſſen er gehorchte und begann ſeine Erzählung. Aber ſeine Stimme hatte einen ganz andern Klang, als kurz zuvor noch, ſie klang ſchmerzlich bewegt und doch ſo ſcharf zugleich, daß ſie ſelbſt dem liebevollen Sohne an's harte Herz griff und ihn milder ſtimmte. Wenzel verſuchte es, ſeinem Vater in's Auge zu ſchauen, das aber war unmöglich, der Alte blickte in ſich hinein, hinein in ſeine Vergangenheit.

Franz Neumann erzählte und ſprach: „Vor mir ſteht ein Haus mit rothem Balkenwerk und geſenktem Giebel und einem Storchneſt auf dem Dach; eine mächtige Linde erhebt ihre Prachtkrone dahinter und ſtreckt einen Rieſenzweig, wie einen weichen, grünbekleidten Arm, ſchützend darüber hin. Das iſt das Haus, in welchem ich geboren wurde, geboren und erzogen, da iſt das Fenſter mit grünem Weinlaub dicht verhängt, unter welchem der alte Schreibtiſch ſtand, über den ſich meines Vaters prächtiges graues Haupt beim Schreiben neigte: es war ein ſtolzes Haupt. Der kaiſerliche notarius publicus juratus Neumann neigte ſein Haupt nicht leicht vor einem Menſchen, gekniet hat er nur vor Gott, nicht einmal vor der kaiſerlichen Hoheit des großen Maximilian, als ihm dieſer die goldene Gnadenkette umhing. Mein Vater aber hatte ein weiches Herz neben dem ſtolzen Kopf; mit den grauen Locken konnte er luſtig ſein wie ein Kind, wenn er unter uns Knaben trat war der Jubel laut. Er war nicht nur unſer trefflicher Lehrer ſondern auch unſer unübertrefflicher Spielgefährte. Der Mann mit dem ſtolzen grauen Haupte hatte ein weiches Herz, unſere Mutter hatte er frühe verloren, Jahre lang war der Platz an ſeiner Seite leer geweſen, da brachte er uns eines Tages eine junge Stiefmutter in's Haus, ich war ein Knabe von kaum eilf Jahren. Der Mann mit dem weichen Herzen liebte die junge Stiefmutter mit dem zarten blühenden Angeſicht; es gab nichts Lieblicheres und Reineres als meine Stiefmutter. Ich habe viel ſchöne Weiber geſehen an allerlei Höfen, nie habe ich wieder Eine geſehen, die ſo ſchön war wie meine Stiefmutter. Sie war ein Kind und doch eine Frau, das war entzückend und ſie liebte den ſtolzen Graukopf und liebte uns und ſpielte mit uns wie ein Kind. Ich ſehe ihre ſchlanke Geſtalt durch die Bäume des Gartens flüchten, wenn ſie ſich mit uns jagte, ich ſehe ſie durch den Hollunderbuſch auf die Bruſtwehr der Stadtmauer, die den Garten an der einen Seite begrenzte, klettern, wenn ſie ſich vor uns verſtecken wollte.

Und wie glückſelig ſah ſie aus, wenn ſie dem Manne, deſſen Weib dieſes Kind war, entgegenflog mit hochgeröthetten Wangen! Oh! mein Herz hüpft noch heute, wenn ich meiner ſchönen Stiefmutter gedenke! Ich war ihr Liebling, ſie zog mich vor, ich merkte es wohl, obwohl ſie's verſteckte, denn ſie hatte meinen Bruder auch lieb und mochte ihm nicht wehe thun, aber er war ihr nicht munter genug, nicht wild und laut, denn alſo mochte ſie Knaben gern. Und ich vergalt ihr dieſe Neigung; wie oft träumte ich damals glückſelig von großen Gefahren, aus denen ich meine Stiefmutter rettete; während ich ſelbſt zu Grunde ging, aber fröhlich ſtarb, weil ſie um mich weinte. Wie oft habe ich ſie im Traume auf meinen Armen aus dem brennenden und zuſammenſtürzenden Hauſe getragen! ach! und als der Brand wirklich ausbrach und als das Haus der Glückſeligkeit zuſammenbrach, da habe ich nicht vermocht, ſie davon zu tragen und zu retten! Mit Freuden hätte ich mir damals den Kopf abſchlagen laſſen für mein jung Mütterlein, ſo gewaltig liebte ich's mit meinem jungen Herzen! — Zwei Sommer waren alſo vergangen in eitel Freude im alten Hauſe unter der Linde, und meine Liebe für mein lieb jung Mütterlein war mit mir groß gewachſen, denn nun war ich dreizehnjährig. Da fielen die Blätter im Herbſt und mit ihnen fielen Jugend und Glück. Da zogen die Störche ab, die auf unſerm Dache niſteten, und mit ihnen zog der Segen fort, die Stürme kamen, die Regenſchauer und die finſtern Tage, und mit ihnen kamen Unheil, Verderben und Verdammniß. Jung Mütterlein änderte ſich, ihr Antlitz verlor die entzückende, thaufriſche Reinheit, ihre Heiterkeit ſchwand, ihre Augen füllten ſich zuweilen mit Thränen, und wir wußten nicht warum; dann wieder hatte ſie Blicke, die wir nicht verſtanden, die mir aber unheimlich dünkten. Ihre Laune wechſelte, wie das Wetter im Aprilmond, gegen mich blieb ſie lieb und gut, ja, ſie war zuweilen noch zärtlicher als ſonſt. Der Vater bemerkte davon nichts. Mit Geſchäften zur Zeit mehr als ſonſt noch beladen, ſah er die junge Frau nur wenig am Tage, und da nahm ſie ſich zuſammen, ich aber, ich liebte ſie, ich ſah Alles, und es war ein ſchmerzlich banger, angſtvoller Winter, den ich verlebte. Ich ſah Alles, Alles, und als es wieder Frühling wurde, da ſah ich noch mehr. Die lauen Winde kamen, ſie wehten um das alte Haus, aber ſie brachten nur die Blumen und die grünen Blätter, die Frühlingsluft brachten ſie nicht wieder ins Haus; die Störche kehrten zurück und bezogen ihr altes Neſt, aber den alten Segen hatten ſie uns nicht zurückgebracht. Ich ſah Alles und ich ſah mehr, ich ſah, daß meine geliebte, meine vergötterte Mutter einen andern Mann liebte, daß das Weib meines Vaters ſich einem andern Manne in Liebe hingab. Da wurde meine Jugend zum Tode vergiftet, ich rang und weinte und kämpfte. Ich war erwachſen genug, um zu wiſſen, was ich zu thun hatte, aber ich vermochte es nicht, dem ſtolzen Graukopf, meinem Vater die Nachricht von der Untreue ſeines Weibes wie einen Dolch in das weiche Herz zu ſtoßen, ich vermochte noch viel weniger, mein armes liebes Mütterlein als Ehebrecherin anzuklagen. Das war eine entſetzliche Zeit für den jungen Knaben, aber es wurde entſetzlicher noch von Tage zu Tage. Meine Mutter erkannte bald, daß ich der Herr ihres Geheimniſſes, aber ſie erkannte auch mit des Weibes Schlauheit, daß ſie von mir keinen Verrath zu fürchten hatte. Durch Thränen, durch zärtliche Liebkoſungen feſſelte ſie mich ganz, und ſo wurde der dreizehnjährige Knabe der Verbündete der ſchuldigen Mutter gegen den betrogenen Vater. — Welch eine Zeit! Welche Gefühle in der jungen Seele! Damals wurde ich hart und gewiſſenlos, damals lernte ich haſſen, ich lernte den Haß an dem Manne, der meine Mutter unglücklich machte, denn ſie war nicht glücklich, an dem Manne, der meinen Vater betrog, der mich um meine Jugend brachte und mein Herz verderbte, ich lernte den Haß an dieſem Manne, und doch durfte ich ihn nicht auslaſſen, ich mußte

ihn hinunterwürgen und verbergen! Der Mann aber, an dem ich den Haß lernte, war ein Johanniterritter. Er trug das achtspitzige Kreuz, welches sich mit mehr als acht Spitzen in meine Seele und in mein Leben gebohrt hat!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte des Preußischen Wappens.

(Von H. Grote. Leipzig. 1861.)

Von Clericus.

Das jetzige Preußische Wappen ist bisher historisch und kritisch, für das größere Publikum nur vom Freiherrn von Ledebur in seinen Streifzügen durch die Felder des Preußischen Wappens behandelt worden. Hauptsächlich gegen denselben und die meisten seiner Auffassungen, sowie gegen Köhne ist die vorliegende Schrift gerichtet. Aber nicht deswegen unternehmen wir es, dieselbe zu besprechen und zu empfehlen, sondern trotzdem, weil sie mit ihrer klaren Anschauungsweise von dem eigentlichen Wesen der Heraldik, ihrer wirklich gelehrten Gründlichkeit und wegen ihrer überraschenden und überzeugenden Beweisführung die allgemeinste Aufmerksamkeit verdient und jedenfalls Epoche machend in diesem Zweige der historischen Wissenschaft sein wird. Im Allgemeinen wäre es freilich wohl besser gewesen, wenn der Verfasser sich darauf beschränkt hätte, jene Heraldiker, welche einst die Wappen der Patriarchen des alten Testaments erklügelten, den Compilator Spener, den veralteten Gatterer und den, leider oder glücklicherweise anonym gebliebenen, Redakteur des Preußischen Wappens vom Jahre 1817 zu bespötteln, wenn er die lebenden Forscher in schonenderer Weise widerlegt und überhaupt seine Ausdrücke weniger schroff gewählt hätte. War es ihm vielleicht auch gleichgiltig, ob er sich Feinde machte oder nicht, so mußte es doch im Interesse der Sache selbst wünschenswerth sein, die Schrift so abzufassen, daß sie in den höchsten Kreisen, welchen schließlich doch allein für die Annahme seiner Grundsätze die Entscheidung zusteht, nicht Anstoß errege, was jetzt aber bei so manchen, zum mindesten sehr burschikosen Witzen und Vergleichen wohl der Fall sein dürfte.

Als Einleitung giebt Grote eine kurze, aber gediegene Uebersicht von der Entstehung der Wappen und der heraldischen Wissenschaft. Mit scharfer Logik weist er alle unnützen und schädlichen Erdichtungen in ihr Nichts zurück, constatirt, das alle alten Wappen völlig willkürliche Abzeichen ihrer ersten Träger gewesen sind, daß sie erst später lebenslänglich geführt und noch später erst erblich wurden. Dann beweist er die sehr allmälige Umwandlung in der Auffassung, wonach die persönlichen oder Geschlechtswappen mit der Zeit nicht allein für Symbole der Rechtssubjecte, sondern auch der Rechtsobjecte, der Besitzungen und Staaten angesehen wurden. Endlich deutet er den Unterschied zwischen der Deutschen Heraldik einer- und der Französischen und Englischen andererseits an, ferner wie die Slavische in ihrer Art selbstständig blieb, nur äußerliche Formen vom Westen entlehnend und wie die Scandinavische kaum der Erwähnung würdig sei. Aber auch in allen folgenden Einzelartikeln findet der Verfasser Gelegenheit, theoretische und praktische Bemerkungen über allgemeine heraldische Wahrheiten auszusprechen, so daß selbst Derjenige, welcher vielleicht wenig Interesse für die schon oft tractirte und anscheinend erschöpfte Wappengeschichte der Dynastien hat und seine Forschungen lieber auf das weit dankbarere Feld der Heraldik des niedern Adels richtet, dennoch fast auf jeder Seite, die er durchliest, seine Mühe belohnt und sich durch Thatsachen überrascht finden wird, die sein Wissen erweitern. Man überzeugt sich unschwer, daß man es hier mit der Frucht eines vieljahrelangen Fleißes zu thun hat und daß die Belesenheit und Ausdauer des Verfassers im Durchforschen aller Quellen, sowie sein verständiges, scharfes Urtheil schwer seines Gleichen finden dürfte. Aber auch den bloßen Laien, welche heutzutage mit blödem Auge nicht mehr im Stande sind, das Wesentliche von dem Unwesentlichen eines Wappens zu unterscheiden, die in einer decorativen Krone, in den Haarbüscheln eines Löwenschweifes u. s. w. oder gar in der Form der Zacken eines Schildrandes Dinge von größester Wichtigkeit zu erblicken vermeinen, wird die Lectüre der vorliegenden Schrift von gutem Nutzen sein und ihre kindlichen Irrthümer beseitigen.

In dem Haupttheile seiner Abhandlung nimmt der Verfasser die einzelnen Felder des preußischen Wappens der chronologischen Reihenfolge nach, durch; wo es zweckmäßig ist, in Gruppen zusammengefaßt. Er schildert die verschiedenen Abweichungen und Uebereinstimmungen in der Darstellungsweise der Wappen und gelangt dadurch zu dem meist sehr kurzen, aber präzis richtigen Blason. Dann kommen in derselben Weise die Helmzeichen an die Reihe, eine sehr dankenswerthe Ergänzung zu dem Ledebur'schen Werke. Endlich führt er den genealogischen Zusammenhang der einzelnen Wappen mit dem Hauptwappen durch und beweist dadurch recht eigentlich die Wichtigkeit der Heraldik für die Geschichte.

Auch die früher vertreten gewesenen, im Laufe der Zeit wieder fortgelassenen Wappen werden nicht vergessen, sondern ebenso ausführlich besprochen. Weshalb aber die Ostfriesischen sich mit einer ganz kurzen Erwähnung begnügen müssen, ist nicht recht einzusehen. Ist es etwa eine, in einer wissenschaftlichen, nicht politischen, Abhandlung doch etwas überflüssige Rücksichtsnahme auf des Verfassers Souverain, den König von Hannover und jetzigen Herrn von Ostfriesland?

Als geringe Beiträge zu dem reichen Material des Buches glauben wir zwei Daten hinzufügen zu können.

1. Seite 14. Daß der Westpreußische Adler mit dem bewaffneten Arm statt schwarz in weiß vielleicht richtiger in den Polnischen Farben darzustellen sei, geht, außer den angeführten Abbildungen in der Landbotenstube zu Warschau, auch aus angemalten Thorwappen in Danzig hervor. Wenn dieselben auch offenbar neuerdings überstrichen worden sind, so unterscheiden sich die sich gegenüberstehenden Tincturen doch der Art, daß selbst bei den schwächsten Resten der ursprünglichen Bemalung an einen Irrthum nicht zu denken wäre.

2. Seite 94. Zu den verschiedenen, differirenden Zeichnungen des bischöflich Ratzeburgischen Wappens kommt noch eine hinzu, die sich auf kleinen groschenförmigen Münzen des 16ten Jahrhunderts findet: gezinnter, schwebender Thurm, oben schwebend eine Bischofsmütze, hinter dem Thurm gekreuzt Krummstab und Schwert.

Nachdem Grote auch sämmtliche Nebentheile des Preußischen Wappens besprochen, führt er uns zum Schluß einen Entwurf eines verbesserten, genealogisch und geographisch sowohl, wie heraldisch-ästhetisch richtigeren Preußischen Wappens vor, welcher in der That überraschend gefällig und zweckentsprechend ist. Um das große Mittelschild mit dem schwarzen Adler, der außer der Provinz Preußen auch den ganzen Staat vertritt und auf der Brust mit dem gevierteten Schilde der Stammwappen der Dynastie belegt ist, reiht sich ein bunter Wappenkranz, den die übrigen Provinzen und die Anspruchswappen, unter sich historisch und harmonisch geordnet, bilden. Sehr richtig sagt der Verfasser zur Empfehlung dieses Entwurfs, daß Derjenige welcher aus dem Kopf und bewußt dies Wappen wiederzugeben im Stande ist, damit ein vollständig genügendes Examen über die Geschichte des Preußischen Staates ablegen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Congregation Unserer lieben Frau von der christlichen Liebe zu Prag.

Von dem katholischen Pfarrer Rittelmann zu Beffendorf.

(Aus: „den Blättern für das Armenwesen." Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Würtemberg.)

Die freundliche Aufnahme, welche meine Abhandlung über den Verein des heil. Vincentius von Paula gefunden, und die sich in Zuschriften von verschiedenen Seiten her, namentlich auch von evangelischen Glaubensbrüdern, kund gegeben, will mich ermuntern, einen weiblichen Verein vor die Augen des Lesers zu führen, der durch die Großartigkeit seiner Unternehmung nicht weniger, als durch die noch nicht gemessene Tragweite seiner Wirkungsart unter den Wohlthätigkeits-Anstalten glanzvoll hervorleuchtet. Meine eignen Augen und Ohren sind Zeugen dieses herrlichen Institutes der christlichen Liebe. Prag, Böhmens Hauptstadt, fast in der Mitte des Landes, an der schiffbaren Moldau und der Wien-Dresdener Bahn gelegen, mit einem Umfang von 4 Stunden und nahezu 160,000 Einwohnern, macht schon durch seine Lage einen wundervollen Eindruck und gewährt durch seine Thürme, seine 48 Kirchen, Paläste Brücken und Mauern den Anblick einer wahrhaft königlichen Stadt. Wenn man die alte steinerne, 36 Fuß breite, mit 28 Statuen und Heiligengruppen verzierte, an beiden Enden mit alterthümlichen Thürmen versehene Brücke überschreitet, um die erhabene kaiserliche Burg auf dem Hradschien mit ihren vier Thürmen und 450 prächtigen Zimmern zu besteigen, so stößt man am Fuße des Bergabhangs auf eine Gebäude, das lang an der Straße sich hindehnt, und das schon durch seine Außenseite seine Stille in das wogende Gewühl der belebten Straße hereinverkündet und den aufmerksamen Beschauer zum Eintritte reizt. Es ist dies das Haus der weiblichen Genossenschaft, die wir an der Spitze unserer Abhandlung sehen, und deren weit in das Leben eingreifende Wirksamkeit einer eindringlicheren Würdigung unterstellt werden soll.

Wer die Lebensschicksale des Armen kennt, wer hineingedrungen ist in das Geheimniß seines Elends und es in seiner Wurzel erfaßt hat, der allein begreift, daß schon die Rettung nur einer einzigen Familie viel Kraft, eine große Liebe und eine umfangreiche Erfahrung fordert. Arm sein, d. h. nicht nur entblößt sein von allen pecuniären Mitteln, das will eben so viel sagen, als ohne Kraft, ohne Einsicht, ohne Sittlichkeit sein. Der Arme weiß sich nicht aus seiner Lage herauszufinden, er findet nicht den Weg dazu, noch hat er Muth und Energie genug, alle Hindernisse siegreich niederzuschlagen. „Die Armuth," sagt der Franzose Melun in seiner preiswürdigen Schrift über: die Stütze der menschlichen Gesellschaft, „die Armuth entnervt — jeder Widerstand scheint dem Armen unübersteigbar, jede Versuchung wird für ihn eine hinreißende Gelegenheit zum Falle, er fällt und geht von Neuem unter in Verhältnissen, in denen Andere nur eine Aufforderung zu neuem Muthe und Stählung ihrer sittlichen Kraft erfahren würden."

Der Arme, soll er seiner elenden Lage entrissen werden, bedarf darum ohne Unterlaß der Hilfe Anderer, die für ihn denken, überlegen, handeln, deren Muth und opfervolle Hingebung seiner Schwäche und in schnellen Gängen heranschreitenden Verzweiflung zu Hilfe kommt. Wie viele Schritte müssen geschehen, um nur eine einzige Familie dem sie so bald verschlingenden Rachen des Verderbens zu entnehmen? Für das Kind muß eine Bewahr-Anstalt und Schule gesucht werden, der Knabe muß in die Lehre. Die Eltern selbst müssen durch Arbeit in ihrer Existenz gesichert sein, in ihrer Krankheit müssen sie in einem Hospitale Aufnahme finden, sie bedürfen zu Hause der Pflege des Arztes und der barmherzigen Schwestern. Wie bald herrschen Zwist und Streit im Innern der Familie selbst! Da gilt es dann, Friede und Ordnung wieder herzustellen, an Sparsamkeit und häuslichen Sinn sie zu gewöhnen, die Tochter zu überwachen, daß die Noth sie nicht zur Sünde führt, nach dem Fehltritte sie zu bessern und wieder an Tugend und Ehrbarkeit zu gewöhnen, und so in jedem Augenblicke ihres mühe- und leidensvollen Lebens gegen Leichtsinn, Unwissenheit, Verzweiflung, kurz gegen alle Versuchungen zu kämpfen. Ein ganzes Leben voll Selbstverläugnung und Opfer ist kaum einer solchen Aufgabe gewachsen!

Unter einer, wenn nicht irreligiösen, aber doch oft gleichgiltigen Population zerstreut und sich selbst überlassen, verliert der Arme nicht selten den letzten Funken von Glauben, und nur das Beispiel und eine von der Religion durchfüllte Umgebung reißt ihn fort; die großen Massen leben vom Beispiele und von der Gewohnheit. Treten sie darum in eine Kirche ein, mitten unter die fromme, in Andacht versunkene Menge von Gläubigen, da erfaßt auch sie der Geist, der die Versammlung durchweht, sie werden unwillkürlich mit fortgerissen vom Strome der Andacht, — es ist eine heilige und heiligende Atmosphäre, die den Armen, der an der Sittlichkeit Schiffbruch gelitten, hier umgiebt; da senkt auch er, das verlorene Kind unserer civilisirten Welt, sein Haupt, und seine Kniee beugen sich, alle Vorurtheile, Spott und Verachtung sind verschwunden. —

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 24. **Berlin, den 11. Juni 1862.** **Nr. 24.**

Heinrich Philipp Ferdinand Otto Freiherr von Meerscheidt genannt von Hueltessem, Oberstlieutenant a. D., auf Kuggen bei Königsberg in Pr. Rechtsritter seit 1859. † zu Kuggen 2. Juni 1862.

Der Kanzler von Küstrin.

(Erzählung von George Hesekiel.)

(Schluß.)

„Ich habe," begann der Alte nun, „die Johanniter gehaßt, ihre Balley befehdet, mein Leben lang unaufhörlich und unerbittlich; dieselbe Balley, deren Meister ich nun bin. Doch meine Geschichte ist noch nicht aus; meine unglückliche Mutter vermochte das Schuldbewußtsein nicht zu tragen, sie sank auf's Krankenlager, der Tod kam zu ihr, um sie zu erlösen, und sie war noch nicht zwanzig Jahre alt. In der Nacht vor ihrem Scheiden ließ sie meinen Vater zu sich rufen, sie legte ihm ihre Beichte ab, sie empfing seine Vergebung, denn er hatte ein weiches Herz, der stolze Graukopf, und dann ist sie am Morgen still verschieden. Ich habe an ihrer Leiche gesessen, so lange sie über der Erde stand, wechselsweise bewegt von unendlichem Schmerz um die Verblichene und von grimmigem Haß gegen den Verderber. Mein Vater erhub seitdem sein Haupt nie wieder stolz und hoch wie vorher, ich sah ihn oft an dem Tisch unter dem Weinrebenfenster sitzen, er hatte sein graues Haupt in beide Hände gelegt und weinte leise. Er war ein anderer Mann geworden, gegen mich zumal war er kalt und zurückhaltend; ahnete er, daß ich ein Mitwisser seiner Schmach und seines Unglücks? Sah er in mir den Mitschuldigen? Er brachte mich aus dem Hause in eine gelehrte Schule, das war eine Erleichterung für mich, denn ich vermochte meine Augen nicht mehr aufzuschlagen in meines Vaters Gegenwart. Der Johanniter hatte mich auch um die Liebe meines Vaters gebracht, ich habe das theure, graue Haupt nicht wieder gesehen, meines Bruders Hand hat ihm die Augen geschlossen. Da hast du die Geschichte meines Hasses gegen den Johanniter-Orden, Sohn Wenzel!"

Der Johanniter-Meister lehnte sich zurück in seinen Sessel und sah mit nassen Augen hinüber zu seinem Sohn.

Der saß eine Weile schweigend und blickte starr vor sich nieder, Schweißtropfen perlten auf seiner kahlen Stirn, plötzlich erhub er sich und stand aufrecht vor seinem Vater: „Verzeiht, Herr Vater!" sprach er mit zuckenden Lippen und man konnte seinem Antlitz ansehen, welche mächtige Bewegung in seiner Seele war, „verzeiht, Herr Vater, wenn ich Euch zuvor durch Worte gekränkt habe; ich denke, daß wir jetzt einig sein werden, auch ich habe eine Geschichte zu erzählen, eine Geschichte *meines* Hasses; Euch hat ein Johanniter um Jugend und Unschuld bestohlen, um die Liebe Eures Vaters betrogen, das helle Bild Eurer Mutter besudelt, ich bin fast in gleicher Lage; mich hat nicht ein Johanniter-Ritter, wohl aber der Geist, der in diesem Orden weht, der Geist des Ritterthums und des Adels, der Geist der alten Zeit, um das Weib gebracht, das ich liebte, und aus ihrem Munde sprach jener Geist Worte zu mir, Worte der Verachtung, welche ewig in meiner Seele brennen werden. Gebt mir die Hand, Vater, wir legen sie vereint an das Werk der Rache!"

„Ich weiß, ich weiß," versetzte der Herrenmeister seinem Sohne die Hand reichend, „Du hast die Burgsdorfin geliebt, das große, weiße Mädchen, die Tochter des Hauptmanns in Küstrin, die später nach Böhmen heirathete!"

„Ich habe die Freifrau von Hrzan-Harras wiedergesehen in Prag," fuhr Wenzel finster fort, „sie ist strahlend, glücklich, die Mutter einer blühenden Familie, sie ist schöner noch als sonst, und ich bin vor den Jahren ein Greis geworden, Rache!" —

„Rache!" wiederholte der Herrenmeister. Sein Sohn hatte ihn wieder denken gelehrt, wie einst der Kanzler von Küstrin dachte.

„Sie ist schön, reich, glücklich, geliebt," fuhr Wenzel grimmig fort, „diese Freifrau Joachime Tugendreich, ich habe nichts, bin alt, häßlich und ungeliebt, und doch hat sie mir meinen letzten Freund noch genommen!"

„Was willst du sagen, Sohn Wenzel?" fragte der Alte.

„Mein Hund Cornaro," versetzte der arme Mann bitter, — „der einzige Freund, den ich noch hatte, ist mir in Prag fortgelaufen, man hat ihn im Pallast der Freifrau gesehen, er kam nicht wieder!"

Es war nicht schwer zu erkennen, daß der Verlust des schwarzen Cornaro dem Wenzel Neumann eine tiefe Wunde geschlagen, eine tiefere vielleicht, als er Andern und sich selbst bekennen mochte.

Tiefe Stille herrſchte in dem Gemach des Herrenmeiſters auf dem Ordensſchloſſe zu Sonnenburg, die beiden Neumänner hatten ihre neuen Pläne gemeinſchaftlich geſchmiedet, und man hörte nur die Feder des Wenzel Neumann leiſe knirſchen, der einen Brief ſchrieb, den eine halbe Stunde ſpäter ein Reitender nach Küſtrin brachte. Markgraf Hans erkannte in dieſem Briefe ſeinen alten Kanzler wieder, — der Brief konnte der Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg theuer zu ſtehen kommen.

V.

Wenzel Neumann hatte allerdings ſeinen Vater wieder in die alten Pläne verſtrickt und ihn geſchickt genug genöthigt, in die alten Bahnen einzulenken, aber, wie ſchon geſagt, der Herrenmeiſter von Sonnenburg war nicht mehr der Kanzler von Küſtrin, er hatte nicht mehr die alte Sicherheit; die verwickelte Lage der Dinge vermochte er nicht mehr klar zu überſchauen, und was er allenfalls erreichte, das verlor er augenblicklich, ſobald er allein ſtand und nicht von ſeinem Sohne geleitet wurde. Wenzel aber hatte ſich nach Prag begeben müſſen, denn dort allein konnte der Theilungsplan, der ihm Schenkendorf und Friedland bringen ſollte, verwirklicht werden. Unterdeſſen aber war Markgraf Hans bereits in hellem Zorn gegen Franz Neumann; der energiſche Fürſt mußte Verrätherei hinter dieſen ewigen Schwankungen und dieſem hartnäckigen Ausweichen ſehen, die Commendatoren des Ordens ſelbſt aber kamen hinter die Verhandlungen, die Neumann ins Geheim mit Felix Lobkowitz, dem Kaiſerlichen Landes-Hauptmann in Nieder-Lauſitz führte, und endlich erhaſchte man einen Befehl Neumanns, durch welchen Kaiſerliche Beſatzung für das Ritterliche Haus zu Friedland gefordert wurde, „um ſolches im Namen Römiſch Kaiſerlicher Majeſtät, als Markgrafen der Nieder-Lauſitz und dem Orden zu Gute, bis auf weitern Beſcheid in Verwahrung zu halten," — damit waren des Markgrafen Pläne auf dieſe Länder enthüllt. Denn nur gegen ihn konnte der Schutz gefordert werden. Dieſes Schreiben ſchickte der Commendator von Lagow, Andreas von Schlieben, an den Markgrafen Hans in Küſtrin, und zugleich wurde der Markgraf als Protector der Balley um Hülfe gegen den Herrenmeiſter angerufen, welcher Friedland und Schenkendorf dem Kaiſer zugeſpielt. Der Markgraf, der viele Urſache hatte ſeinem ehemaligen Kanzler zu zürnen, hatte jetzt auch Vorwand einzugreifen und ließ den Herrenmeiſter von ſeinem Marſchall Johann von Seyffertitz, dem Küſtriner Commandanten Caſper von Otterſtädt und dem Rath Sigismund von Schlichting zu Rampitz verhaften und als Gefangenen nach Sonnenburg bringen. Es gelang dem Herrenmeiſter aber, wahrſcheinlich mit Hülfe ſeines Schwiegerſohnes, des Geheimſchreibers Chriſtoph von Döberitz, den Markgraf Hans unedel genug dafür in Peitz enthaupten ließ, ſchon in der nächſten Nacht zu flüchten. Der ſchon alterſchwache Greis entkam über Droſſen und Schwiebus glücklich nach Böhmen, wo ihn der Kaiſer in einer längern Audienz empfing, ihm aber nur unbeſtimmte Verſprechungen gab und ſich zu nichts verpflichtete. Wahrſcheinlich fielen die Erwerbungen, welche Oeſtreich an Ordensgütern etwa hätte machen können, nicht ſchwer genug in's Gewicht, man trug Bedenken ſich deßwegen mit dem Brandenburgiſchen Hauſe zu überwerfen, doch ſchützte der Kaiſer Neumanns Perſon gegen den Markgrafen, der ihm durchaus den peinlichen Proceß machen wollte, und ließ ihn ungeſtört in Prag wohnen. —

Noch nicht ein volles Jahr war verfloſſen ſeit der Flucht des Herrenmeiſters der Balley Brandenburg aus dem Ordensſchloſſe zu Sonnenburg, wo er in ſeiner eigenen Reſidenz ein Gefangener des Markgrafen war; wir finden den einſt ſo mächtigen und gefürchteten Mann wieder in einem beinahe ärmlichen Gemach des Hauſes zum Bock auf der Sebaſtians-Gaſſe in der Prager Altſtadt. Der Greis liegt krank zu Bett, und die Wittwe Chriſtina Biſtowa, bei welcher Franz Neumann wohnt, öffnet das Fenſter, um die warme Sommerluft herein zu laſſen in das Krankenzimmer, deſſen Fenſter nach dem engen Hof ſchauen, denn der gewaltige Kanzler von Küſtrin, der Herrenmeiſter, dem ſo viele ſchöne Schlöſſer auf den Gütern der Balley offen ſtanden, er wohnt in einem Hintergebäude.

Franz Neumann hält die Augen geſchloſſen, er ſcheint zu ſchlummern, ſein Geſicht iſt bleich und verfallen, ſeine Naſe iſt auffallend ſpitz geworden, mitleidig blickt die Wittwe Biſtowa, ein gutmüthiges huſſitiſches Weib, auf den ſchlafenden Greis, von dem man ihr erzählt hat, daß er ein flüchtiger Fürſt, das Haupt einer mächtigen Ritterſchaft. Sie miſcht einen Labetrunk und ſetzt ſich ſtill nieder an das Lager des unglücklichen alten Mannes.

Plötzlich begann ein leiſes Klingen dicht an der Wand, an welcher das Bett Franz Neumanns ſtand, die alte Frau horchte hoch auf, und ſenkte dann lauſchend ihr Haupt wieder; das Klingen geſtaltete ſich zu beſtimmten Tönen, die endlich zu einem mächtigen Geſang anſchwollen und von Orgelſchall getragen und gehoben gewaltig wie Wogen daher brauſten.

„Ich hatte es vergeſſen," nickte Chriſtina Biſtowa, „es iſt heut Sanct Bartholomäustag, der große Lobkowitz läßt wie alljährlich den Trauergottesdienſt in der alten Kapelle halten für ſeine Vettern, die Haſſenſteiner, die vor dreißig Jahren am Sanct Bartholomäustag von des Königs Leuten auf der Kleinſeite erſchlagen wurden."

Die Kapelle mußte Wand an Wand mit dem Gemach des Herrenmeiſters ſein, denn man vernahm ganz deutlich ſelbſt die Einzelſtimmen, welche den von der Orgel begleiteten Geſang unterbrachen, man hörte ſelbſt das Läuten des Glöckchens. Auch der Kranke empfand offenbar den Einfluß der Muſik, wenn er ſie vielleicht auch nicht eigentlich hörte; der Ausdruck des Geſichts wurde milder, freundlicher, — da ſetzten plötzlich helle Stimmen drüben klar und ſcharf ein und ſangen das uralte carmen poenitentium alſo:

Honores, opes, praedia
Et sceptra transeunt momento;
Venustas formae, media
Sunt saepe nobis nocumento:
Mundana quid sunt omnia
Quam fumus, umbra, somnia?

Ach! Ehre, Reichthum, Herrlichkeit
Vergehn, das Scepter fällt in Scherben,
Ein ſchöner Leib und Ueppigkeit,

Sie dienen oft nur zum Verderben,
Und mehr iſt Alles Ird'ſche kaum
Als Rauch und Schatten, flücht'ger Traum.

Dem Kranken kehrte auf einen Augenblick wohl die Beſinnung wieder, er öffnete ſeine Augen und ſtarrte eine kleine Weile vor ſich hin, doch die Lider ſanken ſogleich nieder und die Lippen ſprachen ganz leiſe: „ich habe dich geſehen, mein lieb jung Mütterlein! ich habe dich geſehen, mein edler Vater! Ich habe den lieblichen Lockenkopf neben dem ſtolzen Graukopf geſehen, ich will zu Euch kommen; ich kann nicht, ich bin alt und habe keine Kraft mehr, ich habe Kinder, ich habe Söhne und Töchter, und keins kommt dem Vater zu helfen! Kommt Ihr denn, Johanniter, helft mir, helft Eurem Meiſter! Ihr kommt nicht, freilich, ich habe Euch betrogen, ich habe mich in Eure Reihen gedrängt und habe Euch liſtig gezwungen, mich auf Euren Meiſterſtuhl zu ſetzen, das wird Keinem mehr gelingen. Hilf du mir, Markgraf Johann von Brandenburg, dir habe ich lange gedient, hilf du mir hinüber zu meinem jung Mütterlein und meinem grauen Vater! Auch du willſt nicht, du ſagſt, ich hätte dich betrogen, ich hätte nicht dir, ſondern immer nur mir ſelbſt gedient! Du haſt Recht, ich habe immer nur an mich, an meine Rache und an meinen Vortheil gedacht!“ —

Unaufhörlich ſprach der Sterbende vor ſich hin und die abgemagerten Finger ſpielten auf der Decke, aber die Züge des Geſichtes veränderten ſich nicht bei dieſen Selbſtanklagen, ſie behielten den mildern Ausdruck, den ſie angenommen unter dem Einfluß der Geſänge in der anſtoßenden Kapelle. Das alte Weib, welches an dem Bett ſaß und zuweilen die Lippen des Sterbenden anfeuchtete, hörte die leiſen Worte kaum und verſtand ſie noch weniger.

Da wurde die Thür des Gemachs vorſichtig und langſam geöffnet, zwei Frauengeſtalten traten ein; die Erſte hatte einen großen ſchwarzen Hund zur Seite, die Zweite war in dichte Trauergewande verhüllt und führte ein kleines Mägdlein an der Hand, welches ebenfalls in Trauer gekleidet war. Die Erſte war Joachima Tugendreich von Burgsdorf, die Freifrau von Hrzan-Harras mit dem alten Hund Cornaro, das todesblaſſe ſchlanke Weib in Trauer mit dem Kinde, war Franz Neumann's jüngſte Tochter, die Wittwe des unglücklichen Chriſtoph von Döberitz, den der zornige Markgraf Hans hatte erbarmungslos enthaupten laſſen, weil er die Flucht des Herrenmeiſters, ſeines Schwiegervaters, begünſtigt.

Der ſtolze Neumann, der Kanzler von Küſtrin, der Hammer der Neuzeit, er wußte nicht, daß er ſchon lange von den Wohlthaten lebte, welche ihm eine Tochter jenes neumärkiſchen Adels ſpendete, den er ſo hart geplagt und verfolgt hatte in den Tagen ſeiner Macht. Die Freifrau hatte ſich des kranken und verlaſſenen Greiſes angenommen, ſein Name hatte ſie an die liebe neumärkiſche Heimath, an die gute Stadt Küſtrin, an ihr Vaterhaus und auch an Wenzel Neumann, den Genoſſen und Geſpielen ihrer Jugend erinnert, von dem ſie einſt in Unfrieden geſchieden. Sie hatte nichts von Wenzel Neumann's Anweſenheit in Prag gewußt, als plötzlich der ſchwarze Cornaro bei ihr erſchien und ſich zu ihr hielt, ohne ſie zu verlaſſen. Damals hatte ſie nach Wenzel forſchen laſſen, ſeine Wohnung aber erſt erfahren, als er bereits wieder abgereiſt war. Sie wußte wohl, daß der Franz Neumann feindlich geweſen gegen ihr Geſchlecht in der Heimath, aber ſie gedachte deſſen nicht, ſondern ließ ihn pflegen, und als ſie erkannte, daß ſein Tod nahe, da ſendete ſie einen Boten nach Küſtrin an die Kinder des flüchtigen unglücklichen Mannes, auf daß doch Eins käme, um ihm beizuſtehen in ſeiner letzten Stunde und ihm die Augen zu ſchließen. So war denn die bleiche Wittwe des grauſam hingerichteten Chriſtoph von Döberitz mit deſſen kleiner Waiſe gekommen. Die beiden andern Töchter oder deren Männer hatten es nicht gewagt aus Furcht vor dem Zorn des Markgrafen Hans. Sie hätten es wagen dürfen, denn Markgraf Hans konnte ſich vom Zorn hinreißen laſſen, aber er war doch ein edler Herr. Der älteſte Sohn Franz Neumann war todt, die Söhne, die in ſeinem Erbe ſaßen, waren noch zu jung; von dem zweiten Sohne, von Wenzel Neumann wußte Niemand etwas, er war verſchwunden, als ſein Vater flüchtig nach Prag kam, er war verſchwunden und blieb verſchollen, Niemand hat jemals wieder etwas von ihm geſehen und gehört, er iſt in der Fremde geſtorben und verdorben.

Chriſtina Biſtowa erhob ſich ehrfurchtsvoll und ging den Damen entgegen.

„Sein letztes Stündlein iſt gekommen!“ ſprach ſie leiſe zu der Freifrau, welche neben ihr ſtehen blieb, während die Wittwe des Chriſtoph von Döberitz mit ihrem kleinen Mädchen an dem Bette des Sterbenden niederkniete und die Hand ihres Vaters ergriff.

„Es iſt Einer gekommen,“ flüſterte der Greis ohne die Augen zu öffnen, „es iſt Jemand gekommen, der mir hinüber helfen will zu lieb jung Mütterlein und zu meinem Vater, Gott iſt barmherzig, ja, ja, barmherzig auch gegen die Unbarmherzigen, er hat mir Hülfe erweckt!“

„Vater,“ rief die junge Wittwe, „ich bin da, Anna, Eure Tochter Anna, ich will mit Euch beten, ſegnet Euer Kind, Vater, und Eure Enkelin!“

„Anna iſt da,“ flüſterte der Sterbende, „Anna, meine jüngſte Tochter, ſie will mir helfen, ſie hat mir Gott zur Hülfe erweckt! Barmherzigkeit für die Unbarmherzigen! Ihre Mutter iſt geſtorben in Verzweiflung und Kummer über meinen harten Sinn gegen ihren älteſten Sohn, ihr Mann iſt von Henkershand geſtorben, weil ich ihn nöthigte, mir zur Flucht zu helfen, und nun kommt ſie gerade, um mich hinüber zu bringen zu meinem Vater und zu meinem Mütterlein.“

Der Greis ſprach immer fort, aber er ſprach immer leiſer, nur den heiligen Namen Gottes und das Wort Barmherzigkeit war noch zuweilen verſtändlich. Die Wittwe hatte ihr Haupt niedergebeugt und die Hand des Vaters darauf gelegt, mit dem Arme hielt ſie ihr leiſe weinendes Töchterchen umſchlungen, ſie betete eifrig. Tiefe, heilige Stille.

Der Trauergottesdienſt in der Kapelle nebenan ging zu Ende, die Orgel begann wieder leiſe zu klingen, und klare Stimmen erhoben ſich ſanft darüber, plötzlich aber brauſten die Orgelklänge wie im Donnergang einher und jauchzende Stimmen ſangen:

„Fac me cruce custodiri,
Morte Christi praemuniri,

Confoveri gratia!
Quando corpus morietur
Fac, ut animae donetur
Paradisi gloria!

Gieb mir Christi Kreuz zur Stütze,
Daß mich Christi Tod beschütze,
Den uns Deine Gnade bot!
Und bricht einst der Leib zusammen,
Glüh' uns an aus Todesflammen
Paradiesisches Morgenroth! —"

Die Wittwe nahm still des Vaters kalte Hand von ihrem Haupt und legte sie sanft in die andere, sie erhub sich und drückte ihm die Augen vollends zu, während reichliche Thränen ihr über das Antlitz flossen.

So starb Franz Neumann, der Herrenmeister der Balley Brandenburg —, das war das Ende des mächtigen Kanzlers von Küstrin, der sich einst den Hammer der neuen Zeit genannt! —

Der Freiherr von Hrzan-Harras sorgte für ein standesmäßiges Begräbniß; Franz Neumann ward in der ehrwürdigen Tein-Kirche auf dem großen Ring der Prager Altstadt begraben, Graf Martin von Hohenstein aber ward Herrenmeister der Balley Brandenburg an seiner Statt. —

Franz Neumann war lange vergessen und auch die edle Balley verfallen und vergangen im Lauf der Zeiten, da aber das Herrenmeisterthum durch eines milden Königs Stimme wiederum erweckt ist zu neuem Leben, neuer edler Thätigkeit, war's wohl vergönnt auch an den Mann zu erinnern, der ein Feind war des Ordens, noch viel mehr aber des Geistes, der den Orden allein beseelen soll, der aber doch das Ordenshaupt wurde durch des unerforschlichen Gottes Zulassung.

Geschichte des Preußischen Wappens.

(Von H. Grote. Leipzig, 1861.)

Von Clericus.

(Schluß.)

Wir können jedoch die Besprechung des Groteschen Buches nicht schließen, ohne auch unsere abweichende Ansicht über ein paar Einzelheiten vorzubringen.

1) Der Verfasser erklärt es für unheraldisch, in einem verschränkten oder überhaupt zusammengesetzten Wappen die Figuren der einzelnen Felder sich einander zukehren zu lassen.

Bekanntlich ist es an und für sich völlig gleichgiltig, nach welcher Seite eine Figur sich eigentlich wendet. Menschen- und Thierfiguren, waffenartige Gegenstände müssen sich freilich stets nach vorne, dem Feinde zukehren, daher im Schilde, das am linken Arm getragen wird, rechts gewandt. Wäre aber einmal ein Ritter links gewesen und hätte die Schutzwaffe am rechten Arm geführt, so würde er jedenfalls sein Wappenthier auch links gewandt haben malen lassen. Die Fahnen fliegen nach hinten, daher kehren sich auf ihnen die Figuren stets der Stange zu, auf der einen Seite rechts, auf der andern links gewandt. Die Helmfiguren müssen sich immer nach vorn gerade aus kehren.

Nun scheint es uns aber, als wenn in der ganzen Ornamentik des Mittelalters das Bestreben zur Geltung kommt, Zierrathen, Arabesken, Wappen u. dgl. mit einander in Verbindung, in offenbare Beziehung zu einander zu bringen. Stehen zwei Schilder neben einander, so neigen sie sich einander zu. Die Helme auf ihnen sind einander zugekehrt, also auch die Figuren auf ihnen. Sollen nun dem entgegen die Schildfiguren alle nach ein und derselben Richtung, einförmig forttraben? Bei sogenannten Alliancewappen ist das Gegentheil davon, das die gegenseitige Beziehung andeutende Zukehren der Figuren vollständig die Regel. Aber auch bei zusammengesetzten Wappen in einem Schilde wird es wohl, wenigstens in den zusammengehörigen Gruppen, die Regel sein. Freilich sind der Ausnahmen von jeher viele gewesen, aber um zu entscheiden, welche Ansicht Recht hat und auf welcher Seite die wenigsten Ausnahmen, dazu möchte es wohl einer längeren Untersuchung bedürfen und die, kalligraphisch sehr wichtige, Frage nicht mit einer so kurzen, apodiktischen Behauptung erledigt sein, wie sie Grote, Seite 67 u. a. a. O. von sich giebt.

2) Bei der sonst überall so praktisch-nüchternen Auffassungsweise Grote's nimmt es Wunder, daß er bei Besprechung der Helmdecken lediglich an ihre (spätere) dekorative Bestimmung denkt.

Nach einem Manöver wird jeder Küraſſier am meisten über den Sonnenbrand auf seinem polirten Helme klagen, den kaum Luftlöcher oben mildern: wie mag erst die Sonne von Syrien auf die Stahlhelme der Kreuzfahrer heruntergeglüht haben. Die Araber umhüllen den Kopf mit weißen Decken, auch die englischen Soldaten in Indien und die französischen tragen, den Illustrationen nach, Tücher über oder unter ihren Tschakos und Käppis, da werden wohl auch die Kreuzfahrer so klug gewesen sein, weiße Lappen über ihre Helme zu hängen, um die brennenden Sonnenstrahlen abzufangen, und am Ende haben diese Lappen noch mehr durch die wiederholte Wäsche, als durch feindliche Lanzen jene Löcher und Fetzen erhalten, aus denen das moderne „Laubwerk" der Helmdecke entstanden ist.

Die Farbe der Helmdecken auf der äußeren Seite muß aber entschieden die der Helmfigur sein, also in der Regel auch die der Schildfigur. Kronen, Wulste u. dgl. sind ja sehr neue Zuthaten der Helme, auf allen alten Darstellungen gehen die aufgestülpten Helmzeichen unmittelbar in die Helmdecken über und wechseln natürlich nicht plötzlich die Farbe. Dem Zeichner liegt es ob, die letzteren so zu legen und zu drehen, daß die innere Farbe in keine zu unangenehme Berührung mit der Farbe des Schildes kommt. Uebrigens sind die Helmdecken die besten, welche verständlich sind, alles wirre und confuse Laubwerk ist aber zu vermeiden.

(Fortsetzung in der Beilage.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Beilage zu Nr. 24 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

3) Aus welchem Grunde vertauscht Grote, der doch sonst so viel auf gute deutsche Kunstausdrücke hält, den alten guten Ausdruck „gespalten" mit dem ungewöhnlicheren „hochgetheilt." Spalten kann man eine Sache doch nur von oben nach unten, das Wort ist daher ganz bezeichnend, hochgetheilt klingt aber etwas hochtrabend unverständlich.

4) Da Grote nicht ansteht, bei Gelegenheit auch die Abbildung in der Lebebur'schen Schrift zu tadeln, so wäre er wohl genöthigt gewesen, bei der von ihm beigefügten Wappenskizze auf eine recht gute zu sehen. Aber abgesehen von den beiden nackten, tänzelnden Gardisten, auf die wir noch zu sprechen kommen, erregen gerade die beiden Hauptwappenfiguren, die Löwen und die Adler, gerechte Bedenken.

Die Adler haben äußerst dürftige Flügel, unverhältnißmäßig lange Schwänze und ihre zweimal geknickten, dünnen Beine erinnern fast an einen Kranich, oder höchstens, wegen der allerdings ziemlich ausgebildeten Krallen an einen Cochinchinahahn. Raubvögel haben stets kurze, kräftige Fänge. Auch einem „heraldisch-verzerrten" Thiere muß eine Spur von Naturwahrheit bleiben. Man denke sich aber nur einmal den schlesischen Adler der betreffenden Zeichnung, der ausgebreitet, wie ein gerupfter Hahn aussieht, wie er mit zusammengelegten Flügeln, bei seinem langen Elsterschwanze und den dünnen Stelzbeinen sich präsentiren würde.

Eben so unbegreiflich ist es, weshalb prinzipiell die Löwen (und Greifen) auf einem Beine stehen sollen. Im dreieckigen Schilde läßt sich das freilich nicht gut anders machen, aber im viereckigen Felde ist doch nicht der geringste Grund zu dieser Positur vorhanden, schon propter horrorem vacui nicht, wie es an einer andern Stelle sehr richtig heißt. Ein auf einem Beine hüpfender Löwe wirkt unter allen Umständen unwiderstehlich komisch.

Grote giebt bei dem Artikel Ravensberg ein Rezept zur richtigen Sparrentheilung, er erlaube uns, ihm ein solches zur guten Löwenzeichnung zu empfehlen. Man theile das Schild einmal schrägrechts und zweimal schräglinks, und zeichne alsdann in der Richtung der ersten Linie den Leib, die rechte Vorder- und die linke Hinterpranke, in der Richtung der obern schräglinken den Hals mit dem Kopfe und die andere Vorderpranke, in der Richtung der untern schräglinken Linie die andere Hinterpranke und den Schweif, alles natürlich entsprechend massig, die Extremitäten fast den Schildesrand berührend, den nach oben gebogenen Schweif beliebig bebüschelt und behaart oder gespalten, so wird ein sicher dastehender, das Feld gehörig ausfüllender, heraldischer Löwe zu Tage kommen.

Endlich 5) noch ein paar Worte über die vorgeschlagenen Schildhalter. Schon bei der Durchsicht des von Grote vor Jahren herausgegebenen Hannöverschen Wappenbuchs muß es auffallen, eine so große Menge von Familienwappen plötzlich mit Devisen und Schildhaltern begabt zu sehen, die bisher ganz unbekannt geblieben. Daß die Könige von Hannover in neuester Zeit alle diese Zuthaten diplomatisch confirmirt hätten, ist nicht recht wahrscheinlich. Wahrscheinlicher ist es uns, daß, so wie jeder Mensch sein Steckenpferd haben soll, das Grote'sche Steckenpferd in der Erfindung von Wahlsprüchen und „heraldisch-barocken", d. h. nach seiner Auffassung supermodernen oder theatralischen Schildhaltern bestehe.

Mag immerhin ein Herr von N., der Chef eines Husarenregiments ist, sich ein Petschaft stechen lassen, auf dem ein paar reichbeschnürte Husaren sein altes Ritterwappen halten, das ist und bleibt gleichgiltig, so lange, bis ein solcher Privateinfall durch die ganz ungehörige Aufnahme in ein Landes-Wappenbuch den Irrthum möglich macht, als müsse das ganze Geschlecht der von N. die Husaren adoptiren. Mag selbst der König von Preußen einmal die Laune haben, etwa für ein Fenster seines Schlosses die von Grote empfohlenen, wohlgewachsenen Rekruten in puris naturalibus, mit gewichstem Schnurr- und gekräuseltem Backenbart (daß der Preußische Soldat das Kinn rasiren muß, scheint Grote nicht zu wissen), mit ihren Badehosen von Eichenlaub, den Gardehelm auf dem Kopf, auf Glas malen zu lassen, so hat das auch weiter Nichts zu bedeuten. Aber zu verlangen, daß solche Vogelscheuchen, die mit den Pommerschen wilden Männern gar nichts mehr gemein haben, officiell für alle Zeiten festgesetzt werden sollten, ist denn doch eine zu starke Zumuthung für den guten Geschmack. Vielleicht wünscht Grote auch, daß die Burschen sich jeder neuen Uniformirung der Armee fügen möchten und demgemäß bald mit den alten Tschakos mit den spitzen Federruthen oben, bald mit österreichischen Mützen bedeckt würden. —

Doch abgesehen von diesen kleinen, uns aber nothwendig scheinenden Ausstellungen, die der Verfasser um so gemüthlicher aufnehmen wird, als er selbst ja Niemanden schont, stehen wir nicht an, nochmals auf sein treffliches Werk aufmerksam zu machen, es dringend zu empfehlen und den Wunsch auszusprechen, daß die vielen und gediegenen Wahrheiten, die es enthält, recht bald zu allgemeinerer Geltung gelangen und eine neue Epoche für die gesunkene Wissenschaft und für den noch weit mehr gesunkenen Geschmack der Heraldik einleiten möchten.

Leider dürfte das Buch für seinen eigentlichsten Zweck fast zu spät gekommen sein. Denn, wie es heißt, wäre ein neues Preußisches Wappen bereits fertig entworfen und wartete nur noch auf die betreffende Cabinets-Ordre. Es soll, abgesehen von der Umstellung einzelner Felder, der Fortlassung einiger Wappen und der Einschiebung anderer, z. B. der Hohenzollernschen von Sigmaringen und Hohenberg und der kleinen Fürstenthümer Essen und Elten, ganz auf die „Grundsätze" von 1817 basirt sein.

Die Congregation Unserer lieben Frau von der christlichen Liebe zu Prag.

Von dem katholischen Pfarrer Rittelmann zu Beffendorf.

(Aus: „den Blättern für das Armenwesen." Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Würtemberg.)

Die Gründer unserer Genossenschaft hatten sich nicht getäuscht, als sie auf die hinreißende Gewalt des religiösen Beispiels vertrauten; und man darf nur Zeuge gewesen sein von einer gottesdienstlichen Feier, der diese lasterhaften Frauen anwohnten; diese rohen Gemüther, stumpf und empfindungslos geworden unter dem schweren Gewichte jahrelanger Fleischeslust, im Kampfe mit einem Leben voll Mühsal, Leiden und Entbehrungen, werden weich und zu Thränen gerührt bei den Worten des Priesters, der ihre Sünde geißelt. Doch ich will mich nicht verlieren in dem weiten Felde der Begeisterung, den der Anblick in mir erzeugt, und zur Darlegung der Genossenschaft selbst übergehen.

Die Congregation Unserer lieben Frau von der christlichen Liebe wurde durch den Stifter der Eudisten gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts gegründet und hat den ausschließlichen Zweck der Bekehrung lasterhafter Frauen. Schon seit 1831 hat sich in Prag eine solche Genossenschaft gebildet, und besteht dort ein Gefängniß und Spital für Weiber, die hier aus polizeilichen und Sanitätsrücksichten in Gewahrsam gehalten und zur Zwangsarbeit verurtheilt sind. Es war ein gemischtes Gefühl, mit dem ich die weiten Thorhallen des großen finsteren Gebäudes betrat, welches gegen 3- bis 400 Gefallene ihres Geschlechts einschließt, unter ihnen 80—90 in Folge ihrer Ausschweifungen erkrankt. Von weiter Ferne her werden diese Dienerinnen der Sünde in diese düstern Räume geführt. Ein schweres eisernes Gitter öffnete sich und ich trat auf einen Corridor, wo die Büreaus der Verwaltung und das Sprechzimmer sich befindet. Mehrere Frauen waren hier gegenwärtig im grauen Gewande der Züchtlinge, mitten unter ihnen der reine Habit einer sanften, unschuldigen Nonne, welche die Aufsicht führte. Ich war gerührt und innerlich erfreut bei dem Anblicke einer Erscheinung, deren Opfersinn aus ihrem Auge strahlte, — es war eine liebliche Blume auf wüstem, traurigem Felde, — frisches Leben mitten unter lauter Ruinen; es erquickte mein Auge und mein Herz, wie den Wanderer, wenn er mitten in einer dürren, öden, ausgebrannten Wüste eine grüne Oase entdeckt. Von dem Beamten, wie von ihr freundlich aufgenommen, begann ich meine Wanderung durch dieses Haus von Sünde und des tiefsten, unsäglichen Jammers.

Die Gefangenen sind hier in verschiedenen Arbeitssälen, die den einzelnen Abtheilungen angehören, beschäftigt. Im Allgemeinen hat man drei Klassen unterschieden, solche, die zum erstenmale hierherkommen, dann die rückfälligen und endlich die unverbesserlichen. Diese drei Kategorien sind streng von einander getrennt. Jeder der hohen, luftigen Säle fast 50—60 Sträflinge, auf einer kanzelartigen Erhöhung befinden sich beständig zwei Ordensschwestern, welche die Arbeiten leiten, die Ordnung aufrecht halten und von Zeit zu Zeit eine belehrende Lektüre vornehmen. Es ist dieses durch die Verdorbenheit der Sträflinge absolut geboten; denn die meisten dieser Verworfenen haben aus jenem giftigen Becher getrunken, den die Tagesliteraten bis an den Rand voll füllen, und wer könnte im Angesichte dieser losgelassenen, satanischen Macht die Verwüstungen in den Herzen schildern durch die zahllose Menge schlechter Schriften, welche täglich den Markt überfluthen. In diesen Feuilletons, in diesen Vereinen und oft personifizirt in den ambulanten Schauspielen — wo wir nur hinsehen, Alles ist oft schmutzig, Alles oft besudelt, in feinerer oder gröberer Form, oft gemein bis zum Cynismus! Diese Ekel erregende Schriften mit ihren obscönen Schilderungen, die noch durch die Frivolität und schamlose Gemeinheit des Ausdrucks und den niedrigen Geschmach ihres Styls Alles überbieten, sind heut zu Tage der Blutkelch, aus dem nicht selten schon der Gassenbube schlürft, und hierdurch allen Sinn für höhere Sittlichkeit schon im ersten Anfluge erstickt! Hiezu dann noch die große Schaar bildlicher Darstellungen, die als ein Hohn der Zeit vor allen Schaufenstern prangen, und woran dann die rohe Jugend ihre Augen weidet, und schon frühzeitig genug ihre Zoten reißt! Bemühen sich auch einige Romanschriftsteller, ihre Farben nicht so grell, sondern etwas verdeckt aufzutragen, so bleiben auch diese Geistesproducte, welche blos die zeitliche Existenz in die Feder dictirt, nichts desto weniger eine nur zu gefährliche Lektüre für die meisten Leser, — sie sind wirklich nichts anders, als eine Physiologie der Sinnlichkeit, und es wäre höchst gewagt und nie gut, die Schleier zu lüften, den Schamgefühl und öffentliche Sitte über Dinge gelegt haben, die nie das Tageslicht sehen sollten. Das dringende Bedürfniß der Gegenwart, die Verbreitung guter Bücher zur Erbauung sowohl, als Belehrung und Unterhaltung, haben alle Diejenigen, welche nicht die Welt auf den Kopf stellen wollen, lebhaft empfunden, und es ist eine Lektüre als eine gesunde Kost nicht blos für jene Unglücklichen, welche hinter Schloß und Riegel sitzen, absolute Forderung, sondern es ist ein Gebot der Zeit im Allgemeinen, dem mit Riesenschritten heranschreitenden Verderben zu steuern, welche die Alles überwuchernde Roman- und Feuilleton-Literatur bis in die untersten Schichten des Volkes hinab verbreitet. Die Gewalt, die ein Buch auf den gemeinen Mann übt, gränzt an das Unglaubliche; und die Franzosen wissen einem Redner kein größeres Lob zu spenden, als dadurch, daß sie sagen: „er spricht wie ein Buch." Soll es also besser werden, so muß eine radikale Aenderung dieser zum Untergang aller guten Sitte führenden Lektüre eintreten. Die in unsern Tagen so sehr beliebte heidnische Vergötterung der Form, dieser Cultus der Sinnlichkeit und künstlerischen Verklärung des Fleisches, die uns in so manchen Bildwerken begegnet, um so widerlicher, als das Alles nicht mehr das Gepräge naturwüchsiger Unbefangenheit trägt, muß mit Trauer und Abscheu erfüllen. Wehe! dreimal Wehe! will die moderne Anschauung diese dunklen, unheimlichen Mächte der Lust heraufzaubern aus dem Abgrunde, in den der Geist des Christenthums sie geschleudert, den sie besiegt und das Fleisch geweiht und umgewandelt hat zum Tempel Gottes. Statt der gehofften Emancipation des Fleisches würde wiederholt ein eisernes Sklavenjoch auf die Menschheit sich legen, und die entfesselte Lust durch wilde, furchtbar verheerende Grausamkeit ihre innere Natur enthüllen. — Und nun kehren wir nach diesen durch den Inhalt geforderten Ausschweifungen in die dunklen Räume dieses Hauses der Sünde zurück! —

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmestraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 25. **Berlin, den 18. Juni 1862.** **Nr. 25.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juni 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	39		
	Zugang pro Mai	13		
		52		
	Abgang " "	12		
	Bleibt Bestand	40	40	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	43		
	Zugang pro Mai	25		
		68		
	Abgang " "	11		
	Bleibt Bestand	57	57	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	16		
	Zugang pro Mai	11		
		27		
	Abgang " "	11		
	Bleibt Bestand	16	16	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	22		
	Zugang pro Mai	2		
		24		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	20	20	24
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	12		
	Zugang pro Mai	7		
		19		
	Abgang " "	9		
	Bleibt Bestand	10	10	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	19		
	Zugang pro Mai	18		
		37		
	Abgang " "	20		
	Bleibt Bestand	17	17	30
7.	**Züllchow:** (Im April neu eröffnet)			
	Bestand am 1. Mai 1862	5		
	Zugang pro Mai	14		
		19		
	Abgang " "	11		
	Bleibt Bestand	8	8	30
8.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	44		
	Zugang pro Mai	14		
		58		
	Abgang " "	12		
	Bleibt Bestand	46	46	50
	zu übertragen:	—	214	312

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juni 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		214	312
9.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	17		
	Zugang pro Mai	17		
		34		
	Abgang " "	19		
	Bleibt Bestand	15	15	35
10.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	1		
	Zugang pro Mai	6		
		7		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	4	4	8
11.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	2		
	Zugang pro Mai	1		
		3		
	Abgang " "	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
12.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	5		
	Zugang pro Mai	—		
		5		
	Abgang " "	3		
	Bleibt Bestand	2	2	8
13	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	3		
	Zugang pro Mai	3		
		6		
	Abgang " "	4		
	Bleibt Bestand	2	2	8
14.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Mai 1862	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
15.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Mai 1862	5		
	Zugang pro Mai	2		
		7		
	Abgang " "	1		
	Bleibt Bestand	6	6	38
	Zusammen:	—	262	435
	Am 1. Mai 1862 waren vorhanden	—	246	385
	Die Krankenzahl und die Zahl der Betten hat mithin bis zum 1. Juni 1862 zugenommen um	—	16	50

mit rohen, frechen Geberden keck auftretend ging eine Abtheilung der Verworfenen hier auf und nieder. Mir ekelte bei diesem Anblicke der tiefsten Entartung des Weibes; — es war ein Bild, der Schilderung eines Dante würdig als passende Staffage eines der tiefsten Kreise seiner Hölle. Ich wandte mich weg von ihnen; aber wie erschien mir hier die einfache, anspruchslose Gestalt der frommen, sanften Schwester so groß, so unendlich erhaben. Welch schneidender Gegensatz war das zwischen dort und hier, wahrhaftig die Wollust verthiert den Menschen, die Unschuld verklärt und vergöttlicht ihn! Welch ein greller Abstand zwischen diesen verwelkten, verfallenen, verwilderten Gesichtern mit erloschenen, ausdruckslosen Augen, mit stierem Blicke, in dem nur noch das unreine Feuer niedriger Lüste lodert, und diesen engelgleichen Wesen, die nichts sind als Unschuld, Liebe, Mitleid und Hingebung!

Wir kommen endlich in eine andere Abtheilung des weiten Gebäudes, um nach der Kapelle zu gehen, von der ein zweiter Hofraum uns trennt. Während wir hinübergingen, hörte ich in einiger Entfernung ein wildes Toben und Lärmen, rohes Singen durch gellendes Kreischen weiblicher Stimmen und wieherndes Gelächter von Zeit zu Zeit unterbrochen. Mir ward ganz unheimlich zu Muthe. „Ach, mein Herr, — antwortete die Schwester, die mein Befremden an Gesicht und Haltung bemerkt hatte, — es sind die Unbezähmbaren.“ Sie sind hier in einem besonderen Gefängnisse abgesperrt. Man könnte da eine Prädestination zur Hölle glauben, wenn man hört, wie alle Mittel an diesen verstockten, verhärteten Herzen umsonst und ganz und gar verschwendet sind, Liebe und Strenge, Lohn und Strafe, Gebot und Gnade, Alles — Alles umsonst. Denn kein Laster, hat es seine scharfen Krallen tief in der Seele eingeschlagen, hält mit solcher Zähigkeit sein Opfer fest, das es einmal recht erfaßt hat, wie dieses, und läßt es nicht mehr los, bis es das Mark in den Knochen aufgezehrt und sein Herzblut aufgesaugt hat, um es dann hinzuwerfen, eine Leiche an Leib und Seele, einen lebendig Gestorbenen. Sie haben sich der Sünde hingegeben, und nun sind sie die Knechte der Sünde geworden, die ihre Sclaven mit ehernen Ketten gebunden willenlos, wie das Thier zur Schlachtbank, zum ewigen Verderben hinschleppt. Sie denken gar nicht mehr daran, diese unglücklichen Opfer, daß sie das eiserne Joch der Sünde abschütteln wollen, es giebt einen Grad von sündiger Gewohnheit, wo die Freiheit der Menschen fast auf den Nullpunkt herabgesunken ist, und Gott die Sünden durch Sünden straft. Und sie singen, — die Unseligen! — „Bin ich nicht froh? daß Gott erbarm!“ sagt Clemens Brentano in den lustigen Musikanten.

Ich beschloß meine Wanderung durch diesen Jammer mit einem Besuche bei der Oberin. Man führte mich in ein einfaches, aber reinliches Zimmer, mit ziemlich dürftiger Ausstattung; einige Lithographien, mehrere Ordensstifter vorstellend, und ein großes Crucifix bildeten dessen vorzüglichsten Schmuck. Während ich hier wenige Augenblicke wartete, tönten von Ferne die rauhen, wilden Stimmen der „Unbezähmbaren“ zu mir herüber. Es war eine eigenthümliche Situation. Die Oberin war eine Frau mit edlen Zügen, und aus ihnen sprach vor Allem eine Festigkeit des Charakters, Umsicht, verständiger Blick und gereifte Erfahrung; ihre Unterhaltung, ihr freundliches, taktvolles Benehmen, mit vieler Würde und großem Ernste gepaart, verriethen eine Frau von Welt und guten Formen, aber Alles veredelt und geheiligt durch den christlichen Geist. Ich drückte ihr meine Hochachtung und Bewunderung aus für einen Orden, der vor solchen Großthaten heiliger Opferliebe nicht zurückbebt, der sich einschließt mit den Gefangenen in die Gefängnisse, um hinter schwerem Schloß und Riegel, zwischen hohen finstern Mauern, über die kaum ein Stück Himmel hereinsieht, in dumpfen, sittlich verpesteten Räumen mit dem Auswurfe der Menschheit ein ganzes langes Leben voll Mühe, Entsagung und Selbstverläugnung hinzubringen, bis der Tod ihnen Befreiung gewährt. „Und wir haben unter uns zarte, kaum 17jährige Jungfrauen;“ setzte sie bestätigend hinzu, „aber betrachten sie dieses blühende Leben, die Frische der Gesundheit auf ihren Wangen. Das bleibt freilich,“ fuhr sie fort mit einem Tone tiefer heiliger Ueberzeugung, „den Ungläubigen ein Räthsel, aber der Glaube löst es uns. Das ist die Macht des Glaubens, denn in ihm vermögen wir Alles! Und so wandeln wir hier im Glauben unter diesen armen, verlorenen Kindern wie in einem Garten voll Rosen.“ Das war das letzte Wort, das ich in dieser Behausung der Sünde gehört. Aber noch lange nachher tönte in meinem Innern dieses Wort der Oberin fort: „wir wandeln hier wie in einem Rosengarten.“ Die Gefühle, die ich über die Schwelle dieses Hauses getragen, hatten sich tief in mein Inneres begraben, und selbst die Linden von Teplitz, wo einst der preußische König Friedrich Wilhelm eine so erquickende Ruhe gefunden, waren nicht im Stande, den gewaltigen Eindruck dieses Besuches zu verwischen; und die Wahrheit hat sich in mir verfestigt: die christliche Religion, die solche Töchter hat, kann nicht untergehen, wenn auch die Waffen des Hasses sie angreifen und das Messer des Spottes sie zertheilen will; denn die Liebe überwindet Alles, sie ist stärker als der Tod, und wären die Sünden des Volkes noch so groß, größer ist die Liebe. Sie ist ein göttliches Zeichen für dieses Geschlecht; — auf solchen Erscheinungen beruht unsere Hoffnung für die Zukunft der Völker.

Die Stiftung des Hosenbandordens.

(Von B. von Lepel.)

England blickt heute noch mit Stolz und Erhebung auf die Regierung seines ritterlichen Königs Eduard III., auf die verhängnißvolle Zeit, in welche sie fiel, auf die schweren, folgenreichen Kämpfe, mit denen sie begleitet war, und auf so manche Institutionen zurück, die in jener Zeit ihren Ursprung fanden. Es war die Zeit, als England zuerst die gewaltige Macht seines Nationalgeistes zu erproben begann, als jener König zuerst seine Waffen nach dem Kontinent hinübertrug, um den Kampf mit dem Hause Valois um die Krone Frankreichs zu beginnen, einen Kampf, dessen Tragweite er nicht übersah, der noch lange nach ihm bis in die Mitte und das Ende des folgenden Jahrhunderts beide Reiche, das lange besiegte, fast verblutende Frankreich, und das siegende, aber sich selbst

dadurch erschöpfende England, auf das Tiefste erschütterte, dort den Keim der Rache und des Hasses, hier den ritterlichen Stolz des Siegers und das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit erweckte, der endlich für England das unendlich wichtige Resultat einer durch die Erhebung und durch die gemeinsame Gefahr vermittelten Verschmelzung seiner beiden Nationalitäten, der normännischen und der sächsischen, zu einem in Sitte, Sprache und Institutionen geeinigten Volke herbeiführte. In dieser Zeit lag darum auch die Blüthe des englischen Ritterthums, das, früher kaum erprobtt, nun zu großen Thaten emporstrebte, und so fort und fort sich bewährte. Der König selbst war das Prototyp dieses ächten Ritterthums; an Gestalt so schön, daß, wie der Chronist Walsingham berichtet, Niemand ihn sah, ohne Nachts von seinem Bilde zu träumen, stolz aber gütig, freigebig und herablassend wie ein ächter König; im Turnier der gefürchtetste Kämpfer, der, wenn er sein Visir nach dem Siege erhob, durch den Jubel seines Volkes begrüßt wurde; auf dem Schlachtfelde mit dem wehenden Helmbusch voran, im dichtesten Gewühl den Einzelkampf gegen die bewährtesten Führer des Feindes suchend. Er ist es, der so die schönsten Siege erfochten hat, welche die Geschichte Englands im Mittelalter kennt. Und neben ihm die Säulen seines Ruhmes, welche mächtigen Gestalten seiner Genossen und Heerführer aus normännischem und sächsischem Adel, vor Allen sein Sohn selbst, der schwarze Prinz!

In diese Zeit, aus diesem Kreise ritterlicher Genossen hervorgegangen, fällt die Stiftung des Hosenbandordens. Zwei Gründe sind es, die vor allen andren Ordenszeichen, ja vor so manchen Institutionen des bürgerlichen Lebens selbst, die Verehrung des englischen Volkes gerade für diese Stiftung hervorgerufen und bis heute wach erhalten haben. Einmal ist dies die Erinnerung an jene verhängnißvolle Zeit seiner Entstehung selbst, die so bis heute noch ihr lebendiges Bild erhalten hat, das Bewußtsein, welche Gestalten seine Träger waren; sodann aber das mystische Dunkel, welches seinen Ursprung umgiebt und der Tradition ein reiches Feld eröffnet, ja seit lange sogar ernste historische Forschung beschäftigt hat. Dazu kommt endlich die weise Beschränkung der Zahl seiner Träger, die der Gefahr einer Profanation vorbeugt, und eben darum das Ansehen der Institution nothwendig erhalten muß.

Es giebt 4 verschiedene Versionen über die Veranlassung zur Stiftung des Hosenbandordens. Es sind folgende:

1) König Richard Löwenherz soll im Jahre 1191 bei der Belagerung von Acre, auf seinem Kreuzzuge, durch den langen Widerstand veranlaßt und vom heiligen Georg inspirirt, den Muth seiner Ritter durch ein Sinnbild habe anspornen wollen, und daher eine Zahl von 24 Rittern ausgewählt haben, unter welche er als Kennzeichen und Auszeichnung 24 blaue Lederbänder, zur Befestigung um das Knie, vertheilte. Die Geschichte nennt noch Einzelne dieser Ritter, denen solche Auszeichnung zu Theil geworden sei. Bei seiner Rückkehr nach England soll dann der König hieraus Veranlassung zur Stiftung des Ordens entnommen, und Eduard III. soll ihn später nur erneuert haben.

2) In der Schlacht bei Crecy soll Eduard III. sich eines blauen Bandes zur Bezeichnung seines Standpunktes auf dem Schlachtfelde — etwa durch weithin sichtbare Anheftung an eine Lanze — bedient haben. Der glorreiche Sieg soll ihn sodann bewogen haben, dieses Erkennungszeichen durch die Stiftung des Ordens zu verewigen. Daß außerdem auch die Schlacht bei Poitiers, welcher der König gar nicht beiwohnte, als der Schauplatz dieses Vorfalles genannt wird, zeigt schon, abgesehen von anderen, später anzuführenden Gründen, wie unsicher diese Begründung ist.

3) Der König wollte die Tafelrunde des Königs Arthus wieder in's Leben rufen. Er setzte dies in's Werk, indem er 1344 nach Windsor eine große Zahl von Rittern aus allen Ländern zusammenberief, dort in der That ein Fest der Tafelrunde feierlich beging, und dasselbe später mehrmals wiederholte. Die Genossenschaft, welche sich hierdurch bildete, erhielt demnächst von dem Könige ein Erkennungs- oder Erinnerungszeichen, welches sich zu einem Ritterorden allmählig gestaltete.

4) Endlich soll der König, als bei einem Hoffeste einer jungen Dame das Strumpfband entfiel, dieses aufgenommen und, da die Höflinge hierüber gespottet, denselben zugerufen haben, er werde es bald zu hohen Ehren erheben. Bald darauf habe er dann aus dieser Veranlassung den Orden gestiftet. —

(Fortsetzung folgt.)

Anfrage.

Die alten großen Siegel des Domcapitels zu Brandenburg stellen den Schutzpatron des Stifts, St. Petrus dar, sitzend, mit Buch und Schlüsseln. Die späteren Sekrete haben nur sein Brustbild. Plötzlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts kommt ein neues Siegel auf: ein Medaillon mit dem Brustbilde des Heiligen auf ein großes Johanniterkreuz gelegt, mit der unten beigefügten Jahreszahl 1755, eine Darstellung, die sich bis auf den heutigen Tag bei allen späteren Stempeln erhalten hat.

Nun ist aber das eigenthümliche, achtspitzige Kreuz, so viel mir bekannt, stets nur vom Johanniterorden geführt worden, und es drängt sich die Frage auf, wie dasselbe mit einem Male in das Siegel des Domcapitels, das doch nie mit der Balley Brandenburg in irgend einem Zusammenhange gestanden hat, gerathen ist. Ich vermuthe, daß der zeitige Dechant im Jahre 1755 gleichzeitig Johanniterritter gewesen ist und eine solche Verbindung seiner Insignien beliebt hat, und daß seine Nachfolger in den nächsten, bekanntlich sehr unheraldischen Zeiten ganz gedankenlos und grundlos jenes Kreuz und die Jahreszahl immer wieder haben nachstechen lassen, bitte aber besser Unterrichtete um Aufklärung. L. Clericus.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 25. Juni 1862. **Nr. 26.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Rittergutsbesitzer von Tevenar, auf Groß-Saalau bei Praust,

" Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer von Katzeler, auf Trankwitz bei Christburg,

" Major und Escadron-Chef im Litthauischen Ulanen-Regiment Nr. 12 von Natzmer,

" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer von Borcke, auf Groß-Jauth bei Riesenburg,

" Ritterschafts-Rath von Quast, auf Bichel bei Wusterhausen a. d. Dosse.

" Oberst-Lieutenant und Kommandeur des Magdeburgischen Kürassier-Regiments Nr. 7 von Langenn,

" Rittmeister und Eskadron-Chef im 3. Garde-Ulanen-Regiment Grafen zu Eulenburg,

" Rittmeister und Eskadron-Chef im Brandenburgischen Kürassier-Regiment (Kaiser Nicolaus I. von Rußland) Nr. 6 Grafen von Wartensleben,

" Rittmeister a. D. Freiherrn von Ascheberg, zu Dresden,

" Hauptmann in der Garde-Artillerie-Brigade von Graevenitz,

" Rittmeister und Eskadron-Chef im 2. Brandenburgischen Ulanen-Regiment Nr. 11 von Kleist,

" Hauptmann und Compagnie-Chef im 4. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 34 von Münchow,

" Appellationsgerichts-Rath von Enckevort, zu Stettin,

" Ober-Regierungsrath und Regierungs-Abtheilungs-Dirigenten Dr. von Groß genannt von Schwarzhoff, zu Cöslin,

" Landschaftsrath von Ploetz, auf Stuchow, Kreis Cammin,

" Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer von Mellenthin, auf Schloß Falkenburg, Kreis Dramburg,

" Major a. D. von Schmeling, auf Groß-Möllen, Kreis Fürstenthum,

" Ober-Regierungsrath und Regierungs-Abtheilungs-Dirigenten von Schmeling, zu Cöslin,

" Landesältesten und Kreis-Deputirten Grafen von Pfeil, auf Wildschütz, Kreis Oels,

Den Oberst-Lieutenant im 4. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 51 von Fehrentheil,

" Landesältesten Grafen von Rödern, auf Mittel-Peilau bei Reichenbach,

" Regierungs-Assessor und Ober-Präsidial-Rath von Lebbin, zu Posen,

" Rittergutsbesitzer von Tschepe, auf Broniewiec bei Pakosc, Kreis Mogilno,

" Rittergutsbesitzer von Treskow, auf Grocholin bei Exin, Kreis Schubin,

" Oberst und Kommandeur des 2. Brandenburgischen Grenadier-Regiments Nr. 12 (Prinz Carl von Preußen) von Quitzow,

" Oberst und Kommandeur des 5. Westphälischen Infanterie-Regiments Nr. 53 Freiherrn von Buddenbrock,

" Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinschen Hauptmann à la Suite und Gouverneur Sr. Königlichen Hoheit des Erbgroßherzogs, Freiherrn von Nettelbladt, zu Schwerin,

" Königlich Würtembergischen Rittmeister in der Leibgarde zu Pferde Freiherrn von Moltke,

" Grafen Richard zu Waldeck und Pyrmont, zu Bergheim im Fürstenthum Waldeck,

" Königlich Würtembergischen Kammerherrn und Oberamtmann Freiherrn Schott von Schottenstein, zu Böblingen,

" Königlich Dänischen Kammerherrn von Döring auf Setzin bei Hagenow in Mecklenburg-Schwerin,

" Königlich Würtembergischen Rittmeister im 3. Reiter-Regiment von Roeder,

" Rittergutsbesitzer von Campen, auf Kirchberg bei Braunschweig,

" Baron Wilhelm de Perrégaux, zu Neufchatel,

" Kaiserlich Russischen Capitän im Garde-Grenadier-Regiment zu Pferde und Adjutanten Sr. Kaiserlichen Hoheit des Prinzen Peter von Oldenburg, von Schultz,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister des Johanniter-Ordens, Prinz Carl von Preußen, Königliche Hoheit, haben den nachgenannten Ehrenrittern des Ordens:

Dem Großherzoglich Mecklenburg-Strelitz'schen Kammerherrn und Rittergutsbesitzer Franz Albert Ferdinand von Waldow, auf Dannenwalde bei Fürstenberg in Mecklenburg,

" Major a. D. und Kreisdeputirten Friedrich Carl Ludwig George von Rohr, auf Dannenwalde in der Ostpriegnitz.

" General-Major a. D. und Rittergutsbesitzer Heinrich von Ostau, auf Dretzel im zweiten Jerichowschen Kreise,

" Haus-Obermarschall und Flügel-Adjutanten Seiner Hoheit des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, Maximilian Freiherrn von Wangenheim, zu Coburg,

" Kammerherrn, Landrath a. D. und Mitgliede des Herrenhauses Wilhelm Carl August Emil Freiherrn von Wintzingerode-Knorr, auf Adelsborn, Kreis Worbis,

" Regierungs-Präsidenten z. D. und Rittergutsbesitzer Fedor Curd von Byern, auf Kriegsdorf bei Merseburg,

" Major und persönlichen Adjutanten Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg von Preußen, Friedrich Wilhelm Carl August Grafen v. Perponcher-Sedlnitzky,

" Rittergutsbesitzer und Mitgliede des Herrenhauses Johann Adolph Ludwig von Rostitz-Dzrewiecki, auf Groß-Radisch, Kreis Rothenburg,

" Ober-Regierungsrath und Regierungs-Abtheilungs-Dirigenten Carl Friedrich Wilhelm Heinrich von Feetze, zu Oppeln,

" Kammerherrn Seiner Hoheit des Herzogs von Braunschweig, Herzoglich Braunschweig'schen Kammer-Rath a. D. und Rittergutsbesitzer Wilhelm von Veltheim, auf Veltheim bei Braunschweig,

" Freiherrn Ewald Andreas von Ungern-Sternberg, auf Großenhoff, auf der Insel Dago, Gouvernement Esthland,

" Kammerherrn Sr. Majestät des Königs von Bayern Alphonse Freiherrn von Mirbach, zu München,

" Geheimen Ober-Regierungsrath, Haupt-Ritterschafts-Director und Vorsteher des Stiftes zum Heiligen-Grabe Herrmann von Klützow, auf Dedelow, Kreis Prenzlau,

" Oberst-Lieutenant im Ingenieur-Corps und Ingenieur vom Platz der Festung Glogau, Friedrich Ernst Sylvius von Ohlen und Adlerskron,

" Kammerherrn und Rittergutsbesitzer Adolph Grafen Sienno Potworowski, auf Parzenczewo, Kreis Kosten,

" Premier-Lieutenant a. D. und Landrath des Kreises Gerdauen, Carl Louis Felix Leo Grafen von Klinckowström, auf Korcklack, Kreis Gerdauen,

" Regierungs-Vice-Präsidenten z. D. Otto Siegmund Magnus, Freiherrn von Mirbach, zu Berlin,

Den Kreisdeputirten und Rittergutsbesitzer Friedrich Gustav Freiherrn von Korff, auf Laukitten Kreis Heiligenbeil,

" Rittmeister a. D. und Gutsbesitzer Ludwig von Lorch genannt Lorch Lerche von der Licht, auf Burg Argendorf bei Hönningen am Rhein,

" Major a. D., Kreisdeputirten und Uckermärkischen Ritterschafts-Director Ludwig Gustav von Winterfeld, auf Damerow, Kreis Prenzlau,

" Rittmeister a. D. und Rittergutsbesitzer Julius von Bassewitz, auf Liebenow, Kreis Landsberg a. d. Warthe,

" Königlich Dänischen Kammerherrn, Klosterpropst und Ständedeputirten Magnus Christian Christoph Joachim von Buchwaldt, auf dem Johannis-Kloster vor Schleswig,

" Rittergutsbesitzer und Mitgliede des Herrenhauses Alexander Ewald von Below, auf Hohendorf Kreis Preußisch-Holland.

" Generalmajor und Kommandeur der 8. Infanterie-Brigade Hellmuth Carl Christian v. Weltzien,

" Premier-Lieutenant a. D., Rittergutsbesitzer und Mitgliede des Herrenhauses Max Conrad Joseph Freiherrn von Romberg, auf Schloß Gerdauen, Kreis Gerdauen,

" Rittergutsbesitzer, Mitgliede des Herrenhauses und Schatzmeister der Rheinischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens Ludwig Maximilian Freiherrn von Rigal-Grunland, zu Godesberg,

" Rittmeister a. D., Erbjägermeister in der Kurmark Brandenburg und Deichhauptmann Carl Eduard Georg von Jagow, auf Rühstädt, Kreis West-Priegnitz,

am 24. d. M. den Ritterschlag und die Investitur ertheilt.

Sonnenburg, den 24. Juni 1862.

Gerade 200 Jahre sind es, (1662) daß der Herrenmeister der Balley Brandenburg des ritterlichen Johanniter-Ordens, Fürst Johann Moritz von Nassau, den Bau des hiesigen Schlosses, der 1667 vollendet wurde, beginnen ließ. —

Den Verheerungen des 30jährigen Krieges war auch das frühere alte Schloß nicht entgangen, und giebt das aus jener Zeit uns vorliegende „Haus-Buch des Hochfürstlich Brandenburgischen Ordens-Residenz-Amts Sonnenburg" darüber folgende Kunde:

„Was das alte Gebäude des Meisterthumbs anlanget, so hat dasselbe in zween Stöcken bestanden. Der eine ostwerts ist vor undenklichen Jahren gebaut gewesen und hat man von dessen eigentlichem Anfange keine Nachricht finden können. Der andere Stock nach Westen zu hat ein Herr Meister Thomas von Runge Seeligsten Andenkens aufgeführt. Die Brücke oder Auffahrt des Schlosses ist nach Norden und umb dieses Haus ist rum der Graben gewesen. Alle vorgenannte Gebäuden aber seynd in vorgewesener Kriegs-Unruhe

und zwar anno 16..*) durch einen schwedischen Major nahmens .....**) so eine Zeit darauf gelegen, in Brand gestecket, wodurch nicht allein das Schloß, sondern auch alle herumb gestandene Ambtshäuser bis auf die Cantzley, so verschont worden, zu Grunde verbrand, also, daß nicht mehr denn etliche alten stücken Mauer und einige Keller in der Erde, inmaaßen der im Kammer-Archive befindliche Abriß genugsamb ausweiset, stehen geblieben." ꝛc.

Das jetzige Gebäude hat in der Zeit seines 200jährigen Bestehens mannigfache Wandelungen erfahren. Könige und Fürsten haben in ihm 140 Jahre lang, wenn auch meist nur vorübergehend, residirt und glanzvollen Hof gehalten. Noch leben hier Leute genug, die in ihrer Jugend sich des letzten Ritterschlages am 4. Juli 1800, vor Aufhebung des Ordens 1811, genau entsinnen und gegenwärtig wieder, durch den vor 2 Jahren und heute stattgehabten Ritterschlag, die Erinnerungen ihrer Jugend nach 60 Jahren, im Greisenalter wieder neu belebt sehen. — Aber auch böse, trübe Zeiten sind an dem Baue nicht nur vorübergegangen, sondern er hat solche auch erleiden müssen; namentlich im 7jährigen Kriege ist das Schloß hart mitgenommen worden, da war es keine Residenz, sondern Magazin, Lazareth und Kaserne. Seine dunkelsten Tage aber sind die seit der Säcularisation der Ballei Brandenburg bis zur Wiederaufrichtung derselben durch des hochseligen Königs Majestät im Jahre 1852 gewesen. Oede und leer, des früheren Schmuckes beraubt, hat es über 50 Jahre gestanden und die ihm davon allein gebliebenen Bildnisse früherer Herrenmeister und Commendatoren in dem 54 Fuß hohen, 60 Fuß langen, 41½ Fuß breiten Rittersaale waren 1856, wo der Orden das Schloß durch Kauf vom Domainen-Fiskus wieder zurückerwarb, in einem Zustande, der ihre Herstellung, die wieder Erwarten später doch gelungen ist, bezweifeln ließ. Eulen und andere Vögel hatten ihre Nester im Saale aufgeschlagen, und das ganze Gebäude bot, dem Einsturze drohend, ein trauriges Bild der Vergänglichkeit irdischen Glanzes dar. — Wiederholt war früher das gänzliche Abtragen des Schlosses beschlossen, und nur den unermüdlichen, rastlosen Bemühungen des Kreisrichters Scholle hierselbst hat es der Johanniter-Orden zu danken, daß dies nicht geschehen. Jetzt ist das Schloß unter Leitung des Deichinspectors Wolff wieder restaurirt und eine Zierde der Stadt geworden. Das weiße Ordenskreuz, an der Façade des Hauses mehrfach angebracht, sagt schon von fern dem Beschauer, wem es zu eigen, und daß seine trüben Zeiten — wir wollen hoffen für immer — verschwunden sind. —

Gestern und heute herrschte in ihm reges, glänzendes Leben, und es machte einen eigenthümlichen, aber sehr freundlichen Eindruck, als seine Fenster, die sonst nie erhellt sind, während des Abends vom Glanze der Kerzen erleuchtet waren.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, traf gestern Mittag von Berlin hier ein und ward von den gesammten Bewohnern, die ihre Häuser mit Guirlanden, Blumen-Kränzen und dem Johanniter-Kreuze festlich geschmückt hatten, ehrerbietig aber mit Jubel empfangen. An einer Ehrenpforte hatten sich die Vertreter der Stadt aufgestellt und hielt hier der Bürgermeister Schmidt eine von Sr. Königlichen Hoheit huldvoll aufgenommene Anrede. Es ist uns vergönnt, dieselbe hier mittheilen zu können:

„Eure Königliche Hoheit lassen wiederholt das Glück Höchst Ihrer Anwesenheit der alten Ordensresidenz Sonnenburg zu Theil werden. Die Einwohner, eingedenk ihres früheren Verhältnisses zu dem ritterlichen Johanniter-Orden, bringen Eurer Königlichen Hoheit, dem Durchlauchtigsten Herrenmeister und Sprossen unseres erhabenen Herrscherhauses der Hohenzollern, ein Herz voll Dank und Liebe entgegen, sie versichern ihre unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit zum Königlichen Hause auch in der jetzt bewegten Zeit und bitten Eure Königliche Hoheit, diese Versicherung in Gnaden annehmen und uns auch für die Zukunft Höchst-Ihre Huld bewahren zu wollen."

An der Brücke, die über die Lenze nach dem Schlosse führt, hatte sich, nach altem, nicht vergessenem Brauche, die Fischergemeinde an einer von Masten, Netzen, Blumen, Guirlanden und den Abzeichen ihres Gewerbes sehr hübsch ausgeführten Ehrenpforte, an der die folgenden beiden Inschriften angebracht waren, versammelt.

1. „Den Meister mit der Ritterschaar
   Begrüßen wir auch dieses Jahr
   Nach Herzenslust mit Hurrah! dort,
   Beim Einzug durch die Ehrenpfort!"
2. „Als hier vor mehr denn hundert Jahr
   Sich niederließ die Ritterschaar!
   Da tönte schon nach Herzenslust
   Ein Vivat aus der Fischerbrust!"

Se. Königl. Hoheit der Herrenmeister ließ den Wagen halten und wurde mit schlichten aber aus dem Herzen kommenden Worten von dem Vorsteher der Gemeinde und mit donnerndem „Hurrah!" begrüßt.

Wegen des Allerhöchsten Orts befohlenen Ausrückens von Truppen des 3. Armee-Korps war leider Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich Carl, Ehren-Commendator des Ordens, verhindert, hierher zu kommen, da Höchstderselbe kommandirender General des genannten Korps ist.

Um 2 Uhr fand im Schlosse ein Diner statt, zu dem außer den Würdenträgern des Ordens der Oberst von Quitzow, Kommandeur des 2. Brandenburgischen Grenadier-Regiments Nr. 12 (Prinz Carl von Preußen), die Adjutanten Sr. Königl. Hoheit, der Landrath des Sternbergschen Kreises v. d. Hagen, der Superintendent Heydenreich und der Bürgermeister Schmidt Einladungen erhalten hatten.

Um 4 Uhr versammelten sich im Kapitel-Saale des Schlosses die zum Empfange der Ordens-Insignien befohlenen neu ernannten Ehrenritter, und es begann demnächst unter dem Vorsitze S. K. Hoheit das Kapitel, an dem außer den Commendatoren und Ehren-Commendatoren auch der leitende Ritter der Mecklenburgischen Genossenschaft, Oberhofmeister Freiherr von Sell, Theil nahm, das bis gegen 8½ Uhr währte, wonächst der Ehren-Commendator, Oberst Graf von Bismarck-Bohlen im Rittersaale einen Vortrag über die Thätigkeit des

*) Die Jahreszahl ist nicht ausgefüllt.
**) Desgl. der Name.

Ordens seit dem letzten Ritterschlage am 25. Juni 1860 hielt und dabei namentlich in anerkennendster Weise aller Derer gedachte, welche als Aerzte, Pfleger und Pflegerinnen in den Ordens-Kranken- und Siechen-Häusern mit Treue und Hingebung, geräuschlos aber segensreich wirken.

Am Abende war die Stadt festlich erleuchtet.

Die heutige Feier des Ritterschlags wurde früh 7 Uhr durch das Blasen des Chorals „Lobe den Herrn ꝛc." vom Thurme der alten Ordens-Kirche eingeleitet und um 9 Uhr von S. K. Hoheit das Ordens-Krankenhaus besichtigt.

Wir lassen hier das vollständige Ceremoniel der Feierlichkeit folgen, die ganz in der darin vorgeschriebenen Weise verlief, können aber nicht umhin, der schönen Rede zu gedenken, die der Oberpfarrer der Kirche, Superintendent Heydenreich, dabei gehalten hat, und hoffen dieselbe in einer der nächsten Nummern dieses Blattes mittheilen zu können.

Ceremoniel

bei dem am 24. Juni 1862 in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg stattfindenden Ritterschlag der Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister, Prinz Carl von Preußen Königliche Hoheit, wird am 24. Juni 1862 um 11 Uhr Vormittags in der Kirche zu Sonnenburg mehreren Ehrenrittern des Johanniter-Ordens den Ritterschlag und die Investitur ertheilen.

§. 1. Die Commendatoren, Ehren-Commendatoren, der Ordens-Hauptmann, General-Feldmarschall Freiherr von Wrangel, die Rechtsritter und Ehrenritter versammeln sich um 10½ Uhr im Rittersaale des Schlosses zu Sonnenburg.

§. 2. Die Ordensbeamten:

der Ordenskanzler, Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode,

der Ordenssecretair, Graf von Bismarck-Bohlen,

ferner die als Ordensmarschälle fungirenden beiden Ehrenritter und die zu investirenden Ehrenritter versammeln sich um 10½ Uhr ebendaselbst.

Nachdem der Durchlauchtigste Herrenmeister im Rittersaale erschienen ist und den Beginn der Feierlichkeit befohlen hat, setzt sich unter dem Geläute der Glocken folgende Prozession nach der Kirche in Bewegung:

1. der erste Ordensmarschall mit einem Marschallsstabe;
2. die Ehrenritter paarweise, die neu ernannten voran;
3. die zu Rechtsrittern aufzunehmenden Ehrenritter, welche den Ritterschlag erhalten sollen, paarweise nach der Ordnung der von ihnen gezogenen Loose, die höchsten Nummern voran;
4. der zweite Ordensmarschall mit einem Marschallsstabe;
5. die Rechtsritter in Ordensmänteln, paarweise;
6. der Ordenshauptmann, das Ordensschwert in der Scheide mit der Spitze nach oben tragend;
7. der Ordenssecretair mit dem Evangelienbuche in der Hand und rechts von demselben
   der Ordenskanzler mit dem Ordenssiegel im Beutel am linken Arm;
8. die Ehren-Commendatoren } in ihren Ordens-
9. die Commendatoren } mänteln;
10. der Durchlauchtigste Herrenmeister, Seine Königliche Hoheit der Prinz Carl von Preußen;
11. das Gefolge Seiner Königlichen Hoheit.

§. 4. Unter Präludium der Orgel tritt die Prozession durch die Thurmhalle in die Kirche und nimmt in nachfolgender Weise Platz:

Der erste Marschall, welcher die Prozession eröffnet, tritt auf die linke Seite des Altars.

Die Ehrenritter, welche den Ritterschlag erhalten sollen, nehmen in den Bänken auf der rechten Seite des Altarraumes derart Platz, daß von den Vorangehenden die erste Bank zuerst gefüllt wird, und die Folgenden die übrigen Bänke einnehmen.

Der zweite Marschall nimmt, dem ersten gegenüber, seine Stellung ein.

Der Ordenshauptmann tritt rechts vom Altar in eine Linie mit dem ersten Marschall.

Der Ordenssecretair und der Ordenskanzler nehmen ihre Stellung rechts, hinter dem Stuhle des Herrenmeisters, ein.

Die Commendatoren und Ehren-Commendatoren nehmen ihre Plätze auf der ersten Bank, die Rechtsritter und Ehrenritter auf den nachfolgenden Bänken der linken Seite des Altarraumes ein.

§. 5. Nachdem Gemeinde und Chor das Lied: „Halleluja. Lob, Preis und Ehr ꝛc." gesungen, spricht der Geistliche die Liturgie bis zum Heilig ꝛc.

Nunmehr beginnt:

Die Feierlichkeit des Ritterschlages und der Investitur.

§. 6. Nach Beendigung des Gesanges bedeckt Seine Königliche Hoheit Sich, und die zum Ritterschlage Vorgeladenen werden unter Vortritt des ersten Ordensmarschalls, vor den Herrenmeisterstuhl geführt.

Seine Königliche Hoheit richtet an sie die Frage:

„Was ist Euer Begehren?"

worauf sie einstimmig antworten:

„Die Ehre zu haben, in die Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem als Rechtsritter auf- und angenommen zu werden."

Seine Königliche Hoheit erwiedert:

„Die Auf- und Annahme sei Euch gewährt, wenn Ihr den Ordnungen unserer Gemeinschaft nachkommen und Euch verhalten wollet, wie es ehrliebenden Ritterbrüdern geziemt."

§. 7. Hierauf werden die Vorbezeichneten von zwei Commendatoren als Zeugen vor den Altar geführt, woselbst Letztere so lange stehen bleiben, bis der Ritterschlag vollzogen ist.

Seine Königliche Hoheit erhebt Sich und begiebt Sich auf die rechte Seite des Altars.

Die zu investirenden Ritter knien nacheinander vor dem Durchlauchtigsten Herrenmeister nieder, und Seine Königliche Hoheit der Prinz schlägt jeden Ritter einzeln mit dem Schwerte, das der Ordenshauptmann Höchstdemselben reicht, dreimal über die Schulter, indem Seine Königliche Hoheit die Worte spricht:

„Besser Ritter als Knecht!"

wobei sich Pauken und Trompeten hören lassen.

§. 8. Sobald der Ritterschlag beendet ist, nimmt der Ordenshauptmann das Schwert wieder in Empfang. Seine

(Fortsetzung in der Beilage.)

Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

Expedition: Wilhelmsstraße 48.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Beilage zu Nr. 26 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Königliche Hoheit der Herrenmeister läßt sich auf den Herrenmeisterstuhl nieder, und die neugeschlagenen Ritter werden sodann von ihren assistirenden Zeugen zu dem letzteren geführt.

Hierauf treten die Pagen mit den ritterlichen Insignien bis zum Herrenmeisterstuhl vor, und Seine Königliche Hoheit, von den Commendatoren unterstützt, hängt den neuen Rechtsrittern unter Trompetenschall das Ordenskreuz um und bekleidet dieselben mit dem Ordensmantel.

§. 9. Die neuen Rechtsritter stellen sich Seiner Königlichen Hoheit schräg gegenüber. Der Ordenssecretair verliest das Gelübde, worauf jeder Ritter durch einen Seiner Königlichen Hoheit und darauf den Commendatoren zu gebenden Handschlag dasselbe zu erfüllen gelobt.

Seine Königliche Hoheit entläßt die neuen Rechtsritter mit den Worten:

„Ich wünsche Euch Glück, Heil und Gottes Segen!"

worauf dieselben durch eine Verbeugung ihren Dank ausdrücken und sich auf ihre Plätze zurückbegeben.

§. 10. Die Gemeinde singt den letzten Vers aus dem Liede: „Sei Lob und Ehr' ꝛc." Der Geistliche hält die Rede, schließt mit dem allgemeinen Kirchengebet und ertheilt den Segen. Darauf wird das Te Deum gesungen.

§. 11. Unter Orgelspiel und Glockengeläut bildet sich wieder folgende Prozession:

1. der erste Ordensmarschall;
2. die Ehrenritter;
3. der zweite Ordensmarschall;
4. die Rechtsritter, die neugeschlagenen Rechtsritter voran;
5. die Ehren-Commendatoren;
6. die Commendatoren;
7. der Ordenshauptmann mit dem entblößten Schwerte;
8. Seine Königliche Hoheit der Herrenmeister;
9. das Gefolge Seiner Königlichen Hoheit;
10. der Ordenskanzler.

Diese Prozession begiebt sich wieder nach dem Rittersaale des Schlosses, wo der Durchlauchtigste Herrenmeister die Versammlung entläßt.

Bei dem Ausgange der Kirche steht der Ordenssecretair mit einem Opferbecken, worauf die Mitglieder des Ordens den herkömmlichen Opferpfennig niederlegen.

Zu dem Diner im Schlosse waren geladen außer den Ordens-Mitgliedern auch die Spitzen der Behörden der Stadt, sowie der Oberstabs- und Regiments-Arzt des 2. Garde-Regiments z. F. Dr. Wendt, der vom Februar bis Ende Mai v. J. das Johanniter-Hospital zu Saïda sowie das dortige Hospital der Kaiserswerther-Diakonissen in hingebendster Weise geleitet hat, sowie andere Personen, welche sich Verdienste um die Zwecke des Ordens erworben haben.

Der Durchlauchtigste Herrenmeister brachte den Toast auf Se. Majestät den König, den hohen Patron und Landesherrn der Ballei-Brandenburg des Johanniter-Ordens aus, wobei aus den vor dem Schlosse aufgestellten drei alten, von früheren Commendatoren des Ordens herrührenden Geschützen 21 Schüsse abgefeuert wurden, und der General-Feldmarschall Freiherr von Wrangel einen solchen auf Seine Königliche Hoheit den Herrenmeister.

Höchstderselbe reiste sodann gegen 5 Uhr über Cüstrin nach Schloß Glienicke zurück, während der größeste Theil der Ordensmitglieder noch bis Abends 11 Uhr hier verblieb und um 7½ Uhr einem Vortrage des Oberstabs-Arztes Dr. Wendt über die vorjährige Mission des Ordens nach Syrien, Behufes der Gründung eines Krankenhauses für die syrischen Christen, die den blutigen Metzeleien im Sommer des Jahres 1860 entronnen waren, beiwohnten. Wir werden später auf diesen Vortrag in unserem Blatte zurückkommen. —

Möge diese dritte*) zahlreiche Versammlung von Ordensmitgliedern in der alten Johanniter-Stadt dazu beitragen, den Geist des wahren Johanniterthums immer mehr zu beleben und zu verbreiten, damit dies theure Vermächtniß unseres hochseligen Königs Friedrich Wilhelm IV. Majestät an seinen evangelischen Adel mit Gottes Segen, an dem Alles gelegen, unter dem Schutze und Schirme Sr. Majestät unseres jetzt regierenden Königs, wachse und emporblühe zu einem mächtigen, reiche Früchte tragenden Baume, der die Stürme und die Wandelungen der Zeiten überdauert; möge der Orden stets Barmherzigkeit üben an den leidenden Brüdern!

Das walte Gott! — H.....b.

Die Stiftung des Hosenbandordens.

(Von B. von Lepel.)

(Fortsetzung.)

Von diesen vier Versionen sind die ersten beiden unhaltbar. Für sie findet sich nicht die geringste geschichtliche Andeutung von irgend welchem Belang. Hätte insbesondere der König die bereits eingesetzte Institution des Königs Richard nur erneuert, so würde er gerade dies in seiner Stiftungsurkunde gesagt haben. Dagegen haben die beiden letzten Versionen eine größere Beglaubigung für sich.

Was zuerst die Zeit der Stiftung betrifft, auf welche es, wie wir sehen werden, wesentlich ankommt, so folgen mehrere Historiker der Angabe Froissarts, welcher das im Jahre 1344 zu Windsor wirklich gefeierte Fest der Tafelrunde zugleich als Veranlassung und als Zeitpunkt der Stiftung des Ordens angiebt, während andere den Sankt Georgstag 1349 als Stiftungstag bezeichnen.

Es ist nun aber durch die neuesten gründlichen Forschungen von Nicolas als dargethan zu betrachten, daß der Orden vor dem Ende des Jahres 1347 oder doch vor dem Anfang des Jahres 1348 auch in seinen ersten Anfängen — als Dekoration mit dem bekannten Motto — noch nicht existirt hat, daß er vielmehr erst bei den am 24. Juni 1348 zu Windsor begonnenen Waffenfesten sich äußerlich als eine Institution kundgiebt, aber jedenfalls am 6. August 1348 als solche bereits fest bestand, weil an diesem Tage das Patent vom Könige erlassen

*) Die Erste war am 30. September 1858 bei Einweihung des Ordens-Kranken- und Siechenhauses, die Zweite beim Ritterschlage am 25. Juni 1860.

wurde, durch welches er zu Ehren Gottes, der heiligen Jungfrau, des heiligen Georg und Eduards des Bekenners die bekannte Kapelle in Windsor stiftete. Es liegen die triftigsten Gründe dafür, daß hiermit die Stiftung der St. Georgs-Ordenskapelle in Windsor gemeint sei, obwohl eine ausdrückliche Bestimmung darüber in dem Patente nicht vorhanden ist.

Die Garderoben-Register des Königs sind, wenige Lücken ausgenommen, ziemlich vollständig für die Jahre 1340 bis 1349 noch vorhanden. Die Kleidungen des Königs und sein Schmuck und häufig auch diejenigen der Königin und anderer Personen des Hofes für besondere Festlichkeiten u. s. w. sind hier möglichst genau angegeben. Für das Fest der Tafelrunde am 17. Januar 1344 wird die Kleidung des Königs und seines Gefolges angegeben, eben so für die Wiederholung dieses Festes im Jahre 1345. Hierbei ist aber des Garters (Order of the Garter) nirgends gedacht, wie dies doch später geschehen ist. Darüber, daß jenes Fest 1346 gefeiert worden sei, findet sich nirgends, weder hier noch sonst irgendwo, eine Notiz. Im Juli 1346 begann der König den Feldzug nach Frankreich, schlug erst bei seiner Landung zu La Hogue am 12. Juli 1346 den schwarzen Prinzen, der also vor diesem Tage nicht Mitglied eines Ritterordens werden konnte, wie er es doch sofort bei der Stiftung des Hosenbandordens wurde, zum Ritter, und kehrte erst am 12. October 1347 nach England zurück. Nun erst, mit dem Schlusse dieses Jahres und mit dem Anfang des folgenden, beginnen in jenen Garderoben-Registern die Notizen über das Emblem des Garter an der Kleidung des Königs. Die Genauigkeit, mit welcher von nun an der Fertigung dieses Emblems mit dem bekannten Motto an den Kleidern des Königs und des Hofes in der Beschreibung der festlichen Ausstattungen und in den Rechnungen gedacht wird, verglichen mit derselben Genauigkeit, mit welcher für jene früheren Feste die Kleidung beschrieben ist, bietet eine sichere Gewähr dafür, daß bei diesen früheren Festen das Emblem und das Motto noch nicht im Gebrauch waren, also der Orden auch in diesen seinen äußeren Anfängen damals noch nicht bestand.

Am 9. April 1348 ward ein Turnier zu Eltham, am 23. April 1348 das St. Georgsfest zu Windsor, und am 24. Juni 1348 ein Turnier zu Windsor gefeiert Erst jetzt, zu diesen Festen, wurden Kleider und blaue Bänder mit dem Motto, und zwar in der bestimmten, auf eine fixirte Genossenschaft hindeutenden Zahl gefertigt. Als Beispiel möge folgende Notiz in den Rechnungen dienen:

Et ad faciendum unum tectum de Taffeta bluet pro Rege cum garteriis continentibus istud dictamen: „hony soit q'mal y pense."

Die Gründe nun, welche dafür sprechen, daß der um diese Zeit, zwischen dem Juni und August 1348, in seinen ersten Anfängen als für eine mit einem bestimmten Erkennungszeichen versehene Genossenschaft entstandene Orden in diesen Festen zunächst seinen Ursprung fand, sind folgende:

Eduard III. wollte die Tafelrunde des Königs Artus, oder doch Feste wiederherstellen, die nach Zeit und Ort in ähnlicher Weise die Blüthe des ritterlichen Lebens darstellen sollten. Dafür liegen die bestimmtesten geschichtlichen Zeugnisse vor. Troissart erzählt*): In dieser Zeit (es ist das Jahr 1344 gemeint) wollte der König das große Schloß zu Windsor wiederherstellen, welches König Artus gegründet hat, und wo er zuerst die Tafelrunde begonnen und gefeiert hatte, von der so viele gute und tapfere Ritter ausgingen u. s. w. Und der König (Eduard) wollte eine Gesellschaft von Rittern stiften, er, seine Söhne und die Besten des Landes, an der Zahl 40, und er wollte sie „Chevaliers du bleu Gertier" nennen, und das Fest sollte von Jahr zu Jahr zu Windsor am St. Georgstage gefeiert werden. Um dieses Fest zu beginnen, versammelte der König aus allen Ländern Grafen, Barone und Ritter u. s. w."

Troissart erzählt hierauf den Erlaß des Königlichen Patents für dieses Fest, die nun folgende Stiftung des Ordens, und der dazu geweihten St. Georgskapelle zu Windsor, die Beiwohnung der Königin mit 300 Damen, die 14tägige Feier des Festes, viele Namen der Theilnehmer u. s. w.

Daß Troissart hier zwei geschichtliche Ereignisse, die sich der Zeit nach einander gefolgt sind, unrichtigerweise identifizirt, das ist bereits oben dargethan. Das von Troissart erwähnte erste Fest fand am 19. Januar 1344, die Stiftung des Ordens aber 1348 statt.

Außer jener Erzählung des Zeitgenossen Troissart existiren über die Stiftung der Tafelrunde überhaupt folgende geschichtliche Zeugnisse.

Zuerst das Patent des Königs vom 1. Januar 1344, in welchem er seine Absicht kundgiebt, zur Belebung des ritterlichen Geistes („ad recreationem et solatium hominum militarium, qui in armorum exercitio delectantur") Waffenspiele und Turniere bei seinem Schlosse zu Windsor am 19. Januar 1344 zu feiern, dazu die Ritter aller Lande einladet, und ihnen dazu freies Geleit zusichert. Ferner erzählt der Chronist Walsingham (Historia Angliae. Lond. 1574. p. 154). „Im Jahre 1344 ließ der König nach dem Schlosse Windsor verschiedene Künstler zusammenrufen, und ein Gebäude errichten, welches die „runde Tafel" genannt wurde; sie hatte 200 Fuß im Durchmesser u. s. w. Die Ausgaben dafür (— wohl für die Feier des Festes selbst —) waren wöchentlich 100 Pfund. Später wurden sie wegen der Kriegsausgaben auf 20 Pfund beschränkt. Zu derselben Zeit und hierdurch veranlaßt, ließ auch der König von Frankreich, Philipp von Valois, in seinem Lande eine runde Tafel erbauen, um dadurch seinerseits die Ritterschaft Deutschlands und Italiens an sich zu ziehen, damit sie nicht zur Tafel des Königs von England wallfahrten sollten."

---

*) Cap. 213. Edition. Buchon. Paris 1835).

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 2. Juli 1862. Nr. 27.

Die Stiftung des Hosenbandordens.

(Von B. von Lepel.)

(Fortsetzung.)

Eben so berichtet der Chronist Cotton (handschriftlich), er nennt 300 Ritter als Theilnehmer; ferner die Chronik von St. Alban, welche auch das Fest das „der Tafelrunde" nennt, und dessen jährliche Wiederholung bezeugt, und andere ähnliche Zeugnisse, welche die Stiftung des Festes nach dem Vorgange des Königs Artus bekunden.

Die Sage hatte diesem Könige die ursprüngliche Erbauung des Schlosses Windsor zugeschrieben, und unter mehreren Orten, wo seine bekannte Tafelrunde gehalten worden, wird ebenso Windsor genannt. Nicht minder hatten bereits im 12ten Jahrhundert die Könige Stephan und Richard Löwenherz die Tafelrunde versucht, und es fehlt nicht an Zeugnissen, daß auch die englische Ritterschaft selbst bereits früher diesem Beispiel gefolgt, Ritter und Damen zur Tafelrunde vereinigt, und damit ritterliche Spiele verbunden hatte. Wistace's Reimchronik „Brut d'Angleterre" wurde im 12. Jahrhundert verfaßt; sie besang König Artus' Leben und Thaten, besonders die Tafelrunde und die wunderbaren Legenden ihrer Ritter. Diese französische Reimchronik war die Quelle aller Romane. Lieder und Chroniken des Mittelalters vom König Artus und seiner Tafelrunde, sie mußte, besonders wenn es richtig ist, daß sie nur eine französische Version der Historia Britonum des Gottfried von Monmouth war, bald auch auf dem ursprünglichen Schauplatz der Sagen und Thaten selbst, in England und unter seinem noch immer französisch redenden normännischen Adel, Verbreitung finden, und so war es erklärlich, daß der ritterliche Geist vom 12. Jahrhundert an in England zur Nachahmung entzündet wurde. Eduard III. folgte also nur der Anregung dieses Geistes, der in ihm selbst mit der vollen Kraft des thaten- und sangreichen Zeitalters der Romantik lebte. Nicht allein für sich selbst also stiftete er solche Tafelrunde, sondern er bestätigte auch in mehreren Patenten vom 10. Februar 1344 und 18. Januar 1345 eine Genossenschaft von Rittern, die sich zu gleichem Zwecke in Lincolnshire gebildet hatte, indem er hier sagt „recensitis gestis antiquorum", also mit deutlicher Hinweisung auf Artus Tafelrunde, und jene Vereinigung selbst, als zum Zwecke der „tabula rotunda" bezeichnet.

Es läßt sich aus den vorhandenen Zeugnissen nicht mit Bestimmtheit darthun, welcher Art diese Feste waren. Daß sie hauptsächlich Waffenspielen und Turnieren galten, ist freilich aus den Patenten selbst und aus den Erzählungen der Chronisten klar. Die Anwesenheit der Damen dabei würde auch dadurch genugsam erklärt. Allein es läßt sich kaum annehmen, daß die Nachahmung jener uralten Einrichtung, die ja die Quelle zahlloser Trouvères und Legenden gerade in jener Zeit geworden war, nur gewählt worden wäre, um Turniere zu feiern, die ja auch sonst, ohne die besondere Anknüpfung an die Tafelrunde, sowohl von Eduard als von seinen größeren Vasallen durch ganz England schon früher und jetzt gefeiert worden waren. Daß ferner die große runde Tafel nur zum Speisen hergerichtet gewesen sein sollte, wie die Chronik von A. Alban anzudeuten scheint, läßt sich in jener sangreichen Zeit schwerlich annehmen. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß eben mit jenen Waffenspielen auch Lied und Ritterfage an der Tafel verbunden war. Wir finden daher auch, daß in den oben erwähnten Garderobenregistern der Ausstattung zahlreicher Minstrels des Königs für diese Feste gedacht wird. Machte ja bald darauf ein französischer Ritter, der schöne Ingham oder Inghelram de Coucy, der in Begleitung des gefangenen Königs Johann nach England gekommen war, nicht allein als Kämpfer, sondern besonders auch als Sänger so großes Glück, daß ihm eben darum König Eduard die Hand seiner ältesten Tochter Isabella gab. Und gerade aus den sangreichen damaligen Besitzungen Englands in Südfrankreich, aus Guienne ꝛc. waren nach Froissarts Zeugniß zahlreiche französische Ritter zu den Festen der Tafelrunde ihres Königs gekommen, und hatten gewiß zu diesen Festen die latensons, soulars ꝛc. ihrer Troubadours mitgebracht.

Es ist nun erklärlich, daß die Wiederholung solcher, den vollen Geist der Romantik nach ihren beiden Seiten hin, Waffenruhm und Ehre, so wie Poesie, athmenden Festlichkeiten zu einer engeren Verbindung führen konnte, welcher eben dieser Geist dauernd sowohl durch die Erinnerung an ihren Ursprung, als durch ein bestimmtes Symbol eingeprägt werden sollte. (Forts. folgt.)

Sphragistisches.

Es ist auffallend, wie wenig Rücksicht noch immer auf die Siegel des Mittelalters genommen wird, obschon es bekannt genug sein müßte, daß diese kleinen, aber mit der ganzen Kunst ihrer Zeit angefertigten Denkmäler oft überraschende Aufschlüsse über die Specialgeschichte von Familien und Städten ergeben und eben durch die Zahl ihrer im Verborgenen conservirten Abdrücke da noch reden und zeugen können, wo alle großen Einzeldenkmäler der Sculptur und Architectur längst der zerstörenden Zeit zum Raube geworden sind.

Im dritten Bande seiner Alterthümer des deutschen Reichs und Rechts giebt Dr. Zöpfl eine rechts- und kunstgeschichtliche Untersuchung über die Rulande des nördlichen Deutschlands, die von größestem Interesse ist. Allein er hat sich darauf beschränkt, die Referate von Chroniken und anderen

historischen Beschreibungen zusammenzustellen und Abbildungen der Rulandssäulen zu sammeln, wie sie noch in vielen Städten vorhanden sind. Natürlich ist kaum eine dieser Säulen etwas anderes, als eine im Geschmacke des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts ausgeführte Wiederholung älterer Bildsäulen aus der Zeit, da sie noch eine wirkliche Rechtsbedeutsamkeit besaßen. Und doch haben wir auf Siegeln noch ganz getreue Conterfeis mancher jener frühesten Standbilder. Wäre es z. B. nicht besser, statt des von irgend einem Dilettanten gemachten Bildes des Rulands zu Brandenburg, das so ungenau ist, daß das proportionirte Figürchen des Holzschnitts kaum eine andere Aehnlichkeit mit dem langen Recken hat, der dort in der Neustadt nach dem Steinthor hinunterblickt, als daß beide ein Schwert in der Hand halten, eine Abbildung des alten, großen, noch viel verbreiteten Stadtsiegels zu geben, in dessen Thorbogen der Ruland steht, im Kettenpanzer seiner Zeit, mit langem Gewande und dem Reichsadlerschilde? —

Pag. 109 sagt der Verfasser, man hätte ihm auch Rathenow als Standort eines Rulands genannt, aber »ohne allen Grund«. Freilich am Orte selbst weiß man nichts mehr von dem einstigen Standbilde und der früheren Bedeutung desselben, aber das älteste Stadtsiegel beweist doch unwiderlegbar, daß gewiß ein Ruland in Rathenow existirt hat. Es zeigt die gewöhnliche Stadtmauer mit zwei Thürmen, zwischen denen sich der Ruland in halber Figur erhebt, in der Rechten die Lanze, in der Linken das Reichsadlerschild über die Mauer haltend, dem zu Liebe, um Platz zu machen, das Thor etwas nach der Seite gerückt ist. Das Schild ist als der hervorragendste Theil des Wachssiegels natürlich am wenigsten erhalten und flach gedrückt. Der mir allein bekannte Abdruck des Siegels scheint nun einen Doppeladler zu zeigen, eine Erscheinung, die am Ende des vierzehnten Jahrhunderts bei einem Stempel, der jedenfalls noch weit älter ist, eine so auffallende und merkwürdige wäre, daß es wohl der Mühe lohnte, nach anderweiten, besser erhaltenen Abdrücken deshalb zu forschen. Rathenow ist nach Riedel vorübergehend eine Mediatstadt gewesen, dabei kann sie ihren Ruland und ihr Rulandssiegel verloren haben, das jedenfalls kein Wappen ist, wie etwa das Mädchen auf der Stadtmauer von Magdeburg. Als die Stadt wieder unter die unmittelbare Hoheit der Markgrafen kam, hat sie wohl den einfachen, markgräflichen Adler angenommen, den sie noch jetzt im Wappen führt.

Mir stehen keine umfassenden Sammlungen zu Gebote, es sei mir daher gestattet, nur noch ein paar Vermuthungen aus Veranlassung mir zufällig vorliegender Stadtsiegel auszusprechen, über die erfahrene Kenner entscheiden mögen.

Die alten Secrete der Stadt Naumburg stellen einen geharnischten, mit einer königlichen Bügelkrone bedeckten Ritter dar, mit Fahne und (bischöflichem) Wappenschilde. Sollte diese Figur nicht ein Ruland sein? —

Die Stadt Laucha in Thüringen führt einen ganz eben solchen Ritter (mit dem thüringischen Löwenschilde) im Siegel. Dr. Zöpfl hat, einer kurzen Nachricht folgend, auch die Stadt Lückow als Rulandsort aufgeführt. So wie Naumburg lateinisch Numburgum heißt, kann aus Laucha Luchavia geworden und vielleicht mit dem Luchovia im Dannebergischen verwechselt worden sein.

Auch »der Burger gros Insigel toh Brose« (Frohse) zeigt eine stattliche, gekrönte Gestalt auf einem Stuhle sitzend, bei der man recht wohl an den königlichen Blutrichter denken kann.

Vielleicht dürfte auch der, schon auf den ältesten Siegeln von Angermünde, wo ja bestimmt ein Ruland gestanden hat, über der Mauer sich erhebende, blasende »Thorwart« eigentlich ein Ruland sein, dem man aber, die so weit verbreitete Rolandssage unterlegend, das Horn Olifant in die Hand gegeben, welches viele ja auch bei dem Brandenburgischen Ruland erkennen wollen, obgleich ich den Stumpf hier für den Riemen halte, an welchem er früher das Adlerschild gehalten hat. —

L. Clericus.

Dschem-Ramad der Unstäte.

(Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel)

„Ach die Zeiten unsres Ruhmes,
Unsres Glückes sind verschwunden!“
Altes Lied der Rhodiser.

I.

Die Thronwirren zu Stambul hatten, wie wir wissen*), die siegreiche Herrschaft von Tamerlans bezwungenem Gegner, Bajesids Sohne, Mahmuds I. von Egypten begünstigt, ihn mit kräftiger Hand Syrien und Palästina erobern lassen. Hier hatte ihm der Orden St. Johannis Halt geboten und durch die entscheidende Schlacht beim Sanin**) bezwungen. — Sein Friedensschluß mit Großmeister Naillac und Friedrich von Zollern, durch den er den Johannitern Jerusalem und das heilige Land wiederum erschloß, erfüllte das ganze Abendland mit höchsten Hoffnungen, und so lange er lebte hielt er treulich alle Punkte des Traktates und übte gegen die Christen eine bisher nie gekannte Toleranz. Als ein Mann von Weltklugheit und Mäßigung begnügte er sich auch mit dem friedlichen Besitze Egyptens wie des Orients und regierte sein Reich nach orientalischen Begriffen mit Milde. Die europäische Türkei ging indessen unter inneren Händeln der Auflösung vollends entgegen. Mahmuds Sohn, Amurad II. aber, um Vieles gewalthaberischer, gab gleich Anfangs unzweideutige Zeichen der Feindseligkeiten gegen die Christen, vornehmlich den Orden zu erkennen, brach endlich rücksichtslos alle alten, beschworenen Verträge, verschloß Palästina den Rittern St. Johann und beraubte sie ihrer Kommenden, Faktoreien und Hospize. Endlich versuchte er unter dem Großmeister Jean de Lastic zwiemal Rhodus, wenn auch fruchtlos, zu berennen. Sein gewaltiger Sohn Mahomed II. aber, von unersättlicher Eroberungsgier getrieben, fiel in die europäische Türkei, eroberte Stambul, rottete die alte Dynastie Tamerlans aus und belagerte 1479 Rhodus mit seiner gesammten Macht, um den Orden für immer zu vernichten. —

Die Hoffnungen, welche die Ritter St. Johanns nach der siegreichen Schlacht am Sanin die Erschließung des gelobten Landes gesetzt, waren also nicht allein nicht in Erfüllung gegangen, sondern ihre Macht wieder auf die karische Küste, die Halbinseln Halikarnas und Kos zurückgestaut, ja in Rhodos selbst vielfach auf's Empfindlichste bedrängt worden. Dieser Glückswechsel war indeß nicht allein dem Feldherrntalent Amurads und Mahmuds II. anzurechnen. Vielfacher Wechsel im Großmeisteramt und die unglücklichen Wirren des christlichen Kirchenregiments, das Schisma, welches den Orden in Mitleidenschaft zog, endlich die Nebenbuhlerei der Zungen und andre innern, immer schreiender gewordenen Mißverhältnisse im Schooße der Bruderschaft hatten den Geist derselben gelähmt und kein Senior wie Friedrich von Zollern war vorhanden,

*) Winterfeld Ordensgeschichte S. 198.

**) Von ihr war in meiner Novelle „Die Drachenhunde“ die Rede. T. B.

deſſen gewaltige Seele und leuchtende Thatkraft die Gemüther erhoben, ihnen die Begeiſterung entſchwundener Tage verliehen hätte. Auf den vortrefflichen Naillac war Fluvian gefolgt, welcher den Willen, doch nicht die Energie ſeines Vorgängers beſaß. Nach ſeinem Tode nahmen de Laſtic, der einerſeits mit dem renitenten Geiſt der Ritter, andrerſeits gegen Amurads Andringen zu kämpfen hatte, dann Milly, Zacoſta und Orſini in kurzen Friſten den Meiſterſtuhl ein, ſo daß innerhalb funfzig Jahre, alſo wenig über ein Menſchenalter, vier Großmeiſter herrſchten. Gerade aber als Mahmuds Macht am verderblichſten wuchs, die Gefahr für den Orden den bedenklichſten Grad erreicht hatte, fiel an des todten Orſinis Stelle 1476 die Wahl der Brüder auf Pierre d'Aubuſſon, den Großprior der Auvergne, Bailli von Lureille, einen jener energiſchen, hochgeſinnten Heldencharaktere, der ein Stern in der Ordensgeſchichte, an ſeinen Namen unvergänglichen Glanz und Größe knüpfte, ja deſſen Andenken ſelbſt der Halbmond in den Herzen der heutigen geknechteten Generation von Rhodus nicht zu erſticken vermochte.

An der Kraft und Begeiſterung dieſes einen Mannes brach der innere Ordenszwiſt, brach ſich der Stolz des andringenden Mahomed. Nachdem er drei Jahre hinter einander alle Geld- und Menſchenkräfte ſeines Reichs gegen den Orden nutzlos aufgewendet, Rhodus allein faſt ein und dreiviertel Jahr belagert, ſtarb er plötzlich, räthſelhaft dahin gerafft, mit den Worten auf grambewegter Lippe: „Ich wollte Rhodus erobern und Italien unterjochen!“ —

Er hinterließ zwei Söhne: Bajeſid und Dſchem, zwiſchen denen ſofort Thronſtreitigkeiten ausbrachen. Auf Bajeſids Seite ſtand die Sultanin-Mutter, Manur-Alniſſa, die alte Rathgeberin des todten Mahomed, ferner der größeſte Theil der inländiſchen Heerführer und Statthalter, die ſogenannte turgheſtaniſche (tartariſche) Partei, während die orientaliſche, aus den Häuptlingen der ſyriſchen, egyptiſchen und arabiſchen Völkerſchaften beſtehend, ſich zu Dſchem hielt, dem überdies der Vater den Thron beſtimmt hatte und welcher ſich in Bruſſa feſtſetzte, nachdem er die Janitſcharen ſeines Bruders geſchlagen hatte. Von da indeß durch Bajeſid nach dem blutigen Kampf bei Jeniſchehri geworfen, zog ſich Dſchem nach Nidomedia am Sangaris zurück. Auch dort konnte er ſich nicht halten, weil der verſprochene große Zug aus Aſien ausblieb. Dieſen mit größerer Sicherheit abzuwarten und ſeine Streitkräfte neu zu ſammeln, rückte er an die Südſeite des Olymp-Gebirges und ſchlug am Adranas ein feſtes Lager auf, um mit neuer Kraft und Erbitterung den Krieg für ſein Fürſtenrecht zu beginnen. Bajeſid indeß, dem ſich, je ſiegreicher er war, deſto mehr Heerführer und Völker anſchloſſen, der überdies von der klugen Alniſſa ſchon zum Herrſcher im „Namen Gottes und ſeines Propheten“ ausgerufen worden, blieb nicht müßig. Seinem ſchon halb vertriebenen Bruder keine Zeit zur Erſtarkung gönnend, ſchickte er ihm ſeine geſammte Heeresmacht unter Daut-Effendi und Abu Abullam nach, welche das Heer Dſchems in einer mörderiſchen Schlacht vernichteten, ihm ſelbſt aber keine Wahl ließen, als gefangen zu werden, oder land- und leutelos zu fliehen. Er eilte nach Koniha, wo eben, den inneren Krieg benutzend, Kaſim-Beg, der Beherrſcher von Karaman, eingefallen war, verbündete ſich mit ihm, zog einen Theil ſeines verſprengten, aber treugebliebenen Heeres wieder an ſich und bereitete einen letzten, entſcheidenden Schlag vor. Dieſe unerwartete Wendung der Dinge ließ Bajeſid, auf Alniſſa's Rath, ſeinem Bruder den Frieden und reichen Privatbeſitz anbieten, wenn er dem Throne entſage. Dſchem, ſeiner Mutter Hinterliſt kennend, ſchlug jede Verſöhnung aus. Da rückte Bajeſid gegen ihn wie Kaſim-Beg und ſchlug Beide total auf's Haupt.*) Verzweifelt, kaum wiſſend, wohin er ſich wenden ſolle, eilte der unſelige, vertriebene Fürſt mit dreißig ſeiner Getreuen in's Innere des Taurusgebirges, die bewohnten Ortſchaften vermeidend, bis er, im traurigſten Zuſtande umherirrend, die Wüſteneien und Felſen des weſtlichen Makri erreichte, wo ihn und die Seinen endlich die kleine Bergfeſtung Chonae, ohnweit der Quellen des Maeanders, aufnahm, in welcher Duuban-Chan, ein ihm heimlich ergebener Offizier Bajeſids, die kleine Beſatzung befehligte. Hier waren die Flüchtlinge vorerſt geſichert. Wie lange, mochte Gott wiſſen! —

Dſchem, der das erſte Mal, ſeitdem er das liebliche Scutarieh und das üppige Bruſſa verlaſſen, Muße gewann, über ſein namenloſes Unglück nachzudenken, verſank in tiefſte Schwermuth. Er hüllte ſich fortan in Trauerkleider und nannte ſich Dſchem-Ramad, das heißt „Dſchem in Aſche, der Unſtäte!“ — Auf die Dauer konnte die Lage des Fürſten ſo nicht bleiben, war ſie doch ſchlimmer als der Tod, hülflos, ausſichtslos und entehrend zugleich. Aber wohin ſollte er ſich wenden, welche irdiſche Macht zu ſeinem Vortheile, für ſein gekränktes Recht aufbieten? Er war zudem des größten Theils ſeiner ungeheuren Reichthümer beraubt, vermöge deren allein er hoffen konnte, für ſeine verlorene Sache neue Anhänger zu ſammeln, obwohl es deren noch überall in Aſien gab. Da war es denn ſein kühner ſtarker Sohn Amurad und ſeine eigene Gattin, die energiſche Zoë, welche ihm mit flammender Beredſamkeit einen außergewöhnlichen Gedanken, einen letzten, mannhaften Entſchluß in's Herz gaben.

In Folge ſolches in tiefſter Heimlichkeit vom Dſchem, Zoë und Amurad gefaßten Plans, in welchen nur Suleiman-Bey, der Mirza (Schreiber) oder Miniſter des Innern (wie wir ſagen würden) eingeweiht worden, und weil keine Zeit zu vergeuden war, hüllten ſich Amurad nebſt Suleiman in die Lumpen des Derwiſches, Erſterer umarmte ſein junges, holdſeliges Weib, Laila, die Blume von Turgheſtan, welche nicht wußte, wohin er ging, dann beſtiegen ſie raſche Maulthiere und ritten in der Nacht unbemerkt aus der Feſte, Duban begleitete ſie eine Strecke.

Als Dſchem ſeinen Sohn tief bewegt entließ, ſagte ihm Amurad: „Klage nicht, mein Herr und Vater, denn wir werden in zwanzig Tagen wiederkommen als Boten des Heils!“ —

„Und kommſt Du nicht binnen zwanzig Tagen, Sohn, mein Sohn, Wonne meines Lebens?!“ —

„So denke, ich ſtarb in Ehren um Dich! Magſt Du Abdallah, meinem jüngſten Bruder, Deine Liebe

*) Vide „die Inſel Rhodus,“ illuſtr. von Berg. Braunſchweig 1862 bei G. Weſtermann. Hiſtor. Thl. S. 44—48.

geben. Meint aber Gott, daß wir recht thun, wie wir thun, will er, daß unſres Unglücks Ende nahe ſei, dann komme ich wieder!"

Er preßte ſein Weib, ſeine Mutter haſtig an's Herz, ließ ſich vom Vater ſegnen und eilte mit Suleiman an's Werk. Duban, welcher ihnen das Geleit gab, hatte man geſagt, Amurad werde mit dem Mirza gen Aleppo geſendet, um zu erforſchen, wie in Syrien neuerdings die Stimmung für ſeinen fürſtlichen Vater ſei. Als ſie zwei Stunden gen Oſten geritten waren, befahl Amurad dem Duban, zurückzukehren; dann als ſie ſich noch eine Weile öſtlich gehalten und überzeugt hatten, der Chan könne ſie nicht mehr beobachten, wendeten ſie plötzlich die Thiere ſüdweſtlich und eilten verhängten Laufs das Gebirge abwärts der kariſchen Küſte zu. — —

Die Friſt bis zu Beider Rückkehr ward den Flüchtlingen lang und qualvoll genug. Tage und Stunden ſchienen ſich auszudehnen und die Folter der Erwartung und — Furcht zu erhöhen. Duban's perſönliche Nachforſchungen, der ſehr wohl wußte, daß ſeine Treue ihm den Kopf koſten könne, falls man zu Stambul den Zufluchtsort des Kronprätendenten erfahre, hatten ihn überzeugt, daß die ringsum mit ihren Beſatzungen verſtreut ſtehenden Begs und Chans, welche natürlich dem neuen Herrſcher Bajeſid ergeben waren, mindeſtens doch aber eine zweideutige Haltung bewahrten, von Dſchem's Nähe bis jetzt noch keine Ahnung hatten. Streifzüge in größeren und kleineren Haufen waren damals zu gewöhnlich, um ſonderlich aufzufallen, und Dſchem hatte mit den Seinen zu gut das Incognito bewahrt, als daß man in jenen entlegenen Gegenden hätte Argwohn ſchöpfen können. Duban hielt ferner ſeine eigene kleine Beſatzung, die wohl wiſſen konnte, welche Gäſte Chonae beherberge, unter Schloß und Riegel, bewachte genau jeden Außenverkehr und war auf das Geringſte achtſam, was gefahrdrohend ſein konnte. So ſtand vorerſt nichts zu beſorgen. Dſchem indeß hielt ſich und die Seinen vor jeder Berührung mit der Beſatzung ſtreng abgeſchloſſen. Wenn man hingegen Amurad und Suleiman unterwegs auffing, die Pläne der Flüchtlinge aus den Papieren entdeckte, die der furchtloſe Prinz mit ſich führte, mußte Tod oder ewiges Gefängniß das ſichere Loos Dſchem's ganzer Familie ſein. Dennoch mußte der äußerſte Schritt geſchehen! Ach, wer zum Herrſchen einmal geboren iſt, behält ſeine Herrſchergefühle, auch wenn die Krone ſeinem Haupt entfallen, und kein Schmerz iſt nagender, zugleich unverſöhnlicher, als der Schmerz verlorener Macht und entſchwundener Ehre!

Die Citadelle von Chonae, vornehmlich der runde dicke Thurm derſelben, war der Sitz Dſchem's. Er liebte es mit Zoë, Laila der Gattin Amurad's, ſeinem zweiten Sohn Abdallah und ſeiner einzigen Tochter Chanſade aus den Gitterfenſtern oder von den Zinnen hinüber nach der fernen dämmernden Küſte zu ſchauen, die ſich im verſchwimmenden Horizonte verlor. — Neunzehn Tage waren verfloſſen, immer ängſtlicher wurde das Herz der Eltern, ſchon drängten ſich laute, ſchreckhafte Klagen auf die Lippen der bleichen Laila, denn Amurad kam nicht. Auch der letzte Tag verging. Starr ſaßen ſie Alle auf dem Dach des Thurmes, ihre glühenden, thränenreichen Blicke ſeewärts geheftet. Aber die Sonne ſank und der Erſehnte wollte ſich nicht zeigen. Da trat Duban, von Ruſtum, dem Hauptmann der Verſchnittenen gemeldet, ein, nachdem die Frauen den Borgo über's Geſicht gezogen.

Er beugte ſein Knie. „Herrſcher der Gläubigen, das Licht Deiner Augen, der Sohn Deiner Liebe, Amurad, ſelbſt Suleiman kommt nicht. Der Scheich von Laoditſche und der Beg von Segaleſch machen verdächtige Streifzüge, — man traut uns nicht mehr. Soll ich mit meinen Leuten dem Sohne meines Herrn entgegen reiten zwei Tage weit?" —

„Thue es, treuer Duban. Die Golams mögen indeß Wache auf den Mauern halten. Bringe ihn mir zurück; Allah ſei über Dir und vergelte Deine Liebe mit allen Freuden der ſieben himmliſchen Wohnungen. Doch," und Dſchem's Stimme ward unſicher, „ſuche ſie nicht gen Oſten nach Syrien zu, ſie kommen von der Küſte; halte Dich ſüdweſtlich!"

„Von der Küſte? Aus dem Lande der Ungläubigen? Herr! Herr!" —

„Schweig und gehorche, wenn Du mich liebſt. Liebſt Du mich aber nicht mehr, dann ſchlage uns in Eiſen, hier ſind meine Glieder, und ſchicke zu dem Scheich von Laoditſche und dem Beg von Segaleſch. Mein Bruder Bajeſid wird Deinen Beutel mit Rubinen und Demanten füllen!"

„Womit hat Dein Knecht, hat der Geſpiele Deiner Jugend verdient, daß Du alſo mit ihm redeſt?"

„Gut denn, Duban. Wie ich Dir traue, ſo traue mir! Dſchem iſt ſo arm und verlaſſen, daß er auch Hülfe nehmen muß von ſeinem Feinde, wenn der ein Herz hat. Wahrlich, die Ungläubigen haben mir kein ſolches Uebel gethan, wie mein eigener Bruder und meine leibliche Mutter. Allah kann uns erretten durch die Hand des Geringſten, warum nicht auch wenden die Seelen der hartherzigen Verächter des Glaubens Mahomeds? Darum ſiehe, ob Du meinen Sohn und Suleiman findeſt und glaube nur, Dſchem kann ſeine Krone verlieren, nicht den Gott ſeiner Väter. Es giebt keine Macht außer ihm, und Mahomed iſt ſein Prophet!" —

Duban küßte des bleichen Herrſchers Hand und ging. Er ſammelte raſch ſeine Leute, nahm Zehrung auf ſechs Tage mit und verließ Chonae, während Ruſtum hinter ihnen das Thor ſchloß, die Golams und die Höflinge aber die Mauern beſetzten. Langſam ſtieg die Nacht herauf mit dem zitternden Heer der Sterne. Dſchem lag auf den Knien, die Arme über der Bruſt gekreuzt, und betete ſtill zu dem großen Vater aller Völker. Zoë, Laila und Chanſade aber, einander umſchlungen haltend, ſtarrten hinaus und erwarteten leiſe weinend den Tag. Abdallah, faſt noch Kind, ſchlummerte auf den Teppichen zu Zoë's Füßen, hatte er doch noch gar wenig Begriffe vom Elend ſeiner Familie. . . . . .

II.

Es mochte um die Abendzeit deſſelben Tages ſein, als etwa drei Meilen von Laoditſche in ſüdöſtlicher Richtung eine Reiterſchaar, ohngefähr zweihundert Köpfe ſtark, über eine Fuhrt des Alkander, eines Nebenfluſſes des Mäander ſetzte, der aus den Bergen von Makri daherſtrömt. Sie waren mit runden Schilden, Lanzen, dem krummen Handſchar oder auch kurzen Säbeln, Einige auch mit Pfeil und Bogen, Fangleinen und dem eiſernen Wurfkolben bewaffnet und in die bunte, maleriſche aber überaus willkürliche Tracht gehüllt, welche die aus verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammengeſetzten Völker jener faſt herrenloſen, wilden Gegenden nach Zufall und Laune zu wählen pflegten. Mehr oder weniger war Allen der weite arabiſche Mantel der unentbehrliche Begleiter durch die Steppe gemeinſam. Ihre Phyſiognomien ſchienen faſt allen Nationen anzugehören, ſelbſt viel bärtige Geſichter des europäiſchen Nordens machten ſich bemerkbar, auch einige Neger. (Fortſetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsſtraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commiſſion der Gebr'ſchen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuſchriften und Einſendungen in Angelegenheiten dieſes Blattes werden unter der Adreſſe: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuſcripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 28. **Berlin, den 9. Juli 1862.** **Nr. 28.**

August Georg Freiherr von und zu Gilsa, K. K. Oesterreichischer Rittmeister in der Armee. Ehrenritter seit 1861. † zu Wiesbaden 14. Juni 1862.

Die Stiftung des Hosenbandordens.

(Von B. von Lepel.)

(Fortsetzung.)

Bezeichnend sind in dieser Hinsicht jene oben erwähnten Patente zur Stiftung der Tafelrunde mit ihren Waffenspielen für die Ritterschaft von Lincolnshire. Der König erklärt, daß er durch die Bildung einer solchen ritterlichen Genossenschaft den ritterlichen Geist, die Stärke und den Schutz des Vaterlandes, den die lange Ruhe des Friedens so oft erschlaffe, wach erhalten wolle. Es sollte daher eine bestimmte Zahl von Rittern ausgewählt werden, welche zu dem Feste der Turniere und der Tafelrunde in jener Grafschaft zu einer bestimmten Zeit in jedem Jahre sich versammeln sollte; Heinrich von Lancaster, Graf von Derby sollte lebenslänglich ihr Haupt sein, nach seinem Tode aber sollte künftig von ihnen ein neues Haupt gewählt werden. Hier war also entschieden eine Art geschlossener Genossenschaft für den angedeuteten Zweck, deren Haupt wie mit einem öffentlichen Amte bekleidet ward. Nicht unwahrscheinlich ist es daher, daß sich eine ähnliche Genossenschaft für die eigenen, ähnlichen Feste des Königs selbst bildete, für welche dann sehr bald ein Symbol der engeren Verbindung entstand.

Dazu führte auch die Sitte, daß die Theilnehmer an Turnieren und Waffenspielen sich immer in zwei Partheien sonderten, die Herausfordernden und die Geforderten, daß die Zahl einer jeden Parthei zwischen zwölf und zwanzig Ritter war, jede Parthei ihr Haupt, gleiche Kleidung und gleichen Schmuck, so wie ein besonderes, alle Mitglieder auszeichnendes Symbol hatte, so daß sich daran sicher bald die Idee der Genossenschaft unter einem Haupte bilden konnte. Dies findet sich auch hier bei den Festen König Eduards bestätigt. Die Garderobenregister führen für einzelne Turniere die vom König gewissen Rittern verliehenen gleichmäßigen Kleidungen auf, und diese Ritter werden bezeichnet „de secta Regis“ oder als „milites sui“; finden wir nun in den Urkunden, daß für den König zwölf blaue goldgewirkte Kniebänder mit dem Motto: „hony soyt q'mal y pense“, die für *seine* Ritter bestimmt waren, für einzelne Turniere oder Feste der oben bezeichneten Art gefertigt wurden, daß eben so Eduard, Prinz von Wales, und *seine* Ritter erwähnt werden, so liegt gewiß der Schluß nahe, daß der Orden, welcher in jener Dekoration mit jenem Motto besteht, aus einer ritterlichen Verbindung hervorgegangen ist, die sich in wiederholten, mit dem Namen der Tafelrunde bezeichneten ritterlichen Festen des Königs nach der Sitte der Zeit gebildet hatte. Damit ist auch die fixirte Zahl der Ritter erläutert, die ja auch in Artus' Tafelrunde ein Vorbild fand.

Nun könnte es allerdings als bezeichnend erscheinen, daß die Stiftung des Ordens bei der Heimkehr des Königs von seinem glorreichen Feldzuge in Frankreich erfolgte, und man könnte den Schluß, daß der Orden doch vorzugsweise der Belohnung großer Thaten in diesem Feldzuge gegolten habe, für gerechtfertigt halten. Allein in dieser Hinsicht ist es gerade auffallend, daß sich viele der ausgezeichnetsten Männer, welche in diesem Kriege oder sonst im Dienste des Königs sich hervorgethan hatten, nicht unter den ersten ursprünglichen Rittern des Ordens befinden, diesen vielmehr erst später erhalten haben; daß mehrere unter diesen ursprünglichen Rittern sich in sehr jugendlichem Alter (18, 19 Jahre u. s. w.) befanden, so daß sie mehr als Genossen jener Kampfspiele, denn als belohnte und ausgezeichnete Krieger oder Staatsmänner erscheinen; daß sich unter ihnen 9 befinden, welche in den Garderobenregistern zugleich als Empfänger der Kleider für die Waffenspiele des Königs, also in dem oben angeführten Sinne „de secta Regis“, angeführt werden, und endlich 7 unter ihnen in der St. Georgskapelle zu Windsor als Genossen des Königs „the Sovereign's side“ bezeichnet sind.

Die ersten Ritter des Ordens waren nämlich folgende: 1) Der König Eduard; 2) Eduard, Prinz von Wales; 3) Henry, Graf von Lancaster und Derby, Vetter des Königs; 4) Thomas Beauschamp, Graf von Warwick, zur Zeit der Verleihung 30 Jahr alt; 5) John de Grelley, Capitow de Buche. Ueber seine Person und die Bedeu-

tung seines Amtes herrschen Zweifel. 6) Lord Ralph Stafford, 48 Jahre alt; 7) William Montacute, zweiter Graf von Salisbury. Seiner wird weiter unten gedacht werden. Er war 19 Jahr alt. 8) Roger Mortimer, später Graf von March; er konnte nicht älter als 19 Jahre sein. 9) Lord John l'Isle, 29 Jahre alt; 10) Bartholomew Burghersch, etwa 18 Jahre alt; 11) John Beauchamp, Bruder des zu 4 genannten; er war zwischen 30 und 34 Jahre alt. 12) Lord John Mohun, 27 Jahre alt; 13) Hugh Courtenay, 21 Jahre alt; 14) Thomas Holand, 27 Jahre alt; 15) Lord John Grey, etwa 50 Jahre; 16) Richard Fitz-Liman; 17) Miles Stapelton, 30 Jahre; 18) Thomas Wale, 44 Jahre; 19) Hugh Wrotterley; 20) Nigel Loring; 21) John Chandos; 22) James Audley; 23) Otto Holand, Bruder des zu 14 genannten, 35 Jahre alt; 24) Henry Eam; 25) Lanchete Dabrichecourt; 26) Walter Caveley, 28 Jahre alt.

So sehen wir also gleich bei der ersten Stiftung, außer dem König und dem Kronprinzen, 2 Mal 12 Ritter. Sie waren fast alle, wenn nicht überhaupt alle, bei dem vorangegangenen Feldzuge gegen Frankreich, namentlich in der glorreichen Schlacht bei Crecy gegenwärtig gewesen. Außer ihnen waren aber ebenso noch andere so hervorragende Männer und sogar berühmte Feldherren dieses Krieges, die sich dennoch unter jenen ersten Rittern des Ordens nicht befanden. Sodann aber war um dieselbe Zeit der siegreiche Feldzug gegen Schottland, in welchem in der Schlacht von Nevilcroth der König von Schottland gefangen worden war, geführt, und von denjenigen Feldherren und Rittern, welche hier gefochten hatten, befand sich Keiner unter den ersten Trägern des Ordens.

Hiernach ist es mehr als wahrscheinlich, daß der Orden seinen Ursprung nur in den Ritterfesten der Tafelrunde und in den damit verbundenen Waffenspielen gefunden hat; daß er zuerst nur als eines der vielen Embleme erscheint, durch welche die zu gemeinschaftlichem Kampfe bei diesen Festen und Spielen verbundenen Genossen ihren übereinstimmenden Schmuck und ihr Erkennungszeichen erhielten; daß er also in diesem Sinne ursprünglich nicht ein eigentlicher Ritterorden in der heutigen Bedeutung, also zur Belohnung ausgezeichneter Kriegs- oder Staatsdienste war, vielmehr erst später, aber, wie das eben erwähnte Patent vom 6. August 1348 zeigt, sehr bald diese Bedeutung erhielt, und nun auch in dieser seiner Bedeutung zur Belohnung wirklicher Verdienste an die großen Feldherren und Krieger des Königs verliehen wurde.

Wie nun aber ist die Form der Dekoration, das Kniehand und das Motto: „hony soit qui mal y pense" entstanden, beide so eigenthümlich und räthselhaft, und von jeher ein Gegenstand zahlreicher Konjekturen? —

Offenbar hat dafür eine ganz besondere Veranlassung vorgelegen, da sich kaum denken läßt, daß hierbei eine völlig unmotivirte Laune und Willkür in der Wahl obgewaltet habe; eben der tiefere Sinn des Motto's deutet vielmehr auf eine solche besondere Veranlassung hin.

(Fortsetzung folgt.)

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Der ganze Trupp glich einem Haufen wilden, zusammengelaufenen Gesindels, welches Beutelust und das Vergnügen abenteuerlichen Lebens vereint hatte, obwohl sie eiserne Disciplin hielten, in strengster Ordnung ritten und sich jeder Ausgelassenheit und unzeitigen Schwatzhaftigkeit, die diesem Menschenschlag sonst eigen ist, enthielten. Daran und an der Eile ihrer Bewegungen, dem Ernst, der Vorsicht, mit der sie bewohnte Gegenden vermieden, war das Bewußtsein eines gefahrvollen Unternehmens ersichtlich, dem sie entgegen gingen.

An ihrer Spitze ritten drei Männer von sehr ungleichem Wesen. Der Mittlere war eine jener vollen, untersetzten Kraftgestalten, die für die eiserne Rüstung und die geschlossene Schlachtlinie christlicher Heere wie geschaffen schienen. Der hohe Turban, der weite Kaftan und das faltige Beinkleid schienen nicht recht zu passen, ja machten einen fast komischen Eindruck, der durch die helle Hautfarbe, das kurze, blond braune Haar, wie den gestutzten Kinn und Backenbart noch erhöht wurde. Er ritt eines jener großen, zähen Streitrosse, welche zum Anprall mit der Lanze und eisernen Standthalten im Gefecht vornehmlich geeignet waren. Sein Gefährte links indeß war viel jünger, schmächtiger und scheinbar schwächlich gegen ihn, aber dennoch von jener zierlichen, gazellenhaften und so elastischen Gewandtheit, wie nur leichte Waffen und das Wüstenleben gewähren. Dazu die braungelbliche, farblose Haut, der kahle Schädel, den der leichte Turban mit brillantener Agraffe deckte, von einer Straußfeder geziert, das dunkle, feuersprühende, große Auge, die scharfgebogene Adlernase und der ebenholzglänzende Bart ließen den ächten Sohn Asiens erkennen. Sein weißer Mantel war halb zurückgeschlagen und zeigte das maurische Schuppenhemd, den damaszener Athagan und das halblange, grünseidene Untergewand, wie die weißwollenen, weiten Beinkleider, welche bis an die rothen Halbstiefeln reichten. Sein Pferd indeß, ähnlich dem seines Begleiters, war stämmig und fast zu kolossal für den windigen Reiter, gehorchte aber leicht seiner geübten Hand und dem Druck des sehnigten Schenkels. Der Dritte, ebenfalls ein Sohn Ismaels wie der Vorige, war alt. Sein weites Gewand, unscheinbar, fast ärmlich zu nennen, umhüllte ihn ganz und noch ein gutes Theil seines schwächlichen Maulthiers, das neben den stämmigen Rossen der Andern kläglich genug einhertrabte. Sein weißgrauer, langer Bart, die tiefgefurchte Stirn gaben ihm etwas Erhabenes, das an Abraham, den großen Scheich der Wüste, den ersten Gottesbekenner erinnerte. Die verdammt klugen, lebhaften Augen aber, welche in ewigem Beobachten zu sein schienen, dazu die ironisch hangenden halbgekniffenen Lippen, deuteten mehr auf den Diplomaten, den kaufmännisch rechnenden Egoisten. So eilte scharfen Ritts, ohne ein Wort zu wechseln, der Trupp dahin, während vorausgesendete Reiter rings die Gegend erspähten und hin und wieder an den Mittleren der Führer kurzen Raport brachten. Da aber der Weg nun steiler, enger und schluchtenreicher wurde, waren sie zu langsamerem Vorrücken genöthigt.

„Du führst uns doch den rechten Weg, Freund? Das wir nicht etwa Denen von Laoditsche oder Segalesch in den Rachen reiten?“ fragte plötzlich der Mittelste in der lingua franca.

„Bei der Haarlocke meines Vaters, wir sind recht, Herr Ritter!“

„Siehst Du jene höchste Bergspitze dort hinten,“ sagte der Alte rechts „die wie ein Büffelhorn herausragt? Das ist das Ziel. Grade unterhalb in der blaugrünen Schlucht liegt Chonae. In drei Stunden, wenn nichts geschieht, können wir dort sein.“

„Also um Mitternach, gut. Bist du auch versichert, Prinz, daß die Besatzung uns nicht etwa den Eingang verweigert, oder die Feinde rebellisch macht? Sind wir freilich erst drinnen, soll der Teufel in eigener Person uns selbst nichts anhaben!“

„Für Duban-Chan gebe ich meinen Kopf. Ueberdem hat er nur fünfzig Mann etwa und“ —

„Doch wie Viele sind um deinen Vater? Du sagst selbst, der Plan ward nur von ihm, deiner Mutter und Euch Beiden gefaßt. Wenn die Andren nicht denken wie Ihr, so giebts einen Kampf innerhalb der Mauern!“

„Gott ist groß!“ rief der Alte. „Es sind ihrer nur dreißig, mehr Freunde ließ uns der gierige Hund zu Stambul nicht.“

„Wenn sie auch erschrecken oder für den Augenblick wanken,“ fügte der Jüngere hastig bei, sie lieben alle meinen Vater und sind entschlossen, unser Schicksal zu theilen. Wir können ihnen indeß die Wahl lassen!“ —

„Gewiß werden wir das, denn aus freiem Antrieb thut ihr den Schritt. Ueberdem sind wir ihrer genug, sie im Zaum zu halten. Keiner indeß darf von uns, ehe wir die karische Grenze wieder im Rücken haben!“

Sie ritten eine Weile stumm. Die Sonne war untergegangen, der Mond stieg leise empor nnd beleuchte hell die wilde Felsgegend.

„Du mißtraust unseren Absichten, Ritter,“ begann der jüngere Moslem wieder. „Das stimmt nicht mit der Großmuth Deiner Genossen. Wohl weiß ich, daß Du gegen uns bist, hast Du doch in Eurem Divan gesprochen, man solle nicht unsere Hand ergreifen und dem Bittenden nicht Hülfe leihn!“

„Ich habe gesprochen, Knabe, wie meine Pflicht mir rieth. Unheil nur sehe ich in dem Allen! Aber es war beschlossen, Euch zu helfen, und ich gehorche. Wohl weiß ich das Unglück zu ehren, der Schmerz der Hülflosigkeit ist selbst am Feinde meiner Erbarmung werth, und ich will Euch Gutes erweisen, wenn's ohne Gefahr für meine Pflicht geschehen kann. Für jetzt aber nicht. Das Wort ist leicht wie der Wind, erst die That erweckt Vertrauen. Ich glaube gern, daß Ihr jetzt ehrlich handeln wollt, ist doch der Vortheil davon auf Eurer Seite, aber ich will mich erst Eurer Treue versichern und ob Dein Vater nicht marktet um unsere Großmuth, ob er das Dokument so willig unterzeichnet wie Du, Herr Amurad!“

Der Prinz biß sich zornbewegt auf die Lippen und warf einen glühenden Blick auf den Sprecher. „Gut, gut,“ erwiderte er, sich mühsam bezwingend, „Du meinst, nur unter Euch halte man das gegebene Versprechen. Ihr kennt meinen Vater schlecht. Wir haben aber so viel Schmach ertragen lernen, daß wir auch Eure Beschimpfung hinnehmen müssen. Gott ist über uns, er sieht in die Herzen der Bedrängten!“

„Ja, das thut er, wenn auch in anderer Weise, als Ihr Euch einbildet. Was aber das Worthalten betrifft, so glaubt Ihr nur zu oft, daß Eide, den Christen gegeben, und seien sie auch die höchsten Eures Glaubens, vor Gott und der Welt nichtig seien. Beschwor Dein Großvater Mahmud nicht feierlichst den Frieden vom Sanin? Wie hat er ihn gehalten? Dachte Mahmud an seinen Eid, als er vor drei Jahren Rhodus berannte? Das ist's, was mich gegen Euch sprechen läßt. Ich werde nimmermehr glauben, zwischen Kreuz und Halbmond könne je Friede und Freundschaft sein! Nur höchste Noth oder größeste Hinterlist mag eine so unnatürliche Verbindung schließen. Ich mißtraue Euch drum bis in die tiefste Faser meines Herzens! Doch da kommt Einer von der Vorhut hastig zurück. — Was giebt's!“ —

Ein Reiter sprengte wilden Lauf's heran. „Ein Trupp Ungläubiger, etwa dreißig Köpfe stark, in der Schlucht vor uns!“

„Sacre tonnere! Der Weg verlegt? Was sagt Ihr Beiden dazu?“ — Man hielt an.

„Sie können weder aus Laoditsche noch Segalesch sein,“ sagte der Alte, dann hätten sie uns lieber in der Ebene angefallen, als wir den Fluß durchritten.“

„Sie müßten denn Chonae überrumpelt haben!“ rief Amurad, „laßt mich nachsehen!“

„Nein!“ Der Ritter zog sein Schwert. „Ich bleibe an Deiner Seite und beim ersten Argwohn haue ich Dich zusammen! Garzia Ruiz und Girolamo Malaspina, jeder mit fünf Mann begleitet uns. Habt Acht auf den Alten. Graf Mortemar, Ihr rückt mit dem Haufen langsam nach. Auf meinen Hornruf brecht in den Kampf. Vorwärts!“ — Die Ersterwähnten mit je fünf Reitern schlossen sich dem Befehlshaber an, der den Zügel von Amurad's Roß mit der Linken ergriff.

„Du beleidigst mich, Christ! Bin ich Dein Gefangener?“ — Amurad's Hand ergriff den Säbel.

„Laß Deinen krummen Federwisch stecken und schweig. In Rhodus magst Du frei sein, hier bist Du mein!“

Während sie hastig vorwärts ritten und die Vorhut sich zu ihnen gesellte, kamen sie an eine Lichtung und bemerkten einige hundert Schritt jenseits derselben die angegebene Schaar Moslems aus der aufwärts gewundenen, sich in die Berge verlierenden Schlucht hervorkommen und, ihrer ansichtig werdend, stillhalten.

„Die Lanzen ein, langsam vor!“ befahl der Ritter. Zu gleicher Zeit aber kam ein einzelner Reiter von der Schlucht herangesprengt und rief: „Woher des Wegs, beim Bart des Propheten?“

„Wer hat das Recht zu fragen?“ erwiderte arabisch der Ritter.

„Der Herr dieser Gegend, der Chan von Conae!“

„Duban, es ist Duban!“ rief Amurath.

Kaum vernahm der Andere den Klang dieser Stimme, als er vom Rosse sprang und bewegt fragte: „Bei meinen Augen, sagt mir, ist der Sohn meines Herrn unter Euch?“

„Ja, hier bin ich! Ich bin es selbst, edler Chan! Wie kommst Du dieses Wegs? —

„Dein Vater hat mich ausgeschickt nach Dir mit allen Leuten. Trauer um Dich und großes Weinen herrscht zu Conae!“ —

„Mag denn das Antlitz der Theuren hell leuchten wiederum, der denn Helfer ist da! Ich bin unter Freunden!“

„Unter Freunden? Und die Hand jenes Mannes hält Deines Rosses Zügel und den blanken Stahl? Ach, Amurad, Palme von Brussa, stolze Blume von Bujukdere, was hast Du gethan! — Möge das Schicksal sich denn erfüllen! Gott ist Gott. Im Leben und Tode ist Duban der Knecht Deines Hauses.“

Der Ritter fühlte sehr wohl, was in Duban's Seele vorging, bewegten ihn doch ähnliche Gedanken. „Wenn Du Deines Herrn wahrer Freund bist, Chan, so magst Du wissen, daß die gehoffte Hülfe naht, und Dein Herr an einen Ort kommen wird, wo man seinem Unglück Achtung und ein Asyl bietet. Keiner unter Euch soll sagen, ihm sei in dieser Sache Unrecht oder Gewalt geschehen. Reite zurück und melde uns dem Fürsten. Deine Leute aber sollen sich unter die Unseren reihen, daß wir ihrer Treue sicher sind.“ —

„Sei es, wie Du sagst!“ Damit wandte sich Duban, pfiff seinem Gaul, schwang sich in den Sattel und ließ seine Leute in sechs Gliedern, eins nach dem andern herankommen. Ruiz, Malaspina und Mortemar vertheilten sie in ihre Linien, die bereits nachgerückt waren. Alsdann sprengte Duban vorauf durch den Hohlweg, die Nachricht in die Feste zu bringen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Der erste Krankenbesuch eines alten Pfarrers.

Als der fünfundsiebzigjährige Pfarrer H. von H. sein Amt niederlegte, feierte er am 8. October 1837 in der Amtsstadt K. seinen Abschied von den Amtsbrüdern des Sprengels. Ueber dem freundschaftlichen Mahle erzählte er unter Anderm die Geschichte seines allerersten geistlichen Amtsgeschäftes, das er als junger, neuer Vicar in Plieningen vor mehr als fünfzig Jahren verrichtet hatte, und dem Schreiber dieses ist es heute noch, als höre er den, indessen entschlafenen, heiteren Greis seine Geschichte erzählen und dürfe ihm dabei in die blauen Kinderaugen unter den schneeweißen Locken hineinsehen.

„Am Tage meiner Ankunft zu Plieningen“ — berichtete er — „kündigte mir der kranke Pfarrer an, mein heutiges Eintreffen sei ihm um so erwünschter, da ein armer sterbender Mann aus der Gemeinde eben nach einem Geistlichen verlange; ich sollte ihn so schnell als möglich besuchen. War mir vorher auf die Uebernahme meines geistlichen Dienstes überhaupt etwas bange gewesen, so fiel dieser Anfang mir besonders schwer: zu einem Sterbenden gehen, einer Seele das Kraft- und Friedensgeleit auf den dunkeln Weg zur Ewigkeit geben — darauf war ich nicht studirt. Mein Pfarrer belehrte mich und wies mich an, den armen Familienvater besonders im Vertrauen auf den treuen himmlischen Vater der Wittwen und Waisen zu bestärken. Ich sammelte mich, ging in Gottes Namen hin in das Haus und suchte nun Alles hervor, um den Aechzenden zu trösten und im Gottvertrauen zu stärken. Aber er seufzte auf alle meine Worte, sah hinüber auf die Kinder, die erschrocken und stumm sich zusammen um die schluchzende Mutter drängten. „Ich wollte wohl ja gerne sterben,“ sprach er, „aber sechs unmündige Knaben zurücklassen, — ein kränkliches Weib — und gar kein Vermögen, — nicht für die nächste Zeit zu essen — wie soll das gehen? — Ach, die armen Bettelkinder, wenn sie keinen Vater mehr haben!“ — Da brach mir das Herz, aber innerlich erhob mich's wieder mit Gewalt; ich weiß nicht, wie ich den Muth bekam, ich stand auf und sprach: „„Kurzsichtiger Sterblicher! Meinst du, Gott könne nichts weiter thun, als du siehst? Er bedürfe deines Armes, um deine Kinder zu versorgen? Befiehl ihm deine Seele! Ich sage dir, deinen Kindern wird geholfen werden!““ — Der Kranke wurde stiller, und bald darauf verließ ich ihn.

Aber kaum war ich aus dem Haus getreten, so ward ich wieder gar kleinmüthig. Ich fragte mich nach dem Rechte, aus dem ich so unbedingtes Vertrauen gefordert, und nach den Wegen, auf denen die so bestimmt verheißene Hülfe kommen sollte; es war mir, ich hätte nun Alles auf meiner Seele liegen, und was konnte denn ich wissen und thun für die Zukunft dieser Familie? Ich war durch den ganzen Vorgang tief bewegt; ich hielt mir meine Worte vor, und schwer lagen sie auf meinem zagenden Herzen. Ich erinnerte mich nachher, daß ich auf dem Wege mehrmals in meine Gedanken vertieft, stehen blieb. In der Nähe des Pfarrhauses ging ein Offizier an mir vorüber und trat vor mir in's Haus ein. — Ich begab mich in mein Vicarzimmer und blieb in ernste Betrachtungen versunken, bis mich der Pfarrer zu sich herüberrufen ließ. Der Offizier war noch dort. Der Pfarrer fragte mich über die Ausführung meines Geschäfts. Ich erzählte aufrichtig, wie mir's gegangen, und wie mir jetzt darüber zu Muthe sei. Der Offizier hörte aufmerksam zu, bemerkte hin und wieder mit beistimmendem Lächeln: „Ja, so war's,“ und sagte zum Schluß: „Gut — vor Allem muß jetzt der Kranke sogleich erfahren, daß gesorgt wird, und zum Zeichen müssen jetzt noch einige Lebensmittel in's Haus geschafft werden. Ich gehe sogleich zum Herzog und stehe Ihnen für's Weitere!“

Damit ging er. Er war der Major v. Romig, der bei dem damals im Hohenheimer Schloß residirenden Herzog Carl in Dienst und in Gunst stand. Er war auf dem Wege vom Hause des Kranken hinter mir hergegangen und hatte belauscht, was von meinen Selbstgesprächen laut geworden war. Das brachte ihn auf den Entschluß, sich nach der Sache genauer zu erkundigen.

Wirklich ließ der Herzog zwei Knaben bei seiner Baumschule zu Gärtnern erziehen, zwei wurden auf andere Weise gut untergebracht, und die Sorge für die beiden übrigen mußte die Gemeinde übernehmen.

Das war mein erster Krankenbesuch im geistlichen Amt!

(Aus Carl Schmiblin's Bilder aus dem Leben.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Gebr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 29. **Berlin, den 16. Juli 1862.** **Nr. 29.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. Juli 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	40		
	Zugang pro Juni	7		
		47		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	40	40	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	57		
	Zugang pro Juni	20		
		77		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	62	62	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	16		
	Zugang pro Juni	7		
		23		
	Abgang	11		
	Bleibt Bestand	12	12	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	20		
	Zugang pro Juni	2		
		22		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	16	16	24
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	10		
	Zugang pro Juni	6		
		16		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	17		
	Zugang pro Juni	17		
		34		
	Abgang	15		
	Bleibt Bestand	19	19	30
7.	**Züllchow:** (Im April neu eröffnet)			
	Bestand am 1. Juni 1862	8		
	Zugang pro Juni	16		
		24		
	Abgang	17		
	Bleibt Bestand	7	7	50
8.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	46		
	Zugang pro Juni	11		
		57		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	43	43	50
	zu übertragen:	—	211	312

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Juli 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		211	312
9.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	15		
	Zugang pro Juni	11		
		26		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	16	16	35
10.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	4		
	Zugang pro Juni	3		
		7		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	2	2	8
11.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	1		
	Zugang pro Juni	1		
		2		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
12.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	2		
	Zugang pro Juni	1		
		3		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
13.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	2		
	Zugang pro Juni	3		
		5		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	1	1	8
14.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Juni 1862	18		
	Abgang und Zugang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
15.	**Altena:**			
	Bestand am 1. Juni 1862	6		
	Zugang pro Juni	6		
		12		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	7	7	38
	Zusammen:	—	257	435
	Am 1. Juni 1862 waren vorhanden	—	262	435
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Juli 1862 verringert um	—	5	—

Der gesammte Abgang von Kranken pro Juni 1862 beträgt 116, davon sind: a) gestorben 4
b) geheilt entlassen . . . 102
c) ungeheilt entlassen . . 12
wie vor 116.

Außer den vorgenannten 15 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

16) das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien, das in der umstehenden Uebersicht selbst um deshalb nicht aufgeführt werden kann, weil die betreffenden Berichte, der weiten Entfernung wegen, verspätet, nach Verlauf von Wochen hier eingehen. Während die Uebersicht den Ab- und Zugang der Kranken pro Juni enthält, kann dieselbe aus Beirut nachstehend erst pro Mai veröffentlicht werden. —

Im März c. von Saida nach Beirut verlegt (vide Nr. 23 dieses Blattes vom 3. Juni c.) ist diese Anstalt am 17. April eröffnet worden.

Bis ultimo April waren in derselben aufgenommen 6 Kranke.
Im Monat Mai sind zugegangen . . . . . 15 „
21 Kranke.

Davon sind: a) geheilt entlassen 6
b) gebessert „ 3
9 „
Bleibt ultimo Mai Bestand 12 Kranke.

Von den 15 im Mai neu Aufgenommenen sind 14 Christen, 1 Metauely; davon 2 Europäer, aus Beirut 2, aus der Umgegend von Beirut 11.

Die Gesammtzahl der bisher aufgenommenen Kranken beträgt 21.

In der Poliklinik sind 105 Kranke behandelt worden.

Ueber die Entwickelung des Johanniter-Ordens in den letzten zwei Jahren (Juni 1860—1862).

(Vortrag, gehalten im Schlosse zu Sonnenburg am 23. Juni 1862 vom Ehren-Commendator und Ordens-Secretair Grafen von Bismarck-Bohlen.)

Durchlauchtigster Herr, hochwürdige und hochgeehrte Herren Ritterbrüder! Zwei Jahre sind verflossen, seit die Feier des Ritterschlages den erneuten Orden hier an alter Stätte zahlreich versammelte, und morgen steht ein zweiter Ritterschlag bevor, wo an heiligem Orte neue Verpflichtungen eingegangen und wir der übernommenen uns von Neuem bewußt werden sollen; — da bietet sich hier die passende und erwünschte Gelegenheit, den zahlreich versammelten hochgeehrten Herren ein kurzes Bild dessen zu geben, was sich seit diesen zwei Jahren im Orden ereignet, wie derselbe sich entwickelt, was sich Erfreuliches und Betrübendes zugetragen, in welcher Weise er thätig geworden und thätig zu werden hofft. —

Lassen Sie mich beginnen mit der Erinnerung an den schweren Verlust, den der Orden erlitten durch den Heimgang unseres hohen Protectors, unseres theuern unvergeßlichen Königs. Ihm verdanken wir die Wiederaufrichtung der Balley und somit unsere Existenz. Er hatte den Orden lieb, er folgte der Entwicklung desselben mit größtem Interesse, und in den schweren Tagen der Krankheit, wo sein reicher Geist umflort war von den Leiden und er fast theilnahmlos dahin lebte, da erfreute sich seine Seele doch noch an dem guten Fortgang, und er hörte gern vom Orden. Davon habe ich unvergeßliche Beweise; das kann ich aus eigener Anschauung bezeugen. —

Lassen Sie uns unseres verklärten Protectors mit stiller Wehmuth gedenken! — Es ist die Wiederaufrichtung des Ordens ein Vermächtniß König Friedrich Wilhelm IV. an seinen evangelischen Adel, an den deutschen evangelischen Adel; lassen Sie es uns mit treuen Händen im Sinne des erlauchten Todten pflegen; es enthält eine reiche Zukunft! —

Dankbaren Herzens müssen wir aber auch unseres jetzigen hohen Protectors, König Wilhelm I. gedenken; zahlreiche Beweise Königlicher Gnade und Wohlwollens befinden sich in den Händen unseres Durchlauchtigsten Herrenmeisters, und hoffentlich wird der Orden sich dieses Wohlwollen in immer höherem Maaße verdienen. —

1. Die Personal-Veränderungen seit 1860 sind folgende:

Zu Ehren-Commendatoren wurden ernannt: 1860 und 1861 je ein Rechtsritter. Als Rechtsritter sind aufgenommen worden 1860: 26 Ehrenritter. Zu Ehrenrittern sind ernannt worden: 1860: 84, 1861: 76 und die heute proclamirten 35 Edelleute, zusammen 195.

Gestorben sind 1860: 8 Rechtsritter, 35 Ehrenritter, 1861: 8 Rechtsritter, 48 Ehrenritter, im Laufe dieses Jahres 5 Rechtsritter, 24 Ehrenritter.

Der Orden besteht zur Zeit aus dem Durchlauchtigsten Herrenmeister, 10 Commendatoren, 5 Ehren-Commendatoren, dem Ordens-Hauptmann, 2 Ehren-Mitgliedern, 171 Rechtsrittern, 1416 Ehrenrittern, zusammen 1606 Mitgliedern. Von diesen betheiligten sich an den Zwecken des Ordens: 1194 Mitglieder. 412 Ritter, meist Ausländer und bejahrte Herren, deren Ernennung aus der Zeit vor der Wiederaufrichtung der Balley datirt, sind unthätige Mitglieder.

Der Orden (oder correcter: die Balley Brandenburg des Johanniter-Ordens) ist wie bekannt, gegliedert in 12 Genossenschaften, und zwar den 8 preußischen Provinzial-Genossenschaften und den Genossenschaften in Württemberg, Mecklenburg, im Großherzogthum Hessen und im Königreich Sachsen. Letztere hat sich im Jahre 1860 neu constituirt, während die Mecklenburgischen Ritter im vergangenen Jahre durch Annahme eines Statuts aus dem Verhältnisse eines Vereins in das einer Genossenschaft getreten sind.

2. Aenderung der Statuten:

Einen wichtigen Zusatz haben unsere Statuten erhalten durch den von Seiner Majestät dem Könige Allerhöchst bestätigten Kapitelbeschluß vom 24. Juni v. J., wonach fremden Souverainen, den Gemahlinnen der Souveraine und den Wittwen derselben, ingleichen der Gemahlin des Herrenmeisters, der Johanniter-Orden, sofern dieselben sich zur evangelischen Kirche bekennen und Allerhöchsten Orts, durch Vermittelung des Herrenmeisters, den Wunsch zu erkennen gegeben haben, dem Orden anzugehören, Seine Majestät die Insignien des Ordens verleihen, deren Aushändigung der Herrenmeister veranlaßt.

Wir haben die hohe Ehre, Ihre Königliche Hoheit die Frau Prinzessin Carl, die Durchlauchtigste Gemahlin unseres Herrenmeisters, als erste Johanniterin zu begrüßen, und einen ausgezeichneten Fürsten, Seine Königliche Hoheit den Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, dadurch zu den Unsrigen zu zählen. Seine Königliche Hoheit haben die Aufnahme in den Orden lebhaft gewünscht.

3. Finanzielle Lage, Collecten, Vermächtnisse und größere Geschenke:

Unsere Finanzen sind in erfreulicher Zunahme begriffen; trotz der bedeutenden Ausgaben zeigen sowohl die Kassen der Provinzial-Genossenschaften als auch die der Balley mehr oder weniger ansehnliche Ersparnisse. Dagegen muß der ziemlich verbreiteten, aber doch falschen Ansicht entgegen getreten werden, daß der Orden über sehr bedeutende Summen zu verfügen habe. Die Einnahmen sind groß, die Ausgaben aber gleichfalls; so wurden z. B. im Jahre 1860 aus der Balley-Kasse an die Genossenschaften ca. 19,000 Thlr. und 1861 ca. 13,000 Thlr. Beihülfen zur Errichtung von Krankenhäusern gezahlt.

Das Haupt-Kapital hat der Orden in den wohlthätigen Herzen seiner Ritter, und daß dies wirklich so ist, davon hat die im Jahre 1860 von dem Durchlauchtigsten Herrenmeister geforderte Collecte einen erhebenden Beweis gegeben. Am 7. October jenes Jahres erfolgte der Aufruf für die unglücklichen Christen des Libanon, am 7. December konnte der Herrenmeister schon für 11,697 Thlr. danken, in dieser Opferwilligkeit eine schöne Hoffnung für die Zukunft des Ordens erblickend; später stieg die Collecte noch bis über 14,000 Thlr.

An Vermächtnissen sind eingegangen von dem verstorbenen Rechtsritter, Kammerherrn Grafen von Hohenthal-Döbernitz 1000 Thlr., von der verstorbenen Frau Geheimen Räthin Lösch auf Kamerswaldau zur Stiftung eines Freibettes im Ordens-Krankenhause in Erdmannsdorf 1500 Thlr.

Hierbei darf die Bitte nicht unterdrückt werden, auch ferner die Mittel unserer wohlthätigen Corporation durch solche Zuwendungen zu vergrößern; es ist die alte fromme Sitte der Väter, in ihren Testamenten der Armen und Kranken zu gedenken; — die Johanniter wissen, wo sie ihre Kranken zu suchen haben.

An Geschenken hat der Orden erhalten: vom Ordens-Senior, Erb-Ober-Land-Mundschenk im Herzogthum Schlesien, Grafen Henckel von Donnersmarck, zur Erbauung eines Krankenhauses in Beirut 1000 Thlr. Diese reiche Gabe verpflichtet zu größtem Danke, und insbesondere die von der British and Continental Syrian Asilums Association in London für denselben Zweck eingegangenen 450 £ Sterling = 3045 Thlr.

Von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzoge von Mecklenburg-Schwerin sind Allergnädigst als Eintrittsgeld an die Mecklenburgische Genossenschaft 1000 Thlr. geschenkt worden. Wiederholt 1000 Thlr. schenkte ein Ritter der Rheinischen Genossenschaft.

4) Stiftungen, die mit dem Orden verbunden sind:

Die Zahl der mit dem Orden verbundenen fundirten Stiftungen für Armen- und Krankenpflege hat sich durch zwei vermehrt.

a) Die „Anna-Stiftung" vom Commendator von Rochow zur Unterstützung der Einsassen seiner Güter in Krankheit und Siechthum, sonst aber auch bei Arbeitsunfähigkeit und Unglücksfällen aller Art, anschließend an eine frühere gleiche Stiftung desselben.

b) Die „von Heyden-Cartelow-Stiftung" vom Ehrenritter von Heyden-Cartelow für seine Dienstboten und Arbeiter, welche arbeitsunfähig werden.

Den betreffenden Provinzial-Conventen ist die Controlle und Abnahme der Rechnungen dieser Stiftungen, unter Oberaufsicht des Herrenmeisters, anvertraut.

5) Entwickelung der Krankenpflege:

Vor 2 Jahren hatten wir 9 Krankenhäuser mit 215 Betten; inzwischen sind 8 neue Anstalten mit 281 Betten hinzugekommen, nämlich:

a) Das Krankenhaus zu Preußisch-Holland mit 34 Betten, in Preußen.

b) Das Krankenhaus zu Murowana-Goslin mit 8 Betten, in Posen.

c) Das Krankenhaus zu Züllchow mit 50 Betten, in Pommern.

d) Das Krankenhaus zu Stendal mit 30 Betten, in der Altmark.

e) Das Krankenhaus zu Reichenbach mit 35 Betten, in Schlesien.

f) Das Krankenhaus zu Neusalz mit 20 Betten, in Schlesien.

g) Das Krankenhaus zu Polzin mit 54 Betten, in Pommern (von der Balley unterhalten).

h) Das Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 50 Betten (von der Balley unterhalten).

Theils sind diese Häuser von den Genossenschaften erbaut (a, b, c), theils sind sie unter bedeutender Hülfe des Ordens von den Kreisen und Ständen hergestellt und werden von den Genossenschaften unterhalten (e), oder es wird zum Unterhalt wesentlich geholfen (d). So wurden für das von dem Communal-Landtage der Altmark erbaute Haus in Stendal 5000 Thlr. Ordensgelder gegeben, und steuert die Brandenburgische Provinzial-Genossenschaft jährlich 500 Thlr. zum Unterhalt desselben bei. Polzin ist dem Diakonissen-Mutterhause Bethanien in Berlin von der Balley abgekauft worden. In Syrien befand sich das von der Balley gegründete Hospital Anfangs in Saïda, dann ist es nach Beirut verlegt. Neusalz ist von einem sehr wohlthätigen, würdigen Manne, dem Commerzien-Rath Krause in Berlin erbaut und vollständig eingerichtet der Schlesischen Genossenschaft angeboten, die mit Freuden die Anstalt, und somit ihre Unterhaltung übernommen hat.

Demnach zählt der Orden jetzt 17 Kranken- und Siechen-Anstalten, mit 505 Betten und außerdem das Hospiz in Jerusalem mit 12 Betten.

Noch eine Anstalt ist hier zu nennen, es ist das vom Johanniter-Ritter Freiherrn Ewald von Ungern-Sternberg auf Grossenhoff 1856 gegründete und von ihm unterhaltene große Krankenhaus zu Dago-Kertell auf der Insel Dago. Nach eingeholter Genehmigung des Herrenmeisters hat Baron Ungern das Johanniter-Kreuz an der Façade des Hauses anbringen lassen und es als Johanniter-Anstalt bezeichnet. Vom 1. November 1859 bis dahin 1860 wurden 1779 Kranke dort theils aufgenommen, theils ambulatorisch behandelt; in demselben Zeitraum von 1860—1861: 96 Kranke in der Anstalt verpflegt und 1774 Kranke mit ärztlicher Hülfe und Medicamenten versehen.

Im Bau begriffen sind die Anstalten zu Gerdauen

in Preußen, Falkenberg in Schlesien und Plochingen in Würtemberg.

In Aussicht steht ein Siechenhaus in Holstein, was der Rechts-Ritter Freiherr von Heintze-Weißenrode gründen will. Ferner sei hier noch erwähnt die mit dem Rettungshause zu Braunschweig verbundene Krankenanstalt, an der die dort heimischen Johanniter sich betheiligen, und für die das Kapitel heute 1000 Thlr. bewilligt hat.

Bedeutend ist nun aber noch die Thätigkeit des Ordens als mithelfend bei anderen Anstalten; es ist dies gewöhnlich der Anfang der Johanniter-Thätigkeit. So hilft die Hessische Genossenschaft dem Diakonissenhause „Elisabethen-Stift" in Darmstadt, die Mecklenburgische Genossenschaft dem Krankenhause „Bethlehem" in Ludwigslust und dem „Carolinen-Stift" in Neu-Strelitz, die Sächsische Genossenschaft der Diakonissen-Anstalt in Dresden. Vor Allem muß hier aber die Thätigkeit der Rheinischen Genossenschaft bei der Cretinen- und Blödsinnigen-Anstalt in München-Gladbach „Hephata" erwähnt werden, die am 27. November 1861 eröffnet wurde, und der die Genossenschaft ihre sämmtlichen Mittel zuwendet.

Den Anstoß zum Bau gab das Kapitel durch die Ueberweisung eines dem Orden gewordenen reichen Geschenks aus Rußland (2500 Thlr.); jetzt sind schon ca. 17,000 Thlr. Ordensgelder dorthin geflossen. Mit 36 Betten hat man begonnen, jetzt will man des wachsenden Bedürfnisses wegen in einem inzwischen neu erbauten Hause 100 Kinderbetten aufstellen.

Aber auch ein Schatten fällt auf dies Bild erfreulicher Entwickelung, der erwähnt werden muß; es ist dies Bukarest mit seinem Krankenhause, was dort die evangelische Gemeinde zu bauen unternommen hatte.

Durch den verstorbenen Rechtsritter, General-Consul Freiherrn von Meusebach ist dazu vom Orden ein ansehnliches Capital erwirkt worden. Leider ist die Sache gescheitert, obgleich die Balley keine Mühe gespart hat und das Kapitel mit einer sehr bedeutenden Summe zu Hülfe kommen wollte, unter Bedingungen, die jedoch von dem dortigen Gouvernement abgeschlagen wurden.

Es ließe sich nun noch manches Interessante berichten über die Erfahrungen, die bisher auf dem Gebiete der Krankenpflege bei uns gemacht wurden, über die Einrichtung der Häuser, über die Bedingungen der Aufnahme; wie viel Kranke unentgeltlich aufgenommen; über die Frequenz und die Verpflegungssätze; über die Polyklinik ꝛc., aber dies würde hier zu weit führen. —

Sollen wir nun antworten auf die Frage, wie ist denn nun dies Alles entstanden? Wie hat sich das Alles gemacht? So ist die Antwort: Gottes Segen ist es gewesen und zwar allein! Nicht Menschenklugheit und weise Berechnung, sondern der Herr hat in reichstem Maaße gesegnet, was wir anfaßten. — Vor Allem müssen wir aber danken den treuen Männern und edlen Frauen, die in nie ermüdender Liebe unsere Kranken pflegten; den Diakonissen, den männlichen Krankenpflegern, den Herren Aerzten und all' den lieben Männern, die in aufopfernder Thätigkeit sich den Zwecken des Ordens widmeten und ihm mit Rath und That beistanden.

Zum Schlusse lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit noch auf den Orient richten, auf unsere Mission dorthin, die erste, die der Orden seit Jahrhunderten wieder aussandte.

Zwei Anstalten habe ich zu erwähnen; einmal unser stilles Hospiz in Jerusalem, das uns selbst aufnahm, gegründet von unserm hochseligen Könige, um unsere Glaubensgenossen dort zu herbergen. Es ist seit Jahren vom Orden übernommen. Arme werden dort 15 Tage unentgeltlich verpflegt. 1860 fanden 63 Personen dort Unterkommen, darunter 30 arme deutsche Handwerker. 1861 waren 64, davon 37 Handwerker, Gäste des Ordens. —

Eine kleine Bibliothek ist angeschafft und das Mobiliar vervollständigt worden. Die Anstalt erfüllt vollkommen ihren Zweck und befriedigt ein dringendes Bedürfniß, da unsere Landsleute sonst in die lateinischen und griechischen Klöster wandern würden, in denen früher so mancher unserem Glauben abspenstig gemacht wurde.

Die andere Anstalt ist unser Krankenhaus in Beirut, was, wie bekannt, anfänglich in Saïda von uns gegründet wurde. Vier Brüder aus dem Johannes-Stift in Berlin waren dort die treuen Pfleger der Kranken, von denen in einem Jahre 489 aufgenommen wurden. Vor allem haben wir aber dem verehrten Manne unsern Dank zu zollen, der 5 Monate lang mit unermüdlichem Fleiß, in uneigennützigster Hingebung, mit ächtem Johanniter-Herzen der Anstalt als Arzt vorstand, ihren Ruf begründete und sie in die rechten Wege leitete; es ist der Herr Oberstabsarzt Dr. Wendt, den wir heute unter uns zu begrüßen die Freude haben. Als Nachfolger des Dr. Wendt trat Dr. L'orange, ein geborener Königsberger, ein, der mit großem Geschick und dankenswerthem Eifer die Sache fortführt. — Ein Jahr verblieb die Anstalt in Saïda; nur 22 Todte zählten wir in dieser Zeit, eine sehr geringe Zahl im Verhältniß zu den aufgenommenen Kranken, aber leider auch darunter den Hausvater, den treuen, vortrefflichen Bruder Wichmann, der mit seltener Begabung sein schweres Amt geführt hat. Er verschied am 18. Februar zu Saïda, tief betrauert von Allen, die ihn kannten, auch von den arabischen Christen und Moslemin, wovon sein Begräbniß ein ehrendes Zeugniß gab. — Der Orden bleibt ihm zu stetem Danke verpflichtet, Ehre sei seinem Andenken!

In Beirut erfolgte am 16. April in Gegenwart des Johanniter-Ritters Fürsten zu Putbus die Eröffnung der translocirten Anstalt in einem gemietheten Hause, die schon im Mai c. 16 Kranke und 105 polyclinisch Behandelte aufweist. Dicht dabei liegt aber ein schöner Platz, den der Orden erworben, halb geschenkt, halb gekauft.

(Fortsetzung in der Beilage.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Beilage zu Nr. 29 des Wochenblatts der Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Fuad-Pascha, der General-Gouverneur von Syrien, schenkte die ganze Stelle den preußischen Wohlthätigkeits-Anstalten: den Kaiserswerther-Diakonissen und dem Johanniter-Orden. Ersteren ist auf Befehl des Herrenmeisters die ihnen geschenkte Hälfte abgekauft worden. Dort soll sich nun unser eigenes Hospital erheben, nahe dem Preußischen Consulate, in herrlicher Lage, mit der Aussicht auf die schöne Bai von Beirut und den Libanon. — Wird es geschehen? Wir hoffen. Das Kapitel will erst zum Bau schreiten, wenn der Unterhalt der künftigen Anstalt gesichert ist, und das ist sehr wichtig, denn es ist in Beirut sehr theuer.

Außer den schon genannten Geschenken zum Bau, nämlich 1000 Thlr. vom Ordens-Senior, 3000 Thlr. aus England von christlichen Freunden, ist vor wenigen Tagen die Zusicherung des Unterhalts zweier Betten von Seiten des geehrten Berliner Comite's für die Syrischen Christen in der zukünftigen Anstalt eingegangen. Das sind alles gute Zeichen. —

Wenn auch der Johanniter-Orden sein vorgezeichnetes Arbeitsfeld vornehmlich auf heimathlichem Boden zu suchen hat, um hier die Noth zu lindern, so darf er doch Augen und Herzen nicht von jenen altehrwürdigen Stätten wenden, denen er seinen Ursprung verdankt. — Wir hoffen, der Orden und Sie Alle, meine Herren, Sie werden das Reis nicht verdorren lassen, was die alte Noth dort pflanzen hieß, die Noth vor dem Schwert und der Brandfackel der Moslems, der unsere christlichen Brüder dort erlagen. Wir haben mit eigenen Augen den Jammer dort gesehen!

Rubet Mar Johanna, so heißt in arabisch der Johanniter-Orden, das steht wieder auf unserm Hospitale in Beirut, und es sind dies den arabischen Christen noch wohl bekannte Klänge aus alter Heldenzeit, von der freilich der Türke nichts mehr ahnet. — Wie sollte uns nicht auch dabei anwehen die ganze Macht geschichtlicher Erinnerung, da wir ja doch noch zehren von jenem Glanze und von jenen Kämpfen, in denen der alte Orden Ströme seines edelsten Blutes vergossen? Das Kreuz auf unserer Brust soll uns daran mahnen; — es weist uns hin auf jene heiligsten Stätten, nach Jerusalem! —

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Kein Schlaf war in's Auge Dschems, des Unstäten gekommen. Mit fieberhafter Spannung erfaßte ihn jeder Laut, der durch die stille Nacht aus den finstern Schlünden und Thälern zog. Lautloser Friede ringsum, nur in ihm war Kampf und Weh, Verzweiflung und bittrer Groll. Beängstigende Zweifel durchschlichen sein Hirn. Die Frauen waren vor übergroßer Abspannung, der Stumpfheit, welche allzu heftigem Leiden folgt, entschlummert. — Gleich allen Orientalen liebte der Fürst den Wunderglauben, die Zeichendeuterei. Jetzt, wo er vor einem ungewissen Geschick, einer nebelhaften, bangen Zukunft stand, die nächste Stunde ihm vielleicht das Entsetzlichste bringen mochte, richtete er sein Auge empor zum Sternenhimmel, prüfte die Stellung der Planeten, die Konjunktur dieser Stunde, so gut er es allein ohne Hülfsmittel vermochte, denn keinem seiner Höflinge mochte er seine Schmerzen vertrauen. Da traten vor seine Seele die ganzen Folgen Dessen, was er unternommen.

„Meine Mutter, mein Bruder haben mir mein fürstlich Recht gestohlen, mich vertrieben und verfolgt, geschändet und fast zum Bettler gemacht. Was thue ich denn? — Ich suche Hülfe bei den Christen, ich rufe jene blutgierigen Ordensritter für mich auf, die das Kreuz des Salib*) auf den Fahnen, ausziehen, des Propheten Kinder zu vertilgen! — Thue ich Recht? — Wird man von Istambul bis Kahira mich nicht den Abtrünnigen nennen, den Schänder Gottes?!" —

Ein widriger Klageschrei durchriß die nächtige Stille! Dschem fuhr entsetzt empor und zitterte am ganzen Leibe! — Der gellende Ruf eines Geiers war's, der östlich vom Taurus her über die Schlünde und Felsen hin nach den Höhen des Macri zog; eine schreckhafte Vorbedeutung von Tod und Verwesung für die Phantasie eines Moslems. Aber ehe sich Dschem diesen traurigen Ahnungen ganz hingeben konnte, erklang auch der Schall von Rossehufen. Der Fürst trat hastig an den Rand der Mauerkrönung, als eben ein Reiter vor der Pforte hielt, der nach wenigen Augenblicken eingelassen wurde. Kurz darauf erschien Rustum auf der Plattform.

„Herrscher der Gläubigen, Duban-Chan ist allein zurück. Er hat Deinen Sohn, das Licht der Leitung und Suleiman gefunden, der Helfer ist nahe!"

„Mein Sohn, meine Wonne, gerettet?! Er kommt wieder, unversehrt? Ruf den edlen Chan augenblicks!" —

Der Eunuche eilte hinab. Alle trüben Ahnungen, jegliche Vorbedeutung vergessend, allein die Freude des Vaters, des Fürsten in der Brust, der seiner Sache einen Verbündeten gewonnen sieht, weckte er Zoë, Chansade und Laila, seine neubeschwingte Hoffnung zu theilen. Alle überließen sich dem ersten Jubel der Rührung und Wonne, bis Duban von Rustum gemeldet ward.

„Herr und Licht der Bekenner! Ich fand Amurad, Deinen Sohn, mit dem klugen Suleiman, und er wird bald an Deiner Brust ruhn. Nicht mehr im Kleide der bettelnden Prediger, sondern er glänzt in hellem Kriegerschmuck, stolz wie ein Löwe auf den Bergen! Aber Wehe, an seiner Seite ist ein Mann, der wohl den Turban trägt, aber keiner der Unsren ist, und der die Hand am Zügel Amurads, das blanke Schwert zur Drohung hält. Wohl magst Du wiederum das Roß der Herrschaft besteigen, Dschem, Sprosse des Mamud, aber ein Andrer wird Deinen Zügel leiten und Dein Leben wird eine

*) Salib ist der Name Jesu bei den Moslems D. B.

ewige Angst vor dem Tode sein! Allah kherim, Du hast es gewollt, Du bist der Herr!"

„Und weil ich's so gewollt, bei meinem Leben, so ist es gut. Muß ich verderben, ist's besser, ich vergehe vor Feindes Hand, als im Lande meiner Väter, gehetzt, vernichtet von Der, die mich zum Elend geboren, die ihre Kinder mordet gleich der Hyäne! Ich fordre von Deiner Treue, daß Du thust, was ich Dir sage. — Laß den Saal herrichten. Drei Zimmer sollen bereit sein nebst Speise und Trank für meine Gäste. So wenig es ist, biete es Ihnen. — Meine Diener alle sollen mich festlich, doch ohne Waffen, im Divan erwarten, und wenn mein Sohn sammt den Fremden naht, öffnet die Thore, zieht unsre Leute in den inneren Hof zurück und laßt den Schutz der Feste unsren — Freunden!"

„Herr Dein Wille ist Gesetz. Möge Allah uns behüten, und wenn er zürnt, möge ich ein Opfer sein!"

Duban beugte das Knie und eilte hinab. Der Fürst mit den Seinen folgte, um sich auf die neue Schicksalswendung vorzubereiten. — — —

III.

Eine Stunde später waren die Befehle des Herrschers erfüllt. — Der Saal, wo Dschem Rath und Audienz hielt, ein kahler, weißgetünchter, großer Raum im mittleren Geschoß der Burg, nothdürftig mit einigen Koransprüchen geziert, war nun mit Fackeln und einem Naphthabecken erleuchtet. Ringsum auf den Kissen in trüber, schweigender Versammlung saßen jetzt die Reste eines einst glänzenden Hofstaates, die wenigen Treuen, welche Vaterland, Familie und alle Lebensfreuden vergessen, um ihrem Gebieter in's Elend zu folgen. Da war Ferad-Thagi, Chan, Dschems Vesir, eine große ritterliche, für einen Orientalen fast ungewöhnliche Gestalt, bei ihm Schech Schameh, der Mufti oder Priester. Ferner Alfali, der Arzt und Sterndeuter, und Ali-Beg, der Kämmerling des Fürsten. Hamed-Danesch aber, ein kleiner, verwachsener, wildblickender, grauköpfiger Kerl, Dschems Märchenerzähler, hockte wie ein Uhu allein in einem Winkel. Er führte den Beinamen Medschnun*) (der Verrückte) und schien ein Mittelding von fanatischem Derwisch und tollem Gaukler. Endlich war noch ein junger, fast chevaleresker Mann, ein orientalischer Stutzer gewissermaßen, Mamoun-Scharkan, Prinz Amurad's Freund und Gespiele. In der bänglich düstren Haltung Aller lag nicht allein das Vorgefühl eines schlimmen Geschicks, sondern auch das Bewußtsein, es habe sich bereits unabänderlich erfüllt. So war es in der That. — Amurad, Suleiman und ihre verdächtigen Begleiter waren eben angelangt, Duban-Chan hatte Graf Mortemar den Platz übergeben, seine Leute besetzten Thore und Mauern, und Prinz Amurad, nachdem er seine Aeltern umarmt, hatte sich mit dem Komthur, den Rittern Ruigz und Malaspina in die für sie bereiteten Zimmer zurückgezogen. War man nun gefangen? Hatten die Christen einen Einfall gemacht, oder wer? — Alles war mit solcher Heimlichkeit umgeben, so räthselhaft, daß der volle Schreck dieser nächtlichen Ueberraschung noch auf Jedermanns Antlitz lag.

Der schrille Klang der Tamtams weckte die Höflinge aus ihrem Brüten. Sie erhoben sich. Fürst Dschem, bleich, aber mit stolz-energischer Haltung, funkelndem Blicke, im vollem Glanze kriegerischen Herrscherschmucks trat unter sie, ihm folgten Zoë, Laila, Chansade und Abdallah. Sakirsad, die alte Amme der fürstlichen Kinder und Hüterin des Anderooms*) machte den Schluß. Alle Frauen waren tief in das Borgo gehüllt. Neben Dschem schritt der zurückgekehrte Suleiman.

Die Versammlung warf sich auf die Knie. —

„Kinder des Propheten, treue Knechte meines Throns und Hauses, alte Genossen meiner Schmach und Leiden, hört, — zum letzten Mal vielleicht, — die Stimme Eures Herrn. Wenn Ihr je Dschem, der sich nun Ramad nennen muß, geliebt, so beschwöre ich Euch beim höchsten Gotte, beim Propheten und dem Buche des Himmels, daß Ihr folget willig meinem Gebote. Im siebenfach geheizten Ofen der Qual möge liegen, wer heute mir ungehorsam ist! — Ihr wißt, daß mein Vater Mahmud, — Allah kherim! — mich für den Thron der Gläubigen bei Lebzeit feierlich im offenen Divan bestimmte, ihr wißt, daß er jäh durch heimlichen Mord im Bade sein Leben ließ in der Blüthe der Kraft, und Manur-Olnissa, meine Mutter, nachdem sie den Gatten getödtet, mich vom Throne stieß, um Bajesi darauf zu setzen, und wir geschlagen, gehetzt verlassen, verzweifelt getrieben worden bis hierher. Es giebt keine Hülfe, keinen Schutz, kein Recht mehr im Lande unserer Väter, denn unser eigen Blut ist zum räuberischen Schakal geworden! — So hab' ich denn mein Heil auf den Feind gesetzt, auf die mächtige Bruderschaft der Streiter Johannes zu Rhodos, habe meinen Sohn Amurad und Suleiman-Bei zu ihnen gesendet um Hülfe und Schutz. Sie sind zurückgekehrt und die Gesandten des Ordens mit ihnen. Ich werde mein Schicksal in ihre Hand legen. Wer mir treu bleiben, mit Dschem in die Weite ziehn will, wohin es sei, der fasse nach der Sitte der Väter meinen Mantel. Gott ist Gott, er erlöse uns von Trübsal!!" —

Todtenstille lagerte ringsum. Zoë und die Kinder schmiegten sich an Dschems Seite; er bedeckte sie mit dem weiten Herrschermantel.

Da erhob sich Thagi-Chan, trat zu dem Fürsten und ergriff den Zipfel seines Kleides. „Ich habe um Dich Weib und Kind verloren, gingest Du zu Eblis und stände Azrael, der Todesengel mit der Sichel neben Dir, Dschem, Mahmuds Sohn, ich bleibe bei Dir!"

*) Auch Madjnun im Syrischen.

*) Das Frauengemach, der Harem.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 30. **Berlin, den 23. Juli 1862.** **Nr. 30.**

Carl von Derschau, Friedensrichter und Consistorial-Beisitzer zu Mitau in Kurland. Ehrenritter seit 1859. † zu Mitau 2. März 1862.

Rede,

bei der Feier des Ritterschlags der Balley Brandenburg des Ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem in der Ordens-Kirche zu Sonnenburg am 24. Juni 1862 gehalten durch den Superintendenten und Oberpfarrer Heydenreich.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Unser Herr, Jesus Christus, spricht — Marc. 8, 34 —:

„Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach."

Wie Er nun selbst die lebendige Wahrheit ist, wie die ganze Fülle der Gottheit in Ihm leibhaftig wohnet, so hat sich diese Fülle auch in Sein Wort ergossen, daß man es nicht erschöpfen mag. Es ist das ewige Wort, das durch alle Zeiten tönet, Jeden anredet, Jeden meint.

Das gilt auch von dem so eben genannten Worte, so daß wir uns nicht scheuen dürfen, es jetzt, nach dieser ernsten, feierlichen Weihe verlauten zu lassen, ja, es auf dieselbe anzuwenden.

Des Kreuzes Bild und Zeichen, das wir hier einer Reihe Auserwählter neu angeleget sehen, es kann, es will, ja, es soll die Erinnerung an des großen Meisters Wort in uns erwecken: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.

In seiner nächsten Beziehung galt dieses Wort freilich den Jüngern des Herrn und dem Geschlechte jener ersten Zeit. Das heilige Martyrium ist's, das ihnen unter dem Bilde und Zeichen des Kreuzes angemuthet wird.

Der Jünger ist nicht über seinem Meister. Wie Christus im Geiste schon sein eigenes Kreuz auf Golgatha errichtet, wie Er sich selbst, mit diesem Kreuze beladen, schon auf dem Wege dorthin begriffen sieht, so legt Er es den Seinen auch im voraus schon auf. Wer mit Ihm leben will, muß bereit sein, mit Ihm zu sterben, wer mit Ihm herrschen will, muß gewillt sein, mit Ihm zu leiden.

Und sie haben Sein Wort gelten lassen, sie haben es an- und aufgenommen. Eine himmlische Heerschaar von Kreuzträgern hat sich gebildet. In den Propheten des alten Bundes haben sie ihre Vorläufer gehabt, in Johanni, dem Täufer, reichen sie ihnen über die Schwelle des Neuen Bundes die Hand, und während sie nun vereint um den Thron des ewigen Königes stehen, ist hinter ihnen her aus Strömen Märtyrer-Bluts, aus heiligen Todeswunden das Geheimniß eines neuen Lebens, einer neuen Freiheit, einer Herrlichkeit geoffenbaret, in welches einzuschauen die Engel gelüstet.

Ja, mit dem Kreuze kam der Sieg, und mit dem Siege kam eine andere Zeit.

Die Verheißung, die der Meister den Seinen gegeben hatte, ist erfüllt: Wahrlich, wahrlich Ich sage euch, wer an Mich glaubt, der wird die Werke auch thuen, die Ich thue, und wird größere denn diese thuen, denn Ich gehe zum Vater. Das will sagen: Wenn Ich wieder zu Meiner Herrlichkeit werde eingegangen sein, dann will Ich's in euch thuen, Ich will es durch euch ausrichten, nachdem Ihr euch selbst völlig aufgegeben, ganz an Mich hingegeben haben werdet.

Das Kreuz, bis hierher das Zeichen der tiefsten Niederlage, der größten Schmach, ist das Zeichen des höchsten Sieges, das Zeichen himmlischer Glorie geworden. Gnade, Erlösung, Freiheit, Leben, Seligkeit strahlen von demselben aus. Zuerst aus schlechtem Holz gehauen, ist jetzt kaum ein Stoff edel genug, daß es aus demselben abgebildet werde.

Wo bleibt aber Christi Wort: Wer Mir will nachfolgen, der nehme sein Kreuz auf sich —? Hat es auf die Erben des Sieges keine Anwendung mehr? Hat es für sie seine Bedeutung verloren? Ist man am Ziele? Die christliche Frömmigkeit, in ihrer vollsten Inbrunst, soll sie darauf verzichten, für ihren Herrn das Kreuz zu tragen und Ihm also nachzufolgen?

Das vermag sie nicht. In der Fülle Seines Wortes muß auch für sie noch ein Sinn enthalten sein. Wird ihr das Kreuz nicht mehr angemuthet, so schafft sie sich's selbst; kommt es nicht zu ihr, so sucht sie es auf.

O, wer wäre jetzt noch roh genug in seinem Herzen und verschattet in seinem Blicke, um solche Zeugnisse nicht zu wägen und zu erkennen, wie sie gewogen und erkannt

sein wollen? Wer wäre nicht fähig, mit einer Herzinnigkeit, die zwischen Liebe, Achtung und Wehmuth sich theilet, auf jene lieben, muthwilligen Kreuzträger zurückzuschauen, und, abſehend davon, wie auch von dieſen Zeugniſſen chriſtlicher Frömmigkeit der geiſtliche Hochmuth ſeinen Raub genommen, jenen nachzufühlen alle die Entbehrungen, die Leiden und Qualen, aus denen ſie freiwillig das Kreuz ſich geſchaffen und auferlegt?

Wer möchte behaupten, daß ſolches Kreuztragen ganz eitel, ganz vergeblich geweſen ſei?

Aber dem thatenkräftigen Manne genügte das nicht. Nicht auf ſich ſelbſt zurückgezogen, nicht von ſich ſelber leidend, ſondern Thaten vollbringend für den himmliſchen König und ſtreitend für Sein Reich wollte er das Kreuz auf ſich nehmen und Ihm nachfolgen. Und als nur erſt das Ziel gegeben war in dem Lande und in der Stadt, welche der Heiland der Welt durch ſeinen irdiſchen Aufenthalt, durch ſein Leiden und Sterben und Auferſtehen, durch ſeine Verklärung geheiliget hatte, da war auch bald der Weg dorthin gefunden, und gleich beim erſten Schritte, ſich ſelbſt bekennend und verpflichtend, zeichneten ſie ſich des Kreuzes Bild auf die Schulter, das ſie in der Wahrheit und Wirklichkeit, bei Gut und Blut und Leben auf ſich zu nehmen entſchloſſen waren.

Wer aber wäre jetzt noch kurzſichtig genug, um zu behaupten, daß gegen das ausdrückliche Wort der Schrift, die Waffen ihrer Ritterſchaft nur fleiſchlich geweſen ſeien? — Bei ſolcher Glaubens-Gluth, bei ſolcher Heilands-Liebe, bei ſolcher Opferwilligkeit und Welt-Verachtung?

Das aber fühlen wir wohl: erfüllt, erfüllt haben ſie des Herrn Wort nicht. So aufrichtig ſie es auch gewollt haben, aber gelingen konnte es ihnen in dieſer Weiſe nicht. Und warum? Warum? Etwa darum, weil der Herr ſchon an der Phariſäer-Zunft die Warnung vor ſelbſterwähleter Gerechtigkeit gegeben hatte? Etwa darum, weil Er ſeinem Felſen-Jünger das eiſerne Schwert gewehret hatte?

Nein, ſondern weil dieſen in der Oeffentlichkeit, wie jenen in der Verborgenheit ringenden Kämpfern Eins mangelte, Eins, nämlich die Feindſchaft der Welt und ihr Gift.

Gewiß, der Inhalt des göttlichen Wortes iſt nicht erfüllt, wo dieſes noch fehlt. Kein Kreuz ohne die Feindſchaft der Welt und ihre Schmach.

O, ſie ſollte bald genug kommen, die Zeit, welche das Kreuz des Herrn wieder zu dieſer vollen Bedeutung brachte. Nicht in weiter Ferne ſollten ſie es ſuchen, nicht nach eigener Erfindung ſollten ſie es haben; mitten im Schooße der geiſtlichen Welt, der chriſtlichen Kirche ſollte es ihnen aufgelegt werden. Dieſes neue Marthyrium, wie ähnlich und doch wie verſchieden im Vergleiche mit dem jener apoſtoliſchen Helden! Und wenn dieſem neuen Kreuze auch ein neuer Stachel beigegeben war, ſo beſtand dieſer nicht nur darin, daß das Kreuz Chriſten durch Chriſten bereitet wurde, ſondern auch darin, daß dieſe neuen Kreuzträger nicht ſo rein in ihrem Herzen waren wie ihre apoſtoliſchen Vorgänger und Vorbilder.

Dies erkennend, die eigne Hand auf's eigne Herz gelegt, treten wir nun heran an unſere Zeit, treten wir an dieſen unſern Tag heran. Welch eine Wandelung! Es giebt keine Glaubens-Gerichte mehr, keine Scheiterhaufen, keine Blutzeugen! — Und doch — das iſt die Zeit, das iſt ſie, welche dem Kreuze des Herrn eine Bedeutung gegeben, die ſie vorher in dieſem Maaße nicht gehabt.

Wer Mir will nachfolgen, der verleugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich und folge Mir nach.

Hat Chriſtus nicht dieſe Zeit gemeint, indem Er die Worte hinzufügte: Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an ſeiner Seele —? Hat Er dieſe Zeit nicht gemeint, als Er noch die Worte folgen ließ: Wer ſich Mein und Meiner Worte ſchämt, deß wird ſich auch des Menſchen Sohn ſchämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit des Vaters und mit den heiligen Engeln —?

Auf der Selbſtvergötterung und auf der Weltvergötterung lagert ſich die Chriſtus-Feindſchaft dieſer Zeit. Die Waffen ihrer Ritterſchaft ſind fleiſchlich, nicht nur weil ſie in Menſchenwitz beſtehen, ſondern in Lüge, Verleumdung, Hohn und Spott. Weil nun ein Diener Chriſti mit ſolchen Waffen nicht fechten kann, ſo bleibt ihm in ſolcher Beziehung nichts übrig, als zu — leiden — d. h. das Kreuz.

Denn vor der Chriſtus-Feindſchaft dieſer Zeit magſt du Alles glauben, nur nicht an Chriſtum, den Sohn des lebendigen Gottes, magſt du Alles lieben, nur nicht Ihn, durch welchen die Liebe Gottes ausgegoſſen iſt in unſere Herzen, magſt du Alles hoffen, nur nicht die Herrlichkeit des ewigen Lebens und die Kräfte der zukünftigen Welt. Um aber dieſe Feindſchaft zu erfahren, dazu reicht ſchon hin, daß ein Diener Chriſti ſeinen Herrn bekenne. Bekennen aber will er, und ſein Heiland und Herr will bekennet ſein.

Nun, dieſer Tag der Feier, dieſes Werk der Feier, das ſo eben vollbracht iſt, iſt es etwas Anderes, als ein Bekenntniß, ein Bekenntniß zu Ihm?

Und wenn nun auf dieſen Tag und auf dieſes Werk Sein Wort angewendet werden ſoll: Wer Mir will nachfolgen, der verleugne ſich ſelbſt und nehme ſein Kreuz auf ſich und folge Mir nach, — wird es befremden?

Dieſe Frage geht nicht an die Welt, ſie geht an Euch, Ihr Ritter und Herren vom Kreuze.

O, wenn der erſte Ritter vom Kreuze, wenn der Jünger mit der Schwert-Natur, wenn St. Petrus jetzt unter uns ſtände und dieſes Werk der Weihe geſchauet hätte, was würde er ſagen? Ich meine, er würde ſagen:

„Entweder gültig, gültig bei ſolchem Bekenntniſſe, bei dieſem Kreuz-Bekenntniſſe, bei dieſem Bekenntniſſe zu Ihm, der um unſerer Sünde willen dahin gegeben und um unſerer Gerechtigkeit willen auferwecket iſt, oder — ungültig!"

O ſie iſt ja ein Bekenntniß, dieſe feierliche That! Darum iſt ſie nicht blos eine äußerliche Ceremonie, ſondern gültig und geweihet vor Gott. Sie iſt ein Bekenntniß, und dieſes Kreuzes-Zeichen, das uns vor die Augen gegeben iſt, es iſt ein Bekenntniß! Eben als Zeichen und Bild redet es lauter und ſagt es mehr, denn viele Worte. Es iſt ein Bekenntniß um ſo mehr, weil neben dem Zei-

chen und Bilde und neben dem Worte die That hergeht, die christliche, die Glaubens-That.

Ich weise hin auf die Reihe von Zufluchtsstätten, die Ihr aufgerichtet habt für die Kranken und Elenden, und zwar — — das ist der Unterschied, darin besteht das Bekenntniß — nicht für die leibliche Krankheit nur, sondern für die geistige Noth und das geistige Bedürfniß; die Ihr aufgerichtet habt, nicht in Eurem, sondern in Christi Namen. Ja, die alte Spur wieder aufnehmend, aber nicht mit dem eisernen Schwerte, sondern mit dem Oelzweige in der Hand, habt Ihr die Küste des Morgenlandes sogar betreten, habt Ihr dort auf einer Erde, die durch Eure eigne Geschichte geweihet ist, ein Barmherzigkeits-Stift aufgerichtet für die Elenden, welche der Völker Glaubens-Haß zum Opfer ersehen hatte. Dort, dort, auf längst verlorenem Boden, lasset Ihr wieder durch solches Werk, unter Eurem Zeichen und Bilde, evangelisches Bekenntniß laut werden, daß es auch zu den Völkern des Ostens dringt.

Durch solche Glaubenswerke ist in lieblicher Weise das Gleichniß des Herrn im Evangelio des nächsten Sonntages zu einer zweifachen Anwendung gebracht, wo die Armen, die Krüppel, die Lahmen und Blinden zum großen Abendmahle geführet werden, während die Kinder der Welt es verachten, bei demselben zum erscheinen.

Es bedarf der Hinweisung nicht, wie Noth sie thue, eine solche Zeugnißgabe in dieser Zeit, und welche Kraft ihr beiwohne, ausgehend nicht von einem Einzelnen, sondern von einer solchen Kreuz-Verbrüderung.

Und die Stadt, die auf einem Berge liegt, sie kann ja auch nicht verborgen bleiben! sie muß ja offenbar werden, muß — wenn nicht zur Ehre des Herrn, dann — zu ihrem eigenen Gericht. Jerusalem lehrt's!

Wenn aber auch die Verpflichtung zu solchem Bekenntnisse willig anerkannt wird —: wie steht's mit dem Kreuze, das es zum Lohne haben soll?

O, Ihr habt Euch ja im Zeichen und Bilde dieses Kreuz zum Lohne schon vorweg genommen! So haltet, was Ihr habt!

Wenn aber ein Gefühl wie Beschämung im Herzen sich regen möchte — ich bitte Euch bei Christi Namen, drängt es nicht zurück! Verstehet, belehret das eigene Herz! Die Demuth ist's ja und sie soll es sein! Lasset diese Demuth in Euch zu ihrem Rechte kommen!

Denn, wenn Ihr bei dem Zeichen des achtstrahligen Kreuzes das Wort der ersten Seligpreisung gelten lasset: möchtet Ihr die letzte Seligpreisung ablehnen, die mit den Worten endet: Selig seid Ihr, wenn Euch die Menschen um Meinetwillen schmähen und reden allerlei Uebels wider Euch, so sie daran lügen —?

Möchtet Ihr sie ablehnen, wenn jetzt das Bild des theuren hochseligen Königs vor Eure Seele tritt, dieses königlichen Dulders und Kreuzträgers, der in Christi Namen Eure Brüderschaft zu neuem Leben geweckt hat, der sie mit seiner Königs-Liebe genähret und gepfleget, der sie priesterlich in seinem Gebete dem Könige aller Könige geweihet hat? Möchtet Ihr sie ablehnen, wenn Ihr an den geliebten, treuen Erben seiner Krone und — seines Kreuzes gedenkt, der über Eurer Kreuz-Verbrüderung keine anderen Gedanken hat, als der theure, verklärte Königs-Bruder? —

Ja, sie muß ja wohl zu ihrem Rechte kommen, diese Demuth, wenn ihr Eure Ritterschaft und Euer Kreuz mit dem jener apostolischen Glaubens-Zeugen vergleichet. Aber irret Euch auch nicht. Vergesset nicht, daß Eurem Kampfe hinwiederum ein Schwer-Gewicht zugelegt ist, darin nicht nur, daß der Feind mitten im Lande ist, daß er, wenn auch mit fleischlichen, doch mit unsichtbaren Waffen ficht, sondern auch darin, daß der Kampf überhaupt leichter scheint, als er ist.

Lasset Euch nicht versuchen! Lasset Euch nicht ärgern, nicht erbittern. Lasset Euch nicht versuchen, den Feind, der vorweg schon gerichtet, schon geschlagen ist, zu verachten. Kein Feind ist zu verachten, am wenigsten der Christus-Feind.

Nur mitleidenswerth ist er.

Mitleiden aber, ist es nicht auch ein Leiden? Ist es nicht ein freiwillig aufgenommenes Kreuz? Ist es nicht viel schwerer, solches Kreuz zu ergreifen, als das ergriffene zu tragen?

Sehet an die lange Reihe der Kranken- und Siechenhäuser, die Ihr aufgerichtet. Redet in ihnen nicht jeder Stein von Eurem Mitleiden? Wenn Ihr aber dieses Mitleiden den Kranken und Beladenen gewähret, weil sie es suchen: — wollt Ihr es dem trotzigen Feinde versagen, weil er es verschmähet? Wolltet Ihr es Christo, Eurem Herrn, versagen?

Als dieser im Angesichte Jerusalems weinete, das Ihn verworfen hatte, da trug Er schon das Kreuz; als sein Jünger an die Gemeinde zu Philippi schrieb: „Viele wandeln, von denen ich mit Weinen sage, als die Feinde des Kreuzes Christi" — da empfand er schon das Kreuz; und als der theure hochselige König das Wort redete: „Die Wege der Könige sind thränenwerth und thränenreich, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen," — da meinte er das Kreuz, das auch auf sein Königs-Herz gelegt werden sollte.

Doch, je größer die Opferwilligkeit, um so größer die Macht; je größer die Selbstverleugnung, um so größer die Siegesgewißheit!

Wahrlich, wahrlich, der Herr, unser Gott, wird solches offenbar werden lassen auch über diesem untergegangenen Königs-Sterne!

Ihr aber sollt dazu dienen und helfen.

Wohlan denn! Bei Eurer Kreuz-Verbrüderung habt Ihr in Christi Namen eine Mission übernommen an diese und die kommenden Zeiten! So erfüllet sie denn!

Dazu helfe Gott, der barmherzige Herr; Amen!

Die Stiftung des Hosenbandordens.

(Von B. von Lepel.)

(Fortsetzung.)

Die Meinung, daß das Motto eine Zurückweisung des Tadels gegen den König in Beziehung auf seinen Krieg gegen das Haus Valois um die Krone Frankreichs und gegen diejenigen habe sein solle, welche er zur Ausführung seines Unternehmens gewählt hatte, wird durch die Zeit der Einsetzung und zum Theil durch die erste Wahl seiner Mitglieder widerlegt. Erklärbar wäre

es in jenem Sinne, wenn der Orden mit dem Motto vor dem Beginne des Krieges entstanden wäre. Unhaltbar aber ist diese Annahme, wenn es, wie gezeigt worden, gewiß ist, daß der Orden erst zwei Jahre nach dem ersten so glorreichen Feldzuge entstanden ist. Der Sieg hatte hier für das Recht des Königs bereits entschieden; es wäre seiner nicht würdig gewesen, wenn er dieses so besiegelte Recht nun noch in solcher Art hätte schützen wollen. Sodann aber zeigt auch die Wahl jener ersten Mitglieder des Ordens wiederum, daß er ja nicht vorzugsweise die Organe des Königs bei seiner großen Unternehmung, und zwar jetzt nur als Belohnung für ihre Thaten, schmücken sollte.

Wahrscheinlicher, ja innerlich begründeter, als Alles dies, ist vielmehr die Erzählung, welche den Ursprung der Dekoration und des Motto in ein Ereigniß setzt, welches in Aufsehen erregender Weise den Ruf einer Dame bei Hofe berührt hatte, und somit die ritterliche Galanterie des Königs und seiner Umgebung zu einer Manifestation herausforderte. Dies war jener Zeit vollkommen gemäß. Die Damen waren Theilnehmerinnen an jenen Festen, die Ritter trugen ihre Farben, und, wie die Garderobenregister zeigen, auch umgekehrt die Damen die Farben der Ritter. Die Embleme für die ritterlichen Genossenschaften wurden sehr willkürlich, nach den Ereignissen des Tages und des Hoflebens, oft ausdrücklich mit dem bestimmten Charakter der Galanterie gegen die Damen gewählt. Der König liebte aber das schöne Geschlecht besonders; mehrfache Zeugnisse liegen dafür aus seinem Leben vor. Es fragt sich also, welche geschichtliche Begründung die Sage von dem Strumpfband der Dame des Hofes hat, welches der König gefunden haben soll?

Zuerst ist auf Froissart zurückzugehen. Seine Glaubwürdigkeit als Chronist jener Zeit ist zwar vielfach gepriesen und vielfach angegriffen worden; er ist aber für Viele, die nach ihm und bis in die neueste Zeit aus ihm geschöpft haben, eine reiche Quelle für die Beglaubigung geschichtlicher Ereignisse und romantischer Abenteuer gewesen. Froissart ist zu Valenciennes geboren; 1335 ist das wahrscheinliche. Er war also bald nach den großen Ereignissen jener Zeit, theils durch den Besuch der Länder und Orte, wo sie stattgefunden hatten, theils durch seinen persönlichen Verkehr mit Zeitgenossen, ja, wie bezeugt ist, mit den bedeutendsten Theilnehmern derselben, oder auch während dieser Ereignisse selbst durch eigne Wahrnehmung befähigt, aus mehr oder minder unmittelbarer Quelle zu berichten. Er war, wie gesagt, in Valenciennes geboren, und die Gemahlin Eduards III., die Königin Philippa, war eine Prinzessin von Hennegau, also seines Heimathlandes. Der Anfang seiner Chronik rührt von Jean le Bel her, einem Kanoniker des Stifts St. Lambert zu Brüssel, der bereits 1326 den Grafen Johann von Hennegau nach England begleitet hatte. Froissart vermehrte und berichtigte diesen Anfang der Chronik und setzte sie dann als eignes Werk fort. Er hielt sich lange in England auf; dorthin soll er bereits vor 1350 gekommen sein, dort in steter Verbindung mit dem Hofe und mit den bedeutendsten Hof- und Staatsmännern gestanden, also ihr und der Königlichen Personen Leben und die Ereignisse des Tages aus unmittelbarer Anschauung oder durch die Berichte der Augenzeugen kennen gelernt haben. Er überreichte den ersten Theil seines Werkes der Königin Philippa selbst. In der Vorrede berichtet er dies, die Gnade der Königin für ihn und seinen Verkehr mit den bedeutendsten Männern. Gewiß also liegt in dieser Stellung und in diesem Verhältnisse Froissarts eine nicht abzuleugnende Beglaubigung für das, was er erzählt. Mag es daher auch erwiesen sein, daß er mehrfache Irrthümer begangen, daß er Daten falsch anführt, Ereignisse und Personen verwechselt u. s. w., so bleibt er doch immer einer der gewichtigsten Zeugen für das Nähere der Ereignisse, die entweder sonst geschichtlich feststehen, oder für solche Details, welche eben nur in dem Munde der Zeitgenossen leben und zur Charakteristik der Zeit und der Personen werthvolle Beiträge liefern.

Geschichtlich beglaubigt ist nun die Thatsache, daß, als im Jahre 1342 ein großes schottisches Heer unter König David verheerend in England eingedrungen war, und viele feste Plätze, zuletzt Durham mit Sturm erobert und verwüstet hatte, dasselbe auch die am Tweed an der äußersten Grenze von Northumberland in der Nähe von Norham und Berwick gelegene Veste Werk, welche dem Grafen von Salisbury verliehen worden war, angriff. Der Bruder des in Frankreich in der Gefangenschaft befindlichen William Montagu, Grafen von Salisbury, Eduard Montagu, war mit der Gemahlin jenes William in der Veste, die von ihnen vertheidigt ward. Die Gräfin bewies männlichen Muth bei der Vertheidigung und entflammte ihre Krieger dadurch; sie vertheilte ihre Geschmeide unter diese und verhieß ihnen die Hülfe des Königs Eduard. Eduard Montagu ging daher Nachts durch das feindliche Lager und suchte die Hülfe des Königs, der damals mit seinem Heere in Norfolk stand. Auf die Kunde seines Anzugs hoben nun die Schotten die Belagerung auf.

(Schluß folgt.)

Eine Pfingstreise in Teltow.

(Von Th. Fontane.)

I. Königs-Wusterhausen.

Es reist sich schön an einem Pfingstsonnabend in die Welt hinein, es sei wohin es sei. Die Natur, die Dinge, die Menschen, alles lacht; die Sonne geht in Strahlen unter, die Rapsfelder blühen, und selbst die Windmühlenflügel schwenken Maienbüsche durch die Luft.

Ricksdorf rüstete sich zum Fest. Die Mägde aufgeschürzt und kurzärmlig, standen auf den Höfen und wuschen und scheuerten; die kupfernen Kessel blinkten wie Gold, und einige Kinder, die eben aus dem Tümpelbade kamen, liefen nackt über die Straße und wirbelten den Staub auf. Der Tümpel blieb ja noch und erlaubte ein zweites Bad.

In Rudow schnitten die Jungen Kalmus; über Waltersdorf spannten die Linden ihren Schirm, während sich der Kirchhof in Hollunderbüschen versteckte; Kiekebusch aber (so ändern sich die Zeiten) lugte nicht mehr aus Busch und Haide, sondern aus hohen Roggenfeldern hervor.

Nun Haiderevier, dann wieder freies Feld, bis plötzlich die Höhe, auf der wir bis dahin fuhren, steil abfällt und eine Niederung, zunächst ein Kesselthal vor uns liegt, in das wir hinunterrollen. Die Postillone blasen (wir haben drei Vorchaisen), die ersten Häuser schimmern hinter Bäumen hervor, die Leute vor den Thüren richten sich auf und grüßen, und

die Jungen werfen ihre Mützen und ſchreien Hurrah. Es iſt ein Lärm, der einer Reſidenz zur Ehre gereichen würde, und doch iſt es nur Wuſterhauſen, freilich — zu Pfingſten.

Wir halten vor der Poſt; drüben iſt ein Gaſthof mit Staubrouleaux, Waſchtoiletten und Klingelzügen, alles großſtädtiſch, und während mir zwei Lichter auf den Tiſch geſetzt werden, richt' ich unwillkürlich die Frage an mich: iſt dies daſſelbe Wuſterhauſen, von dem wir jene klaſſiſche, aber freilich wenig ſchmeichelhafte Beſchreibung haben, die eine Seite in den Memoiren der Markgräfin von Baireuth, der Lieblingsſchweſter Friedrichs des Großen, füllt? Laß doch ſehen, was ſie ſchreibt.

Ich war wohlweislich nicht ohne dies Buch aufgebrochen, (das, wenn man ſo will, der »älteſte Fremdenführer von Wuſterhauſen« iſt), und las wie folgt:

»Mit unſäglicher Mühe hatte der König an dieſem Orte einen Hügel aufführen laſſen, der die Ausſicht ſo gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher ſah, als bis man herabgeſtiegen war. Dieſes ſogenannte Palais beſtand aus einem ſehr kleinen Hauptgebäude, deſſen Schönheit durch einen alten Thurm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. (In der erſten Ausgabe heißt es von dieſem alten Thurm: »er war ein ehemaliger Diebeswinkel, von einer Bande Räuber erbaut, denen dies Schloß früher gehört hatte.«) Das Gebäude war von einem Erdwall und einem Graben umgeben, deſſen ſchwarzes und fauliges Waſſer dem Styxe glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe (in Front des Schloſſes), mit dem Garten (zur Seite deſſelben) und mit einer gegenüberliegenden Mühle. Der nach vornhin gelegene Hof, war durch zwei Flügel flankirt, in denen die Herren von des Königs Gefolge wohnten. Am Eingang in den Schloßhof hielten zwei Bären Wacht (beiläufig geſagt, ſehr böſe Thiere), die auf ihren Hintertatzen umherſpazierten, weil man ihnen die vorderen abgeſchnitten hatte. Mitten im Hof befand ſich ein kleiner Born, aus dem man mit vieler Kunſt einen Springbrunnen gemacht hatte. Er war mit einem eiſernen Geländer umgeben, einige Stufen führten hinauf, und dies war der Platz, den ſich der König Abends zum Tabackrauchen auszuwählen pflegte. Meine Schweſter (Charlotte; ſpäter Herzogin von Braunſchweig) und ich hatten für uns und unſer ganzes Gefolge nur zwei Zimmer, oder vielmehr zwei Dachſtübchen. Wie auch das Wetter ſein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeſchlagen war. Bei ſtarkem Regen ſaßen wir bis an die Waden im Waſſer, da der Platz vertieft war. Wir waren immer 24 Perſonen zu Tiſch, von denen drei Viertel jederzeit faſteten; denn es wurden nie mehr als ſechs Schüſſeln aufgetragen und dieſe waren ſo ſchmal zugeſchnitten, daß ein nur halbwegs hungriger Menſch, ſie mit vieler Bequemlichkeit allein aufzehren konnte.*) .... In Berlin hatte ich das Fegfeuer, in Wuſterhauſen aber die Hölle zu erdulden.«

So die Markgräfin, die frühere Prinzeſſin Wilhelmine.

Ich ſchlug das Buch zu und trat an das offene Fenſter, durch das der heitere Lärm ſchwatzender Menſchen zu mir herauf drang. Das Zimmer lag im erſten Stock und die Kronen der abgeſtutzten Lindenbäume ragten bis zur Fenſterbrüſtung auf, ſo daß ich meinen Kopf in ihrem Blattwerk verſtecken konnte. An der andern Seite der Straße (etwas zurückgelegen) zog ſich der eine Cavalierflügel des Schloſſes hin. Die ganze mir zugekehrte Front ſteckte in weißen und rothen Roſen, die Oberfenſter waren geöffnet und Licht und Muſik drangen zu mir herüber. Hinter dem Flügel, in ſchräger Richtung nach rechts hin, ſtanden hohe Baumgruppen, und zwiſchen dem Laubwerk wurde das Schindel- oder Schieferdach des alten Schloßthurms ſichtbar, »des Diebeswinkels, von einer Räuberbande erbaut.« War es wirklich ſo arg mit ihm? Er ſtand da, mondbeſchienen, mit der friedlichſten Miene von der Welt, ſeine Spitze (eine Art Flaggenſtock) ſo krumm wie ein Elephantenzahn und das Ganze eher an Idyll und goldene Zeit, als an Erzfeuer und Hölle mahnend.

Es war noch nicht ſpät und der Weg nicht zwei Minuten weit; ſo beſchloß ich noch einen Abendbeſuch zu machen und die, freilich dämmerumwobene Wirklichkeit des Schloſſes mit der Beſchreibung ſeiner ehemaligen Bewohnerin zu vergleichen. Ich trat in den weiten Schloßhof ein. Da lagen die Flügel rechts und links, vor mir Bänke und Graben, und dahinter, großentheils verſteckt, das Schloß ſelbſt. Die Bären fehlten, der Springbrunnen auch; keine Stufen da, auf der irgend wer ſeine Abendpfeife hätte rauchen können; nur eine weiße Pumpe ſtand mitten in einem Fliederbosquet und nahm ſich beſſer aus, als Pumpen ſonſt wohl pflegen.

Ich näherte mich der Brücke und konnte nun die Fundamente des Schloſſes in wenigſtens dunklen Umriſſen, die Giebel aber, auf die das Mondlicht fiel, in ſcharfen Linien erkennen; was zwiſchen Giebel und Grundmauer lag, war hinter Bäumen verſteckt. Der »Styx« exiſtirte nicht mehr; halb zugeſchüttet war aus dem Graben ein breiter Streifen Wieſenland geworden; die blühenden Kräuter würzten die Luft, und im Rücken des Schloſſes (die Notte fließt dicht daran vorüber) hört' ich, wie ein Waſſer ſtill, breit, melodiſch über ein Wehr fiel.

Ich kehrte um und ſetzte mich unter die Linden des Gaſthauſes. Das war keine »Hölle,« die ich geſehen hatte, oder — die Beleuchtung hatte Wunder gethan.

Der Wirth ſetzte ſich zu mir, und angeſichts des Schloſſes, deſſen Thurmdach uns argwöhniſch zu belauſchen ſchien, plauderten wir vom Schloß Wuſterhauſen.

In alten wendiſchen Zeiten ſtand hier ein Dorf Namens »Wuſtrow,« d. h. »umfloſſener Ort.« Die Bezeichnung findet ſich vielfach in der Mark bis dieſen Tag, z. B. das Zieten'ſche Wuſterau. Als die Deutſchen in's Land kamen, gründeten ſie ein Nachbardorf, das noch exiſtirende Deutſch-Wuſtrow, zum Unterſchied von Wendiſch-Wuſtrow, ſchließlich aber wurden beide Worte (durch ein angehängtes »hauſen«) germaniſirt, und Deutſch- und Wendiſch-Wuſterhauſen waren fertig.

Wendiſch-Wuſterhauſen — nur mit dieſem haben wir es zu thun — wurde eine markgräfliche Burg. Sie vertheidigte, wie »Schloß Mittenwalde,« von dem wir im nächſten Kapitel ſprechen werden, den Notte-Uebergang, d. h. ſie war Grenzburg zwiſchen der Mark und der Lauſitz.

Wendiſch-Wuſterhauſen blieb markgräfliche Burg bis gegen 1370. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß der alte Thurm (der »Diebswinkel«) bis in dieſe markgräfliche Zeit zurückdatirt. Etwa 1375 kamen die Schliebens in Beſitz der Burg, eine Familie, die damals in der Umgegend reich begütert war. Sie beſaßen es ein Jahrhundert lang, alſo namentlich auch während der Quitzow-Zeit, ohne daß beſondere Räuberthaten der Burg Wendiſch-Wuſterhauſen bekannt geworden wären. 1475 kauften es die Schenken von Landsberg, die da-

*) Prinzeſſin Wilhelmine (die Markgräfin) erzählt an einer andern Stelle ihrer Memoiren: „ich war all die Zeit über ſo leidend, daß ich verſichern darf, zwei Jahre lang von nichts anderem als Waſſer und trocken Brod gelebt zu haben.“ Es ſcheint faſt, daß ſie die Entſagung, die ihr ihr Krankheitszuſtand auferlegte, der Kärglichkeit der Königlichen Tafel zur Laſt legen will. Es iſt nicht ſehr wahrſcheinlich, daß es ſo knapp in Wuſterhauſen hergegangen ſein ſollte. Der König war ein ſehr ſtarker Eſſer, und alle Perſonen von gutem Appetit haben die Maxime: „leben und leben laſſen.“ Außerdem liegen glaubhafte Berichte vor, aus denen ſich ganz genau erſehen läßt, was an Königs Tiſch geſpeiſt wurde. Es gab: Suppe, geſottes Fleiſch, Schinken, eine Gans, Fiſch, dann Paſtete. Dazu ſehr guten Rheinwein und Ungar. In Wuſterhauſen kamen noch (weil es die Jahreszeit mit ſich brachte), Krammetsvögel, Leipziger Lerchen und Rebhühner hinzu, beſonders auch Früchte zum Deſſert, darunter die ſchönſten Weintrauben. Das klingt ſchon einladender, als die Beſchreibung der Prinzeſſin.

maligen Besitzer der Herrschaft Teupitz, aus deren Händen es (kleiner Mittelglieder zu geschweigen) 1683 in Besitz des Kurprinzen Friedrich, des späteren Königs Friedrich I. kam. Dieser schenkte es 1698 seinem damals 10 Jahre alten Sohne, dem späteren König Friedrich Wilhelm I.

Dieser (Friedrich Wilhelm I.) nahm Wendisch-Wusterhausen von Anfang an in seine besondere Affektion. Er hielt bei dieser Vorliebe aus bis zu seinem Tode. Was der Ort jetzt ist, verdankt er ihm, dem »Soldatenkönig.« Das Dorf wurde zum Flecken; die Straßen und Plätze, die Häuser und Bäume, alles ist sein Werk, und mit Recht hat der Flecken seinen Namen gewechselt und sich aus einem Wendisch-Wusterhausen zu einem Königs-Wusterhausen gemacht.

Königs-Wusterhausen ist vielleicht mehr als ein anderer Ort (nur Potsdam ausgeschlossen) mit der Lebens- und Regierungs-Geschichte König Friedrich Wilhelms I. verwachsen. Hier ließ er als Knabe seine »Kadetten,« und einige Jahre später (von 1705 an, wo er ein Regiment erhalten hatte) seine »Leib-Compagnie« exercieren. Hier übte und stählte er seinen Körper, um sich wehrhaft und mannhaft zu machen, und hier, zur Regierung gelangt, fanden jene Jagdscenen und waidmännischen Festlichkeiten statt, die Wusterhausen damals zum Jagdschloß par excellence erhoben.

Hier auf dem Schloßhof, den jetzt die friedliche Pumpe ziert, war es, wo jedesmal nach abgehaltener Jagd, den Hunden ihr »Jagdrecht« wurde. Dies »Jagdrecht« galt als eine Nachfeier zum eigentlichen Fest. Der zerlegte Hirsch wurde wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich noch der Kopf sammt dem Geweih befinden mußte. So lag der Hirsch auf dem Hof, während hundert und mehr Parforce-Hunde, die durch ein Gatter von ihrer Beute getrennt waren, laut heulten und winselten und nur durch Peitsche und Karbatsche in Ordnung gehalten wurden. Endlich erschien der König, der Jägerbursche zog nun die Haut des Hirsches fort, das Gatter öffnete sich und die Meute fiel über ihr »Jagdrecht« her, während die Piqueurs im Kreise standen und auf ihren Hörnern bliesen.

Wenigstens zwei Monate alljährlich wohnte König Friedrich Wilhelm I. in Wusterhausen. Spätestens am 24. August traf er ein und frühstens am 4. oder 5. November brach er auf. Die ersten 8 Tage gehörten der Rebhuhnjagd (vorzüglich auf der Groß Machenower Feldmark), später dann folgten, freilich zumeist erst im December und Januar, die Jagden auf Roth- und Schwarzwild. Zwei stehende Festlichkeiten im größeren Stil gab es alljährlich während der Wusterhausner Saison: die Jahresfeier der Schlacht bei Malplaquet (am 11. September) und das Hubertusfest am 3. November. Bei Malplaquet war der König, damals noch Kronprinz, zum ersten Mal im Feuer gewesen, das erheischte, wie billig, ein Erinnerungsfest. Das Hubertusfest war zugleich das Abschiedsfest von Wusterhausen.

Bei diesen Festen ging es hoch her, zumal beim Hubertusfest. Nur einmal fiel es aus, am 3. November 1730. Am 28. Oktober, sechs Tage vor dem Hubertustag, hatte das Kriegsgericht in Schloß Cöpenick gesessen, das über Katte und Kronprinz Friedrich Urtheil sprechen sollte.

In Wusterhausen saß derweilen der erzürnte König und wartete auf »Tod«. Das Kriegsgericht sprach »Schuldig«, aber es verweigerte den Ausspruch »Tod«. Da griff der König selbst in den Gang des Prozesses ein, er stieß das Urtheil um, und jene berühmte Cabinetsordre wurde erlassen, die da schließt:

S. K. M. seynd in der Jugend auch die Schule durchgelauffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernet: fiat justitia et pereat mundus. Also wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangenen crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und auffgehänget zu werden, Er dennoch nur, in consideration seiner Familie, mit dem Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es S. K. M. leydt thäte, es wäre aber besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Weldt kähme.«

Diese Cabinetsordre trägt als Ort und Datum: Wusterhausen, d. 1. November 1730.

Hier in Wusterhausen spielten später die Intrigen zwischen Schwester und Schwester, (Prinzessin Wilhelmine und Prinzessin Charlotte) und Tochter und Mutter (Prinzessin Wilhelmine und Königin); hier schwankte noch zuletzt die Wage, ob der Erbprinz von Baireuth oder der Prinz von Wales, wie so sehr gewünscht wurde, die Braut heimführen würde; hier endlich, nachdem die Ungewitter sich verzogen und ruhigeren Tagen Platz gemacht hatten, theilte der früh alternde König, wenn Gicht und Podagra das Jagen verboten, seine Zeit zwischen Rauchen und Malen, zwischen Pfeife und Pinsel. Es war dann in Wusterhausen wie in Schloß Cossenblatt (seinem eigentlichen Atelier), nur mit dem Unterschied, daß Cossenblatt der auserwählte Ort für Podagra und Malerei gewesen zu sein scheint, während in Potsdam und Wusterhausen nur gemalt wurde, wenn die Gicht wie von ungefähr d. h. ohne Anmeldung und unerwartet erschien. Dies ist auch der Grund, weshalb sich in Potsdam und Wusterhausen viel weniger Bilder von der Hand des Königs vorfinden, als im Schloß Cossenblatt. Man könnte vielleicht sagen, daß seine Malerei in Cossenblatt epidemisch, in Potsdam und Wusterhausen nur sporadisch geherrscht habe. Schon hier übrigens sei bemerkt, daß sich im Wusterhausener Schlosse zur Zeit keine Bilder des Königs mehr vorfinden, doch hängen einige auf dem Oberflur des nachbarlichen Posthauses, — Erinnerungsstücke an die Kunst und die Gicht des königlichen Malers.

Bei diesem Geplauder war es spät geworden. Die Stille in den Straßen mahnte zur Ruh. Ein schwaches Wetterleuchten zuckte dann und wann am Himmel und versprach einen schönen Tag; so schlief ich ein.

(Fortsetzung folgt.)

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Ali-Beg, Alfaki, Suleiman, Rustum und Scharfan thaten stumm das Gleiche. Danesch rollte sich mit thierischem Geheul zu den Füßen des Fürsten, dort blieb er sinnlos und winselnd wie ein Hund liegen.

„Ihr folgt mir Alle? Gottes Wille geschehe! Er soll Euch Freude verleihn für allen Jammer, Wonne für alle Schmerzen! — Du aber verläßt mich? Schamech? Grade Du?“ — —

„Ich bin in Kampf und Noth nicht von Dir gewichen, denn Dein war das Recht, die Ehre! Da Du Dich aber den Giaurn, den Mördern unsres Volks verkauft, Dschem, bist Du nicht Mahmuds des Gläubigen und Tapfern Sohn, ein Hund hat Dich gezeugt! Weggewischt ist das Siegel Salomos von Deiner Stirn, verflucht bist Du von Ost bis West vor dem Antlitz der Gerechten, Deine Stätte soll wüste sein auf Erden wie im Himmel!!“ und ein Messer aus dem Aermel ziehend, stürzte Schamech rasend auf den Fürsten.

Ehe er aber den tödtlichen Stoß zu führen vermochte, warf sich Thagi-Chan ihm in den Weg, packte seine Gurgel und riß ihn, obwohl am Arm verwundet, zu Boden. Der zischende Handschar Rustums vollbrachte das Uebrige. —

Ein Schrei, ein Schauer ging durch die Versammlung. Dschem allein blieb ruhig. Nur ein wehmüthig bittres Lächeln zuckte um seine Lippe, er preßte sein Weib an sich. Dann gab er einen Wink, und die Golams entfernten die Leiche nebst dem blutigen Teppich.

„Ich danke Dir, Thagi-Chan, Seele meiner Seele, Schild meines Lebens!" sagte Dschem bewegt. „Wer einen Freund hat, wie Dich, den hat Allah nicht verstoßen von seinem Angesicht! — Hört denn, was man uns bietet von Rhodos und ob es ehrlos ist, den Feind zu wandeln in einen Freund, wo die Mutter, so mich im Schooß getragen, mir ward zum Engel des Verderbens! Rustum, ich bin bereit den Gesandten des Ordens zu empfangen!"

Rustum entfernte sich. Athemlose Stille trat ein, alle Blicke hingen an dem Fürsten, welcher sich den Feinden seines Glaubens überantworten wollte.

Da hallte durch die Gänge der rasselnde Tritt geharnischter Männer, und von Rustum und Duban geleitet trat Amurad herein und führte den Komthur der Johanniter. Derselbe war in Helm und Harnisch. Auf der rothen Sopraweste, dem Kriegswams, glänzte das Linnenkreuz; um den Hals am schwarzen Bande hing das goldne Kreuz der Komanderie, er hielt die Linke auf sein Schwert gestützt und der schwarze Mantel mit dem Ordenssymbol umwallte seine kräftige Gestalt. Ihm folgten die Ritter Garzia, Ruiz und Malaspina, eben so gerüstet und Graf Mortemar, der Befehlshaber der leichten rhodischen Hülfstruppen, in mailändischem Waffenhemd, am schwarzen Bande das Halbkreuz der Donaten. Bewaffnete schlossen sich an.

„Mein Herr und Vater," sagte Amurad, „ich habe Deinen Willen gethan. Vor Dir steht der Gesandte der Ritter von Rhodus, Komthur Villiers, Deine Wünsche zu hören und Dir des Ordens Hülfe zu bringen auf gute Bedingung!" —

„Sei mir gegrüßt, edler Komthur, im Namen Gottes. Du siehst mich, gestürzt von der Höhe der Herrschaft, Euren Orden um Schutz bitten. Ist Barmherzigkeit gegen den Schwachen, Großmuth gegen den Feind, wie man sagt, Eurer Brüderschaft Tugend, daß Ihr mich und die Meinen nicht schimpflichen Ketten wie Sklaven preisgeben werdet, noch unseren Gewissen Zwang anthun, sondern uns unserem Glauben dienen laßt, wie unsere Väter gethan haben? Könnt und wollet Ihr mir so Schutz und Friede geben, als einem Fürsten, der freiwillig Eure Freundschaft gesucht, so will Dschem hinfort der Freund Eurer Freunde, der Feind Eurer Feinde sein! Allah sei über mir!" —

„Dschem," und Villiers Stimme klang ernst, fast kalt, „Sohn Mahmuds, des Bedrängers der Christenheit! Du hast Dich zu uns um Schutz gewendet gegen die Macht Deines Bruders Bajesid, und Dein Sohn Amurad wie Suleiman Bei ist uns Bürge und Geißel geworden für Deine Redlichkeit. Auf Befehl des hochwürdigsten Ordensmeisters Pierre d'Aubusson verheiße ich Philipp Villiers de l'Isle Adam Dir: daß Du und wer bei Dir ist, sicher von hier nach Rhodus geleitet, daselbst wie Deinem Fürstenrange geziemt gehalten, geschützt und in Deinen Plänen, soweit sie der Christenheit förderlich, unterstützt werden sollst. Daß Du endlich in Sitte und Glauben Deiner Väter leben sollst mit den Deinen ungekränkt, falls Du schwörst und unterschreibst für Dich und Deine Leute: daß Du eben so wenig wie Einer der Deinen Rhodus jemals verlassen willst ohne Erlaubniß des Großmeisters St. Johann, Du mit keinem Herrscher, weder des Abend- noch Morgenlandes Verträge schließen, Freundschaft halten, Pläne zu irgend welchem Zweck verabreden, oder Gesandte und Unterhändler empfangen noch absenden willst, es sei denn mit Erlaubniß und Vorwissen des Ordens und Meisters St. Johann auf Rhodus. — Sprich, willst Du dies Pergament unterschreiben, Fürst?" — und Villiers ließ einen lauernden Blick voll Mißtrauens auf Dschem und die Uebrigen gleiten.

Der Herrscher hatte ihn unverwandt und ruhig angesehn. Er machte den Seinen ein Zeichen. Alle erhoben sich und traten zur Seite. —

„Reich mir die Feder und dies Schreiben, Suleiman!"

Er ließ einen prüfenden Blick auf das Pergament fallen und starrte sinnend einen Augenblick vor sich hin. Dann unterschrieb er rasch und reichte bewegt die Feder dem Sohne. Hierauf zog er den Choran aus dem Busen, erhob ihn feierlich an die Stirn und wendete sich gen Osten.

„Ich, Dschem, Herrscher der Moslemen, schwöre beim Buch des Himmels, vor Dir Du wunderbarer Gott, daß ich dies Alles, was ich unterschrieb, mit den Meinen halten wie thun werde, und gebe mich in die Gewalt des Ordens Johannes von Rhodus für immer!"

„Amen," riefen die Ritter. Villiers war sichtlich erregt. — Er breitete zur Anerkennung des Ordensschutzes seinen Mantel aus und umschloß Dschem — „Durch mich giebt Dir hinfort der Orden Friede, Schutz und Freundschaft! Er erkennt Dich als den wahrhaften und einzigen Soldan und Herrn der Muselmänner. Nimm die Stätte ohne Arg und Hehl, die Dir unter uns bereitet ist!" —

Sie reichten sich die Hände. Alle Höflinge Dschems unterzeichneten mit Amurad die Schrift, dann trennte man sich beim Grauen des Morgens, um sich zum Aufbruch zu stärken und zu rüsten.

Der Tag verstrich den Bewohnern von Chonae unter Vorbereitungen zum Abzug. Der wackere Ferad-Thagi ließ die Kameele und Dromedare beladen, die Golams und die Leute Dubans so gut wie möglich ausrüsten. Ali-Beg der Kämmerer nahm die immerhin noch erheblichen Reichthümer des fürstlichen Hofstaats in Verwahrung, Rustum ließ die Tragbetten, Koffer und Hausrath des Andern herrichten und packen, während Amurad und Scharkan alle wichtigen Papiere und was sonst den Herrscher persönlich anging, ordneten und in Sicherheit brachten. Die Frauen hatten natürlich ebenfalls alle Hände in Bewegung. Dschem aber saß allein, apathisch in sich versunken und blickte traurig sinnend aus den Fenstern seines Gemachs hinab auf das Treiben seiner Leute, hinüber in die Berge und Schluchten des theuren Landes, von dem er bald scheiden sollte, gleich wie die Sonne eben vom Himmel schied. Mochte er wie sie je wiederkommen? Allherrschend, siegreich? — — Das Tagesgestirn war langsam versunken, tiefe Schatten des Abends bedeckte die Gegend. — Da wurde das Thal lebendig! Speere, Harnische und Eisenhauben blinkten im Mondlicht, und aus der Schlucht empor rasselten gepanzerte Reiterschaaren der Ritter St. Johann, voran das lichte Banner. Wenig Augenblicke später ward Villiers gemeldet und trat bereits gerüstet ein.

„Siehst du die Reihen unsrer Streiter, edler Soldan? Sie sind voll Kühnheit gekommen, Dich zu geleiten, daß kein Haar in Deinem Bart gekrümmt werde. Es ist Zeit! Halte Dein Gelübde und Du wirst finden, daß unterm Eisenpanzer, unterm Kreuze reinere Herzen schlagen, als in diesem entarteten Lande. Wir warten Deiner vor der Feste!" —

Der Ritter entfernte sich, sammelte seine Leute, und bald verließen die Christen das Thor, um jenseits Chonae auf dem Plan sich zu den dunklen Reihen der Ordensstreiter zu gesellen.

Ein Seufzer, seiner Vergangenheit gewidmet, entschlüpfte des Sultans Lippen, dann klatschte er in die Hände und befahl die Rosse.

Nachdem im Hofe die Frauen tief verhüllt nebst Abdallah die Tragbetten bestiegen hatten, schwangen sich Dschem und Amurad auf die Rosse. Hinter Ersterem ritt Thagi-Khan, dessen leichte Fleischwunde verbunden worden, hinter dem Prinzen Scharkan. Rustum und die Golams umgaben sie, Ali-Beg, Alfaki und Suleiman ritten vorauf, die belasteten Kameele folgten, auf deren einem der Danesch saß, den Tschengir, die syrische Laute in der Hand. Duban mit seiner kleinen Besatzung machte den Schluß. Schweigend zog man durch das Thor auf die kleine Ebene vor Chonae. — Im weiten Kreise, wie Statuen von Eisen, saßen die Ritter St. Johann zu Rosse und warteten, in ihrer Mitte hielt Villiers. Als Fürst Dschem sich nahete, senkten sie die Speere zu ritterlichem Gruße.

„So übergebe ich mich denn," rief Dschem hoch aufgerichtet im Sattel, „dem Orden St. Johannes und seiner Ehre im Namen Gottes!" —

„Und im Namen Gottes führen wir Dich gen Rhodus und grüßen Dich, Dschem, Beherrscher des Morgenlandes als Freund des Kreuzes!"

„Amen!" tönte es durch die geharnischten Glieder! Die Trompete klang! Die Ritter schwenkten ein, rings einen Eisenwall um die flüchtige Fürstenfamilie bildend. Langsam zog man zu Thale.

Da griff der tolle Danesch in des Tschengirs Seiten! Klagend wie ein Todesseufzer flatterte sein Lied durch die stillen Thäler:

„Entfernt von seinem Lande*)
„Irrt des Propheten Sohn,
„Wann wird die Sonne scheinen.
„Wann endet dies lange Weinen. —"

„Hund, ich durchrenne Dich mit dem Speer!" knirschte Amurad, zornig sich wendend, „willst Du uns verrathen?!" —

„Verrathen?" grinzte der Medschun: „O, Sohn eines thörichten Vaters, das seid Ihr schon!!" —

IV.

Der nordöstlichste, vierte Theil der Stadt Rhodos, auf einem immer mehr ansteigenden Hügel gelegen, ist die Ordensstadt, auch das Kastell St. Jean genannt, bedeutend höher als die Unterstadt gelegen, und von derselben durch eine mit Thürmen versehene Mauer getrennt, die vom Bastion Auvergne erst südwestlich bis in die Nähe des Georgsthurmes, dann südöstlich parallel der Stadt bis znm Catharinenthor und den Platz Etienne hinlief. Man betrat diesen geweihten, berühmtesten Bezirk von Rhodos durch drei Thore. Das eine westliche mündete nach der unteren Stadt und auf die Straße Cosquino, welche bis zum Thor St. Jean führte, durch das zweite östliche Thor, die porta castello, erreichte man den Kavalierhafen, die zweite Hälfte des großen Kriegshafens, der es direct mit dem östlichen Theile der Ordensstadt und den inneren Werken von St. Nicolas, Naillac, wie dem Galeerenhafen verband. Der dritte, hauptsächlichste Eingang im Süden führte über den Platz Etienne zum Katharinenthor und dem Bazar, es war das Thor Etienne. —

Trat man durch dasselbe in die Ordensstadt, so hatte man zur Linken das Kloster und Hospital, rechts an der Mauer die Kirche der heiligen Katharina. Statt des chaotischen Treibens der unteren Stadt, des Tumults bei Handel und Wandel, des Gewirres von hundert Sprachen in tausend Kehlen umfängt uns hier eine heilige Stille, die Ruhe des Sabbaths und der Beschaulichkeit. Weiter vorschreitend und sich mit dem Rücken gegen die Katharinenkirche wendend sieht man die Straße der Ritter (rue des chevaliers) empor. Das Eckhaus links ist das Hospiz, rechts liegt das zweite Ordensspital. Die Barmherzigkeit also eröffnet den Ehrenweg der Ritter. Wir treten zwischen zwei alten hohen Säulen, deren Capitäle eine Weltkugel mit einem Sternenbande umwunden tragen, in diese denkwürdige Straße. Links ans Klosterhospiz stößt die Auberge (Kaserne) der Zunge Portugal mit ihrer Priorei, rechts die der Zunge von Italien. Neben Letzterer liegt die Auberge Frankreich, ihr gegenüber neben der Portugals die der Provence und Auvergne. Eine kleine Querstraße rechts, welche gegen den Galeerenhafen sich erstreckt, trennt die Auberge Frankreich von der Priorei von Spanien; links der Auvergne folgt Aragon der Zunge England gegenüber. Eine Querstraße, links vom westlichen Kastellthor und der Strada Cosquino heraufkommend, trennt Aragonien von der Priorei der deutschen Zunge, welcher das erzbischhöfliche Palais gegenüber liegt. So bis ans Ende der sich den Hügel emporziehenden rue chevalier gekommen, stehen wir vor einem weiten mit Rasen bedeckten Platze, hier ist das Herz, das Palladium und Heiligthum von Rhodos. Links auf ihm steht die ehrwürdige Kirche Johannes Baptista, des Ordenspatrons, es ist die Kathedrale von Rhodus, rechts auf dem höchsten Theil der Stadt breitet sich mit trotziger Macht und gebieterischem Ernst die weite Meisterburg, in der Mitte aber im Hintergrunde des Platzes liegt in stillem, geheimnißvollem Ernste die Loge der Ritter, umgeben mit ewigblühendem weißen und rothen Rosenbüschen. Palmen und Cypressen werfen ihre zauberischen Schatten über sie hin, während links und rechts vor ihrem Eingange, wo die beiden Sphynxe liegen, zwei hohe rothblühende Akazienbäume stehen, deren Blüthenrispen und Zweige träumerisch niederhangen. Von der rue chevalier geht ein breiter Weg nach dem Portal der Loge, von zwei Säulen und einem dreieckigen antiken Frontispice getragen, in welchem auf rothem Grunde das weiße Balkenkreuz erglänzte, von 12 Sternen umgeben. Diesen Weg durchschnitt rechtwinklig, also die Kreuzform bildend, ein anderer Weg, der über den Platz laufend die Meisterburg mit der Kirche St. Johannes verband. Wo beide Wege in der Mitte zusammentrafen, stand ein Springbrunnen. Wie sinnig war doch das alte Ritterthum Johannes! Mit der Barmherzigkeit ihren Weg beginnend gelangten sie zwischen den Aubergen der Zungen aller christlichen Nationen der Erde zur Höhe, dem Ziele ihres Pfades, wo links der Glaube (Kirche St. Johann), rechts die Stärke (die Meisterburg), zwischen beiden inne aber die Bruderliebe (Loge St. Jean) thront, durch die allein Glaube wie Kraft hienieden segensreich wirkt. Bei dieser geweihten Stelle hört jede Wanderung, das Ziel des Lebens auf und die Akazien und Cypressen winken als Vorboten des Jenseits! —

(Fortsetzung folgt.)

*) „baad menbeled ho." Arabisches Wüstenlied. D. V.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 30. Juli 1862. **Nr. 31.**

Johannes Graf zu Stolberg-Wernigerode, auf Altenhagen, Kreis Franzburg. Ehrenritter seit 1857. † zu Frankfurt a. M. 20. Juli 1862.

An Stelle des vom dem Amte eines leitenden Ritters der Genossenschaft des Johanniter-Ordens im Königreich Sachsen zurückgetretenen Fürsten Otto von Schoenburg-Waldenburg, Durchlaucht, ist Seine Durchlaucht der Prinz Heinrich XV. Reuß von der Genossenschaft zum leitenden Ritter gewählt und vom Durchlauchtigsten Herrenmeister bestätigt worden.

Syrien und seine Bevölkerung.

(Vortrag des Ober-Stabs- und Regiments-Arztes Dr. Wendt im Rittersaale des Schlosses zu Sonnenburg am 24. Juni 1862).

Am 15. Mai 1291 fiel Ptolemais, in jener Zeit die reichste und mächtigste Stadt Syriens. Nach der heldenmüthigsten Vertheidigung erlag diese letzte Burg der abendländischen Christenheit der Uebermacht der Ungläubigen. Mit den wenigen Rittern, welche dem Tode entgangen, schiffte sich der Großmeister Jean de Villiers, selbst schwer verwundet, auf einem dem Orden gehörigen Schiffe nach Cypern ein.

Am 4. Februar des vergangenen Jahres, fast sechs Jahrhunderte nach jenem Tage, an dem zum letzten Male das stolze Banner der Johanniter im heiligen Lande entfaltet war, trug eine Türkische Kriegs-Corvette die von der Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem mit einer Mission im edelsten Sinne des Hospitaliterthums betrauten Ordensritter, die Grafen von Bismarck-Bohlen und von Perponcher-Sedlnitzky*), an die Schwelle des heiligen Landes. Am 8. desselben Monats wurde das weiße Kreuz, einst der Schrecken der Ungläubigen, die Bewunderung der Christenheit, in der uralten Hauptstadt der Phönizier aufgerichtet und feierlich für seine neue Wirksamkeit geweihet. Unter seinem Schutze sollten die beklagenswerthen Ueberreste der christlichen Bevölkerung des Libanon Hülfe finden, welche der blutigen Verfolgung ihrer Todfeinde im Sommer des Jahres 1860 entronnen waren.

Ausgerüstet mit Allem, was zur Begründung und zum Betriebe eines Hospitals von fünfzig Betten erforderlich, hatten die mit der Sendung Betrauten die Heimath in der letzten Stunde des für jene unglücklichen Glaubensgenossen so verhängnißvollen Jahres verlassen, im Fluge gleichsam Deutschland durcheilt, in Triest die kurze Zeit bis zum Abgange des Lloydbootes benutzt, um die Einrichtung für das Hospital zu vervollständigen, so daß nichts Wesentliches fehlte, um unmittelbar nach Erreichung des Zieles die Thätigkeit zu beginnen. Am Vormittage des 5. Januar wurden die Anker des „Bombay" gelichtet, nach wenigen Stunden entschwand das herrliche Panorama von Triest dem Blicke. Bei ziemlich bewegter See blieb die Fahrt gen Süden nicht ohne die bekannte Rückwirkung auf das Befinden der meisten der Reisenden, erst als das Schiff unter den Schutz von Corfu kam und in die weite Bucht einlief, welche Homer so malerisch schildert, als er den Odysseus in das glückliche Land der Phäaken gelangen läßt, erquickte uns ein milder, warmer Frühlingshauch, das erste frische Grün, blühende Rosen, die Pracht des südlichen Himmels überraschte uns auf das angenehmste, nachdem wir wenige Tage zuvor durch die eisig kalte Bora bis auf's Mark erstarrt waren.

Nach wenigen Stunden Aufenthalts fuhren wir weiter die Küste von Albanien entlang, unmittelbar an Ithaka vorüber, der sagenreichen Heimath des vielgewanderten Helden, bei heiterem, sonnigem Himmel, im Anblick des klassischen Bodens, der vor Jahrtausenden schon Träger der Cultur, Schöpfer der vollendetsten Kunst war. Hoch brandeten die Wogen, als wir das Cap Matapan, die südlichste Spitze der Halbinsel umschifften, nicht ohne Besorgniß führte der Capitain das Schiff um das Vorgebirge der Stürme, das wild zerklüftete Cap Malica. In Syra, einer kleinen Insel des ägäischen Meeres, dem Hauptstapelplatz für den Handelsverkehr zwischen Orient und Occident, waren wir genöthigt einen dreitägigen un-

*) Den beiden Ordensrittern hatte sich der Herr von Bassewitz auf Liebenow, ebenfalls Johanniter-Ritter, angeschlossen, desgleichen der Oberstabsarzt Dr. Wendt. Zur Krankenpflege und Verwaltung waren vier Brüder des evangelischen Johannisstiftes der Expedition beigegeben.

freiwilligen Aufenthalt zu nehmen, da das für die Weiterreise bestimmte Schiff, ein etwas altersschwacher Lloyddampfer, der Stürme wegen nicht eintraf. Ein französisches Boot führte uns nach Smyrna, wo wir zuerst den Boden Asiens betraten. Ich übergehe die Schilderung des herrlichen Golfes, der altberühmten Stadt, die sich amphitheatralisch vom Meere aus erhebt, in weitem Kreise die Bucht begränzend. Sieht man hinweg über das, was an den großen Handelsplätzen die Europäer geschaffen, so eröffnet sich im Orient gleichsam eine andre Welt, die noch heute denselben Typus trägt, welcher seit Jahrtausenden ihr eigen war, und so viel Anziehendes gewährt, so viel durchaus Verschiedenes von unsern Sitten und Gewohnheiten, so mannigfaltigen Stoff der Beobachtung und Vergleichung, daß man nicht müde wird, dies immer neue und lebensvolle Bild zu betrachten und zu erforschen. Es würde mich aber von meiner eigentlichen Aufgabe zu weit ablenken, wollte ich auch nur eine flüchtige Skizze jener wunderbaren Welt zu entwerfen versuchen; ich eile durch den inselreichen Archipel, an Chios, Samos, Kos vorüber nach jenem Eilande, an welches ein unvergänglicher Ruhm die Geschichte des Ordens knüpft, auf dem ein Drama sich vollzog, das durch Seelengröße und Heldenmuth fast ohne Gleichen dasteht. Es war uns nicht vergönnt, den durch solche Vergangenheit geweihten Boden zu betreten. Ein während der Nacht aufziehendes Unwetter zwang wegen Unsicherheit der Rhede den Capitain, das Weite zu suchen. Härter noch als wir wurden diejenigen der Mitreisenden betroffen, deren Ziel Rhodos war. Auch sie mußten, obwohl das Schiff Abends unmittelbar im Angesicht der Stadt die Anker geworfen, nach Sonnenuntergang aber im ganzen Orient Niemand an's Land gehen darf, wider Willen die weitere Reise nach Cypern mitmachen, dort das nächste rückkehrende Schiff erwarten, und sich noch glücklich schätzen, wenn sie nicht noch mehrere Male bei etwaiger hoher See wieder an ihrem Ziele vorüber, den weiten Weg nach Smyrna zurückzulegen gezwungen wurden.

In dem weiten Reiche des Padischah giebt es keinen Hafen, es sei denn, die Natur, welche so verschwenderisch alles Schöne über jenen Theil der Erde ausgeschüttet hat, habe selbst einen solchen gebildet. Die Häfen einer früheren Epoche sind versallen und versandet, nur Ruinen verkünden, daß sie einst waren. Wie an den Küsten den Schiffen eine sichere Zufluchtsstätte gegen die Unbilden des Meeres fehlt, so mangeln im Innern die Straßen, den Flüssen die Brücken. Was aus den Zeiten der Römerherrschaft oder der Kreuzzüge dem Verfalle widerstanden, ist als Denkmal einer besseren Periode allein noch übrig. —

Nach einer sechszehntägigen Meeresfahrt warf das Schiff am 21. Januar Morgens auf der Rhede von Beirut die Anker. Die Stadt ist die bedeutendste der syrischen Küste, die Eingangspforte in die vorderasiatischen Länder. In weiter Ausdehnung auf einer nach Westen hervorspringenden Landzunge gelegen, schließt sie mit dem gegenüber majestätisch sich erhebenden Libanon einen herrlichen Golf ein, welcher von einer imposanten Anzahl Englischer, Französischer, Russischer und Türkischer Kriegsschiffe belebt war. Bauart und Vegetation, insbesondere die schlanken Palmen, geben ihr den anziehenden südlichen Typus.

Nicht ohne Fährlichkeit des hohen Seeganges wegen kamen wir an's Land. Der südliche Winter mit seinen Stürmen und Gewittern, den starken Regengüssen, den unwegsamen Straßen, den äußerst mangelhaften häuslichen Einrichtungen, mehr noch das Elend jener Unglücklichen, deren Zahl sich auf mehr denn 20,000 belief, erfüllten das Herz mit Trauer, bestärkten aber zugleich das Verlangen, ohne Zögern an's Werk zu gehen. In Beirut selbst war durch die Unterstützungs-Comités der Anglo-Amerikanischen, Französischen und Deutschen Hülfsvereine ziemlich ausreichend für Bekleidung und Ernährung der Gesunden, Pflege der Kranken gesorgt. Nach den eingezogenen Ermittelungen mangelte, aber in Damaskus und Saïda fast Alles. Der Versuch zunächst nach Damaskus zu gehen, scheiterte an der Unmöglichkeit, die mit ungewöhnlich hohen Schneemassen bedeckten Pässe des Libanon zu überschreiten. Nach einer Tagereise voll Beschwerden mußte der Plan aufgegeben werden. Auf pfadlosen Seitenwegen, Berg auf, Berg ab, über wilde Felsen, durch Schluchten und Flüsse, die von dem schmelzenden Schnee stark geschwollen waren, erreichten wir über Deir-el-Kamar in zwei Tagen Saïda. Ueberall verbrannte Häuser, zerstörte Dörfer, ein düstres Bild der Zerstörung. In Saïda selbst waren etwa 5000 Flüchtlinge, meist Weiber und Kinder, in einem trostlosen Zustande, eng zusammengedrängt in großen kasernenartigen Gebäuden, Alt und Jung, Männer und Weiber, Kranke und Gesunde in finstern, von Rauch geschwärzten Räumen durcheinander, meist auf bloßer Erde liegend, dürftig bekleidet, von Schmutz und Ungeziefer starrend. Solche Noth erheischte ungesäumte Hülfe. Durch Vermittlung des Preußischen Consularagenten, eines äußerst braven und gefälligen Mannes, und der Diakonissinen aus Kaiserswerth, welche bereits seit vier Wochen mit ihrer überall bewährten treuen Hingebung in einem Hospital die Kranken gepflegt hatten, wurden schon am ersten Tage zwei neben einander liegende Häuser gemiethet, und während wir selbst nach Beirut zurückkehrten, Alles vorbereitet, um unmittelbar an's Werk zu gehen, sobald die zur Krankenpflege bestimmten Johannesbrüder, welche in Beirut zurückgeblieben waren, sowie das gesammte nicht unbedeutende Material an Ort und Stelle gebracht wäre.

Aber fast acht Tage lang war jeder Versuch, nach Saïda zu gelangen, vergeblich. Der Landweg, welcher unmittelbar am Strande entlang führt, war wegen des durch die Regengüsse hoch aufgeschwollenen Damur zwischen Beirut und Saïda nicht zu passiren, ebenso die Ueberfahrt zur See, wegen der herrschenden Stürme, unmöglich. Am 4. Februar endlich, als der Himmel sich aufklärte, das Meer etwas ruhiger geworden und Fuad Pascha, damals Gouverneur von Syrien, in zuvorkommendster Weise den Johanniter-Rittern eine Türkische Kriegs-Corvette zur Disposition stellte, erreichten wir das ersehnte Ziel.

Da Alles freudig Hand anlegte, konnte schon am Tage nach der Ankunft der erste Kranke aufgenommen werden. Eine bösartige Ruhr- und Pockenepidemie hatte in den Monaten zuvor die armen Flüchtlinge heimgesucht, die Kinder decimirt. Zur Zeit als das Johanniter-Hospital seine Thätigkeit begann, grassirte der Typhus, eine natürliche Folge des physischen und moralischen Elendes, welchem

die Unglücklichen ausgesetzt waren. Mit jedem Tage mehrte sich die Zahl der Hülfesuchenden, bald mangelte der Raum, um alle unterzubringen. Da das Hospital nur männliche Krankenpfleger hatte, deren Eifer und Hingebung für den schweren, gefahrvollen Dienst nicht genug anzuerkennen, konnten wir leider die erkrankten Frauen, deren Zahl überwiegend war, nicht aufnehmen, ein großer Uebelstand, der indeß dadurch ausgeglichen wurde, daß, da mir gleichzeitig die ärztliche Leitung des Schwesterhauses anvertraut wurde, dasselbe nunmehr ausschließlich mit Kranken weiblichen Geschlechts belegt wurde.

Bis Mitte Juni waren in beiden Hospitälern mehr als 400 Kranke behandelt und verpflegt. Die monatlichen Berichte haben über die specielle Thätigkeit des Hospitals Rechenschaft gegeben. Gegründet im Geiste echt christlicher Barmherzigkeit, unterhalten durch hochherzige Spenden im Sinne eines wahren Samariterthums, hat es nicht Wenige vom sichern Untergange gerettet, die Kranken gepflegt, die Hungrigen gespeist, die Nackten gekleidet, die Verzweifelnden aufgerichtet und getröstet. Was geschehen ist und noch geschieht, welche Opfer gebracht sind, sie sind gebracht als ein Tribut der dankbaren Verehrung und Liebe gegen Den, welcher gesagt hat: „Was Ihr dem Geringsten der Meinen gethan, das habt Ihr Mir gethan."

Was eigne Anschauung bei einem längern Aufenthalt in jenem Lande und der Verkehr mit seinen Bewohnern mich gelehrt, was ich den Mittheilungen der Königlichen Consular-Beamten verdanke, deren Urtheile bei genauer Kenntniß der Sprache und socialen Zustände volles Vertrauen verdienen, über Land und Leute und die Ursachen jener unaufhörlichen blutigen Zwistigkeiten, will ich versuchen, im Nachfolgenden zu schildern. Bei der Schwierigkeit, eine solche Fülle des Stoffes in einen engen Rahmen zusammen zu fassen, möge ein nachsichtiges Urtheil das Mangelhafte entschuldigen.

Unser Interesse knüpft sich an Syrien aus mehrfachen Gründen. Einmal hat es Europa die Religion gegeben und damit unserm Staatsleben, unserer Cultur und Wissenschaft einen Stempel aufgedrückt, den wir wahrscheinlich unvertilgbar bis an's Ende der Tage tragen werden. Eine zweite gewaltige Einwirkung haben wir von dorther durch die Kreuzzüge erhalten; sie hat zahllose Verhältnisse umgestaltet und den Strom des geistigen Lebens der Europäer in neue Bahnen geleitet. Ein drittes Interesse bietet uns Syrien darin, daß es, während wohl keines der Länder, welche das Becken des Mittelmeeres einschließen, sein antikes Colorit hatte bewahren können, fortwährend sich vollkommen gleich geblieben; höchstens haben einige Küstenplätze und Jerusalem fremde Eindrücke erhalten, aber das Binnenland und die östlichen Provinzen Syriens, namentlich Damaskus und das Ostjordanland haben ihren altsemitischen Typus noch heute, wie vor Jahrtausenden. Einer unserer dortigen Consularbeamten äußerte gegen mich, er habe seit vierzehn Jahren im Innern Syriens Tagebuch geführt und könne versichern, daß es ihm vorkomme, wie eine Copie des Buches der Richter, der Bücher Samuelis und der übrigen historischen Bücher des alten Testaments.

Die Gründe dieser Stabilität der Zustände und Geschichte des Landes sind erstlich der Umstand, daß es immer seine Urbevölkerung, den semitischen Volksstamm behalten hat; zweitens, daß der Islam, als homogenes Element, die Traditionen und Institutionen der Semiten nicht zerstört hat; unter den Wanderstämmen hat er selbst niemals Eingang gefunden; drittens, daß die Osmanlis immer zu schwach gewesen sind, um türkisches Leben und tartarische Sitte in Syrien einzuführen; ihr Regiment war bis auf den heutigen Tag unter den kriegerischen Stämmen nur eine Scheinregierung; viertens hat die hafenlose Küste, folglich der Mangel großer Handelsstädte, das Unwirthliche der syrischen Gebirge und namentlich die großen Wälle des Libanon und Antilibanon, und der gänzliche Mangel an Straßen das Land zeither gegen die Ueberfluthung des Frankenthums bewahrt.

Syrien ist mit Ausnahme von vier ebenen Landstrichen durchgängig ein Gebirgsland. Diese vier Ebenen sind: im Südwesten das philistäische Uferland, im Osten die basanitische oder Hauran-Ebene; um Damaskus die Merg-Ebene und in der Gegend von Hama und Emesa die Sumbul-Ebene.

Die Gebirge gruppiren sich in folgender Weise: im Süden des Landes das Gebirge Juda, auf welchem Jerusalem liegt; an dieses Gebirge schließt sich südlich an das edomitische Gebirge, das alte Gebalem. Im Osten des Jordans liegt das Gebirge Gilead (dessen nördlicher Theil gegenwärtig das Gebirge von Aglun und dessen südlicher Theil das Gebirge des Belka heißt). Oestlich und südöstlich von Damaskus liegen die Wachonen, wasserlose, vulkanische Gebilde, nämlich das Hauran-Gebirge mit dem Lavaplateau der Lega im Westen und des Safa im Osten. Bekannter sind die beiden Parallel-Gebirgszüge Mittel-Syriens, der Libanon im Westen, der Antilibanon im Osten.

Der Libanon erreicht seine höchste Höhe, c. 10,000 Fuß von dem Mittelmeere, im Norden, wo er Kesrowân heißt, der Antilibanon im Süden, wo er das Schnee-Gebirge heißt (Gebel el telg); er erhebt sich dort mehr als 11,000 Fuß über dem Mittelmeere, und sein höchster c. sechs Stunden langer Scheitel heißt der Graukopf, weil er das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt ist. Diese Partie des Gebirges heißt in der heiligen Schrift der Hermon. Seine südlichen Ausläufer sind die Gebirgszüge von Galiläa. Der Norden Syriens wird von einem großen Gebirge durchzogen, welches gegenwärtig Gebel Kelb heißt und in der Nähe von Haleb endet, sein nördlichster Ausläufer ist das Drusengebirge.

Die in Städten und Dörfern ansässige Bevölkerung Syriens mag sich auf nahe an 1,200,000 Seelen belaufen und gehört mit Ausnahme der Behörden und der Armee, die Osmanli sind, und einer starken Militairkolonie bei Damaskus, die Kurden sind, durchweg zum arabischen Volksstamme. Aber aus verschiedenen, theils innerlichen, d. h. durch theokratische Elemente des arabischen National-Charakters bedingten, theils äußerlichen, d. h. historischen Gründen, ist diese Bevölkerung in verschiedene Parteien gespalten, die sich einander so schroff gegenüberstehen, daß die geringste zufällige Veranlassung hinreicht, Streitigkeiten zu verursachen, die bei der Heißblütigkeit des arabischen Naturells, bei der mittelalterlichen Organisation der türkischen Herrschaft, sofort in Blutvergießen und Bürger-

krieg ausarten. Betrachten wir die einzelnen Feldlager, so sehen wir, daß sie eben so viel verschiedene Religionsparteien sind, ganz analog der früheren Geschichte des Landes und Volkes. Die Israeliten hatten den Jehovah, die Philister den Dagon, die Phönicier die Astarte, die Damascener den Baal, die Moabiter und Ammoniter den Kemôsch. So kämpft noch jetzt jede Partei unter dem Banner ihres Idols.

Alle Fehden sind Religionskriege, tragen also immer das Grausame und Unmenschliche solcher Kriege an sich.

Die schwächste und darum von allen übrigen mit Füßen getretene Partei sind die ca. 55,000 Seelen starken Juden. Sie sind doppelter Art, Eingeborene und Eingewanderte; die ersten sind meist Handarbeiter, sie lassen es sich sauer werden, schließen sich von der Außenwelt ab, heirathen nur unter sich, haben wenig Verstand und sind durchweg sehr arm, aber sie halten sich für die Fürsten in Israel und erwarten von dem zukünftigen Messias das Beste für sich. (An diese wenden sich gewöhnlich die protestantischen Missionäre. Gegen ein mäßiges Monatsgehalt werden sie oft Christen, kehren aber zu ihrer Religion zurück, wenn das Gehalt nicht mehr gezahlt wird).

Die zweite Art sind die aus Spanien, Nordafrika, Polen und Persien Eingewanderten; sie leben nur in Städten, sind Geldwechsler und Kaufleute, meist sehr wohlhabend, und haben sich fast durchgängig den Schutz der Consulate zu verschaffen gewußt, da sie in früheren Jahrzehnten immer diejenigen waren, welche den türkischen Provinzialobrigkeiten die leergewordenen Beutel füllen mußten. Mit dem großen Reichthum verwirkten sie gewöhnlich Strangulirung und Confiscation des Vermögens. Der Tod Rafael Farhis und die Confiscirung seines über hundert Millionen Piaster betragenden Vermögens, desgleichen der peinliche Prozeß im Jahre 1837 waren die letzten Scenen dieser Jahrhunderte langen Tragödie.

Die zweite Hauptabtheilung der Landesbevölkerung sind die Christen. Sie zerfallen hinsichtlich der Confession in fünf Klassen:

1. Die griechisch-orthodoxe Gemeinde. Sie war früher zahlreich, aber geistig vernachlässigt, verlor sie namentlich auf dem platten Lande viele Mitglieder an den Islam und mehr als die Hälfte der Gemeinde an die römisch-katholische Propaganda. Sie ist in ganz Syrien zerstreut und mag noch 62,000 Seelen zählen.

2. Die griechisch-unirte Gemeinde. Bei Anerkennung des päpstlichen Primats im vorigen Jahrhundert bedingte sie sich Belassung der Priesterehe, ihre alte presbyterianische Verfassung, eigene Wahl ihrer Geistlichen und der orientalischen Liturgie und Zeitrechnung aus. Erst vor fünf Jahren versuchte die römische Curie ihnen jene Rechte zu schmälern. Sie wählte eigenmächtig einen Metropolitan und führte die occidentale Zeitrechnung ein. Die Gemeinde widersetzte sich, die österreichischen und französischen Consuln in Beirut und Damaskus wurden angewiesen, die päpstlichen Legaten zu unterstützen und diese entzogen nun allen Renitenten die Protection. Die Erbitterung wuchs; der preußische Consul versuchte eine Vermittelung, der vorgeschlagene Compromiß wurde verworfen, und dreiviertel der Gemeinde sagte sich mit einer Anzahl Priestern von der Union los, und mehrere der vornehmsten Mitglieder kehrten zu der griechisch-unirten Kirche zurück. Dieses Schisma war eine der Ursachen der Zerstörung von Deir-el-Kamar und Sahle, indem die päpstliche Partei die römisch-gesinnten Maroniten hinderte, diesen beiden Städten gegen die Drusen und Türken zu Hülfe zu kommen. Da die schreckliche Katastrophe Alle traf, so wird wohl unter dem allgemeinen Unglück jener Streit vergessen sein. Die unirte griechische Kirche mag mit der kleinen, vielleicht 4000 Köpfe starken lateinischen Kirche zusammen vielleicht 64,000 Seelen zählen.

3. Die syrianische Kirche. Sie ist theils unirt, theils nicht unirt; aber sie ist ihrem Untergange nahe, zählt nicht über 6000 Seelen.

4. Die armenische Kirche; auch sie ist theils unirt, theils nicht unirt, und mag nicht über 7000 Seelen zählen.

5. Die Maroniten. Sie bewohnen den Libanon und einige Küstenstädte, namentlich Beirut, auch ist in Damaskus eine Gemeinde. Sie zählen etwa 200,000 Seelen, gelten für tapfere Männer, sind mit dem römischen Stuhle unirt und stehen vollständig unter dem Einflusse der päpstlichen Legaten und der französischen Consulate in Beirut. Sie haben sich im siebenten Jahrhundert von der allgemeinen Kirche getrennt, da sie nur Einen Willen in Christo anerkennen wollten, während die Kirche Zwei Willen, nämlich in jeder der beiden Naturen Christi, der göttlichen und menschlichen, einen Willen annimmt. Die Partei wurde in Rom feierlich verdammt, sammelte sich im Libanon und wählte den Abt Johannes Maro zu ihrem Patriarchen.

Die dritte Hauptabtheilung der Bevölkerung Syriens sind die Drusen; sie leben in drei verschiedenen Gegenden des Landes, nämlich 1) im südlichen Libanon und einem Theile des Hermon; 2) auf dem Hauran-Gebirge; 3) auf den Bergen bei Haleb. Außerdem giebt es noch ein halbes Dutzend Drusendörfer um Damaskus und eine starke Gemeinde in der Stadt selbst. Die Drusen sind durchweg tapfere und waffenkundige Männer. Sie sind arbeitsam, ihre Felder sind besser gepflegt und ihre Dörfer reinlicher, als die aller übrigen Bewohner Syriens. Sie sind angenehme Gesellschafter, sprechen gewandt und gewählt, und in größerer Gesellschaft brauchen sie niemals ein verletzendes Wort, selbst dann nicht, wo sie wirklich beleidigt worden wären; denn die Zunge hüten und die Aufwallung des Zornes unterdrücken ist bei ihnen die Blüthe guter Erziehung. Ihren gesellschaftlichen Verband anlangend, so stehen sie unter einem aristokratischen Regiment, dessen Spitze zeither immer ein Mann aus dem alten Geschlechte der Gümblät war. Der letzte war Said Beg el G., der als Gefangener im vorigen Sommer in Beirut einer Lungenkrankheit erlag. Von seinen Verwandten sind nur zwei unmündige Knaben übrig. Bis zu deren Großjährigkeit wird wohl Said Beg's Schwester, eine sehr gebildete Frau, welche im höchsten Ansehn steht und schlechtweg von den Drusen (el sitt, die Dame) genannt wird, das Regiment führen.

Die Leiter des Volkes heißen Ukkâl („die Weisen"), sie sind theils Männer, theils Frauen, stehen in beständigem Rapport zu einander und mit dem Oberhaupte und ver-

sammeln sich in bestimmten Zeiten, meist Donnerstags Abends zu religiösen Uebungen und politischen Berathungen in abgelegenen Häusern. Die große Menge g'uhhâl, (d. h. Uneingeweihete) weiß außer den Moralvorschriften weiter nichts, als daß sie Drusen sind, und das zu befolgen haben, was die ukkâl von ihnen verlangen. Die Satzungen der Religion sind nur diesen bekannt. Sie haben sechs heilige Schriften, die für sie das sind, was das Evangelium für die Christen, die Thora für die Juden, der Koran für die Muhamedaner. Nach diesen Schriften sind die Drusen für eine Unterart des alten syrisch-arabischen Heidenthums zu halten. In dem zweiten und dritten Jahrhundert christlicher Aera haben sie eine Menge christlich-gnostischer Ideen in ihre Religion aufgenommen, so daß selbst Jesus und die vier Evangelisten eine Rolle in ihrem Systeme spielen. Mit der Entstehung des Islam kamen auch muhamedanische Elemente in ihre Religion, aber erst um das Jahr 1000 gelangte durch ihre Verschmelzung mit den Têmänern ihr Lehrgebäude zum Abschluß. Die Têmäner, d. h. Einwohner des Thales Têm, zwischen dem südlichen Libanon und Antilibanon, hatten von egyptischen Flüchtlingen die Lehre von der Gottheit des Chalifen el-Hâkim angenommen, und brachten eine Verschmelzung ihrer Lehre mit den syrischen Drusen zu Wege. Von dieser Zeit an wurde das Dogma von der Seelenwanderung und der Fleischwerdung der Gottheit unter ihnen herrschend. Der Glaube, daß jeder im Kampfe mit Christen oder Muselmännern getödtete Druse in China (das ganz von Drusen bewohnt ist) wiedergeboren werde, erzeugte jenen Heldenmuth, den wir so sehr an den Drusen bewundern, während die Hoffnung auf eine allgemeine Weltherrschaft, welche tausend Jahre nach Hâkims Incarnation, also ungefähr um zweitausend christlicher Zeitrechnung beginnen wird, sie in den Tagen des Unglücks oder der Erniedrigung aufrecht erhält. Der Eintritt dieser Periode wird in ihren Kriegsgesängen mit glühenden Farben geschildert. Dann erscheint das große chinesische Glaubensheer auf edlen Rossen, zahlreich, wie der Sand am Meere, vernichtet zuerst die Kriegsmacht der Europäischen Könige auf den Bergen von Jerusalem, darauf die Heere des Islam um Mekka. Jerusalem wird der Erde gleich gemacht. Den Sinai zerreißt ein Erdbeben und Mekka geht in Flammen auf. Dann beginnt der große Gerichtstag über die Ungläubigen, und das Reich der Unitarier, d. h. der Drusen hebt an, um nie zu enden. Es ist ein irdisches und seine Freuden sind leiblicher und geistiger Art. Auch dann wird es noch Kämpfe geben, weil die unterjochten Ungläubigen hin und wieder rebelliren. Helden fallen verwundet und getödtet, aber nur um zu neuem Glück und Leben wieder aufzustehen. Unter schattigen Bäumen, an lieblichen Quellen, unter köstlichen Zelten sammeln sich die Männer zu heitern und belehrenden Gesprächen; die Weiber, deren Züchtigkeit und Bildung schon jetzt bewundernswerth, werden dann mit diesen Tugenden noch die vollendetste Schönheit verbinden. Die Gottheit wird dann in fleischlicher Gestalt und zwar in seiner letzten Incarnation unter dem Chalif el-Hâkim unter ihnen weilen, wie ein Vater unter seinen Kindern.

Die syrischen Drusen mögen jetzt nicht über 70,000 Seelen zählen.

Die vierte Hauptabtheilung der Bevölkerung Syriens sind die Nôserier. Sie wohnen in Nordsyrien (den Gebel Kelbi) und mögen 90,000 Seelen stark sein. Sie sind eine mit den Drusen verwandte Religionsgesellschaft, lehren wie diese die Einheit und Fleischwerdung der Gottheit, ohne den el Hâkim für die letzte Incarnation zu halten, ebenso lehren sie die Seelenwanderung, aber mit dem Unterschiede, daß sie die Gottlosen auch in Thierleibern wieder geboren werden lassen. Sie haben eine ausgebildete Engellehre, die die Drusen verwerfen. Auch sie haben einen Gerichtstag über die Ungläubigen und ein irdisches Paradies wie die Drusen, mit denen sie übrigens nicht die geringste Verbindung unterhalten. Beide stehen sich feindlich gegenüber. Die Nôserier halten ihre Religion noch geheimer als die Drusen, und es ist noch Niemand gelungen, sich in dieselbe genügende Einsicht zu verschaffen.

Die fünfte Abtheilung sind die Ismaeliten oder Assasinen. Während der Kreuzzüge waren sie nach Wilhelm von Tyrus noch 60,000 Köpfe stark, jetzt mögen sie noch 9000 zählen. Eine Menge der edelsten Kreuzfahrer ist unter ihren meuchelmörderischen Dolchen verblutet. Sie waren damals unter ihren Fürsten, den Alten vom Berge so gut organisirt, daß der Ismaelit Musa el Nassâr selbst als Spion nach Frankreich geschickt wurde. Ihre Religion war ursprünglich dieselbe, wie die der Nôserier, doch unterscheiden sie sich von diesen dadurch, daß sie Ali, Muhameds Schwiegersohn, als letzte Incarnation der Gottheit ansehen. Ihren Namen und die Beimischung des Islam in ihre Religion erhielten sie ohngefähr um das Jahr 700 durch Ismael, einen Nachkommen des Chalifen Ali.

Die sechste Abtheilung der Bevölkerung Syriens sind die Metâweli oder schiitischen Muselmänner. Sie zählen etwa 110,000 Seelen und wohnen mit Ausnahme größerer Gemeinden in Damaskus und einigen andern Städten in zwei Gegenden Syriens, im Fürstenthum Baalbek und im Lande Beschara, dem südlichen Abhange des Libanon, wo sie die ganze Breite von St. Jean d'Acre bis zum See Hule inne haben. Ihre Religion ist dieselbe, welche in Persien die Staatsreligion bildet und von uns gewöhnlich die Schia, d. h. das Schisma genannt wird. Sie selber kennen diese Bezeichnung nicht. Das Wort Metâweli bedeutet Anhänger der legitimen Succession. Es ist bekannt, daß sich nach dem Tode des Propheten Muhammed unter seinen Verwandten ein heftiger Streit über die Nachfolge im Herrscheramte erhob, der zuletzt durch die Klugheit der Wittwe des Propheten und ein Compromiß mit Omar, dem Schwager des Propheten, zur Huldigung des Abu Bekr und Ausschließung des edlen und bescheidenen Ali, des Schwiegersohns des Propheten führte. Dieser Act von Ungerechtigkeit veranlaßte ein Schisma, welches die muhammedanischen Lande mit Blut überschwemmte und noch heutigen Tages fortdauert, indem die Türkei, Afrika, Arabien, Bochara, Afganistan und Nordindien dem sunnitischen Islam, d. h. der Nachfolge Abu Bekrs, die Perser nebst einigen benachbarten Staaten dem schiitischen Islam, d. h. der Nachfolge Alis anhangen. Daß bei dem tödtlichen Hasse der Sunniten gegen die Schiiten die letzteren bis auf den heutigen Tag in Syrien nicht ausgerottet wurden, beweist, daß die Türken in

Syrien niemals so zu Macht gelangt sind, daß sie die tapferen Gebirgsvölker daselbst ganz bezwungen hätten.

Die siebente Abtheilung der Bevölkerung sind endlich die sunnitischen Muselmänner. Sie sind die große Masse, auf 490,000 Seelen zu veranschlagen. Obgleich sie im Dogma mit den Osmanli übereinstimmen, so stehen sie diesen doch sehr schroff gegenüber, und zwar aus Gründen der Nationalität, denn sie betrachten die Türken als ihre Unterjocher, hassen sie wegen Aufdrängung ihrer Sprache und Gebräuche, wegen Zerstörung der arabischen Schulen und Wissenschaften, Demoralisirung des Volkes durch Corruption der Gerichtshöfe, Einführung des Branntweins und der Pädrastie, durch Geringschätzung des alten eingebornen Adels, schlechte Vertheidigung des Landes, den Raubanfällen der Beduinen gegenüber. Daher allenthalben die größte Unzufriedenheit und Erbitterung gegen die Osmanli, die häufigen Unruhen der arabischen Muselmänner. Nach der durch die Osmanli wenn nicht veranlaßten, doch verschuldeten Verbrennung der Christenstadt in Damaskus, wobei die arabischen Muselmänner ungeheure Verluste hatten, weil Handel, Fabriken, Gewerbe, alle flüssige Capitale ausschließlich in den Händen der Christen gewesen waren, erreichte die Unzufriedenheit einen so hohen Grad, daß die Consulate vom Volke förmlich belagert waren, welches eine separirte Regierung des Landes, gleich der in Egypten verlangte.

Das sind nun die hauptsächlichsten Parteien in Syrien. Sie hassen sich gegenseitig auf's Tiefste; alle stehen gegen alle auf dem Kriegsfuße, um bei der geringsten Veranlassung loszuschlagen, zu morden, zu plündern und zu brennen. Die Kriegführung ist noch die alte, wie die historischen Bücher des alten Testaments sie schildern. Es giebt keine Schonung, die Verwundeten werden getödtet, und da man die Rache der kommenden Generationen fürchtet, so werden alle männlichen Kinder gleichfalls erschlagen (die Weiber geschändet, mißhandelt und fortgeschleppt und wo es thunlich als Beischläferinnen behalten). Die Drusen allein, bei all ihrer Grausamkeit, verletzen keine Frau, bis zu der letzten blutigen Katastrophe im Jahre 1860 schonten sie selbst deren Schmuck, dessen Werth bei der Sitte des Landes nicht unbedeutend ist.

Allen diesen Parteien gegenüber stehen die Beduinen, welche auf der ganzen östlichen Länge des Landes von Diarbekr bis an den Golf von Aila ihre Tausende und aber Tausende von schwarzen Haarzelten aufgeschlagen haben und mit Schwerdt, Lanze und Luntenflinte bewaffnet, auf edlen windschnellen Stuten Tag und Nacht auf Raub ausziehen. Sie machen keinen Unterschied zwischen Christen, Juden, Muhamedanern, Drusen ꝛc. Sie haben keinen religiösen Fanatismus, weil sie keine der genannten Religionen bekennen. Ihre Religion ist die altsemitische, die man in Syrien die Abrahamitische, in der Wüste „din el Bédu", d. h. Religion der Beduinen, nennt. Sie kennen nur einen großen Gott, welcher die Menschen aus Erde geschaffen und zur Erde zurückführt, welcher das Gute und Böse am Thäter und seiner Nachkommenschaft hinieden auf der Erde und einst in einem Jenseits vergilt. Das Gute ist ihnen Ritterlichkeit, Wahrhaftigkeit im Wort und im Halten von Zusagen; das Böse ist ihnen Feigheit, Lüge und Treulosigkeit. Der Raub ist bedingungsweise gesetzlich erlaubt, so gegen die Bewohner der Dörfer und Städte, mit denen man keine Verträge hat, d. h. von denen man keinen Tribut empfängt; ferner gegen die übrigen Wüstenstämme, nachdem man eine Woche vorher den Frieden gekündigt. Bei der Plünderung von unbekannten Reisenden darf so lange nicht von der Waffe Gebrauch gemacht werden, als diese nicht mit tödtenden Waffen zur Offensive übergehen. Bei der Defensive erst dann, wenn einer der Ihrigen verwundet ist. In diesem Falle aber wird rechtlich die ganze Reisegesellschaft niedergemetzelt.

Seit der Zeit, wo Ibrahim Paschas eiserne Hand den blutigen Streitigkeitn der eben geschilderten Parteien einen Damm setzte, ist der alte Hader in immer größerer Ausdehnung wieder entbrannt. Fragt man nach der Ursache der Feindseligkeit der Türkischen Regierung gegen ihre christlichen Unterthanen in Syrien, so läßt sich antworten: die Christenheit ist der Erbfeind des Islam, mit dessen zunehmender Machtlosigkeit der Haß gegen das Christenthum gewachsen ist. In Syrien erhielt derselbe besondere Nahrung durch lokale Verhältnisse. Durch die Rührigkeit der katholischen Missionen hatten die syrischen Christen eine nicht geringe Stufe von Bildung erstiegen, vor den Massacres von 1860 sprachen Tausende von jungen Christen in Damaskus und den größeren Städten französisch (durch Handel und Industrie kamen sie in Wohlstand, durch Reisen nach Europa wurden sie vertraut mit europäischer Cultur). Man sah mit Stolz auf die Macht der christlichen Könige, und oft mußten die Türken hören, der kleinste dieser Fürsten sei im Stande, Syrien im ersten Anlauf zu nehmen. Seit dem Krimkriege hing man Glocken auf die Kirchen, ein Gräuel den Moslim, in dem christlichen Zahle ging man so weit, die Muselmänner zu nöthigen, nicht zu Pferde sondern zu Fuß in ihre Stadt zu kommen. Solche Dinge steigerten die Erbitterung der Alt-Türken und führten endlich zu jener furchtbaren Katastrophe, durch welche die ganze mittelsyrische Christenheit an den Bettelstab, über 12000 Männer in das Grab, über 500 Weiber in die Harems gebracht wurden, der unglückliche Ueberrest, welcher in die Küstenstädte geflohen war, dem Elende und der Noth Preis gegeben wurde.

Ohne die menschenfreundliche und wahrhaft großartige Hülfe der europäischen Christenheit, so wie der Amerikaner, wären auch diese Unglücklichen einem schnellen und unabweisbaren Untergange entgegen gegangen.

Noch bis zum heutigen Tage sind die Syrischen Christen nicht wieder in den Besitz ihres verlorenen Eigenthums eingesetzt oder für ihre Verluste entschädigt worden. Noch irren sie heimathlos und hülflos in den Küstenstädten umher. Der mächtige, rücksichtslose Schutz, den die englische Politik den Drusen gewährt, hat die Kraft der Syrischen Christen vollständig gebrochen; sie werden bei keinem der Rachekämpfe, zu denen sie die arabische Anschauung von Ehre und die Tradition treiben wird, Sieger bleiben, vielmehr unter den Streichen ihrer Todfeinde verbluten, wenn ihnen nicht von Europa aus Hülfe und Beistand gewährt wird.

Für kein Land der Welt ist nach Lage der Dinge der barmherzige Samariter eine größere Wohlthat als für Syrien, nicht bloß durch die unmittelbare Hülfe, die er den Kranken und Leidenden bringt, sondern in weit höherem Grade noch durch die moralische Stütze und den mächtigen Schutz, den er durch seine Institute den Verfolgten gewährt.

Die längere Erfahrung allein kann aber erst ergeben, welche Form der Einrichtung, welche Ausdehnung der Wirksamkeit die jenem Lande am meisten entsprechende und heilbringende ist. Unzweifelhaft aber ist, daß das Werk, welches Liebe und Barmherzigkeit gegründet, wie es bisher segensreich gewirkt, mehr noch in der Zukunft den

ſyriſchen Chriſten ein rettendes Aſyl, den übrigen Preußiſchen Humanitäts-Anſtalten im Orient, die einen ſo hoffnungsvollen Aufſchwung genommen, einen ſicheren Anhalt gewähren wird, daß es den Namen des hohen Ordens, der an ſeiner Geburtsſtätte noch nicht ganz verklungen, mit neuem Ruhme ſchmücken, dem Ruhme, den Geiſt ſeiner urſprünglichen Stiftung, den Geiſt des ſegenſpendenden Samariterthums hinaus getragen zu haben weit über die Gränzen des Vaterlandes an die geweihte Stätte, an der einſt ſeine Wiege ſtand! —

Die Stiftung des Hoſenbandordens.

(Von B. von Lepel.)

(Schluß.)

Froiſſant erzählt nun, nachdem auch er dieſe Thatſachen berichtet, Folgendes: Am Mittag des Tages, an welchem die Schotten abgezogen waren, kam der König Eduard. Er lagerte außerhalb der Veſte Werk und wünſchte die Dame zu ſprechen, die er ſeit ihrer Hochzeit nicht geſehen hatte. Er ging alſo mit 10 oder 12 Rittern in das Schloß, um die Gräfin von Salisbury zu begrüßen und die Spuren der Stürme zu betrachten. Die Gräfin öffnete ſelbſt die Pforten und trat dem Könige ſo ſchön, in ſo edler Haltung und ſo reich geſchmückt entgegen, daß jeder ſie bewunderte. Sie neigte ſich vor ihm, dankte ihm für ſeine Hülfe und führte ihn in das Schloß, um ihn dort zu bewirthen. Wie alle Anderen, konnte der König nicht aufhören, ſie zu betrachten; er war überzeugt, ein ſo edles, ſchönes und verführeriſches Weib niemals geſehen zu haben. So zündete Venus in ſeinem Herzen durch Cupido die Flamme der Liebe an, welche lange in ihm glühte; denn es ſchien ihm in der That kein Weib ſo zur Liebe geſchaffen, wie ſie. So traten ſie Hand in Hand in das Schloß; ſie leitete ihn in die Halle und ſodann in ſein ſchön geziertes Gemach. Und ſtets betrachtete der König die reizende Dame, ſo daß ſie verſchämt und beſtürzt wurde. Er lehnte ſich an das Fenſter und dachte an ſie, während ſie ging, die übrigen Ritter zu begrüßen und zu bewirthen, jeden nach ſeinem Stande, wie ſie ſo wohl verſtand. Sodann befahl ſie, das Mahl anzuordnen. Als dies geſchehen war, trat ſie zum König, dem ſie, wie es im Original wörtlich heißt, ſagte:

„Cher Sire, pourquoi pensez vous si fort? Tant pensez n'affiert pas à vous, ce m'est avis, sauve votre grâce; ains dussiez faire fête et joie et bonne chère, quand vous avez enchassé vos ennemis, qui ne vous ont osé attendre, et dussiez les autres laisser penser du remenant.“

Der König erwiederte: „Ha! chère dame, sachez que depuis que j'entrai ceans, m'est un songe survenu, de quoi je ne me prenois pas gardo; si m'y convient penser, et ne sais qu'avenir m'en pourra, mais je n'en puis mon coeur ôter.“

Die Gräfin ſagte hierauf: „Cher Sire, vous dussiez toujours faire bonne chère pour vos gens conforter, et laissez le penser et le muser. Dieu vous a bien aidé jusques à maintenant dans toutes vos besognes, et donné si grand grâce que vous êtes le plus douté et honoré prince des chretiens; et si le roi d'Ecosse vous a fait dépit et dommage, vous le pourrez bien amender quand vous voudrez, ainsi que autrefois avez fait. Si laissez le muser et venez en la salle, s'il vous plait, de-lez vos chevaliers; tantôt sera prêt pour diner.“

Der König aber entgegnete: „Ha! ma chère dame, autre chose me touche et git en mon coeur que vous ne pensez; car certainement le doux maintien, le parfait sens, la grand noblesse, la grâce et fine beauté, que j'ai vue et trouvée en vous mont' si surpris et entropris, qu'il convient que je sois de vous nimé; car nul escondit ne m'en pourroit ôter.“

Die edle Dame war hierüber ſehr erſchrocken und ſagte: „Ha! très cher Sire, ne me veuillez moquer, essayer, ni tenter; je ne pourrois cuider ni penser que ce fut acertes que vous dites, ni que si noble, ni si gentil prince que vous êtes, dut quérir tour ni penser pour déshonorer moi et mon mari, qui est si vaillant chevalier, et qui tant vous a servi que vous savez, et encore pour vous emprisonné. Certes, vous seriez de tel cas peu prisé et amendé; certes telle pensée oncques ne me vient en coeur, ni jà n'y viendra, si Dieu plait, pour homme qui soit né; et si je le fesoit, vous m'en devriez blamer, non pas blamer sentement, mais mon corps justifier et d'emembrer, pour donner l'exemple ans autres d'être loyales à leurs maris.“

Die Gräfin verließ darauf den tief bewegten König und ordnete das Mahl im Saale an, zu welchem ſodann der König erſchien und unter ſeinen Rittern an der Seite der Dame Platz nahm. Er ſpeiſte wenig, denn Anderes erfüllte ihn, woran er allein bei dem Mahle dachte; er betrachtete die Dame und ihre edle Haltung. Alle Ritter verwunderten ſich darüber; ſie hatten ihn nie ſo geſehen. Doch ſeitdem wurde der König viel heiterer und freundlicher und gab viele ſchöne Feſte, große Verſammlungen von Rittern und Damen, Alles wegen ſeiner Liebe zur Gräfin von Salisbury.

An jenem Tag aber blieb der König auf dem Schloſſe gedankenvoll und betrübt; denn er wußte nicht, was zu thun. Ehre und Rechtlichkeit verboten ihm, die Ehre einer ſo herrlichen Frau, der Gattin eines tapferen und treuen Ritters zu verletzen; aber die Liebe zog ihn nur noch ſtärker zu ihr hin. Am nächſten Morgen brach er mit ſeinem Heere zur Verfolgung der Schotten auf. Er nahm von der Gräfin mit folgenden Worten Abſchied: „Ma chère Dame, à Dieu vous recommande jusques à revenir; je vous prie que vous veuillez aviser et autrement être conseillée que vous ne m'avez dit.“ Sie aber anwortete: „Cher Sire, le père glorieux vous veuille conduire et ôter de mauvaise et vilaine pensée et dèshonorable, car je suis et serai toujours apareillée à vous servir à votre honneur et à la moye.“

Später erzählte Froiſſant weiter: „Ihr habt geſehen, wie der König von Liebe durchdrungen war für die edle Dame Alips (Alice) Gräfin von Salisbury, daß er ſich nicht überwinden konnte, denn dieſe Liebe erfüllte ihn Tag und Nacht ſo und vergegenwärtigte ihm die Schönheit der Dame ſo ſehr, daß er ſich nicht zu rathen wußte und nicht beachtete, daß der Graf von Salisbury ſein treueſter Rathgeber und ſein beſter Diener war. Um dieſer Liebe willen und um die Dame wieder zu ſehen veranſtaltete er ein großes Turnier in London und lud Ritter und Damen dazu ein. Beſonders befahl er auch dem Grafen von Salisbury, ſeine Gattin mitzubringen. Der Graf gehorchte gern, denn er ahnte nichts Böſes; ſie ſelbſt aber erſchien ſehr ungern, denn ſie wußte, weshalb ſie kommen ſollte, aber ſie wagte nicht, ſich ihrem Gemahl zu entdecken.“

So weit Froiſſant. Wir haben dieſe Epiſode in ihrer vollen Ausführlichkeit wiedergeben müſſen; ſie gewährt einen Blick in den Charakter der Zeit und iſt ein erhebliches Moment für unſere Darſtellung.

Die Erzählung von der Liebe des Königs ſteht nämlich mit andern geſchichtlichen Zeugniſſen und mit der alten Tradition des engliſchen Volkes über die Stiftung des Hoſenbandordens in enger Verbindung.

Polydor Virgilius, Archidiakonus von Wells, erzählt in ſeiner Geſchichte Englands (Anglicae Historiae libri viginti septem. Basil. 1555. Lib. XIX.): „Der

König Eduard III. setzte den Hosenbandorden ein u. s. w. Ueber die Ursache dieser Stiftung wird viel gestritten. Das Gerücht aber geht im Volke, daß der König einst das auf die Erde gefallene Strumpfband der Königin oder einer seiner Freundinnen aufgehoben, und daß er dabei einigen der Ritter, die dies gesehen und darüber gescherzt hätten, zugerufen habe, bald werde von ihnen diesem Bande die höchste Ehre erwiesen werden, und bald darauf habe er den Orden eingesetzt, und ihm den Namen gegeben, durch welchen bezeugt werden sollte, daß er gegen jene Ritter Wort gehalten habe u. s. w."

Ferner citirt Selden eine Stelle aus der Chronik „les grandes Chroniques de Bretagne," wahrscheinlich von einem französischen Gesandten am Hofe Heinrich's VIII. von England herrührend. Es wird der Stiftung des Ordens gedacht und gesagt, das Motto: „honny soit qui mal y pense" rühre davon her, daß in Gegenwart des Königs ein Ritter dies beim Tanz zur Erde gefallene blaue Strumpfband einer jungen Dame aufgenommen und dabei jene Worte ausgerufen habe. Dieser Vorfall also, der dem Könige selbst begegnet sein soll, verknüpft die Tradition des englischen Volkes mit jener Liebe des Königs zur Gräfin von Salisbury, indem diese die Dame gewesen sein soll, welche ihr Strumpfband verloren, und die Form der Ordensdekoration mit ihrem Motto soll in diesem Vorfall ihren Ursprung gefunden haben. Die meisten englischen Geschichtsforscher über den Orden widersprechen dem, sie sind aber alle außer Stande, eine andere, irgend haltbare Ursache der Entstehung anzugeben.

Betrachtet man aber das Ungewöhnliche dieser Dekoration und das Motto, und erwägt man die Sitte jener Zeit, so liegt hierin immer eine Art Beglaubigung für jene Annahme, obwohl es immer auffallend bleibt, daß Froissant, trotz seiner Vorliebe für die Erzählung galanter Abenteuer, gerade darüber schweigt. Das Mittelalter und vorzugsweise sein ritterlicher Geist liebte Sinnsprüche und Devisen als Kennzeichen der Denkart und der Zwecke des Trägers. Der Glanz der äußern Ausstattung beförderte diese Sitte; die Turniere und Waffenspiele forderten sie; denn die Devise war das Symbol, unter welchem der Ritter kämpfen, für dessen Reinheit und Würde er eintreten wollte. Auch Eduard III. liebte den Brauch. Von ihm rühret der Wahrspruch her, den noch jetzt das Wappen Englands führt: Dieu et mon droit"; er sollte seine Rechte auf die Krone Frankreichs, gegenüber dem Hause Valois, ausdrucksvoll bezeichnen; er nahm zahlreiche Devisen für verschiedene Feste an, die oft aus anscheinend ganz gleichgültiger Veranlassung gewählt wurden, und mehr erotischen als martialischen Charakters waren. So war es denn namentlich Sitte, eine Devise zu wählen, die auf ein zartes Verhältniß zu der Dame des Herzens, auf ihre Neigungen, auf ihre Schicksale hindeutete. Huldigung der Frauen und Achtung ihrer Würde galt als Schmuck ächter Ritterlichkeit. Dieses Gefühl aber wird durch das Motto „honny soit qui mal y pense" vorzugsweise ausgedrückt, wenn man damit den Sinn verbindet, welchen die Form der Dekoration, das Strumpfband, stillschweigend andeutet. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß ein Vorfall mit einer Dame bei Hofe, wie jenes Verlieren ihres Strumpfbandes vor den Augen der Versammlung und der Spott der Höflinge darüber und über die möglichen Beziehungen des Finders zu der Dame, das Zartgefühl der letzteren empfindlich verletzt hat, und daß der König die Ehre der Dame in glanzvoller Weise wahren, auch damit dem schönen Geschlechte selbst seine Huldigung darbringen wollte, indem er für den, freilich aus anderer Ursache entstandenen, Orden die Dekoration mit dem Motto annahm. Ja es ist wahrscheinlich, daß er bei diesem Vorfalle persönlich betheiligt gewesen ist und selbst die Worte ausgesprochen hat, deren drohend abwehrender Charakter nur in dem Munde des Königs selbst seine Bedeutung gewinnen konnte. Eine andere Erklärung ist geradezu undenkbar; zudem ist jene Tradition des englischen Volkes eine immer beachtenswerthe Gewähr für die geschichtliche Begründung; sie war bereits zur Zeit Heinrich's VII. vorhanden, und es ist ja vorzugsweise der Charakter des englischen Volkes, an seinen geschichtlichen Traditionen mit besonderer Treue festzuhalten.

Daß nun aber die oben erwähnte Gräfin von Salisbury, welche der König nach der Erzählung Froissarts so leidenschaftlich geliebt, die Dame gewesen sei, mit welcher sich jener Vorfall ereignet, das ist nicht wohl anzunehmen. William Montacute oder Montagu, Graf von Salisbury, welcher sich in der ersten Hälfte der Regierung Eduards III. als Krieger und Staatsmann auszeichnete, war mit Catharina, Tochter des Lords William Grandison, vermählt. Er starb im Januar 1344 in Folge von Wunden, die er bei einem Turnier in Windsor erhalten hatte. Seine so eben erwähnte Gemahlin starb als Wittwe am 23. April 1349. Sie muß, wie das Alter ihrer Kinder zeigt, damals bereits in vorgerücktem Alter gewesen sein. Wenn sie also, obwohl Wittwe, auch bei den Festlichkeiten in den Jahren 1347 und 1348, welche zur Stiftung des Ordens geführt haben, gegenwärtig gewesen sein mag, so wird sie doch schwerlich bei ihrem damaligen Alter die Veranlassung zu einer Huldigung gegeben haben, die, wenn sie auch ihrem ganzen Geschlechte gelten sollte, doch zunächst nur der jugendlichen Schönheit gebracht sein wird. Daß aber wiederum der Vorfall, der Zeit nach, der Stiftung des Ordens nahe liegen mußte, versteht sich von selbst. Dadurch widerlegt sich denn auch die Annahme, daß der Vorfall sich bald nach jener von Froissart erzählten Begegnung des Königs mit der Gräfin von Salisbury im Jahre 1342 ereignet haben könne.

Will man aber mit der Tradition den Namen Salisbury festhalten, so findet sich noch eine andere Gräfin dieses Namens, auf welche, der Zeit nach, die Erzählung sich beziehen könnte. Es war dies die schöne gefeierte Jeane Plantagenet, bekannt unter dem Namen der fair Maid of Kent, Enkelin Eduards I., also Nichte Eduards III., Tochter von Edmund und Schwester und Erbin von John, Grafen von Kent. Sie war zur Zeit der Feste, welche dem Orden die Entstehung gaben, etwa 19 Jahr alt, und damals vermählt an den ältesten Sohn und Nachfolger jenes oben genannten Salisbury, nämlich an den gleichnamigen William Montacute, Grafen von Salisbury, dessen oben unter den ersten Ordensrittern unter 7 gedacht ist. Ihre Ehe ward 1349 durch den Papst aufgelöst, weil Thomas Holand ältere und besser begründete Rechte auf ihre Hand behauptete. Sie heirathete hierauf diesen Thomas Holand (oben unter 14 unter den Ordensrittern), und, nach dessen im Jahre 1360 erfolgten Tode, am 10. October 1361 Eduard, Prinzen von Wales — den schwarzen Prinzen — dem sie den späteren König Richard III. gebar. Sie also könnte der Gegenstand jener Huldigung gewesen sein, zumal ihre durch ganz England gerühmte Schönheit dazu sehr wohl die besondere Veranlassung gegeben haben kann. Der Umstand, daß von einer Liebe des Königs zu ihr Nichts berichtet wird, würde solcher Annahme natürlich nicht entgegenstehen.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Unter dem Ehrenritter A. von Winterfeld verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 6. August 1862. **Nr. 32.**

Balivus Redivivus.

Die wiederaufgerichtete Ballei Brandenburg.

(Zur Erinnerung an den 15. October 1852 und den 17. Mai 1853.
Gedicht von George Heseliel.)

„Preux chevalier, la gloire vous appelle,
L'honneur vous dit de marcher sous sa loi,
Vous le jurez, vous serez fidèle,
Preux chevalier veut mourir pour sa foi!"

I. Ordia prima.

1806.

Die Stürme fuhren gewaltig über das Vaterland,
Der Riesendegen blitzte in des Vertilgers Hand,
Die Preußischen Schwerter brachen unter seinem Schlag —
Das war der Tag von Jena, Preußens dunkelster Tag!
In wüste Trümmer gebrochen, sank, was die Väter gebaut,
Worauf die Enkel so lange mit Stolz und Liebe geschaut;
Gelähmt die Adlerschwinge, die zur Sonne uns trug,
Der ganze Ruhm von Preußen ein blutiges Leichentuch.
Verloren, Alles verloren, was Hohenzollern schuf —
Und durch die Lande kreischte der helle Jammerruf:
Das ganze Reich verloren, die große Geschichte hin,
Weh mir, daß ich geboren und ein Preuße bin!
Halt ein! was ist verloren, da noch der König steht?
Umringt von seinen Getreuen, von den alten Fahnen umweht,
Von Friedrich's gewaltigen Fahnen im siebenjährigen Krieg,
Ihr Rauschen klingt wie Mahnen zu Kampf und neuem Sieg!
Dem wilden Wetter entgegen! des Königs Fahne fliegt!
Auch Friedrich wurde geschlagen, aber niemals besiegt —
Dem wilden Wetter entgegen! und käme die ganze Welt,
Und ginge Alles zu Grunde, aber Preußen hält.
Zornig brauste zum Kampfe die stolze Adlerbrut,
Da tauchten Fittig und Fänge sich tief in heißes Blut,
Da brach durch düst're Wolken der erste Strahl vom Licht,
Da war noch Alles verloren, aber die Ehre nicht.
Des Reiches volle Hälfte war des Kampfs Gewinn,
Die andre warf der Sieger dem Bruder Jerôme hin.
Wie brannte die tiefe Wunde! doch war's für heute verspielt,
Das Unglück war entsetzlich, — aber Preußen hielt!

1811.

Ja, Preußen hat gehalten, was auch zum Opfer fiel,
Es galt ein rastlos Ringen Schritt für Schritt zum Ziel;
Das Liebste von unserm Herzen, wir rissen's mit eigner Hand,
Wir gaben's mit nassem Auge für König und Vaterland;
Wir plünderten der Väter uralten Ehrenschrein,
Wir brachen aus goldner Fassung manch prächtig Edelgestein,
Durch Preußens Lande wehte ein hochgemuther Sinn,
Das Liebste und das Beste, wir gaben's in Treuen hin;
Manch' uralt edle Stiftung und manchen theuren Brauch,
Wir gaben Alles für Preußen und wir gaben das auch,
Wir sprachen mit schwerem Herzen, aber entschlossen: es sei!
Da brachten wir zum Opfer auch die Ordens-Ballei —
Den Zweig vom großen Orden, das stolze Meisterthum,
Der Ahnen edle Stiftung, der Väter Ehr' und Ruhm —
Der alte Bau zerbrochen; wohlan! es mußte sein!
Er gab zum Neubau von Preußen manch festen Quaderstein.

1852—1853.

Ein Menschen-Alter verflossen, Geschlechter wurden jung,
Vom alten Meisterthume kaum noch Erinnerung —
Noch gab es Johanniter, doch einte sie kein Band,
Auch weihte sie kein Schwertstreich von des Meisters Hand.
Sie trugen das Kreuz von Linnen und auch das rothe Kleid,
Sie übten auch im Stillen wohl Barmherzigkeit,
Doch Sanct Johannis-Minne selbst beim Gedächtniß-Mahl
Vergessen, und verloren der Orden vom Spital.
Nur Einer hat nimmer vergessen, nur Einer hat immer gedacht
Des alten gewaltigen Ordens doppelter Kraft und Macht,
Das war der König selber, der König auf dem Thron,
Der alten Ordensbeschirmer gerechter Erbe und Sohn;
Das war Herr Friedrich Wilhelm, der König hehr und mild,
Des rechten christlichen Königs unvergleichliches Bild,
Ein rettend Bollwerk weiter in die Fluth der Zeit
Warf er den alten Orden der Barmherzigkeit;
Zu hemmen des Verderbens übergewaltigen Lauf,
Rief Er zu neuem Kampfe die alten Ritter auf:
„Christi Feinde zu dämpfen, zu dienen der Krankheit und Noth,
Das ist der Johanniter uraltes Aufgebot."
„Es giebt der Feinde Christi noch immer übergenug,
Und Tausend kranke Brüder nagen am Hungertuch;
Heran, Comthur und Ritter! auf meinem eigenen Thron
Ich stecke aus das Banner, die „Fahne der Religion!"
„Die alten Commendatoren beruf' ich zu dieser Frist
Und Alles, was vom Orden noch kräftig am Leben ist,
Den Herrenmeister zu küren nach altem Brauche frei
Unter meinem Schutze für Brandenburgs Ballei!"
Der König hat's gesprochen, die „Fahne der Religion",
Sie wehte stolz erhaben von Preußens Königsthron —
Da regte sich's gewaltig in mancher Mannesbrust,
Da wurden die Johanniter sich ihres Berufs bewußt!

II. Solemnia sacra.

1. Introductio.

Im Charlottenburger Schlosse
Wird der große Zweig vom alten,
Ruhm- und ehrenreichen Orden
Sanct Johannis vom Spitale
In der Stadt Jerusalem,
Ernst und freudig heut gepflanzet.

Daß er wachſe, grüne, blühe
In der Zukunft ferne Zeiten
Und die reichſten Früchte trage,
Früchte, die zu Gottes Ehre
Und der Menſchen Wohlgefallen.
Die Ballen in Mark und Sachſen,
Wendland, Pommern neu errichtet
Soll ihr edles Haupt empfangen,
Ihren erſten Herrenmeiſter
Nach ſo langer Unterbrechung
Auf Geheiß des hohen Schirmherrn.
Ernſte Glockentöne klingen
Durch des Königsſchloſſes Hallen,
Und in feierlicher Reihe
Ziehn Gebietiger des Ordens,
Ritter, Pagen und Beamte
Frommen Sinnes zur Kapelle.
Jetzt ein Marſchall mit dem Stabe
Führt zuerſt herein die Pagen,
Die auf ſchwarzen Sammet-Kiſſen
Stolz die Ordens-Mäntel tragen.
Folgen dann zwei Ehrenritter
Mit dem Ordensſchmuck des Prinzen,
Der, zum erſten Herrenmeiſter
Freudig auserkoren, heute
Seine Weihen ſoll empfangen;
Paarweis dann die Candidaten,
Welche ſchon das Kreuz getragen
Und des Ritterſchlages harren.
Abermals ein Ehrenmarſchall
Tritt voran den Auserwählten
Mit des Meiſters Hut und Mantel
Und dem Ritter, der des Meiſters
Kreuz trägt auf dem ſammtnen Kiſſen.
Dann der Johanniter-Hauptmann,
Der das Schwert des Ordens führet,
Und der Ordens-Secretair
Mit dem Evangelien-Buche;
Neben ihm der Ordens-Kanzler,
Der des Meiſterthumes Siegel
In dem reichgeſtickten Beutel
Trägt an ſeinem linken Arme.
Hinter ihm zwei edle Greiſe,
Trümmer von dem Meiſterthume,
Wie es einſt in dieſen Landen
Groß und ruhmreich hat beſtanden:
Graf zu Stolberg-Wernigrode
Und Graf Henckel-Donnersmarck,
Die Comthure ſind des Ordens
Und des Meiſterthumes Säulen.
Endlich der Prinz Carl von Preußen,
Feſten Blickes, ſtolzen Schrittes,
Der als Haupt des edeln Ordens
Deſſen Würde, deſſen Bürde
Tragen ſoll zu Gottes Ehre.
Ihn geleiten Commiſſare,
Die der Schirmherr ſeines Ordens
Zu dem Act der Wahl verordnet.
In der Kirche aber harrte
Schon des Meiſterthums Beſchützer,
Friedrich Wilhelm, der Vielmilde,
Und ſein Königliches Haus.

Orgelklang, Chorgeſang: Jauchzet dem Herrn ꝛc. Pſalm 100.

Pſalmenſänge, Orgelklänge
Klopfen mahnend an die Herzen,
Grüßen mit den heil'gen Grüßen,
Die Jahrhunderte ſchon klingen,
Heißen Alle froh willkommen
An der dreifach heil'gen Stätte.
Alle nehmen ihre Plätze,
Lauſchen ſtill dem Worte Gottes,
Das ſein Diener froh verkündet
Von der Höhe des Altares
Bis zum vollen Chorgeſang:

Gemeinde und Chor: Komm heiliger Geiſt, HErre Gott ꝛc.

Zu dem unbeſetzten Stuhle,
Zu dem Ehrenplatz des Meiſters,
Tritt der Senior des Ordens,
Legt die Linke auf die Lehne:
Hinter ihm der Ordens-Kanzler
Und der Ordens-Secretair.
Alle haben ſich erhoben —
Tiefe, heil'ge Stille wehet
Durch des Gotteshauſes Räume,
Und die hellen Sonnenſtrahlen
Leuchten freundlich ſegnend nieder.
Zu dem Stuhl des Meiſters ſchreitet
Feſten Schritts Prinz Carl von Preußen,
Recht ein Königlicher Prinz;
Da erklingt des Seniors Frage:
„Prinz, was iſt hier Dein Begehr?“
„„Ich will,““ rief der Prinz voll Würde,
„„In den ritterlichen Orden
„„Sanct Johannis vom Spital
„„In der Stadt Jeruſalem
„„Auf- und angenommen ſein!““
„Wenn Du willſt des Ordens Regel,“
Sprach der greiſe Senior wieder,
„Achten und Dich halten willſt
„Wie ein rechter Ritterbruder,
„Sei erfüllet Dein Begehren!“
„„Das verſprech ich!““ rief der Prinz,
Beugte auf die Kniebank nieder,
Die ihm raſch die Pagen ſtellten,
Darauf ſtill ſein rechtes Knie,
Legt' die beiden erſten Finger
Seiner ritterlichen Rechten
Ernſt auf's Evangelienbuch,
Das der Secretair des Ordens
Offen ihm entgegenhielt.
Feierlich des Ordens Kanzler
Las den heil'gen Eid der Ritter,
Und der Prinz mit lauter Stimme
Sprach ſein feſtes: „Ich gelobe!“
Und erhub ſich ſtolz und hoch. —
Zweie mit den Marſchallſtäben
Traten nun dem Prinzen vor,
Den die beiden Alt-Comthure
Langſam zum Altare führten.
Vor dem Altar kniet' Er nieder,
Und im ſelben Augenblicke
Zog der Hauptmann der Ballen
Blitzend aus des Ordens Schwert,
Legt die Scheide auf den Altar,
In die Hand des Senioren
Die gewalt'ge Kreuzgriffklinge.
Dreimal hub das Schwert ſich funkelnd,
Wie ſich ritterliche Seelen
Immerdar nach oben ſchwingen,
Dreimal ſank es blitzend nieder,

Wie sich ritterliche Seelen
In den Strom des Lebens senken,
Um die Perlen d'raus zu retten;
Dreimal hub das Schwert sich funkelnd,
Dreimal sank es blitzend nieder
Auf des Prinzen linke Schulter,
Und der Senior sprach erhaben:
„Sei Du Ritter und gerecht!"

Trompeten und Pauken.

Unter feierlichen Klängen
Birgt der Ordenshauptmann sorglich
Nun des Schwertes edle Klinge,
Hoch die Spitze aufrecht haltend
Tritt er dem Altar zur Seite;
Doch den Königlichen Ritter
Führen die Comthure Beide
Wiederum zu Seinem Sitze;
Schmücken froh Ihn mit dem Kreuze,
Kleiden Ihn mit Sanct Johannis,
Mit der Liebe, Rittermantel.
Drauf mit feierlicher Stimme
Las den Vorhalt des Gelübdes
Nun der Ordens-Secretair,
Und es gab der Prinz den Handschlag.

Chorgesang: Herr Gott, Du bist unsre Zuflucht für und für ꝛc. Psalm 90, 1.

---

2. Installatio.

Trompeten und Pauken.

Chorgesang: Du Hirte Israel höre ꝛc. Psalm 80, 1.

Als die letzten Psalmenklänge
Mild wie Balsam niederflossen,
Las der Secretair des Ordens
Deutlich vor die Protokolle,
Gab den Wahlbrief an den Senior,
Der ihn dann dem Prinzen reichte;
Aus des Prinzens Hand empfing ihn
Graf Sekerka Wrschowetze,
Der des Prinzen Waffenträger.
Auf des Meisterstuhles Lehne
Sich mit seiner Linken stützend,
Fragt' der Senior des Ordens:
„Sind Sie ernstlich jetzt gesonnen
„Feierlich den Eid zu leisten,
„Daß als künft'ges Haupt und Meister
„Dieses Ordens Sie die Pflichten
„Ihres Amtes treu erfüllen
„Und danach sich halten wollen?"
„„Ja und Amen!"" sprach der Prinz.
Zum Altare ihn geleiten
Die Comthure, die Beamten
Und des Königs Commissare.
Abermals das Schwert des Ordens
Blitzend zog es aus der Hauptmann,
Würdig beugt der Prinz Sein Knie.
Und des Schwertes blanke Klinge,
Blanker Ritterehre Zeichen,
Hielt der Senior Ihm vor;
Darauf las der Ordens-Kanzler
Feierlich den Eid des Meisters;
Auf den Knauf des Schwertes legte
Nun der Prinz zum Schwur die Finger.
„„Ich gelobe!"" sprach Er deutlich
Und erhub Sich von der Kniebank.
Leuchtend streckt der Ordenshauptmann
Das entblößte Schwert des Ordens
Jetzt zum Himmel stolz empor
Und rief aus mit starker Stimme:
„Das entblößte Schwert des Ordens
„Halt' ich hoch empor zum Zeichen,
„Daß der Orden Sanct Johannis
„Wieder einen Meister hat!"

Trompeten und Pauken.

Jubelklänge und Fanfaren,
Paukenwirbel grüßen festlich
Jetzt den neuen Herrenmeister,
Den sie mit dem Mantel kleiden,
Mit dem Kreuz, dem Hut des Meisters,
Dem der Senior endlich bietet
Auch das Schwert des hohen Ordens
Mit dem Wunsch gerechter Führung.
Jetzt durchlauchtigst und hochwürdigst,
Nahm das Schwert der Herrenmeister,
Nahm's mit einem festen Griffe
Und mit einer milden Hand;
Denn zu diesem Ordensschwerte,
Da bedarf's nicht nur der Stärke,
Da bedarf es auch der Milde.
Darauf trat der Herrenmeister
Zu dem Königlichen Bruder
Und empfahl, sich und den Orden,
Königlicher Huld und Gnade.
Friedrich Wilhelms Auge strahlte,
Keiner wird es je vergessen,
Der ihn sah in jener Stunde!
Aufgerichtet, neubegründet
Die Balley von Brandenburg,
Aufgerichtet, neubegründet
Herberg' der Barmherzigkeit!

---

3. Ense stricto.

Auf des Meisters hohem Stuhle
Sitzt Prinz Carl von Preußen mächtig,
Um des Herrenmeisterthumes
Nun zum ersten Mal zu walten.
Marschall, Ritter, Pagen bilden
Um den Sitz den weiten Kreis.

Chorgesang: Ihr, die ihr Christi Namen nennt ꝛc.

Als verstummt die Orgelklänge,
Hat bedeckt sein Haupt der Meister
Und die Ritter-Candidaten
Ernst um ihr Begehr befragt.
Sagte dann, kraft seines Amtes,
Die Erfüllung Allen zu;
Ließ den heil'gen Eid sie leisten
Und sie dann von den Comthuren,
Als des Ritterschlages Zeugen,
Zu des Altars Stufen führen.
Dreimal schlug der Meister Jedem
Mit dem blanken Ordensschwerte
Feierlich die linke Schulter,
Und gewaltig klang die Stimme
Durch des Gotteshauses Halle:

Besser Ritter als Knecht!

Trompeten und Pauken.

Zu des Meisters hohem Stuhle
Traten dann die Ritter einzeln
Und empfingen Kreuz und Mantel
Aus des Meisters eigner Hand.

Er empfing dafür den Handschlag
Von den Rittern vollen Rechtes.
Darauf trat des Wortes Diener
Vor den Altar und verkündet
Laut das Evangelium.
Joh. 10, V. 1—10.
Chorgesang: Ehre sei Dir, Herr! ꝛc.
Symbolum Nicaenum.
Collecta
Chorgesang: Te Deum laudamus.
Segen.
Offrande.
Exeunt omnes!

III. Glorificatio.

Und was an jenem Tage so feierlich begann,
Das heißt nach manchem Jahre uns heut nun wohl gethan;
Des Ordens frische Zweige, sie grünen weit und breit,
Die Herberg' ist geöffnet der Barmherzigkeit.
Das that vom ew'gen Lichte ein wunderbarer Strahl,
Belebend und erweckend die Ritter vom Spital,
Den hat Herr Friedrich Wilhelm dem Meisterthum erfleht,
Es ist der Geist des Königs, der frisch im Orden weht!
Der Geist voll Lieb' und Treue, voll Milde und voll Kraft —
O, bliebe wach der ewig in dieser Ritterschaft!
Sie blühte in der Zukunft entfernte Zeiten hin,
Sich selber und der Menschheit unsterblicher Gewinn!
Der König ist geschieden, der die Balley erweckt,
Doch hält die Hand sein Bruder fest schirmend ausgestreckt,
Er wahrt vom Bruder-Erbe dies edle Stück mit Lust,
Er hegt den Geist des Ordens auch in der eignen Brust.
Der König ist geschieden, der die Balley erneut,
Doch blieb ihr noch der Meister, der sich der Huld gefreut,
Noch hat Prinz Carl von Preußen des Meisters hohen Sitz,
Noch liegt in seiner Rechten des Ordensschwertes Blitz.
Noch ist des Meisters Treue der Zukunft theures Pfand,
Noch hält er fest den Orden in seiner starken Hand,
Solch' Glück, es ward den Rittern nicht unverdient zu Theil,
D'rum Heil dem hohen Meister, dem Orden Glück und Heil!

Dschem-Kamad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Der Morgen des 23. Juli 1482 sah die Bevölkerung von ganz Rhodos auf den Beinen. Die Einwohnerschaft, wohl zu jener Blüthezeit der Stadt an 100,000 Seelen stark, abgerechnet die Ordensritter, die stehenden Soldtruppen, die Soldaten und Matrosen der Ordens-Marine, ferner die Garden des Großmeisters, welche zusammen an 20,000 kampfgewohnte Männer in sich schlossen, hatte sich im Festschmuck versammelt und drängte sich mit geräuschvoller Fröhlichkeit durch die Straßen, welche, namentlich um den Platz Etienne und die Ordensstadt selbst, mit grünen Reisern, Laubwerk und Blumen bestreut und geschmückt waren. Aus den Fenstern, von Balkonen und Erkern hernieder hingen kostbare Teppiche, Guirlanden und Festons und spannten sich über die Straßen; die bunten Paniere aller Ordenszungen wehten von den Auberge, die zwei großen Ordenshospize trugen auf ihrem Dache die himmelblaue Fahne mit schweren goldnen Franzen, in welche das bleiche Haupt des Täufers auf der goldnen Schüssel gewirkt war. Von der Meisterburg aber rauschte das große rothe Ordensbanner mit dem Balkenkreuz, weit in der See erkennbar! Alles drängte sich der Ritterstadt, dem Platze Etienne, dem Katharinenthor und großen Hafen zu, in welchem alle Schiffe geflaggt hatten, auf deren Masten und Raaen sich das tolle Volk der Matrosen festlich geschmückt wiegte. Die Dächer der Häuser und Buden waren mit erwartungsvollen Gaffern besetzt, die schönen Frauen und Mädchen von Rhodos lehnten in den Fenstern, Erkern und auf den Balkonen. Dazu der tiefblaue Himmel mit leuchtendem Sonnenglanz erfüllt, die bunten Trachten fremder, handeltreibender Völker, rhodisischer Bürger und ihrer Frauen, der Juden, die, unterm Ordensschutze weniger verschüchtert, aus ihrem Ghetto kamen, die Sammet- und Seidengewänder der Edelleute, ihrer Damen und Diener, welche in Rhodos lebten und den Hof des Großmeisters besuchten, dies Alles bot ein Bild von Reichthum, Poesie und Naturschönheit, wie es feenhafter kein Ort der Erde, keine Epoche des Mittelalters zu bieten vermochte. Die Ueppigkeit, der Sinnengenuß, die schwelgerische Natur des Morgenlandes reichte hier der Romantik des christlichen Ritterthums des Nordens die Hand, und wie die syrischen Lieder mit denen der Provence, Deutschlands und Englands zusammen rannen, das Ginnenmärchen neben der Legende und den Aventuren die Herzen berauschte, so klang auch der Glocken- und Orgelton von St. Jean herüber, ohne sich durch das Gebet der Synagoge und der kleinen Moschee, ohnweit der ersteren, entehrt zu fühlen, ein schönes Bild humaner Toleranz, die ihres Glaubens sich zu sicher weiß, um Andren den offenen Erguß Ihrer Empfindungen über das Göttliche zu mißgönnen. —

Wem aber galt diese außerordentliche Feier? —

Dem Siege Johannes, einem Siege, dessen Bedeutsamkeit bald das Morgen- und Abendland in Bewegung setzen sollte! Noch waren es nicht drei Jahre her, daß der mächtige Mahmud II., der Sieger in hundert Schlachten, der Eroberer des ganzen Orients, Rhodos fruchtlos belagert hatte und verzweifelt starb, und heute zog Dschem, sein Lieblingssohn, Hülfe und Schutz suchend in Rhodos ein, unter dem Kreuz ein Asyl, bei dem größten, unbezwungnen Feinde seines Vaters Recht und Erbarmen suchend! —

Schon vier Tage vorher hatte der flüchtige Sultan glücklich unterm Ordensgeleite die carische Küste und Physkus erreicht, wo die Galeere des Großmeisters ihn erwartete, er sich also außer Gefahr befand. Die Reise bis dahin war indeß nicht ohne Anfechtung abgegangen, denn die beiden, seinem Bruder Bajesid ergebenen, längst gefürchteten Befehlshaber von Laodicäe und Segalesch hatten Wind bekommen und ihm mit 600 Mann den Weg verlegt, um ihn aufzuheben. So gab's denn einen harten Strauß, bei welchem einige Ordensritter und über ein Dutzend leichter Reiter das Leben lassen mußten, theils verwundet wurden. Die ritterliche Art aber, wie die Brüder St. Johann ihn geschützt, wie Graf Mortemar den tollköpfigen Amurad und den Thagi-Chan mit höchster Lebensgefahr aus den Gegnern herausgehauen, hatte auf den Fürsten einen tiefen Eindruck gemacht. Als endlich nach zweistündigem, heißen Kampfe die Truppen Bajesids das Feld in wirrer Flucht geräumt und der mit Wunden bedeckte Mortemar aus dem Getümmel gebracht wurde,

war Sultan Dschem vom Pferde gestiegen, ihm entgegen geeilt, um ihm mit nassem Auge für das Leben seines Sohnes zu danken und befahl dann den Frauen, die Tragbetten zu verlassen, um Mortemar und seine verwundeten, ritterlichen Genossen in dieselben zu legen. Zwar machte Villiers Einwendungen, aber Dschem und Amurad schworen, lieber mit Weibern und Kindern zu Fuß zu gehen, ehe sie undankbar seien. Die Frauen legten demnach den Rest der Reise auf Dromedaren zurück, und erkundigten sich oft nach den Verwundeten, die Alfaki pflegen mußte. Dies großherzige Benehmen der gestürzten Fürstenfamilie verfehlte nicht de Villiers und die Ritter für sie unendlich einzunehmen, besonders Dschem, Amurad und Tagi-Chan hatten durch Muth und Liebenswürdigkeit alle Herzen gewonnen. Als sie Pyskos glücklich erreicht hatten, war bereits die Kunde des bestandenen Kampfes ihnen vorausgeeilt. Sie wurden feierlichst von Don Alvar de Suniga, Groß-Prior von Aragonien und Drapier des Ordens, nebst den Großkreuzen aller Zungen empfangen.*) Diese und ein Theil der großmeisterlichen Garden sollten den Fürsten nach Rhodos geleiten. Der Großmeister hatte seinen eignen Oberstallmeister und den Maitre de Garderobe mit einer glänzenden Ausstattung gesendet, damit, wie Suniga sagte: „der Herrscher des Orients, der Freund und Bundesgenosse des Ordens nicht arm und unköniglich in seine neue Heimath komme!"

Amurad hatte nicht zu viel gesagt, wenn er behauptete, in Rhodos werde sich die ganze Lage seiner Familie ändern. In Pyskos angelangt, von dem Benehmen des Ordens gerührt und geschmeichelt, ward Dschems Blick freier, sein Herz begann sich zu beruhigen, und alle trüben Zweifel und Ahnungen zu verbannen. Das erste Mal, seit er Scutari meiden mußte, sank er mit den Seinen zufrieden auf das Ruhekissen, und hoffnungsreiche, leuchtende Träume umwogten ihren Schlummer. Am nächsten Morgen, von Suniga, Villiers, den gesammten Großkreuzen und Rittern geleitet, bestieg der Sultan mit seiner Familie die Großmeistergaleere. Der Anker hob sich aus den Wellen! Einen schwermüthigen Blick hinüber gen Stambul ließ der Entthronte schweifen, die Ruder senkten sich im Takte und dahin rauschte das Fahrzeug, gefolgt von sechs anderen Ordensgaleeren, den Schnabel nach Rhodos gewendet. — Die Fahrt von Pyskos nach Rhodos, sonst in einem Tage und einer Nacht zurückgelegt, dauerte wegen plötzlich stürmischen Wetters über zwei Tage, und man war herzlich froh, als man an Chrio in der Bucht von Telmissus anlegen konnte. Es war grade, als würfen die Wogen den fliehenden Fürsten wieder nach Asien zurück, als wolle der Orient ihn so lange wie möglich an sich fesseln. Zu Telmissus nächtigten sie also noch einmal auf asiatischem Gebiete, um am nächsten Morgen ihren Einzug in Rhodos zu halten. — Dieser leuchtende Morgen, zauberisch, lachend und geschmückt mit allem Naturreiz, der 23. Juli brach an. Als die Großmeistergaleere die Bucht von Telmissus verließ, begannen alle Glocken von Rhodos zu läuten, es war wie ein feierlicher Morgensegen, den das Christenthum den Flüchtlingen entgegen brachte, ein Triumphgesang, den die Siegerin Rhodos anstimmte, da der Sohn ihres Todfeindes als Hülfsbedürftiger nahte, und wohl nie waren die Herzen der Ritter von stolzerer Befriedigung erfüllt, als an diesem Tage, der die kühnsten Hoffnungen der Christenheit, die weittragendsten Folgen in seinem Schooße barg.

Rasch glitt das Großmeisterschiff, umgeben von fünf Ordensgaleeren, durch die Fluth, während die sechste vorauseilte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe: „Description des Monuments de Rhodes" par le Colonel Rottiers. Bruxelles, de Tenco, Frères S. 87.

Eine Pfingstreise in Teltow.

(Von Th. Fontane.)

(Fortsetzung.)

Der andere Morgen war Pfingstsonntag. Ich brach früh auf, um das »verzauberte Schloß« in hellem Tageslicht zu sehen. Ich fragte nach dem Kastellan, — todt; nach der Kastellanin — auch todt; endlich erschien ein Mann mit einem großen alten Schlüssel, der mir als der »Exekutor« vorgestellt wurde. Dies ängstigte mich ein wenig. Es war ein ziemlich mürrischer Alter, der von nichts wußte, auch von nichts wissen wollte. Nur seine Nase spielte in's Röthliche.

Wir traten durch eine Seitenthür auf den Schloßhof. Es war schon heiß, trotz der frühen Stunde; die Sonne blendete und die Bosquets sammt der weißen Pumpe waren nicht ganz mehr, was sie am Abend vorher gewesen waren.

Wir umschritten zunächst das Schloß, dann nahm ich einen guten Stand, um mir die Architektur desselben einzuprägen. Es ist gewiß ein ziemlich häßliches Gebäude, aber es ist doch mehr originell als häßlich, und weil es (hübsch oder häßlich) so ganz apart ist, ist es nicht ohne Interesse. Der ganze Bau, bis zu beträchtlicher Höhe, ist aus Feldstein aufgeführt, woraus ich den Schluß ziehe, daß der König, bei Ausbau des Schlosses, die Grundform desselben (ein Viereck, mit einem vorspringenden Rundthurm) beibehielt und nur die Einrichtung und Gliederung völlig veränderte. Der Rundthurm wurde Treppenthurm. Von diesem Thurm aus zog er eine Mauerlinie mitten durch das Feldstein-Viereck hindurch, und theilte dadurch den Bau in zwei gleiche Hälften. Jede Hälfte erhielt ein Giebeldach, so daß jeder, der sich dem Schlosse nähert, zwei Häuser zu sehen glaubt, die mit ihren Giebeln auf die Straße blicken. In Front beider Giebel, an beide sich lehnend, steht der Thurm.

Der Thurm ist sehr alt; König Friedrich Wilhelm I. aber hat ihm einen modernen Eingang gegeben, eine Art griechisches Portal (in Mannshöhe), dessen Giebelfeld etwa ein Dutzend in Holz geschnittene Amoretten zeigt. Einige sind wurmstichig geworden, andere haben sonstigen Schaden genommen.

Beim Eintreten erblickt man zuerst verließartige Kellerräume, darin etwas Stroh liegt, wie eben verlassene Lagerstätten. Dann führt eine Treppe von zehn oder zwölf Stufen in's Hochparterre, dann eine zweite höhere Treppe in's erste Stockwerk. Wir verweilen hier einen Augenblick. Ein schmaler Gang scheidet zwei Reihen Zimmer von einander, deren Thüren sämmtlich (muthmaßlich des besseren Luftzugs halber) kleine Gitterfenster haben, in Folge dessen die Zimmer genau aussehen, wie Gefängnißzellen. Es sind dies ersichtlich dieselben Räume (»nicht besser als Dachstuben«), in denen die Prinzessinnen schlafen mußten, wenn sie nicht, was auch möglich ist, in den kleinen Giebelstuben untergebracht wurden. Die Gitterfenster gönnen überall einen Einblick. Nur eines der Zimmer schien benutzt; auf dem Boden desselben lagen Aktenbündel ausgebreitet, weiße, grüne, blaue, wohl 80 oder

100 an der Zahl; muthmaßlich eine alte Registratur der Herrschaft Königs-Wusterhausen.

Wir stiegen nun in's Hochparterre zurück. Hier befindet sich die alte Herrlichkeit des Schlosses auf engstem Raum zusammen. Man tritt zuerst in eine Jagdhalle, die, wie oben der Flurgang, zwischen zwei Reihen Zimmer hinläuft.

In dieser Halle befinden sich, nach Art dieser Lokalitäten, 6 oder 8 Hirschgeweihe, an denen nichts Besonderes wahrzunehmen ist. Die frühere Sehenswürdigkeit dieser Halle ist ihr verloren gegangen. Es war dies (so geht die Sage) das 532 Pfund schwere Geweih eines Riesenhirsches, der 1636, also zur Regierungszeit George Wilhelms, in der Köpnicker Forst, 4 Meilen von Fürstenwalde, erlegt worden war. Es ist über dies Geweih, auch in neuerer Zeit noch, viel gestritten und obige Gewichtsangabe, wie billig, belächelt worden. Nichtsdestoweniger muß das Geweih etwas ganz Enormes gewesen sein, da Friedrich August II. von Sachsen, dem Könige Friedrich Wilhelm I. eine ganze Compagnie langer Grenadiere zum Tausch dafür anbot, ein Anerbieten, das natürlich angenommen wurde. Das Geweih existirt noch und soll sich auf dem Jagdschloß Moritzburg bei Dresden befinden.*)

Rechts von der Halle sind zwei Thüren. An der einen, zunächst der Treppe, steht mit Kreide angeschrieben: „Wachtstube der Artillerie". Bei Manövern, Mobilmachungen ꝛc. muß nämlich das Wusterhausener Schloß wohl oder übel mit aushelfen und erhält vorübergehend eine kleine Garnison, eine Benutzung, gegen die der „Soldatenkönig" vielleicht am wenigsten einzuwenden haben würde. Auch stehen die meisten dieser Räume (wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt) durchaus nur auf der Stufe von Kasernenstuben. Das erste Zimmer hinter der mit Kreide beschriebenen Thür war ehedem das Schlafzimmer Friedrich Wilhelms I. Es befindet sich in demselben — fast das einzige, was diesem Schlosse aus jener Zeit her erhalten geblieben ist — das Waschbecken des Königs, eine Art festgemauertes Waschfaß. Das Ganze, aus Gips gefertigt, gleicht den Abgußsteinen, die man in unseren Küchen findet, und hat in der That eine Oeffnung zum Abfluß des Wassers, in der ein steinerner Stöpsel steckt, halb so lang wie ein Arm und halb so dick. Beim Anblick dieses Waschfasses glaubt man, daß er einer der reinlichsten Menschen war und „sich wohl zwanzigmal des Tages wusch".

Die andere Thür, ebenfalls zur Rechten der Halle, führt in den Speisesaal. Er mißt 15 Schritt im Quadrat, ist also ziemlich geräumig. In der Mitte ist ein hölzerner Pfeiler angebracht, der vielleicht mehr schmücken als stützen soll; ist aber zu beidem gleich unfähig. Ein großer Kamin und ein gegipster, steinartiger Fußboden vollenden die Einrichtung dieses Saales; neben dem Kamin sieht man die Ueberreste einer Treppe, die direct in den Küchenanbau führte. Dies ist also der Saal, in dem an jedem 11. September der Tag von Malplaquet und an jedem 3. November das Hubertusfest gefeiert wurde. Es ging dann hier viel heiterer her, als man jetzt, beim Anblick dieser weißgetünchten Oede, glauben sollte. Frauen waren ausgeschlossen; es war ein Männerfest. Zwanzig bis dreißig Offiziers, meist alte Generals, die unter Eugen und Marlborough mitgefochten hatten, saßen dann um den Tisch herum und Rheinwein und Ungar wurden nicht gespart. Der „starke Mann" mußte kommen und seine Kunststücke machen; zuletzt, während das Feuer flackerte und die Piquenrs auf ihren Jagdhörnern bliesen, packte der König den alten Generallieutenant von Pannewitz, der von Malplaquet her eine breite Schmarre im Gesicht hatte, und begann mit ihm den Tanz. Dazwischen Taback, Brettspiel und Puppentheater, bis das Vergnügen an sich selbst erstarb.

Wir treten aus diesem Eßsaal wieder in die Halle zurück. Zur Linken derselben befinden sich ebenfalls zwei Zimmer, die Zimmer der Königin. Sie sind verhältnißmäßig noch wohl erhalten und geben einem ein deutliches Bild, wie die „Eleganz" von Schloß Wusterhausen beschaffen war. Beide Zimmer sind durch eine einfache Eichenthür mit einander verbunden, sowie auch niedrige Eichenholz-Pannele die Wände umziehen. In den Ecken der Decke sind vier Lyras angebracht, die aber so genirt aussehen, als befänden sie sich lieber wo anders. Mit Unrecht; denn sie haben wenigstens Gesellschaft: zwei Basrelief-Bilder, (in jedem Zimmer eins), die sich als Wandschmuck zwischen Decke und Kamin befinden. Das eine stellt eine „Toilette der Venus", das andere eine „Venusfeier" dar. Das erste operirt mit dem alten, wohlbekannten Material: schnäbelnde Tauben, Amoretten, Rosen-Guirlanden ꝛc., das zweite aber thut ein Uebriges. Nackte Gestalten, von ganz unglaublichen Formen, umtanzen eine Venusstatue, während ein Satyr von hinten her eine Bachantin umklammert hält und die Widerstrebende zum Tanze zwingt. An anderem Ort würde dieser lustige Heidenspuk weiter nichts zu bedeuten haben, hier in Schloß Wusterhausen aber nimmt er sich wunderlich genug aus und paßt seltsam zu dem Waschbecken drüben mit dem dicken steinernen Stöpsel. (Fortsetzung folgt.)

*) An der Stelle (4 Meilen von Fürstenwalde), wo der Hirsch erlegt wurde, befindet sich noch jetzt ein steinernes Monument, welches den Hirsch in liegender Stellung darstellt.

Der Captal von Buch.

In dem Aufsatz: „Die Stiftung des Hosenbandordens" findet sich in Nr. 28 des Wochenblatts pag. 133) in der Liste der ersten Hosenbandritter John de Grelley, Capitow de Buche und dazu die Bemerkung des Herrn Verfassers: „Ueber seine Person und die Bedeutung seines Amtes herrschen Zweifel." Wir müssen dazu notiren, daß weder über die Person, noch das Amt, d. h. den Titel dieses Mannes Zweifel herrschen können.

Buch ist der Name einer Herrschaft in Guienne, deren Hauptort la tête de Buch (lat. caput Bojorum) heißt. Die Besitzer der Herrschaft, die auch Herrenrechte in einem Theile von Bordeaux übten, hießen nach diesem Hauptort capitales, captals de Buch; der Titel wird verschieden geschrieben. Im 14. Jahrhundert nun gehörte das Capitalat (die Herrschaft Buché, Buche, Busch) der Familie Grailly-Foix. Johann III. von Grailly, der Captal von Buch genannt, war einer der berühmtesten Kriegshelden und Mitstreiter der englischen Eduards, deren Hauptlehnsträger in Guienne er war. Später wurden die Captals von Buch auch Grafen von Kendal in England. Das Capitalat von Buch kam durch Margarethen von Foix an das Haus Rogaret-Epernon, dann an die Foix-Randan und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts durch Substitution an die Gontauts von Biron.

Uebrigens war das Captalat von Buch nicht das einzige Capitalat in Frankreich; die Herren von Puycheagut bei Marmande hießen ebenfalls Captals von Puycheagut. Es kommen nach den Kreuzzügen noch viel auffallendere Titel bei dem französischen Adel vor. So heißen z. B. die Preissac seit dem 13. Jahrhundert „Souldans" Sultane von Trau, so wie sich die Herrn von Anduze und die von Sauve, Satrapen (Satrapes) von Anduze und Satrapen von Sauve nennen. Diese Beispiele ließen sich noch vermehren. G. Heckel.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hicketbier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 33. **Berlin, den 13. August 1862.** **Nr. 33.**

1. Emil August Freiherr von Dungern, Herzoglich Nassauischer Geheimer Rath, Staatsminister a. D. und Gesandter am Bundestage. Ehrenritter seit 1841. † zu Frankfurt a. M. 3. August 1862.

2. Philipp Heinrich Joseph Sigismund Freiherr von Steinäcker, Oberst z. D. Ehrenritter seit 1838. † zu Unkel a. Rh. 3. August 1862.

3. Carl Friedrich von Lindheim, General der Infanterie, General-Adjutant Sr. Majestät des Königs, Militair-Gouverneur der Provinz Schlesien, kommandirender General des 6. Armee-Corps und Chef des 1. Schlesischen Grenadier-Regiments Nr. 10. Ehrenritter seit 1831. † zu Teplitz 5. August 1862.

Auszug aus dem Verwaltungs-Berichte des Curatoriums über das Johanniter-Siechenhaus in Mansfeld für das Jahr 1861.

Das Grundstück mit einem massiven Wohnhaus, einem Nebengebäude und einem Garten von 1½ Morgen Größe wurde im Jahre 1856 für 3500 Thlr. angekauft und gewährt Raum für 30 bis 31 Siechе. Die Gebäude sind durch bedeutende Reparaturen in einen solchen Zustand versetzt worden, daß sie, während sie früher nur mit 1890 Thlr. versichert waren, gegenwärtig mit 4500 Thlr. bei einer Privat-Feuer-Versicherungs-Gesellschaft versichert werden konnten. Außer den bald nach Erwerbung des Grundstücks ausgeführten Bauten und Reparaturen sind in den letzten Jahren noch

1) ein Raum zur angemessenen Aufstellung von Leichen im Nebengebäude und
2) mehrere Stuben im Nebengebäude für solche Siechе, welche durch ihr Leiden dauernd an das Bett gefesselt sind,

eingerichtet worden;

3) wurde ein Schweine- und Ziegenstall und
4) ein Räucher-Raum erbaut, wobei zugleich eine Obst-Darre angebracht worden ist.

Das ganze Grundstück mit dem Garten ist von einer hohen massiven Mauer umgeben und hat nur einen Eingang durch ein verschließbares Thor.

Im Siechenhaus befinden sich gegenwärtig 15 männliche und 3 weibliche, im Ganzen also 18 Siechе, und zwar seit October 1860, nachdem im Jahr 1860 die Vermehrung der Stellen von 12 auf 18 beschlossen worden war. Es ist indessen dem Curatorio möglich geworden, außer obigen 18 stets aufgenommenen Siechen im vorigen Jahr einige Patienten, die nicht mit chronischen Leiden behaftet waren, auf ein Paar Wochen aufzunehmen, unentgeltlich zu verpflegen und geheilt zu entlassen.

Die Anstalt wird unter Leitung des Curatorii von einem Hausvater und dessen Ehefrau verwaltet.

Der Hausvater Wilhelm Höpfner, ursprünglich Bergmann, ist in dem Brüderhaus des Herrn Philipp von Rathusius zu Neinstädt gebildet, und steht nach dem mit ihm abgeschlossenen Contract insofern noch unter demselben, daß er ohne Cognition desselben nicht kündigen kann, und Ermahnungen und Zurechtweisungen vom Vorsteher des Brüderhauses für sich und seine Ehefrau annehmen und respectiren muß. Er, seine Ehefrau und alle Siechе haben eine Hausordnung zu befolgen, welche in gedruckten Exemplaren in jedem Wohnzimmer angebracht ist. Jeder Tag wird mit einer vom Hausvater abzuhaltenden Andacht begonnen und mit einer solchen beschlossen, wozu ein Raum im Hause zum Betsaal eingerichtet ist. Bisher wurden auch an einem Tage der Woche vom Diaconus in Mansfeld Abend-Andachten gehalten, welche aber seit dem Tode desselben leider aufgehört haben. Es ist zu hoffen, daß sein Nachfolger die Seelsorge im Hause wieder übernehmen wird. Den ganz gebrechlichen Siechen und denen, die ihr Bett nicht verlassen können, wird zweimal im Jahre das heilige Abendmahl im Hause selbst von den Geistlichen Mansfelds verabreicht.

Die materielle Verpflegung der Siechen wird nach folgender Speise-Ordnung gehandhabt:

Sonntag. Fleisch mit Reis. Abends Häring und Kartoffeln.
Montag. Graupen oder Hirse in Butter geschmolzen. Abends Suppe.
Dienstag. Fleisch mit Linsen oder anderem trockenem Gemüse. Abend wie Montag.
Mittwoch. Hirse in Milch, oder Kartoffel-Klöse mit Backobst. Abend wie Montag.
Donnerstag. Fleisch und trockenes Gemüse. Abends Kartoffeln und Muß.
Freitag. Erbssuppe mit Kartoffeln. Abend wie Montag.
Sonnabend. Kartoffelsuppe mit Speck und Zwiebeln. Abend wie Montag.
Früh Kaffee und Schwarzbrod oder Pfennigbrod.

Das Curatorium überwacht dieselbe und überzeugt sich durch eigne Revision und Rücksprache mit den Siechen, daß die Kost reinlich und nahrhaft ist. Ausnahmen von der Speise-Ordnung werden hier und da unerläßlich bei sehr krankhaften

Zuständen, oder durch Verabreichung von Zubrod, wenn kein Kaffee genossen wird, oder wenn arbeitsfähige Siechе Arbeit im Garten, oder durch Holzhauen und dergleichen verrichten, oder durch Entziehung von Kaffee als Disciplinarstrafe.

Das Haus-Inventarium ist hinlänglich für 18 Siechе und für ein Hausmädchen ausgestattet. Der Hausvater hat für sich und seine Ehefrau zwei eigene Betten. Die Betten werden in der Regel alle vier Wochen mit reiner Wäsche überzogen und alle acht Tage wird die Hand- und Tischwäsche gewechselt. Bei mehreren Siechen wird der Ueberzug alle acht Tage und selbst öfter gewechselt.

Das Inventarium ist gegen Feuersgefahr mit 500 Thlr. bei der Leipziger Gesellschaft versichert. Dieser Betrag wird ehestens auf 1000 Thlr. erhöht werden, wozu bereits Verhandlungen eingeleitet sind.

Das Waschen geschieht im Hause für Lohn unter Mithülfe der Hausfrau und des Hausmädchens

Der Hausvater ist zugleich Rendant und hat als solcher 100 Thlr. Caution gestellt. Der Hausvater führt nach einem Etat, welcher auf drei Jahre aufgestellt ist, Rechnung, welche alljährlich vom Herrn Schatzmeister revidirt wird. Er ist angewiesen, alle Einnahmen und Ausgaben, welche der Etat nicht vorschreibt, vom Commendator zur Empfangnahme oder Verausgabung anweisen zu lassen, und diese Mandate als Beläge der Rechnung mit den übrigen Belägen beizuheften. Er ist sowohl für seine Hausverwaltung, als auch für die Rechnungsführung an eine Instruction gebunden und darauf vom Curatorio in Gemeinschaft mit dem Vorsteher des Brüderhauses verpflichtet.

Im Anfang der Gründung des Siechenhauses betrug der jährliche Zuschuß für jeden Siechen aus der Genossenschafts-Casse 50 Thlr. und wurde das Curatorium ermächtigt, für jeden Siechen je nach Erforderniß der größern oder mindern Pflege von den Communen, Dominien oder Privaten 30 bis 60 Thlr. jährlich zu erfordern. Da aber wegen anhaltender Theuerung der Lebensmittel und aller Erfordernisse zur Instandhaltung und wiederkehrenden Erneuerung des Haus-Inventars an Betten, Wäsche, Bekleidung, Möbeln und Haus- und Küchengeräth die Unterhaltung der Siechen einen höhern Kostenaufwand nöthig machte, und die Rechnung daher in früheren Jahren oft mit einem Deficit abschloß, so beschloß der Convent im Jahre 1861, für jeden Siechen 60 Thlr. aus der Genossenschafts-Casse zu bewilligen und das Curatorium zu ermächtigen, von 40—60 Thlr. für jeden Siechen von auswärts zu erfordern.

Ob nun gleich obige 60 Thlr. aus der Genossenschafts-Casse für jeden Siechen nicht ganz erhoben wurden (denn es sind anstatt 60 mal 18 Siechе = 1080 Thlr, nur 940 Thlr., also 140 Thlr. weniger erhoben worden), und obgleich noch für 8 Siechе nur ein jährlicher Zuschuß von je 30 Thlr. und 35 Thlr. eingezahlt wurde, da die Steigerung der Beträge der Communen u. s. w. bis auf 40 Thlr. und mehr vom Curatorio nur nach und nach ausgeführt werden kann, so schließt die Siechenhaus-Rechnung pro 1861 doch nur mit einer Ausgabe von 1585 Thlr. 5 Sgr. 1 Pf. ab, wonach sich die General- und Special-Kosten für einen Siechen im Durchschnitt auf die mäßige Summe von pr. pr. 88 Thlr. herausstellen.

Das Curatorium erkennt es im Andenken an den edlen Regenerator des Johanniter-Ordens, unsern verewigten König und Herrn, Friedrich Wilhelm IV., und in Anerkennung des ihm von der Genossenschaft ertheilten hochwichtigen Auftrags als seine Pflicht, das Siechenhaus im Geiste christlicher Liebe zu verwalten und das Loos der unglücklichen Siechen nicht blos durch sorgfältige körperliche Pflege, sondern auch durch moralische Einwirkung so viel als möglich zu erleichtern und zu verbessern, und wird in der Erfüllung dieser Pflicht gewiß nicht ermüden. Wenn aber die Lösung dieser Aufgabe schon an sich eine recht schwierige ist, so sind derselben bisher noch besondere Schwierigkeiten dadurch in den Weg gelegt worden, daß unter den der Anstalt anvertrauten Personen sich viele befunden haben, die für dieselbe sich gar nicht eigneten, indem sie weniger körperlich, als vielmehr geistig und moralisch in so hohem Grade gebrechlich und verkommen waren, daß sich ihre Heimathsgemeinden ihrer als lästiger, ja oft gefährlicher Subjecte nur um jeden Preis hatten entledigen wollen. Selbst auf solche Subjecte blieb zwar die Reinlichkeit aller Umgebungen und die liebevolle sorgsame Pflege in der Anstalt nicht ganz ohne Einfluß. Nach der Aufnahme fügten sie sich einige Wochen lang, wenigstens äußerlich und scheinbar, der Hausordnung, dann aber traten ihre üblen Eigenschaften, namentlich ihre Widersetzlichkeit, um so greller hervor, und der unermüdlichsten Geduld und Consequenz des Hausvaters, der Hausmutter und der Mitglieder des Curatoriums wollte es nicht immer gelingen, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen. Andere Recipienden, die eine mehr oder weniger beschränkte Arbeitsfähigkeit besaßen, hatten zwar nicht eine so beharrliche Widersetzlichkeit, dagegen aber eine um so größere Arbeitsscheu an den Tag gelegt. Sie waren mit der vorgefaßten Meinung eingetreten, von einer wohlhabenden, ja reichen Genossenschaft in das Siechenhaus aufgenommen zu sein, blos um bis an ihr Ende gut und bequem verpflegt zu werden. Während sie aber jeden Dienst, jede Beschäftigung für die Anstalt selbst und für ihre ganz gebrechlichen Kameraden von sich wiesen, verschmähten sie es nicht, außerhalb der Anstalt in der Stadt für Lohn Arbeit zu suchen und benutzten oft die sich ihnen dadurch darbietende Gelegenheit, unbegründete Klagen und unwahre Gerüchte über das Leben und die Behandlung in der Anstalt auszubreiten. So ist es denn gekommen, daß von den 34 Personen, welche seit Begründung der Anstalt in dieselbe aufgenommen worden sind, einige Subjecte, die von Anfang an besser einem Corrections- oder Zwangs-Arbeitshause als uns überwiesen worden wären, wegen unverbesserlicher Renitenz entfernt werden mußten, vier andere aber, weil sie nach einiger Zeit als vollkommen arbeits- und erwerbsfähig erkannt und als solche von dem Kreis-Physikus bestätigt wurden, und noch vier andere deshalb unsere Anstalt verließen, weil sie selbst fühlten, daß sie nicht in diese, sondern in ein Hospital gehörten, das sie denn auch aufsuchten. Zwei Individuen mußten sogar wegen grober Verleumdungen und Drohungen der Staatsanwaltschaft zur gerichtlichen Verfolgung angezeigt werden.

Die angestrengtesten Bemühungen des Curatoriums: nur wirklich Siechе, das heißt solche Personen, die durch unheilbare körperliche Leiden oder Gebrechen in ihrer Arbeits- und Erwerbsfähigkeit ganz oder doch theilweise beschränkt sind, die dabei nicht hinreichende Mittel besitzen, um sich selbst die unentbehrliche Wartung und Pflege zu verschaffen und deshalb auf die Unterstützung von Seiten der betreffenden Armenverbände hingewiesen sind,

in die Anstalt zu erhalten, dagegen alle diejenigen, welche an einer Krankheit leiden, die einerseits für eine nur vorübergehende erachtet werden kann, oder andrerseits eine tägliche ärztliche Beaufsichtigung erfordert;

ferner Personen, welche an einer entschiedenen Seelenstörung, mithin auch an den höhern Graden des Blödsinns leiden;

endlich moralisch versunkene und eben dadurch arbeitsscheue und widerspenstige Leute, welche übrigens mit körperlichen Gebrechen, wodurch sie sonst arbeitsunfähig gemacht wären, nicht behaftet sind,

von der Aufnahme in die Anstalt auszuschließen, sind bis jetzt nur theilweise von Erfolg gewesen.

Den Grund dieser betrübenden Erfahrungen glauben wir hauptsächlich darin suchen zu müssen, daß das, was unter einem »Siechen« zu verstehen, und der Unterschied zwischen Siechen einer- und kranken und schwachen, oder verwahrlosten, arbeitsscheuen und der Correction bedürftigen Personen andererseits im Publikum und selbst bei den Technikern und bei den Behörden noch nicht überall klar und bestimmt erkannt und festgehalten sein dürfte

Sowie wir aber im Vertrauen auf Gottes Beistand es gewagt haben, mit verhältnißmäßig geringen Mitteln eine kleine Verpflegungs-Anstalt für eine sehr unglückliche in den letzten Jahrzehnten von der öffentlichen Wohlthätigkeit leider wenig berücksichtigte Klasse unserer Mitmenschen in's Leben zu rufen, so überlassen wir uns auch freudig der Hoffnung, daß der Herr, wenn es Ihm also gefällt, uns die Mittel zur allmäligen Erweiterung dieser Anstalt zuführen, daß der eigentliche Zweck derselben, die Verpflegung von Siechen, von den Gemeinden, Kreis-Corporationen und Behörden unserer heimathlichen Provinz immer richtiger erkannt und gewürdigt werden, und daß unser schwaches Beispiel vielleicht dazu Anregung geben wird, mit reicheren Mitteln größere Anstalten für denselben wohlthätigen Zweck zu begründen.

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Immer weiter hinaus rückte Carien, immer mehr breitete sich das felsige, grünbelaubte Ufer von Rhodos aus. Man sah Camiroe, Cremasto, Villanova und die Feste St. Etienne au mont, die eben ihren Kanonengruß über die Wasser sendete, welchen Herr Niclas von Cöln, der Stückmeister des Meisterschiffs, krachend beantwortete. Wie sie das Kap Kumburnu in weitem Bogen umschifft hatten, erblickten sie das bisher vom Stephansberge verdeckte Rhodos in voller Majestät des leuchtenden Morgens. Eine Unzahl geschmückter Barken, besetzt mit geputzten Rhodisern, empfing sie, und beim Galeerenhafen wie Fort Nicolas vorbei, schwammen sie unterm dreimaligen Gruß sämmtlicher Batterien, in den sich der feierliche Klang der Glocken mischte, den Werken Naillac und Molino, dem Hafeneingange zu. Einen Augenblick später und er hatte sie in seine Felsenarme aufgenommen, das Schiff legte am Katharinenthore bei. Alle Mauern und Thürme, der Kai, das Thor selbst war mit Menschen bedeckt, von Blumen und Fahnen geschmückt, als empfänge man den ersten König der Christenheit. Eine Brücke, mit köstlichen Decken belegt, stellte eine bequeme Verbindung mit dem Lande her, und jenseits derselben hielt ein Zug Ordensritter zu Pferde, Dschem zu empfangen. Zwischen Villiers und Sinuga betrat der Fürst die Brücke, ihm folgten Amurad und Abdallah zwischen Thagi-Khan und Mortemar, dann Suleiman, Scharkan und Duban. Hierauf von Rustum und Sakirsad eröffnet, erschien der Zug der verschleierten Frauen und Sklavinnen von Golams umgeben, zuletzt Ali-Beg, Alfaki, der Medschnun und das unterwegs zusammengeschmolzene Häuflein der Besatzung von Chonae. Als Dschem unter hellem Zuruf und Karthaunendonner das Land betrat, führte ihm der Oberstallmeister des Großmeisters einen schwarzen Hengst vor, mit goldner Decke und rothem Geschirr geschmückt, die Sultanin bestieg eine Isabellenstute, einen Zelter himmelblau mit Silber aufgezäumt, Amurad schwang sich auf einen Falben, und reich bedeckte, mit Tragsesseln versehene Kameele nahmen die übrigen Frauen auf. Alle Anderen gingen zu Fuße. Ueber Blumen und Laubwerk zog man durch's finstere, ehrwürdige Katharinenthor, vorauf eine Bande Trompeter, voran den Heerpauker und die Ordensfahne, geführt vom Ordenskanzler, dem finsterblickenden Don Andrea d' Amaral, Großprior von Kastilien und Kastellan von Amposta, umgeben von Villiers, Suniga und den Großkreuzen. Dann schritt Mortemar an der Spitze der Meistergarde. Auf sie, gehüllt in schwarzen Sammet mit rothen Pallien, darin das Kreuz in Gold gestickt, gingen zu Fuß die sieben Dits von Jerusalem, die Sager oder Sprecher (von dire, direr, sagen, sprechen), Lehrer der sieben freien Künste des Ordens, welche zur ersten Klasse der Donaten gehörten. Ihnen vorauf schritt der Almosenier des Meisters mit vier Kaplänen. Dschem erschien allein, die langen, quastenreichen Zügel seines Rosses hielten 4 Pagen des Meisters, weiß und gold gekleidet, junge Männer aus den ersten Häusern von Rhodos. Hinter dem Gatten zwischen Amurad und Abdallah folgte Zoë, dann die übrigen Frauen auf Kameelen, von Golams behütet, des Soldans Hofstaat und Trabanten. Auf dem weiten Platze Etienne, wo ein Meer von Menschenköpfen wogte, die Häuser bis an die Dächer besetzt waren mit Zuschauern, begrüßte donnernder Zuruf und Fanfarenschall, wehende Fahnen und flatternde Tücher die fürstlichen Flüchtlinge. Die Damen von Rhodos, die Frauen der Bürger warfen von Fenstern und Balkonen einen Blüthenregen auf sie nieder. Da schwoll das Herz des armen Dschem und bebte in namenloser Rührung, seine Augen wurden feucht von Thränen. Bajesid, sein Bruder, hatte ihn vertrieben, so nahmen ihn Christen auf! — Mitten auf dem weitem Platze hielt auf mächtigen Eisenschimmel, der mit schwarzer Sammetdecke geschmückt, einen Straußenbusch auf nickendem Kopfe trug, der alte Held Pierre d'Aubusson, Großmeister von Rhodos, der trotzige Gegner des todten Mahmud. Die Soutanella von schwarzer, gewässerter Seide umschloß ihn bis zum Knie, die Beine verhüllte die enge schwarze Strumpfhose, den Fuß bedeckte der goldene Schuh, auf der Brust glänzte das große Linnenkreuz, ein anderes kleines von Gold am schwarzen Bande umschlang seine steife brabanter Halskrause. Von den Schultern floß der herzogliche Mantel von schwarzem Sammet mit dem Ordenskreuz, sein Haupt deckte der Toque, das schwarze hohe Sammetbarett mit Straußenfedern, an goldenem Gürtel hing links das Ordensschwert, rechts die Escarelle, die goldne Almosentasche. Es umgaben Ihn die Großprioren aller Zungen, die Kommendatoren und höchsten Ordensämter, sein ganzer glänzender militärischer Hofstaat, endlich der Bischof von Rhodos und Monsignore Travigna, Kardinallegat des Papstes, in vollem Kirchenornat.*) — „Christus victor omnium“ erhob sich das Lied der Brüder und unterbrach den Jubel der Menge.

*) Siehe Rottiers S. 89 und 90. und Winterfeld S. 253.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pfingstreise in Teltow.

(Von Th. Fontane.)

(Fortsetzung.)

Das erste dieser Zimmer, das sich mit der „Toilette der Venus" begnügt, führt durch eine Seitenthür auf eine Art Rampe hinaus, die ziemlich steil nach dem Park hin abfällt. Diesen Weg machte wahrscheinlich immer der König, wenn er in seinem Gichtstuhl in den Garten hinein und wieder zurückgerollt wurde. Bekanntlich war Treppen-Steigen nicht seine Sache.

Wir treten jetzt, den Blick noch einmal auf die öden Räume gerichtet, ebenfalls in's Freie hinaus und athmen auf im Sonnenlicht und in dem Wiesenduft, den eine Luftwelle eben zu uns her trägt. Eine mächtige alte Linde, hart zu Füßen der Rampe, ladet uns ein, unter ihrem Zweigewerk Platz zu nehmen. Wir thun's und befinden uns muthmaßlich unter demselben Blätterdach, „unter dem (um noch einmal Prinzessin Wilhelmine zu citiren) die Damen, wenn's regnete, bis an die Wade im Wasser saßen." Die Parkwiese liegt vor uns, Hummeln und Käfer summen darüber hin, das Mühlenfließ, uns zur Rechten, fällt leise über das Wehr. Träume nehmen den Geist gefangen und führen ihn weit fort in südliche Länder, zu Tempeltrümmern und Götterbildern. Ein Satyr lauscht plötzlich hervor, es ist derselbe, der der tanzenden Bachantin da drinnen im Nacken sitzt, und die Bilder von Schloß Wusterhausen schieben sich plötzlich wieder vor die Bilder klassischer Schönheit. Hatte die Memoirenschreiberin doch Recht? Ja und nein; ein prächtiger Platz für einen Waidmann und eine starke Natur, aber ein schlimmer Platz für ästhetischen Sinn und einen weiblichen esprit fort.

II.

Mittenwalde.

Wer reist nach Mittenwalde? so ziemlich Niemand. Und doch ist es ein sehenswerther Ort, der wohl Anspruch hat auf Besuch und Umschau innerhalb seiner Mauern. Nicht als ob es eine schöne und malerische Stadt wäre; aber ob schön und malerisch oder nicht, Mittenwalde ist sehenswerth, weil es alt ist und eine Geschichte hat.

Es hat sogar eine Vorgeschichte: allerhand Sagen und Traditionen von einem Alt-Mittenwalde, das, in unmittelbarer Nähe der jetzigen Stadt, auf der westlichen Feldmark desselben, gelegen war. Hier unter Wiesen- und Ackerland finden sich noch Steinfundamente, und während das Auge des Fremden nur über Schläge und Felder zu blicken glaubt, sprechen die Mittenwaldner, als stünden die Dinge noch sichtbarlich vor ihnen, von der „alten Stadtstelle", vom „Vogelsang", vom „Pennings oder Pfennigsberg", vom „Burgwall" ꝛc. Alle diese Punkte liegen niedriger als das heutige Mittenwalde und umziehen die Stadt, in nächster Nähe derselben, in einem enggezogenen Halbkreis.

Daß hier früher ein anderes Mittenwalde, vielleicht ein Ort mit wendischem Namen stand, scheint unzweifelhaft. Außer Steinfundamenten auf dem Terrain der alten „Stadtstelle", finden sich Münzen am Pfennigsberg und als (vor Kurzem erst) Canalbauten und Erdarbeiten aller Art beim „Burgwall" zur Ausführung kamen, stieß man auf der ganzen Strecke, die zwischen dem Burgwall und der Höhe liegt, auf Eichenbohlen, die wohl drei Fuß hoch mit Feldsteinen überschüttet waren. Ersichtlich ein Damm, der früher mitten durch den Sumpf hindurch nach dem Burgwall und einer inmitten desselben gelegenen Burg geführt hatte.

So die Traditionen und so das Thatsächliche, das jene Traditionen unterstützt; aber so gewiß dadurch der Beweis geführt ist, daß auf der westlichen Feldmark der jetzigen Stadt eine andere, längst untergegangene Stadt gestanden hat, so wenig ist dadurch auch nur angedeutet, welcher Art die Stadt war, die sich dort erhob, und in welchem Verhältniß jene drei Punkte zu einander standen, die sich jetzt „Stadtstelle," „Penningsberg" und „Burgwall" nennen. Was war es damit? War die Burg ein Schutz der Stadt, oder umgekehrt ein Trutz derselben? Waren Stadt und Burg wendisch oder waren sie deutsch? Befehdeten sie einen gemeinschaftlichen Feind oder befehdeten sie sich untereinander? Alle diese Fragen drängen sich auf und ihre Beantwortung ist versucht worden. Aber mit sehr unausreichendem Erfolg. Es liegt zu wenig Material vor, um zu anderen als vagen Resultaten gelangen zu können. Die Tradition scheint geneigt, eine alte Wendenstadt anzunehmen, die auf dem „Burgwall" ihre Burg und auf dem „Penningsberg" ihre Begräbnißstätte hatte. Ehe Besseres geboten ist, ist es vielleicht am besten, bei dieser Tradition auszuharren. Ausgrabungen auf dem ganzen großen Stadtfelde, das alle jene Punkte einschließt, würden gewiß zu wirklichen Aufschlüssen führen, aber diese Ausgrabungen werden bei uns in unbegreiflicher Weise vernachlässigt. Die Communen entbehren meist des nöthigen Interesses und unsere Gesellschaften und Vereine gemeinhin der nöthigen Mittel. Andere Staaten überflügeln uns (ich spreche zunächst nur von unserer Mark) nach dieser Seite hin bedeutend. „Hier, wo nicht viel war, kann auch nicht viel zu finden sein," so denken die meisten unter uns und vergessen dabei, daß eben da wo stets nur wenig war, dies Wenige um so weniger entbehrt werden kann.

Aber lassen wir das sagenhafte Alt-Mittenwalde und wenden wir uns dem historischen, dem mittelalterlichen Mittenwalde zu, das, trotz Krieg und Feuer, die mehrmals die Stadt verödet haben, in einzelnen Baulichkeiten noch immer zu uns spricht. Da ist die Mauer mit ihren Thorthürmen, da ist die alte Propsteikirche und da ist (mehr ein Platz, als ein Bau) der Schloßberg oder „Hausgrabenberg," von dessen Höhe aus (freilich nur muthmaßlich) „Schloß Mittenwald" in die Mark und die Lausitz hineinblickte. Ich sage muthmaßlich, denn die Ueberlieferungen, die an Schloß Mittenwalde anknüpfen, halten die Mitte zwischen Sage und Geschichte.

Historisch ist die Existenz des Schlosses, sagenhaft ist die Stelle, wo es stand. Vielfach wird in Urkunden des „festen Schlosses zu Mittenwalde" Erwähnung gethan; schon 1240 legten die brandenburgischen Markgrafen eine Besatzung hinein, und 1374 verordnete Kaiser Karl IV. vom „Schloß Mittenwalde" aus, „daß alle Vesten der Mark Brandenburg in gleich guten Stand gesetzt werden sollten." All dies beweist die Existenz des Schlosses genugsam. Aber wo stand es? Nur mit Wahrscheinlichkeit läßt sich antworten: auf dem „Hausgrabenberg." Die Lage des Berges, im Norden eines Flusses (der Notte), dessen Uebergang vertheidigt werden sollte, das Fortifikatorische der Anlage, das so sehr an andere Hügelbefestigungen jener Epoche erinnert, würden es freilich halb zur Gewißheit erheben, daß das Schloß Mittenwalde an dieser Stelle und keiner andern stand, wenn nicht andererseits der Umstand, daß, so viel ich weiß, keine Spur von Steinfundamenten innerhalb des Berges zu finden ist, das Urtheil wieder schwankend machte. Die Bewohner des Berges erzählen sogar, daß die wenigen Feldsteine, die jetzt als Treppenstufen zu besserer Ersteigung des Hügels dienen, von anderswoher mühsam herbeigeholt seien. Gleichviel, ein „Schloß Mittenwalde" gab es, und einen „Hausgrabenberg" giebt es noch. Was immer auf seiner Höhe gestanden haben mag, jetzt steht ein Häuschen auf demselben, das sich in Weinlaub versteckt; über dem grünumrankten Bau aber, als solle er doppelt geschützt werden, wölben sich alte Birnbäume zu einem dichten Dach. Im Spätsommer muß es schön hier oben sein, wenn die blauen Trauben an allen Wänden hängen und die goldgelben Birnen, vom Winde oder der eigenen Schwere abgelöst, polternd über das Dach herunterrollen. (Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 20. August 1862. **Nr. 34.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. August 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Aug. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	40		
	Zugang pro Juli	11		
		51		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	44	44	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	62		
	Zugang pro Juli	18		
		80		
	Abgang	22		
	Bleibt Bestand	58	58	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	12		
	Zugang pro Juli	6		
		18		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	12	12	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	16		
	Zugang pro Juli	5		
		21		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	17	17	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	12		
	Zugang pro Juli	11		
		23		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	13	13	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	19		
	Zugang pro Juli	20		
		39		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	25	25	30
7.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	7		
	Zugang pro Juli	17		
		24		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	14	14	50
8.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	43		
	Zugang pro Juli	14		
		57		
	Abgang	17		
	Bleibt Bestand	40	40	50
	zu übertragen:	—	223	311

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Aug. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		223	311
9.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	16		
	Zugang pro Juli	8		
		24		
	Abgang	22		
	Bleibt Bestand	2	2	35
10.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1 Juli 1862	2		
	Zugang pro Juli	1		
		3		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	2	2	8
11.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	1		
	Zugang pro Juli	1		
		2		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	1	1	8
12.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	1		
	Zugang pro Juli	—		
		1		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	—	—	8
13.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. Juli 1862	1		
	Zugang pro Juli	2		
		3		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	1	1	8
14.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. Juli 1862	18		
	Zugang pro Juli	1		
		19		
	Abgang	2		
15.	Bleibt Bestand	17	17	18
	Altona:			
	Bestand am 1. Juli 1862	7		
	Zugang pro Juli	6		
		13		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	6	6	38
	Zusammen:	—	252	434
	Am 1. Juli 1862 waren vorhanden	—	257	435
	Die Zahl der Kranken und Krankenbetten hat sich mithin bis zum 1. August 1862 verringert um	—	5	1

Der gegenwärtig stattfindende Umbau des Krankenhauses in Reichenbach hat es nothwendig gemacht, sämmtliche Kranke, soweit es ihr Zustand zuließ, am 15. Juli zu entlassen, und neue Kranke nicht aufzunehmen — deshalb der geringe Bestand von 2 Kranken am Monatsschlusse.

Der gesammte Abgang an Kranken pro Juli 1862 beträgt 126, davon sind:

a) gestorben	8
b) geheilt entlassen . . .	107
c) ungeheilt entlassen . .	11
wie vor	126.

Außer den vorgenannten 15 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

16) das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien, mit 45 Betten.

Bestand am 1. Juni 1862		12 Kranke.
Zugang pro Juni		23 „
		35 Kranke.
Davon sind: geheilt	7	
gebessert	4	
entlaufen oder fortgeschickt . .	3	
gestorben	1	
	15	15 „
Bleibt Bestand am 1. Juli		20 Kranke.

Von den 23 pro Juni Aufgenommenen sind 20 Christen, 2 Muhamedaner, 1 Jude; davon aus Beirut resp. Syrien 17, aus Abyssinien 1, aus Constantinopel 1, aus Syra 1, aus Piemont 3.

Die Gesammtzahl der seit dem 17. April c. aufgenommenen Kranken beträgt 44.

In der Poliklinik sind 105 Kranke neu in Behandlung getreten.

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Dschem hielt vor d'Aubusson, der seine Arme in orientalischem Gruße über der Brust kreuzte; der Gesang verstummte.

„Sei von mir und aller Christenheit auf Erden gegrüßt, Dschem, Sultan des Orients, Sohn Mahmuds. Mag Deine Hoheit unter uns leben in Frieden, Sicherheit und Freundschaft. Gefällt es aber dem allwaltenden Gott, den jede Zunge in ihrer Weise lobt hinieden, Dich einzusetzen wiederum in Deines Vaters Reich, so gedenke dieses Tages, gedenke daß Dein Vater die Friedensakte von Sanin feierlich beschwor, und vergilt mit treuem Gewissen, was die Diener des Heilands Dir Gutes gethan in dieser Stunde!"

„Laß auch mich," und der Bischof von Rhodos trat zu dem Moslemfürsten, „auch mich Dich grüßen im Namen Gottes und der Heiligen! Laß mich Dich segnen, weil Du kommst, wie man kommen muß zu Gott, mit bewegtem Herzen!" Er machte vor Ihm das Zeichen des Kreuzes.

Dschem kreuzte die Arme auf der Brust. — „Großer Meister des gefürchteten Ordens der Ritter St. Johann, ich werde dieses Tages gedenken immerdar, wo Deine edlen Brüder mich und die Meinem mit ihrem eigenen Leben beschützt vor den Schaaren meines Bedrängers, wo Deine Hoheit mich aufgenommen hat in sein Land unter seinen starken Schutz. Was ich gelobt und unterschrieben, will ich halten, beim höchsten Gott, und so ich je erringe die rechtmäßige Herrschaft von meines Vaters Reich, soll Jerusalem und was den Christen heilig ist Euch eröffnet und zugehörig sein wie mir, und ewige Freundschaft leben zwischen mir und Euch, um dieses Tages willen! Zum Zeichen dessen gebe ich Dir diese Streitkeule, Großer Meister, so mein Vater stets geführt als siegreich Heiligthum und das ihm Glück brachte auf allen seinen Zügen. Sie ward geschnitten von einem eroberten Balken jenes Kreuzes, an dem der große Salib*) hing, den auch wir als Verkünder Gottes verehren. Möge sie seinen Bekennern eine Gewißheit sein, daß der Kampf zwischen Halbmond und Kreuz begraben ist. Gott ist Gott, er läßt die Sonne scheinen der ganzen Welt!"**) —

Damit überreichte er d'Aubusson den Kolben. Der Großmeister küßte dies Geschenk ehrfurchtsvoll. „Möge dies Heiligthum hinfort der Liebe geweiht sein, es hat dem Haß als Stachel genug gedient! Der Scepter und Talismann Deines Vaters, heut in unsre Hand gegeben, ist mehr als alles Andere ein Unterpfand Deiner reinen Absichten! Gelobt sei Gott!". —

Das Volk sank auf die Knie als der Großmeister die Reliquie dem Bischof übergab, derselbe sie consecrirte und in die dargereichte Kapsel schloß, damit sie fortan in der Kirche St. Johannes bewahrt und verehrt werde. Als d'Aubusson darauf Dschem in seine Arme schloß, da jauchzten die Ritter und das Volk, es war eine Freude, als wenn Jerusalem neu erobert sei. Fanfaren schmetterten wieder, d'Aubusson neben Dschem reitend ergriff dessen rechte Hand, als führe er ihn, die Ordensritter schlossen sich an und langsam über den Platz hin bewegte sich die Kavallade durch das Thor Etienne zur Ordensstadt.

Am Anfang der rue des chevaliers bei den Säulen hielten sie. Ein Mädchen in rosenfarbene Gewänder gehüllt, Myrtenzweige durchs lange Goldhaar gewunden, reichte Dschem einen Palmenzweig. „Aus der Hand der Unschuld komme Dir der Friede! Mag er über und in Dir wohnen, vielgeprüfter Fürst, so lange Du unter uns weilst! Rhodos grüßt Dich als Heimath!" — Und zur Sultana tretend bot sie ihr einen Strauß voll Rosen. „Unser Gott ist die Liebe, und wo Liebe wohnt, ist auch er. Du Fürstin, die Alles mit dem Gatten aus Liebe getragen, nimm ihr Sinnbild, die Rose, das Wahrzeichen von Rhodos, Gott erhalte Dich in der Liebe!" —

Da löste Zoe die kostbare Diamantagraffe von ihrem Busen und legte sie in des Mädchens Hand. „Ich kann Dir mit nichts danken, Mädchen von Rhodos, als der Bitte, trockne mit diesen blitzenden Steinen, diesen erstarrten Thränen, die Thränen der Armen dieser gastfreundlichen Stadt, daß sie sich des Herzens der armen Zoe freuen mögen, welches dankbar ist für das, was Rhodos und seine ritterlichen Söhne für die gethan, welche ich mehr liebe als mein Leben!"

„Amen!" riefen von begeistertem Stolze erfüllt die Ritter, und unterm Jubeltosen der Menge zog man die Straße empor bis zum Pallast der Zunge Frankreich.

„Hier, mitten unter uns," sagte d'Aubusson, „sollst Du wohnen, ein Gast Johannes. Jeder meiner Brüder wird sich beeifern Dir gefällig zu sein. Tritt ein!" — Sie verließen sämmtlich die Pferde, die Frauen die Kameele, Dschem, Zoë an der Hand nebst seinem Hofstaat, von d'Aubusson allein geleitet, betrat das blumen-

*) Jesus.

**) „Dawir dunies" heißt die arabische Formel.

geſchmückte Portal, auf deſſen Schwelle Emery d'Amboiſe, Großprior von Frankreich, mit zwei Kommendatoren ſie empfing. Die übrigen Ordensritter blieben auf der Straße halten, um den Meiſter zu erwarten. Dieſer und Amboiſe zeigten den Ankömmlingen nun die weiten Räume, Garten und Hofraum der Auberge, fortan Dſchems Aufenthalt. Mit wahrer Pracht hatte für ihn der Orden Alles in orientaliſchem Geſchmack eingerichtet und eine hohe Jahresſumme zu des Fürſten Unterhalt beſtimmt; die Zunge Frankreich war in die Meiſterburg quartiert worden. Nachdem Dſchem ſo in Beſitz des Pallaſtes geſetzt worden und ſich Aubuſſon mit d'Amboiſe und deſſen Begleitern verabſchiedet hatten, beſetzten Dubans Leute die Pforte. —

Die Einzugsfeierlichkeit war ihrem wichtigſten Theile nach vorüber, die Johanniter geleiteten mit d'Aubuſſon erſt den Biſchof zur Kirche St. Johann, wo Dſchems Geſchenk feierlichſt in den Schrein gelegt und Hochamt gehalten wurde, dann führten ſie den Meiſter zur Burg und zerſtreuten ſich in die Aubergen. — In der unteren Stadt dauerte der Jubel den ganzen Tag, Abends erleuchtete man die Straßen und Thürme. Auf der Meiſterburg aber, wo d'Aubuſſon Nachmittag den offiziellen Beſuch Dſchems empfangen, gab er Abends demſelben ein glänzendes Gaſtmahl. Dſchem lud für den anderen Tag den Meiſter, die Piliers und Großkreuze zu ſich und bewirthete ſie mit königlicher Pracht. — So ward von beiden Seiten nichts geſpart, das Freundſchaftsverhältniß dauerhaft zu beſiegeln.

„Das iſt ein allzuglücklicher Anfang, Fabrice," ſagte Villiers, als er mit dem Kommendator di Caretto vom Gaſtmahl der Meiſterburg heimkehrte, „zu glücklich, um nicht ſchlimm zu enden. Wenn die Tage kalter Ruhe und Ueberlegung kommen, die Fürſten des Abendlands, die — hochwohlweiſeſten Herren zu Rom die Sache wittern werden, dann mag ſich's zeigen, was Dſchems Freundſchaft werthiſt!" —

„Und doch haſt Du ſelbſt, Bruder Adam, dein Urtheil ſehr zu Gunſten des Moslems geändert!"

„Gewiß! Dſchem iſt ein edles, dankbares Herz. Für ſeinen Sohn Amurad und den ritterlichen, hochherzigen Thagi will ich einſtehn, aber es ſind da noch andre Geſichter um ihn, die mir nicht gefallen. Gieb Acht, Ali-Beg und Suleiman ſind Spitzbuben. Wenn erſt die Unterhändler, Zwiſchenträger ſich einſtellen, Einſamkeit, Langeweile und mit ihnen die Sehnſucht alter Größe bei Dſchem einkehren werden! — Es gehört ein gar feſtgeſchoſſener Charakter dazu, Alledem zu widerſtehn, und kein Schwur, kein Vertrag bindet ſo ſicher, daß ein ruheloſes Gemüth nicht Hinterthüren findet, ihm unter allerlei Vorwand zu entſchlüpfen."

„Du warſt von Anfang an dagegen, ihn aufzunehmen, Villiers, und Deine Gründe ſind eben ſo klug wie gewichtig geweſen. Konnte man aber dieſe Gelegenheit, die man faſt eine wunderbare Fügung nennen kann, vorüber gehen laſſen, dem Heidenthum in's Herz zu treffen? Wenn irgend Wer, iſt's d'Aubuſſon, deſſen große Seele den alten Ordenstraum wahrmachen kann, den Orient zum Diener des Chriſtenthums zu machen!"

„Wohl, unter allen Lebenden kann er's am eheſten! Aber wenn's fehl ſchlägt, Bajeſid ſich doch hält? Wenn das grade Anſtoß geben würde zu Rhodus Untergang? Es giebt kein ſo leuchtendes Ding, es hat ſeinen Schatten. Ach Caretto, der Himmel läßt den Einzelnen nicht zu ſo großem Glück gelangen, das vergebens Generationen unſerer Ordensbrüder erſtrebt. Selbſt einem d'Aubuſſon wird es nicht gelingen." —

V.

Es mochten zehn oder zwölf Tage etwa nach dem Einzuge verfloſſen ſein, als Graf Mortemar und Louis de Gaſtineau, Commendator von Limoges, aus der Audienz von dem Großmeiſter kamen, durch's Portal die hohen Marmorſtufen hinabſchritten und über den Platz der Loge St. Johannes langſam hinſchreitend, ſich abwärts zur Straße der Ritter wendeten.

Sie hatten eben die Mitte der rue des chevaliers und die Ecke der Auberge Frankreichs langſamen Schritts erreicht. Gaſtineau blieb einen Moment ſinnend mit leiſem Lächeln ſtehn. —

„Unſre alte Priorei," begann der Johanniter wieder, „hat ſich an vorigem Johannisfeſt nicht träumen laſſen, daß ſie je einen heidniſchen Hofſtaat bergen werde. Statt dem Geraſſel unſrer Waffen, den ernſten Liedern und Weisheitslehren der Brüder hat drinnen nun die ſyriſche Laute, Roſenduft und Tſchibouk-rauch und das arabiſche Märchen ſeinen Sitz aufgeſchlagen. Ich ſehe wohl, es muß, es kann nicht anders ſein, wohl uns, daß es ſo gekommen, — dennoch hat dieſe Veränderung etwas Widerſinniges, Unmögliches für mich! Pah, es iſt eben das Ungewohnte! — Wie jetzt Alles ſtill hier iſt, und vor einer Woche thronte in der Ritterſtadt Jubel und Feſtlichkeit. — Die beiden Ringſtechen, welche wir dem Sultan gaben, waren auch das Schönſte, was Rhodus je geſehn. 5000 Zechinen ſoll der Ring mit dem Saphyr werth ſein, den Herr Amaral aus Dſchems Hand gewann!"

„Unſer Großmeiſter ſchenkte dem wackeren Amurath aber einen koſtbaren Dolch, deſſen Steine ſchwerlich geringer an Werth ſind!"

„Ihr bekamt auch zwei Preiſe weg, Mortemar, den Großen von der Sultana, welcher Alles im Schatten ſtellt und — jenes Bouquet, das aus dem bewußten Fenſter fiel! Was?" —

Mortemar erröthete tief. „Ach, die goldne Kette mit Rubinen der Fürſtin Zoë, meint Ihr? Ich werde ſie bei der erſten Schlacht für das Thronrecht ihres Gatten tragen!"

„Das Bouquet aber, Freundchen —!"

„Baarer Zufall," fiel der Graf ſtotternd ein. „Eine Schöne hat es wohl verloren und ich hob den hübſchen Strauß auf."

„Pfui, wer wird ſich vor dem Freunde ſo verſtellen! Ich hielt grade über an der Schranke und weiß, daß keine chriſtliche Frauenhand die Blumen warf! Es war ein Herzenspfand irgend einer ſchönen Tochter aus Ismaels Stamm, die Euch bezauberte. Leugnet Ihr etwa, daß Ihr melancholiſcher ſeit dem Zuge auf Karien geworden?" —

„Kommt weg, hier iſt's zu belebt," flüſterte Mortemar ſcheu, „man könnte unſer Geſpräch hören. Saht Ihr jenen griechiſchen Matroſen, der uns eben ſo ſcharf anblickte? Es treibt ſich allerlei Volk zu Rhodos um!"

Sie bogen in die stillere Querstraße ein, welche, zwischen den beiden Auberges von Frankreich und Spanien gelegen, durch den Schwiebbogen nordöstlich gegen das Fort Nicolas führte, und gingen dieselbe hinab.

„Da Ihr's einmal gesehn," begann Mortemar leiser und beklommen, „hilft kein Leugnen. Ja, Gastineau, ich liebe! Lacht mich aus, der ihr diese süße Qual nicht kennt, aber ich liebe um so heißer, als dies Gefühl, trotz meiner dreißig Jahre, mir neu ist, und — leider — hoffnungslos!"

„Aber, wer ist's von jenen Frauen aus Dschems Gefolge? Wie ward Euch Verständigung bei der Wachsamkeit der Golams möglich?" —

„Ich sah sie zuerst in jener Audienz zu Chonae, wo Dschem die Urkunde vor Villiers zeichnete. Außer den Sklavinnen, die entfernt standen, war Zoë die Sultana, Laila, Amurads Banon und Chansade, Dschems Tochter zugegen. Sie waren sämmtlich wohl tief verhüllt, aber durch die Augenlöcher des Borgo leuchteten mir die Blicke der Einen so unverwandt, so beredt, so verzehrend entgegen, daß ich die Senderin dieser holdseligen Geschosse wohl, wie Ihr denken könnt, meinem Gedächtnisse einprägte. Kleiner als Zoë die Sultana, augenscheinlich voller, wie die schlanke Laila, trug sie eine Perlenschnur von grünen Steinen und Amuletten um die linke Hand."

„Also Chansade, Dschems Tochter, welche beim Einzug den Kaftan von rosa Taffet mit Perlen trug und das zweite Dromedar ritt? Unsre jungen Leute in der Stadt schwuren, sie müsse die Schönste unter Arabiens Töchtern sein! Seht an, ihr fliegt hoch! — Kamt Ihr der Schönen näher, Graf?" —

„Sehr unvermuthet, Gastineau. Auf der karamanischen Ebene, wo ich mit Garzia Ruyz und etwa zehn Andern den tollen Amurat aus den Händen des Begs von Segalesch riß, bekam ich mein Theil unter die Rippen weg, und fast ohnmächtig vom Blutverlust wurde ich aus dem Gefecht getragen. Dschems Dank kannte keine Grenzen, die Frauen mußten uns ihre Tragbetten einräumen, und Chansade war die Erste, welche das Ihre verließ und auf's Rührendste bat, man möge mich hinein betten. Sie trug und trägt, um sich mir kenntlich zu machen, die grüne Schnur. Als ich auf ihren Kissen lag, trat sie rasch hinzu, in der lingua franca flüsternd: „Habt Dank, Herr, von Eurer Sklavin für ihres Bruders Leben!" Ich weiß nicht, hob ein gnädig Lüftchen ihren Schleier, oder —"

„Mortemar, Ihr saht sie?" —

„Eines Athemszugs Länge nur, die Verwirrung des kaum beendigten Kampfes begünstigte es —"

„Und so hatte Euch Frau Venus denn mit Haut und Haaren gefangen. Natürlich ist sie schön! —"

„So lieblich, wie kein Weib —"

„Das je geboren ward, versteht sich; sie warf Euch während des Turniers den Strauß zu!"

„Ich gesteh's! —"

„Sie liebt Euch, edler Graf! — das thut mir leid!" —

„Leid? Gastineau! Und ihr wollt mein Freund sein?!"

„Ja, aufrichtig schmerzt's mich, weil ich Euch eben liebe, Mortemar. Ich sähe keinen Grund, warum Ihr einer schönen Houris nicht Eure ritterliche Verehrung widmen solltet, wenn die Schöne selbst kalt und theilnahmlos bliebe, mit einem Wort diese Neigung nur dazu beitrüge, Euch zu stolzen Thaten zu beflügeln, ohne Euch in Unheil zu verwickeln. Liebe ist aber etwas Unergründliches, das sich auf religiöse und nationale Unterschiede nicht versteht, und da Euch leider Chansade Gegenliebe geboten, so werdet Ihr Beide Befriedigung suchen und die Schranken überspringen, die Euch doch heilig sein, Euch für immer trennen müssen! — Oder, mein einziger Freund, wollt Ihr einer Heidin Eure Hand reichen, Mißtrauen, Haß in Dschems Familie tragen, die Pläne des Ordens, die Sache der Christenheit durch eine unzeitige, unheilvolle Neigung vernichten? — Bajased hat seinen Bruder Dschem zwar geschlagen, des Thrones beraubt, aber ließ ihm seine Kinder. Wollen wir ihm das Letzte, Heiligste antasten, was der unglückliche Herrscher hat, seinen Glauben, seine Kinder? Vergiftet doch nicht Euer ganzes Leben, entsagt einer Neigung mit adliger Selbstüberwindung, die Ihr als Christ, als Ritter, als Offizier des Meisters und dienender Bruder des Ordens nicht hegen dürft ohne Schande!"

„Ihr habt Recht, Gastineau," sagte Mortemar schmerzhaft. „O, daß sie mich lieben muß, die Unselige! Es war kein bloßer Blumenstrauß, sondern ein Selam! Ein halbes Bekenntniß. Sagt mir, was ich thun soll, denn bei der Hölle und ihrer Pein, ich kann in dieser Sache mich selber nicht leiten! —"

„So nehmt meinen — wahrhaft brüderlichen Rath. Die Sache ist wichtiger, ernster, als wir vielleicht begreifen. Bringt dem Meister den Selam, sagt ihm Alles! Dann ist Euer Herz rein und frei. Von der zarten Knospe Liebe bis zur wollüstigen Blume Genuß liegt nur ein Hauch! Was Euch werden soll, laßt's Gottes Sache sein. Dem Meister gehört über Euer Gewissen das Urtheil."

„Ich fühl's, Ihr rathet recht!" Mortemar seufzte tief, dann sagte er matt mit zitternder Stimme: „Ich werde den Selam noch heut dem Meister bringen, Ihr habt das Wort eines Mortemar. Vielleicht glückt mir, diese Krankheit des Herzens, welche die Menschen Liebe nennen, los zu werden; lebt wohl!"

Sie trennten sich ohnweit des Paulsthurms, wo Mortemars Reiterkaserne lag. Louis de Gastineau schritt zurück, die rue des chevaliers herab zum Hospiz, er hatte — Krankendienst. — —

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pfingstreise in Teltow.

(Von Th. Fontane.)

(Fortsetzung.)

Der Hausgrabenberg hat ein reizendes Haus und eine reizende Aussicht; der alte Thorthurm der Stadt aber, dem wir uns jetzt zuwenden, bietet baulich ein Interesse. Er liegt nach Norden hin, also auf dem Wege nach Cöpnick und Berlin, und führt deshalb den Namen: das Cöpnicker oder Berliner Thor. In der alten Zeit, als Mittenwalde noch „fest" war, war dieser Thorbau (wie alle seinesgleichen) ein Bau von ziemlich zusammengesetzter Natur und bestand aus einem quer durch den Stadtgraben führenden Steindamm, dessen Mauerlehnen hüben und drüben in einen Außen- und Innen-Thurm ausliefen. Der Steindamm, ohne den kein Aus- und Eingang möglich wäre,

existirt natürlich noch; das Außenthor und die Mauerlehnen sind ebenfalls noch vorhanden, aber nur zur Hälfte; das Innenthor fehlt ganz. Eine bloße Maueröffnung, das moderne Zwei-Pfeiler-Thor, ist an die Stelle getreten, und ein alter etwas zur Seite stehender Rundthurm, der einst den Brückenübergang flankirte, blickt wie verwundert auf die kümmerlichen Aenderungen, die ihm zu Füßen vorgegangen sind.

Von dem Außenthor steht noch die Front, ein malerisches Ueberbleibsel, das in seiner Stattlichkeit und reichen Gliederung mehr an die berühmten Thorbauten der altmärkischen Städte, als an verwandte Bauten der Mittelmark erinnert. Es scheint, daß das Ganze ein geräumiges, beinah würfelförmiges Viereck war, das auf seinen vier Ecken eben so viele Rundthürme und zwischen diesen Rundthürmen wieder eben so viele Pfeiler trug, die, reich ornamentirt und zierlich durchbrochen, die vier Rundthürme weit überragten. Das Ganze ein Bau, der in seiner guten Zeit halb an die Stendaler Thorthürme und halb an die berühmte Façade des Tangermünder Rathhauses erinnert haben muß.

Derselben Zeit, wie dieser Thorthurm, gehört die Mittenwalder Probstei- oder St. Moritz-Kirche an, wenigstens in ihren älteren Theilen. Die Kreuzgewölbe sind etwas später. Man sieht deutlich, wie die mächtigen alten Pfeiler in bestimmter Höhe, ich möchte sagen rücksichtslos abgebrochen und die alten Tonnengewölbe durch neue, von eleganterer Construktion, ersetzt worden sind. Noch um vieles moderner ist der Thurm, dem nichtsdestoweniger, mit Rücksicht auf das Jahr seiner Entstehung (1781), alles mögliche Lob gespendet werden muß. Er paßt nicht zur Kirche, aber er nimmt sich gut aus. Aehnlich wie die alten schweren Steinpfeiler, die jetzt die Kreuzgewölbe im Innern der Kirche tragen, unverändert dieselben geblieben sind, so hat auch der Baumeister von 1781 die Feldsteinwände des alten gothischen Thurmes, bis zu bestimmter Höhe hin, als Unterbau fortbestehen lassen. Dadurch ist etwas ziemlich Stilloses, aber nichts destoweniger etwas sehr Anziehendes entstanden. Der weiße, schmale Etagenthurm erhebt sich auf dem mächtigen alten Feldsteinfundamente wie eine Statue auf ihrem Piedestal, und die Hagerosen und Hollunderbüsche, die auf der Plattform zu Füßen des eigentlichen Thurmes blühen, schaffen das Ganze zu einem lieblichen Bilde um.

Das Innere der Kirche, in das wir jetzt eintreten, ist reich an Bildern und Grabsteinen, noch reicher an Erinnerungen. An den Wänden ziehen sich, chorstuhlartig, die Kirchenstühle der alten Gewerks- und Innungsmeister hin, 45 an der Zahl, jeder einzelne Stuhl an seiner Rückenlehne mit den Gewerks-Emblemen geschmückt. Vor dem Altare liegen die Grabsteine von Burgemeister und Rath, der Altar selbst aber, ein Schnitzwerk aus katholischer Zeit mit Bildern auf der Kehrseite seiner Thüren, ist muthmaßlich ein Geschenk, das von Kurfürst Joachim I. der Mittenwaldner Kirche gemacht wurde. Zwischen Altarwand und Altartisch, auf schmalem Raum, begegnen wir noch einem Christuskopf (auf dem Schweißtuch der heiligen Veronica), aber das Interesse, das wir eben dem Bilde zugewendet haben, erlischt vor dem größeren, mit dem wir jetzt eines Portrait-Bildes ansichtig werden, das von der Wand des Seitenschiffes her, zwischen den Pfeilern hindurch, zu uns herüberblickt. Es ist nicht das Bild als solches, das uns fesselt, es ist der Mann; neben der schmalen Sakristeithür, in schlichter Umrahmung, hängt das lebensgroße Bild Paul Gerhardt's.

Paul Gerhardt war Probst zu Mittenwalde von 1651—1657.

Vor etwa 30 Jahren wurde dieses Bildniß Gerhardt's nach einem in der Kirche zu Lübben befindlichen Originalbild angefertigt und der Mittenwaldner Kirche, zur Erinnerung an die Zeit seines (Gerhardt's) Wirkens allhier, zum Geschenk gemacht. Es ist ein gutes Bild; die Züge verrathen viel Milde, aber nichts Weichliches, und die Unterschrift, ebenfalls vom Lübbener Bilde genommen, lautet wie folgt:

Paulus Gerhardus Theologus in Cribro Satanae tentatus et devotus postea, obiit Lubbenae anno 1676, aetato 70.

Rechts daneben befinden sich folgende Distichen:

Sculpta quidem Pauli viva est ut imago Gerhardi,
Cujus in ore fides, spes, amor usque fuit,
Hic docuit nostris Assaph redivivus in oris
Et cecinit laudes Christe benigne tuas:
Spiritus aethereis veniet tibi sedibus hospes,
Haec ubi saepe canes carmina sacra Deo.

Diese Distichen sind vom Probst Straube (1841†), einem Amtsnachfolger Paul Gerhardts an der Mittenwaldner Kirche, in folgender Weise übersetzt worden:

Wie lebend siehst Du hier Paul Gerhardt's theures Bild,
Der ganz von Glaube, Lieb und Hoffnung war erfüllt.
In Tönen voller Kraft, gleich Assaphs Harfenklängen,
Erhob er Christi Lob in himmlischen Gesängen.
Sing' seine Lieder oft, o Christ, in seliger Lust,
So dringet Gottes Geist durch sie in Deine Brust.

Paul Gerhardt, wie schon hervorgehoben, war 6 Jahre lang Probst an der Mittenwaldner Kirche und es ist höchst wahrscheinlich (wenn auch nicht mit absoluter Sicherheit zu beweisen), daß die schönsten Lieder, die wir diesem vielleicht volksthümlichsten aller Liederdichter verdanken, während seines Mittenwaldner Aufenthaltes, in Leid und Freud' des Hauses und des Amtes gedichtet wurden.

Begleiten wir ihn auf seinem Ein- und Ausgang.

Paul Gerhardt kam spät in's Amt. Er war bereits 46 Jahr alt, als die Kirchenvorstände von Mittenwalde, wo der Probst Goede eben gestorben war, sich an das Ministerium der St. Nikolaikirche zu Berlin wandten mit der Bitte, einen geeigneten Mann für die Mittenwaldner Probstei-Kirche in Vorschlag zu bringen. Die Kirchenbehörden von St. Nicolai waren schnell entschieden; sie kannten Paul Gerhardt, der seit einer Reihe von Jahren als Lehrer, Freund und Erzieher im Hause des Kammergerichts-Advokaten Andreas Berthold lebte und durch Lieder und Vorträge längst die Aufmerksamkeit aller Kirchlichen, auch der Behörden und Vorstände, auf sich gezogen hatte. Diesen empfahlen sie. Nach zwanzigjährigem Harren sah sich Paul Gerhardt am Ziele seiner innigsten Sehnsucht, und mit dem Dankesliede

Auf den Nebel folgt die Sonn',
Auf das Trauern Freud' und Wonn',

verließ er Berlin und trat, mit dem neuen Kirchenjahr 1651, freudig in's Amt.

Freudig begann er es, voll guten Muths, der Gegnerschaften und Widerwärtigkeiten Herr werden zu können, an denen von Anfang an kein Mangel war. Neid, verletztes Interesse, gekränkte Eigenliebe (Diaconus Allborn, seit Jahren an der Mittenwalder Kirche, hatte erwartet, Probst zu werden) — das waren die Gegner, auf die er stieß, aber wenn er dann Abends an dem offenen Hinterfenster seiner Arbeitsstube saß und über die Stadtmauer hinweg in die dunkler werdenden Felder blickte, während, von der Probsteikirche her, der Abend eingeläutet und nach schöner Sitte jener Zeit eine alte Volksweise vom Thurm geblasen wurde, dann ward ihm das Herz weit, und den Athem Gottes lebendiger fühlend, kam ihm selber ein Lied und mit dem Liede Glück und Erhebung. Es war die Volksweise: „Insbruck, ich muß Dich lassen," die Abends vom Mittenwaldner Thurm zu erklingen pflegte, (jene alte Volksweise, von der Sebastian Bach später zu sagen pflegte: „er gäbe all seine Werke darum hin") und der fromme Gerhardt, der wissen mochte, wie seine Gemeinde an eben diesem Liede hing, trachtete nun danach, der schönen alten Melodie, die Jedem längst Herzenssache geworden war, tiefere Worte, einen

anderen, christlichen Text zu Grunde zu legen. So entstand das schöne „Abendlied:“

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt; —

jenes Musterstück einfacher Sprache und lyrischer Stimmung, das durch die kindischen Spöttereien, die es erfahren (z. B. die ganze Welt könne nie schlafen, weil die Antipoden Tag hätten, wenn wir zur Ruhe gingen) an Volksthümlichkeit womöglich noch gewonnen hat.

Glaube und Liebe richteten ihn wohl auf, wenn die Kümmernisse des Lebens ihn niederdrücken wollten, aber die Einsamkeit blieb ihm, und sein Herz sehnte sich nach Genossenschaft, nach einem Heerd. Im vierten Jahre seines Amts bewarb er sich um die Hand Maria Berthelds, der ältesten Tochter jenes frommen Hauses, in dem er so viele Jahre glücklich gewesen war, und der Propst Behr von St. Nicolai, der beide seit lange gekannt und geliebt hatte, legte beider Hände in einander. Um die Mitte Februar 1655 zog Maria Berthold in die Mittenwalder Probsteiwohnung ein.

Innige Liebe hatte das Band geschlossen und Paul Gerhardt glaubte nun den Segen um sich zu haben, der alle bösen Geister von der Schwelle seines Hauses fern halten würde. Glücklich, neu gekräftigt in seinem Glauben, neu gestimmt zur Dankbarkeit, war es um diese Zeit wohl, daß er den hohen Freudensang (den „Antimelancholicus“ wie ihn einer seiner Ausleger genannt hat) anstimmte, der da lautet:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch
Christum noch,
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon
Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Aber es war anders bestimmt; die Freudigkeit des Gemüths sollte ihm nicht zufallen (auch jetzt nicht), er sollte sie sich erringen in immer schwerer werdenden Kämpfen. Ein Töchterlein, das ihm geboren wurde, starb bald, und die Kränkungen, die das immer schroffer werdende Auftreten Allborns für ihn selbst im Geleite hatte, zehrten vor allem an Gesundheit und Leben seiner, wie es scheint, zart gearteten Frau. Es waren nicht frohe Tage die Tage in Mittenwalde, zu Krankheit, Tod und Kränkung gesellte sich Noth, und als der unerschütterlich Gläubige, allem Widerpart zum Trotz, jenes Vertrauenslied anstimmte, das von Strophe zu Strophe ausruft:

Alles Ding währt seine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit,

da war das Herz der sonst frommen Frau in den Wirrsalen der Lebens bereits bitter und klein genug geworden, um sich abzuwenden von einer starken Glaubenskraft, die über die Kraft ihres eigenen schwachen Herzens hinausging. Tiefe Schwermuth ergriff sie. Paul Gerhardt selbst aber, in jener Freudigkeit, wie sie das Vorgefühl nahen Sieges, endloser Erhöhung leiht, schlug seine Bibel auf und las die Worte des Psalmisten: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn: er wird's wohl machen.“ Wie ein Funken fiel das Wort in seine Brust. Er athmete höher auf; die Stube wurde ihm zu eng, und auf- und abschreitend in den Gängen des Propsteigartens, entstanden die ersten Strophen jenes Trostliedes:

Befiehl Du Deine Wege
Und was das Herze kränkt.

In freudigster Erregung eilte er in das Haus zurück; empfand er sich jetzt doch als den Träger einer Botschaft, der kein Herz widerstehen könne, und siehe da, an der schwermüthigen Stimmung seiner Frau erprobte dies Lied zuerst seine wunderbare Kraft. Alles Leid floß hin in Thränen, alle Trübsal wurde Licht, und eh noch der Rausch gehobenster Empfindung vorüber war, war auch schon die Hülfe da — ein Abgesandter, ein Brief, der den Propst von Mittenwalde als Diakonus an die Berliner Nicolaikirche berief. Er reichte seiner Hausfrau den Brief und sagte ruhig: „Siehe wie Gott sorget; Befiehl dem Herrn Deine Wege und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen.“

(Schluß folgt).

Miscellen.

Im Diakonissenhause zu Jerusalem, in dem der Johanniter-Orden seit dem Jahre 1857 drei Betten unterhält, sind im verflossenen Jahre 282 Kranke verpflegt worden. Unter diesen waren 121 Muhamedaner, ein Beweis, wie sehr das Vertrauen auch bei der sonst so fanatischen muhamedanischen Bevölkerung der heiligen Stadt zu der Liebespflege der evangelischen Kirche gewachsen ist. Kein anderes Hospital in Jerusalem hat eine solche Menge muhamedanischer Kranken aufzuweisen. Außerdem ist noch eine Art ambulanter Klinik für die Araber mit dem Hospitale verbunden, so daß fast täglich eine Menge Muhamedaner in's Hospital kommen, den Arzt consultiren und die Medicin unentgeltlich von den Schwestern erhalten.

In dem an das Hospital anstoßenden Erziehungshause hat sich die Zahl der Kinder so sehr vermehrt, daß die Schwestern jetzt 46 Kinder zur Erziehung in demselben haben; auch kommen noch 8—10 Kinder aus der Stadt zum Unterricht.

Die Kranken in der Stadt werden von den Schwestern fleißig besucht.

Der Sultan hat dem Kaiser der Franzosen zwölf alte Feuerschlünde von Rhodus, aus der Zeit der Johanniterherrschaft daselbst, zum Geschenk gemacht. Der älteste derselben ist eine deutsche Donnerbüchse von ungewöhnlicher Größe aus dem Jahre 1404. Sie ist von Bronze gegossen und wiegt 4597 Kilogramm. Dieses in jeder Beziehung merkwürdige Geschütz trägt vorne an der Mündung folgende Worte in schöner deutscher Schrift: „Katharina heiß ich, vor meinem Inhalt hüte Dich, Unrecht bestraf' ich. Georg Enderdorfer goß mich.“

Wir sind ersucht worden, den Lesern dieses Blattes davon Kenntniß zu geben, daß eine große lithographirte Ansicht, in Tondruck, des neuen Anstalts-Gebäudes der evangelischen Heil- und Pflege-Anstalt Hephata für blödsinnige Kinder Rheinlands und Westphalens in M. Gladbach, welche mit Hülfe des Johanniter-Ordens gegründet worden, von dem Vorsteher derselben, Herrn C. Barthold in M. Gladbach, für 1 Thlr. zum Besten der Anstalt, jederzeit zu beziehen ist.

Da die Ausführung als eine sehr gelungene bezeichnet werden kann und die Ansicht sich, eingerahmt, zur Zimmerzierde eignet, so kommen wir diesem Wunsche hierdurch gern nach. Die Redaktion.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bed) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 27. August 1862. **Nr. 35.**

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Der Abend mit dem magisch-rosigen Farbenspiel der untergehenden Sonne war gekommen, einer jener duftreichen, selig schwelgerischen Abende, wie sie nur der Süden kennt, wo selbst die Schatten in violetten Glanz sich kleiden, die Dämmerung noch von Lichtfunken und dem Zauber selbstleuchtender Farben durchflossen scheint, um dann in plötzliche Nacht überzugehn.

Die Auberge und Priorei von Frankreich, vermöge der sehr starken Brüderzahl der Zunge, war von größerem Umfange, als die der andren Nationen. In dem düstren, starren, romanisch-normannischen Mischstyl errichtet, an dem die jüngere Gothik ihre Kunst nur in einzelnen späteren Verzierungen und Schnörkeln versuchte, hatte die Front des Gebäudes nach der rue des chevaliers nur ein in der Mitte liegendes Portal, breit und hochgewölbt genug, um zwei gepanzerten Reitern zu Pferde nebeneinander den Einritt zu gestatten. Nur etwa fünf hohe Bogenfenster von jeder Seite des Portals im oberen Stockwerk boten dem Blick einige Abwechslung dar. Das Erdgeschoß war fensterlos oder vielmehr mit engen Luken versehn, um von innen einen etwa andringenden Feind zu beobachten und mit Speer oder Pfeil zu bewillkommen. Nunmehr war das Palais dem Soldan eingeräumt. Das Hintergebäude der Auberge, welches den großen Hof vom Garten trennte und mit demselben durch einen viereckigen Thurm und ein kleines Thurmthor verbunden war, das nun verschlossen und durch einen Golam bewacht wurde, barg rechts im Oberstock die Privatgemächer Dschems, links die Zenahna oder die Frauenwohnung, deren Fenster auf den Garten gingen. Durch den Thurm, Dschems Lieblingsaufenthalt, gelangte er zu Zoë und Chansade, wie zu seinem Sohne, da Lailas Gemach an das der Sultana stieß. Den unteren Theil des Gebäudes, viel zu groß für die kleine Schaar, nahmen Rustum und die Golams ein. Da die Räume für eine viel bedeutendere Anzahl von Bewohnern und deren mannigfache Verrichtungen berechnet war, boten sie jetzt, trotz aller orientalischen Pracht, das Bild der Oede. Wenn Melancholie und sinnender Ernst auf diesem weiten Bau lag, bot der Garten hingegen eine Fülle von Lieblichkeit. Ein großer halbrunder Platz zunächst dem Hinterhause hatte in der Mitte eine sprudelnde Fontaine, den erschlagenen Drachen Gozons darstellend, aus dessen Rachen, Nüstern und klaffenden Wunden Wasserströme rauschten. Rinks umher standen Aloen. Der weite Garten war in zwei merkliche Abschnitte getheilt. Der erste, nächste, ein Rasenplatz mit Blumenbosquets, Jasminhecken, Weingängen und Geländen besetzt, hatte den Fontainenplatz zum Mittelpunkt, von welchem aus strahlenförmig Laubgänge liefen, die auf einen breiten Weg mündeten, der diesen ganzen Theil des Gartens umschloß. In der Tiefe dieses Wegs, nach Osten zu, dem Thurm und Springbrunnen gegenüber, begann der eigentliche Park, ein wahres Meer üppigen Laubwuchses, wo Cedern, Akazien, Platanen, Tamarinden, Cypressen, Oelbäume, Steineichen, Citronen- und Orangenbäume sich mit Rosen und Granatbüschen, Lilien und Iris, Lorbeer und Myrten zu einem Chaos von Blatt und Blüthen, Duft und Farbenschmelz vereinten, über dem hochstrebend die Palmen mit rauschenden Wedeln sich erhoben und als Fürsten der gesammten Pflanzenwelt sich stolz und träumerisch in den Lüften wiegten, ein Symbol des Friedens, thronend über dem bunten Chaos des Lebens. Dieser Theil des Gartens ist von einem sogenannten Irrgange durchschnitten, welcher hinter einer großen Marmorgruppe, Johannes im Wüstenkleide darstellend, und die Aussicht von Thurm und Fontaine abgrenzend, beginnt. Aus dem hintersten, entlegensten und dunkelsten Theile des Parks führt gen Osten eine enge Pforte aus der hohen Mauer der Auberge nach — dem Kirchhofe aller Ordensritter, der sich hinter sämmtlichen Aubergen fortzieht. —

Die weite Aussicht nicht nur über den Garten, sondern auch einen Theil des Hafens und das tiefblaue Meer genoß eben Dschem, am weiten Bogenfenster seines Thurmzimmers sitzend. Er starrte hinaus, lautlos, träumerisch in sich versunken, fast traurig, und der Dampf seines Tschibouks kräuselte sich langsam empor und verrann in der lauen Abendluft. In einer Ecke auf dem Teppich saß Danesch, den Tschengir neben sich. Er hatte eben die Saiten erklingen lassen, und sein Lied, ein Kind der Wüste und der Freiheit, hatte den Sultan in jenes stille Weh versetzt, das uns bei dem Gedanken an die ferne verlorene Heimath beschleicht. Thagi-Chan saß dem Sultan gegenüber, bald unwillig auf Danesch, bald in's

Antlitz seines Herrn blickend, um dessen Gedanken zu erforschen.

Plötzlich fuhr Dschem empor und sah den Vesir starr an. — „Und wenn sie sich nicht erheben, die Kinder des Propheten für ihres wahren Fürsten Recht? Wenn Alis und Suleimans Sendung fehl schlägt? Diese Christenkönige werden nicht einen Mann, nicht eine Lanze zu meiner Hülfe senden, dieser ritterliche Orden selber wird machtlos sein gegen Bajasid, es sei denn die gesammten Bekenner Gottes erheben sich!"

„Und sie werden sich erheben, Herr der Gerechtigkeit," sagte Thagi, „so Ali und Suleiman rührig sind. Laß Deinen Muth nicht sinken, Löwe der Schlacht, Dein ist das Recht und der Schutz des Propheten!"

„Nein," rief Dschem bitter, „mein ist der Schutz des Kreuzes, Thagi! Meinst du nicht, die Mufti, Mollah und Kadis werden gegen mich sein, weil ich den Feind unsres Glaubens anrief und mich in seine Hände gab? Warum kommt dieser Herr nicht selber und führt uns in den Kampf, werden sie fragen, und was wird die Antwort sein? Achselzucken! — O, dein Märchen von gestern, Medschnun, hat Recht, ich bin der verzauberte Geier!" —

„Welches Märchen!" und der Vesir richtete einen finstern, glühenden Blick auf Danesch.

„Komm her, erzähle!" befahl Dschem.

Hamed-Danesch, der Medschnun, sprang auf, trat grinsend näher, steckte die Hände in die weiten Aermel seines Rocks und hockte sich nieder.

„Hört Kinder der Gerechtigkeit. Im Namen Gottes und des Propheten! — Es ist in Indien ein Meer. Das Meer ist stille, ist traurig und glatt wie Glas, Allah kerim! Daselbst inne liegt die schöne Insel Macramoteba voll Palmen- und Dattelbäume, voll Früchte und Blumen, voll Wild und Gethier allerlei Art, und die Lust und Herzensfreude wohnt in ihrem Schatten. Der König über Alles aber war der Geier, der Vogel der Sonne, und hauste auf hohem Berg von Amethyst mit zween Kindern in einem Palast von Demand, Smaragd und Saphyr, sein Bette war von Ambra, Lilien und Rosen, seine Speise das reiche Wild auf den Triften. Aber Allah machte, daß der sieghafte Geier, der Schrecken von Luft und Erde, starb. Da warf eins seiner Kinder mit scharfem Schnabel und wilder Klaue das andre vom Neste und verfolgte es über Thal und Berg bis an's Meer, Allah kerim!"

„Ramad, Ramad," murmelte Dschem, „ich bin's!"

„So hob denn das Verfolgte die müden Flügel und zog hinweg über die trostlosen, weiten Wasser und kam an einen Ort Gango, allda eine Zauberin wohnt, die alte Feindin seines Vaters, die Alles thun kann zwischen Himmel und Erde. Er fiel ihr zu Füßen, und sie deckte ihn mit ihrem triefenden, sinnbetäubenden Ginnenmantel, genannt Wohlleben, daß er sich tröste. Und sagte, sie wolle ihm helfen zu seinem Reich, wenn er sich schmieden lasse an den Fuß eine Ginnenkette aus Mondstrahl, unsichtbar, unfühlbar, sonst könne sie ihm nicht helfen! Und siehe, Fürst, er that's und nahm die Kette an seinen Fuß. Dort setzte die Ginn von Gango mit ihren Geistern sich auf das Wolkenschiff, nahm den Geier auf ihre Hand und fuhr auf dem Urwasser des Himmels gen Macramoteba. Da ließ sie den Geier niederfahren von ihrer Faust und stoßen auf den Bruder und seine Brut, und die Ginnen rotteten alle Geier aus in ganz Indien. Die Zauberin von Gango setzte sich in das verödete Nest, gefüllt mit Ambra und Rosen und schlanken Zweigen des Ban, aber den Geier sperrte sie in die dunkle Höhle Kummervoll, denn er trug die Ginnenkette! Gott ist groß, da ist der Geier von Macramoteba gestorben, nun herrschen die Ginnen durch alle Welt!" —

„Verstehst Du dies Märchen, Thagi?" sagte Dschem finster. „Der Geist der Prophezeihung spricht aus dem Danesch!" —

„Der Geist der Lüge und Bosheit quillt aus ihm!" rief Thagi flammend aufstehend. „Er wird Deine Tage vergiften, Deine Nächte machen voll Unruhe und böse Träume! Er ist ein Hund und eines Hundes Sohn, denn er säet Giftsamen des Unheils in Dein Herz! Beim Bart des Propheten, sinnt er noch einmal solch ein Märchen aus, will ich ihn peitschen, bis sein Fell Schwielen hat wie ein Kaufmannskameel!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Pfingstreise in Teltow.

(Von Th. Fontane.)

(Schluß.)

Paul Gerhardt verließ Mittenwalde im Juli 1657; dem weitern Gange seines Lebens folgen wir an dieser Stelle nicht, aber die Frage drängt sich auf: was ist der Stadt, in der er seine schönsten Lieder dichtete, aus der Zeit seines Lebens und Wirkens erhalten geblieben? sind noch Plätze da, die an ihn mahnen, und welche sind's?

Die Stadt bietet nichts. Das Probsteigebäude, das noch vor fünfzig Jahren bewohnt und noch vor zwanzig Jahren wenigstens eine Ruine war, ist seitdem abgebrochen und ein Schulhaus an seiner Stelle errichtet worden; der Garten aber, in dessen Gängen muthmaßlich das schönste und volksthümlichste aller unserer Lieder entstand, liegt, wüst geworden, ohne Zaun und Einfassung zwischen zwei Nachbargärten; eine Kalkgrube in der Mitte, etwas Gänsekraut an den Seiten, das Ganze der designirte Turnplatz der Mittenwalder Schuljugend.

Die Stadt bietet keine Erinnerungen mehr an ihn, wohl aber die Kirche. Unmittelbar unter seinem Bildniß, dessen ich bereits ausführlicher erwähnte, ist eine Steintafel in die Wand des Seitenschiffes eingelassen, die folgende Inschrift trägt: Maria Elisabeth — Pauli Gerhardt's, damahligen Probstes allhier zu Mittenwalde und Anna Maria Berthold's erstgebohrnes, herzliebes Töchterlein, so zur Welt kommen d. 19. Mai Anno 1656 und wieder abgeschieden d. 14. Januar Anno 1657 — hat allhier ihr Ruhebettlein und dieses Täfflein von ihren lieben Eltern. Genesis 47. V. 9. »Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens.« Ein grüner Kranz faßt die Inschrift ein und Engelsköpfe schmücken die Ecken der Steintafel.

Neben Bildniß und Stein ist die Sakristeithür. In der Sakristei selbst finden wir das alte Kirchenbuch von Mittenwalde, ein großes, nach Art der Bilderbibeln in Leder gebundenes Buch, etwa dreihundert Jahre alt. Die Registrirungen in diesem Buch aus der Zeit von 1651 bis Neujahr 1657 rühren alle von Paul Gerhardt selber her. Seine Handschrift ist fest, dabei voll Schwung und Schönheit. Die Aufzeichnungen von seiner Hand schließen mit dem 28. Dezember 1656.

Bild und Stein und Buch, sie mahnen an sein Wandeln und Wirken an dieser Stätte, aber fehlten auch diese Zeichen, die direkt seinen Namen oder gar die Züge und das Zeugniß

seiner Hand tragen, die Kirche selber, im Großen und Ganzen dieselbe geblieben, würde dastehen zu seinem ehrenden Gedächtniß, — der protestantischen Welt mehr eine Paul Gerhardts- als eine Sankt Moritz-Kirche. Wenig Modernes hat sich seit zweihundert Jahren darin eingeschlichen; die Altarbilder, die Chorstühle, die Grabsteine, es sind dieselben noch, und wohin das Auge sich wenden mag, sein Auge hat darauf geruht. Veränderungen sollen vorgenommen werden; mögen sie mit Pietät geschehen.

Paul Gerhardt ist der Glanzpunkt in der Geschichte Mittenwalde's; aber Mittenwalde hat der historischen Erinnerungen mehr.

Am 31. August 1730 trai Kronprinz Friedrich unter starker Bedeckung, von Wesel aus, über Treuenbrietzen (wo er die Nacht vorher gewesen war) in Mittenwalde ein, um daselbst, vor seiner Abführung nach Cüstrin, ein erstes Verhör zu bestehen. Das Truppenkommando, das ihn bis Mittenwalde geführt hatte, stand unter Befehl des Generalmajors von Buddenbrod, desselben tapferen Officiers, der zwei Monate später dem mit der Todesstrafe drohenden König mit den Worten entgegentrat: »Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines; jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.«*)

Kronprinz Friedrich blieb zwei Tage in Mittenwalde, vom 31. August bis 2. September. Das Verhör fand muthmaßlich am 1. statt. Er bestand es vor Generallieutenant v. Grumbkow, Generalmajor v. Glasenapp, Oberst v. Sydow und den Geh. Räthen Mylius und Gerbett und behauptete während dessen eine »kecke und beleidigende Zurückhaltung.« Als Grumbkow ihm seine Verwunderung darüber bezeugte, antwortete er: »Ich bin auf alles gefaßt, was kommen kann, und hoffe, mein Muth wird größer sein, als mein Unglück.« —

Garnison stand damals noch nicht in Mittenwalde; es hatte eine solche (Jäger) nur von 1780—1806. Die Stadt war überhaupt noch klein und zählte (1730) nur 952 Einwohner. In welchem Hause der Prinz bewacht wurde, habe ich nicht mehr ermitteln können; das »Schloß« existirte längst nicht mehr; das Verhör fand muthmaßlich auf dem Rathhause statt.

Das war im September 1730. Fast siebenzig Jahre später, am Sylvesterabend 1799, tritt noch einmal eine historische Figur auf die bescheidene Mittenwalder Bühne, um ihr (sechs Jahre lang, wie Paul Gerhardt) in Leid und Freude anzugehören. Ein Kämpfer wie er, nicht mit mächtigeren, aber mit derberen Waffen. Es genügt, seinen Namen zu nennen — Major v. York, der spätere »alte York«. Unterm 6. November hatte der König an den damals in Johannisburg stehenden Major v. York geschrieben: »Mein lieber Major v. York. Da die jetzt verfügte Versetzung des Major v. Uttenhoven vom Regiment Fußjäger als Commandeur zum dritten Bataillon des Regiments v. Zenge es nothwendig macht, dem Jägerregiment (in Mittenwalde) einen ganz capablen Commandeur zu geben und Ich Mich überzeuge, daß Ihr die zu diesem wichtigen Posten erforderlichen Eigenschaften in Euch verbindet, so will ich Euch hierdurch zum Commandeur des Jägerregimentes ernennen ꝛc.«

Am Sylvesterabend 1799, an der Neige des Jahrhunderts, traf Major v. York in Mittenwalde ein und überraschte seine Herren Officiers auf dem Sylvesterball. Die erste Begegnung war gemüthlich genug, der dienstliche Ernst kam nach. Das Corps war verwahrlost, er gab ihm einen neuen Geist, und dieser Geist war es, der sich sieben Jahre später ruhmreich in jenen kleinen Kämpfen bewährte, die einem ruhmlosen Großkampf folgten. Bei Altenzaun, dreiviertel Meile oberhalb der Sandauer Fähre, am 26. October, waren es die Mittenwaldner Jäger, die den Elbübergang des Blücher'schen Corps zu decken hatten. Sie thaten es mit Ruhm und Geschick. Die Jäger kehrten nicht nach Mittenwalde zurück; York selbst nur auf wenige Tage (im Januar 1807),*) dann rief ihn die Noth des Vaterlandes dorthin, wo damals allein noch Preußen war, — nach Königsberg. Die Mittenwaldner aber waren stolz auf ihren York, und als nach schweren Jahren der Erniedrigung alles Volk in Preußenland zu Gewehr und Lanze griff und »Landwehr« wurde, da griffen die Mittenwaldner zur Büchse und wurden — Jäger. Wenigstens deutet darauf die Gedächtnißtafel in der Kirche hin, wo die Namen der Gefallenen, fast ausnahmelos die Bezeichnung J., F.-J. und G.-J., d. h. also Jäger, Freiwilliger Jäger und Garde-Jäger tragen.

Das Haus, das Major v. York bewohnte, existirt noch. Es ist jetzt ein Gasthaus, in der Hauptstraße der Stadt gelegen, und führt wie billig den Namen »Hotel York.« Ueber der Hausthür befindet sich eine Nische und an derselben Stelle, wo sonst wohl ein »Mohr« oder ein »Engel« zu stehen pflegt, steht hier eine Büste des alten York. Auch in den Zimmern findet sich sein Bild. Die Lokalität ist im Großen und Ganzen noch ganz dieselbe wie sie vor 60 Jahren war: hinter dem Hause ein Hof und hinter dem Hof ein Garten, beide, Hof und Garten, von Stall- und Wirthschaftsgebäuden umstellt, an denen sich malerisch die Treppen und Stiegen im Zickzack an den Außenwänden entlang ziehen. Im Innern des Hauses hat sich natürlich viel verändert; nur das Zimmer, das er selbst zu bewohnen pflegte, zeigt noch die alten (übrigens höchst einfachen) Stuckverzierungen. In demselben hängt der Kaulbach-Muhr'sche Jeremias über dem Sopha und eine Kamphinlampe von der Decke herab. Beides — Kinder einer andern Zeit.

»Wer reist nach Mittenwalde?« so schließ ich, wie ich begann. Tausende wallfahrten nach Gohlis, um das Haus zu sehen, darin Schiller das Lied »an die Freude« dichtete. Mittenwalde ist vergessen, und doch war es in seinem Propstei-Garten, wo ein anderes, größeres Lied an die Freude gedichtet wurde, das große deutsche Tröstelied:

»Befiehl Du Deine Wege.«

Sonst und Jetzt.

Erinnerungen eines Veteranen.

I.

Die Kinder-Erziehung von Ehemals.

Siebenzig Jahre sind über meinem Haupte dahingegangen. —

Man sagt — und auch wohl nicht mit Unrecht — daß das Alter einseitig mache, und daß man sich in demselben, theils mit größerer, theils mit geringerer Vorliebe zu seinen Jugendjahren hingezogen und dadurch veranlaßt fühle, gegenwärtige Urtheile zu deren Gunsten abzugeben. Dagegen steht es aber auch wohl unbedenklich fest, daß nur Derjenige richtige Vergleiche anzustellen im Stande ist, der selbst alles gesehen

*) Aehnliche Worte hatte Generalmajor v. Mosel am 14. August in Wesel gesprochen. Als der König mit dem Degen auf den Kronprinzen eindrang, warf sich M. dazwischen und rief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes.“ Ueberhaupt zeigen die Vorgänge jener Zeit, daß hoher Muth an gefährlicher Stelle am besten gedeiht.

*) Droysen erzählt: „Als York in das Zimmer trat, ward er von seiner Frau, seinen Kindern nicht wieder erkannt. Aber das Vögelchen im Käfig flatterte wie vor Freuden hoch auf und sank dann todt hin.“

und mitgemacht hat. Wenn jetzt Jemand, der die Vorzeit nicht selbst kannte, dieselbe mit der Gegenwart vergleichen wollte, so würde er nicht allein mindestens in eine gleiche Einseitigkeit verfallen, sondern es würden auch diese Vergleiche, welche sich in Beziehung auf die Ersteren nur auf mündliche oder schriftliche Mittheilungen gründen können — gewiß sehr oft an Richtigkeit Mangel leiden. Darum glaube ich denn auch, daß solche von einem alten Manne angestellten Betrachtungen um so mehr Glaubwürdigkeit verdienen, als sie, außer der eigenen Anschauung, auch noch den Vortheil der Ruhe, des kalten Blutes und der Besonnenheit für sich haben.

Die einfache aber gemüthliche Lebensweise von 1806 ist mir noch in frischer Erinnerung, aber noch lebhafter stehen mir die Unglücksjahre von 1806—1813, — die sogenannte Franzosenzeit —, wo sich die Einfachheit bis zur Dürftigkeit steigerte, und wo ein Jeder ohne Unterschied die schwersten Opfer bringen mußte, vor Augen. Durch das erhabene Beispiel des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. angefeuert, der dem ganzen Lande mit Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit voranging, trug zwar ein Jeder das über uns hereingebrochene Unglück mit Geduld und Ergebung, aber auch eben so wie Er mit dem festen Vorsatz, wenn die richtige Zeit erschiene, Rache an dem übermüthigen Feinde zu nehmen, Preußens Ehre und Ruhm wieder herzustellen, und, wenn es verlangt würde, auch noch das Letzte zu diesem Zwecke herzugeben. Dieser Zeitpunkt erschien! — Preußen folgte wieder seinem Königlichen Herrn, und was in den eben so ruhmreichen als unvergeßlichen Jahren 1813—1815 gegeben, gethan und erreicht worden, ist noch in zu lebendiger Erinnerung, als daß es hier erwähnt zu werden brauchte. Es folgten nun eine lange Reihe friedlicher Jahre; die Staatsabgaben nahmen ab, der Wohlstand nahm zu, aber trotz dieser glücklichen Verhältnisse waren doch oft, besonders im Familienleben, bedeutende Störungen und Unzufriedenheit, besonders bei der jüngeren Generation bemerkbar. Die Lehren, welche uns die sieben mageren Jahre gegeben, geriethen in Vergessenheit, statt Bescheidenheit bemerkte man Dünkel, statt Gehorsam das Gegentheil, und statt Anspruchslosigkeit große Neigung zum Wohlleben und zur Verschwendung. Oft und reiflich habe ich über diesen Wechsel der Gesinnungen und über diesen Unterschied zwischen »Sonst und Jetzt« nachgedacht, und glaube den Ursprung derselben hauptsächlich »in der veränderten Kindererziehung« gefunden zu haben.

Diese trennt sich sehr wesentlich in der Erziehung in und außer dem elterlichen Hause, und es sei mir erlaubt, besonders die Erstere, als die wesentlichste Grundlage zur Bildung des künftigen Menschen ins Auge zu fassen; dabei aber diejenige Verfahrungsart, wie ich sie nebst meinen Geschwistern nicht allein selbst erlebt haben, sondern wie sie dazumal auch allgemein gebräuchlich war, als Vergleichung zwischen Sonst und Jetzt zu Grunde zu legen.

Obgleich Kinder von wohlhabenden Eltern — zwei Knaben und zwei Mädchen — wurden wir doch mit der äußersten Strenge und Anspruchslosigkeit erzogen. Die Kleidung bestand im Sommer für die Knaben in den Wochentagen aus Jacke und Beinkleidern von eigengemachter grauer Leinwand, im Winter aber aus einem Tuchrock und eben solchen Beinkleidern. Zum sonntäglichen oder guten Anzug hatte Jeder eine Jacke von braunem Tuch, nebst passenden Beinkleidern. Als Kopfbedeckung diente ein runder schwarzer Filzhut, welcher nach einjährigem Gebrauch aufgefärbt, und nach zweijährigem durch einen neuen ersetzt wurde. Theils nun durch diese Operation, theils aber auch durch das natürliche Wachsthum des Kopfes, wurde der Hut im zweiten Jahre so eng und unbequem, daß wir es gerne vorzogen, sowohl im Sommer wie im Winter ohne alle Kopfbedeckung draußen herumzulaufen, als uns der Qual des engen Hutes auszusetzen. Demungeachtet ward aber von der einmal feststehenden Regel, »nur alle zwei Jahre einen neuen Hut zu kaufen,« nie abgewichen. Von Mänteln und Ueberziehern war nie die Rede; zum alltäglichen Gebrauch fanden diese dazumal überhaupt nicht statt, und wenn wir im Winter bei strenger Kälte einmal mit den Eltern einen Besuch in der Nachbarschaft machten, so wurden mein Bruder und ich dergestalt in einen alten Dragonermantel eingeknöpft, daß der Eine den rechten, der Andere aber den linken Arm in den Aermel stecken, und so, dicht neben einander gedrängt, auf einem offenen Wagen sitzen mußten. Wenn es die Witterung aber nur einigermaßen erlaubte, wurden alle dergleichen Besuche zu Fuße abgemacht. Handschuhe haben wir nur ein einziges Mal erhalten; denn da nach Verlauf von höchstens acht Tagen ein Jeder von uns schon wenigstens einen derselben verloren hatte, ward zu unserer größten Zufriedenheit — weil wir dadurch nicht allein der Unbequemlichkeit des Tragens derselben, sondern auch der Strafe, wenn einer verloren gegangen war, entgingen, — dieser Versuch nicht wieder erneuert.

In ganz ähnlicher Weise wurden die beiden Schwestern behandelt; ihre Kleidung bestand des Wochentages aus einem leinenen, des Sonntags aber aus einem Kattunkleidchen, und ein zwar schmuckloser, dagegen aber zweckmäßiger Strohhut diente als Kopfbedeckung.

Eben so einfach wie die Kleidung war auch die Beköstigung. Die Hauptmahlzeiten zu Mittag und Abend bestanden aus guter aber einfacher ländlicher Kost; Wein gab es nur des Sonntags, wo regelmäßig der Herr Pastor bei uns zu Mittag speiste, oder wenn sonst Besuch kam. Hierbei verstand es sich jedoch von selbst, daß dieser nur für die Erwachsenen, nicht aber für die Kinder gegeben wurde. Nur bei ganz großen Gesellschaften, oder an den Geburtstagen der Eltern, erhielt jedes Kind auch ein Gläschen Wein, damit es, wenn die Gesundheit derselben getrunken wurde, mit anstoßen konnte. Kaffee erhielten die Kinder nie, und unser Frühstück bestand aus ganz derselben Suppe, wie sie das Gesinde bekam, mit dem einzigen Unterschiede, daß Jeder von uns ein Töpfchen Milch als Zugabe erhielt. Bei dieser Kost und bei dieser Kleidung blieben wir gesund und froh, und nur ein einziges Mal weiß ich mich zu entsinnen, daß ein Arzt zur Einimpfung der Schutzblattern in unser Haus kam. Auf Kleinigkeiten ward entweder gar keine Rücksicht genommen, oder es wurden dieselben durch Hausmittel und strenge Diät kurirt.

Wenn nun diese körperliche Erziehung nur den Zweck hatte und auch erreichte, uns zu gesunden und robusten Menschen, ohne alle luxuriösen Ansprüche zu erziehen, so wurde auch die geistige und moralische ganz auf dieselbe Weise gehandhabt. Unsere wissenschaftliche Ausbildung erhielten wir durch einen Hauslehrer, der nicht verabsäumte, uns Dasjenige, was er selbst wußte, mit Eifer und öfters auch mit ganz gehörigem Nachdruck beizubringen. Obgleich er in dem elterlichen Hause vollständig wie ein Freund behandelt, und auch späterhin meinem Vater zum höchsten Dank verpflichtet wurde, so war doch schon dazumal eine Abneigung, — man kann wohl richtiger »Neid« sagen, gegen höhere Stände bei ihm bemerkbar. Er hütete sich indessen wohl, diese Gesinnungen gegen die Eltern auszusprechen, aber desto öfter ward es uns Kindern, besonders wenn er, — was öfters vorkam, — hitzig wurde, bemerkbar. Außer den Schulstunden bekümmerte er sich eben so gut wie gar nicht um uns. Gegen Schmeicheleien und Geschenke war er durchaus nicht unzugänglich, und dies hätte auf unsern Charakter leicht verderblich einwirken können, wenn uns der Eltern Beispiel und Lehre nicht auf einem besseren Wege erhalten hätte. (Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 36. **Berlin, den 3. September 1862.** **Nr. 36.**

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

„Du wirst ihm Nichts thun, Thagi, denn Du bist mein Knecht," sagte Dschem scharf, „und darfst nicht die Hand erheben gegen den Wahnsinn, aus seinen Tiefen redet Gott!"

„Oder Eblis, der Dich verführen will zu unseligem Thun, zu Mißtraun und Zwietracht, daß Du nimmer Ruhe hast auf Erden!"

„Nimmer Ruh, — Du hast wohl Recht!" flüsterte der Sultan.

„Aber Du sollst, Du kannst's Herr! — Hast Du nicht freiwillig ohne eines Menschen Zuthun Dich diesem Orden vertraut? Haben diese Christen, obgleich sie unsre Feinde gewesen, nicht redlich und großmüthig gehandelt an Dir? Wahrlich, ihr Gott muß ein guter Gott sein, da er sie lehrte, die Feinde zu lieben, zu schützen mit ihrem Blut; — denk' an die karamanische Ebene! — Es liegt ein großer Fehler in Deinem Gemüth, Unbeständigkeit, Argwohn und Unruhe. Ich warne Dich, der Thagi, Dein Knecht, der Nichts hat als Dich und keine Freude als Deine Ehre. Bei meiner Mutter Grab, ich dulde nicht, daß Du Dich selber verderbst! Du vertrautest den Christen, also halte Deinen Eid, und sie werden ihn eben so halten! Wie sollen sie freudig für Dich gegen Bajesid in den Kampf gehn, wenn sie nicht Deiner Freundschaft sicher sind?"

„Es ist gut, Thagi. Erhalte mir Deinen Rath. — Laß mich allein, ich will darüber nachdenken!"

„So bleibe allein Herr, oder geh in die Zenanah, aber nicht dieses Vieh Danesch soll bei Dir sein; Verwirrung und Unheil wohnt, wo Thorheit zu dem Zweifel redet, sagt der Choran." —

„Schweig! laß ihn! Ich will's! —

„Dein Wille ist schlimm, Soldan, doch es ist Dein Wille!" Der Vesir warf einen mitleidigen Blick auf Dschem, verbeugte sich und ging. „O Sonne der Zeit," murmelte er, „du versengst mit deinem Brande, wo du leuchtest! Was ist ein Fürst, der ein Rohr ist im Winde. Mag geschehn, was im Buche der Welt verzeichnet ist." —

Der Medschnun warf dem Vesir einen funkelnden Blick nach, während der Großherr langsam sinnend durch's Gemach schritt.

„Hamed," begann wiederum Dschem, „Du bist nur ein sinnlos Geschöpf, das redet, was es nicht weiß, und vom Geist regiert wird, der aus der wesenlosen Welt von Ginnistan kommt. Doch ich weiß auch, schlechter Hund, daß Du zu Zeiten klug sein kannst, schlau und scharfsichtig. — Was sagst Du, das geschehn mag? Was soll ich thun, das gut ist!" —

„Was ich bin, ich will's Dir sagen, Geier! Toll bin ich, wenn ich weißsage; — glaube mir nichts! Weiß ich doch nicht, redet Allah aus mir oder Eblis, der Oberste aller bösen Geister. — Sieh, mir sprang Etwas im Hirn an dem Tage, da Mahmud, Dein Vater starb, der Gewaltige der Welt; da hab ich geweint! Dann sprang mir wieder was im Hirn an dem Tage, da Du aus Skutharie flohest, und ich habe geflucht. Aber als Scheech Schamehs Haupt fiel, ich bespritzt ward von seinem heißen Blut, und Du diesen Christenhunden den Eid thatst, sprang mir das Herz und ich habe gelacht! Hia athem, da ist Dein Knecht ganz toll geworden!" —

„Und wolltest Du, ich solle meinen Eid brechen, Schuft?" —

„Brechen? Ha! —" Danesch erhob sich steif vom Boden. Sein Blick verlor das Wüste, Unstäte; er trat langsam zu dem Fürsten, faßte seine Hand und küßte sie traurig: „Was hat mein Herr gesagt? Der schlimme Geist ist von mir gewichen?"

„Du entsinnst Dich des Märchens von dem Geier?" —

„Ich kenne keinen Geier hier, wo hast Du ihn gesehn?"

„Gut, so frage ich Dich, ob Du mir räthst, den Eid zu brechen, welchen ich dem Orden zu Chonae geleistet?"

„Nein, Herr; wozu auch? — Halte ihn so, wie der Orden den seinen hält. Willst Du ganz thatenlos bleiben? Warten, bis dieser Orden will, daß Du Dich regst, bis er Dir erlaubt, Diener zu senden oder Boten zu empfangen? — Hast Du nicht Horcher, Knechte genug, die Deine Befehle still vollziehn, ohne daß es diese Christen merken. Nu, was Du beschworen hast, selber zu unterlassen, können doch Andre für Dich ausrichten."

„Auch das schwor ich zu verhindern."

„Schworst Du nicht auch, hihi, daß die Luft nicht wehen, die Quelle nicht laufen soll? — Wie willst Du wissen, was Deine Diener hören, sehen, thun, wenn sie ferne sind von Dir?"

„Also der Sinn Deiner Rede ist, daß ich für mich den Eid halten, Euch Andren aber überlassen soll, ihn zu meinem Vortheil zu brechen! Und das räthst Du Dschem, elender Wurm?!“ — Er schlug in die Hände.

Rustum trat ein.

„Gieb diesem Lügensohne zwanzig Hiebe!“

Medschnun stieß ein Geheul aus und rollte sich zuckend zusammen wie ein Igel. Zwei Golams rafften ihn ohne Weiteres auf und schleppten ihn hinweg. Wenige Augenblicke später ertönten seine Klagen aus dem Hofraum, mit denen er jeden Hieb, der seine Sohlen traf, begleitete.

Während die Execution an Danesch vollzogen ward, stand Dschem in sich gekehrt, sinnend. Er grübelte über das, was der Medschnun gesagt, und erkannte zu gut, daß er den Worten des Tollen innerlich nicht Unrecht gab, war er doch mit Verdacht und Besorgniß, betreffs des Ordens bereits erfüllt, so dankbar er sich demselben sonst verpflichtet wußte. „Ich muß ihn fragen, sein Geist sagt ihm mehr, als andren Sterblichen.“ —

Eben trat der Geschlagne wieder ein, wankend auf geschwollenen Sohlen, und sank unter Stöhnen in die Ecke auf seine Matte.

„Du hast die Strafe eines Hundes verdient, Danesch! Aber weißt Du Dinge gegen jene Christen, so rede.“ —

„Und warum ließest Du mich schlagen, Herr, da Du doch Argwohn hast gegen die Giaurs und diese Stadt, da Du doch fühlst die Ginnenkette dieses Ordens an deinem Fuß, Geier von Stambul? — Hast Du gehört, wie der Thagi sprach von den Christen: Ihr Gott muß ein guter Gott sein!? — Ei, ist er ein guter Gott, weshalb vertilgten seit je seine Kinder das Volk des Propheten? Ist er ein guter Gott und der Orden sein Diener, was sollst Du nicht frei sein, kommen und gehen wie Du magst, es sei denn, der alte Mann im schwarzen Gewand mit dem ewigen Kreuze habe dir's erlaubt, König der Wüste! Sie streicheln Dich, weil sie Dich brauchen, mit Festlichkeit — Allah verfluche sie — betäuben sie Dein Herz, daß Du die Streitkeule gabst, den Talisman des Vaters, und ihre Hand am Zügel Deines Rosses sei? Dschem, gutherziger Thor, Du bist betrogen! Wo ist Amurad? Weißt Du es? Er reitet mit den Christen, sticht mit ihnen nach dem Ring, singt Lieder und treibt eitle Narrethei, auch geht er wohl zu dem Mollah der Christen, im Hause bei der Meisterburg, der von dem großen Schwein zu Rom in Rhodos eingesetzt ist. O, er hört weise Reden von des Saleb Lehre, aber nicht jeder Quark ist Kuchen*), großer Soldan!“ —

„Eblis redet aus ihm, es ist Eblis!“ flüsterte der Herrscher erbleichend.

„Lalla Hu, und bei dem Stechen im Hofe fiel aus der Zenahnah ein Blumenstrauß und Einer der Franken-Ritter hob ihn auf und rühmte sich, es sei ihm zu Liebe. Hab' ein Auge auf Deine Kinder, denn bei meinen Augen, Du wirst einst alt und allein sein! Aja, aja, Dschem hat ein Freudenhaus für die Christen!“ Und er begann zu kichern, zu tanzen und heulen, Schaum floß von seinem Munde und in rasenden Wirbeln drehte er sich, sprang wie ein Panther auf, zischte wie eine Schlange, dann aber mit einem Sprung stürzte er aus dem Gemach.

Der Fürst stand starr. Er bemerkte nicht, daß Rustum eintrat und ihm Zeichen machte, daß er sprechen wollte. „Herrscher der Gläubigen!“ flüsterte er endlich scheu.

„Was giebt's?“ fuhr Dschem auf! —

„Der große Meister der Ritter kommt zu Dir, Herr!“

„d'Aubusson? Jetzt! — Allah ist groß, er giebt ihn in meine Hände! Kommt er allein?“ — Dschem faßte den Griff seines Dolches.

„Allein!“

„Gut, Gott ist gerecht! Wenn sie falsch sind, will auch ich falsch sein! Heiß ihn eintreten!“ —

d'Aubusson trat ein. — „Salama laikum!“ grüßte ihn Dschem und bot ihm die Hand.

„Ich grüße Deine Hoheit im Namen Gottes,“ sprach d'Aubusson“ und komme, allein mit Dir zu sprechen, denn nicht jedes Ding paßt für Jedermanns Ohr.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Orientalisches Sprüchwort. D. B.

Sonst und Jetzt.

Erinnerungen eines Veteranen.

I.

Die Kinder-Erziehung von Ehemals.

(Fortsetzung.)

Nichts wurde härter bestraft als eine Lüge. Hatten wir irgend ein Versehen begangen, und gestanden wir es nur offenherzig und reumüthig ein, so kamen wir jedesmal mit einem gelinden Verweis davon; verschwiegen oder läugneten wir aber dasselbe, so folgte ohne alle Nachsicht eine scharfe Strafe. Fast eben so hart ward ein Mangel an Pünktlichkeit geahndet. Die Stunden zum Unterricht, zu den verschiedenen Mahlzeiten ꝛc. standen unverbrüchlich fest, gewartet wurde auf Niemanden, und wer von uns Kindern zu spät kam, entging seiner Strafe unter keinen Umständen. Ich entsinne mich noch sehr deutlich, daß, als ich mich einmal bei dem Suchen der ersten Veilchen, welche ich der Mutter bringen wollte, im Garten verspätet hatte und dieserhalb nicht zur rechten Zeit zum Mittagsessen kam, ich demungeachtet und trotz der Fürbitte der Mutter meinen gehörigen Denkzettel erhielt. Eben so strenge ward auf Ordnungsliebe, Gehorsam und Ehrfurcht gegen ältere und höhere Personen, sie mochten vornehm oder gering sein, gehalten. Alles hatte seinen bestimmten Platz, von den Befehlen der Eltern oder des Lehrers durfte nie abgewichen werden, und Jeden, der uns begegnete, mußten wir entweder höflich grüßen, oder auf seinen Gruß danken. Besondere Ehrfurcht erzeigten wir deshalb einem schon über hundert Jahr alten Tagelöhner, welcher das Gnadenbrod und alle Woche ein Fäßchen Bier erhielt. Sehr oft haben wir Frühstück oder Vesper mit ihm getheilt, und wenn er zur Abholung seines Bieres kam, unterließen wir es niesobald wir es gewahr wurden, ihm dasselbe vom herrschaftlichen Hofe nach seiner Wohnung im Dorfe auf einer Handkarre hinzubringen.

Außer den gewöhnlichen Geschenken zu den Geburtstagen und Weihnachten erhielten wir kein bestimmtes Taschengeld, wohl aber ward uns Gelegenheit gegeben, ein solches zu verdienen. Für eine ausgezeichnet gute, mit einem Sterne bezeichnete Censur erhielten wie jedesmal ein Geldgeschenk, und für jeden in den Wald- oder Garten-Anlagen gepflanzten Baum gleichfalls einen bestimmten Preis. Dies hatte die sehr wohlthätigen Folgen, daß wir gleichzeitig den Werth des

Geldes und die Freude kennen lernten, solches durch eigene Kraft und eigenes Verdienst erworben zu haben.

Auf Religiösität ward gleichermaßen viel gehalten, und außer den Religionsstunden in der Schule herrschte bei uns noch die gute alte Sitte, daß vor und nach jeder Mahlzeit ein kurzes Tischgebet von meinem Bruder und mir abwechselnd gesprochen werden mußte. Jeden Sonntag ging aber auch mein Vater, und wenn es die Witterung und ihre Gesundheit erlaubte, auch die Mutter regelmäßig zur Kirche, und wir Kinder mußten natürlich auch Theil an dem Gottesdienste nehmen. Wenngleich ich nun durchaus nicht in Abrede stellen will, daß hierin viel Mechanisches lag und daß uns das Mehrste sowohl trocken vorkam, als auch unverständlich blieb, so ist deshalb das Gute doch nicht minder schätzbar, wenn es auch nur durch Angewöhnung erlangt wird.

Den Schulunterricht theilten die Schwestern in den für sie passenden Fächern mit uns, eine besondere Erzieherin oder Bonne ward aber nicht gehalten. Der Unterricht in weiblichen Arbeiten, welcher sich nicht allein auf Putzgegenstände, sondern auch auf die in jeder Wirthschaft am häufigsten vorkommenden Geschäfte des Nähens, Strickens und Stopfens erstreckte, erhielten sie von der Mutter. Zu denen in jeder ländlichen oder häuslichen Wirthschaft vorkommenden Verrichtungen des Kochens, Backens, Brod- und Butterbereitens ꝛc. wurden sie nicht allein zur Beaufsichtigung, sondern auch zur eigenen speciellsten Theilnahme angehalten, sie mußten, um alles das recht gründlich zu lernen, genau dieselbe Arbeit wie die dazu bestimmten Mägde verrichten, und als sie größer und erwachsener wurden, erhielt jede Schwester abwechselnd mit der Andern ihre Wirthschaftswoche, in welcher sie alle dahin einschlagenden Geschäfte unter Aufsicht der Mutter theils leiten, theils selbst besorgen mußten. Wollte man hieraus nun die Folgerung ziehen, daß sie durch diese Erziehung blos zu Wirthschafterinnen herangebildet wurden, so war dies keineswegs der Fall, sondern es ward auch strenge auf ein gebildetes Benehmen gesehen, und sie verstanden es recht gut, sich in jeder Gesellschaft mit Anstand zu bewegen. Musik und Tanz war freilich Nebensache; Erstere ward nur soweit gelehrt, als der Hauslehrer — was freilich nicht viel sagen wollte — dazu befähigt war, und Letzterer ward nur durch Uebung bei vorkommenden Gelegenheiten erlernt. Beide Schwestern wurden bald und glücklich verheirathet, und haben es eben so wenig wie ihre Männer bereut, auf solche Weise erzogen worden zu sein.

Eine solche oder ähnliche Erziehung erhielten aber dazumal nicht allein die Kinder der Gutsbesitzer, sondern auch die der Beamten, Prediger, Offiziere ꝛc., und selbst bei recht reichen Familien, besonders auf dem Lande, habe ich sie nicht anders gefunden. Einzelne Ausnahmen mochten vielleicht in ganz großen Städten bei reichen Kaufleuten und bei sehr hochgestellten Beamten stattfinden, aber die Grundzüge der Erziehung im elterlichen Hause bestanden stets darin, die Kinder an Fleiß, Anspruchslosigkeit, Anständigkeit, Arbeit und Gehorsam zu gewöhnen.

Bei den niedern Volksschichten fand, mit gehöriger Berücksichtigung der verschiedenen Verhältnisse, dasselbe Verfahren statt, und jedenfalls wurden dazumal die Kinder mehr zur Arbeit und zum Gehorsam wie sonst angehalten. Der ganze Schulunterricht, welcher damals auf dem Lande überhaupt nur von den sogenannten »Schulmeistern«, die größtentheils nebenbei ein Handwerk betrieben, ertheilt wurde, bestand aus dem nothdürftigsten Lesen, Rechnen und Schreiben, und fand überhaupt nur während der Wintermonate statt. Der Religionsunterricht aber ward, wie auch noch heute, von den betreffenden Herren Predigern ertheilt. Die Schulmeister führten indeß ein strenges Regiment, und jede Unart, Ungehorsam und Mangel an Höflichkeit ward sogleich auf das Nachdrücklichste durch körperliche Züchtigung bestraft. In den Sommermonaten aber wurden die Kinder nach ihren Kräften, theils mit häuslichen oder Feldarbeiten bei ihren Eltern beschäftigt, theils als Hirten — welche dazumal wegen der noch nicht separirten Felder — mehr wie jetzt gebraucht wurden, vermiethet, wodurch sie nicht allein den Eltern schon etwas einbrachten, sondern auch der sehr gefährliche Müßiggang außer den Schulstunden vermieden wurde. Will man hingegen einwenden, daß durch die so sehr vermehrten Industrie- und Fabrik-Anstalten den Kindern auch Gelegenheit zu Arbeit und Verdienst gegeben sei, so ist dies zwar allerdings gegründet, man darf aber hierbei auch nicht zu erwägen vergessen, daß gerade diese Art von Arbeit, theils durch ihre eigenthümliche Beschaffenheit, theils aber auch durch den Umstand, daß die jugendlichen Arbeiter außerhalb der Arbeitsstunden in größeren Gesellschaften unbeaufsichtigt zusammenbleiben, sowohl in physischer als auch moralischer Hinsicht einen so unverkennbar nachtheiligen Einfluß auf die Jugend ausübt, daß diese Verhältnisse schon die Aufmerksamkeit der Regierungen —, namentlich in England —, auf sich gezogen haben.

Oeffentliche Anstalten zur Erziehung junger Mädchen außerhalb des elterlichen Hauses gab es dazumal nur sehr wenige, und ich weiß mich in Wahrheit nur einer Einzigen unter der bekannten Caroline Rudolphi in Hamburg zu entsinnen. Es kann also selbstredend von einer derartigen Schilderung der ferneren Erziehung des jungen weiblichen Geschlechts nicht die Rede sein. Für die Knaben gab es aber, sobald sie das elterliche Haus verlassen mußten, nur zwei Wege: entweder sie wurden Soldat, oder wählten eine Civil-Carriere. Im ersten Falle — der fast ausschließlich von dem jungen Adel gewählt wurde — verfielen sie der strengen militairischen Zucht, im zweiten aber — den ebenso ausschließlich die Söhne der Beamten benutzten — besuchten sie erst die Gymnasien und dann die Universitäten. In Beiden aber fehlte es an Ausschweifungen und Uebermuth, ja sogar an Rohheiten — wie sie die erste jugendliche Freiheit und Ungebundenheit stets mit sich gebracht hat und auch wohl ferner mit sich bringen wird, — nicht. Von Theilnahme an politischen Verhältnissen war aber nirgends die Rede. Um Offizier zu werden, bedurfte es keines Examens, und nur so lange sie noch Fahnenjunker waren, erhielten die jungen Militärs einen, — freilich höchst ungenügenden, — Unterricht von den damaligen Feldpredigern. Aber auch in der Civil-Carriere waren die Anforderungen bei weitem nicht so gesteigert wie jetzt, was denn zur natürlichen Folge hatte, daß es auch mit den Studien nicht eben sehr ernstlich gemeint wurde. Es war eine bekannte Sache, daß in den beiden ersten Jahren des akademischen Triennium sehr viel geschwänzt, und in dem dritten erst angefangen wurde, die Collegien fleißig zu besuchen. Dies genügte indessen doch, und trotz dieser mangelhaften Vorbildung hat es in jener Zeit, sowohl im Militär als im Civil, nicht an tüchtigen und klugen Männern gefehlt. —

(Schluß folgt).

Ein Ordensfest des Goldnen Vließes.

(Von B. v. Lepel.)

Indem wir die interessante Erzählung eines Augenzeugen über eines der ersten Ordensfeste des Goldnen Vließes mittheilen, schicken wir eine kurze Notiz über die Entstehung dieses Ordens selbst voraus.

Wie vielen Ritterorden des Mittelalters, fehlt es auch dem Goldnen Vließ nicht an romantischen Traditio-

nen über die Ursache seiner Entstehung. Theils berechtigte der Charakter jener Zeiten, theils die anscheinend unerklärliche Zahl der Namen und der Dekorationen dazu, die Stiftung auf Ereignisse zurückzuführen, die weniger dem öffentlichen Leben, der Geschichte des Landes selbst angehörten, als vielmehr nur die Person der Stifter oder doch nur den Kreis ihrer näheren Umgebung betrafen.

So hat auch der Orden des Goldnen Vließes eine solche Tradition. Sie findet sich bereits in den Schriften des 16. Jahrhunderts.

Philipp der Gute von Burgund war bekanntlich der Stifter. Es heißt nun, er habe eines Tages in dem Kabinet einer von ihm geliebten Dame des Hofes einen Büschel blonden geflochtenen Haars auf deren Toilette gefunden; die Dame sei darüber um so mehr erschrocken gewesen, als dieser Fund bei Hofe bekannt und spöttisch besprochen worden sei. Um sie zu beruhigen, aber auch zu ehren, habe ihr der Herzog die Stiftung eines Ordenszeichens verheißen, dessen Symbol an jene golddurchflochtene Haarflechte erinnern solle, und er habe ihr auch verheißen, daß jene Spötter den Orden nicht erhalten sollten.

Mit Entrüstung erhebt sich besonders Chifflet in seiner Geschichte des Ordens (1632) gegen diese Tradition, und zwar um so mehr, als er die Stiftung ausschließlich auf eine erhabene Idee des Stifters zurückzuführen sucht, um nur gerade in dieser Idee die eigenthümliche Wahl des Symbols gerechtfertigt sieht.

Mit dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrhunderts begann die Noth des griechischen Kaiserthums und mit ihm der christlichen Kirche im Orient vor dem wilden Andrange der fanatischen Osmanen immer dringender zu werden. Schon lange war das Grab des Heilandes in ihrer Gewalt; schon begannen die Stürme auf den Kern des griechischen Reiches selbst sich zu richten. Der Nothschrei drang immer stärker und dringender nach dem Abendlande herüber. Die Kirche, der Papst selbst, mahnten hier die Fürsten und die Völker zur Erhebung, zu einem neuen Kreuzzuge. Aber die alte Kraft der Begeisterung war erstorben. Der griechische Kaiser sendete Botschaften über Botschaften um Hülfe. So auch an das damals zu hohem Ansehn erwachsene Haus Burgund. Philipp der Gute war lebhaft betroffen durch diesen Ruf, der an ihn selbst ergangen war und Zeugniß gab von dem Vertrauen zu der Macht seines Hauses. Vielfach beschäftigte ihn die Idee, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen; in mannigfacher Weise suchte er die Geister darauf vorzubereiten, vor Allem die Ritterschaft seines Reiches dafür zu gewinnen. In diesem Streben und in dieser Vorbereitung für ein so großes und heiliges Unternehmen ist der Beweggrund für die Stiftung des Ordens am 10. Januar 1429 zu Brügge zu suchen. Das gewählte Symbol sollte einen neuen Argonauten-Zug zur Rettung und Wiedereroberung des Heiligen Grabes verkünden. Dies ist, wenn man alle Umstände zusammenhält, die ursprüngliche, freilich nie zur Ausführung gebrachte Idee gewesen.

Es liegen aus jener Zeit verschiedene Zeugnisse von Zeitgenossen, die am Hofe Philipps des Guten gelebt haben, vor. Sie gehen sehr genau auf die Begebenheiten am Hofe und im Staate selbst ein; sie erzählen mit einer gewissen Vorliebe auch galante Abenteuer, Hoffestlichkeiten und deren Veranlassung, besonders einzelne jener berühmten Festlichkeiten, die der Herzog veranstaltete, um die Ritterschaft seines Landes und des Auslandes um sich zu versammeln, und durch die drastischen Mittel jener Zeit, Darstellungen der Zeitereignisse und ritterliche Gelübde in Beziehung auf dieselben, ihren Muth und ihre Opferbereitschaft zu entflammen. Es würde kaum denkbar sein, daß sie, indem sie nun auch der Stiftung des Ordens obwohl sehr kurz gedenken, nicht wenigstens jenes galanten Abenteuers ihres Gebieters, das doch eben nach jener Erzählung allgemein bekannt geworden sein und eben dadurch den Entschluß des Herzogs zur Stiftung des Ordens hervorgerufen haben soll, mit wenigen Worten gedacht haben würden. Sie schweigen aber darüber.

Es möge daher gestattet sein, wenigstens die Erzählung eines dieser Zeitgenossen, welcher Page des Herzogs war, über eines der ersten Ordensfeste des Goldnen Vließes hier mitzutheilen. Sie ist in vieler Hinsicht interessant.

Nach den gleichzeitig erzählten Begebenheiten ist zu vermuthen, daß das Fest etwa 1433 oder 1434 gefeiert wurde. Vermuthlich war es das erste Ordensfest nach der Stiftung des Ordens, welches am 30. November 1431 von dem Herzog zu Lille gefeiert wurde, weil hier erst die förmlichen Ordensstatuten publicirt wurden. Wenn nun das Ordensfest zuerst alljährlich, sodann aber alle drei Jahre gefeiert wurde, so ist dies, von welchem hier die Rede, und welches zu Gent stattfand, muthmaaßlich das zweite, oder höchstens das dritte gewesen.

Die Erzählung unsres Chronisten, welcher als Page in dem Gefolge des Herzogs dem Feste persönlich beiwohnte, beschreibt es in folgender Art:

Unser Herzog ließ das Schloß zu Gent herrlich einrichten, um darin das Fest würdig begehen zu können. Es versammelten sich dort als Ritter des Ordens: Carl Herzog von Orleans, Carl von Burgund Graf von Charolais, Duc de Launoy, die Seigneurs de Santes, de Crouy, de Charny, de Ternant, de Crequi, de Chimay, de Humières, de Villerval, de Molembais, de Montagu, de Haubourdin, de Montigny, die Grafen de Meurs und de Vernamburg, die Messires Simon de Lalain, Florimand de Brimeu, Baudet de Noyelles und zahlreiche Andre. Viele Andre hatten Botschaften gesendet, um sich zu entschuldigen.

(Schluß folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 43.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 10. September 1862. Nr. 37.

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

„Setze Dich, großer Meister, wir sind ohne Zeugen. Ich hoffe Du bringst mir Gutes!“ —

„Nein Soldan, es ist nichts Gutes. Weil ich Dir Uebles als Freund nicht verheimlichen darf, deshalb komm ich allein. Unter schweren Bedingungen hast Du Dich unsrem Schutze übergeben, und Viele werden meinen, Du seiest bei uns so gut wie gefangen. Aber wenn Du klug bist, Dschem, wirst Du erkennen, wie richtig wir gehandelt. Du bist auf diesen Stadttheil, auf Deine Leute und die Brüder des Ordens beschränkt. Andre zu empfangen, mit ihnen zu unterhandeln oder unterhandeln zu lassen, ist Dir versagt. Strenge ist's, Soldan, aber nicht strenge genug, um Deine Sicherheit und Ruhe zu schützen, wie Du bald sehn wirst. Amurad, Dein Sohn, geht in des Erzbischofs Haus! Willst Du, das er Christ werde? Ich meine, nein, denn nur ein Muselmann kann über Muselmänner einst herrschen. Sitzt er einst selbst auf dem Thron zu Stambul, mag er thun, was sein Gewissen ihm sagt, jetzt ist er noch seines Vater Sohn, und wir Ritter St. Johann nahmen Euch nicht auf, um Euch beten zu lehren, sondern Euch zum Recht zu verhelfen. Gott ist über Allen und Jeder glaubt ihn in seiner Weise!“ —

„Alter Mann, ist das Dein aufrichtiger Ernst!“

„Meinst Du, ich sei durch's Lügen grau geworden? Du kennst schlecht die Begriffe ritterlicher Ehre und wahren Christenthums, wenn Du meinst, wir wüßten nicht, was wir Deinem Vertrauen und unsrer Würde schulden. „Liebet Euch unter einander!“ Das ist des Salebs, ist unsres Ordens oberstes Gebot, und nur wo der Haß wohnt, trifft ihn die Schneide unsres Schwerts. Wenn Du wieder die Krone des Orients trägst, erzeige uns Freundschaft und schütze unsre Glaubensgenossen, wie wir Dich schützten, so ist Alles gethan, was wir wünschen können. Ich werde dem Bischof befehlen, daß er seine Thür Deinem Sohn verschließe, sage auch Du ihm, was dem Erben Dschems ziemt. Noch einen andren Handel muß ich Dir mittheilen und bitte, Du mögest mich recht verstehn.“ Damit zog er aus der Eskarella*) einen fast welken Blumenstrauß. Dschem zuckte zusammen. —

*) Almosentasche.

„Diesen Strauß, mein Freund, ließ ein Weib Deiner Zenahna beim Ringstechen aus dem Fenster fallen. Ein Edelmann hob ihn auf und brachte ihn mir. — Ich weiß, Fürst, wie strenge Zucht Dein Gesetz über die Frauen verhängt und Manches für Unrecht hält, woran wir keinen Anstoß nehmen, aber ich weiß auch, daß kein christlicher Ritter ehrlos genug denkt, die Heiligkeit Deines Hauses, den Frieden einer Familie zu verletzen, die Unglück genug erfahren und sich uns auf Treu und Glauben anvertraut hat. Aber die Liebe, wie Eure Dichter selber singen, ist die gewaltige Bezwingerin aller Wesen, und der Selam dieser Blumen sagt Dir gewiß, daß Liebe eine Frau Deines Hauses ergriff, Liebe zu einem Christen. Siehst Du nun, wie enge Du Dich abschließen mußt gegen die Außenwelt, willst Du nicht Reich, Ehre und Leben auf's Spiel setzen?“

Die Züge Dschems verriethen die tiefste, innerlichste Erregung. — „Weißt Du, von wem der Selam kam?“

„Laß mich schweigen. Ich will Dich warnen, aber Niemand anklagen.“

„So will ich es Dir sagen, Greis! Ich sehe am Sinne dieser Blüthen, daß sie von Chansade, meiner Tochter, kommen. Wem galten sie?“ —

„Einem Ritter, der nicht Ordensglied, aber gleichwohl mir nahe ist und ihn mir redlich überbrachte, obwohl er Dein Kind wahrhaft liebt, Soldan, sie zum Weibe nehmen würde, wäre sie Christin und nicht Deine Tochter! Er hat geschworen, Deiner Schwelle nimmer zu nahen, obwohl Du ihn liebst. Du kannst auf sein und mein Wort bauen und ruhig sein!“ —

„Ein Ritter, den ich liebe? — Es ist Aubert de Martemar, der Retter meines Sohns auf der Ebene von Karaman! — — Nimm den Selam zurück!“

„Soldan, ich verstehe Dich nicht!“ —

„Warte eine Weile!“ Dschem klatschte in die Hände. Augenblicklich erschien Rustum. Der Soldan flüsterte demselben einige Worte zu, nach denen sich zögernd und bestürzt der Golam durch die entgegengesetzte Thür entfernte.

„Was hast Du vor, Fürst?“ —

„Was mir ziemt!“ —

Eine kurze Pause gespannter Erwartung trat ein. Plötzlich hob sich der Teppich von der Thür, Zoë, die Sultana und Chansade, gefolgt von der alten Sakirsa d erschienen verhüllt auf der Schwelle.

„Chansade!“ herrschte der Sultan.

„Mein Herr und Vater, was befiehlst Du!“ flüsterte Chansade und trat vor, die grüne Perlenschnur an der Hand machte sie kenntlich.

„Großer Meister, was würdest Du thun, wärest Du an meiner Stelle!?“ —

Da schritt d'Aubusson langsam zu der Verschleierten und zeigte ihr die Blumen. „Du verlorst letzthin diesen Strauß, Prinzessin. Der, welcher ihn — fand, brachte ihn mir, daß ich ihn Dir zurückgeben solle. Kein adliger Mann unsres Glaubens hat das Recht, Etwas zu besitzen, was gegen Gott und die Ehre streitet. Zähme Dein Herz, Jungfrau, denn alle Gefühle der Jugend welken wie diese Blüthen, nur das Bewußtsein der Pflicht dauert bis an's Grab.“ —

Das Mädchen stand leblos, gesenkten Haupts und ließ sich mechanisch von d'Aubusson die Blumen in die kleine, weiße Hand pressen. Dann wankte sie einen Schritt auf den Vater zu und sank schluchzend zu seinen Füßen.

Dschem biß sich krampfhaft auf die Lippe, schweigend sah er auf sie nieder. Dann wendete er sich zum Großmeister und reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir. Um Deiner Redlichkeit willen bleibe ungestraft, was fluchenswerth ist. Du hast mir eine Probe gegeben, wie Ritter und Christen handeln, ich will Deine Treue erwiedern, so lange der Odem des allmächtigen Gottes in mir ist!“ —

VI.

Am nächsten Morgen begab sich Dschem in die Zenahnah. Er hatte Zoë durch Rustum wissen lassen, daß er Amurath bei ihr sprechen wolle. Chansade's erwähnte er mit keinem Worte; der Vater entzog der Tochter, die gesündigt hatte, seinen Anblick. —

Als er die Zenahnah leise und unbemerkt betrat, er hatte mitunter mißtrauische Anwandelungen, fand er Zoë und Laïla unverschleiert, sie sahen trübe und angegriffen aus, augenscheinlich hatten sie geweint. Amurad stand am Fenster, sehr bewegt, und blickte in den Garten. Die Frauen erhoben sich rasch, als sie den Gebieter sahen, und Dschem wendete sich rasch um. „Salamaleikum!“ grüßten sie und küßten des Soldans Hand.

„Ich danke Euch. Friede thut Dschem, dem Heimathlosen Noth. Aber auf meiner Stirne thront Zorn, in meinem Herzen wohnt Bitterkeit!“ — Er setzte sich auf den schwellenden Nummuk am Fenster. — „Ich mag nicht glauben,“ begann er finster, „daß meine Tochter eines Christen Banon werden, daß mein — mein Sohn, der Erstgeborne des Herrschers aller Bekenner, ein Christ sein, vor dem Schandpfahl des Salib knieen könne, der ein Mensch war, wie wir Alle, wenn er schon besser und weiser gewesen. Es ist nur ein Gott, und Mahomed sein Prophet! Lieber wollte ich sterben als ein bettelnder Derwisch, eher mein Haupt zerschellen an der Kaabah*), als den Tag sehen, da Solches geschieht!! —

Amurath wollte sprechen.

„Schweig, Sklave, Du bist unwerth, daß mein Auge auf Dir ruht! Bei meines Vaters Haarlocke sag ich Dir, betrittst Du die Schwelle dieses Bischofs, dieses Hundes noch einmal, so wahre Dein Haupt! Wenn auch elend und flüchtig, bin ich noch Fürst in diesem Hause, und wenn Du mich reizest, — Rustum kennt seine Schuldigkeit! Fortan ist Dir jede Gemeinschaft versagt mit einem Christen, es sei denn der Greis d'Aubusson selbst. Er mag Dir sagen, obschon er nur ein Giaur ist, was deine Pflichten sind als Dschems Sohn, als künftiger Fürst aller Moslems. Er wird jenem Priester verbieten, Dir zu nahen, und Du wirst wissen, was dem Sohne Dauits*), dem Bruder unsres Herrn Salomo geschah, als er ungehorsam worden!“ —

(Fortsetzung folgt.)

*) Kaabah, der heilige Stein zu Mekka.

Ein Ordensfest des Goldnen Vließes.

(Von B. v. Lepel.)

(Schluß.)

Am 6. November Nachmittag 2 Uhr nun versammelten sich die Ritter im Schlosse und traten in den dazu hergerichteten Kapitel-Saal, um dort vor dem Büreau sich zu legitimiren. Sodann traten sie in den großen Saal des Schlosses, zuerst die drei Beamten und Würdenträger des Ordens, der Schatzmeister Peter Blandelin, Generaleinnehmer der Grafschaft Flandern; der Kanzler Martin d'Entinbergue, und der Wappenkönig Jehan de Saint-Remy. Sie waren gleichmäßig in Scharlach-Roben gekleidet, über diese trugen sie Mäntel von gleicher Farbe, aber mit grauer Stickerei; die Hüte waren von gleicher Farbe. Nach ihnen folgten die Ritter, die alle ebenso wie jene gekleidet waren, mit Ausnahme derer, welche die goldne Kette, aus den Formen des Feuersteins (fusil) mit der Flamme gebildet, trugen, an der das Goldne Vließ hing; die Mäntel dieser Letzteren waren rund umher mit Gold gestickt in der Form des Halsbandes selbst. Sie gingen zwei und zwei, die zuletzt ernannten Ritter zuerst, die andren nach der Zeit ihrer Ernennung hinter ihnen, nur mit Ausnahme der Königlichen Mitglieder und der Herzöge, welche ohne Rücksicht auf die Zeit ihrer Ernennung voran gingen. So ging also der Sohn des Herzogs, der Graf von Charolais, unmittelbar hinter dem Herzog Philipp selbst, und neben ihm, zur rechten Hand, der jüngst ernannte Ritter Baudet de Noyelles. Der Herzog Philipp aber ging allein. Beim Hinaustreten aus dem Saal traten vor ihn zwei Wappenträger, welche Zepter und Wappen Frankreich's und Burgund's trugen, weil der Herzog erster, ältester Pair von Frankreich war.

Der Zug ging nach dem Schloßhof hinab, wo sie alle zu Pferde stiegen, und in gleichem Zuge mit großem und glänzendem Gefolge durch die festlich geschmückte Stadt zur Kirche St. Johann zogen. Am Eingang der Kirche empfing der Erzbischof von Tournay mit seinem Kapitel und der gesammten Geistlichkeit den Zug und begleitete ihn mit Gesängen nach dem hohen Chor der Kirche. Der Chor war mit Gewändern, Teppichen, mit den Waffen und Wappen und mit den Devisen der sämmtlichen Ritter reich geschmückt; die Wappenschilder in derselben Ordnung und Reihenfolge, in welcher die Ritter im Zuge gingen. Jeder stellte sich so neben sein Wappenschild.

*) Davids.

Zwischen ihnen aber standen einzelne Schilder, welche mit schwarzem Tuch verhüllt waren, es waren die derjenigen Ritter, welche seit dem letzten Ordensfeste verstorben waren; andere auch, deren Träger abwesend waren, unter ihnen das Schild des Königs von Arragonien, über welchem ein goldgewirkter Thronhimmel sich befand. Oben an stand der Sessel des Herzogs Philipp mit seinem goldgewirkten Mantel bedeckt; sein Wappenschild war größer als das der übrigen Ritter. Hoch oben im Chor hingen andre Schilder noch; es waren solche der früher, vor dem letzten Ordensfeste verstorbenen Ritter. Denn nach jedem Ordensfeste und nach der Feierlichkeit für die seit dem letzten Feste Verstorbenen wurden ihre Schilder oben im Chor aufgehängt.

Die Ritter nahmen Platz, und die Vesper, von der Kapelle des Herzogs gesungen, begann. Nach ihrer Beendigung erhoben sich die Ritter und kehrten in demselben Zuge nach dem Schlosse zurück.

Am andern Morgen zwischen 9 und 10 Uhr ging der Zug eben so wieder nach der Kirche zur großen Messe. Nachdem hierbei der Erzbischof, welcher die Messe celebrirte, vom Altar gegen die Ritter zurückgetreten war, erhoben sich die Offiziere des Ordens, die in ihren Waffenröcken gekleidet waren, und trugen einen goldgewirkten Teppich zum Altar. Dort stand ein Gestell mit eben so viel brennenden Kerzen, als anwesende, abwesende und seit dem letzten Feste verstorbene Ordensritter waren. Der Wappenherold nahm das Ordenszeichen (le fusil) des Herzogs, küßte es und übergab es dem Wappenkönig; dieser trat vor den Herzog, verneigte sich dreimal vor ihm, rief ihn bei seinem Namen und seinen Würden und forderte ihn auf, das Opfer (offrande) zu vollziehen. Der Herzog erhob sich von seinem Sitze, und der Wappenkönig überreichte ihm, sich wiederum dreimal verbeugend, die brennende Kerze. Sodann trat der Wappenkönig eben so vor den Herzog von Orleans, der ihn nicht als Königlicher Prinz von Frankreich, sondern nur als Genosse und Ritter des Ordens empfing. Nachdem der Herzog von dem Opfer zurückgekehrt war, nahm der Herold die Kerze des Königs von Arragonien, küßte sie und überreichte sie dem Wappenkönig. Dieser rief:

„Großer und mächtiger König von Arragonien, erscheinet selbst oder ein Andrer für Euch, das Opfer zu bringen."

Darauf trat der Graf von Poursuyen, Botschafter des Königs und sein Stellvertreter, an den Platz des Königs und verrichtete das Opfer für denselben, nachdem ihm der Wappenkönig die Kerze überreicht, aber sie nicht geküßt und sich nicht verbeugt hatte, weil der König nicht persönlich anwesend war. So verrichteten alle Ritter ihr Opfer. Dann trat der Wappenkönig vor das schwarz verhängte Schild des verstorbenen Grafen von Freiburg, und rief, gegen das Schild gewendet:

„Ich vollbringe das Opfer für den edlen Ritter, den Grafen von Freiburg, dessen Seele Gott in Gnaden empfangen wolle."

Sodann ging er zum Altar, und vollzog für diesen das Opfer, und eben so wurde für die andren Verstorbenen durch den Wappenkönig und für die Abwesenden durch deren Stellvertreter verfahren.

Nachdem das Opfer gebracht war, hielt der Bischof von Verdun die Weihrede. Er sagte in derselben, der Zweck und die Ursache der Stiftung des Ordens sei der Schutz und die Hülfe der Kirche und des christlichen Glaubens; also müßten auch die Ritter leiden und dem öffentlichen Wohl getreulich dienen.

Nach vollendeter Messe kehrten die Ritter nach dem Schlosse zurück, gingen in den Kapitel-Saal und sodann zum Diner. Die Tafel war in dem großen Speisesaal prächtig servirt; sie war mit schwarzem Sammt, gestickt mit den Feuersteinen und der Flamme und mit dem Wappen des Herzogs, bedeckt. Zur Linken der großen Tafel stand eine kleinere für die 4 Offiziere des Ordens.

Der Herzog nahm in der Mitte Platz, neben ihm der Herzog von Orleans; die andern Ritter nach ihrer Ordnung. Jeder wurde besonders bedient. An der Nebentafel saßen der Kanzler, der Schatzmeister, der Archivar und der Wappenkönig; sie wurden in gleicher Weise bedient. Die Tafelmusick wurde von den Trompetern und den Minstrels des Herzogs ausgeführt. Nach aufgehobener Tafel wurde der Wein und der Nachtisch gereicht, und die Ritter zogen sich in ihre Gemächer zurück.

Um 3 Uhr kehrten sie zurück, in lange schwarze Roben und Mäntel gekleidet, jeder mit der Kette und dem Orden. Sie stiegen wieder zu Pferde und zogen in der früheren Ordnung nach der Kirche, um dort die Messe für die Verstorbenen zu hören und für sie zu beten.

Am andern Morgen war wieder große Messe und Opfer, wie am Tage zuvor. Am Schlusse rief der Archivar des Ordens die Namen aller verstorbenen Ordensritter, und empfahl den Rittern, wiederum für sie, ihre Brüder, zu beten.

Sodann speisten sie wieder im Schlosse zusammen. Der Herzog Philipp, der Herzog von Orleans und der Herzog Carl von Burgund speisten diesmal an einer besondern Tafel; die andern Ritter, die Botschafter und die Vertreter an einer andern.

Nach diesem Diner zogen sich die Ritter in den Kapitel-Saal zurück, wo Niemand außer ihnen und den 4 Offizieren eintreten durfte. Zwei Tage hindurch versammelten sie sich dort; am zweiten Tage rief der Wappenkönig die Seigneurs de la Vère und de Berdauxi und lud sie zum Eintritt in das Kapitel ein. Als sie wieder heraustraten, hatten sie die Kette und den Orden angethan. Außer ihnen waren noch mehrere Abwesende ernannt. —

Soweit die Erzählung des Pagen des Herzogs von Burgund.

Sonst und Jetzt.

Erinnerungen eines Veteranen.

I.

Die Kinder-Erziehung von Ehemals.

(Schluß.)

Von wirthschaftlichen und häuslichen Arbeiten kann unter diesen Umständen natürlich nicht viel die Rede sein, und diese beschränken sich daher in der Regel nur auf solche Gegenstände, die mehr zum Putzen als zum Nutzen dienen. Soll nun ein dergestalt erzogenes junges Mädchen künftlich einer Wirthschaft vorstehen, so ist sie dazu unbefähigt, überläßt alles den

Dienstboten, und jagt nach wie vor kostspieligen Vergnügungen, welche die Einkünfte des Mannes fast immer übersteigen, nach. Hierdurch entsteht aber nothwendigerweise nicht allein Unzufriedenheit in der Ehe selbst, sondern auch die Abneigung junger Männer, eine solche einzugehen, und die nothwendige Folge dieser Erziehungsweise ist, daß viele — besonders unbemittelte — junge Mädchen unverheirathet bleiben und alte Jungfern werden.

In den untern Volksschichten finden nach Verhältniß ganz dieselben Neigungen und Gewohnheiten wie in den oberen statt, und auch hier hat die Sucht nach Putz und Vergnügungen auf eine wahrhaft erschreckende Weise zu-, die Moralität und Sittlichkeit aber abgenommen. Der gewöhnliche auf ehrliche Art erworbene Verdienst reicht nicht hin, diesen Hang zu befriedigen, und deshalb wird zu unehrlichen Mitteln, zu Betrug, Diebstahl und Fälschung, selbst von Personen im jugendlichen Alter die Zuflucht genommen, wozu die Masse der jetzt vorkommenden gerichtlichen Untersuchungen und detinirten Sträflinge den vollgültigsten Beweis liefert. Diebstähle und gefallene Mädchen gehörten früher zu den Seltenheiten, Brandstiftungen kamen fast gar nicht vor: jetzt aber gehören die beiden Ersteren zu den ganz gewöhnlichen Begebenheiten, und von allen vorkommenden Feuerschäden kann man dreist die Hälfte der Bosheit und Rachlust, welche leider öfter sogar von Kindern ausgeübt wird, zuschreiben. Dies sind die Folgen der modernen Erziehung! — Gebe Gott, daß sie bald wieder nach solideren und vernünftigeren Principien stattfinden möge!

Wenden wir nun unsere Betrachtungen auf Kunst, Gewerbe und Wissenschaft, so liegt es auf der Hand, daß diese Gegenstände um ein sehr Bedeutendes, öfter sogar beinahe um das Unglaublichste gestiegen sind*), wozu insbesondere die Telegraphie und die Anwendung der Dampfkraft gehören. Der Ackerbau ist zu einer Wissenschaft geworden und liefert die erfreulichsten Beweise eines wirklichen Fortschritts, und in gleichem Maße ist dieses bei fast allen Erzeugnissen der Industrie, der Fabriken, und auch der Gewerbe wahrzunehmen.

Ob nun die durch eine fehlerhafte Erziehung entstandenen Nachtheile in Moralität, Religiosität und Sittlichkeit durch die nicht zu verkennende Vervollkommnung der Industrie und Wissenschaften hinlänglichen Ersatz finden, ist wenigstens für jetzt noch eine schwer zu entscheidende und nur der Zeit anheim zu gebende Frage; so viel scheint indeß wohl gewiß, daß es sehr wünschenswerth wäre, wenn auch die Erstere gleichen Schritt mit der Letzteren hielte, und daß man für jetzt nur sagen kann: »die Welt ist wohl klüger, aber nicht besser geworden!« —

Wenden wir uns nun zu der jetzigen Zeit. Die Anforderungen, welche gegenwärtig in wissenschaftlicher Hinsicht an junge Männer, sie mögen die Civil- oder Militair-Carriere einschlagen, gestellt werden, sind so bedeutend gegen früher gesteigert, daß ein längerer Aufenthalt im elterlichen Hause — und ein damit verbundener — ohnehin immer einseitig und unvollkommen bleibender Unterricht durch einen Hauslehrer — nicht so lange wie sonst mehr stattfinden kann, und es zur Nothwendigkeit geworden ist, die Knaben, um sie so rasch wie möglich vorwärts zu bringen, schon zeitig nach den Gymnasien oder andern öffentlichen Schulen zu schicken. Wenn gleich nun nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der Zweck eines rascheren Fortschreitens in den Wissenschaften hierdurch erreicht wird, so läßt sich doch auch andererseits eben so wenig läugnen, daß diejenige Befestigung in Gehorsam und Sittlichkeit, welche durch längere Lehre und Beispiel der Eltern entsteht, und welche einen entschieden günstigen Einfluß auf das ganze künftige Leben ausübt, hiedurch sehr bedeutend geschmälert wird. Die Knaben werden entweder bei den Lehrern selbst, oder in Privat-Pensionen untergebracht, und wenn auch beide Theile gegen gehörige Bezahlung, gute Beaufsichtigung außerhalb der Schulstunden, nebst liebevoller Pflege und guter Beköstigung versprechen, so bleibt es doch nur zu oft bei dem Versprechen, und sowohl die Beaufsichtigung, als auch die Beköstigung ist öfters gleich mangelhaft. Ehrfurcht gegen ältere und höhere Personen findet man selten, dagegen nur zu oft eine dünkelhafte Anmaßung, Vernachlässigung des Anstandes, und bedeutende Anlage zu Ausschweifungen aller Art. Gleichermaßen bleibt durch diese übermäßig frühe und starke Anstrengung des Geistes die Ausbildung des Körpers fast immer zurück, und selten bekommt man ein recht gesundes, frisches, jugendliches Antlitz zu sehen. Es macht stets einen eigenthümlichen, aber keineswegs angenehmen Eindruck, wenn man jetzt die Schüler, besonders aus den höheren Klassen, in welchen sie schon anfangen sich für Studenten zu halten, mit blassen Gesichtern, eine Brille auf der Nase, eine Cigarre im Munde und eine dreifarbige Mütze auf dem Kopf, auf der Straße begegnet, und dort wahrnehmen muß, wie nur zu oft alle Regeln der Schicklichkeit von ihnen außer Augen gelassen werden, und sie als Knaben schon Vergnügen daran finden, Opposition zu machen. Das Verhalten aber der jungen Männer, sowohl während als auch nach den Universitätsjahren, ist zu bekannt, als daß es nöthig erscheint, hier auch nur ein Wort darüber zu sagen.

Wenn nun solchergestalt versucht werden ist, den Unterschied der Kinder-Erziehung zwischen sonst und jetzt außerhalb des elterlichen Hauses darzustellen, so darf auch nicht unterlassen werden, zu erwähnen, daß eben so innerhalb desselben eine bedeutende Veränderung stattgefunden hat. Die Behandlung der Kinder wird in der Regel nicht mehr mit derselben Strenge, Consequenz und Einfachheit geleitet, offenbare Unarten bleiben nicht allein oft ungerügt, sondern werden auch sogar in der Art beschönigt, daß Trotz für Stärke, Wildheit für Lebhaftigkeit, Widerspruch für ein Zeichen von früher Beurtheilungskraft und Naseweisheit für Witz gehalten wird. Hierzu trägt unzweifelhaft die jetzt bei vielen Eltern vorkommende Geistesrichtung und die den Kindern nicht verborgenbleibende Neigung zur Opposition sehr wesentlich bei, reizt zur Nachahmung, und kann um deswillen von den Eltern — weil sie sich selbst zu ähnlichen Gesinnungen bekennen — auch nicht bestraft werden. Gleichermaßen wirkt die jetzt überhand genommene Sucht nach Vergnügungen und Luxus, und die vielfachen — besonders in den Städten — sich darbietenden Gelegenheiten zur Befriedigung derselben, eben so unvortheilhaft auf den Geist, als auf die Moralität der Kinder ein. Bleiben bei solchen Veranlassungen die Kinder zu Hause und außer Aufsicht, so verwildern sie, und werden sie zur Theilnahme an denselben mitgenommen, so gewöhnen sie sich zu zeitig an Bedürfnisse, die sich im Verfolg der Zeit zu solchen Extravaganzen steigern, daß sie leider nicht selten, sowohl für die Kinder, als auch für die Eltern in moralischer und finanzieller Beziehung verderblich werden. Dies findet sowohl auf Knaben, als auch auf Mädchen Anwendung; bei den Ersteren äußern sich diese nachtheiligen Folgen durch Trinken, Spielen, Schuldenmachen ꝛc., bei den Letzteren aber durch überhandnehmende Putz- und Vergnügungssucht, und daraus hervorgehender Abneigung und Nichtbefähigung zu ihrem künftigen Beruf als Hausfrauen und Mütter. Die nachtheiligen Folgen einer solchen Erziehungsweise äußern sich eben oft bei den Mädchen noch nachtheiliger, als bei den Knaben. Wenn Letztere durch den später eintretenden Ernst des Lebens Gelegenheit finden, auf eine bessere Bahn einzulenken, so bleiben jene un-

*) Daß die Kunst gestiegen sei, dagegen möchten wir wohl protestiren, sie ist im Gegentheil gesunken. Gerade das Schwinden der so wohlthätigen Idealität ist's, was wir vom Standpunkt der Erziehung beklagen müssen. D. R

verändert in ihren bisherigen Verhältnissen bis zu ihrer etwanigen Verheirathung, und nehmen alsdann in diese nicht allein die bisherigen Neigungen und Angewohnheiten mit hinüber, sondern suchen sie bei nun erhaltener größerer Freiheit, zum öfteren großen Unglück ihrer selbst, ihrer Familie und ihres Mannes, noch mehr zu genießen und auszubeuten. Schon im jugendlichsten Alter werden sie auf ähnliche Weise, wie die erwachsenen Mädchen herausgeputzt; später erhalten sie zwar auch den nothwendigen Schul-Unterricht, aber neben diesem — und theilweise als Hauptsache — bekommen sie auch so viel Unterweisung in großentheils ganz entbehrlichen Nebensachen, daß nicht allein der Zweck des Ersteren oft ganz verfehlt wird, sondern auch der Sinn für Häuslichkeit und häusliche Arbeiten verloren geht. So lernen sie — gleichviel ob mit oder ohne Talent — Musik, Gesang, Tanzen, Zeichnen, Schlittschuhlaufen ꝛc., und wo sich die Gelegenheit dazu darbietet, nehmen sie auch nur zu gerne Theil an Liebhaber-Theatern und Gesangvereinen, wo Erlernung der Koquetterie und Verstellungskunst die Hauptsache bleibt.

Eine Pfingstreise im Teltow.

Von Th. Fontane.

III.

Teupitz.

Teupitz verlohnt allerdings eine Nachtreise (die Posten dahin meiden das Tageslicht), wiewohl diese Hauptstadt des sogenannten „Schenkenländchens“ lange nicht das ist, als was es mir geschildert worden war. Es ist eben ein ganz anderes; aber dies andere ist vielleicht mehr.

Die Schilderungen von Teupitz galten seiner Armuth. „Die Poesie des Verfalls liegt über der Stadt,“ so hieß es voll dichterischen Ausdrucks, und die farbenreichen Armuthsbilder, die mein Freund und Gewährsmann vor mir entrollte, wurden mir zu einem viel größeren Reiseantrieb, als die gleichzeitig wiederkehrenden Versicherungen: „aber Teupitz ist schön.“ Diesen Refrain überhörte ich oder vergaß ihn, während ich doch die Worte nicht wieder loswerden konnte: „das Plateau um Teupitz herum heißt „der Brand“, und das Wirthshaus darauf führt den Namen „der todte Mann“.

Ich hörte noch allerhand Anderes. Ein früherer Geistlicher in Teupitz sollte unverheirathet geblieben sein, „weil die Stelle einen Hausstand nicht tragen könne,“ und ein Gutsbesitzer (so hieß es weiter) habe Jedem, der es hören wollte, erzählt: „wenn ich einem Teupitzer Bettelkinde ein Stück Brod gebe, so ißt es nur die Hälfte davon, die andere Hälfte nimmt es mit nach Haus. So rar ist Brot in Teupitz.“ Diese Geschichten hatten einen Eindruck auf mich gemacht. Zu gleicher Zeit erfuhr ich, König Friedrich Wilhelm IV. habe gelegentlich halb scherzhaft, halb mitleidsvoll hingeworfen: „die Teupitzer sind doch meine Treuesten; wären sie's nicht, so wären sie alle längst ausgewandert.“

Dies und noch manches der Art weckte eine Sehnsucht in mir, Teupitz zu sehen, das Ideal der Armuth, von dem ich in Büchern nur fand, daß es vor hundert Jahren 258 und vor fünfzig Jahren 372 Einwohner gehabt habe, daß das Personal der Gesundheitspflege (wörtlich) „auf eine Hebeamme beschränkt sei“, und daß der Ertrag seiner Aecker 1½ Sgr. pro Morgen betrage. Angedeutet habe ich übrigens schon (und es sei hier eigens wiederholt), daß ich die Dinge anders fand, als ich nach diesen Schilderungen erwarten mußte. Wie es Familien giebt, die, wiewohl längst leidlich wohlhabend geworden, den guten, bequemen Ruf der Armuth durch eine gewisse Passivität geschickt aufrecht zu erhalten wissen, — so auch die Teupitzer. Solche vielbedauerte „Armen“ (wer kennte ihrer nicht!) leben glücklich-angenehme Tage, und unbedrückt von den Mühsalen der Gastlichkeit oder der Repräsentation, lächeln sie still in sich hinein, so oft sie dem lieben, alten Satz begegnen, daß „Geben seliger sei denn Nehmen.“

Um 12 Uhr Nachts geht die Post, die dreimal wöchentlich (Montag, Mittwoch, Freitag) die Verbindung zwischen Teupitz und Zossen und dadurch zwischen Teupitz und der Welt unterhält. Zossen ist wie ein Paß für diese Gegenden: „es führt kein andrer Weg nach Teupitz hin.“ Die erste Meile haben wir noch Chaussee, deren Pappeln, soviel die Mitternacht eine Musterung gestattet, nicht anders aussehen als anderswo; erst mit dem ersten Morgengrauen biegen wir nach links hin in tiefe Sandgeleise, in die eigentliche Teupitzer Gegend ein. Es ist ein ganz eigenthümliches Haideland, vielleicht am meisten unsern Wedding-Parthieen verwandt, wo um den Plötzen-See herum die Rehberge und die Ausläufer der Jungfern-Haide zusammenstoßen. Auch die Namen klingen ähnlich: „Sandkrug, Spiesberge“ und „der hungrige Wolf“. Hier wie dort sind es die alten wohlbekannten Elemente: „Sand und See, Kiefer und Kussel,“ die sich zu Landschaftsbildern zusammenstellen; aber so alltäglich die Dinge selber sind, so apart ist ihre Gruppirung, zumal in dieser Teupitzer Gegend. Die Kiefer, groß und klein, tritt nirgends (oder doch beinahe nirgends) in geschlossenen Massen auf; nicht en colonne steht sie da, sie bildet Schützenlinien, ein aufgelöstes Gefecht. Die Dämmerung unterstützt die Vorstellung eines Heerlagers. Dort auf der Kuppe stehen drei Alte und lugen aus; am Abhang lagert eine Feldwacht jungen Volks; eine lange Postenkette von Kusseln zieht sich am See entlang und reicht einem andern Lagertrupp die Hand. Dazwischen Sand und Moos und dann und wann ein Aehrenfeld, dünn, kümmerlich, ein bloßer Versuch, wie eine Anfrage an die Natur.

Es ist inzwischen immer heller geworden. Das Grau am Horizont wurde weiß, das Weiß wurde isabell-, dann rosenfarben; nun schießt es wie Feuerlilien auf, der Sand verschwindet, See- und Morgenkühle wehen uns an, und während der Sonnenball hinter der Teupitzer Kirche aufsteigt, fahren wir in die noch stille Straße des Städtchens ein.

Der Wagen hält vor der Post, schrägüber vom „goldnen Stern“. Der goldne Stern ist ein Eckhaus; vor seiner Thür steht ein Akazienbaum und an dem Laubenvorbau lehnt der Wirth, seines Zeichens ein Bäcker. Das ist eine gute Vorbedeutung. Unter allen Gewerksmeistern steht doch der Bäcker unserm innern Menschen am nächsten. Freundlich weist er mich zurecht, dem Müden ist leicht gebettet, und ich schicke mich an zu einer Stunde Morgenschlaf. Ein frischer Luftstrom zieht durch das Gazefenster, die Akazie draußen bewegt sich leise, die Tauben auf dem eingerahmten Geburtstagswunsch werden immer größer, nun fliegen sie fort und — meine Träume fliegen ihnen nach.

Nicht lange. Das Picken des Nagelschmieds von der Ecke gegenüber weckt mich (beiläufig eine reizende Art geweckt zu werden) und während die Frühstücksstunde kommt und die braunen Semmeln neben die braunere Kanne auf den Tisch gestellt werden, setzt sich die Sternen-Wirthin zu mir und unterhält mich von Teupitz und dem Teupitzer See.

„Ja — so erzählt sie — was wäre Teupitz ohne den See. Wir wären längst ein Dorf, wenn wir das Wasser nicht hätten. Freilich wir dürfen nicht mehr fischen (die Fischgerechtigkeit ist verpachtet), aber das Wasser ist uns mehr als die Fische und Alles, was drin schwimmt. Mit gutem Wind fahren wir in sechs Stunden nach Berlin. Was wir kaufen und verkaufen, alles kommt und geht auf dem See. Wir bringen keine Fische mehr zu Markte, denn wir haben eben keine mehr, aber Garten- und Feldfrüchte, Obst und Weintrauben, Holz und Torf. Das giebt so was wie Handel und Wandel, mehr als Mancher denkt und mehr als wir selber gedacht haben. Große

Sprengkähne kommen und gehen jetzt täglich, — das machen die neuen Ziegeleien. Ueberall hier herum liegt fetter Thon unterm Sand, und wenn Sie Nachts hüben oder drüben am See entlang fahren, über Groß-Köris hinaus bis an den Motzner See, da glüht es und qualmt es rechts und links, als brennten die Dörfer. Oefen und Schornsteine überall. Meiner Mutter Bruder ist auch dabei; er wird reich, und Alles geht nach Berlin. Viele hunderttausend Steine. Immer liegt ein Kahn an der Ladestelle, aber er kann nicht genug schaffen, so viel wie gebraucht wird. Ich weiß es, daß er reich wird, und Andere werden's auch; aber daß sie's werden können, das macht der See."

Die Sternwirthin verrieth an dieser Stelle eine unverkennbare Neigung, sich über die Vermögensverhältnisse von ihrer Mutter Bruder ausführlicher zu verbreiten, weshalb ich (ohne Neugier nach dieser Seite hin) die Frage einwarf: wem denn eigentlich der See gehöre, was er Pacht trage und wer ihn gepachtet habe?

„Der See gehört zum Gut. Zum Gut gehören 32 Seeen, große und kleine, aber der Teupitz-See ist der größte. Der Fischgroßhändler in Berlin, der ihn vom Gut gepachtet hat, zahlt 800 Thaler, und die Teupitzer Fischer, die hier fischen und die Fische zu Markte bringen, sind nichts als die Dienstleute und Tagelöhner des reichen Händlers in Berlin. Meiner Mutter Bruder . . . ."

„Achthundert Thaler," unterbrach ich, „ist eine große Summe; ich kenne Seen, halb so groß wie der Teupitz-See, die nur 4 Thaler Pacht bezahlen; ist der Teupitz-See so reich an Fischen?"

„Ob er's ist; die Stadt führt nicht umsonst einen Karpfen im Wappen. Unser See hat viel Fische und schöne Fische, freilich wenn der Zander-Zug fehlschlägt —"

„Der Zander-Zug?" fragte ich, komisch betroffen durch den an hohe Dinge der Kunst anklingenden Namen.

„Ja, der Zander-Zug. Er ist nur einmal im Jahr und von seinem Ausfall hängt Alles ab. In der Regel bringt er 600, oft 1500 Thaler; dann und wann gar nichts. Dann muß das nächste Jahr den Schaden decken. Aber weil es unsicher ist, was der Zanderzug bringen wird, deshalb können unsere Fischer den See nicht pachten."

„Wann ist der Zug?"

„Im Januar und Februar; immer im Winter, denn die Netze werden unterm Eis gespannt und gezogen. Es ist jedesmal ein Festtag für Teupitz."

Die Sternwirthin begann nun mit vieler Lebhaftigkeit mir die verschiedenen Phasen des Zander-Zuges zu beschreiben, unbekümmert durch meine Fragen, die übrigens allen Ernstes darauf aus waren, das ganze Verfahren nach Möglichkeit kennen zu lernen. Die Handgriffe beim Spannen und Ziehen der Netze aber blieben mir unklar; so viel nur sah ich, daß das ganze Verfahren die größte Aehnlichkeit mit einer Treibjagd und zwar mit einem Kesseltreiben haben müsse. Die Fischer, wohl vertraut mit dem Terrain des See's, fegen gleichsam den Zander mittelst weitgespannter Netze in bekannte Kesselvertiefungen hinein, umstellen ihn hier und schöpfen ihn dann, etwa wie man Goldfische aus einem Bassin schöpft, mit Leichtigkeit aus der fischgefüllten Tiefe heraus.

Inzwischen erfuhr ich, daß das Boot bereit läge, das mich laut Verabredung auf dem See umherfahren sollte. Ich trat auf den Marktplatz hinaus und passirte einen schmalen Gang, der, unmittelbar neben dem „goldenen Stern" gelegen, in leiser Schrägung dem See zuführte. Rechts und links standen Hof- und Gartenzäune, und zwar in jenen seltsamen Biegungen und Wellenlinien, die altes Zaunwerk im Lauf der Jahre anzunehmen pflegt. Ueber die Zäune hinweg wuchsen vielfach die Kronen der Bäume zu einem Laubengange zusammen, was sich zu Ende der Gasse in der Nähe des Wassers am malerischsten ausnahm, wo bereits der See bis hinauf zwischen das Plankenwerk vordrang, und mal höher, mal tiefer mit gelblichem Schaum seine Grenzmarke zog.

Hier lag das Boot, in das ich leidlich trocknen Fußes hineingelangte. Ein Fischermädchen vom Ufer gegenüber stand aufrecht im Kahn, und während ihr weißes Kopftuch im Winde flatterte, stießen wir ab.

Der Teupitz-See ist fast eine Meile lang und eine Viertelmeile breit, an einigen Stellen, wo er sich buchtet, auch breiter. Das Wasser des See's ist hellgrün, frisch und leichtflüssig; Hügel mit Feldern und Hecken fassen ihn ein, und außer der schmalen Halbinsel, die das „Schloß" trägt und sich bis mitten in den See hinein erstreckt, schwimmen große und kleine Inseln auf der schönen Wasserfläche umher. Die kleinen Inseln sind mit Rohr bestanden; die größeren aber (auch Werder geheißen) sind bebaut und tragen die Namen der beiden Seedörfer, Egsdorf und Schwerin, denen sie zunächst gelegen sind. Also der Egsdorfer und der Schweriner Werder.

Wir fuhren von Insel zu Insel, von Ufer zu Ufer; abwechselnd mit Ruder und Segel ging es auf und ab, planlos, ziellos. Die Teupitzer Kirche, der alte Schloßthurm hinter Pappeln, die rothen Dächer der Stadt, das Schilf, die Hügel — alles spiegelte sich in dem klaren Wasser, aber, so schön es war, mir war doch, als hätt' ich dies Alles schon einmal gesehen, nur schöner, märchenhafter, belebt, durchwandert, ein Schauplatz, eine Bühne — und diese Märchenbilder sucht' ich nun. Lächelnd gestand ich mir endlich, daß ich sie nicht finden würde. Noch einmal umfuhr der Kahn die Halbinsel, auf der die Ueberreste des alten Teupitz-Schlosses gelegen sind, dann trieben wir durch den Schilfgürtel hindurch den Kahn an's Land.

Die Stelle, wo wir landeten, lag in dem Winkel, den Ufer und Landzunge bilden, und das alte Teupitz-Schloß (soviel davon noch da ist) oder mit seinem vollen Namen „das alte Schloß der Schenken von Landsberg und Teupitz" stieg faß unmittelbar vor uns auf. Ich schritt ihm zu.

Das alte Teupitz-Schloß, das in frühe Jahrhunderte zurückreicht, galt ehedem für sehr fest. Es lag an der Grenze zwischen Mark und Lausitz und scheint abwechselnd eine märkische oder sächsische Grenzfestung gewesen zu sein, je nachdem Verträge oder das Glück der Waffen, zu Gunsten des einen oder andern Theils über den Besitz der Burg entschieden hatten. Im 13. sowie in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts waren die Plötzke's Herren von Teupitz; 1350 etwa kam die Herrschaft Teupitz oder Tupz, wie sie damals genannt wurde, in Besitz der Schenken von Landsberg und nahm seitdem (abwechselnd mit dem Namen „Herrschaft Teupitz") den Namen das „Schenkenländchen" an. Dies Ländchen umfaßte 4 □Meilen; in seiner Mitte lag Teupitz (die Stadt) mit See und Burg. Die Lehnsverhältnisse des „Schenkenländchens" blieben noch geraume Zeit hindurch verwickelter und schwankender Natur, bis endlich der Einfall der Hussiten in die Mark den Ausschlag gab und die Schenken von Landsberg und Teupitz veranlaßte, sich in den Schutz des Brandenburgischen Kurfürsten (Friedrich I.) zu begeben. Zwar geschah dies zunächst noch mit der Bemerkung: „unbeschadet unserer Unterthänigkeitsverpflichtung gegen den Kaiser und den Herzog von Sachsen" — diese Hinzufügung scheint aber nicht allzu ernst gemeint gewesen zu sein, da Schenk Heinrich von Landsberg schon wenige Jahre später (1440) erklärte, „daß, da der Kurfürst, sein gnädiger Herr, mit ihnen, den Herzögen von Sachsen, in Fehde stehe, auch er (Schenk Heinrich) mit seinen Helfern und Knechten ihnen und ihren Landen den Krieg erklären müsse." (Forts. folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 17. September 1862. Nr. 38.

Das Johanniter-Ordens-Schloß zu Sonnenburg.

In der Correspondenz d. d. Sonnenburg 24. Juni c. über den daselbst stattgehabten Ritterschlag, Nr. 26 des Wochenblatts Seite 124, ist der im „Haus-Buch des Hochfürstlich Brandenburgischen Ordens-Residenz-Amts Sonnenburg" de 1665 befindlichen Beschreibung des dortigen alten Ordensschlosses Erwähnung gethan worden. Da dasselbe gegenwärtig für den Johanniter-Orden wieder von Bedeutung geworden ist, so theilen wir hier diese Beschreibung mit:

„Das Schloß oder Hauß Sonnenburg, gelegen an der Noord Seite der Stadt und Kietz, uff einem solchen orthe, der allem ansehen nach, ein Hügel oder Berg gewesen seyn mag, hat zur Oost Seiten den Lust-Garten und nach diesem die Berge, sonsten die Spitzen Berge genannt, worauf der Ambts-Acker liegt. Zur Süd-Seiten die Stadt und Kietz, worvon es durch das River oder Flüßchen, die Lentze (welche dem Schloße Süd- und Westwerts vorbey läufft) abgesondert wird; zur West-Seiten die Kirche, Schule und des Herrn Ordens Rath de Bonjourn Haus; zur Nord-Seiten die Ambts Häuser und Ställe. — Was die alte Gebäude des Hauses anlanget, So haben selbte in zween Stöcken bestanden, der eine Oostwerts ist vor undenklichen Jahren gebauet gewesen, und hat mann von deßen eigentlichen Anfange Keine Nachricht finden können. Den andern Stock nach Westen zu hat ein Herr Meister Thomas von Runge Seeligsten Andenkens aufgeführet. Die Brücke oder Auffahrt des Schloßes ist nach Noorden, und umb dießes Hauß ist rum der Graben gewesen. Alle vorher genannte Gebäuden aber seyend in vorgewesener Krieges Unruhe und zwar in Ao. 16....*) durch einen Schwedischen Major nahmens .....**) so eine Zeitlang darauf gelegen, in Brand gestecket, wodurch nicht alleine das Schloß, sondern auch alle herumb gestandene Ambts Häuser bis auf die Cantzley, so verschont worden, zu Grunde verbrand, also, daß nicht mehr denn etliche alten stücken Maner und einige Keller in der Erde, immaaßen der im Kammer-Archive befindliche Abriß genugsamb ausweiset, stehen blieben. Als nun Hochgedachte Fürstliche Hochwürden und Gnaden des Fürsten von Nassow p. p. in ao 1652 zum regierenden Herren Meister confirmiret, haben Sie zwarten aussonder Bahrer Liebe gegen dem Ritterlichen Orden und weiln ufn Ambte nichts an Ge-Bäuden, als das Ambts-Kornschreiber- und Brau-Hauß, so bey der Sedio vacantz gebauet, zubefinden gewesen, Dero Fürstliche Gedanken dahin gerichtet, wie diesem sehr dissolvirten und ruinirten Meisterthumb, sonderlich aber der Residenz (andere unordnungen alhier zu übergehen) so fortgeholfen, und selbte in einen bessern Stand gesetzet werden möchte, zu welchen Ende Sie dann auch den Bau vorzunehmen in Anlegung eines neuen Gartens und Ziehung eines Grabens umb selbigen Garten, (welcher Graben Zwei Ruthen Breit und zugleich mit umbs Ambt gehet, hinter dem Garten aber wieder an dem Bergen und der Herren Wiese endlangs bis in die Fischer Wässer am Spitzen Berge läufft) auch mit Erhöhung des Walles vom Ambte nach der Kirchen und mit Besetzung der Lentze mit Erlen Phählen den Anfang gemacht.

Alleine es haben diesen Ihro Fürstl. Hochwerdl. und Gndl. Hochrühmlichen Vorsatz fernerer continuation des Baues die andere Ihro in Dero andern Landen obgelegenen hohe affairen und dazwischen entstandene Krieges Trublen merklichen verrücket, also daß solcher Bau nicht eher Fortgang gewinnen können, bis mehr hochgedachte Fürstl. Hochwürden und Gnaden in ao 1661 Dero Meisterthumb hinwieder besuchet, und darauf bald zu Anfang des 1662. Jahres Ihrer gefaßeten intension ein genügen gethan, indem Sie sofort das alte Mauer Werk in Grund niederwerffen, und nichts als ein gar weniges stück von dem gar alten Gebäude zu Fundamenten stehen lassen, Zweene erfahrne Meistern Nahmens Cornelis Rückwaerten, so Zimmer- und zugleich Bau-Meister, und Gorus Peron, welcher Mauer Meister gewesen, nebst 12 Holländischen Knechten, als bey ingliehen Meister Sechse aus Niederland anhero verschrieben, und selbigen ein von Ihro Fürstl. Hochwürdl. und Gndl. selber gemachtes Model vorhabenden Baues eingehändigt, welche Holländische Mauerer und Zimmer Leuthe dann mit Hülfe einiger Deutschen Tischler, Zimmer Leuthe und Maurrrn bis in's 1667. Jahr ein solches Werk verfertigt, wie anjetzo zu sehen, und hernach eigentlich beschrieben werden soll.

Unterdessen aber, als Ihro Fürstl. Hochwürden und Gnaden im Augusto dieses 1662. Jahres hinwieder nach

*) Ist im Amtshausbuche nicht ausgefüllt. **) Desgleichen.

Holland verreiſet, haben Sie die Direction und Diſpoſition des Baues Dero Rathe und Kammer Meiſtern Jean de Bonjourn anbefohlen, der Ihnen auch dieſes Werk bis zu Endſchaft deſſelben untherthänigſtermaaßen fleißigſt angelegen ſeyn laſſen. So viel nun hiernegſt das Gebäu oder Hauß ſelbſten anreichet; So iſt ſelbiges in Quadrat, in der Länge hats (136¼) Fuß,*) in der Breite (97¼) Fuß.

Das Dach iſt doppelt, auswendig Vier Kannt, inwendig aber mit einer Kehle, oder Hohle, woraus das Waſſer durch eine Rinne nachen Garten zu, abgeführt wird.

Die Dachſteine ſeyend Blauer gebrand und vom Wohlgemeldeten Herren Ordens Rathe und Bau Meiſter das Blaue Brennen Betreffend zuerſt inventiret, dann man von dergleichen Steinen in der Chur Brandenburg vorhin niemals gewußt. Iſt alſo dieſes das erſte Haus, daß mit ſolchen Steinen belegt worden.

Die Mauern des Hauſes, ſind von gebrandten Steinen und umbher weiß angeſtrichen, und untern Dache, mit einer feinen der Architectur Joniſcher Ordnung gemeeß erforderten Leiſten verſehen. Die Steine dazu ſeyend zum meiſten Theile unweit dem Spitzen Berge am Caninchens Garten gebrandt, die übrige aber ſonſten erkaufft.

Das Vorder Theil des Schloſſes nach dem Weſten iſt mit einer Corniſſen**) worinn eine Treppe von ..... Eichenen Tritten oder Stufen nebſt behöriger Balluſtrade und Leiſten.

Unter dieſer Treppe iſt eine Thüre und ſofort daran eine Treppe worauf man Wein und allerhand Sachen in die Keller bringet.***)

Die Eingangs Thüre zum Vorder Hauſe****) iſt gezieret mit einem Schnitz Werk, ſo ein Brabantiſcher Tiſcher Bildſchnitzer Nahmens ..... gemachet. Durch dieſe Thüre Kombt man in's Vor-Hauß, welches zur linken Seiten Ihro Fürſtl. Hoch-Würden und Gnaden Gemächer, gleich über den großen Saal, und dann zur rechten Seiten die Cantzley und Küchen hat, aus welchem Vorhauſe man auch auf den Treppen ſowohl in die Keller als oben herauf gehen kann.

Ihro Fürſtl. Hoch-Würden und Gnaden Gemächer zur Linken Hand des Vor-Hauſes ſeynd dieſe:

Die Vor Cammer ſo meiſt Vierkannt iſt, von daraus gehend man durch das Cämmerchen, ſo vor die Pagen, Cammerdiener und Lacquajen iſt, in Ihro Fürſtl. Gndl. Schlafkammer, daran ein gewolbtes Cabinet mit einer Eiſernen Thüre und eine gewolbte Garderobe, aus welcher Schlafkammer und Garderobe man auch in den großen Saal gehet.

Der große Saal iſt gewölbet (60) Fuß lang (41½) Fuß breit, ins Vierkannt (39) Fuß hoch, das Gewölbe aber (15) Fuß, Iſt alſo der Saal mit Gewölbe (54) Fuß hoch hat 2 Camine gegen einander über, 5 Fenſtern gegen Oſten, darunter 3, 36 Fuß hoch, Item im Ober Gemach 4 Fenſter, als auf beiden Seiten der Schornſteine eines und noch eines vom oberſten Vorderhauſe über der großen Thüre, Wie dann auch darinn 5 Thüren nehmlich die große vom Vorder Saale, und 2 an jederer Seite. Oben im Gewölbe iſt ein Achteckigt Loch, rund umbher mit ſchönen faiſtons und inwendig mit Ihro Fürſtl. Hoch-Würden und Gnaden Wappen gezieret, dieſer große Saal hat auch (6) Mauer Bogen, welche mit parckamenten vertheilet ſeyend. Das Mauerwerk iſt mit einer ſchönen Leiſte Joniſcher Ordnung gezieret, die Fluhr Breter von 2 Längen, und in der Mitten ein rund Loch, wodurch man in das große Gewölbe ſiehet.

Zur rechten Hand des Vor-Hauſes, gehet man zuerſt in die Secretary, von daraus in die Cantzley ſelbſten oder die Audientz-Stube, worinn zur Linken das Lehns und zur rechten Seiten das Kammer Archiv, beyde gewölbet, und Vorne mit Eiſernen Thüren verſehen.

Ferner zur rechten Handt, außn Vorhauſe in die Küchen was an Holtze, Waſſer und dergleichen in der Küchen nöthig, Kan von auswendig, weil auch eine Treppe und Thüre alda iſt, darein gebracht werden.

So gehet man auch aus dem Untervorhauſe auf den Treppen welche anfahen an der Saal Thür auf beyden Seiten, und (20) Fuß hoch ſeyend, die Dritte aber 8 Fuß breit, von ſchönen Eichenen Holtze, nach dem Ober-Vorhauſe, die Treppen haben ſchöne Leiſten und Balluſtraden ſeiend auch mit Oelfarbe angeſtrichen.

Das Ober Vorhauß iſt, Wenn man äußen Unter Vorhauſe die Treppen herauf kommt, daraus gehet man in alle Gemächer alſo, wie außen unterſten, ausgenommen den großen Saal, welchen man durch ein Fenſter anſchauen kann. Die Oberſte Gemächer, ſeind auch nicht gleich den unterſten gewölbet, ſondern nur mit Brettern beleget. Wie dann auch die Oberſten Gemächer eben ſo viel Fenſter, Schornſteine, und ſonſten alles was die Unterſten haben.

Ingleichen iſt auch beyden Ecken nachen Kietze und der Wieſe, ſowohl unten als oben ein Secret von abſonderlich darzu gemachten Glaſirten Topſten in der Mauer aufgeführet, ſo unten in den Graben gehen. Aus dieſem oberſten Vorhauſe gehet man auf eben ſolchen Treppen, wie die unterſten weiter herauf uf die Boden unterm Dache. Und das ſeyend alſo die Gemächer in der Reſidenz ufs Kürtzeſte beſchrieben, welche alle wohl abgeweißet und mit ſo vielen Fenſtern verſehen, als das die Architectur erfordert, nehmlich an der Vorder- oder Weſt-Seiten ſeyend 13 Fenſter, unten darunter aber 2 Thüren und 13 oben, an der Nord-Seite 6 unten und 6 oben, ohne die Keller; an der hinter oder Oſt-Seiten, 7 unten und 7 oben, worunter aber 3 von 2 Längen, welche vor 2 gerechnet werden.

Die Süd Seite gleicht der Nord-Seiten.

Noch ſeyend im großen Gewölbe 4 Fenſter, in der Silberkammer 2, in der Hofſtuben 2, und in dem Kuchen Keller 3 Glaſe Fenſter und davor ſtarke Eiſerne Gitter.

Solche Fenſter eingeſambt ſeyend von einem Cleviſchen Glaſer nahmens Pieter Roomern mit Lanlicht 4 Kanthen Rauthen gemachet, und mit Wind Eiſen und allen andern Zubehörungen der Gebühr verſehen. Nu mehr ſeyend noch im Hauſe zu benennen die Keller und Gewöl-

*) Die eingeklammerten Zahlen ſind im Amtshausbuche nicht ausgefüllt und erſt jetzt hier nachgetragen worden.

**) Iſt nicht mehr vorhanden. Dieſelbe führte zur Bel-Etage, wo ſich der Haupteingang befand. Jetzt iſt dort der Balkon.

***) Dieſe Thür bildet jetzt den Haupteingang. Der Flur, den man jetzt durch dieſelbe betritt, war früher nach Obigem nur Souterrain.

****) Die jetzige Balkonthür.

ben, unter obbenahmten Gemächern. Und ist zu wissen, das man von dem Untersten Vorhause uff Zweyen Treppen welche den Obersten mit Lehnen, Tritten und Balluſtraden überall gleich kommen, undt nur darumb, wann die Ordens-Herrschaft unten im großen Gewölbe eßen will, gemachet seyen, in das große Gewölbe gehe, welches (59) Fuß lang und (40½) Fuß breit, stehend uff 4 großen Pfeilern, umb welche 8 Kleine Bogen oder gewölben seyend.

In diesem großen Gewölbe ist aber in der mitten ein rundes Loch, wodurch man Iheo Fürstl. Hochwürdl. und Gnadl. Wappen oben am Saal sehen kann, desgleichen ein Cammin. Nechst an diesem Gewölbe zur rechten Seiten ist abermahl ein anderes, die Hoff-Stube genanndt, in welchen das Gesinde gespeiset wird, wie man den auch durch das Letztgenannte Gewölbe in noch ein anderes Ostwerts under den Lehns- und Cammer-Archiven belegen, gehen kann, das die Silber Cammer ist.

Uff der linken Seiten, wenn man von oben die Treppen herunter in das große Gewölbe Kombt, ist eine Thüre in die Keller, selbige wird nur alsdann, da im Saal gespeiset und ein frischer Trunk vom Zapfen begehret wird, eröffnet.

Gerade über der eingangs-Thüre von oben ist eine andere Thüre vorm großen Gewölbe, dadurch man zum Garten gehet.

Dies ist also auch das große Gewölbe nebst denen dabey belegenen Gemächern oder Gewölben.

Wenn man aber in die Bier- und andere Provisions-Keller vom Vorder Platze herein gehen will, So kommt man unter der Vorder Treppe uf eine Vordesse, darauf 2 Treppen davon die zur Linken nach die Bier- und Weinkeller, die zur rechten aber in die provission- und Küchen Keller führet.

Alle Keller seyend mit starken Eisernen Gittern, und Theils von inwendig mit Glaß Fenstern versehen.

Der Platz vorm Hause ist .... Fuß lang und .... Fuß breit mit einer starken Mauer von Grund aus und einer Brustwehre umgeben,*) mit Feldsteinen gepflastert, In den Ecken nach der Lentze hat Er 2 Pavilions, welche unten ein Gewölbe vor die Deliquenten und in der Mitten ein Loch im Gewölbe, umb dadurch die Gefangenen herunter zu lassen unter dem Gewölbe ein Secret, an den Löchern aber mit starken Eisernen Gittern verwahret seyend, oben aber ein hübsches Gemach mit 6 Fenstern, einen Schornstein, und Secret etwa für die Thorwächter oder sonsten Jemanden, Seynd auch beyde mit Blauen Steinen bedecket. Uff diesem Platze, wann man von der Brücken darauf kommt zur Linken Hand ist ein schöner Brunnen in der Ecken beim Paviljon, davon der Quell bei Grabung der Fundamente zum Paviljon sich hervor gethan.

Um gedachtes Haus und den Schloß-Platz ist ein Barm 10 Fuß breit von eingestoßenen Eichenen Pfählen und belegten Bohlen.

Der Graben**) gehet in's Vier Kannt umb das Schloß und den Platz her, ist 60 Fuß breit und nothdürftig tief. Die Brücken nachen Schlosse, davon seyend von Vornen 2 die eine gehet über die Lentze, hat ihre Lehnen Pylasters und Knöpffe. Die andere überm Schloß Graben, welche zuerst ein Homay mit Blauen Dachsteinen beleget, worinnen ein großes Thor und Kleine Thüre, hernach die Zug Brücke und nach derselben Zwei Thüren gleich der Mauer. An diesen Brücken seynd die Pfähle, Bohlen, Lehnen und Pylasters wie auch die Thore von Eichenen Holtze, mit starken Eisernen Bändern, Ketten Riegeln und Nägeln versehen und mit Oelfarbe angestrichen.

Noch eine Brücke hinten am Hause nachem Garten übern Schloß Graben. Ist auch von Eichenen Holtze und mit Oelfarbe angestrichen."

*) Die Mauer sowohl als die Brustwehr sind nicht mehr vorhanden.

**) Ist nicht mehr vorhanden. Nur im Garten dicht beim Schlosse sieht man noch einen Theil desselben.

Eine Pfingstreise im Teltow.

Von Th. Fontane.

III.

Teupitz.

(Schluß.)

Die Schenken von Landsberg und Teupitz blieben noch an 460 Jahre im Besitz der Herrschaft. Nachdem Schloß und Land während des 17. Jhrhunderts (zum Theil wohl in Folge des 30jährigen Krieges) sehr vernachlässigt, die Weinberge verwildert, die Haiden verwüstet waren, ging das ganze Schenkenländchen im Jahre 1718 durch Kauf an König Friedrich Wilhelm I. über. Er bezahlte dafür die geringe Summe von 54,000 Thaler, kaufte einzelne verloren gegangene Güter zurück, machte das Schloß, wie überall geschah, zu einem „Amt" und stellte das Schenkenländchen oder die Herrschaft Teupitz, als Außenwerk der Herrschaft Königs-Wusterhausen, unter die Verwaltung einer Amtskammer. Seit einer Reihe von Jahren ist Schloß Teupitz (zu dem jetzt nur noch wenig Ländereien, aber viel Wiesen und die 32 Seeen gehören) in Privathände übergegangen. Der vorige Besitzer war Herr v. Treskow, der gegenwärtige ist Herr v. Pappart.

Es giebt kein Schloß Teupitz mehr, nur noch ein Amt gleiches Namens.

Zu diesem Amt, sehr malerisch an der Stelle des alten Schlosses gelegen, gehören natürlich noch die Ueberreste, die von dem Schloß vorhanden sind. Es ist dies mehr, als auf den ersten Blick erscheint. Alle Wirthschaftsgebäude an der linken Seite des Hofes ruhen auf den alten hochaufgemauerten Fundamenten, in denen sich Gänge und mächtige Kellergewölbe bis diese Stunde vorfinden, während der Eingang in den Amtshof, durch einen viereckigen Thurm, einen sogenannten Donjon, höchst malerisch flankirt wird. Dieser alte Backsteinthurm hat noch beträchtliche Höhe; was seinem Anblick aber einen besonderen Zauber leiht, das ist, daß seine Zinne oder Plattform zu einem völligen Garten geworden ist. In das Erdreich, das der Regen im Lauf der Jahrhunderte hier niedergeschlagen hat, haben theils die hohen Bäume, die rundum stehen, ihre Keime niederfallen lassen, theils haben die Wirbelwinde aus dem zu Füßen gelegenen Garten die Samenkörner bis zur Höhe des Thurmes emporgetragen. Ein Ebreschenbaum stand in der Mitte, und zwischen den Rosensträuchern neigten sich gelbe Büscheln jenes Unkrauts über das Mauerwerk, das den legendenhaft klingenden Namen führt: „Unserer lieben Frauen Bettstroh." Das alte Schloß, so erzählen einige, habe früher auf einer völligen Insel gestanden, und erst die Anschwemmungen hätten im Lauf der Zeit die Insel zu einer Halbinsel gemacht. Es ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. Man sieht nirgends eine Terrain-Eigenthümlichkeit (wie etwa Schmalheit der Landzunge, abweichende Bodenbeschaffenheit, oder niedriger gelegenes Erdreich), und alles läßt annehmen, daß es stets eine Halbinsel war, die freilich früher wie jetzt durch einen

Graben, der die Landenge durchstach, zu einer Insel gemacht wurde.

Nichts ist an dieser Stelle, außer Thurm und Fundament mehr vorhanden, was an die alten Schenken von Teupitz erinnerte; noch weniger fast bietet die alte Kirche, die zwischen dem Schloß und der Stadt am Nordrande der letzteren gelegen ist.

Vor zwanzig oder dreißig Jahren hätte die Forschung noch manches hier gefunden; jetzt aber nach Restaurirung der Kirche ist alles hin, oder doch so gut wie Alles. Die Grundform der Kirche hat zwar wenig unter diesen Neuerungen gelitten, und die eigenthümliche Art, wie der Thurm aus Dach und Giebelwand aufwächst, wird auch jetzt noch den Fachmann interessiren; aber die Details im Innern der Kirche sind hin, alle jene Ornamente, Bilder und Gedächtnißtafeln, die in ihrer Gesammtheit vielleicht der ziemlich grau in grau gemalten Geschichte der Schenken von Teupitz etwas Licht und Farbe hätten verleihen können. Bei Oeffnung der jetzt zugeschütteten Gruft (unter der Sakristei der Kirche) fand man eine bedeutende Anzahl Särge, viele mit Messingtäfelchen, auf denen neben den üblichen Namen- und Zahlen-Angaben auch einzelne historische Daten angegeben waren. Diese Täfelchen (so erzählt der alte Küster) kamen in die Pfarre, wo sie bei Umzug und Neubauten längst verloren gegangen sind. Der gegenwärtige Geistliche, der einen Sinn für die historischen Ueberlieferungen seiner Stadt und Kirche hat, hat mit Mühe eine kleine Glasmalerei gerettet, die einen Hergang aus katholischer Zeit (ein Mönch steht predigend auf der Kanzel) darstellt. Sonst ist der Kirche aus der „Schenken-Zeit" nichts geblieben als ein einziger Backstein am Hintergiebel, der die eingebrannte Inschrift trägt: nobil. v. Otto Schenk v. Landsb. (nobilis vir Otto Schenk von Landsberg.) Wahrscheinlich war er es, unter dem eine frühere Restaurirung der Kirche (1566) stattfand.

Wir haben den See befahren, das Schloß und die Kirche besucht, es bleibt uns noch eins in Teupitz übrig — der Seesenberg, ein Hügel am Südrande der Stadt gelegen, von dessen Höhe aus man das Schenkenländchen panoramatisch überblickt. Wir erreichen die Höhe und haben nach allen Seiten hin, in weitgespanntem Bogen, eine Kesselandschaft vor und unter uns. Wohin wir blicken, vom Horizont zu uns her, dieselbe Reihenfolge von Hügel, See und Haide, und in der Mitte des Bildes wir selbst und der Berg, auf dem wir stehen.

Das Panorama ist schön, schöner aber wird das Bild, wenn wir auf den Rundblick verzichten und uns damit begnügen, in die östlich gelegene Hälfte der Landschaft hineinzublicken. Es ist dies die Hälfte, wo Teupitz und sein See gelegen sind. Der Wind weht scharf vom Wasser her, aber eine Hecke von wildem Pflaumbaum giebt uns Schutz, während Einschnitte, wie Schießscharten, uns einen Blick in die Näh und Ferne gestatten. Ein Kornfeld läuft vor uns am Abhang nieder, am Fuß des Hügels zieht sich ein Feldweg hin, dahinter dehnen sich Gärten und Wiesen, hinter den Wiesen steigt die Stadt auf und hinter der Stadt der See mit seinen Inseln und seinen Hügeln am andern Ufer. Aber auch Leben hat das Bild. Wie losgelöste Ackerschollen treiben die Inseln den See entlang (oder scheinen doch zu treiben), ein satter Fischreiher fliegt landeinwärts, die rothen Tücher der Mägde, die beim Heuen beschäftigt sind, flattern im Winde, und die Schulkinder vom nächsten Dorf, die eben den Feldweg passiren, haschen sich einander und verkürzen sich die Zeit mit Spiel und Neckereien. Die Jungen reißen den rothen Mohn in Büscheln aus dem Kornfeld, und so oft sie damit nach den fliehenden Mädchen schlagen, stäuben die rothen Blätter nach allen Seiten hin durch die Luft.

So liegen und träumen wir hinter der Pflaumbaumhecke und spielen Versteckens mit dem Wind, uns duckend, wenn er zu scharf bergan fährt, dann wieder hervorlugend, wenn er pausirt und zu neuem Angriff sich rüstet.

Nun aber trägt der Wind die Klänge der Teupitzer Mittagsglocke zu uns her und mahnt zur Rückkehr. Im goldenen Stern wird ein frugales Mahl servirt („wir haben den Karpfen im Wappen, aber nicht auf dem Tisch," so sagte die Wirthin) dann spring ich noch einmal in's Boot und fahre über den See. Diesmal allein. Ich habe selber die Ruder genommen. Die kurzen Wellen tanzen rund umher, das Wasser ist grün, der Himmel grau. Ein Gefühl beschleicht mich wieder, stärker noch als zuvor, als ruhe hier etwas, das sprechen wolle, — ein Geheimniß, eine Geschichte. Ich ziehe die Ruder ein und horche. Die Wellen klatschen an den Kiel und der Wind biegt das Rohr tief nieder, an dem der Kahn vorübertreibt. Sonst alles stumm. Die Wolken sinken immer tiefer; nun öffnen sie sich, und hinter der grauen Wand, die der niederfallende Regen nach allen Seiten hin aufrichtet, verschwindet die Landschaft, Stadt und Schloß.

So sah ich den Teupitzer See zuletzt, und ich habe Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. Ist es seine Schönheit allein, oder zieht mich der Zauber, den das Schweigen hat? Jenes Schweigen, das etwas verschweigt.

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Amurad zitterte am ganzen Leibe. Dann sank er vor dem Alten in's Knie, ergriff seine Hand und küßte sie. „Mein Herr und Vater, Dein Sohn wird nicht ungehorsam sein. Fröhlich und hoffnungsvoll wie das freie Kind des Meers ohne Wasser*) hab' ich gelebt mit jenen stahlbedeckten Rittern, habe im Kriegsspiel meine Kraft geübt, meine Lieder getauscht mit den Ihrigen, und Niemand hat meinem Glauben Gewalt gethan. Wenn mich der Bischof oft zu sich lud, ging ich, weil er gelehrt ist, ich mit ihm stritt über unsre heilige Lehre und meine Redekunst übte, wie ich das Roß übe durch den Druck des Schenkels."

„Es wird Dich abwerfen, Dein Roß, vernunftloser Knabe! Uebe an der Dichtkunst Deine Kraft und am Schwert, nicht am Glauben und bei jenem Thier von Rom. Was Du heilig hältst, darfst Du nicht der Gewalt Deiner Zunge anvertrauen, sonst kommt eine spitzere, schärfere als die Deine und reißt's Dir von den Lippen und aus dem Hirne, und Du bist ärmer denn zuvor. „Der Kadi soll reden, aber der Mollah soll schweigen," spricht das Gesetz! Frage den d'Aubusson, mein Sohn, der nicht will, daß Du ein Christ werdest; er ist mein Freund, der Helfer unsrer Sache, er wird Dir sagen, was Du thun mußt, denn die Verführung lauert in Rhodus!"

„Ich werde zu d'Aubusson gehen, Vater, will den Bischof wie den Legaten nicht mehr sehn, bei den sieben Regionen des Himmels! Aber laß auch Dich mich bitten um Eins. Meide den Danesch, diesen verfluchten Auswurf Ginnistans! Wahrlich, der Bischof kann nur meinen Geist belügen, aber der Hamed belügt Dein Herz! Er, kein Anderer, dreht die Ginnenkette um des königlichen Geyers Fuß!" Der Prinz erhob sich, kreuzte die Arme über die Brust zum Gruß, warf Leila einen heißen Blick zu und ging.

---

*) Der Wüste Sahara (mar belama), also wie der Beduine. D. B.

Dſchem blickte ihm nicht nach, ſondern ſcheu vor ſich auf den Boden. Der geſcholtene Sohn hatte den wunden, dunklen Fleck in ihm getroffen. Da ſchlang leiſe ein weicher Arm ſich um ſeinen Nacken, und Zoë ſah ihm liebevoll in's matte Auge.

„Will mein Herr ſeine Dienerin anhören?"

Der Sultan nickte ſtumm; ein leiſes, verſchwommenes Lächeln zog über ſein Geſicht hin.

Zoë glitt neben ihn auf den Teppich. „Du haſt den Sohn geſtraft, Du ſtrafſt härter noch die Tochter. Eins aber iſt mächtiger als Menſchen, größer als Raum und Zeit, es ſchreitet durch alle Zonen, und Du wirſt es nimmer beſiegen. Weißt Du wohl, was?" —

„Rede nur, Chanum, mein Kopf iſt wüſt!"

„Als des Uebels und der Bosheit auf Erden ſo viel geworden vor Alters, daß Einer den Andern marterte, bekämpfte und ſchändete, des Streits und Wehs kein Ende wurde, weil die Menſchen ſtark und wild wie die Ginnen und Diws*) waren und, aus Gott ſelbſt geſchaffen, ewig lebten, ſendete Allah, zu bändigen dies Geſchlecht, den Engel Azraël, daß er mit ſeiner glühenden Sichel bringe den Tod in die Welt! Einer war aber auf Erden, Saïd, der wohnte einſam zu Thanta**) und hieß unter Allen allein der Glückliche, denn er war allein fromm und Allah liebte ihn ſehr. Wie Saïd nun den Tod ſah gräßlich hauſen in der Welt, weinte er und ſchrie: Allah, wie ſoll ich mich noch glücklich heißen, wenn ich nach Deinem Gebot dem Azraël erliegen muß, wie alles Leben hienieden?" — Da ſagte Allah: „Die Geſtorbenen haben das höchſte Glück, aber der Tod iſt das letzte Uebel, das Jeder leiden ſoll von dieſer Zeit. Weil ich Dich aber liebe, mag Dein Ende glücklich werden, daß Du nicht merkſt, daß es das Ende iſt." — Und Gott ſendete ihm Uſchk, ein ſchönes Weib, das war die tiefe, heiße Liebe, und er zeugte mit ihr Dilaram, Herzensruhe, welche ward die Mutter aller guten Menſchen. Seitdem iſt der Menſch vom Weibe geboren. Als nun Azraël zu Said kam mit der Sichel, ſtarb Said lächelnd durch einen Kuß von Uſchks Lippen. Die Liebe aber blieb von da in der Welt als Königin, und wen ſie küßt, der muß lieben oder ſterben. Willſt Du Deinem Kind Chanſade die Liebe nehmen, damit ſie ſtirbt? Du wirſt es, Du kannſt es nicht, ſo wenig als Du hinderſt, daß Zoë ſtirbt an dem Tage, da Dſchem die Todesbrücke beſchreitet und vor Nekir und Monkir***) tritt."

Dſchem fuhr auf. „Chanſade iſt krank?" —

„Krank wie Schirin vor Liebe zu Ferad, der ihrer ſpottete, wie jener ſtahlbedeckte Chriſt, als er den Selam wiederſandte!"

„Kein Unglück iſt über meinem Hauſe ſo ſchwer als dies! — Nun denn, ſo laß ſie wiſſen, wenn Andrer Leid ſie tröſten kann, daß Der, den ſie liebt, mit gleichen Schmerzen ſie wieder liebt, aber meiden muß als Chriſt. Eher aber ſoll ſie ſterben von meiner Hand, als werden die Bauou eines Giauren!" Er verließ ohne Gruß die Zenahnah. — — —

Um dieſelbe Zeit gab's auf der Meiſterburg ein ſeltſames Schauſpiel. Die Großpriore waren daſelbſt plötzlich verſammelt worden, denn ein türkiſches Fahrzeug war eingelaufen, das Bajeſids Vezir Bedreddin-Haſſan nebſt Gefolge und reichen Geſchenken herführte, welcher im Namen ſeines Herrn dem Orden die größten Verſprechungen thun ſollte, wenn derſelbe ihm Dſchem und ſeine Familie ausliefere.

Die Geſandtſchaft hielt in vollem Gepränge vor der Meiſterburg, nachdem ſie am Eingange des Hafens dem kommandirenden Großkreuz den Zweck ihres Kommens eröffnet hatte. Die Meiſterpforte blieb ihnen verſchloſſen. Nach längerem Harren öffnete ſich dieſelbe und heraus trat von Rittern umgeben Fabrice de Caretto.

„Was ſucht ihr in Rhodos?" —

„Ich, Bedreddin-Haſſan, Vezir des allmächtigen Herrſchers aller Gläubigen, Bajeſid, dem Herrn des Oſtens, ich bin geſendet" —

„Du lügſt! Du biſt geſendet von dem Dieb und Räuber Bajeſid, der unſrem heiligen Orden St. Johann zumuthet, daß er gleich ihm ein treuloſer Verräther werde. Im Namen des ehrwürdſtigen Großmeiſters Peter von Aubuſſon befehle ich: Graf Mortemar, begleitet dieſe Leute nach dem Hafen zu ihrem Schiffe und ſorgt, daß ſie nach zwei Stunden in See ſind, — oder auf dem Grund der See!"

Caretto gab einen Wink. Mortemar umgab mit einem Schwarm ſeiner leichten Reiter die Geſandtſchaft. Fabrice trat in die Burg zurück, deren Pforte zufiel, während langſam und ſtumm Bajeſids Leute unter Bedeckung zum Hafen ſchritten. Vor Ablauf der geſteckten Friſt ſchon waren ſie auf hohem Meer.

Von dem Vorgefallenen erhielt Amurad, den ſein volles Herz eben zu d'Aubuſſon trieb, durch den Thagi Kunde. Der Vezir, in Mortemars Kaſerne den Uebungen der leichten Reiter beiwohnend, hatte, als dieſelben plötzlich entboten wurden, an Auberts Seite die Abweiſung der Geſandtſchaft geſehn, und eilte nun dem Sultan Dſchem Mittheilung zu machen. Auf der Burg war's noch immer belebt, der Großmeiſter hatte eben den Ordensrath und die Komthure entlaſſen und nur Villier, Caretto und den Erzbiſchof zurückbehalten, um den Cardinal-Legaten, welcher zur Privat-Audienz geladen worden, zu empfangen.

Der Monſiguore trat ein. Nach kurzer Begrüßung ließ man ſich auf die Seſſel nieder.

„Herr Cardinal-Legat," eröffnete der Großmeiſter die Verhandlung, „Sie haben vermuthlich erfahren, daß Dſchems Anweſenheit in Rhodos bereits bei dem Gewalthaber zu Stambul Früchte getragen und Bajeſid es gewagt hat, eben an uns das Anſinnen zu ſtellen, ihm den Bruder auszuliefern. Sie werden auch unſre Antwort hierauf wiſſen. Unſre Maßnahmen in der Sache ſind getroffen. Leider hat zu meinem Bedauern der heilige Vater noch nicht mein Schreiben beantwortet, uns ſeine erhabne Hülfe und Förderung bei den Fürſten des Abendlandes noch nicht zugeſagt."

„Excellentiſſimus," und der Legat verneigte ſich „Sie wiſſen, wie Sie der heilige Vater verehrt, Sie haben die Beweiſe davon, ſeitdem Gregor IV. Sie in die Gemeinſchaft des heiligen Concils der Cardinäle aufgenommen. Excellenz erkennen aber auch wohl, wie ſchwer es hält, die

*) Rieſen und Teufel.
**) in Egypten.
***) die Todtenrichter des mohamedaniſchen Himmels.

Meinungen der europäischen Fürsten zu einem Beschluß zu vereinen, welcher unter dem Orden St. Johann das ganze streitbare Abendland sammeln würde."

„Diese Schwierigkeit dürfte aber vielleicht viel geringer sein, Monsignore, wenn Sultan Dschem die Gastfreundschaft Roms mit der von Rhodus vertauschen würde? Nicht wahr? — Sollte der Grund in unsrer Unwürdigkeit liegen? — Wer hat die wenigen Früchte der Kreuzzüge behütet, der Orden St. Johann! Wer war das Schwert Christi und der gesammten Kultur der Welt, wer hat geblutet für das Kreuz Jahrhunderte bis heut, wer stand allein dem Halbmond gegenüber, wo Alles feige wich, der Orden St. Johann! An wessen Kraft zerbrach eines Mahomed Macht, der nach Italien seine Siegeswaffen und auf die Peterskuppel den Halbmond tragen wollte, an der Macht der Mauern von Rhodus, an der Tapferkeit der Brüder St. Johanns, an der Gluth eines alten, niedrigen, winzigen Gesellen, Peter d'Aubusson geheißen! — Und nun wir bitten: gebt uns ein Jahr lang nur den Arm eurer adligen Streiter, ihr apostolischen Söhne des heiligen Stuhls, ihr Fürsten, — da wollt ihr Bedenken tragen? Wem kommt zu gute aller Sieg? Dem heiligen Vater, den christlichen Fürsten, der Kultur der Völker und des Erlösers Lehre. Nackt steigen wir Kinder des Täufers ins Grab und vererben nichts, als das Andenken redlichen Kampfs um den Lohn des ewigen Lebens. Ich ersuche Sie, Monsignore, dies heute noch Seiner Heiligkeit zu schreiben, ein Schiff kann sogleich mit Ihrem Berichte abgehn!

„Ich werde Sr. Heiligkeit den Inhalt der Konferenz sogleich mittheilen, kann indeß nicht unterlassen, zu erwidern, daß dem heiligen Vater kein Eingriff in die Macht andrer Souveraine zusteht, also jede Hülfeleistung der Höfe zu Madrid, London, Wien und Paris von dem guten Willen der Herrscher abhängt."

„Ich merke, Monsignore! Der gute Wille Derselben ist gemeinhin schwach, und schwach angeregt, wird er auch schwächlich genug ausfallen! Ich erinnre mich aber da noch einer Sache. Der Sohn des Sultans, unsres Freundes, Prinz Amurad, besucht sehr oft Ihr Haus, Herr Bischof, wie das Ihre, Monsignore. Wir befassen uns nicht mit Proselytenmacherei, noch passen wir für gewöhnlich auf sie auf, denn es kommt uns nicht darauf an, wie viel Christen, sondern was für Christen gemacht werden. In Betreff Amurads muß ich aber bemerken, daß unser Vertrag mit Dschem lautet: daß wir Christen, so lange er und die Seinen im Ordensschutze steht, uns jeder Einmischung in seinen Glauben zu enthalten haben. Die politische Klugheit muß Euer Eminenz ohnehin sagen, daß ein künftiger Soldan aller Moslems ein — Moslem sein muß. Ich ersuche Sie, Eminenz, wie Sie, Herr Erzbischof, Amurad nicht mehr zu sehn, das gebietet des Ordens Ehre!"

Der Bischof war betreten, Travigna aber faßte sich und erhob sich langsam und kalt. „Excellentissimus sprechen da von zwei verschiedenen Dingen. Ueber Ihre Wünsche, wie gesagt, werde ich Sr. Heiligkeit berichten, die Angelegenheit Amurads aber ist rein religiöser Natur. Ich fühle mich, wie der Herr Bischof, nicht in der Lage, Euer Hoheit Begehr betreffs derselben Folge zu geben, das ist Sache des eigenen Gewissens!"

„Auch wenn der Sultan selbst darüber empört, der Vertrag dadurch verletzt wird? —"

„Ueber das Seelenheil hat weder ein Vater noch ein Vertrag zu bestimmen, denn Wen der Herr sucht und findet, der ist sein!"

„Meinen Sie, Kardinal? — Nun, so erkläre ich Ihnen bei Gott dem Allmächtigen, bei St. Johann meinem Ordensherrn und des Erlösers Blut, daß, wenn der Herr —, den Sie und da der Bischof sich anmaßen, bei dem Prinzen zu vertreten —, wenn der „Herr", sag ich, fortfahren sollte Amurad „zu suchen und zu finden," so werde ich den „Herrn" in der gewöhnlichen Gestalt des Travigna und des Bischofs mit einer Galeere zurück nach Rom schicken, als unreine Geister, die Unkraut säen unter den Weizen! Sehr wohl weiß ich, Monsignore, daß der Aristoteles anjetzt in der ewigen Stadt umgeht und eine andre Logik einführt, als im Worte Gottes zu finden ist. Der rothe Hut auf meinem Hirn hat mich noch nicht so schläfrig gemacht, um ächten, schlichten Glauben von scholastischer Kunst zu unterscheiden, welche lehrt, wie man mittels des Kreuzes dem — goldnen Kalbe nachhängt! Ihr seid entlassen. Denkt daran, ich habe immer eine Galeere zu Eurer Abreise übrig und, mort de ma vie, ich liebe kurzes Wort und rasche Hand!"

Das Auge des Kardinals sprühte in höchstem Zorne und Haß, doch bewahrte er seine Ruhe. Er grüßte kurz mit der Hand und entfernte sich mit dem Bischof.

„Hochwürdigster Meister," sagte Villiers, „Ihr habt dem Kardinal da einen Handschuh hingeworfen! Er wird das nicht vergessen!"

„Ich hoffe, daß er es nicht vergessen wird! Rom soll nicht die Hand ausstrecken, um uns Dschem zu entwinden, denn das ist der Kern der ganzen Sache!"

„O gewiß und mir ahnt, daß man uns Dschem nicht lassen wird, sie werden es nur anders anfangen. Deshalb war ich gegen den ganzen Handel, weil ich einsah, wir würden nur den Plänen des Kardinal-Kollegiums in die Hand arbeiten und wenig Freude nach beiden Seiten davon haben!"

„Abwarten, Villiers. Ihr vergeßt, wie sehr das Kriegsglück hier ein gewichtig Wort spricht und sich die Gelegenheit für den Orden nicht zum zweiten Male finden dürfte, die Frage des Halbmonds für immer zu lösen. Besser ich habe harte Kämpfe zu bestehn auf meine alten Tage, und Alle, die nach mir regieren, leben in Frieden, als daß ich meine Tage in unthätiger Sicherheit verbringe, und Ihr hättet einen ewigen Kampf!"

„Gott lasse es gelingen, mein theurer Meister. Ich sehe wohl zu schwarz, es ist mein alter Fehler!" —

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 39. **Berlin, den 24. September 1862.** **Nr. 39.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. September 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sept. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. August 1862	44		
	Zugang pro August	7		
		51		
	Abgang	9		
	Bleibt Bestand	42	42	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. August 1862	58		
	Zugang pro August	23		
		81		
	Abgang	19		
	Bleibt Bestand	62	62	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. August 1862	12		
	Zugang pro August	11		
		23		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	18	18	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. August 1862	17		
	Zugang pro August	2		
		19		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	16	16	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. August 1862	13		
	Zugang pro August	5		
		18		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	12	12	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. August 1862	25		
	Zugang pro August	25		
		50		
	Abgang	18		
	Bleibt Bestand	32	32	30
7.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. August 1862	14		
	Zugang pro August	8		
		22		
	Abgang	13		
	Bleibt Bestand	9	9	50
8.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. August 1862	40		
	Zugang pro August	13		
		53		
	Abgang	11		
	Bleibt Bestand	42	42	50
	zu übertragen:	—	233	311

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Sept. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		233	311
9.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. August 1862	2		
	Zugang pro August	8		
		10		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	6	6	35
10.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1 August 1862	2		
	Zugang pro August	4		
		6		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	3	3	8
11.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. August 1862	1		
	Zugang pro August	7		
		8		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	3	3	8
12.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. August 1862	—		
	Zugang pro August	2		
		2		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	2	2	8
13.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. August 1862	1		
	Zugang pro August	2		
		3		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	2	2	8
14.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. August 1862	17		
	Zugang pro August	1		
		18		
	Abgang	—		
15.	Bleibt Bestand	18	18	18
	Altena:			
	Bestand am 1. August 1862	6		
	Zugang pro August	2		
		8		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	6	6	38
	Zusammen:	—	273	434
	Am 1. August 1862 waren vorhanden	—	252	434
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Septbr. 1862 vermehrt um	—	21	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro August 1862 beträgt 99, davon sind:

a) gestorben	. . . . .	1
b) geheilt entlassen	. . .	75
c) ungeheilt entlassen	. .	23
	wie vor	99.

Außer den vorgenannten 15 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

16) das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien, mit 45 Betten.

Bestand am 1. Juli 1862	. . . . .	20 Kranke.
Zugang pro Juli	. . . . .	26 "
		46 Kranke.
Davon sind: geheilt	. . . . .	16
gebessert	. . . . .	7
entlaufen	. . . . .	1
		24 . . . 24 "
Bleibt Bestand am 1. August		22 Kranke.

Von den 26 pro Juli Aufgenommenen war 1 Jude, die übrigen Christen verschiedener Secten; unter 9 Europäern, meist Italiener, auch 1 Schweizer und 1 Deutscher.

Die Gesammtzahl der seit dem 17. April c. aufgenommenen Kranken beträgt 72.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats Juli 135 Kranke neu in Behandlung getreten.

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke ward Amurad gemeldet, Villiers und die Andern verabschiedeten sich, als der Prinz eintrat.

„Du bist blaß und bewegt, junger Mann. Was hast Du?"

„Mein Vater hat mir das Haus des Bischofs und des Legaten Umgang mit scharfem Wort und ernster Drohung untersagt, Hoheit, und befohlen, ich solle mit keinem Christen umgehn, außer mit Dir!"

„Ich weiß es, Amurad, ich habe ihn vor dem Legaten gewarnt."

„Daß Du nicht möchtest, ich werde Christ, Meister, ist begreiflich. Du bist ein Staatsmann und erwägst, daß Amurad der Giaur — nicht Sultan des Orients sein kann. Ist mir Dein Umgang nicht aber ebenso gefährlich? Oder ist Dein Glaube ein andrer, besserer, als der des Legaten, daß ich mit Dir reden soll und Jenem nicht?" —

„Ich bin deines Vaters Freund, sein Schützer und Verbündeter. Er hat von der Redlichkeit des Ordens St. Johann Proben, von der Redlichkeit des Legaten und Bischofs aber keine, genügt Das?" —

„Nicht ganz. Jene Beiden sagen, sie seien Diener des Papstes, des Vaters aller Christen, und Du seist auch nicht mehr, als Sie. Wenn Du auch Herr von Rhodos bist, steht der Orden doch unter der Gewalt dieses Eures Papstes!"

„Das haben Dir diese Männer gesagt? — Nun wohl! Der Papst hat über uns Gewalt, wenn wir der Lehre Jesu zuwider handeln, ehrlos und befleckt leben, aber er hat nicht Gewalt, uns im Rechten zu hindern, unsren Plänen zu gebieten und nach den seinen einzurichten. Unser Orden ist so gut von Gott, wie der Nachfolger des Fischers von Galiläa. Es giebt eine Macht, in unsrem Orden, die über die des Papstes geht, eine Macht des Himmels, die er fühlt und — der er umsonst beizukommen trachtet."

„Und Ihr nennt Euch Beide Christen?" —

„Wir nennen uns so! Nennen sich nicht Dschem und auch — Bajesid gläubige Moslems und Herrscher? Giebt es nicht in allen Religionen unter allen Völkern Gute und Schlimme? Giebt es nicht Welche, die milde sind und meinen, es käme Gott mehr auf das Herz, als auf die Art an, in der man bete, indeß Andre ihre Mitmenschen verdammen und verfolgen? — Wie soll aber ehrlich Bündniß sein zwischen mir und deinem Vater, wenn nicht Jeder bei seiner Weise bleibt?"

„Du hast sehr Recht, Meister. Der Kardinal will mir nicht gefallen. Er redet zu süß, um nicht zu lügen. Eins aber möcht' ich von Dir wissen. Was treibt ihr Ritter Geheimnißvolles in dem seltsamen Hause dort auf dem Platze, daß ihr die Loge Johannis nennt, dessen Inneres aber Keiner bei Todesstrafe sehn darf, außer Euch?"

„Der Legat beargwöhnt unsre Loge? Nicht wahr?" —

„Er redete so und meinte an solcher Loge seien auch die Templer einst zu Grunde gegangen."

D'Aubusson richtete sich stolz hoch auf. Sein Auge flammte, sein weißes Lockenhaar bebte. „Willst Du mir auf Deines Weibes Ehre und Deines Vaters Leben Verschwiegenheit geloben?"

„Ich gelobe Dirs, Meister!" —

„Du fragtest vorhin, ob unser Glaube besser wäre, als der des Legaten, fragtest, ob wir Ritter gleich dem Legaten Knechte des Papstes wären. Dies Alles will ich Dir mit zwei Worten sagen. — Wer mehr weiß, kann mehr lehren! Ist es so?" —

„Gewiß!"

„Johannes der Täufer war der Jugendfreund, Johannes der Jüngere war der einzige Vertraute Jesu Christi, Petrus war — sein Schüler. Wer weiß mehr von ihm, wer kennt ihn besser, der innige Freund oder — der Lehrling?!"

„Der Freund!" —

„Gut, Amurad. Was die Freunde vom Heiland wußten, daß wird gelehrt in der Loge der Ritter! Was der Lehrling vom Meister wußte, lehrt man zu Rom. Dem Schüler des Herrn hängt alle Welt an, den Freunden des Herrn nur Wenige. Aber sei versichert mein Sohn, des Herrn sind wir doch Alle!" — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während, nach Dschems Eintreffen in Rhodos d'Aubusson bei dem Papst und den Fürsten des Abendlandes Schritte that, die Sache seines Schützlings und zugleich des Christenthums im Orient, die Wiedererlangung der heiligen Orte zu unterstützen, war Ali-Beg mit schnellem Schiffe nach Syrien und Suleiman-Bey nach Egypten geeilt. Sie ließen dort Dschems Aufruf an den Islam ertönen und sammelten die Kinder der Wüste und Gebirge um des vertriebnen Sultans Fahne. Sie hatten Glück. — Mit bedeutenden Streitkräften nahm Ali Damascus und Suleiman Cairo, Alexandria und das ganze Delta ein, verjagten die Paschahs Bajesids und hatten in kaum vier Wochen zwei Kriegsheere zusammengerafft, welche, wenn sie sich vereinten, fast allein der Macht Bajasids den Kopf bieten konnten. Die Sonne Dschems begann zu steigen. Jubel erfüllte seine Seele und der Danesch hätte

nicht wagen dürfen, das Märchen von der Zinnenkette aufzufrischen. —

In diesem Rausche des ersten Glücks bewies der Fürst seine Großmuth und Treue. Er überbrachte freiwillig und feierlich dem Großmeister und Convent eine Akte, die nicht allein den Friedensschluß des Sanin nun bestätigte, dem Orden die heiligen Stätten und Hospizien sicherte, sondern sie setzte auch fest: „daß so lange Dschem, sein Sohn, oder ein Glied seiner Familie das väterliche Reich beherrschen, würden jährlich 30000 Christensklaven frei sein, alle christlichen Schiffe, die unter der Ordensflagge, alle Pilger, Kaufleute und Reisende, die vom Orden empfohlen seien, sollten in alle Häfen seines Reichs zugelassen werden, ihr Gewerbe, ihren Besitz, Lebensweise und Gottesdienst betreiben und bei Verbrechen allein dem Ordensgericht unterworfen sein."*) Dieser Akt der Freundschaft, welcher den Boden aller erneuten Hoffnungen des Ordens bilden mußte, ward von demselben mit größester Freude angenommen, und bereits wurden Rüstungen begonnen und Responsionen beigetrieben, um auch die Kräfte des Ordens in geeigneter Stunde an die Ausführung setzen zu können. — (Fortsetzung folgt.)

Gustav Werner.**)

(Aus den Blättern für das Armenwesen. Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg.)

Im Jahre 1837 wirkte zu Walddorf, OA. Tübingen, ein damals 29jähriger Pfarrvikar mit feuereifriger Liebesthätigkeit zum Wohl der Gemeinde. Er gründete u. A. eine Kleinkinder- und Arbeitsschule aus freiwilligen Beiträgen, welche, durch seine hinreißende Beredtsamkeit begeistert, Gemeindegenossen und auswärts Wohnende freudig ihm darreichten. Unter solchen Erfahrungen wurde der Gedanke, eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu gründen, immer lebhafter in Gustav Werner — das ist unser Vicar. Als nun in Walddorf eine arme Mutter von 9 Kindern wegstarb, ließ es ihm keine Ruhe mehr. Er übernahm eines der Verwaisten, das vier Jahr alt war, zur Erziehung. Die Arbeitslehrerin, bis dahin nur mit der Nadel vertraut, erklärte sich bereit, ihm und dem Kinde eignen Haushalt zu führen. Das ist der Senfkornanfang einer wunderbar großartigen Wirksamkeit. Die Haushälterin schaffte sich bald so tüchtig hinein, daß Werner Muth gewann, nach und nach, aber doch schon im Jahre 1838, zehn Kinder anzunehmen. Er wurde so reichlich, namentlich von seinen Gemeindegenossen, unterstützt, daß er eine Stube, eine Kammer und eine Küche als zweiten Stock auf das Gemeindebackhaus erbauen konnte. So eng die Räume, so dürftig alle Einrichtungen waren — er fühlte sich überglücklich. Ihm dünkte des Raumes genug und diese Wohnung ihm eine süße Heimath zu sein. Mehrere Gründe bewogen ihn indessen, sein Vicariat in Walddorf abzugeben und nach Reutlingen seinen Wohnsitz zu verlegen. Den 14. Februar 1840 zog er mit seinen 10 Kindern und der Haushälterin in Reutlingen ein, versehen nur mit nothdürftigstem Hausrathe, mit Lebensmitteln höchstens für einen Monat, all sein Geld im Westentäschchen bei sich tragend. Jetzt noch sagt er mit Lächeln: „Wenn die Reutlinger gewußt hätten, was für ein bettelarmer Mann zu ihnen käme, sie hätten mich nicht hereingelassen." Er miethete eine größere Wohnung mit dem Vorsatze, seine Anstalt weiter auszudehnen, zugleich aber fest entschlossen, die Zahl der Kinder nicht über 40 steigen zu lassen. Da wir von unsern Rettungsanstalten her wissen, was es heißt und braucht, 30 — 40 Kinder zu erziehen, so werden wir vorläufig das Vorhaben, allenfalls bis auf die Zahl von 40 zu steigen, kühn genug finden. Jetzt galt's zweierlei: die Kinder mußten darauf arbeiten, und Werner, ohne den Rücken einer Pfarrgemeinde, mußte durch freie religiöse Vorträge eine Gemeinde der Liebe sich schaffen. Die Kinder arbeiteten drauf los. Da in Reutlingen die Stickerei lebhaft betrieben wurde, so ließ ihr Vater sie schnell in diesem Industriezweig unterrichten. Die Haushälterin führte die Haushaltung sehr treu und sehr sparsam. Nach einem Vierteljahr konnte schon eine Kuh angeschafft werden. „Noch, so erzählt er 20 Jahr später, noch fühle ich die Freude, mit der wir die Kuh begrüßten, wir glaubten nun gegen allen Mangel gesichert zu sein und jubelten fröhlich: „Eine Kuh deckt alle Armuth zu." Aber auch an begeisterter und begeisternder Verkündigung des Evangeliums der Liebe, das ihm im Herzen brannte, ließ Werner es nicht fehlen. Seine sonntäglichen Vorträge regten eine Anzahl von Jungfrauen in Reutlingen an, einen Verein zu bilden, dessen Mitglieder einige Stunden in der Woche für die Anstalt arbeiteten. Der Erlös aus ihren Arbeiten machte es möglich, eine zweite Kuh anzuschaffen und einige Grundstücke zu pachten. Mit dieser kleinen Landwirthschaft beschäftigte er vorzugsweise seine angenommenen Knaben. Bald fühlten sich — und wer Werner predigen hört und wirken sieht, wird dies vollständig begreifen, — einige seiner Jungfrauen gedrungen, in die Anstalt förmlich einzutreten und ihr all' ihre Kräfte zu widmen. So wurde möglich, mehrere Kinder aufzunehmen und durch ihre rege Thätigkeit mehr Mittel zu ihrer Erhaltung zu gewinnen. Die Stickerei wurde als förmlicher Erwerbs- und Handelszweig in immer größerem Maßstabe betrieben und damit ein schöner Verdienst erzielt. Die Erfahrung führte nach und nach Wernern zu dem leitenden Grundsatze, daß Rettungsanstalten sich selbst erhalten müssen.

Mit dem Segen, den seine Verkündigung des Evangeliums stiftete, wuchs Werner's Kraft und Muth, mit solcher Verkündigung hinauszutreten in weitere Kreise. In den umliegenden Ortschaften, wo man ihn zu hören begehrte, und von wo sonst bald mehr Aufforderungen an ihn ergingen, fing er an Vorträge zu halten. Ohne bestimmt und wiederholt gestelltes Begehren that er es nirgends. Es gab ein Aufsehen. Die Pfarrer beklagten sich über den Eindringling in ihre Gemeinden, der in Stuben, oder in Scheunen, oder unter freiem Himmel den Leuten predigte und eine nicht geringe Bewegung im Volke hervorrief, deren Ende und Ziel nicht abzusehen war.

*) Laut Ordens-Akten, vide: Rottiérs Monument de Rhodos. Seite 88, Anmerkung. — Ferner Winterfeld Ordensgeschichte S. 254.

**) Dieser vom Diakonus Hirzel in Zürich herrührende und zuerst in der Neuen Züricher Zeitung veröffentliche Aufsatz giebt eine Entwickelungsgeschichte der ebenso aufopfernden und unermüdlichen als erfolgreichen Wirksamkeit des bekannten Armenfreundes von den ersten Anfängen an bis zur Gegenwart.

Das königl. evangel. Consistorium verlangte von dem seltsamen Kandidaten eine unumwundene Erklärung über das Verhältniß zur Landeskirche. Sie fiel dahin aus, daß in Johanneischer Richtung auf lebendiges und thätiges Christenthum hinzuwirken, seine Lebensaufgabe sei, und daß er dabei seine Stellung zur evangelischen Kirche unverändert als dieselbe fühle, die sie gewesen sei zu der Zeit, da er ein geistliches Amt in ihr begleitet habe. Das Consistorium zeigte mit anerkennenswerther Milde sich hierdurch befriedigt, und ohne Zweifel, um den anschwellenden Bach in ein geregeltes Bett zu leiten, verfügte es, daß es dem Kirchenconvente jeder Gemeinde überlassen bleiben solle, darüber zu entscheiden, ob Werner in der Kirche des Orts predigen dürfe oder nicht. Dieser Erlaß fällt in's Jahr 1841. Es war eben zu jener Zeit, daß Schreiber dieses einem seiner Vorträge beiwohnte. Ueber einen Johanneischen Text predigt er Johanneisch innig, glühend, milde, klar, ohne sektirerische Schwärmerei, unmittelbar und mächtig erbauend, auch mit den äußern rhetorischen Mitteln einer klangvoll weichen Stimme und imponirenden Gestalt wohl ausgestattet.

Achtzehn Jahre später fanden wir ihn bedeutend zusammengearbeiteter und straffer, innerlich und äußerlich knochiger. Im Laufe der vierziger Jahre bildete sich für Werner ein Hörerkreis in mehr denn 100 zum Theil weit von einander entlegenen Orten, die er theils regelmäßig je in vier oder acht Wochen, theils in längeren Zwischenräumen besuchte. Man nannte ihn einfach den „Reiseprediger." Der bekannte Wichern hat ohne Zweifel das Institut und den Namen der „Reisepredigt" mit von der Werner'schen Reisepredigt hergenommen. In thätigster Ausnutzung der Zeit (er gönnte sich von jeher nur höchstens vier Stunden Schlafes in der Nacht und hält an Reise- und Predigt-Strapazen das Unbegreifliche aus) widmet er die kleinere Hälfte der Woche stets der Reisepredigt und die größere der Mutteranstalt zu Reutlingen, auf die wir jetzt wieder zurückkommen.

Im Jahre 1842 konnte Werner, da ihm einige Darlehen angeboten wurden, ein eigenes Haus für seine Anstalt kaufen und damit vollends festen Boden für seine Wirksamkeit gewinnen.

Vom Vorsatz, bloß vierzig Kinder aufzunehmen, ging er jetzt ab. Das eigene Haus wurde nach und nach um ein starkes Drittheil vergrößert, eine Scheune gebaut, der Viehstand bis zu 20 Stücken, die Aecker bis auf 30 Morgen vermehrt. Die Mittel hierzu wurden theils durch Arbeiten erworben, theils durch Anlehen aufgebracht. Die Zahl der Kinder stieg nach und nach auf achtzig.

Es waren im Laufe mehrerer Jahre gegen zwölf Jungfrauen in die Anstalt eingetreten, die mit voller Aufopferung und Treue sich theils der Pflege und Erziehung der Kinder, theils verdienstgebenden Arbeiten widmeten. Da die Anstalt bis dorthin keine patentirten Lehrer, somit auch keine eigene Schule besaß, einer solchen aber immer dringender bedurfte, so suchte Werner einige der Jungfrauen für den Unterricht zu gewinnen und zu bilden, überzeugt, daß derselbe namentlich für die jüngeren Kinder mindestens eben so gut von Frauen als von Männern gegeben werde. Auch dies für Württemberg, wo man durchweg nur Lehrer und durchaus keine Lehrerinnen für die Volksschule kennt, ganz Neue, gelang. Einige der Jungfrauen wurden als Lehrerinnen gebildet, geprüft und vom Consistorium zum Unterrichten ermächtigt. Jetzt konnte Werner eine eigene Anstaltsschule errichten. Seit dieser Zeit besorgten Jungfrauen den Unterricht der Anstaltskinder bis zum zehnten Jahre und dies fortwährend mit dem besten Erfolge.

Endlich schlossen sich auch männliche Personen, meist jüngere, an Werner an, von ihm zu gleichem Verlangen begeistert, ihre Kräfte ganz dem Dienste der Armuth zu widmen.

So verstärkte sich sein Kreis schon innerhalb der vierziger Jahre auf hundert, theils gepflegte, theils pflegende Personen. Das war das erste Jahrzehend und zugleich der erste Abschnitt der Wirksamkeit des Armenfreundes und Reisepredigers.

Da kam das Jahr 1848 mit seinen nicht nur politischen, sondern auch socialen Bewegungen. Neue weitgehende Gedanken erschlossen sich Wernern. Es begann mit dem zweiten Jahrzehend auch ein zweiter, bedeutungsvoller Abschnitt seiner Wirksamkeit. —

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Auf die Anfrage von L. Clericus in Nr. 25 des Wochenblattes der Johanniter-Ordens-Balley erlaube ich mir zu bemerken, daß das Kreuz im Siegel des hochw. Domcapitels zu Brandenburg mit dem Johanniter-Kreuze, trotz der acht Spitzen, nichts zu thun hat, und daß die Conjectur nicht begründet ist. Das Kreuz ist vielmehr nichts weiter als das Brandenburgische Stiftskreuz, welches Friedrich der Große im April des Jahres 1755 (daraus erklärt sich die Beibehaltung der Jahrzahl) dem hochw. Domcapitel verliehen hat. Dieses Stifts-, Gnaden- und Capitel-Kreuz, alle drei Bezeichnungen kommen vor, ist von Golde, violet emaillirt und in acht Spitzen auslaufend in der Form des Johanniter-Kreuzes, es ist mit dem Königl. Namenszug, dem Stiftswappen, Adlern und Krone geschmückt und wird an einem violet gewässerten Bande mit quittefarbenen Borden getragen. Es ist erklärlich, daß man seit dieser Verleihung das achtspitzige rothe Kreuz in das Siegel des Stiftes aufgenommen hat. Auch das hochwürdige Capitel der hohen Stiftskirche zu Havelberg empfing von dem großen Könige 1755, im Juli, ein solches Gnadenkreuz, es hat ebenfalls acht Spitzen, ist von Gold und Purpur emaillirt und wird an einem weißen Bande mit Purpur-Borden getragen. Es ist noch zu bemerken, daß, ganz wie das Johanniter-Kreuz, auch diese Gnadenkreuze auf den Rock genäht getragen wurden, was, so viel wir wissen, jetzt nicht mehr geschieht. Uebrigens kommt die Form des Johanniter-Kreuzes mit seinen acht Spitzen noch in mehreren andern Decorationen vor. G. Hesekiel.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 40. **Berlin, den 1. October 1862.** **Nr. 40.**

Seine Majestät der König haben Allergnädigst geruht:

Den Major a. D. Reinhold von Arnim, zu Tolksdorf bei Rastenburg,

" Premier-Lieutenant a. D. und Rittergutsbesitzer von Collrepp, auf Pottlitten bei Heiligenbeil,

" Rittmeister a. D. Herrmann von Quast, auf Garz bei Wusterhausen a. d. Dosse,

" Staats- und Justiz-Minister Grafen und Edlen Herrn zur Lippe-Weißenfeld,

" Rittergutsbesitzer Edlen Herrn zu Puttlitz, auf auf Laske bei Perleberg,

" Major im Brandenburgischen Husaren-Regiment (Zietensche Husaren) Nr. 3 Freiherrn von der Horst,

" Rittmeister und Führer des 2. Aufgebots, 3. Bataillons 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments Burggrafen und Grafen zu Dohna, auf Ober-Wellersdorf bei Sorau,

" Ritterschafts-Rath und Stifts-Vorsteher von Rohr genannt von Wahlen-Juergaß, auf Meyenburg in der Priegnitz,

" Hauptmann a. D. und Rittergutsbesitzer v. Kriegsheim, auf Barsikow bei Neustadt a. d. Dosse,

" Major a. D. Freiherrn von Bonseri-Saarow, zu Berlin,

" Legations-Secretair bei der Gesandtschaft in Rom Alexander Grafen zu Lynar,

" Rittergutsbesitzer von Somnitz, auf Chabrow, Kreis Lauenburg,

" General-Major und Kommandeur der 24. Infanterie-Brigade von Othegraven,

" Landrath des Kreises Schweidnitz von Gellhorn, auf Jacobsdorf bei Schweidnitz,

" Polizei-Präsidenten von Bernuth zu Berlin,

" Hauptmann und Kompagnie-Chef im 2. Schlesischen Grenadier-Regiment Nr. 11 von Rosenberg-Lipinsky,

" Landrath des Kreises Falkenberg Freiherrn von Koppy, auf Jacobsdorf bei Falkenberg,

" Hauptmann und Artillerie-Offizier vom Platz von Schweinichen, zu Cosel,

Den Oberst und Brigadier der 5. Gendarmerie-Brigade von Panwitz,

" Landschaftsrath von Sander, auf Charczice bei Zirke,

" Major im 2. Magdeburgischen Infanterie-Regiment Nr. 27, von Sydow,

" Landrath des Kreises Calbe Freiherrn von Steinäcker, auf Brumby bei Calbe,

" Premier-Lieutenant à la Suite des Garde-Kürassier-Regiments und Majoratsbesitzer Friedrich Grafen von der Schulenburg, auf Burgscheidungen Kreis Querfurt,

" Rittergutsbesitzer von Bülow, auf Beiernaumburg, Kreis Sangerhausen,

" Landrath des Kreises Delitzsch von Rauchhaupt, auf Storckwitz bei Delitzsch,

" Rittergutsbesitzer Alexander Graf von Wartensleben, auf Rogäsen bei Brandenburg a. d. Havel,

" Rittergutsbesitzer Rudolph von Katte, auf Neuenklitsche bei Genthin,

" Fürstlich Lippeschen Hofjägermeister Franz von Donop, zu Detmold,

" Ober-Regierungsrath Freiherrn von Nordenflycht, zu Arnsberg,

" General-Major und Kommandeur der 25. Infanterie-Brigade von Natzmer,

" Hauptmann im 8. Westphälischen Infanterie-Regiment Nr. 57 von Schack,

" Major und Bataillons-Kommandeur im 6. Rheinischen Infanterie-Regiment Nr. 68 von Kühn,

" Rittmeister a. D. Freiherrn von Woellwarth, zu Mannheim,

" Königlich Württembergischen Kammerherrn Freiherrn von Tessin, auf Hochdorf bei Vaihingen im Königreich Württemberg,

" Grafen Ernst zu Solms-Laubach, zu Berlin,

" Kaiserlich Oesterreichischen Rittmeister im 9. Ulanen-Regiment Arthur Freiherrn von Bülow,

" gewesenen Obergespann des Lyptauer Comitats, Districtual-Inspector der evangelischen Kirchen und Schulen Ungarns diesseits der Donau Martin von Szent-Iványi, auf Szent-Iványi bei Liptau,

Den Kaiserlich Russischen Rittmeister a. D. Grafen Theodor von Medem, zu Mitau in Kurland,
- Erbherrn der Ilsenburgschen Güter Victor Freiherrn von Rutenberg, zu Mitau,
- Grafen Friedrich von Rechteren-Limpurg, auf Schloß Almelo, Provinz Oberyssel, im Königreich der Niederlande,
- Großherzoglich Sächsischen Oberst-Lieutenant a. D. und Kammerherrn Freiherrn von Donop zu Weimar,

nach Prüfung derselben durch das Kapitel und auf Vorschlag des Durchlauchtigsten Herrenmeisters, Prinzen Carl von Preußen, Königliche Hoheit, zu Ehrenrittern des Johanniter-Ordens zu ernennen.

Hans Joachim von Zieten,

geb. den 18. Mai 1699, gest. den 26. Januar 1786.

In einigen Monaten feiern wir die Säcular-Erinnerung des Hubertsburger Friedens.

Friedrich der Einzige und sein königlicher Nachfolger errichteten dankbar und ehrend den verdienstvollsten der Paladine der siebenjährigen Kriegszeit auf dem Wilhelms-Platz zu Berlin Marmorstatuen. Sie wurden im Lauf der Zeit schadhaft wohl, doch niemals von Bosheit oder Uebermuth angetastet, denn unauslöschlich überträgt sich von Geschlecht zu Geschlecht die Hochachtung der „für Vaterland und Ruhm" so hochverdienten Männer. Zwei dieser Standbilder contrastirten mit dem Kunstgeschmack der Neuzeit.

Die Hauptstadt Preußens tritt gegenwärtig eine Erbschaft an, indem an die Stelle der marmornen: bronzene Figuren aufgestellt werden, welche Seine Majestät der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. anzufertigen befahl. Am 15. Februar 1863 wird man voraussichtlich diese Heroengestalten mit Lorbeeren und Palmen schmücken.

Die Gesammtheit dieser äußern Ehrenbezeugungen legt es nahe, uns zu vergegenwärtigen, warum und in welcher Weise man Jedem dieser Helden augenfällig und dauernd Ehrfurcht schuldet.

Es sei hier einer Derselben gewählt, der Held und Christ Zieten. Eine Charakterskizze von ihm möge in diesen Blättern eine Stätte finden.

Er steht obenan in der Reihe Jener, welche die preußischen Waffen glorificirten, dem Thron des Größesten aller Könige nahe standen und das verflossene Jahrhundert verherrlichten. Grade ihn zierte in hohem Maße edle Bescheidenheit. Er war ein seltner, ein wahrhaft großer Mann, welcher die Tugend ihrer selbst willen liebte. Sein ganzes Leben ist ein fortwährendes Streben nach prunkloser Redlichkeit. Sein Eifer für das Gute bethätigt sich mit eisernem Beharren. Alles was er sein nannte, verdankte er nächst Gott und dem König eignen Mühen.

Zietens Eltern waren nachgiebigen Sinnes. Er empfand es, daß sie Unrecht duldeten. Leicht erregbarer Gemüthsart, erfüllt von wahrem Ehrgeiz, prägte sich bei ihm, schärfer als unter andern Umständen, ein lebendiges Rechtsgefühl aus. Er will nicht Unrecht thun, aber auch nicht Unrecht leiden. (Seine Duelle hatte er nur mit unmittelbaren Vorgesetzten.)

Zietens Vater bezog nur ½ der Erträgnisse der Wustrauer Feldmark und wurde unaufhörlich von den Nachbarn bedrängt. Dem jungen Hans Joachim konnte daher nicht eine standesgemäße Erziehung zugewendet werden. Er war und blieb wie das gediegene Gold, das offen in der Hand der Natur liegt und keiner Veredlung bedarf. Statt der Bequemlichkeiten des Lebens wurde ihm die Strenge alter Sitten bekannt, statt charakterloser Abgeschliffenheit eignete er sich biedre Rauhheit an. Ein kühner Trotz war das Resultat der seine Jugend umgebenden Verhältnisse und der ihm innewohnenden natürlichen Anlagen. Die Conflicte mit Schwerin, Winterfeld, ja sogar mit seinem gnädigen König sind Folgen dieser Charaktereigenthümlichkeit, welche erst im sechzigsten Jahre gänzlich ausgetilgt worden zu sein scheint durch die dem betagten General sichtlich zu eigene, sanftmüthige Seelenruhe. Hatte er früher Achtung beansprucht und eingeflößt, so war es fortan Liebe, die er sich erwarb. Nach der Liegnitzer Schlacht söhnte sich der Monarch mit ihm herzlich aus; es wurde von diesem Moment an Zieten mehr als königliche Huld gewährt: treue, kameradschaftliche Freundschaft des Kriegsherrn.

Nach der Schlacht von Torgau legte die gesammte Armee ihrem Husaren-Nestor den Ehrentitel „Vater" bei.

In Glück und Unglück, von Anfang bis zu Ende bleibt Zieten das Muster von Gradsinn und Uneigennützigkeit. Seine herzinnige Frömmigkeit ist über alles Lob erhaben. Die Eiche, zu deren Füßen er als Lieutenant und Rittmeister in seiner Garnison Beelitz das Morgengebet abzuhalten pflegte, hat man ihm zu Ehren „Zieten-Eiche" genannt.

Unter Zietens militairischen Vorzügen ist bemerkenswerth seine wortsparende und dabei doch gehaltvolle Rede. Im Kriege für den Krieg gebildet, sind seine Anordnungen stets kurz und klar gewesen.

Mit Bewunderung nannte Europa den Namen dieses stets so einfachen Mannes, der bei ruhmreicher Rückkehr von ewig denkwürdigen Thaten weit entfernt ist, den Beifall der Menge zu erwarten.

Für alle Zeiten wird Hans Joachim von Zieten ein großes Vorbild sein, wegen der Zartheit seines Gefühls und der Festigkeit seines Charakters. Große Männer einer vergangenen Zeit sind wie die erwärmenden Lichtstrahlen, welche aus der Ferne zu uns hinuntertragen fruchtbringende Kraft für den Dienst der Wahrheit.

Gr. zur Lippe Weißenfeld.

Gustav Werner.

(Aus den Blättern für das Armenwesen. Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg.)

(Fortsetzung folgt.)

Die aus einer zehnjährigen Praxis geschöpfte Summe von Erkenntniß, gleichsam das theoretische Facit all' seines Thuns während des ersten von uns bisher betrachteten Abschnittes seiner Wirksamkeit, spricht Werner (in seinen Sendbriefen, denen nebst eigener persönlicher Anschauung diese Skizze enthoben ist) sehr klar in folgenden Worten aus: „Ich lernte die Kräfte kennen, welche im Menschen

und namentlich im Weibe für die Ausübung der Nächstenliebe verborgen liegen, ein reiches Pfund, das die katholische Kirche trefflich zu nützen weiß, während es die unsere fast ganz brach liegen läßt. Es wurde mir klar, welch' ein richtiger Gedanke der Stiftung von Klöstern zu Grunde liegt, und daß unsere Kirche ähnliche, ihrem Geiste entsprechende Anstalten zu ihrer Belebung und Bethätigung ihrer Grundsätze erhalten müsse. Um den Liebesdienst an den Armen recht besorgen zu können, so daß der Nächste geliebt wird, wie wir selbst, müssen Personen ihn verwalten, die sich ihm mit ungetheilter Hingabe widmen. Diese Hingabe muß in voller Freiheit geschehen und bleiben, fern vom Zwang der katholischen Klöster, und muß stets zum Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit: Nutzleistungen für das Wohl der Menschen haben. Hierdurch werden die Gefahren abgewendet, die dem klösterlichen Berufe drohen, und Brennpunkte gebildet, in welchen das heilige Feuer geweckt und erhalten wird."

Die mehr der äußern Form als dem innern Gehalte nach etwas mystische, in typisch-allegorischer Anwendung des alten und neuen Testaments gern sich bewegende Darstellungsweise Werners tritt klar hervor, wenn er weiter sagt: „In solchen Anstalten muß der Levitenstamm des alten Bundes, der kein Land besaß und des Herrn Eigenthum war, und dessen Dienst wieder dargestellt werden, dieses Salz und dieser Sauerteig des Volkes Gottes. Für diesen Dienst der Liebe ist hauptsächlich das Weib berufen, das in der protestantischen Kirche seine volle Geltung noch nicht errungen hat, und so oft müßig und verachtet am Markte steht. So wurde mir im Laufe meines Wirkens ein Gedanke um den andern klar. Ich sah im Geiste, welch' großes Heil die Verwirklichung dieser Gedanken der Menschheit schaffen würde, und daß es nichts anders bedürfe, als daß das Wort Fleisch (die Wahrheit der Liebe aber Wirklichkeit) werde, um seine Herrlichkeit, seine erlösende, heilende und beseligende Kraft zu schauen."

Zu diesen Momenten fügten nun die socialen Erlebnisse des Jahres 1848 in Werners Geiste ein scheinbar neues, aber aus seinem übrigen Wesen von selbst sich Ergebendes hinzu: In der Fabrik-Industrie, wie sie immer großartigere, den Einzelnen erdrückende Verhältnisse annimmt, sah er einerseits die größte Gefahr für die Gesellschaft, andrerseits aber auch grade das Heilmittel verborgen für der Gesellschaft kranke, bedrohliche Verhältnisse. Reinstes, thatkräftiges, allbeherrschendes Christenthum und Fabrik-Industrie so in Eines zusammen zu gießen, das Eines das Andere kräftigt, indem das Grundprincip der Industrie, die Theilung der Arbeit, jedem Menschen die Verwendung seiner großen oder kleinen Kraft ermöglicht und ihm zu einer Menschen- und Christenwürdigen Existenz verhilft, und andererseits das Christenthum die in Theilung der Arbeit sich Entfremdenden und Gegenübertretenden vor Eigenmächtigkeit und Spaltung bewahrt, sie in der Ordnung und in der Treue erhält und aus vielen Gliedern Einen vom Geiste der Liebe beseelten und geheiligten Leib bildet — so eine an sich selbst durch und durch christliche Industrie und industriös christliche Genossenschaft zu schaffen; dieser Gedanke gewann in Werners Geist durch viele Gährungen hindurch mehr und mehr Consistenz.

Eine Fabrik, in welcher „Christus der König ist," d. h. in welcher christliche Liebe und Treue Alles beseelt und vereinigt — es ist in der That ein kühner, origineller Gedanke. Die Menge der Leute wird immer seiner spotten! Ihn zu verwirklichen, trieb es Wernern um so eher, als er wünschen mußte, theils überhaupt die ökonomischen Mittel für seine Anstalt zu mehren, theils insbesondere die nunmehr allmälig herangewachsen, bis dahin geretteten, aber dann in der Welt draußen so leicht wieder rückfälligen jungen Leute grade über die kritischste Zeit ihres Lebens unter seiner Obsorge und Leitung zu behalten. Der Gedanke ward That. Am Pfingstdienstage 1850 kaufte er um die Summe von 40,000 Fl. die Papierfabrik in Reutlingen, die schon seit mehreren Jahren leer stand, an der zwei frühere Besitzer ökonomisch zu Grunde gegangen und die vom Letzteren derselben hatte angezündet werden wollen.

Dieser Kauf war in den Augen der Leute ein Narrenstück, sintemalen Werner weder Kenntnisse noch Vermögen besaß und das Werk überdies in so verkommenem Zustande sich befand, daß seine Herstellung eine eben so große Summe als der Ankauf in Anspruch nahm. Die Vermehrung der Wasser- und Triebkraft durch Einsetzung einer Turbine und alle übrigen Einrichtungen kosteten unendlich viel Sorgen, Mühe und Angst. Es war das schwerste Jahr, das Werner erlebte; manches theure Lehrgeld mußte bezahlt werden. Der Glaube und die Treue halfen durch. Am 7. Mai 1851 kam die Fabrik unter feierlicher Einweihung in Gang und lieferte das erste, freilich noch sehr geringe Papier. Ihm und den Seinigen aber war's doch so unaussprechlich freudig zu Muthe, als ob unter tausend Aengsten und Schmerzen ein Kind geboren wäre, ein schwaches und doch lebenskräftiges. Und das Kind ist allerdings seither sehr gut gediehen. Die Die Fabrik wurde bald um ein Beiwerk mit drei Holländern, eine Viertelstunde von Reutlingen entfernt, vergrößert. Das Geschäft gestaltete sich in jeder Beziehung gut. Und seine Christlichkeit? — Sie liegt einmal darin, daß die Anstaltsgenossen dasselbe betreiben ohne jeglichen andern Lohn, als daß sie alle zusammen wie eine große Familie ihren Lebensunterhalt verdienen. Der überschüssige Ertrag wird rein verwendet auf Gründung und Mehrung weiterer Rettungsanstalten. Und ferner liegt die Christlichkeit darin, daß die Arbeit selbst als Mittel der Besserung und Rettung benutzt wird. Auf dem Lumpenboden z. B., wo die schmutzige Arbeit des Sortirens und Zerkleinerns der Lumpen vollzogen wird, hatte Werner sechszig Mädchen zu beschäftigen. Dieser Arbeit aber unterzogen sich dort nur ärmste und oft auch leichtfertige Mädchen, daher er sie durch bezahlte Arbeiterinnen mußte und nicht durch Anstaltsgenossen konnte verrichten lassen. Er redete mehrmals seinen Anstaltsmädchen zu, daß sie sich diesem Geschäft doch möchten unterziehen. Endlich zeigte sich eine der Jungfrauen zu diesem Dienst der Liebe und Entsagung bereit; nach einem vollen Jahre folgten andere nach. Der gute Einfluß zeigte sich bald. „Mit wahrer Befriedigung," berichtet er, „betrete ich nun diesen Saal mit seinen siebenzig Arbeiterinnen, von wel-

chen fünfzig ganz meiner Anstalt einverleibt sind, die draußen an Leib und Seele verkommen wären, nun aber, wenn auch nicht Alle bekehrt, doch vor der Sünde verwahrt sind, Ordnung und Arbeit lernen, auch in häuslichen Arbeiten, Nähen und Stricken unterrichtet werden und zum Theil schon recht nützliche Dienste leisten." Den gleichen Umschwung erfuhr er im Papiersaal, wo — zwar von wenigeren Arbeitern — die Bogen verlesen und gezählt werden; und so führte ihn die Erfahrung zu der Ueberzeugung: „Wie in den Fabriken durch das Zusammenleben Vieler das Böse sich rascher und verderblicher entwickelt und in weite Kreise hin ansteckend wirkt, so kann in ihnen das Christenthum, wenn es einmal die Obmacht errungen hat, sich herrlicher entfalten als sonst wo, und in weite Kreise seinen Segen, seinen veredelnden Einfluß tragen. So werden diese Stätten vielfachen Verderbens, in Stätten vielfachen Segens umgewandelt, zu Lichtpunkten werden, wie die alten Klöster, von welchen Gesittung, Bildung, Liebe, Gerechtigkeit und eine allseitige Tüchtigkeit und Fertigkeit sich veredelnd und segnend in die Wüsten der menschlichen Gesellschaft ausbreitete. — Solche Aussichten und Hoffnungen versüßten mir und den Meinigen manch' heiße Arbeit, manch' schweren Kampf."

(Fortsetzung folgt.)

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Leider war dieser fröhliche Sonnenschein des Glücks nur von kurzer Dauer, ein strahlend Licht vor Beginn der Finsterniß. — Die Nachricht, Dschem sei in der Obhut des Ordens, Bajesids Herrschaft wanke bereits in Syrien und Egypten, rüttelte das ganze Abend- und Morgenland wach. Der entsetzte Bajesid, obwohl energisch abgewiesen, wiederholte immer eifriger seine Bitten und Vorschläge, um den Orden zu begütigen, ja überbot noch weit die Bedingungen Dschems. Der Orden blieb taub gegen Alles. — Da wendete sich Bajesid mit Geschenken und Versprechungen an den Papst und — es glückte ihm besser! Die Kardinäle waren für seine Zechinen und edlen Steine nicht unempfindlich. Der Papst Sixtus IV.*) gab dem Orden sehr unklaren, zögernden Bescheid, weil er ihm gern die Sache aus der Hand gespielt hätte, die abendländischen Fürsten aber, Frankreich, Ungarn und Spanien zumal, welche auf den Orden neidisch waren, versagten direkt ihre Hülfe und wollten mit Dschem selber unterhandeln. Darüber ward viel Zeit vertrödelt. Wohl hielten sich Ali-Beg und Suleiman tapfer, die Rodiser sperrten mit der Flotte Bajesid den Zugang zur See, aber die Erhebung für Dschem zog sich nicht nach Karamanien und in die europäische Türkei hinein, die tartarischen Stämme hielten zu Bajesid und ihre Priester donnerten gegen den Prätendenten, der seinen Glauben verleugnet, sich den Christen ergeben habe!

Der Ausspruch Villiers de l'Isle Adams, daß Halbmond und Kreuz unverträglich seien, bewies immer schneidender, greller seine Richtigkeit. Dazu kamen unaufhörliche Mordanfälle auf des Sultans Person und Amurad, von geheimen Sendlingen Bajesids unternommen.*)

Dschem war mit seiner Kraft und Geduld zu Ende. Grenzenlose Muthlosigkeit und Verzweifelung bemächtigten sich seiner und machten ihn schlimmen Einwirkungen immer zugänglicher. Was Wunder, daß Dschems Glauben an die Kraft des Ordens sank, er in dem Argwohn, er sei nur ein Werkzeug der Ritter, verstärkt wurde? — D'Aubusson bemerkte sehr wohl die Veränderung in Dschems Benehmen und sah voraus, wie von äußeren Einflüssen Alles darauf angelegt wurde, dem Sultan Rhodus verhaßt zu machen. Der ritterliche Greis, dessen Leben nur ein strahlendes Beispiel christlicher Tapferkeit, reinsten Strebens war, der allgemeiner Achtung und des stillen Neides aller andren Souveraine genoß, war tief ins Herz hinein über die abschlägliche Antwort der Kabinette und das gänzliche Mißlingen seiner Hoffnungen verwundet. Auf eigne Hand konnte er den Kriegszug nicht beginnen, denn das hieß, die gesammten Kräfte des Ordens auf einen zweifelhaften Wurf setzen. Zwischen dem Meister und Dschem lag jetzt eine Kälte und Spannung, ein tiefes Mißtrauen, daß nun auch in d'Aubusson erwachte. Der Verdacht, Dschem werde nun den Vertrag umgehen, um nicht alle Aussicht auf den Thron zu verlieren, lag zu nahe. Der Einzige, welcher noch vermittelnd auftrat, war Amurad. Den Thagi hatte Dschem mit Genehmigung des Ordens nebst Duban und dessen Leuten nach dem Orient gesendet, daß unter seinem Oberbefehl Alis und Suleimans Völker sich vereinen und in Karamanien einbrechen sollten. So der Nähe seines Bezirs beraubt, sich vor der Familie immer mehr abschließend, vergrillt und ruhelos, gerieth Dschem täglich mehr in die Hände Hamed-Danesch, des Medschnun, welcher ihn überredete, seinen Eid zu umgehen, da der Orden ihm doch nicht zu seinem Reiche verhelfen könne. — So knüpfte der Medschnun denn in Dschems Namen Unterhandlungen mit den geheimen Sendlingen Frankreichs, Spaniens und Ungarns an, und der Kardinal-Legat empfing des Nachts den tollen Moslem in seinem Hause. Der Orden ward also von allen Parteien betrogen. — Diese Schritte blieben Dschems Familie lange verborgen, nicht so d'Aubusson. Er beschloß noch einen Versuch zu machen, den Sultan von heillosen Einwirkungen zu befreien. Er ging mit Villiers, Caretto, Emery d'Amboise, seinem Neffen Gui de Blanchefort und einigen Großprioren zu ihm und fand ihn in Gesellschaft des Danesch und Rustums. Amurad ward auf des Meisters Verlangen dazu geladen.

„Soldan ich komme zu Dir," begann d'Aubusson, „Dich in Freundschaft zu warnen vor den Wegen, die Du jetzt gehst. Du hältst Deinen Vertrag und Eid nicht gegen uns, verkehrst heimlich mit den Fürsten des Abend-

*) Durch einen Irrthum bei der Korrektur ist in der vorhergehenden Nr. 37 d. Blattes Gregor IV. als Papst genannt, es war aber Sixtus IV., welcher von 1471—1484 regierte und auf den Innocenz VIII. folgte. D. B.

*) Winterfeld S. 256.

landes, ja ſchickſt Deinen Diener nächtlich zum Kardinal-Legaten.“ —

Dſchem verfärbte ſich.

„Vater, mein Herr und Vater, das haſt Du gethan?“ — ſchrie Amurad wild auf.

„Wer will ſagen, daß ich es that!“ erwiderte Dſchem rauh.

„Dein eigen Gewiſſen, Dein bleiches Geſicht! Wenn Du es indeß leugneſt, ſagſt Du damit nur, daß es ſchimpflich wäre, wenn Du es gethan hätteſt! Wir haben diesmal keine Beweiſe, das nächſte Mal werde ich aber Den, der ſich für Deinen Unterhändler ausgiebt, auf dem Molino hängen laſſen!“

„Und was haſt Du dazu für Macht?“ rief Dſchem empört. „Bin ich ein Gefangner? Selbſt wenn ich unterhandelt hätte, ſo —“

„So hätteſt Du den Eid von Chonae gebrochen, den Du mit Freuden thatſt, als Du hülflos und am Leben verzagt geweſen!“

„Haſt denn Du und die Ritter St. Johann die Zuſage gehalten, alter Mann? Wo ſind die Heere der Fürſten, welche mit Euch vereint meinen Thron zurückerobern ſollten? Nirgend! — Du ſelber haſt Dich wohl kriegsbereit gemacht, aber Du biſt zu ſchwach. Der Vater und oberſte Prieſter Eures Glaubens, Sixtus IV., deſſen Knechte Ihr ſeid, ſagt ſelbſt, es ſtehe nur ihm, nicht aber Euch an, die Chriſtenheit in den Streit zu führen, und Ihr könnet nichts verſprechen, was Euch zu halten nicht möglich iſt! Habt Ihr nicht Eure Zuſage gebrochen? Wenn nicht, — auf denn nach Syrien und Egypten, ehe meine ſiegreichen Völker Eurer Hülfe entbehren können!! — Ihr ſchweigt? Aber ich, beim Bart des Propheten, ſoll ſitzen und mich nicht regen? Da Eure Macht Wind iſt, ſoll mir kein Mächtigerer helfen? — Alle Diws und Ginnen über Euch, denn ihr betrügt mich! Mein Eid gegen Euch iſt nichts, ein Hauch! Ich will ihn halten, wie Ihr mir Euer Wort gehalten habt!!“ —

„Es iſt gut, Soldan, daß Du offen Deine Geſinnung zeigſt,“ ſagte d'Aubuſſon blaß, doch mit ruhiger Würde. „Der Schmerz über getäuſchte Hoffnungen macht Deine herben Worte verzeihlich. Aber höre noch einmal auf Deines beſten Freundes Stimme, es möchte eine Zeit kommen, wo Du ſie nimmermehr hörſt! — Da Du zu Chonae verſteckt, landflüchtig, zwiſchen Tod und ewiger Gefangenſchaft lebend, unſre Hülfe erflehteſt, war Dir vornehmlich darum zu thun, in Sicherheit und Frieden zu wohnen. Dir ward bei uns Sicherheit, Friede, Ehre, Freundſchaft und Wohlleben, unſre einzige Gegenforderung war, daß Du dieſen Schutz nicht wirkungslos machen, uns allein Dein Vertrauen geben ſollteſt! Um Deinetwillen haben wir Bajeſids Haß auf uns geladen, haben Vortheile, wie wir ſie nie von Dir verlangt, zurückgewieſen, weil die ehrloſe Bedingung daran hing: Dich Deinem Bruder auszuliefern. Jene Fürſten aber, Denen Du Dein Ohr nun leiheſt, haben Deinem Bruder gleichfalls ihr Ohr geliehen, und wenn Du ihren Lockungen folgſt, iſt Dein Leben ein Nichts, Deine Krone ein Schatten. Du hoffſt auf Deine Heere in Syrien und Egypten? Hoffſt ohne uns in Stambul einzuziehen? — Erfahre aus dieſen Briefen, daß Suleiman-Bey von dem Tagfera-Beg, dem Stadthalter Deines Bruders, auf dem Gefilde von Fayum geſchlagen, Egypten wieder Bajeſid unterworfen iſt, erfahre, daß Ali-Beg Dich betrog, Deinen Geſandten und Veſir, den wackren Thagi nebſt Duban einfangen und köpfen ließ, ſich zum Paſchah von Damaskus erklärte und unter Bajeſids Oberhoheit begab!“ Er legte die Papiere auf das Polſter des entſetzten Sultans. „Deine Macht iſt erloſchen, Deine Krone iſt hin! Was meinſt Du nun, was Dich treffen wird, wenn Du den Schmeichelreden andrer Fürſten gehorchſt und Rhodos verläßt? Das Elend, vielleicht der Tod! — Wären wir treulos, was hätten wir für Nutzen, Dich noch zu ſchützen? Aber ſo lange noch ein Ritter des heiligen Johannes lebt, ſollſt Du geſchützt, ſollſt ſo geehrt, uns ebenſo Freund ſein, als ſäße die Krone des Weltalls auf Deinem Haupte. In Rhodos biſt Du noch Fürſt, der, wenn auch unglücklich, doch jeden Augenblick ſein Recht wahrnehmen kann, hier bleibſt Du dem Bajeſid ein ewiger Schrecken. Gehe hinweg und Du biſt nur ein Bettler! Das ſagt Dir der alte d'Aubuſſon, den Gott jeden Tag abrufen kann zum Gericht! Thue, was Du nicht laſſen kannſt. Unſre Ehre heiſcht, ſo lange Du lebſt, Dich nicht zu verlaſſen, auf Dich aber fällt alle Folge der That, wenn Du uns von Dir ſtößeſt!“ —

Der Großmeiſter wendete ſich.

„Ein Wort noch, Meiſter!“ ſagte Amurad herzu tretend. „Mein Vater iſt Herr ſeines Willens, und mir ziemt nicht, ihm ohne ſeinen Befehl zu rathen. Meinem Gewiſſen aber ziemts zu ſagen und zu ſchwören bei Allah dem Propheten und unſrem Geſetz, ich Amurad, Sohn Dſchems, Thronerbe des Orients, verlaſſe mit den Meinen Rhodos niemals, es ſei denn, um am goldnen Horn, begleitet von den edlen Rittern St. Johannis, auszuſteigen! Ich ſchwöre es um des Kindes Willen, das Laila mein Weib unter dem Herzen trägt!“ — — —

VII.

Dſchems Unglück war beſiegelt. Statt einzuſehn, daß es jetzt nur weiſe ſei, das ſichere Rhodos nicht zu verlaſſen, wurde jetzt grade ſeine mißliche Lage für ihn erhöhtere Veranlaſſung, den Einflüſterungen Medſchnuns, den Erbietungen Roms und andrer Kabinette zu lauſchen, welche den alleinigen Verfall ſeiner Sache dem Eigennutz des Ordens zuſchrieben. Der Legat ließ ihm durch den Daneſch gradezu ſagen: wenn Dſchem erſt in Rom unter perſönlicher Obhut des Papſtes ſtehe, ſich auch ſchnell auf des heiligen Vaters Befehl die chriſtlichen Streiter ſammeln und Bajeſid von allen Seiten angreifen würden. — Gleichwohl hielt ihn ein ahnungsvolles Gefühl der Bangigkeit ab, offen ſeinen Eid zu brechen, er wünſchte wohl, Rhodos, das ihm wie ein Gefängniß nun erſchien, zu verlaſſen, aber ſich doch des Ordens Hülfe gewiſſermaßen in Reſerve zu halten. Er beauftragte Daneſch, dem Legaten zu ſagen, derſelbe möge heimlich des Nachts zu ihm kommen. — In einer ſolchen geheimen Conferenz ward abgeredet, den Papſt zu bitten, daß er höchſtſelbſt beim Orden die Ueberſiedlung Dſchems nach Rom verlangen ſolle. —

Die Familie Dſchems drohte nach dem letzten Beſuch des Großmeiſters und Amurads energiſchem Schwur ſich ganz von ihm zurückzuziehn. Der Sultan halte in Rhodos nicht die despotiſche Gewalt über den Sohn, um ihn zu ſeiner eignen Thorheit zu zwingen. Amurad hat tedie erſten

Verhandlungen um Schutz eingeleitet, den Vertrag zu Chonae unterzeichnet und beschworen, und ihn zu halten, konnte er die Hülfe des Ordens anrufen. Mit dem weiblichen Theile seines Hauses war der Sultan besser daran. Von Jugend auf in der strengen Klausur des Anderoums oder Harems gehalten, hatten Zoë, Laila und Chansade den Christen fluchen gehört, mehr aber noch sie fürchten sehn. Die Ritter St. Johannis waren ihnen fast wie Ungeheuer erschienen, die vom Blute der Moslems wie Vampyre lebten. Nach Mahmuds Tode aber waren ihnen von Bajesid, seiner Mutter Alnissa und der orthodoxen Tartarenpartei so schlimme Dinge zugefügt worden, wie ihnen kaum ein Christ anthun konnte, und als Dschem sich nun in die Arme des Ordens warf, kamen zu Chonae den Frauen das erste Mal jene furchtbaren Streiter Johannis persönlich nahe, und zwar als Helfer in der größten Noth. Es lag eine Würde und eine Poesie, ein märchenhafter Zauber in diesen furchtlosen Männern im Erz, der die Seelen der Frauen, namentlich Lailas und Chansades wundersam ergriff. Ein kurzer, glühender Austausch von Blicken zwischen Dschems Tochter und Mortemar hatten über ihr Herz zu Gunsten des Grafen entschieden. Sie liebte ihn, aber noch schüchtern, mit Angst, denn das Gefühl des Grauens vor dem Christen gesellte sich zu der Liebe. Wie aber die Ritter auf der Karamanischen Ebene Amurad und den Thagi retteten, mit ihren Leibern die Flucht der Herrscherfamilie deckten, Mortemar blutend da lag, bedeckt mit Wunden, und für den Feind gethan, was der fatalistische Moslem kaum für den liebsten Freund zu thun vermochte, da hatte der Orden St. Johann wohl auf der Erde keine dankbareren Bewunderinnen als Zoë, Laila und Chansade. Der Letzteren Liebe zu Mortemar wuchs mit jedem Tage, so sehr sie sich deren Hoffnungslosigkeit auch bewußt sein mochte. Hierauf folgte der Rausch des Einzugs, die Festlichkeit der ersten Tage. Die christliche Welt umgab sie, die des mittelalterlichen Ritterthums. Hier den greise d'Aubusson, der Schrecken des todten Mahmud, voll Hoheit, Milde und Wohlwollens, ein Ideal aller Christusstreiter, inmitten der Ordensritter, — dort das zierliche Spiel der Courtoisie unter den Rittern und Damen von Rhodos voll jauchzender Fröhlichkeit, Minnesang und einer Freiheit des Lebens, die ihnen wie ein Wunder erschien. Was sie namentlich gleich einem unlösbaren Räthsel anstaunten, war das gesellige Verhältniß christlicher Frauen und Mädchen zu der Männerwelt. Letztere hielt sich von der Familie Dschem natürlich in respektabler Ferne, um dem Sultan keinen Anstoß zu geben, aber die adligen Damen von Rhodos, welche mit ihren Männern am Hofe d'Aubussons und mit den Großkreuzen verkehrten, ja häufig in verwandtschaftlicher Beziehung zu Ordensrittern standen, durften ihnen in dieser Zeit allgemeiner Freude nahen. So erfuhren die Schönen Dschems Manches, was ihrer ganzen bisherigen Weltanschauung einen Stoß gab. Besonders schloß sich Gräfin Alison de Condillac, d'Aubussons Nichte und Gui de Blanchefort Schwester, Gattin des Egmont de Candillac, Civilgouverneurs und Grand-Justicier der Stadt und Insel Rhodos, an die Frauen an. Zoë die Sultana, hatte sie an jenen Festtagen, da Alison ihren Besuch in der Zenahnah machte, erstaunt gefragt: „wie es komme, daß Christinnen entblößten Gesichts öffentlich einhergehen, mit fremden Männern reden könnten und doch von aller Welt so hoch geehrt würden, als seien sie edler als die Männer." — Alison antwortete: „Das ist ganz klar, Fürstin. Die Schönheit gleicht dem Strahle des Himmels. So wie Gott jenen enthüllt vor aller Augen, damit die Welt in seinem Blicke erwarme und schöner sei, so ist auch das Antlitz aller Christenfrauen frei, damit die Männerwelt in ihrem Anschaun edler, tugendhafter, und zu allen hohen Thaten entflammt werde. Gott schuf die Frauen, daß der Himmel schon hienieden auf Erden wohne!" —

„Aber wenn ihr Frauen sterbt, seid ihr wie wir, ein Nichts, werdet getrennt vom Mann eurer Seele."

„Nicht so, Fürstin. Das glauben wir nicht. Die Liebe auf Erden wird im Himmel noch reiner sein und, einmal hier verbunden am Altare Gottes, leben wir fort miteinander jenseits der Gräber. Darum fechten unsre Männer auch so todeskühn, weil sie wissen, wir folgen ihnen zu Gott, wenn unsre Zeit um ist. Ein Edelmann kennt dreierlei nur. Seinen Schöpfer, seine Dame und seine Ehre, er weiß, wenn er auch um Eines dieser Güter im Kampfe fällt, giebt der Ewige ihm droben doch Alles schöner wieder. Kannst Du es auch nicht glauben, Sultana, ich weiß, daß ich Dich einst neben Deinem Gatten in den himmlischen Auen wiedersehn werde. Dort wirst Du keine Fürstin, keine Mohamedanerin mehr sein, aber mit uns Allen ein verklärtes Kind Gottes, gereinigt in der Lohe der Trübsal!" — —

Diese Worte machten auf die Frauen, namentlich Chansade, einen tiefen, nachhaltigen Eindruck. Nicht daß sie sich zum Christenthum gezogen fühlten, denn dessen moralische Tiefen zu erschauen lag ihnen zu fern, ihr religiöses Denkvermögen war eben so ungeübt, wie ihre Fantasie entwickelt war, aber der Gedanke, das Weib stehe wirklich höher in der göttlichen Weltordnung, als der Choran einräumen wolle, haftete zu natürlich fortan in ihnen und zugleich ein leises Gefühl des Schmerzes, daß sie der Lebensfreude und Huldigung beraubt sein sollten, die man christlichen Frauen so gern einräumte. Dies, und Chansadens wachsende Liebe zu Mortemar, und daß sie während des ersten Festtages aus seinen Blicken heiße Gegenliebe zu lesen meinte, bewog sie, heißblütig und die Schranken ihres Gesetzes vergessend, den duftenden Selam in den Turnierhof fallen zu lassen. Der freundschaftliche Anschluß Amurads an d'Aubusson, Mortemar, Caretto, Gastineau und Gui Blanchefort verfehlten andrerseits auch nicht, Laila und dadurch Zoë und Chansaden noch mehr an den Reiz der neuen Welt der Christen zu fesseln.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. C. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 41. Berlin, den 8. October 1862. **Nr. 41.**

Einweihung der Johanniter-Krankenhäuser in Falkenberg und Neusalz.

Am 15. d. M. — dem Geburtstage des hochseligen Königs Majestät, der auch der Stiftungstag der Schlesischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens ist — wird das von dieser Genossenschaft unter der Leitung des Rechtsritters: Ober-Regierungs-Raths von Seetze zu Oppeln und des inzwischen zum Ehrenritter ernannten Kreis-Landraths Freiherrn von Koppy zu Falkenberg in Oberschlesien erbaute Krankenhaus, in welchem 2 Diakonissen aus dem Diakonissen-Mutterhause Bethanien zu Berlin die Verwaltung und Krankenpflege übernehmen, eingeweiht und dem Gebrauche übergeben werden.

Den 17. October findet die Einweihung des Kranken- und Siechenhauses zu Neusalz statt, das von dem Commerzien-Rath Krause zu Berlin erbaut, vollständig eingerichtet, der Schlesischen Genossenschaft mit der Bedingung der Unterhaltung desselben geschenkt worden ist. Auch hier werden Diakonissen aus dem hiesigen Diakonissenhause Bethanien die Krankenpflege übernehmen.

Aus de la Rochefoucauld's pensées, maximes et réflexions.

François Duc de la Rochefoucauld, Prince de Marsillac, 1613 geb., gehörte zu den geistreichsten Personen seiner Zeit. Nach Beendigung des Kriegs der Fronde entsagte er den Waffen und lebte den Musen. Der Tod erlöste ihn 1680 zu Paris von langem Podagraleiden. Rochefoucauld's sämmtliche Werke erschienen 1797 in einer Gesammtausgabe. Die oben genannten Sätze aus der höhern Welt- und Menschenkenntniß sind seit ihrer Publication, 1665, mehrfach gedruckt und übersetzt worden.

Die Fehler der Seele sind wie die Wunden des Körpers. Wie sorgfältig man sie auch zu heilen sucht, die Spur läßt sich nicht verwischen; und jeden Augenblick sind sie bereit, sich wieder zu öffnen.

Die Thorheit folgt uns in alle Lebensalter. Wenn Jemand klug scheint, so ist dies deshalb, weil seine Thorheiten mit seinem Alter und seinen Umständen im Einklang.

Die alten Thoren sind thörichter als die jungen.

Wenn wir keine Fehler hätten, würden wir nicht so viel Vergnügen empfinden, die Andrer zu bemerken.

Alle Welt beklagt ihr Gedächtniß, Niemand seine Urtheilsschwäche.

Streitigkeiten würden nicht lange dauern, wenn nur auf einer Seite das Unrecht läge.

Es scheint, als wenn die meisten Menschen nicht genug Fehler hätten; sie vermehren deren Zahl noch durch gewisse Eigenschaften, mit denen sie eilen, sich zu schmücken, und sie entwickeln dieselben der Art, daß solche zuletzt natürliche Fehler werden, welche man nicht mehr beseitigen kann.

Die Leidenschaft wandelt oft verständige Menschen in Thoren und Thoren in gescheute Leute um.

Wir gestehn kleine Fehler ein, um zu überreden, wir hätten keine großen.

Die Gefühle Andrer verstehen und mit Güte und Nachsicht würdigen, ist der beste Beweis einer Bildung.

Der Wunsch, geschickt zu scheinen, behindert oft, es zu werden.

Der Stolz will nicht schulden, die Eigenliebe nicht zahlen.

Man zieht der Erkenntlichkeit leichter Grenzen, als den Hoffnungen und Wünschen.

Es giebt wenig an und für sich unmögliche Sachen; die Betriebsamkeit, an dergleichen heranzutreten, fehlt uns mehr als die Mittel.

Wir haben mehr Stärke als Willen, und, um uns bei uns selbst zu entschuldigen, bilden wir uns ein, ein Ding sei unmöglich.

Wir besitzen nicht genug Kraft, um unsrer vollen Vernunft zu folgen.

Welche Entdeckungen man auch auf dem Gebiet der Eigenliebe macht, es bleibt darin noch viel unbekanntes Land.

Man ist nie so lächerlich durch die Eigenschaften,

welche man hat, als durch die, welche man zu besitzen vorgiebt.

Nichts behindert mehr, natürlich zu sein, als die Neigung es zu scheinen.

Wir haben mehr Trägheit im Geist als im Körper.

Diejenigen, welche sich zu emsig mit Kleinigkeiten beschäftigen, werden untauglich zu großen Dingen.

Man ist nie so glücklich oder unglücklich, als man es zu sein wähnt.

Es ist kein großes Unglück, Undankbare zu verpflichten; aber es ist unerträglich, einem malhonnetten Menschen verpflichtet zu sein.

Die Wohlanständigkeit ist das Geringste aller Gesetze und das am wenigsten befolgte.

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Gustav Werner.

(Aus den Blättern für das Armenwesen. Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg.)

(Fortsetzung.)

Nach seinem Ausscheiden aus der Landeskirche mag es Werner mit als ein Mittel, um die Seinigen zu einer enger geschlossenen Gemeinschaft zu sammeln, gedient haben, daß er 1852 einen großen Darlehnsverein stiftete, bei dem ein Jeder mit kleinen oder größeren Anleihen sich betheiligen konnte, aus deren Zusammenflusse Bedürftige zum Ankauf von Grundstücken oder zum Betrieb eines Gewerbes unterstützt wurden. In vielen Gegenden Württembergs konnte auf solche Art Werner würdiger Armuth hülfreich werden. Alten Mütterchen ward durch Spinnen, jungen Mädchen durch feine Stickerei Verdienst verschafft. Dürftigen Landleuten wurden Mittel dargeboten zur Eindämmung von Bächen, Entsumpfung feuchter Gründe, Herstellung ordentlicher Wege, Ausrodung unergiebiger Waldplätze, Anschaffung von Vieh, — rationeller Verbesserung ihres Bauerngewerbes. Im Einzelnen und Kleinen wurde auf diese Weise viel Gutes gestiftet; aber es war eine zersplitterte Thätigkeit. Die Zeit führte den auf ihre Zeichen stets achtenden Mann zu bedeutenderen neuen Unternehmungen. In Folge der Kartoffelkrankheit brach in den Jahren 1852—54, nach vorausgegangener Stockung der Gewerbe, große Noth namentlich über die württembergische Schwarzwaldgegend herein. Besonders hoch stieg dieselbe in Fluorn, Oberamts Oberndorf, dessen Markung während 10 Jahren sechsmal vom Hagelschlag heimgesucht wurde. Zwei Drittheile der Bürger kamen in einem Jahre als Falliten in Gant; 70 Kinder fielen der Fürsorge der mittellosen Gemeinde anheim. Ein Aufruf des um seine Gemeinde sehr besorgten Geistlichen bewog Werneru, der auf seinen Reisepredigten schon seit 10 Jahren diese Gegend besucht hatte, seinen Zuhörern anderwärts diese Noth besonder an's Herz zu legen, und sie zur barmherzigen Auf- und Annahme solcher Kinder zu ermuntern. Er genoß auch hier die Freude guten Erfolges und konnte 20 jener armen Kinder theils in Familien seiner Anhänger, theils in seiner Anstalt unterbringen. Es sei ein rührender Anblick gewesen, als an einem Sonntag der Pfarrer und Schuldheiß von Fluorn mit den Kindern in Reutlingen ankam und ihre neuen Mütter mit Freuden herbeieilten, um dieselben wie ein Geschenk in Empfang zu nehmen. Oberjustizrath Heim, damals Oberamtsrichter in Oberndorf, der sich der Gemeinde mit besonderer Aufopferung annahm, redete überdies Werner zu, die ebenfalls in Gant gerathene Mühle des Orts mit 40 Morgen Landes anzukaufen, um dort ein gewerbliches Unternehmen zu gründen. Werner, in dieser Aufforderung eine höhere Stimme erkennend, mußte ihr folgen und übernahm die Mühle.

Mit seinem genialen, alle Verhältnisse sogleich scharf durchdringenden und zusammenfassenden Blicke erkannte aber Werner sogleich, daß der Ort Fluorn für die Landwirthschaft günstiger sei als für die Industrie. Er machte der Gemeinde den gern angenommenen Vorschlag, die 40 Kinder, welche dieselbe in einer Art Armenhaus noch unterhalten mußte, unentgeldlich zu übernehmen; sandte zwei junge Männer aus der Mutteranstalt auf die Mühle, um sie mit den Feldern zu übernehmen und für eine Anstalt einzurichten. Im Mai 1853 wurden die Kinder vom Pfarrer und Gemeinderath Wernern und seiner neuen Anstalt feierlich in unvergeßlich weihevoller Stunde übergeben. Der Anfang war sehr schwer: die Mühle im Abgang, die Felder verödet, die Kinder an Körper und Geist höchst verwahrlost, die Mittel für den Unterhalt furchtbar knapp zugemessen. Mit unverdrossenem Muthe und festem Glauben ward durchgerungen. Die anhaltende Entwerthung der Güter machte es möglich, den Grundbesitz der dortigen Anstalt auf 200, sage zweihundert Morgen zu vermehren, die nun in sehr ertragfähigen Zustand gebracht sind und reichlich sich rentiren. So wurde, wie Reutlingen der industrielle, Fluorn der landwirthschaftliche Mittelpunkt der Werner'schen Anstalten. Beide Richtungen bilden aber ein großes Ganzes, und Industrie und Landwirthschaft unterstützen und heben einander auch hier so trefflich, wie immer.

Unwillkürlich war mit Fluorn der Anfang zu Zweiganstalten gemacht; unvorhergesehen, unwillkürlich, gleichsam in unausweichlich gebotener, aber gerade darum gesunder Weise bildete sich von da an bis jetzt in sieben Jahren ein ganzes System solcher Zweiganstalten aus. An Aufforderungen durch Menschen und Verhältnisse, an günstigen Gelegenheiten, an profitablen Anlässen fehlte es natürlich nie. Da ist die Noth hochgestiegen und der Güterpreis gesunken. Dort fleht ein Gemeinderath Wernern an, siebzig Kinder gegen ein Kostgeld je von 25 Fl. und Ueberlassung eines Hauses zu übernehmen. Hier kaufen Freunde Werners ein paar Hofgüter zusammen und bitten ihn nachher: „schick' uns Leute aus dem Mutterhause und mache eine Anstalt." An einem andern Orte, (und dies ist schon zu wiederholten Malen begegnet) giebt ein bäuerliches Ehepaar, das Wernern anhänglich ist, Haus und Hof, Kraft und Herz geradezu her für Erziehung armer Kinder. Es wird ein Anfang gemacht mit der Aufnahme Eines Kindes; mehrere folgen; die Zahl wächst nach und nach zu 34 Kindern und 64 Hausgenossen, die Zahl der Jaucherten von 9 zu 60 an. Eine Lehrerin aus dem Mutterhause leitete die Schule. Natürlich wird die Er-

bauung eines neuen Wohnhauses und Oekonomiegebäudes nothwendig, aber auch möglich durch den Ertrag der Anstalt und die Hülfe des Mutterhauses. Und zum Schlusse heißt's: „Diese Familie hat es noch nie bereut, sich und ihr Eigenthum dem Dienste des Herrn gewidmet zu haben." Der Segen fällt auf sie und ihre Kinder zurück. Hier läßt sich ein Schlößchen, das lange leer stand und schöne Räume bietet, billig als Anstalt, in welcher Filetstrickerei betrieben wird, erwerben; dort wird eine Ziegelhütte angekauft, um unter der Leitung einer Erzieherfamilie geistesschwache Knaben so wie es für sie paßt zu beschäftigen. „Wir müssen auch auf solche Geschäfte Rücksicht nehmen, bei welchen wir an Geist und Körper schwache Personen unterbringen können; für die mancherlei Lahmen, Blinden und Krüppel, die sich bei uns einfinden, müssen wir unsere Tische decken, daß sie Alle satt werden können. Hier ein Wirthshaus, dort eine Wasserkraft, an einem andern Orte eine chemische Fabrik mit 20 Gebäulichkeiten; in Heilbronn ein Kindergarten und eine Kleinekinderschule für die Stadt; in Stuttgart eine Anstalt für brodlose Arbeiter und eine Wechselbank für den Verein; in jeder Gegend so das Passende und Nothwendige: — es macht einen, theils in starres Staunen versetzenden, theils heiter lächelnden Eindruck, wenn Werner in seinen „Sendbriefen" ganz anspruchslos treuherzig die 22 Zweiganstalten erzählt, und die dringenden Veranlassungen, auf welche hin sie ihm im Zeitraum von 7 Jahren unter den Händen erwachsen sind. Sein wirklich treu besorgter Banquier in Stuttgart hat dem Schreiber dieses ehrlich gestanden: vom rein finanziellen Standpunkte aus erscheinen natürlich schon wieder neue Unternehmungen zuweilen Anfangs bedenklich und erregen unwillkürlich ein Kopfschütteln; aber in Wahrheit sei von Werner noch nie etwas Verfehltes unternommen worden; noch allemal habe die Erfahrung ihm Recht gegeben; alle Käufe, jede Ausdehnung habe sich bisher, als auch vom rein finanziellen Standpunkt aus betrachtet, durchaus zweckmäßig und gewinnreich bewährt. „Das ist eben ein großartig glücklicher und meinetwegen auch sehr einsichtiger Speculant," denkt Mancher, der solches vernimmt. Nun ja, so großartig glücklich und einsichtig zu speculiren, daß ich für mich keinen Kreuzer Gewinn davon hätte, wohl aber Hunderte von armen Menschen durch solche Speculationen glücklich und aus dem Verderben errettet würden, — diese Gabe möchte ich dir und mir von Herzen gönnen!

(Fortsetzung folgt.)

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Chansade, die Perle des Orients, war krank. Sie litt am Liebesweh, jenem wilden fieberischen Zustande, der bei den heißblütigen, geistig meist kindlich beschränkten aber von üppigen Fantasien heimgesuchten Töchtern Ismaëls so leicht zur Monomanie, Gemüthskrankheit, zu tödtlicher Auszehrung wird.

Sie lag bleich und glanzlosen Auges auf dem Divan ihres Gemachs. Das schwarze lange Haar umwallte sie wie ein dunkler Schleier, die blauen Adern an ihren Schläfen, die gerötheten Augenlieder und das unruhige Beben des halbentblößten Busens deutete auf einen nervösen Fieberzustand, der unerbittlich ihre Kräfte aufrieb. Zoë hatte sie unlängst verlassen, um Laila und Amurad zu sehn, der Abend sank herab und Sakirsad entzündete die Kerzen. — Tiefe Stille umgab Beide, die laue Luft vom Garten her trug Balsamdüfte durch's offne Fenster. Sakirsad setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. Chansade nickte ein wenig mit dem Kopfe und lächelte leise.

„Kind meiner Seele," begann Sakirsad, „Du verzehrst Dich in unendlichem Sehnen und wirst daran sterben!"

„Ich werde daran sterben, Sakirsad! Kann ich dafür? — Wenn ich wache, muß ich an den schönen, tapfern Franken denken, wenn ich schlafe, muß ich von ihm träumen. Es ist, als wolle mein Herz schwellen wie die Fluth und als drücke dann eine Ginn mit eiserner Faust es zusammen!" —

„Aber Du weißt doch, daß er Dich liebt, um Dich leidet, Prinzessin!"

„Ich glaube es nicht, werde es nimmer glauben! Man sagt's, um mich zu betrügen. — Gab je ein Mann seiner Chanoum den Selam schnöde wieder? — Wenn er mich liebte, würde er nicht Alles thun, was List, Gewalt, was — was Liebe eingiebt, um einen Augenblick an meiner Seite, um ein Wort, einen Kuß von mir! Allah il Allah, ich werde an seiner Kälte, seinem Spott, seiner Herzlosigkeit zu Grunde gehn!"

„Kind, nimm Vernunft an! was soll aus Dir werden, wenn Dein Vater erfährt, daß Du mit dem fremden Manne koseſt. Tod! Bitterster Haß zwischen ihnen und den Rittern zu Rhodos wäre das Ende!"

„O der spricht leicht weise, wer wenig fühlt. Du hast nie geliebt, schwarzes Gespenst! — Haß sagst Du? — Und liebt mich denn mein Vater? — Was soll er mir gelten? — Haß zwischen ihm und dem Orden? Laß sie sich hassen, wenn ich nur lieben darf! Tod! Ja, sterben um ihn, den holden Franken, mit ihm nach einem einzigen Liebesworte, im Kusse zu sterben, das möcht' ich, das will ich, wer mir dazu hülfe, machte mich wieder schön, wieder glücklich! Ach ich wollte ihm dienen wie eine Sklavin, und salben sein Haar mit Myrrhen und Rosenwasser!"

„Dafür wage ich's nicht, mein Herz, sondern nur, wenn Du stille liegst, nicht mehr weinst, sondern lachst, daß Gesundheit wohne bei meiner Herrin!"

„Was sagst Du da! Du willst es thun? Was willst Du thun?" — Chansade richtete sich hoch auf.

„Höre mich an. Du sollst Deinen schönen Franken sehn mit dem langen Lockenhaar und den blauen, räuberischen Augen, und sollte mich Eblis bannen auch tausend Jahr in die Klüfte von Kurdistan!"

Ein jauchzender Aufschrei tönte von des Mädchens Lippen. Sie umschlang stürmisch die Alte, bedeckte unter Weinen und Lachen ihren Mund mit Küssen, und ein Heer hastiger Fragen strömten wirr durcheinander von ihrem Munde.

„Nein nein, Seele meines Lebens, wenn Du so raseſt, thue ich's nicht! Du brächteſt Dich und ihn in den Tod! List ist die Mutter des Erfolges und Schweigen der Genosse der Liebe!"

„List und Schweigen! Du sprichst gut! Es könnte ihm den Tod bringen! Ich bin stille!" —

„Merk' auf. Du weißt, täglich kommt Sarah, Abraham Musas, des syrischen Juden Weib, der den Bazar in Getto hält, in die Zenahnah —"

„Vor dem Bade um die Mittagszeit!" —

„Sarah allein darf kaufen, was die Sultane Deine Mutter, was Laila und Du aus der Stadt verlangen. Aber Rustum durchsucht sie jedesmal, seitdem Du krank biſt, auf des Herrn Befehl, daß sie nicht verbotene Dinge bringe."

„Was soll sie uns?"

„Sie soll in der Stadt zwei Schlüssel machen lassen

[illegible] [illegible] [illegible] [

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 42. Berlin, den 15. October 1862. **Nr. 42.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. October 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. September 1862	42		
	Zugang pro September	12		
		54		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	51	51	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. September 1862	62		
	Zugang pro September	15		
		77		
	Abgang	33		
	Bleibt Bestand	44	44	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. September 1862	18		
	Zugang pro September	15		
		33		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	21	21	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. September 1862	16		
	Zugang pro September	7		
		23		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	20	20	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. September 1862	12		
	Zugang pro September	13		
		25		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	19	19	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. September 1862	32		
	Zugang pro September	13		
		45		
	Abgang	21		
	Bleibt Bestand	24	24	35
7.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. September 1862	9		
	Zugang pro September	11		
		20		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	8	8	50
8.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. September 1862	42		
	Zugang pro September	10		
		52		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	40	40	50
	zu übertragen:	—	227	316

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Oct. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		227	316
9.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. September 1862	6		
	Zugang pro September	13		
		19		
	Abgang	8		
	Bleibt Bestand	11	11	35
10.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. September 1862	3		
	Zugang pro September	4		
		7		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	2	2	8
11.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. September 1862	3		
	Zugang pro September	1		
		4		
	Abgang	3		
	Bleibt Bestand	1	1	8
12.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. September 1862	2		
	Zugang pro September	—		
		2		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	—	—	8
13.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. September 1862	2		
	Zugang pro September	2		
		4		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	3	3	8
14.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. September 1862	18		
	Zugang pro September	—		
		18		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	17	17	18
15.	**Altena:**			
	Bestand am 1. September 1862	6		
	Zugang pro September	5		
		11		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	4	4	38
	Zusammen:	—	265	439
	Am 1. Septbr. 1862 waren vorhanden	—	273	434
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Oct. 1862 verringert um	—	8	—
	Die Zahl der Krankenbetten dagegen vermehrt um	—	—	5

Der gesammte Abgang an Kranken pro September 1862 beträgt 129, davon sind:

a) gestorben 10
b) geheilt entlassen . . . 109
c) ungeheilt entlassen . . 10
wie vor 129.

Außer den vorgenannten 15 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

16) das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien, mit 45 Betten.

Bestand am 1. August 1862		22 Kranke.
Zugang pro August		28 „
		50 Kranke.
Davon sind: geheilt	27	
gebessert	3	
ungeheilt entlassen	3	
	33 . . .	33 „
Bleibt Bestand am 1. September		17 Kranke.

Von den 28 pro August Aufgenommenen sind 22 Christen, 5 Muhamedaner, 1 Jude, davon aus Syrien, Egypten und der Türkei 24, aus Italien 2, aus Griechenland 2.

Die Gesammtzahl der seit dem 17. April c. aufgenommenen Kranken beträgt 100.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats August 130 Kranke neu in Behandlung getreten.

1. Friedrich Adolph Leopold von Tieschowitz, Geheimer Regierungs-Rath und Landrath a. D., Director der Oberschlesischen Fürstenthums-Landschaft, auf Brzezinka bei Beuthen. Ehrenritter seit 1852. † zu Ratibor 5. October 1862.

2. Bernhard von Portatius, Oberstlieutenant a. D. auf Schwarzwaldau bei Landshut in Schlesien. Ehrenritter seit 1858. † zu Schwarzwaldau 6. October 1862.

Erinnerung
an Seine Majestät König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, den erlauchten Erneurer des Johanniter-Ordens,

zum 15. October 1862.

Du kennst das Kreuz, das Deine Brust umfangen,
Es ist der Trost in Deiner Seele Schmerz;
Du hoffst, das Große, das einst klein vergangen,
Erstehe nun aus ewig reinem Erz.
Und dieses Sehnen hat Ein Herz bezwungen,
Das königlich an allem Edlen hing,
Zum Werk des Friedens sich emporgeschwungen,
Als ach! der Meister zu den Vätern ging.

„Versankst auch Du, o Friedensfürst, zum Staube,
„Dein Werk, Dein Geist folgt Dir beständig nach;
„Das Große fällt doch nie der Zeit zum Raube,
„Ein schönres Leben ruft es endlich wach!
„Heut sei Dir Dank, o König wahrer Ehre,
„Du riefst ins Leben die Genossenschaft,
„Des alten Adels hehre Ritterwehre,
„Sich neu zu einen in der alten Kraft.“

Das Kreuz Johannes ward sein Ordenszeichen;
Acht Spitzen ruhen auf des Ritters Brust:
Acht Seligkeiten soll sein Thun erreichen,
Und Christi Glaube füllen ihn mit Lust.
Wie Sanct Johann soll er zur Wüste lenken,
Zum Elend seiner Brüder, still den Gang,
Den heil'gen Geist der Liebe ihnen schenken,
Den Mahnruf, der die Wüste einst durchklang.

Für äußern Ruhm soll er sein Schwert nicht schwingen,
Die Wahrheit sei in höchster Noth sein Schutz,
Der wahre Ritter soll sein Herz bezwingen,
Sein liebend Mitleid sei der Armuth Trutz.
Aus Eitelkeit soll er das Kreuz nicht tragen,
Denn Demuth ziemt dem Reisigen des Herrn;
Ihm glühet ja auch in den schlimmsten Tagen,
Das Kreuz an seiner Brust als ew'ger Stern.

Drum eil' getrost durch gut' und böse Zeiten
Und schwöre heut an Deines Königs Gruft:
„Ich will mich neu zu Seinem Werk bereiten,“
„Bis mich auch einst der ew'ge Meister ruft.“

F. H. von Freyburg.

Gustav Werner.

(Aus den Blättern für das Armenwesen. Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg.)

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns von den Zweiganstalten nach dem Mutterhause in Reutlingen zurück: wir sind noch nicht am Ende dieser wundersamen Dinge. Die Papierfabrik in Reutlingen ging ordentlich, litt aber immerhin an zwei wesentlichen Mängeln, die den Untergang von zwei früheren herbeigeführt hatten: sie hatte kein reines Wasser und eine zu schwache Wasserkraft. Mit vielen Mühen und Kosten wurde eine ziemlich ausreichende Wasserreinigung hergestellt; doch mußte immer noch bei starken Regengüssen das Werk abgestellt werden. Dem andern Mangel war nur durch Beifügen einer Dampfmaschine abzuhelfen. Sie wurde um 20000 Fl. zu 40—50 Pferdekräfte eingerichtet. Der Stand des Geschäfts wurde ein befriedigender; der Aufträge waren mehr als genug; der Gewinn ein ganz ordentlicher. Die Ausdehnung, welche die Anstalt durch die Papierfabrik erhielt, machte die Einführung der verschiedenen häuslichen Handwerke und Berufsarbeiten in dieselbe an sich nothwendig. Schusterei, Näherei, Schneiderei, Schreinerei, Buchbinderei etablirten sich von selbst und boten so schon das, anderen Rettungsanstalten abgehende, unschätzbare Hülfsmittel dar: die heranwachsenden jungen Leute in der Anstalt selbst demjenigen Berufe zu widmen, zu dem sie sich durch eigne Neigung und tägliche Anschauung hingezogen fühlen. — Sowohl für das wachsende Hauswesen als für die Papierfabrik stellte sich aber auch eine Schmied- und Schlosserwerstätte als ein immer dringenderes Bedürfniß heraus. Mit zwei Meistern, deren jeder einen Lehrling aus der Anstalt zu sich nahm, wurde sie im Waschhause begonnen. Als Mechaniker Schatter von Oberglatt, Kanton Zürich, der als Angestellter der Neumühle zuweilen in jene Gegend kam und sich durch das Leben in den Werner'schen Anstalten unwiderstehlich angezogen fand, in den Kreis mit rückhaltloser Hingebung eintrat, wurde auf Erweiterung gedacht: innerhalb drei Jahren ist eine mechanische Werkstätte, verbunden mit Eisen- und Messinggießerei, erwachsen, welche 60 Personen, worunter 40 Jünglinge aus der Anstalt selbst, beschäftigt und sich bereits guten Zutrauens und schöner Aufträge erfreut. Bald scheinbarer Zufall, bald Noth und Nothwendigkeit führten eine Erweiterung um die andere herbei. Da kam ein Graveur von Heilbronn her, durch

Werner's dortige Vorträge begeistert, um sich mit vier Lehrlingen der Anstalt einzuverleiben, also entstand eine Gravirwerkstätte, welche schöne Aufträge erhält.

Da kommen zwei Familien aus Elberfeld, um „schwärmerisch" religiöser Ansichten willen verfolgt, flüchten sich, ohne angemeldet zu sein, ohne angefragt zu haben, mit sieben Kindern in's Werner'sche Haus, bereiten durch Einseitigkeiten und Prätentionen manche Geduldsproben, halten es ein halb Jahr aus und ziehen weiter, werden aber doch die unmittelbare Veranlassung dafür, daß Bandwebstühle in Barmen gekauft und dieser Industriezweig eingeführt wird: zehn Stühle sind im Gang; die Bänder gewähren lohnenden Ertrag; beim Spuhlen können ältere, kränkliche und schwächliche Personen beschäftigt werden. Es schließt auch ein Tuchmacher sich an. Er erlernt das Weben von wollenen Filzen, die für die Papierfabrik nöthig sind; unter seiner Leitung liefern drei Webstühle, verbunden mit denjenigen einer Zweiganstalten, theils den Bedarf an Kleidungsstoffen für sämmtliche Anstalten, theils gute Tücher zum Verkaufe. — Das Kühnste aber ist dieses: Es stellte sich doch immer mehr heraus, daß die Papierfabrik um oben angedeuteter Mängel willen nicht auf einen vollkommen ersprießlichen Stand gebracht werden konnte. Der Mechaniker glaubt, ihre Lokalitäten mit ihrer Wasser- und Dampfkraft profitabler für die mechanische Werkstätte verwenden zu können. In Dettingen, drei Stunden von Reutlingen entfernt, war eine schöne Wasserkraft mit reinem Quellwasser zu erwerben. Hierher soll die Papierfabrik in erweitertem Umfange verlegt werden. Das Wasser wird 24 Holländer und 2—3 Maschinen treiben; das Gebäude wird 300 Fuß lang und 50 Fuß breit, 3 Stock hoch; dazu kommen mehrere Nebengebäude. Die Papiermaschine, Holländer, Getriebe, Wasserräder und Turbinen, was sonst von Maschinen und Werkzeugen nöthig ist, Schlosser- und Schreinerarbeiten, das Alles wird in den eignen Werkstätten zu Reutlingen angefertigt. Hatte bisher Werner viel gewagt, so war Alles ein Kinderspiel gegen ein Werk, dessen Herstellung mehr als 200,000 Fl. erforderte. Als er nach Dettingen ging, um mit dem Gemeinderathe wegen des Baues zu unterhandeln, mußte er vorher die paar Groschen zusammensuchen, die er brauchte, um die Zeche im Wirthshause zu bezahlen. Und als der Bau begann, wußte er nicht, woher er das Geld für die nächsten Tage nehmen sollte. „Wenn ich bloß mit der Vernunft die geistigen und materiellen Mittel meines Hauses abwog, so war diese Unternehmung vermessen, ja wahnsinnig zu nennen;" auch hier wurde das Wort wahr: „wir sind Narren um Christi willen." Und dennoch erwuchs der Bau, zwar langsam mit mancher Unterbrechung, wenn kein Geld da war, aber solid, massiv von in der Nähe gefundenen guten Steinen aufgeführt, heran; er ist bereits unter Dach gebracht; die meisten Maschinen sind fertig, nächstes Jahr soll er bezogen werden.

Mit diesem Ergebniß seiner christlich-industriellen Thätigkeit hofft Werner die Welt von der Lebensfähigkeit seiner Sache zu überzeugen. „Ich weiß, warum wir alle Kräfte daran setzen und arbeiten Tag und Nacht, um diesen Bau zur Vollendung zu bringen, wie es einst die Juden mit ihrem Tempel thaten, das Gelingen dieses Baues ist eine Lebensfrage für uns."

Die Darstellung des äußern Umfanges der bisherigen Wirksamkeit Werner's schließen wir mit folgender Aufzählung seiner Anstalten: Reutlingen, Fluorn, Rodt, Freudenstadt, Fruthenhof, Algiesbach, Göttelfingen, Schernbach, Büchenberg, Oberlengenhard, Stuttgart, Oberensingen, Bönnigheim, Spielberg, Geisingen, Ballenberg, Heilbronn, Sulzbach, Wilhelmsglück, Oedendorf, Dettingen, Honau, Weißbuch, Altenstaig, zusammen 24 Anstalten, welche ungefähr 500 Erwachsene, 800 Zöglinge von 2—20 Jahren in sich befassen, nebst einem Grundbesitz von ca. 200 Morgen; und dabei erinnern wir uns des Pfarrvikars in Walddorf, der 1837 mit einem Kinde und einer Nätherin seine Rettungsthätigkeit begann!

(Fortsetzung folgt.)

Dschem-Kamad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Am Abend des nächsten Tages saß Aubert de Mortemar müde und matt in seinem Kabinet am Erkerfenster, das über die flachen Dächer der nächsten Häuser einen freien Blick auf den Johannisfriedhof, die grünen Baumkronen des Gartens der Priorei von Frankreich und weiterhin auf die hintere Gartenfront desselben gewährte. Ein großer Becher Muskatwein und die Reste eines leichten Mahles standen vor ihm.

„Weshalb muß ich auch ein jüngerer Sohn sein, arm wie eine Ratte, angewiesen auf mein Schwert! Säße ich als Herr auf Schloß Mortemar, als Graf der Provence, und wäre sie des ärmsten Edelmanns Tochter! — Gott erhalte meinen Bruder noch lange; ich soll einmal nicht glücklich sein!" Er stürzte den Wein hinunter. „Schlafe Aubert, schlafe! Reite Dich alle Tage lahm und müde! — Wenn mir nur der Teufel den Gefallen thäte, daß ich mit meinem Schweißfuchs Hals und Beine bräche; — es ist ohne Liebe gar elend zu leben!" Er wollte eben nach Muley seinem Diener pfeifen, als derselbe eintrat.

„Herr, der Jude Musa mit seinem Weib steht am Thor und will Dich durchaus sprechen." —

„Abraham Musa, meinst Du? Der beim Platz Etienne den Bazar hat? Mit seinem Weibe? — Was hab ich mit Juden und Judenweibern zu schaffen?" —

„Ich weiß es nicht, Herr. Aber er gab mir zwei Zechinen und sagte, er müsse Euch sprechen!"

„Gieb ihm seine Zechinen wieder, er soll sich zum Satan scheeren, falls er keine Klage vorzubringen hat." —

Muley schlich verdutzt fort, kam aber bald darauf wieder. „Herr, des Juden Weib hat eine Klage, sagt sie. Der Abraham kam nur mit, daß sie nicht allein so spät durch die Stadt gehn sollte." —

„Klage? Das Weib? — Meiner Treu, ich möchte wissen, was die Hexe zu klagen hat. Sie soll sich heraufstrollen! Mich wundert nur, wie sie durch's Thor Etienne um diese Stunde in's Ordensquartier gekommen sind!" Er ging, eben nicht sehr erbaut von dem bevorstehenden Besuch, ärgerlich auf und nieder, als Sarah allein eintrat.

„Wer, zum Henker, hat von meinen Leuten geborgt

und nicht bezahlt, daß Du zur Nacht kommſt, wo ich kaum den Fuß aus dem Bügel habe? Wer iſt's! —

„Was ſeid ihr doch ſo bös, Herr Graf, auf die alte Sarah, und werdet doch in zwei Minuten gar fröhlich ſein!"

„Fröhlich? Ich? — Du biſt toll, Weib? Mach Deine Sache kurz ab! Wen verklagſt Du, wer hat geborgt?" —

„Wenn ich verklage? Euch! Euer Gnaden ſelber? —

„Seit wann berauſchen ſich die Judenweiber? Ich? — Du willſt mich bei mir ſelbſt verklagen? Wann hätte ich von Dir gekauft und Dich nicht bezahlt?" —

Die Alte trat dicht heran, ſah ihn mit ihrem Schelmengeſicht lächelnd an und ſagte: „Habt Ihr nicht geborgt zu Chonae einen Blick, Herr Ritter? — Habt Ihr nicht geborgt auf der Ebene von Karaman noch einen heißen Blick und ein freundlich Wort? — Habt Ihr nicht aufgehoben einen Strauß, he? Ihr ſeid Jemand viel ſchuldig geblieben bis auf den heutigen Tag und gar heiße Thränen, Jammer und wilde Traumnächte dazu! Liegt ſie doch im Fieber, ringet mit Eurem Bilde Tag und Nacht und kann nimmer geneſen! Da," und Sarah legte die grüne Perlenſchnur und eine geflochtene Locke in ſeine Hand, „das ſendet ſie Euch, und wenn Ihr bleibt ſo verſtockt und hart, wird ſie Euch auch noch geben ihr letztes armes Fünkchen Leben! Sie wird ſterben! Alfaki, der Arzt, hat es geſagt, und ihr werdet daran Schuld ſein, Herr Ritter!"

Mortemar taumelte zurück. Er packte krampfhaft die Lehne ſeines Stuhls und preßte die Rechte mit Locke und Schnur an das hochpochende Herz; das Gemach ſchien ſich im Kreiſe mit ihm zu drehen.

„Sie ſtirbt, ſagſt Du, Weib? — Woher weißt Du das, mit welch theuren Eide willſt Du das beſchwören?

„Beim Gotte Abrahams, Iſaaks und Jakobs, es iſt wahr! Ich will erſticken an jedem falſchen Wort. Komm ich nicht täglich in die Zenahna? Ihre Amme hält ſie allein mit der Lüge hin, Ihr werdet kommen, bald kommen und ſagen ein freundlich Wort, geben eine Hoffnung ſo klein wie ein Sandkorn in der Wüſte! — Kommet nicht, gebt kein Wort, — und ſoll ich im Scheol*) liegen, Herr, Ihr werdet erleben, ſie ſtirbt. — Werdet Ihr denn nicht kommen?!" —

„Aber, Weib, was ſoll denn geſchehen, ich bitte Dich? Wie ſoll ich kommen, wo ſie ſehn? Du raſeſt!"

„Ei, iſt es ſo ſchwer zu bringen einem armen Mädchen Hoffnung und Troſt? Iſt die Arbeit ſo groß, zu gehen von hier im Gewand eines ſyriſchen Reitersknechts morgen Abend vor Sonnenuntergang auf den Kirchhof der Ritter zur Mauer der Priorei an die kleine Pforte? Die Pforte wird offen ſein! An der Pforte wird ſie ſtehen! Iſt das ſo ſchwer, Herr Ritter?"

„Ich bitte Dich, Sarah, gönne mir einen Augenblick, daß ich's überlege."

Er ging mit großen Schritten auf und ab. — „Sei ein Chriſt und Ritter," hatte d'Aubuſſon geſagt! Furchtbarer Zwieſpalt. — War er ein Chriſt und Ritter, wenn er nicht ging, wenn er dies Mädchen verkommen ließ im Weh, da ein paar Worte, ein Schimmer von Hoffnung, wenn er auch ſelber an ihn nicht glaubte, das Leben des theuren Weſens erhalten konnte, das einzig ſeine Seele erfüllte? War er ein Chriſt und Ritter, wenn er ging? Brach er nicht den Hausfrieden Dſchems, trat er nicht den Vertrag und alle Sitte mit Füßen?" —

„Sarah, höre mich, Du biſt eine kluge Frau. Gieb mir ehrlichen Rath. Wie ſoll ich jenes ſüße Mädchen ſehn, ihr Hoffnung geben, ohne ehrlos zu werden an ihrem Vater, an aller Sitte, an dem eidlichen Vertrage zu Chonae?" —

„Herr, aller Tage Ende iſt noch nicht da. Will ihr Vater nicht weg von Rhodos? Er bricht ſeinen Eid, er geht weg, ſag ich. Ich komme täglich in ſein Haus, ich ſehe, ich höre. Der Daneſch iſt verrückt, aber aus Liſt, der Daneſch iſt toll, aber aus Tücke! Nächtlich ſchleicht der Kardinal vermummt zu dem Sultan, und ſie reden ſchlimme Dinge gegen den Orden? Wo bleibt der Eid von Chonae? Dſchem wird weggehn heimlich, ſag ich, und wird ſein ein todter Mann. Aber Amurad wird nicht gehn und Laila und Chanſade wollen auch nicht gehn. Sie ſtirbt oder ſie bleibt bei Euch. Soll ein Chriſt nicht trocknen Thränen, ſoll ein Ritter nicht Schutz ſein für ein armes Weib?!" — — —

„Sarah, Weib? Der Legat heimlich in der Priorei? Dſchem entweicht von Rhodos? Du erfährſt Alles, was täglich drüben vorgeht?" —

„Bei meinem Leben!"

„Gut, ich will zu beſagter Friſt an die Pforte kommen, wenn Du mir ſchwörſt, daß ich täglich erfahren ſoll, was in der Priorei geſchieht. Tauſend Zechinen und des Meiſters Gunſt ſei euer Lohn!" —

„Ich will es thun, Ihr ſollt Alles wiſſen, ſo Gott mir helfe zu gerechtem Tode. Wird mein Mann geben Ruſtum, dem Golam, Geld. Ruſtum wird reden, und ich werde horchen, wenn ich komme in die Zenahna!"

„Gut Sarah!" —

„Gott ſchütz' Euch, Herr Ritter."

Die Alte ging. — Lange ſtand Aubert und ſtarrte vor ſich hin. Dann ſchüttelte ihn ein Fieberſchauer. „Zum Meiſter, ich muß zum Meiſter!" — Er gürtete das Schwert um, ſtülpte die Stahlkappe auf und eilte aus der Kaſerne. — — — — — — — — —

(Fortſetzung folgt.)

*) Scheol die altteſtamentariſche Unterwelt der Juden.

Sonſt und Jetzt.

(Schluß.)

Von den gegenwärtig allgemein in Gebrauch gekommenen Luxus-Meubeln von Mahagoni und anderen ausländiſchen Hölzern war nichts vorhanden, und in dem ganzen — immer zu den beſſeren zu rechnenden — elterlichen Hauſe exiſtirte nur ein einziges Sopha, auf das wir Kinder uns aber niemals ſetzen durften. An den Wänden hatte ein Maler nur höchſt ſelten ſeine Kunſt verſchwendet, ſie blieben entweder ganz weiß, oder wurden von einem künſtleriſchen Maurer etwas mit Farben angepinſelt. Ab und zu fand man noch uralte, lederne Tapeten, und ich entſinne mich ſehr deutlich, wie auf einer derſelben Nimrod, im Kampfe mit einem wilden Schwein begriffen, ſtets meine höchſte Bewunderung erregte. Bilder und Kupferſtiche gehörten gleichfalls zu den Seltenheiten, und höchſtens

erblickte man als solche den alten Fritz mit einigen seiner berühmtesten Generäle. Die Anforderungen in Beziehung auf Equipagen waren gleichermaßen sehr mäßig; eine alte Familienkutsche war indessen wohl ziemlich überall vorhanden, diese wurde aber nur bei besonderen feierlichen Gelegenheiten, oder wenn Damen mitfuhren, in Gebrauch genommen, und mit den vier besten Ackerpferden, welche den stolzen Namen des „Kutschgespannes" führten, bespannt. Dem bei demselben dienenden Knecht ward ein blauer Rock mit einem rothen Kragen angezogen, ein runder Hut mit einer Tresse aufgesetzt, und dann war der ganze Staat fertig. Zu gewöhnlichen Gelegenheiten bediente man sich aber nur eines einfachen sogenannten Leiterwagens, auf welchem statt der in Riemen hängenden Sitzbänke mit Stroh ausgestopfte Säcke als Gesäße lagen.

In völliger Uebereinstimmung mit dieser häuslichen Einrichtung stand auch das in dem Abschnitt „über Kindererziehung" bereits angedeutete Essen und Trinken, welches zwar allerdings reichlich und gut, aber keineswegs luxuriös war. Im Allgemeinen ward auch hier der Grundsatz festgehalten, daß soviel wie möglich Alles aus selbstgewonnenen Erzeugnissen bereitet, und der Ankauf aus den Städten für baares Geld vermieden werden mußte. Bier und Branntwein konnte dazumal auf allen Rittergütern steuerfrei bereitet werden, aber Wein, von welchem in der Regel höchstens nur zwei Sorten, Franzwein und Medoc, vorhanden waren, mußte natürlich gekauft werden, und er ward auch bei vorkommenden größeren Veranlassungen mit gewiß eben so gutem Appetit wie jetzt getrunken. Alsdann ward auch eine Bowle, aber nicht wie jetzt aus Rheinwein, Champagner und Ananas, sondern aus Medoc — wenn es fein konnte Pontac — geviertheilten und gerösteten Pomeranzen, mit gleichfalls gerösteter Rinde von grobem Brod, recht reichlich gegeben. Kuchen und sonstige Leckereien wurden aber jedenfalls im Hause selbst bereitet, und mindestens an dem Tage vor einer solchen Fête war die Hausfrau und alle dazu tauglichen Hände bei diesem wichtigen Geschäfte in bedeutender Arbeit. Solch eine große Abfutterung kam indessen höchstens alle Jahr nur einmal vor, und wenn die benachbarten Herrn sich außerdem Nachmittags zu einer gemüthlichen Partie L'hombre oder Solo besuchten, so geschah dies nur bei dem Genuß eines Glases Bier, einer Pfeife Taback, und höchstens eines ganz gewöhnlichen Abendbrodes.

Wenn nun, wie vorstehend gezeigt worden ist, die Einnahmen aus den Landgütern nur gering, so waren es die Ausgaben nicht minder, und standen vielleicht in einem richtigeren gegenseitigen Verhältniß als jetzt, wo die unleugbar sehr gestiegenen Einnahmen doch öfters von den Ausgaben überstiegen werden. Steuern, Abgaben und Wirthschaftskosten waren dazumal nur mäßig, und Letztere um so mäßiger, als ein bedeutend großer Theil derselben durch die von den zum Gute gehörigen Bauern, und in den von diesen zu machenden Spann- und Handdiensten, unentgeldlich geleistet werden mußte. Wenn es mitunter auch vorkam, daß kein Geld im Hause war, so ging die Wirthschaft doch ungestört ihren ruhigen Gang fort, ohne daß es dieserhalb nöthig gewesen, neue Schulden oder Nothverkäufe zu machen. Als alleinige Ausnahme von dieser Einfachheit konnte man einen oft recht beträchtlichen Vorrath von massivem und schwerem Silbergeschirr annehmen, und nicht selten mochte man, besonders in adligen Häusern, neben den gewöhnlichen Löffeln, Gabeln und Messern auch silberne Terrinen, Waschschüsseln ꝛc. von bedeutendem Werth vorfinden. Bei weitem die mehrsten dieser alten und kostbaren Familienstücke gingen aber nach dem Tilsiter Frieden durch die damals auferlegte Silberstempelung und Steuer verloren. In späterer Zeit ist bei zunehmendem Wohlstande zwar manches schöner, aber selten etwas Solideres und Werthvolleres wieder angeschafft werden.

In Beziehung auf den Umgang war der Landadel von 1806 ziemlich exklusiv, und es erstreckte sich derselbe hauptsächlich nur auf gleiche Standesgenossen; gebildete Pastoren und Oberförster, hauptsächlich aber die Ersteren, machten jedoch eine Ausnahme, welches wohl daher kam, daß die Mehrzahl derselben früher bei ihren gegenwärtigen Patronen Hauslehrer gewesen waren, von diesen hernach eine Pfarre erhalten, und dadurch ihre sichere Stellung als Mitglied der Familie entweder beibehalten, oder mit der eines Hausfreundes vertauscht hatten. Im Allgemeinen waren es denn auch, wenn auch gewiß keine großen Gelehrten und Kanzelredner, aber doch gute und anspruchlose Männer. Dahingegen blieben hiervon die Gutspächter fast gänzlich ausgeschlossen, und wenn gewiß der Landadel dazumal auf keine große wissenschaftliche Ausbildung Anspruch machen konnte, so war dies doch bei den Pächtern in noch weit geringerem Maße der Fall, und ich habe mehrere gekannt, die kaum lesen und schreiben konnten. Wenn es indessen vollkommen in der Wahrheit beruht, daß gemeinsames Unglück weit eher den Menschen zu milderen Gesinnungen und zur Annäherung führt, so fand dies auch in vollem Maße während der traurigen Jahre 1806 und 1813, die einen Jeden ohne Unterschied gleich hart trafen, und wo nachbarliche Hülfe und Beistand weit mehr wie sonst gebraucht wurde, Anwendung. Aber eine noch weit größere Annäherung — man kann eigentlich wohl sagen Verschmelzung aller Stände — fand durch die Freiheitskriege 1813 bis 1815 und namentlich durch die Errichtung der freiwilligen Jäger-Detachements statt. Hier trug ein Jeder denselben Rock, ein Jeder that dieselben Dienste, und ein Jeder ertrug dieselben Strapazen. Rang, Stand und Reichthum verschwanden hier vollständig, und man sah, ohne Murren und ohne Klage, den Sohn eines reichen Grafen, einen schon angestellten höheren Beamten oder Lehrer, und kurz die Mitglieder der höchsten Klassen, mit einem Kaufmannsdiener, einem Handwerker und selbst einem Pferdeknecht aus einem Feldkessel essen und in einer Hütte schlafen. Je höher der Stand und je größer der Reichthum, um so bedeutender waren auch die hier gebrachten Opfer, und obgleich dies dazumal gern und gebührend anerkannt wurde, so scheint dies doch jetzt mehr und mehr in Vergessenheit zu gerathen, und anstatt blos fünfzig Jahre zurückzugehen, um sich an die Verdienste der damaligen höhern Stände zu erinnern, geht man jetzt lieber vierhundert Jahre zurück, um eine Veranlassung zum Tadel gegen die Vorfahren derselben zu suchen, und ihn auf die jetzt lebende Generation zu übertragen. Wären die jetzt so Schmachsüchtigen im Stande, ihre Voreltern aus der Feudalzeit namhaft zu

machen, so würden sie gewiß Manchen darunter finden, auf den sie nicht Ursache haben würden stolz zu sein! —

Der Fahnenjunker von Zedlitz.

(Von Georg Hiltl.)

Ein Flammenkreis schloß die kaiserliche Haupt- und Residenzstadt Wien am 22. September des Jahres 1529 ein. Es waren die brennenden Vorstädte, welche der Befehlshaber, der greise Held Graf Niklas Salm, dem Verderben geweiht hatte, um dem Feinde jede Möglichkeit sich fest setzen zu können, abzuschneiden. Suleiman der Große, in der That einer der größten Männer seiner Zeit, war mit den zahlreichen Schaaren seiner gefürchteten Krieger vor Wien erschienen, diese alte, gewaltige Stadt, das erprobte Bollwerk der Christenheit, zur Uebergabe auffordernd oder Vernichtung drohend. Das Kreuz wankte vor dem Halbmonde. Welche furchtbaren Angriffe, welche beispiellose Tapferkeit im Zurückschlagen derselben! Wien und seine Männer haben zweimal die Civilsation gerettet, deren Zeichen das Kreuz ist. — —

Um den in der Stadt eingeschlossenen Kriegern sogleich einen Vorgeschmak der blutigen und schweren Arbeit beizubringen, welche ihrer wartete, stürmten die Türken schon am 23. September mit ungeheurer Wuth und drangen bis in die Vorstadt St. Marx. Die Sturmglocke rief die Vertheidiger zusammen; dem Angriff energisch zu begegnen, ward ein Ausfall auf die, sich in den Ruinen der abgebrannten Vorstädte festsetzenden Feinde befohlen. 500 Kuirassiere unter dem Commando des Grafen Hardeck stehend, rasselten, in ihre Eisenkleider gehüllt, herbei, die aufs Neue sich sammelnden Volukbossen zurückzuwerfen. Dem glänzend gewappneten Zuge vorauf ritt der Cornet und Fahnenjunker, Freiherr Christoph von Zedlitz, in seiner Linken die Fahne, mit seiner Rechten das blanke „Reutschwerdt zu anderthalber Faust" schwingend. Der Freiherr von Zedlitz stammte aus dem alten, schlesischen Geschlechte Derer von Zedlitz, und zwar von der Linie Buchwald im Schweidnitzischen, welche sich Zedlitz-Giersdorf nannte. Er war berühmt seiner Schönheit, Körperkraft und Gewandtheit wegen, durch welche Eigenschaften er schon 1527 unter Ferdinand I. in Ungarn und später auf dem Turniere zu Stuhlweissenburg geglänzt hatte.

Der Cornet von Zedlitz trug einen ganzen Feldharnisch. Das heißt: er steckte von der Sohle bis zum Scheitel in Eisen oder vielmehr Stahl. Der Harnisch gehörte zur Gattung jener schönen Rüststücke, welche gewöhnlich Mailänder-Rüstungen*) genannt werden. Die Kunst der Anfertigung dieser prachtvollen Schutzwehren bestand in der hohen Treibung des Stahles durch den Hammer, der die Platten, in hunderte der feinsten Facetten ausarbeitet, das Brustsstück, die Gelenkschienen, die Kniebuckeln, den bequemen und sicheren Helm, kunstvoll und fest in bauchige Formen brachte, welche dem Stoße oder Hiebe des Gegners trotzten und das Haften einer Waffe fast unmöglich machten. Außerdem besitzen diese Harnische den großen Vortheil, daß jede Bewegung mit ihnen ausführbar ist und daß vier oder fünf sinnreich angebrachte Schrauben, deren Köpfe durch sogenannte „Muttern" gewahrt werden, den ganzen Harnisch öffnen, wieder schließen und zusammenhalten. — Der Reiterhaufe näherte sich mit großer Schnelligkeit dem Feinde, der ihn schon aus einiger Entfernung mit Hakenschüssen begrüßte, die hinter den Ruinen der Häuser aufblitzten. Ohne sich irre machen zu lassen stürzten die Kuirassiere auf ihre Gegner mit einer durch die Schwere ihrer Bewaffnung verdoppelten Wucht, so daß allgemeine Flucht der türkischen Schaar die Folge dieses heftigen Angriffs sein mußte. Rechts und links fielen die Söhne Muhammeds unter den vernichtenden Streichen der christlichen Schwerdter; Cornet von Zedlitz immer der Erste voraus, hatte bereits einen Roßschweif erobert, als plötzlich im Rücken der tapfern Schaar ein heftiges Feuer der Feinde knatterte. Durch ihre Hitze zu weit vorgetrieben, hatten die Kuirassiere nicht bemerkt, wie der Feind, hinter den Ruinen entlang schleichend, sich zwischen ihnen und der Stadt postirt hatte, während er sie mit überlegner Macht in der Fronte angriff. So sehr die Führer sich auch bemühten, den unvermeidlichen Rückzug in möglichster Ordnung antreten zu lassen, war dennoch bald eine allgemeine Verwirrung eingetreten, hervorgebracht durch das Stürzen einiger Reiter. Unter diesen Gestürzten befand sich auch Cornet von Zedlitz. Da er, in den Kampf verwickelt, zur Umkehr sich nur sehr schwer bewegen ließ, mußte er nothwendiger Weise einer der Letzten sein, und kaum sank er mit seinem Pferde zu Boden, als er sich auch schon von feindlichen Reitern umgeben sah, welche mit Säbeln, Aexten und Streithämmern alle Theile seines Körpers in sehr energischer Weise bearbeiteten. Am Boden, unter seinem Pferde liegend, blieb dem braven Freiherrn Nichts weiter übrig, als sich seine Peiniger durch furchtbare Stöße mittels seines rechten geharnischten Beines auf der einen Seite vom Leibe zu halten, während sein Schwerdt weite Kreise beschrieb, die unwillkommenen Gäste zu verscheuchen. Glücklicher Weise hatte der Cornet sein Visir herabgelassen und konnte sich außerdem auf die von seiner Linken umklammerte Fahnenstange stützen. An dieser sich immermehr aufziehend, gelang es ihm endlich, sein linkes Bein unter dem Leibe des Rosses hervorzubringen und so mit der Gewandtheit eines Turnes ersten Ranges sich aufzurichten. In diesem Augenblicke jagte einer seiner Kampfgenossen Namens Wilhelm Overbek an ihm vorüber, und Zedlitz benutzteine günstige Wendung, demselben die Fahne zuzuwerfen, damit das Heiligthum nicht in die Hände der Ungläubigen falle. Overbek fing die ihm zugeworfene Stange auch glücklich auf, hieb sich durch die Feinde und kam wohlbehalten in der Stadt an, woselbst er seine Fahne niederlegte. Nicht so erging es dem Cornet von Zedlitz und sechs anderen seiner Gefährten. Unfähig, der gewaltigen Masse zu widerstehen, wurden sie bald überwältigt und entwaffnet. Das erste grauenhafte Schauspiel, welches ihrer wartete, war die Niedermetzelung der im Spitale zu St. Marx befindlichen Kranken. Eine Anzahl türkischer Soldaten hieb 14 in Betten liegenden Hospitaliten die Köpfe ab. Die Gefangenen mußten es ferner mit ansehen, wie die Leichen von dreien ihrer gefallenen Kameraden ebenfalls durch Abhauen der Köpfe verstümmelt wurden. Die Häupter wurden nun auf Lanzen gesteckt und Zedlitz so wie seine Genossen gezwungen, diese entsetzlichen Trophäen dem Zuge vorauf zu tragen, der dem Sultan entgegen ging, welcher soeben von Bruck an der Leitha her im Anmarsch war. (Forts. folgt.)

*) Und zwar mit Unrecht. Obgleich Italien in kunstvollen Waffenschmiede-Arbeiten ganz besonders sich hervorthat, sollte man die resp. Harnische weit eher: Maximilianische nennen, da sie offenbar durch Kaiser Maximilian I. eingeführt und von ihm auch wohl angegeben wurden. Deutsche Arbeiten dieser Art haben keinen Vergleich zu scheuen. Die berühmte Waffensammlung Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen enthält vier vollständige Harnische dieser Art, unter denen sogar eine Pferderüstung. Alle vier Exemplare gehören zu den schönsten Erzeugnissen dieser herrlichen Art der Waffenfertigung.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 22. October 1862. Nr. 43.

Das Vitzthum'sche Gymnasium in Dresden.

Motto: „Habt frisches Salz bei Euch und Frieden untereinander."
(Marcus 9, 50.)

Am 16. October war es ein Jahr, daß genannte Schul-Anstalt in Dresden eröffnet wurde. Ihre Entstehung verdankt sie dem am 24. September 1638 vollzogenen Testament des um den künftigen Flor seines Geschlechts liebevoll vorsorglichen Rudolph v. Vitzthum, gestorben 1639, als der Letzte aus dem (Vitzthum-) Apolda'schen Hause. Christoph v. Vitzthum-Eckstädt, (Stammvater der jetzigen gräflichen Linie derer Vitzthum v. Eckstädt), der Vetter und Adoptivsohn des Testators, wurde dessen Universalerbe. Das Dresdener Männerhospital, fünf Kirchen und zwei Stadtschulen erhielten letztwillige Schenkungen; alle bei kurfürstlicher Kammer stehenden Capitalien und fälligen Zinsen aber bestimmte der Erblasser als Prälegat zur Begründung und Erhaltung eines Vitzthum'schen Geschlechts-Gymnasiums, in welchem die männlichen Nachkommen von drei speciell benannten Vitzthum(b)'s-Eckstädt vom zehnten bis zum neunzehnten Jahre vollkommen frei erzogen werden sollten. Wenn weniger als zwölf dergleichen Knaben vorhanden wären, so könnte diese Zahl durch andere Verwandte ergänzt werden. Hochherzig über jeden Kastengeist erhaben, wollte der edle Wohlthäter die Vortheile seiner Stiftung nicht auf die Mitglieder seiner Familie beschränkt wissen; denn er begründete auch eine Anzahl Freistellen für arme Knaben bürgerlichen Standes. — Für je zwei Schüler wurde ein Famulus bestimmt, und der Erbe Christoph v. Vitzthum-Eckstädt zum Director des Gymnasiums erklärt, „weil durch ihn das Werk löblich und wohl fürgeschlagen worden." Des Letzteren Nachkommen habe nach dem Recht der Erstgeburt das Directorium zu verbleiben. —

Die Drangsale eines langwierigen Krieges hatten Sachsens Finanzen der Art erschöpft, daß die zur Stiftung des Gymnasiums bestimmten Gelder nicht erhoben werden konnten. Die kurfürstliche Kammer ertheilte 1682 einen „Vigilanzschein."

Dies war Alles, was Christoph Vitzthum für die projectirte Stiftung zu erlangen vermochte. Seines Sohnes wiederholtes Ansuchen um Zahlung blieb ebenfalls erfolglos.

Der gerechtigkeitsliebende Kurfürst Friedrich August anerkannte, in Folge Immediat-Vorstellung des General-Lieut. Grafen Vitzthum-Eckstädt, im Jahre 1784 die Forderung der Familie. 1793 erfolgte der Abschluß eines Recesses. Fünf Jahre später bestimmte ein Regulativ die Verwendung der Stiftungseinkünfte bis zur Ausführung der testamentarischen Bestimmung. Die Zahl der Vitzthum'schen Knaben war zur Zeit gering; die Mittel zur Errichtung eines Gymnasiums reichten nicht hin. Man zahlte daher an die Betreffenden Erziehungsstipendien von 300 Thaler jährlich und an einige Bürgerliche, welche mit den Vitzthum'schen Stipendiaten zugleich den Studien oblagen, 150 Thaler; die majorennen männlichen Vitzthums erhielten 10,000 Thaler als Entschädigung für die ihnen entgangenen Stiftungsgenüsse. Die Ueberschüsse sollten zur Vermehrung des Gymnasialfonds zinstragend angelegt werden.

König Friedrich August von Sachsen erklärte sich ausdrücklich für den buchstäblichen Vollzug der testamentarischen Anordnung. Die im Jahr 1820 deshalb eingereichten Pläne beanspruchten einen mit der Zahl der Stiftungsberechtigten nicht im Einklang stehenden Kostenaufwand. Man verband daher (mittelst Königlichen Rescripts vom 16. Juli 1828) das sogenannte „Vitzthum'sche Gymnasium" provisorisch mit der kurz zuvor ins Leben getretenen Privat-Erziehungs- und Lehr-Anstalt des Dr. Blochmann. Letztere ging 1851 in die Hände von Blochmann's Schwiegersohn über; derselbe kündigte im Mai 1861 dem Administrator der Vitzthum'schen Stiftung seine Stelle als Director der Vitzthum'schen Stiftungsschule und gab seine Privatanstalt auf.

Das Vitzthum'sche Gymnasium tritt nun in seine zweite Phase; seine eigentliche Existenz begann jetzt erst. Es entstand etwas Ganzes und Selbstständiges. Achtzehn stiftsmäßige Schüler waren eine zu geringe Zahl für das Bestehen einer eigenen Lehranstalt; man beantragte und erhielt deshalb von hoher Stelle die Berechtigung zur Annahme von Pensionairs und Extraneers; gleichzeitig wurde die Vitzthum'sche Stiftsschule dem Styl sächsischer Gymnasien coordinirt.

Aus den Mitteln der Stiftung sind das Grundstück, die Lehrmittel, Sammlungen und Mobilien des ehedem Blochmann'schen Instituts käuflich erworben worden.

Am 16. October 1861 schon konnte das —, wie erörtert seit 223 Jahren projektirte, Vitzthum'sche Gymnasium Thatsache werden, ein schönes Denkmal echt adligen Sinnes, echt deutscher Treue und fürstlicher Gerechtigkeit.*)

Der längst verstorbene Stifter war, durchdrungen von der Erkenntniß, daß das Gedeihen einer Familie weit mehr gefördert und gesichert werde durch eine Geist und Herz veredelnde Erziehung und Bildung, als durch unmittelbares und bedingungsloses Vererben eines anfänglich und scheinbar großen, nur Wenigen zu gut kommenden Vermögens. Nach den

*) So bezeichnet es Graf Herrm. V. v. E. (Königl. sächsischer Kammerherr), derzeitiger Administrator der Vitzthum'schen Familienstiftung, in der Eröffnungsrede. Die speciellen Nachrichten über das in Rede stehende Schulinstitut verdanke ich seiner Güte und übergebe ein mir freundlichst überschicktes Gymnasialprogramm pro 1862 dem Bureau des hohen Ordens. Gr. Lippe.

Worten der Stiftungs-Urkunde sollen die Knaben „in der reinen evangelisch-lutherischen Religion wohl informiret, dann zu allen Tugenden angehalten und in freien Künsten, frembden Sprachen, adelichen Exercitien dermaßen geübet werden, daß hierunter zuvörderst Gottes Ehre, der Kirchen und gemeinen Vaterlands Aufnehmen und insgemein ein solches Exempel dargestellt werde, deme zu folgen und ein Gleiches an die Hand zu nehmen, andere adliche Geschlechter ein begieriges Verlangen haben mögen."

Die äußere und innere Einrichtung dieser Anstalt hält in vortheilhafter Weise die Mitte zwischen der Einförmigkeit eines großen Alumnats und der Einseitigkeit des Privat-Unterrichts in der Familie. Die durch Geburt, Erziehung, Geistes- und Gemüthsanlagen sehr verschiedenartig gestaltete Beschaffenheit eines Jeden der Fundatisten wie Pensionaire wird berücksichtigt. Eine gewisse Anzahl Zöglinge ist einem Tutor übergeben, dem es obliegt, der freien, ordnungsmäßigen Entwicklung ihrer Tugenden zur Seite zu stehn, in geistiger wie sittlicher Beziehung fördernd, rathend, warnend, helfend. Als Stellvertreter der Aeltern und Angehörigen unterhalten die Tutoren mit diesen dauernden Verkehr.

Jedes Gymnasium ist eine Vorhalle zum Tempel der Wissenschaft, eine Vorschule der Universität. Bei den Griechen bezeichnete das Wort Gymnasium die Schule der Körperübung, in welche erst später, sehr untergeordnet, das Element geistiger Bildung trat. Göthe spottete darüber, daß bei uns die Einrichtung der Sache grade umgekehrt wäre. Er nannte das Gymnasium einen Ort, „wo die Jugend versitzt, wo der Körper verdirbt."

Der Schüler steht nur mit einem Fuß in der Bücherwelt, mit dem andern im praktischen Leben. Wenn er seinen Bildungs-Kursus beendet hat, soll er gesund und fröhlich gedeihn, als Bürger oder Beamter mit Erfolg und ausdauernd zu arbeiten und zu erwerben vermögen. Wie wäre dies möglich, wenn die gelehrten Schulen Treibhäuser sind, in denen Riesen des Geistes erwachsen — mit krankhaften Pygmäennaturen. In der Körperpflege liegt die materielle Wurzel geistiger Kraft. Je mehr man der studirenden Jugend Gelegenheit bietet zur Erholung und Erfrischung des Geistes, der Nerven und des Unterleibes, desto intensiver tritt Frische und Lebendigkeit in das wissenschaftliche Streben. Auch nach dieser Richtung hin wird im Bitzthumschen Gymnasium eine angemessene Mitte gehalten zwischen Arbeit und Ruhe, Körper- und Geistes-Exercitien.

Des Rectors (Professor Dr. Scheibe) lateinische Rede bei dem öffentlichen Ostereramen enthält Erörterungen über die Ursachen, warum die öffentliche und gemeinsame Erziehung einen größern Einfluß auf das Aneignen von Wissenschaften habe, als die häusliche und private. Es sei gestattet, Einiges davon hervorzuheben: „Die Abgeschlossenheit eines Alumnats fördert die Sammlung des Geistes. Die Genossenschaft und Lebensgemeinschaft der Schüller ruft edlen Wetteifer hervor. Immerhin bietet auch die sogenannte offne Schule Gelegenheit zur Nacheiferung, im Alumnat aber ist sie vollständiger: ein Vergleichen der Leistungen (der Arbeiten und des Arbeitens) erfolgt hier leicht und genau. Der Alumne hier sieht in jedem seiner Gefährten einen Nebenbuhler. Bei der gemeinsamen verrichteten Arbeit entsteht eine gewisse, löbliche uneinige Einigkeit. Eine sorgsame und fortgesetzte Leitung weist diesem dauernden Wettkampf die gehörige Ordnung und das ersprießliche Maaß zu. Die mittelmäßig begabten Schüler sind in der Mehrheit. Ihnen muß die Kunst der Arbeit und Betriebsamkeit gelehrt werden, damit sie nach Erkenntniß ihrer Schwäche und Irrthümer auf dem richtigen und kürzesten Wege zum gemeinsamen Ziel gelangen. Der ohne Aufsicht arbeitende Schüller erlahmt bei einer ihm schwierigen Arbeit, wenn es ihm an Hülfe gebricht; wohl auch wendet er sich trügerischen Bundesgenossen zu; fällt ihm das Arbeiten leicht, nun so eilt er schnell damit zu Ende; flüchtiges Wesen wird zur Gewohnheit. — Das Lernen will gelernt sein. Nicht vielerlei soll man wissen, sondern viel. „Wer überall (in allen Wissenschaften) sich zu Hause wähnt, ist nirgends zu Hause." (Seneca.)

Außer dem Rector ertheilen 9 ordentlich angestellte und 7 außerordentliche Lehrer den Unterricht. Die dem Gymnasial-Programm einverleibten biographischen Nachrichten von den 10 ersteren geben Zeugniß, daß der Stiftsadministrator die Lehrkräfte unter Männern getroffen, welche sich in der Wissenschaft wie im Leben mannigfach bewährt und versucht. Grade auf diesen günstigen Umstand möchte Schreiber die Aeltern und Vormünder aufmerksam zu machen sich erlauben, als auf einen Vorzug, der sich ergänzt durch die kosmopolitische Verschiedenheit des Schülerpersonals.

Uneinige Deutsche lernen friedlich neben einander wohnen und mit Polen, Russen und Engländern freundschaftlich verkehren. Die Zahl der Bürgerlichen kömmt der der Adligen beinah gleich; die gesammte Schülerzahl bechifferte sich Ostern 1862 mit 64, von denen nahezu die Hälfte im Institut wohnen; unter letzteren: 3 Grafen Bitzthum, 14 andere Adlige und 4 Bürgerliche, stiftungsberechtigt. Der Pensionspreis für einen Zögling des Internats beträgt jährlich 360 Thaler in Vierteljahrsraten pränumerando zahlbar; außerdem 5 Thaler zur Bibliothekskasse und bei Ertheilung des Maturitätszeugnisses desgleichen; Bücher, Schreibmaterial, Kleider ꝛc. sind außerdem zu beschaffen. Schulgeld für Extraneer, die Nicht-Sachsen, 100 Thaler; Gesang-, Fecht-, Exercirübung und Tanzstunden werden besonders honorirt (10 Thaler für das Halbjahr).

Dem deutschen Adel sei diese Pflanzstätte genannt und zur Beachtung empfohlen. Wer für gute Schulen sorgt, der erbauet die Zukunft. Möge des hochherzigen Stifters Hoffnung erfüllet werden, daß sein Beispiel Nachahmung finde und andere adlige Geschlechter durch Hinzutritt mit Fundationen, gleichmäßig wie die Bitzthums, für ihre Nachkommen und den Staat in gemeinnütziger Weise erhaltend und erweiternd Sorge tragen.

Ernst Graf zur Lippe-Weißenfeld.

Gustav Werner.

(Aus den Blättern für das Armenwesen. Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg.)

(Fortsetzung.)

Es bleibt uns noch Einiges zu berichtigen über die innere Wesenheit und Einrichtung der Werner'schen Genossenschaft. Alle Anstalten zusammen bilden eine Genossenschaft, in der jedes Mitglied rein für das Ganze lebt und vom Ganzen den Lebensunterhalt empfängt. Damit die Vielen, welche an diesen Werken der Liebe sich bethätigen wollen, ohne doch in die Anstalten einzutreten, sich mitbetheiligen können, werden unterschieden: Solche, die, ihre ganze Kraft und Zeit dem Dienste des Vereins widmend, in die Haupt- oder eine Zweiganstalt sich aufnehmen lassen, und Solche, welche, in ihrem häuslichen Kreise und Berufe verbleibend, die Zwecke des Vereins nach Kräften zu erfüllen streben und zu diesem Behufe regelmäßige Beiträge geben. Beiderlei ordentliche Mitglieder verpflichten sich für Anlehen, die dem Vereine gegeben werden, zur solidarischen Bürgschaft. Außerordentliche Mitglieder sind solche, welche ein jährliches, unverzinsliches, aber ihnen gut geschriebenes Anlehen von mindestens 5 Fl. entrichten. Zur richtigen Beurtheilung dieses klar ausgeprägten christlichen Socialismus ist die Entstehung der ganzen Einrichtung

genau im Auge zu behalten. Es iſt eben urſprünglich eine Rettungsanſtalt, deren Zöglinge herangewachſen, freiwillig in derſelben bleiben und in Liebe für ſie arbeiten und leben. Ein ſchwieriges Problem ergab ſich Wernern dadurch, daß durch den Frieden und das Wohlbehagen, die wirklich ſpürbar das Mutterhaus durchwehen, und durch die mit wunderbarer Kraft feſſelnde Beredſamkeit und Perſönlichkeit Werners angezogen und feſt gehalten, mehr und mehr Erwachſene (wirklich in einer Anzahl, über die wir in unſern Verhältniſſen erſtaunen müſſen,) ja geradezu auch Familien als Hausgenoſſen ſich meldeten und einverleibten. In welches Verhältniß ſollten dieſe Einzelnfamilien zur großen Geſammtfamilie treten? Werner bekennt offen und ehrlich, daß die Löſung dieſer Aufgabe viele Anfechtungen und Kämpfe mit ſich geführt habe. „Es mußte nach beiden Seiten das Richtige herausgefunden werden, daß der Gemeinſchaft wie der Familie ihre Gebühr gegeben werde; bald drohte die Gemeinſchaft den Rechten der Familie Eintrag zu thun, bald hatte ſie ſelbſt von den Anſprüchen der Familie Beeinträchtigung zu befürchten.“ Er freut ſich deſſen, daß ernſtes Streben, redlicher Wille dieſe Schwierigkeiten ziemlich überwunden haben. So bilden denn z. B. die beinahe 600 Perſonen in Reutlingen eine große Familie; die 160 Erwachſenen ſpeiſen zuſammen in einem großen Saal. Werner und ſeine ſehr wackere Frau ſind „Vater und Mutter“ und ſpeiſen mit Allen. Der Hausvater verrichtet das Tiſchgebet; nach dem Eſſen ſtimmt er einen Choral an und lieſt ein Kapitel vor. In ſeiner Abweſenheit thut ſolches ſein Stellvertreter. Die Kinder, ſowohl die der Anſtalt, als die der Einzelfamilien ſpeiſen, arbeiten, lernen, ſchlafen, in gehörige Klaſſen abgetheilt, unter Leitung und Aufſicht eines hinreichend zahlreichen Lehrer- und Aufſeherperſonals zuſammen. Die Ehepaare, die in die Gemeinſchaft eintreten, haben ihre eigenen Zimmer in den Anſtaltsgebäuden. Uns ſcheint, ehrlich geſtanden, hier eben doch der krankhafte Punkt alles, auch des chriſtlichen Socialismus, an den Tag zu treten: das einzelne Familienleben wird allzuſehr aufgelöſt im Leben der Geſammtfamilie! Das aber iſt allerdings zugegeben, daß durch die Geſammtfamilien auch die Kinder der Einzelfamilien eine in mancher Hinſicht viel beſſere Erziehung erhalten, eine viel chriſtlichere Zucht genießen, als dies in mancher verwahrloſten und innerlich eigentlich auch ſehr gelöſten Familie von Fabrikarbeitern der Fall iſt.

(Schluß folgt.)

Dſchem-Ramad der Unſtäte.

Novelle aus der Ordensgeſchichte von A. E. Brachvogel.
(Fortſetzung.)

Die Golams hatten am nächſten Abend die Runde gemacht, um ſich von der Anweſenheit aller Glieder des Hofſtaats und der Familie Dſchems zu überzeugen. Die Sonne ſank, im Park war es faſt Nacht, es war das Signal des Rendezvous. Zoë war bei Laila, die Pflege und Beſorgniß der Mutter jetzt mehr in Anſpruch nahm. Sakirſad wußte durch Ruſtum, daß Dſchem im Begriff war, den Legaten wiederum zu empfangen.

Beide Frauen, die Prinzeſſin und die Amme, in weite Gewänder gehüllt, ſchlichen durch die Thurmthür in den Garten, unter den Schatten des Laubes hinweg nach dem Park, in welchem es bereits ganz finſter geworden. Die Schlüſſel, von Sarah eingeſchmuggelt, paßten. — Leiſe, geräuſchlos öffnete ſich das Pförtchen. Während Chanſade im Dunkel der Bäume zurück blieb, trat Sakirſad in die Thür und lugte nach dem Friedhofe.

In derſelben Zeit, zwiſchen den Gräbern hinſchreitend nahte ſich ein Mann, gehüllt in den grauen Filzmantel der griechiſchen Reiter, der Ordens-Spahis.

„Es kommt ein Mann! Er wird es ſein!“ —

„Allah kerim, khana ma khana,*)“ hauchte Chanſade. „Iſt er es wirklich, Sakirſad?“ —

„Ich will es bald erfahren. Halte Dich ſtill, meine Tochter.“ —

Wirklich nahte ſich Aubert de Mortemar in der bezeichneten Tracht. Sein Gewiſſen war beruhigt, er wußte nun, daß er ſeine Pflicht nicht verletzten werde. Für den Fall der Noth hatte er ein leichtes Schuppenhemd angelegt und das Schwert wie der Dolch der Gottesgnade hing an ſeiner Hüfte. — Als er die Pforte halb geöffnet erblickte, trat er heran.

Sakirſad erſchien in der Oeffnung. „Wer biſt Du?“ fragte ſie leiſe in der lingua franka, die ſeit den Kreuzzügen unter den Moslems ebenſo gebräuchlich geworden, wie im modernen Deutſchland das Franzöſiſche.

„Laß' mich zur Sicherheit erſt fragen, wer Du biſt!“ erwiederte er flüſternd.

„Sieh im Mondſtrahl mein ſchwarzes Geſicht, ich bin die nubiſche Amme.“

„Und ich bin Der, welcher von Locke und Schnur gerufen ward!“

„Es iſt recht. Tritt in den Schatten und warte, bis ich Dir zum Eintritt winke.“ Sie wandte ſich zurück und legte die Thür an.

„Er iſt es Kind, faſſe Dich ſchnell! Nur wenige Augenblicke ſind uns gegönnt. Wir müſſen zurück, ehe man uns vermißt!“

„Allah, Allah, mein Herz bebt, ich meine, ich ſterbe!“ Chanſade zitterte am ganzen Leibe. So lange, ſo heiß erſehnt war dieſer Moment, mit einer Wildheit erhofft, wie ſie die Töchter des Nordens nicht kennen. Nun, da er gekommen, durchflog ſie ein Schauer von Scham und Bangigkeit, eine Todesangſt und ein Wehe, wie deren in kälteren Zonen ein Weib kaum fähig iſt.

„Ich muß ihn rufen, Kind, die Sekunden verfliegen!“ —

„Gott iſt Gott! — Mag — er denn kommen!“ Sie hielt ſich wie in einer Anwandlung von Ohnmacht an dem Stamm einer hohen Fächerpalme feſt, als Aubert leiſe durch die Pforte hereinſchlich. — Er blieb lautlos ſtehen. Sein Blick fiel auf die zarte Mädchengeſtalt, von dünnen Gewändern umfloſſen, vom hellen Sternenſtrahl geküßt.

„Herrin,“ flüſterte Sakirſad, „blick auf, er iſt da!“

Chanſade regte ſich nicht. Ihr verhülltes Haupt hatte ſie in den Arm gepreßt, als ſcheue ſie ſich, wie ein Kind.

Da umfaßte ſie Aubert leiſe. Als wäre ſie elektriſch berührt, wendete ſie ſich um, bebend, funkelnden Auges, legte ihre Hände auf ſeine Schultern, ſtarrte ihm in's Geſicht und flüſterte: „Biſt Du es wirklich, kommſt Du zu Deiner Sklavin, Herr?“ —

„Ich komme, Chanſade, Dein Leben zu erretten, Dich zu bitten, Mädchen, mir zu Liebe es zu erhalten, denn was iſt Liebe — ohne Hoffnung?„

Da warf ſie den Borgo über's Haupt, zeigte ihm ihr ſchönes, glühendes Angeſicht und jauchzte unter Thränen. Aber, als

*) „Was geſchehen muß, geſchehe!“ — ein Koran-Spruch.
D. B.

würde sie plötzlich inne, welche Kluft der Sitte sie übersprungen, schmiegte sie sich schamhaft an seine Brust und preßte ihr Gesicht in die Falten seines Mantels.

„Wenn Du mich liebst, Chansade, höre mich, denn ehe wir uns wiedersehn, kann eine lange, bange Frist verstreichen!"

„Nein, ich will Dich nicht hören, mein Herz, mein Leben! Nicht hören, sondern mit Küssen ersticken, bis Du mir gesagt hast, daß Du mich liebst!" —

„Wäre ich sonst hier? — Ich liebe Dich unsäglich und habe heißes Weh gelitten bis zu dieser Stunde! — Aber ich liebe Dich, Kind, wie ein Edelmann seine Dame, voll tiefer Ehrfurcht, scheu und strenge, bis Du vor Gott mein Weib sein darfst. Ich liebe Dich, wie ein Christ vermag, denn Du wirst neben mir stehen einst vor Gott, und ich will, daß unsre Seelen dann rein erfunden werden! Willst Du mein Weib, willst Du einst Christin sein?"

„Ich will's! — Ich will Alles, Herr, wenn ich Dich ewig haben soll, wie Ihr lehrt!

„Dann bist Du's auch im Geist von dieser Stunde an!" Er küßte sie. „Ist unsre Liebe groß und edel, wird auch der Ewige uns schon auf Erden zusammenfügen. Erhalte Dich mir und sei fröhlich in der Erinnerung und Hoffnung!"

„Wie lange soll ich warten, Licht meiner Augen?!" —

„Bis Dein Vater Rhodos verlassen hat, oder — bis zum Tode; leb' wohl!"

„Willst Du schon fort? — So rasch? — O bleib, hab' Erbarmen!"

„Ich muß gehn, Deine wie meine Ehre gebietet es. So lange Dein Vater in Rhodos weilt, darf ich Dich nicht wiedersehn!"

„Ach ein Andenken, eine Locke gieb mir von Deinem Haar daß ich weiß, ich habe Dich wirklich!" —

Da zog Aubert die Gottesgnade, schnitt seine lange, wallende Stirnlocke ab und reichte sie ihr. „Denke dabei an mich und hoffe!" — Er preßte sie im Kusse noch einmal stürmisch an sich, — eine Sekunde später war er jenseits der Pforte, welche Sakirsad eilig schloß. — Wie Gespenster huschten die Frauen unter den Bäumen hin nach der Zenahna. — Als Chansade unter den Rumuk schlüpfte barg sie Auberts Locke auf ihrer klopfenden Brust. „Ich habe ihn, er ist mein! Ewig, ewig!!" — Berauscht von Liebeswonne schlief die Rose von Turkestan ein. — — —

Welch' ein Umschlag aller Dinge war erfolgt, seitdem Dschem in Rhodos vor kaum einem Vierteljahr eingezogen! Er selbst nicht nur, Jedermann wünschte jetzt seinen Abgang, oder sah denselben doch gleichgültig an. Auch d'Aubusson, als Mortemar ihm seine Unterredung mit Sarah mitgetheilt hatte, und statt früherer allgemeiner Gerüchte jetzt durch den Juden Musa die sichersten Beweise von Travignas heimlichen Zusammenkünften mit Dschem erhielt, faßte einen letzten energischen Entschluß, um so mehr, als er erfahren, ein italienisches Fahrzeug habe eben dem Cardinal wichtige Depeschen überbracht, und zu besorgen war, daß Dschem auf demselben heimlich nach Rom entweiche.

D'Aubusson rief die Prioren und Großkreuze zusammen, ließ die Posten der Ritter verstärken, die beiden Häfen schließen, seine Garden unter die Waffen treten und die Zugänge zum Pallast des Legaten und der Auberge von Frankreich durch Mortemars Reiter besetzen. Nachdem er im Konvent seine Handlungsweise erklärt, begab er sich an der Spitze desselben zum Legaten.

Der Kardinal, Unheil ahnend, empfing ihn, umgeben von seinen Prälaten, in voller Amtstracht. Er sah bleich und erregt aus. „Wie hoch ich auch die Ehre eines solennen Besuchs," sagte er, „zu würdigen weiß, Excellentissimus, so befremdet mich doch die militairische Machtentfaltung dem Diener des heiligen Stuhls gegenüber, da ich kaum annehmen kann, daß Sorgfalt für meine Person daran Schuld habe!"

„Ihr irrt Euch sehr, Herr Legat. Die Sorgfalt für Ihre sehr wichtige Person hat daran allerdings Schuld. Euer Eminenz hat nämlich nicht verschmäht, in eigner hoher Person verkappt nächtlich in die Auberge Frankreichs zu schleichen, hinter unserm Rücken mit dem Sultan zu verhandeln und ihn zum Bruch des Vertrages zu verleiten. Dafür sind Beweise da, die ich dem heiligen Vater, zwingt man mich aber, der ganzen Christenheit vorlegen will. Binnen Heut und Morgen sollen Sie auf der Galeere, die ich dazu bestimmt habe, Rhodos verlassen!" —

Ein Augenblick tödtlicher Stille erfolgte. Es war die Ruhe vor der Schlacht. —

„Großmeister des Ordens St. Johannis, der Du ein Diener, ein Kardinal des heiligen Stuhls bist, wie ich, ich gebe Dir zu bedenken, ob Du den Gesandten Deines Herrn also behandeln darfst, selbst wenn das wahr wäre, was Du sagst!"

„Ich werde das bei meinem Herrn vertreten, Kardinalpriester! Ihr reist! — Bis dahin werden meine Garden sorgen, daß Ihr keine unnütze Abschiedsbesuche macht, noch von ihnen belästigt werdet!"

„Das ist klar und offen, Herr. — Man hat im Vatikan die Ansicht, daß Ihr den Sultan Dschem wider seinen Willen gleich einem Gefangnen in Rhodos festhaltet, damit er Euer Werkzeug bleibe, da der heilige Vater nebst dem christlichen Abendlande sich Euren ehrgeizigen Wünschen nicht fügen will. Wohl weiß man auch im Vatikan, daß der Orden sich anmaaßt, eine besondre, unabhängige Mission Gottes auf Erden zu erfüllen, anmaaßt, reinere Begriffe vom Glauben zu haben, als die Kirche selbst. Ihr kleidet Euch in das Kleid der Duldsamkeit, um nach Eurem Willen selbstsüchtig und unabhängig zu sein, aber Ihr sollt wissen, daß ihr nur schlechte Knechte Dessen seit, der die Gewalt hat zu binden und zu lösen!" —

„So antwortete ich Dir in Mitte meines Ordenskonvents, daß Du weder das Recht hast, noch die nöthige Vernunft, zu urtheilen, was wir sind und was wir glauben! Sicher erklären wir das schlichte Wort der Schrift nicht durch die Kasuistik des Aristoteles."

„Ich befehle Dir Kraft dieses Breves des heiligen Vaters Sixtus IV: den Sultan Dschem mit den Seinen unverzüglich nach Rom zu senden, da er es ausdrücklich selbst wünscht!"

„Und ich sage Dir, dieser Befehl wird so wenig befolgt als ich dem Befehle je folgen werde, geschworene Verträge zu brechen, wie die Zusage zu vernichten, daß der Orden Dschem, so lange er lebt, beschützen werde!" —

„Pierre d'Aubusson, wahre Dich vor Exkommunikation und Absetzung!!" —

Ein Schrei der Entrüstung ringsum erscholl, ein tosender Zornausbruch der Ritter! — —

„Ruhe, meine Brüder, im Namen Johannes und der drei Lichter! — Ich werde, Kardinal, — diesen Spruch Sixti in Ruhe erwarten. Du vergaßest, daß ich der erste Kardinal und Großmeister wäre, dem Solches geschieht! Wollt Ihr, Herr Scholast, vielleicht mit uns das Spiel von Jacob Moley und den Templern erneuen? Bei Gott, dann kennet Ihr d'Aubusson schlecht, und ich sage Euch, an dem Tage, da Das geschieht, wird die ganze christliche Welt in ihren Grundfesten erbeben! Das Dir zur Antwort! — Der heilige Vater indessen soll nicht sagen können, wir hätten über seinem gewaltthätigen Diener seine Rechte über uns vergessen, soll nicht sagen können, Dschem sei ein Gefangner um unseres Ehrgeizes Willen. Unsren Schwur, den Soldan zu schützen, müssen wir bis ans Ende halten, es sei denn, Dschem verläugne unsre Hülfe öffentlich. Kann der Vatikan uns einen Weg vorschlagen, der seine Wünsche und das Wohl Dschems mit unsere Ehre vereint, werde ich das Möglichste thun, und will meine Vorschläge in der Sache machen lassen. Ihr aber reist Morgen, Eminenz, meine Gesandten an Se. Heiligkeit werden Euch begleiten. Im Namen des dreifachen Gottes, so geschehs! Folgt mir zur Loge, meine Brüder!!" — — —

Die Ritter folgten glühenden Blicks und raſſelnden Schritts. Mortemars Leute hielten das Legationshaus beſetzt, Patrouillen durchzogen die Gaſſen, Gewitterſchwüle lag über Rhodos! —

(Fortſetzung folgt.)

Der Fahnenjunker von Zedlitz.

(Von Georg Hiltl.)

(Fortſetzung.)

Die blutigen Siegeszeichen ſollten den Herrſcher in freudige Stimmung verſetzen. Die Gefangenen ſahen, nicht ohne Herzklopfen, den mit türkiſcher Prahlerei ausgeſtatteten Zug herannahen, an deſſen Spitze der Mann ritt, welcher über ihr Leben zu gebieten hatte. Indeſſen hatten ſie ſich doch Alle das Wort gegeben, als gute Chriſten ſterben zu wollen und lieber den Tod zu erleiden, als ihren Glauben zu ändern, denn die türkiſchen Offiziere waren mit Bekehrungsverſuchen ſehr eifrig bei der Hand. Es ſchien jedoch der Sultan Suleiman keine große Notiz von den Gefangenen zu nehmen. Er hielt ſeine Hand wie ein Dach über die Augen und blickte von ſeinem Roſſe herab aus der Ferne die Chriſten an, wechſelte mit ſeiner Begleitung einige Worte und ritt dann weiter, ſeinem ſchon in Bereitſchaft gehaltenen Lager zu. In der Nacht hörten die Gefangenen, welche man in eine von vielen Kriegern bewachte Umzäunung gebracht hatte, den Lärmen und Geſang der türkiſchen Krieger, und beobachteten durch die Spalten der Bretter einen von Negern aufgeführten Tanz, der ſich äußerſt „ſchröckhaft" bei dem rothen Lichte der Fackeln ausnahm. Als der Morgen zu grauen begann, bemerkten die Gefangenen, daß man ſehr fleißig während der Nacht gearbeitet hatte, denn das ganze Lager des Sultans, innerhalb deſſen auch ihr Pferch lag, war bereits aufgeſchlagen. Zedlitz kletterte auf einen Pfahl und ſah, daß die Gezelte ſich durch St. Marx und Simmering bis nach Ebersdorf hin erſtreckten. — Die Wache warf nach Zedlitz mit Steinen, um ihn zum Herabſteigen von dem Zaune zu bewegen. Die Steine prallten aber von dem Harniſch ohne jede Wirkung ab. Die Stunde des Gebetes der Muſelmänner war vorüber, und nach derſelben erſchien ein Tſchorbadyi oder Kapitain der Janitſchaaren mit einer aus zehn Mann beſtehenden Wache, hinter dieſen gingen zwei Neger, welche eine große, mit gekochtem Reis und gebratenem Hammelfleiſch beſetzte Platte trugen. Den Schluß bildete ein Grieche, der das Amt des Dolmetſchers verſah. Nachdem Letzterer in ſehr ſchechtem Deutſch den Gefangenen bedeutet hatte, ſie möchten einige Nahrung zu ſich nehmen, ward die mit Speiſe verſehene Platte in die Mitte geſtellt und die ausgehungerten Chriſten labten ſich an der Speiſe. Nach gehaltener Mahlzeit eröffnete der Dolmetſcher ihnen, daß ſie vor den Sultan geführt werden ſollten. Er mahnte ſie, die Wahrheit zu ſprechen und dem Beherrſcher der Gläubigen die ſchuldige Ehrfurcht zu erweiſen. Sodann ward die Pforte geöffnet und die Gefangenen betraten das Lager. Rechts und links von ihnen bildeten zahlreiche türkiſche Soldaten-Gruppen eine lange Gaſſe. Ein fürchterliches Geheul begleitete die Dahinſchreitenden; Zedlitz und ſeine Begleiter konnten ſich nicht erklären, ob daſſelbe Erſtaunen oder Wuth ausdrücken ſollte. Bei der erſten Quergaſſe des Lagers angelangt, mußte der Zug ſtill halten, da in der Lagergaſſe eine Anzahl Wagen den Weg ſperrte. Sogleich wurden die Gefangenen von einer neugierigen Menge umringt, welche ungeachtet der Drohungen des Dolmetſchers und der Janitſcharen, ja ohne die Stockſchläge zu ſcheuen, die Gefangenen verhöhnte und mit Erſtaunen betaſtete. — Schon hier bemerkte Zedlitz, daß ſein Harniſch der Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit und Bewunderung war, denn man klopfte ihm auf den Rücken, fuhr mit der Hand über die eiſernen Beinſchienen und verſuchte ſogar einge Male mittelſt eines Dolches die feſte Umſchirmung zu durchdringen. Nachdem das Hinderniß in der Lagergaſſe beſeitigt war, ſchritt der Zug vorwärts und kam endlich bei dem kaiſerlichen Zelte an. Nach Zedlitz' und ſeiner Gefährten Schilderung befand ſich daſſelbe in der Mitte eines großen, freien Platzes. Rund herum ſtanden viele kleine Gezelte. Auswendig war es mit ſchönen Decken behängt und trug oben goldne Knöpfe, auf welchen Halbmonde ruheten. Im weiten Kreiſe umſtanden das Zelt viele Geſchützſtücke, welche auf Verſchanzungen lagen, 500 kaiſerliche Trabanten dienten als Wächter für das Zelt. Sie ſtanden mit Handbögen bewaffnet in zwei Gliedern auf dem Vorhofe und gehörten der Truppe der Soulaks an. So weit das Auge reichte, gewahrten die Gefangenen die unüberſehbaren Maſſen der Gezelte des Türkenlagers. In der Mitte des Vorhofes angekommen, mußten die Chriſten ſtehen bleiben. Nach einigen Minuten ängſtlichen Harrens öffnete ſich der Zelt-Vorhang und zeigte den Sultan, umgeben von ſeinem Hofſtaate. Sogleich fielen ſämmtliche Soulaks nieder, um ſich ſofort wieder zu erheben. Der Capidgi-Bachi oder Ceremonien-Meiſter trat heraus und bedeutete die Gefangenen, näher zu treten. Zedlitz, als der Hervorragendſte, war der Erſte, der dem Großherrn gegenüber ſtand. Sultan Soliman war ein ſchöner, impoſanter Mann. Sein Kopf beſonders trug das Gepräge, welches die Natur außergewöhnlichen Menſchen verleiht. Das Genie, die Schärfe des Geiſtes ſprühten aus ſeinen großen Augen, und ganz im Gegenſatze der gewöhnlichen Erſchlaffung orientaliſcher Fürſten, zeigten alle ſeine Bewegungen eine große Elaſticität und Friſche. Als die Gefangenen in das Zelt getreten waren, entſpann ſich eine Unterhaltung zwiſchem dem Sultan, dem Großweſſir Ibrahim und verſchiedenen andern Standes-Perſonen, welche offenbar wieder den Harniſch des Herrn von Zedlitz zum Gegenſtande hatte. Während man ſich ſo unterredete, muſterten die Chriſten das prachtvolle Zelt. Es beſtand von unten bis oben aus lauter übereinandergelegten ſeidnen Teppichen, welche durch ſchwere goldne Knöpfe zuſammengehalten und angeheftet waren. Hin und wieder lag eine Draperie von Goldſtoff auf den reichen Decken, und dicke Goldſchnüre hielten die rothſeidnen Vorhänge der hinteren Eingänge zurück, durch welche man in das Innere blicken konnte. Den Hintergrund des Zeltes nahm faſt ganz ein ungeheures Ruhebette, deſſen Polſter von Smyrnaer Teppichen bedeckt waren, ein. Vor demſelben ſtand ein kleiner Tiſch aus gediegenem Golde, auf welchem Schriften lagen. Ueber dem Bette an der Zeltwand erblickte man eine reiche Gruppe der koſtbarſten orientaliſchen

Waffen, Helme und Ringhemden, es funkelte alles von Steinen und Gold an ihnen. Das waren die Hand- und Schutzwaffen Soliman's. Eine reich verzierte türkische Ampel, deren Gleichgewichte kunstvoll gravirte Straußeneier bildeten, hing in goldnen Ketten von der Zeltdecke herab. — Als die Unterredung des Sultan's und seiner Großen geendet hatte, ward der Dolmetscher herbeigewinkt. Er nährte sich mit gekreuzten Armen, erhielt einen Auftrag vom Sultan und trat dann zu den Gefangenen. Es begann nun zwischen Zedlitz und Soliman durch den Mund des Dolmetschers folgende Unterhaltung:

„Wie stark ist Wiens Besatzung?"

„Ueber 20,000 Mann," sagte der Cornet von Zedlitz.

„Sind sie tapfer und haben sie Ausdauer?" —

„Furchtbar tapfer! Sie haben sich durch feierliche Eide verbunden, sich zu wehren bis auf den letzten Blutstropfen."

„Sie werden verhungern müssen!"

„Sie wollen lieber das Aeußerste dulden, als an eine Uebergabe denken?"

„Wo ist der König Ferdinand?" —

„In Linz."

„Und was thut er dort?"

„Er zieht noch viele Truppen an sich, damit er Wien entsetzen kann."

„Es wird ihm Nichts helfen. Er möge sich verbergen, wo er wolle. Suleiman wird ihn finden, und wenn er sich in den äußersten Winkel Deutschlands geflüchtet hat. — Warum hat man die Vorstädte angezündet? Es war unnütz, denn binnen wenigen Tagen ist die Stadt in meiner Macht."

„Die Ursache ist uns unbekannt."

Der Sultan trat nun auf Zedlitz zu und befühlte den Harnisch ebenfalls von allen Seiten. Zedlitz sah wohl ein, daß der blanke Stahl sein besonderes Wohlgefallen erregte, zugleich ward es ihm klar, daß der Harnisch ihm selbst ein Uebergewicht über die Türken verleihe. Der Sultan fragte:

„Was ist das?" — „Meine Eisen-Haut." — „Kannst Du darin reiten, wie Du gehen kannst?" — „Alles kann ich darin machen."

„Es soll auf die Probe ankommen." — Die Nachricht von dem Eisen-Manne hatte bereits viele Basen in das Lager des Großherrn gelockt. Soliman ließ eine Anzahl seiner ersten Offiziere versammeln. Es ward eine Bahn vor dem Zelte abgesteckt und mit Soldaten umstellt. Zedlitz und seinen Gefährten ward bei all' diesen Verkehrungen sehr wunderbar zu Muthe. Sie sahen sich nach einer Gelegenheit um, Waffen in die Hände zu bekommen; damit sie wenigstens ihr Leben so theuer als nur irgend möglich verkaufen konnten. Indessen wurden sie bald beruhigt. Als die Bahn abgesteckt war, führte man ein starkes, muthiges Pferd in dieselbe. Der Dolmetscher erklärte Zedlitz mit kurzen Worten: er solle voltigiren. Der Sultan wünsche Proben seiner Reitergeschicklichkeit und zwar im vollen Harnisch zu sehen. — Hierüber war Niemand mehr erfreut als Zedlitz. Seine ungeheueren Körperkräfte, verbunden mit der ritterlichen Gewandheit, erregten das Staunen des Sultans, der Großen und Offiziere. Zedlitz sprang in voller Rüstung von der Erde in den Sattel des wüthend vorübergalloppirenden Pferdes. Ebenso schwang er sich aus dem Sattel auf den Boden und blieb doch fest stehen, warf sich der Länge nach in den Sand und stand mit einem Ruck wieder auf den Beinen, lenkte das Pferd durch den Druck seiner Eisenschenkel — kurz er machte die ganze Schule eines Ritters und Reiters seiner Zeit durch, ohne zu ermüden. Am Schluß der Vorstellung ließ er sich einen schweren, eisernen Wurfpfeil bringen; er wußte ihn so geschickt zu werfen, daß die Spitze immer gerade auf ihn herunter fiel, aber er fing ihn mit der Hand auf, während er sein Pferd in gestreckten Galopp gesetzt hatte. Der Sultan bezeugte laut seine Freude. Zedlitz wollte ihm aber noch einen Beweis der Gewandtheit christlicher Ritter geben, indem er die wunderlichsten Manövers mit der Lanze ausführte. Er stieß nach verschiedenen Zielen mit größter Sicherheit und spießte zuletzt im Galopp reitend einen Apfel, den er, gewandt vom Pferde springend, dem Sultan überreichte. Von der furchtbaren Anstrengung erschöpft, trat Zedlitz endlich aus der Bahn. Er erfuhr durch den Dolmetscher, daß der Sultan sehr befriedigt sei, bemerkte aber zugleich deutlich, welchen Neid seine Geschicklichkeit hervorgerufen hatte. Verschiedene türkische Ritter wollten ihn mit ihren Blicken durchbohren. Nach kurzer Pause ward er wieder zu dem Großherrn geführt. —

(Schluß folgt.)

Berichtigung.

In den Mittheilungen aus de la Rochefoucauld's pensées, maximes et reflexions, Nr. 41 des Wochenblatts, muß es im letzten Satze, Seite 204 statt: „Die Wohlanständigkeit ist das Geringste aller Gesetze und das am wenigsten befolgte", heißen: „das am **meisten** befolgte."

Zur Beachtung.

Lebebur's Adels-Lexicon der Preuß. Monarchie. 21 Lief., compl. incl. Ergänzungsheft steht jetzt statt 14 Thlr. zu 8 Thlr. zu Diensten.

Neu-Ruppin, October 1862.

Verlagsbuchhandlung Alfr. Oehmigke.

Gefällige Aufträge übernimmt

B. Behr's Buchhandlung (E. Bock),

Berlin, U. d. Linden Nr. 27.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.

In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes ordnen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 29. October 1862. Nr. 44.

1. Alexis Freiherr von Buddenbrock-Hettersdorf, Kammerherr. Ehrenritter seit 1858. † zu Erdmannsdorf 20. October 1862.

2. Friedrich Freiherr von Laffert, Herzoglich Sachsen-Meiningenscher Ober-Schenk und Kammerherr, auf Dammeretz bei Brahlstorf in Mecklenburg. Ehrenritter seit 1817. † zu Dammeretz 24. October 1862.

Die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Falkenberg in Oberschlesien.

Am 15. October, dem Geburtstage des Hochseligen Königs Majestät und gleichzeitig dem Tage der Reorganisation des Johanniter-Ordens, ist das in Falkenberg in Oberschlesien von der Schlesischen Genossenschaft des Ordens gebaute Krankenhaus in feierlicher Weise seinem Zweck übergeben worden. Historisch sei erwähnt, daß der hiesige Kreis, das Bedürfniß eines Kreis-Krankenhauses längst fühlend, auf die glückliche Idee geleitet worden war, der Schlesischen Genossenschaft des Johanniterordens, welche die Absicht hatte, ein Krankenhaus für Oberschlesien zu errichten, einen ihm gehörigen Platz nebst einem Capital von 3000 Thlr., wovon 1000 Thlr. zu diesem Zweck von dem Johanniter-Ritter Grafen von Seherr-Toß auf Dobrau dem Kreise geschenkt, 2000 Thl. aber aus Kreismitteln aufgebracht worden waren, zu offeriren; die Stadt Falkenberg hatte hierzu ein Grundstück von 4½ Morgen der Genossenschaft zur Disposition gestellt.

Die schlesische Genossenschaft hat nun, mit Unterstützung der Balley Brandenburg und mit Beihülfe freier Beiträge der Ordensritter, mit einem Kostenaufwand von etwa 13,000 Thlr. ein Krankenhaus in vorzüglicher Ausstattung erbaut und heut darin ihre Samariterthätigkeit eröffnet.

Durch den mit der Leitung des Baues von der schlesischen Genossenschaft betrauten Rechtsritter: Ober-Regierungs-Rath von Jeetze zu Oppeln waren zahlreiche Einladungen zur Theilnahme an der heutigen Feierlichkeit ergangen. Es hatten sich eingefunden: Der Commendator der Schlesischen Genossenschaft und Ordens-Canzler, 2. Oberjägermeister Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, der Regierungs-Präsident von Viebahn, die Johanniter-Ritter: Prinz Carl zu Hohenlohe-Ingelfingen, Staatsminister a. D. Graf von Pückler, Landrath Baron von Durant, Kammerherr Graf von Seherr-Thoß, Herr von Erdmannsdorff, Landrath Freiherr von Koppy etc.

Von der Geistlichkeit: Consistorialrath Baron, Superintendent Mehwald, Diaconissenprediger Schulz und die evangelischen Geistlichen des Kreises und der benachbarten Kirchen. Endlich eine große Zahl der Kreisstände und die Spitzen der Behörden aus Kreis und Stadt.

Um 12 Uhr begab sich die Versammlung nach dem mit Preußischen Fahnen und Guirlanden festlich geschmückten Krankenhause, vor dem ein zahlreiches Publikum sich gruppirt hatte. Der geschlossenen Pforte zunächst stand die Oberin des Diakonissen-Mutterhauses „Bethanien", Gräfin Anna zu Stolberg, welche von Berlin mit den zwei an ihrer Seite befindlichen Diakonissen gekommen war, um diese hier als Krankenpflegerinnen einzuführen. Auf der obersten Stufe der Vortreppe empfing Herr von Jeetze den Zug der Festgenossen. Mit einer Ansprache, in welcher derselbe die Opferwilligkeit des Kreises und der Stadt Falkenberg hervorhob, übergab er das nunmehr vollendete Haus und den Schlüssel dazu dem Herrn Commendator. Dieser eröffnete dasselbe, nachdem er auf den heutigen Tag hingewiesen, der als Geburtstag des Hochseligen Königs schon geweiht, als Tag der Wiedergeburt des Ordens nicht schöner verherrlicht werden könne, als wenn der Orden, würdig des Königliches Stifters und des Kreuzes, daß ihn zum Dienen ruft, seine Wirksamkeit an immer neuen Orten entfalte.

Der Ortspfarrer Pastor Kolbe flehte den Segen herab auf Die, welche hier aus und eingehen, auf die Kranken und auf die pflegenden Schwestern, worauf der Zug sich in den einfach aber würdig ausgestatteten Betsaal begab. Nach Absingung eines Verses trat Consistorialrath Baron vor den Altar und hielt die Weihrede. Er wies darauf hin, daß dieser Tag früher nur ein Freudentag, als Geburtstag des besten und frömmsten der Könige, gewesen sei. Auch dieses Haus verdanke der Frömmigkeit dieses Königs seine Entstehung, da Er durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 15. Oktober 1853 den Johanniter-

Orden seiner ursprünglichen Bestimmung: der christlichen Krankenpflege, wieder zugeführt habe. Die Krankenpflege sei eine köstliche Bestimmung, der Herr des Himmels und der Erde habe sie zu einem Gotteswerk geheiligt, die Welt aber habe dafür nur ein geringes Verständniß, sie gehe kalt und achselzuckend an den unglücklichen Brüdern vorüber. Nur Die, die Jesum haben und lieben, seien dazu recht geeignet, und aus dieser Liebe seien alle frommen Werke und Stiftungen hervorgegangen. In der Liebe Christi werde auch dieses Haus schaffen und wirken und dadurch ein Segen werden für das arme Oberschlesien. Dank sei dem Johanniter-Orden, der dies Werk geschaffen, Dank der Oberin, die den weiten Weg nicht gescheut, um die Schwestern an dieser Stelle einzuführen. Nach dem Gesange des Verses „Ach bleib mit Deinem Segen" introducirte Prediger Schulze aus Berlin die Diakonissinnen. In seiner Ansprache ging er von der äußeren wie inneren Verbindung des Johanniter-Ordens mit dem Mutterhause Bethanien aus, die sich beide, von des hochseligen Königs Majestät gegründet, in die Hände arbeiten. An die Diakonissinnen sich wendend, hielt er diesen als die Losung des Tages Psalm 25, 9. vor: „Er leitet die Elenden recht und lehret die Elenden seinen Weg." Er ermahnte sie, wenn sie jetzt mit Bangen in die neuen Verhältnisse überträten, beim Herrn, dessen Weg ein Kreuzesweg sei, Kraft und Stärke zu suchen. Die Kranken, die an diese Pforte und an das Herz der Schwestern klopfen, seien nicht die Elenden, sondern dies seien die Schwestern, die immer recht elend und klein sein müßten, damit der Herr sie recht seine Wege leite, die zwar nicht immer unsere Wege seien aber allezeit für uns und durch uns für Andere zum dauernden Segen führten.

Pastor Kolde brachte darauf den Schwestern ein herzliches Willkommen, rief über sie und ihre Arbeit den Segen des Herrn herab und empfahl das Haus dem Hüter Israels, der nicht schläft und schlummert. Vater unser, Segen und Gesang schloß die schöne und würdige Feier. Hierauf wurde das Haus in allen seinen Räumlichkeiten besichtigt; der Eindruck davon war ein überaus günstiger und wohlthuender. Vorläufig ist die Einrichtung auf 14 Betten getroffen, es ist aber Platz für 30. Die Räumlichkeiten sind sämmtlich hell und freundlich, die innere Einrichtung solid und zweckentsprechend; die anmuthige Lage des Hauses wird durch Gartenanlagen um dasselbe herum, wozu das 2 Morgen große Grundstück genügend Platz gewährt, noch sehr gewinnen. Eine an der Thür durch 2 Ordensritter gesammelte Collecte zum Besten des Hauses hatte den Ertrag von 130 Thaler —, ein schönes, hoffnungsvolles Angebinde zu diesem Weihetage.

Eine Anzahl Stände des Kreises hatten ein Diner in dem Saale des Gasthofes zum Schwan veranstaltet. Der Staatsminister a. D. Graf Pückler auf Schedlau, brachte den Toast auf des Königs Majestät aus. Er gedachte namentlich der jetzigen schwierigen Zeit, sprach aber die feste Zuversicht aus, daß der Herr dort oben, der zu allen Zeiten das glorreiche Geschlecht der Hohenzollern zu Preußens Glück und Preußens Größe geleitet habe, auch unserm jüngst gekrönten Könige den Weg zeigen werde, um das schwankende Staatsschiff aus stürmischem Meere in den Hafen geordneter Zustände zurück zu führen. Mit Begeisterung stimmte die Versammlung in das Hoch ein.

Darauf nahm der Landrath des Kreises Falkenberg, Baron von Koppy das Wort und brachte, nach einer Schilderung der zur Zeit des Anfangs des Krankenhausbaues durch Chausseebauten bedrängten Verhältnisse des Kreises, dem Johanniter-Orden den Dank für seine Hülfe in der Noth und schloß mit einem Hoch auf den Durchlauchtigsten Herrenmeister, Se. Königl. Hoheit den Prinzen Carl von Preußen. Der Commendator Graf zu Stolberg erhob schließlich noch das Glas zu einem Toast auf den Kreis Falkenberg.

Damit endete die Feier, die gewiß in den Herzen aller Festgenossen einen wohlthuenden Eindruck hinterlassen wird. Möge der Herr diesem Bauwerk christlicher Liebe stets seinen gnädigen Schutz gewähren! —

Gustav Werner.

(Aus den Blättern für das Armenwesen. Herausgegeben von der Centralleitung des Wohlthätigkeits-Vereins in Württemberg.)

(Schluß.)

„Für die Kinder der Familien, die bei uns eintraten, sagt Werner, ist besonders gut gesorgt, da dieselben in den Schulen und Werkstätten und durch das ganze Leben in der Anstalt eine Ausbildung zu gewinnen vermögen, wie es draußen sogar bemittelteren Eltern kaum möglich ist, und im Falle einer Verwaisung als eigene im Mutterhaus behalten und verpflegt werden."

Was das Verhältniß des Einzelnvermögens zum Gesammtvermögen der Gemeinschaft betrifft, so scheint uns dieses vernünftig und fern von kommunistischem Unsinn geregelt. „Was die Eltern an Vermögen einlegen, bleibt ihnen gut geschrieben, sofern sie nicht anders darüber verfügen, und geht als Erbgut auf die Kinder über. Eltern wie Kinder, überhaupt alle Hausgenossen, haben jeder Zeit das Recht, auszutreten und ihre Einlagen zurückzuziehen; an ihrem Verdienst aber haben sie nichts anzusprechen, da dieses das Opfer ist, welches sie dem Herrn darbringen, indem sie Ihm und Seinem Dienst ihre ganze Zeit und Kraft widmen wollen, und sie dagegen von der Gemeinde in kranken und gesunden Tagen für sich wie für ihre Kinder vollständige Versorgung erhalten. Jeder der eingetretenen Familienväter treibt sein Gewerbe fort. Der Erlös aus demselben fällt in die gemeinschaftliche Kasse, aus welcher vor Allem die Kosten der Gesammthaushaltung und der Anstalt (Nahrung, Kleidung, Unterhaltung, Pflege) bestritten werden; Ueberschüsse werden für andere Zweiganstalten oder neue Anschaffungen, Bauten, Erwerbungen verwendet. Die Beaufsichtigung der ganzen Oekonomie, die Ratification neuer Erwerbungen, die Kontrolle über das Rechnungswesen, die Anfertigung und Fortführung des jährlichen Inventars steht einem Verwaltungsrathe zu, welcher, von allen Hausgenossen gewählt, aus gebildeten und geschäftskundigen Männern bestehend, monatlich einmal in Reutlingen sich versammelt und Allem genau nachsieht. Das ökonomische Ergebniß der Gesammtunternehmung ist bis jetzt ein durchaus günstiges. Die Einfachheit, Sparsamkeit, praktische Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen in

Haus und Gewerbe, die enorme Summe, welche anderen Etablissements gegenüber an Löhnung erspart wird, da Niemand, weder Werner selbst, noch irgend einer seiner Hausgenossen irgend welchen Lohn oder Einzelgewinn bezieht; der Eifer, die Treue, der Schwung, mit dem Jeder an seinem Orte, und somit das Ganze in religiöser Begeisterung arbeitet; dies Alles macht es begreiflich, daß diese christlich socialistische Genossenschaft — ausnahmsweise, unseres Wissens als die einzige auf dem Kontinent —, innerhalb wie äußerlich, moralisch wie ökonomisch sehr gut gedeiht.

Der Staat sieht sie gerne, um des vielfachen Segens willen, den sie dem Lande schon gebracht. Gefahr verursacht dieser Socialismus der bisherigen Gesellschaft deswegen durchaus keine, weil immer verhältnißmäßig sehr ungefährlich Wenige derjenigen völlig selbstsuchtslosen Hingebung fähig sein werden, die er erfordert. Der König von Württemberg, dessen Verdienst es ist, alle bedeutenden Erscheinungen in seinem Lande genau zu würdigen, besuchte und besichtigte im Laufe dieses Sommers sehr genau die ganze Anstalt in Reutlingen. Er sprach unverhohlen seine vollständige Befriedigung und Freude aus. Zum Abschiede stimmte das ganze Anstaltspersonal, Jung und Alt, Spalier bildend, einen seiner mächtig ergreifenden Choräle an. Weniger von seiner social-bedeutenden, als von seiner speciell-seelsorgerlichen Seite mit seinem zartesten Eingehen auf die individuellsten Leiden und Kümmernisse, schilderte Wernern — ohne Zweifel nach Lebenserfahrung — Ottilie Wildermuth in ihrer „Auguste." Sicherlich läßt sich an dem Werner'schen Wirken Vieles kritisiren und aussetzen. Der Grundgedanke aber, daß es Viele giebt und Mehrere, als man oft meint, welche Beruf, Trieb und Fähigkeit haben, sich nur dadurch recht zu leben, daß sie ganz für die hülfsbedürftigen Nächsten leben und sich aufopfern, der ist ewig wahr. Und daß immer wieder Diejenigen aufstehen, die diesen Gedanken verwirklichen, das ist ein ehrendes Zeugniß für die Gottbegabung der menschlichen Natur. Bei aller menschlichen Unvollkommenheit ist das Wirken Werner's ein solches tröstliches Zeugniß für der Menschheit göttliche Würde, und er — ein großer Mann, einer der Edelsten und Tüchtigsten unsers Jahrhunderts!

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Am Morgen des andren Tages verließ still der Legat mit Fabrice Caretto und Villiers de l'Isle Adam als Gesandten des Ordens auf einer Kriegsgaleere die Insel. Der Legat war in seinem blinden Eifer, auf den Einfluß seiner Partei gestützt, offenbar zu weit gegangen. Sixtus IV. fühlte auch zu wohl, daß der Großmeister Recht habe. Er nahm deshalb die erwähnten Vorschläge an, in der sicheren Voraussetzung, Dschem werde, einmal von Rhodos entfernt, viel leichter den römischen Einflüssen zugänglich sein. Dem Sultan Hülfe zu gewähren, indem er einen Kreuzzug aufbiete, war sein Traum, sein Entschluß. Die Entsetzung Bajesids, Dschems Erhebung und ein christianisirter Orient war seine Lieblingsidee.

De l'Isle Adam und Caretto brachten somit nach Rhodos von Sixtus IV. die vollständige Sanktion der Ordensvorschläge zurück und zugleich den neuen Legaten, Monsignore Orsino, einen Mann von gemäßigteren Ansichten. Wie ein Blitz verbreitete sich die Nachricht, Dschem werde nunmehr Rhodos verlassen, und versetzte seine Familie in den tiefsten Schmerz. Dem Orden mußte daran liegen, daß seine Abreise nicht incognito, sondern öffentlich geschehe, wie der Empfang. Vier Galeeren wurden alsbald ausgerüstet, den Fürsten zu geleiten, und in offnem Konvent das Resultat der Verhandlungen zu Rom mitgetheilt.

Am Nachmittage vor dem Tage, wo d'Aubusson von Dschem öffentlich Abschied nehmen wollte, ward Mortemar zum Großmeister gerufen. Er fand nur Amurad und Caretto bei ihm.

„Ich habe Euch diesmal nicht rufen lassen, Aubert," sagte d'Aubusson ernst, „um über Ordensangelegenheiten oder den Dienst mit Euch zu reden, auch betrifft das Gespräch nicht Dinge, welche geheim sind. So persönlich die Angelegenheit Euch aber auch angeht, findet sie dennoch den lebhaftesten Wiederhall im Herzen Eurer Freunde, der ganzen rhodischen Ritterschaft. Das Geschick will Euch nämlich von uns nehmen!" —

„Meister!!" —

„Die Nachricht, welche ich Euch geben muß, ist schmerzlich, aber dennoch eine Quelle Eures künftigen irdischen Ruhms und Glückes. Euer einziger ältester Bruder Rodrich Benoit von Mortemar Graf der Provence —

„Todt, Herr, er ist todt?!" —

„Er ist todt! — Plötzlich, von einem Fieber weggerafft in der Blüthe der Jahre. — Hier ist der Brief seiner Wittwe und ein Schreiben der Majestät von Frankreich, das Euch auffordert, Lehn und Besitz Eures Bruders aus seiner Hand zu empfangen. — Ihr begreift, Graf Aubert de Provence, daß Ihr in diesem Augenblick vom Ordensdienst entbunden seid. Ich kann nur wünschen, daß Ihr ein eben so vortrefflicher Herr über Land und Leute sein mögt, wie Ihr ein treuer, ehrenfester Diener des Ordens gewesen. Wir sehen Euch mit Schmerz scheiden!"

Mortemar stand starr. Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, seine Brust arbeitete heftig. — Aber als wenn ein Gedanke ihn neu entzünde, richtete er sich empor, stolz, frei, mit dem Blick eines sieghaften Recken. „Hochweisester Meister, ich danke Ihnen für das Lob, noch mehr für die Nachsicht, welche Sie mir gegönnt. So groß indeß die Ehre und Pflicht ist, welche mich erwartet, so sehr mein Fürst, mein Lehn und Besitz, die Sorge für die Wittwe meines Bruders meine baldige Abreise gebieten, hält mich doch noch die Erledigung verschiedener Rechtsfragen zurück, ohne deren Ausgleichung ich nicht an den Hof von St. Germain gehen kann. Erlauben Sie, mein Meister, daß ich den Rittern, welche Sultan Dschem begleiten, Briefe an meinen Souverain und meine Schwägerin mitgeben darf und so lange die Gastfreundschaft des Ordens genieße, bis König Carl die Bedingungen sanktionirte, ohne welche mein Glück wie mein Ehrgeiz sich selbst mit der Provence nicht befriedigt fühlen wird!"

„Ganz wie Ihr wollt, Graf. Hoffentlich werden, wenn Ihr Eurem Könige Bedingungen stellt, ohne welche Ihr sein Vasall nicht sein wollt, diese Bedingungen nicht zu schwer sein!"

„Leider, Excellentissimus, sind sie es. Aber gleichviel! Was ich sein soll, bin ich gern ganz. Als Diener diente ich mit vollen Kräften, als Herr will ich auch keine Schranke, als meinen freien Willen und meine Ehre!" Er verbeugte sich, nahm die Briefe und ging. — D'Aubusson sah ihm sinnend nach. Caretto warf auf Amurad, der düster vor sich hinbrütete, einen mitleidigen Blick. Dann sagte er kopfschüttelnd: „Der gute Aubert Mortemar, sonst Oberst der reitenden Miliz St. Johannis von Rhodos, scheint sich bald genug in die Lage des mächtigen Grafen von Provence finden zu können, der mit 5000 Lanzen ins Feld reitet!"

Der Großmeister blickte zur Erde und fuhr mit der Hand über seine Stirn, als wolle er dort einen häßlichen Gedanken fortwischen.

„O!" brach Amurad höhnisch aus, „ich mag es ihm nicht

verdenken! Im Glücke stolz sein, ist so leicht, und der Tag löscht die Worte der Nacht aus!"*) — — —

Rhodos, zumal die Ordensstadt, bot am andern Tage einen eigenthümlich unruhigen Anblick, sehr verschieden von dem festlichen Tage, da Dschem einzog. Die Senioren, Großkreuze und Komture begleiteten d'Aubusson und den Kardinal-Legaten in die Messe, es war eine Art stiller Friedensschluß zwischen Rom und dem Orden. Dann begaben sich Alle zur Priorei von Frankreich, Dschem die päpstliche Zustimmung mitzutheilen und sich bei ihm offiziell zu verabschieden. Die Familie des Sultan war längst schon vorbereitet. Amurad und Laila, einig in ihrem Wollen, waren trübe und still. Sie konnten ja das Unheil, was sich der Sultan selbst bereitet, nicht abwenden. Dschem selbst war hoffnungsreicher als je, er freute sich, ein Asyl zu verlassen, daß ihm vor Monden noch der Inbegriff seiner Wünsche schien. Am Beklagenswerthesten waren Chansade und Zoë.

Die Familie Dschems, mit dem Aufwand aller orientalischen Pracht geschmückt, hatte sich im Audienzsaal der Priorei versammelt, als der Großmeister mit dem Legaten gemeldet ward. Dumpfe gedrückte Stimmung lag auf den Anwesenden. Amurad, dem am vergangenen Tage Mortemars Benehmen die Ueberzeugung gegeben, daß der Graf der Provence und Aubert Mortemar, des Ordens Reiteroberst, zwei sehr verschiedene Wesen seien und Chansade nichts mehr zu hoffen habe, barg diese Entdeckung, wie die Ahnung, er werde die Eltern nimmer wiedersehen, in seiner Brust. Aehnliche Gefühle erfüllten alle Uebrigen. Selbst Dschem, stets wankend bei der That, verfiel plötzlich in finsteres Sinnen, etwas wie Bangigkeit lag auf seinem Gesicht. — Es war indeß bereits zu spät.

Unter Rustums Vorantritt näherte sich d'Aubusson, Cardinal Orsino und die Elite der Ritterbrüder St. Johannis. Nach ihnen trat eine große Schaar christlicher Edelleute ein, unter ihnen Egmont de Candillac und die liebenswürdige Allson. Es war eine glänzende aber traurige Versammlung.

„Sultan der Moslems! Der Orden St. Johannis, dessen Großmeister ich bin, tritt in tiefbewegter Stunde vor Dich. Deine Hoheit hat den Wunsch ausgedrückt, zu vermeintlich besserer Förderung Deiner Interessen das sichere Asyl dieses unsres Ordenssitzes aufzugeben. Der heilige Vater, welcher durch seinen Legaten Monsignore Travigna Deinen Wunsch erfahren, hat uns anheim gegeben, auf Grund der von unsren Gesandten, Caretto und de l'Isle Adam persönlich gemachten Vorschläge, Dir eine unsrer Ordensbesitzungen in Frankreich zum Aufenthalte anzubieten. Dieser Sitz ist die Kommende Puy in Languedoc, unsrer Zunge von Auvergne angehörig, wo Deine Hoheit unbeirrt und unbeeinflußt die Verhandlungen, welche Du mit dem heiligen Stuhl wie den weltlichen Herrschern eingeleitet, beenden kann. Außer dem Schutze der Majestät von Frankreich, welcher Dir gewiß ist, wirst Du, so weit es außerhalb Rhodos noch möglich ist, unter dem Schutze der Komthurei und Ordensritterschaft von Puy wie dem besonderen Schutze meines Neffen Gui de Blanchefort stehen, der mit drei Rittern bis an Deinen Tod Dein immerwährendes Geleit sein soll. Es geschieht zur Wahrung Unsrer Ehre und Erfüllung Unsres Eides gegen Dich, damit Dir die Gelegenheit nicht genommen sei, stets nach Rhodos zurückzukehren, falls Du finden solltest, Deine neuen Freunde seien uns nicht länger mehr vorzuziehen. Wir hatten sehnlichst gewünscht, Deine Hoheit durch unsre Maaßnahmen auf den Thron Deiner Vorfahren erhoben zu sehn, das Schicksal hat es nicht gestatten wollen, mögest Du durch die Begleitung dieser treuen Männer wenigstens den Gedanke mit Dir nehmen, daß der Orden stets bereit sein wird, Dir die Treue zu beweisen, welche wir vor Gott Dir gelobt haben!"

D'Aubusson hatte mit ergreifender Bewegung gesprochen. Jeder Anwesende, selbst Dschem begriff, daß der Orden sein Schicksal als ein verlorenes ansah. Den Sultan überkam ein Gefühl der Reue und des Bewußtseins, seine besten Freunde verloren zu haben.

„Ich danke Dir, edler Meister", begann er erschüttert, „danke Dir, Du wackrer Orden für das, was Du Dschem und den Seinen gethan. Allah sei über Uns und mache, daß eine Zeit komme, wo ich Euch vergelten kann! Um Euch aber einen Beweis meiner Freundschaft, meines Vertrauens zu geben und wie hoch ich Eure Treue in Ehren halte, will ich aus freier Beschließung meine Kinder alle, falls sie nicht verlangen, mich zu begleiten, in Eurer Obhut zurücklassen. Tretet her und gebet offen Eure Meinung!"

„Mein Vater," und Amurad ward leichenblaß, „ich habe geschworen, Rhodos mit den Seinen nicht zu verlassen. Ich bitte Dich, es zu gewähren, und daß meine Geschwister gleichfalls zurückbleiben nach ihrem Wunsch. Ich wiederhole diesen Schwur feierlich hiermit, mein Vater, weil ich als Fortpflanzer Deines Geschlechts für das Kind, was mein Weib gebären wird, für Abdallah meinen Bruder, dem nach mir das einstige Herscherrecht zusteht, und für Chansade meine Schwester keinen Zuflucht für sicher halte, als Rhodos, keine Freundschaft, keinen Rath und keine Hülfe für nutzbringend erachten kann, als des Ritter-Ordens St. Johannis. Ich beschwöre Dich abermals, laß Deine Kinder in seinem Schutz, mein Vater!"

Ein schmerzvoller Blick zuckte aus Dschems Angesicht. „Sei es, wie Du gewollt! Du allein also Zoë, Gefährtin des Unstätten, wirst ihn begleiten!"

Zoë neigte schweigend das Haupt! —

„Seien meine Kinder denn dem Schutz Deines edlen Ordens und dieser guten Stadt empfohlen!" —

„Das sind sie, Sultan!" erwiederte d'Aubusson. „Wir werden für sie, wie es Kindern eines Herschers ziemt, sorgen!" —

„Hochwürdiger Meister und Du Soldan des Orients," und Candillac trat vor, „verstattet, daß ich mein Haus den Deinen öffnen darf. Mein Weib wird Freundin Deiner Töchter, ich werde der Bruder Deiner Söhne sein!"

Noch ehe aber d'Aubusson oder Dschem antworten konnte, drängte sich aus dem Kreise der Ritter Aubert de Mortemar herzu. Nicht in das schlichte Lederkoller des Reiter-Obersten von Rhodos, oder das schwarze Hoftleid der adligen Donate war er gehüllt, sondern in's pelzverbrämte reichgestickte Kleid mit den leuchtenden Farben der Provence, der Goldreif der Grafenkrone blinkte auf funkelndem Helme, welchen er in der Hand trug und dessen himmelblaue Straußenfedern bis zum Knie ihm niederwogten. Sein reiches nußbraunes Haar fiel auf den brabanter Spitzenkragen, ein Büschel Stirnhaare indeß, die Reste der abgeschnittnen Locke, starrten seltsam kurz und borstig auf der Mitte seiner hohen Stirn.

„Laßt mich, erlauchte Herren, im Kreise Derer, die Freundschaft und Liebe den Kindern Dschems bezeigen, nicht der Letzte sein, denn mich binden an ihn die heiligsten Gefühle. Bei dem Blute, das ich auf Karamans Ebene mit Freuden vergoß, bei dem Blumenstrauch, den ich in Deine Hand gelegt, mein Meister, bei der verlornen Locke meines Hauptes, die ich einer hohen Dame, meiner Dame in reiner Liebe und Treue verpfändet, schwöre und verlange ich, Aubert von Mortemar, souverainer Graf der Provence, Kronvasall Carls von Frankreich, daß mein ausschließlich die Ehre sei, Deine Kinder zu sichern gegen alle Gefahr des Lebens und daß ihre Heimath nächst Rhodos die Provence und das Haus meiner Ahnen zu Mortemar sei, wo ich sie halten will wie meine Geschwister, wo ich Dich, Dschem, und kämest Du auch nackend als ein Bettler an meine Thür, wie meinen Vater aufnehmen, Dein Recht wie Deine Ehre bei meinem Herrscher vertheidigen will. Komme auch, wie es mag, des Schwurs wolle der allmächtige Gott mir im Tode gedenken!" —

Eine Bewegung des Erstaunens, eine Stille der Erwartung

*) Arab. Sprichwort. D. B.

ringsum erfolgte. Welch' zartes Geheimniß des Herzens sich unter Auberts Worten barg, wie wichtig der beschworene Schutz des Grafen der Provence für Dschem bei Carl von Frankreich werden mußte, fühlte auch der Blödeste. Chansade hielt sich, halb ohnmächtig, auf Laila und Sakirsad gestützt. Amurad wollte reden, aber das Wort versagte ihm; sein Auge hing flehend an dem Vater, der gesenkten Angesichts, gepreßter Lippe im Kreise stand. Langsam erhob Dschem das Haupt. —

„Christen, Ritter von St. Johannis, Rhodiser! — Ich weiß nicht, wohin ich gehen und was mein Ende sein wird! Allah il Allah, Gott allein kennt die Wege! Aber so gebrochen ich auch, so trüglich meine Hoffnung sei, ja wenn ich auch kummervoll sterben mag ohne Thron, ohne Herzensruhe, noch hab' ich Macht, Herzensruhe zu geben!" — Er schritt auf Mortemar zu, umschloß ihn mit seinem Mantel, und küßte ihn auf die Stirne. — „Mein Sohn, Du hast arm, als ich im Glück war, Deine Leidenschaft gebändigt. Da aber mein Weg trübe und ungewiß ist, Du aber in höchster Ehre, hältst Du fest in Deinen Gefühlen. Chansade, wenn Du diesem Mann folgen willst fortan, so entsag ich meiner Gewalt über Dich!"

Ein Murmeln des Erstaunens, eine tiefe Rührung durchzitterte die Versammlung, Chansade brach unter Schluchzen in die Knie. Da trat Aubert zu ihr, und richtete sie empor.

„Nicht so Fürst! Der Obhut ihres Bruders, der edlen Freundschaft der Dame Alison de Candillac, dem Vaterschutz des Meisters sei sie vertraut, bis die Sanktion meines Lehnsherrn eintrifft. Er hat zu entscheiden, ob Dein Kind, Soldan, Gräfin der Provence, ob sie nur die Schwester, die in tiefer Verehrung gehaltene Freundin des armen Reiterführers Mortemar sein kann, der nur einmal geliebt hat, nur sie oder keine als Hausfrau an den Heerd seiner Väter führen wird!" Er küßte die Hand des verschleierten Mädchens und führte sie in Alisons Arme.

„So gebe Allah, daß das Herz Deines Oberherrn nicht härter sei als das Meine. Ich werde mit leichterer Seele scheiden, da ich die Meinen unter Eurem Schilde, Dich als Verfechter meines Rechts am Throne des Frankenkönigs weiß. Lebt wohl, Allah füge, daß wir uns wiedersehn in bessrer Zeit!" — (Fortsetzung folgt)

Der Fahnenjunker von Zedlitz.

(Von Georg Hiltl.)

(Schluß.)

Soliman fragte durch den Griechen, ob der Harnisch wirklich so undurchdringlich sei? Als Zedlitz dies bejahte, befahl der Sultan ihm, das Pferd wieder zu besteigen und in kurzem Galopp die Bahn entlang zu reiten. Zedlitz ahnte, daß ihm etwas Außergewöhnliches bevorstehe. Er betete ein Paternoster und untersuchte in Eile, ob sein Schienenzeug durch die vielen Proben nicht nachgelassen oder sich geöffnet habe. Nachdem er sich von der Festigkeit desselben überzeugt hatte, galoppirte er langsam mit geschlossenem Visire vorwärts. Sehr verdächtig erschienen ihm einige tiefverschleierte Frauengestalten, die sich schüchtern unter dem Vorhange eines Zeltes blicken ließen. Nur sehr bedeutsame Ereignisse gestatteten den türkischen Weibern das Zuschauen. Er war noch nicht bis zur Mitte der Bahn gekommen, als er plötzlich das Schwenken eines weißen Tuches durch einen Sonlak bemerkte. In demselben Augenblicke krachten ein dutzend Schüsse vor, hinter und neben ihm. Einige Kugeln klatschten gegen das Bruststück seines Harnisches, Pfeile umschwirrten ihn, ein Wurfspieß gegen sein Helmdach; hochauf bäumte sich das verwundete Roß, aber der Reiter saß fest im Sattel. Mit drei Sätzen war er am Ende der Bahn, und sich aus dem Sattel niederbeugend riß er einem nahestehenden Krieger den schweren Pusikan (Streitkolben der Türken) aus der Hand, warf sein Pferd herum und setzte sich in Vertheidigungszustand, denn er glaubte, seine letzte Stunde solle kommen, und er wollte fallen wie ein Mann unter den Leichen der Feinde. Alles stürzte auf ihn zu und besonders wirkte der Wessir begütigend. Der Dolmetscher bedeutete ihm, daß dies nur eine Probe der Festigkeit seines Harnisches gewesen sei, er möge zum Großherrn kommen. Zedlitz folgte dahin. Soliman stand vor dem Zelte, bezeugte sein Wohlwollen mit dem Geschehenen und winkte zwei einfach gekleidete Männer zu sich heran. Er forderte sie auf, Etwas mit Zedlitz vorzunehmen und Beide begannen nun den Harnisch von allen Seiten zu betasten, alle Knöpfe und Federn zu drücken, die Schienen zu bewegen, dagegen zu schlagen u. s. w. Nachdem sie dies eine Zeit lang versucht hatten, schüttelten sie die Köpfe und sprachen zu dem Sultan entschuldigende Worte, welche dieser mit Lächeln anhörte. Dieselbe Prozedur versuchten eine Menge Offiziere, welche im Ringharnisch gewaffnet waren, eben so vergeblich. Offenbar sollte der Versuch gemacht werden, den Harnisch zu öffnen. Zedlitz rührte sich nicht. Er fürchtete erschlagen zu werden, wenn er seine Eisenhülle verlor. Endlich trat der Dolmetscher auf ihn zu. „Der Beherrscher der Gläubigen will, daß der Christ seine Eisenhülle abstreife!"

„Sie ist eines mit meinem Körper und schwer abzustreifen."

„Wir wissen, Christ, daß dem nicht so ist. Es ist ein Eisengewand, welches Du durch Schrauben auf deinen Leib befestigst. Aber wir können sie nicht finden. Selbst die Harnischschmiede des Großherrn suchen sie vergebens."

„Ich will sie öffnen; aber der Großherr verspreche mir, daß an meinem Leben mir kein Schaden geschehe!" — „Es sei Dir gelobt, Christ. Niemand darf den Christen schädigen!" — Zedlitz zeigte nun dem Dolmetscher die Schraubenmuttern, welche den Harnisch zusammenhielten. Kaum waren sie aufgezogen, so fiel die ganze Eisenhülle nach zwei Seiten hin auseinander. — Mit lautem „Ah!" begleiteten die Türken diese Entpuppung, und der Sultan sah mit sichtlichem Wohlgefallen auf die herkulische Gestalt des von seiner Stahlkleidung entblößten Zedlitz. Unter dem Bruststück trug Zedlitz eine goldne Kette. Er war klug genug dieselbe sofort abzunehmen, sie in mehre Stücke zu zerreißen und solche unter die umstehenden Türken zu werfen. Soliman ließ den Christen nun Speise und sogar Wein reichen, beurlaubte sie dann und wies ihnen bequeme Zelte an; in einem derselben ruhte der Cornet von Zedlitz endlich von seiner Anstrengung aus, wie sie wohl selten ein Ritter durchgemacht hat. Er blickte mit dankbarer Anerkennung auf seinen trefflichen Harnisch, der glücklich eine höchst gefährliche Probe bestanden, die für den Träger leicht von schlimmen Folgen hätte begleitet sein können.

Von nun an hatten es die Gefangenen sehr gut. Sie speisten am Tische des Großveziers, erhielten prächtige türkische Kleider und konnten im Lager frei umhergehen, auch Wein nach Belieben trinken. Zwei Mal ließ der

Sultan dem Junker den Vorschlag machen, nach der Türkei zu kommen und dort zum Islam überzutreten. Er wolle dann für seine Zukunft gut sorgen. Zedlitz wies jedes Anerbieten zurück.

Am 17. Oktober ward er endlich, reich beschenkt, wieder nach Wien geschickt. Er betrat die gute Stadt mit innigem Danke für seine Rettung, aber auch voll Dankes gegen den großen Soliman, der seine Gegner so großmüthig behandelte. Als die Feinde die Belagerung aufgehoben hatten, ward Zedlitz zum Ritter geschlagen. Er führte, da die Türken im Jahre 1532 wieder Miene machten, Wien zu belagern, die Lehnspferde aus Jauer und Schweidnitz bis gegen Wiener Neustadt, starb aber in demselben Jahre zu Breslau; die Sage behauptet an Gift, welches man ihm an der Tafel des Sultans, izur Strafe für seine Weigerung, den Islam anzunehmen, gereicht haben sollte. Ein Verfahren, dessen weder Soliman noch sein Wessir Ibrahim fähig gewesen sein dürften. Zedlitz liegt zu Breslau in der St. Elisabeth-Kirche in dem Gange der Beichtstühle begraben. Seine türkischen Kleider waren lange im Besitze der Familie Reichenbach. Der „Medicin-Doctor, Feld-Medicus des Ertz-Herzogs Mathias in Nieder Ungern, hernach Stadt Physicus zu Löwenberg, Herr Tobias Kober" hat eine Tragödie, welche die Schicksale dieses Helden behandelt, geschrieben. Sie führt den Titel: „Idea Militis vere Christiani." Im Jahre 1607 hat sie Nicolaus Schneider von Liegnitz ins Deutsche übertragen.

Gillion von Trazegnies.

Ein Seitenstück zu den Grafen Ernst von Gleichen?

(Von George Hesekiel.)

Die Ueberladung der Geschichte adliger Geschlechter, im vorigen Jahrhundert zumal, mit einem unausstehlich plumpen, meist stark enkomiastischen Fabelwerk hat zu einer Reaction in der Geschichtsschreibung, namentlich auch bei historischen Monographien, geführt, zu welcher wir uns gewiß Glück wünschen dürfen, der wir aber nicht bis zur völligen Vernächterung folgen müssen, wie man uns jetzt mitunter zumuthen möchte. Niemand kann den Werth der historischen Kritik höher anschlagen als wir es thun; die Kritik hat nicht das Recht, sondern sie hat auch die Pflicht, das Unwahre auszuscheiden, das Zweifelhafte als solches anzusprechen, eitele Selbstbespiegelung endlich zu vernichten, aber sie hat nicht das Recht, die Sage zu vertreiben von der Schwelle des Tempels der Geschichte, die Sage für Unwahrheit zu erklären, weil sie sich ihren Anforderungen entzieht. Die Sage hat ihre uralte Berechtigung, in der Sage lebt oft eine Wahrheit, die viel höher ist, als manches Factum, welches die historische Kritik noch nicht anzugreifen vermocht hat.

In dem Leben der Nationen, der Familien auch, die weit hinaufreichen in die Fernen der Vergangenheit mischen, sich Sage und Geschichte; selten läßt sich auch nur annähernd genau der Punkt bestimmen, wo die Sage aufhört, wo die Geschichte anfängt; die Sage faßt mit ihrer gewaltigen Zauberhand oft weit und keck hinein in das Gebiet der Geschichte, und mitten in den zuweilen traumhaft unbestimmten Bildern der Sage gewahren wir häufig eine fest umrissene historische Gestalt. Das sollte die oft übereifrigen historischen Kritiker unserer Tage doch einigermaßen vorsichtig machen, sollte sie überhaupt abhalten, ihre kritischen Vollkugeln gegen die Sage abzufeuern; ganz abgesehen davon, daß sie damit auch einer Poesielosigkeit Vorschub leisten, welche frevelnd den duftigen Kranz von der geweihten Stirn der Muse reißt.

Der Mensch lebt auch im neunzehnten Jahrhundert noch nicht von Brod allein!

Eine der bekanntesten Sagen Mitteldeutschlands ist die vom Grafen Ernst von Gleichen, welcher 1227 auf dem Kreuzzuge in die Gefangenschaft der Saracenen gerieth und am Hofe irgend eines Sultans als Gärtner diente. Aus der Sclaverei befreite ihn die Schönste der Schönen, die Sultantochter Melechsala, und entfloh, in heißer Liebe zu ihm entbrannt, obwohl er ihr nicht verhehlt, daß er in der Heimath ein Weib habe, mit ihm nach Italien. Mit Dispensation des Papstes wurde dem Grafen Ernst von Gleichen zu Rom die getaufte Sultantochter als zweite Ehefrau angetraut, und die erste Gemahlin willigte in diese Doppelehe aus edler Dankbarkeit für die Retterin ihres Gemahls. Melechsala blieb kinderlos, die erste Gemahlin aber, Ernestine von Brandenstein nennt sie die Sage, schenkte ihrem Gemahl noch drei Kinder und überlebte noch um mehrere Jahre ihn, welcher 1264 starb; Melechsala war ihm vorangegangen.

Das ist die Sage, die sich freilich, dem Wesen der Sage gemäß, der historischen Kritik entzieht, aber darum doch noch kein Mährchen ist. Wir stützen uns bei der Vertheidigung derselben, denn wir halten sie in ihrem Kern für wahr, freilich nicht auf jene riesige Bettlade, welche man noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf dem Schlosse Gleichen als das Ehebett des Grafen Ernst und seiner beiden Frauen zeigte; wir überlassen der Kritik auch willig den angeblichen Ring der Türkin im Archiv zu Tonna und den Teppich zu Farrenrode, auf welchem Melechsala's Ankunft mit vielen Kameelen gestickt ist; möglich, daß auch der „Türkenweg" und das „Freudenthal" bei Gleichen diese Namen in viel späterer Zeit empfingen; selbst der Grabstein des Grafen von Gleichen, welcher sich, aus dem Sanct Peterskloster dahin übertragen, jetzt im Dome zu Erfurt befindet, mag nicht der des Grafen Ernst sein, sondern vielmehr der des Grafen Sigmund von Gleichen-Tonna, welcher 1497 starb und allerdings auch zwei Frauen, aber die zweite nach dem Tode der ersten, heirathete — wir geben, wie gesagt, das Alles preis und beharren doch dabei, die Sage in ihrem Kern für wahr zu halten.

Für uns spricht erstens das hohe Alter der Sage — sie versetzt die Personen in eine Zeit, in welcher viele Verhältnisse noch mit einer Naivetät behandelt wurden, welche eine spätere nicht mehr kannte; manche Unterschiede, welche schon im vierzehnten Jahrhundert zu festen Schranken, Normen und Gesetzen geworden, waren im dreizehnten noch flüssig; freilich war eine Doppelehe schon eine schwere Sünde und machte auch großes Aufsehen, so wie den mächtigsten Eindruck auf die Zeitgenossen, aber noch konnte der Papst unter so außerordentlichen Umständen eine solche Doppelehe gestatten, ohne zu sehr gegen die sittlichen Gefühle des Volkes zu verstoßen. Wäre im dreizehnten Jahrhundert nicht eine solche Doppelehe vorgekommen, das vierzehnte Jahrhundert, oder gar eine noch spätere Zeit hätte sie gar nicht erfinden können.

(Fortsetzung folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 68.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 45. Berlin, den 5. November 1862. Nr. 45.

1. Friedrich Wilhelm Ernst Graf von Görlitz, Großherzoglich Hessischer Geheimer Rath und Kammerherr. Ehrenritter seit 1824. † zu Darmstadt 28. October 1862.

2. Carl Otto Wilhelm Emil von Kunheim, Majoratsbesitzer und Mitglied des Herrenhauses, auf Spanden, Kreis Preußisch Holland. Rechtsritter seit 1855. † zu Spanden 29. October 1862.

Die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Gerdauen.

Gerdauen. Am 21. October wurde das von der Preuß. Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens hierselbst gegründete Krankenhaus feierlich eingeweiht. Um 11 Uhr Vormittags begaben sich der Commendator des Ordens Graf zu Dohna-Schlobitten sowie folgende Ordensritter: General Graf von Dönhoff, Graf von Egloffstein-Arklitten, Graf von Klinckowström-Korklack, Freiherr von Schrötter-Wohnsdorf, Freiherr von Romberg-Schloß Gerdauen, Herr von Neibnitz-Jankendorf, ferner der Kreissuperintendent, die Ortsgeistlichkeit und ein benachbarter Pfarrer in den Frauen-Krankensaal des Hauses, woselbst ein schön decorirter Altar mit Crucifix (ein Geschenk der Frau Gräfin zu Dohna-Döhnhofstädt) auf einer Erhöhung aufgestellt war. Eine zahlreiche Versammlung, darunter viele distinguirte Personen des Kreises, aus der Stadt Gerdauen selbst der Magistat und die Stadtverordneten, harrte in dem genannten Raume, dem angrenzenden Zimmer und dem Corridor des Beginns der Feier.

Dieselbe begann mit dem Liede: „Heilig ist Gott, der Herr." Sodann hielt der erste Ortsgeistliche, Pfarrer Brunkow, die Weihrede. Nachdem er die anwesenden Ordensritter, die Frau Oberin Gräfin zu Stolberg, welche mit dem Seelsorger der Diakonissen, Pastor Schulze, die beiden für die Krankenpflege bestimmten Schwestern aus Bethanien in Berlin hergeleitet, die Diakonissen selber und alle Förderer und Helfer an dem Bau begrüßt, wies er auf Grund des Schriftwortes Ev. Joh. 11, v. 3. die hohe Bedeutung des zu weihenden Hauses nach, indem er den edlen Zweck und die Gesinnung, welche zu seiner Gründung geführt, als die der christlichen Bruderliebe, im Gegensatze zu bloßer Humanität hervorhob. Natürlich wurde die durch Se. Majestät unsern hochseligen König bewirkte Wiederherstellung des Ordens auf seinen ursprünglichen Grundlagen nach Gebühr berücksichtigt. Gleicherweise fand der Dank an den Orden, daß er grade unsere Stadt zur Aufnahme dieses Werkes gewählt, wie an Alle, die mit Handreichung sich daran betheiligt, seine Stelle. Namentlich mußte der aufrichtigen und eifrigen Thätigkeit des Baucomité's, der fleißigen Hilfe zahlreicher Frauen und Jungfrauen bei Lieferung und Anfertigung der Krankenkleider und Wäsche, wie der rastlosen Bemühungen einzelner hochverehrter Damen, ohne welche die Ordnung und Ausschmückung der inneren Räume rechtzeitig nicht zu Stande gekommen wäre, mit verdienter Anerkennung gedacht werden.

Die eigentliche Weihe erfolgte nach Vorlesung des 91. Psalms im Namen der hochheiligen Dreieinigkeit, womit zugleich das Haus, als Denkmal christlicher Barmherzigkeit und eine Pflegestätte der Kranken seiner Bestimmung übergeben wurde. An den 100. Psalm knüpfte sich nun ein Gebet um gnädige Bewahrung der Anstalt, mit der Bitte um den Segen des Herrn für ihre irdischen Hüter und Schirmer, für den Arzt, die Schwestern und ihre Oberin, für die Kranken, die hier ihre Aufnahme finden werden, daß sie genesen möchten an Leib und Seele, oder eine selige Heimfahrt finden, daß ausgerichtet würde der Dienst der Liebe an den Elenden und Kranken unsers Volks, dazu sie geweiht werde.

Einen Ruhepunkt für die Hörer und einen angemessenen Uebergang zu dem zweiten Theil der Feier brachte der von den Kirchspielslehrern gesungene 23. Psalm „der Herr ist mein Hirte". Hierauf richtete Pastor Schulze auf Grund der Tageslosung (Jes. 59, v. 19) die Blicke der Versammelten auf die alte gute Zeit zurück, da der Name des Herrn gefürchtet wurde vom Aufgang bis zum Niedergang, und verhieß mit dem heute vollendeten Werke ein Angeld auf den Anbruch ihrer Wiederkehr; im Anschluß an den Lehrtext (Joh. 10, v. 4) führte er die Diakonissen in ihr Amt ein, mit herzlichen, väterlich ermahnenden und stärkenden Worten, und erbat für dieselben den Schutz des Ordens, den Rath und Trost ihres künf-

tigen Seelsorgers und den Beistand aller, die ihnen nahe treten würden.

Nach dem Gesange der ersten Strophe des Liedes: „Nun danket alle Gott" — hielt der Superintendent Krah das Schlußgebet, eine Lobpreisung der göttlichen Barmherzigkeit, und ertheilte den Segen, worauf nach der letzten Strophe des Liedes die schöne und erhebende Feier ihr Ende fand. Die Collecte am Ausgang brachte einen Ertrag von 116 Thlr. 2 Sgr. 3 Pf., gleichzeitig wurde von hoher Hand ein Geschenk von 120 Thlr. niedergelegt. So werde denn wahr, was in diesen Festesstunden erbeten ist: „Er wird's ja thun, der Gebete erhört!" —

Gillion von Trazegnies.

Ein Seitenstück zum Grafen Ernst von Gleichen.

(Von George Hesekiel.)

(Schluß.)

Die Ehe des Grafen von Gleichen mit zwei Frauen steht, wie wir sehen werden, auch nicht einzig da, sie genießt nur den Vorzug, daß bei ihr die Sage besonders solide, d. h. mit allerlei oft nicht sehr glücklichen Zuthaten versehen auftritt. Man sieht ihr's an, wie tapfer das Volk an ihr mit gearbeitet und später ihr nachgeholfen hat. Aehnliche Kreuzfahrergeschichten, wie die vom Grafen Ernst von Gleichen, kommen in mehr oder minder leisen Andeutungen vielfach vor. Die späteste, die letzte, aber darum doch keineswegs die klarste, gehört unserer Mark Brandenburg an.

Ein Herr von Jagow zog mit dem Churfürsten Joachim II. Hector, in den Türkenkrieg, er wurde gefangen, Sclave, Gärtner, ganz wie der Graf von Gleichen, er flüchtete mit der Tochter des „Bassa"; diese rettende Paschatochter vermählte sich der Ritter und brachte sie mit nach der Mark; er kam mit ihr grade am grünen Donnerstag zu Aulosen, dem von Jagow'schen Familiengut in der Altmark, an, als seine rechtmäßige Gemahlin mit ihren Kindern bei Stockfisch und Erbsen zu Tische saß. Mit offnen Armen empfing Frau von Jagow die Retterin des Gemahls. Auch hier rühmt die Sage die Verträglichkeit, mit welcher die beiden Ehefrauen zusammen gelebt.

Wir halten auch diese Doppelehe für kein Mährchen, obwohl ihr alle Stützen fehlen, durch welche man äußerlich die Sage hat figiren wollen. Die Anwendung auf Ulrich von Jagow, der in der Kirche zu Großen-Garz begraben liegt, trifft nicht zu, und wir erfuhren aus dem Munde von Mitgliedern der Familie von Jagow, daß dieselbe, außer der Sage selbst, nichts Weiteres von jener Doppelehe weiß.

Man vergesse aber nicht, daß damals, nach Einführung der Kirchenerneuerung in den Marken, eine Menge von Schranken fielen, die bis dahin fest gestanden, daß ein ganz unerhörter Wirrwarr zunächst Platz griff, und daß die segensreichen Folgen der Reformation keineswegs sich sofort geltend machten, daß vielmehr die Geburtswehen einer neuen socialen Ordnung von einer furchtbaren Verwilderung begleitet waren. Gerade in dieser Zeit des Schwankens aller Sitte war eine solche Doppelehe in der Mark möglich, in keiner andern Periode wäre daran zu denken gewesen. Gewiß spricht es für die Wahrheit der Sage, daß sie die Ehe in den einzig möglichen Zeitpunkt setzte, denn für die Berechnung eines Erfinders läßt sich auch nicht ein Grund anführen.

Zum Gedächtniß seiner glücklichen Heimkehr aus der türkischen Sclaverei stiftete der Herr von Jagow auf Gründonnerstag eine Armenspende, welche sich endlich zu einem wirklichen Bettlerfeste gestaltet haben soll. Die Bettler erhielten, wenigstens anfänglich, der Stiftung gemäß, Erbsen und Stockfisch und dann noch ein Stück Speck und Brod auf den Weg. An fünfhundert Bettler sollen öfters zu dieser Spende erschienen sein; da nach dem Bericht eines Augenzeugen im Rheinischen Antiquarius diese Spende noch im Anfang dieses Jahrhunderts vertheilt worden ist, so wäre es gewiß interessant, wenn ein Herr von Jagow nähere Auskunft geben wollte.

Es giebt aber noch eine Sage von einer Doppelehe, die man seltsamer Weise für völlig erdichtet erklärt hat, weil die Sage schon im fünfzehnten Jahrhundert zu einem Roman und zwar zu einem, theilweise wenigstens, ganz vortrefflichen Roman benutzt worden ist. Baron Le Roy sagt: „Die wahrhaftige Geschichte des tapfern Ritters Herrn Gillion von Trazegnies wurde auf Befehl des Herrn Anton, genannt der große Bastard von Burgund, Grafen von Laroche in den Ardennen und Ritter des goldenen Vließes, im Jahre 1463 von David Hubert gemacht und Philipp dem Guten Herzog von Burgund gewidmet."

Diese Erklärung aber schließt doch in der That nicht aus, daß die Sage vor der „wahrhaftigen Geschichte", d. h. vor dem Roman da war und von dem Romandichter benutzt wurde? Wir nehmen an, daß der Dichter die vorhandene Sage benutzte, wir sind sogar überzeugt, daß er im Wesentlichen nichts an derselben geändert hat, denn es darf nicht vergessen werden, daß die von Trazegnies ein zahlreiches Geschlecht mächtiger Feudalherren bildeten, welches wesentliche Abweichungen von der Tradition in dem Roman schwerlich geduldet haben würde.

Die Sage ist nach dem Roman, denn in dieser Form allein ist sie gegenwärtig noch vorhanden, folgende: „Trazegnies im alten Hennegau war der Sitz mächtiger Feudalherren, eine hochbefreite Baronie, deren Besitzer auch in dem alten Culturlande an den Abhängen der Ardennen reich begütert, Erbseneschalle in Lüttich waren und verschiedene Prinzen, Marquis und andere hohe Adelstitel führten. An der Spitze des Stammbaums der Herren von Trazegnies steht nun der Held des Romans Gillion (Gilles, Aegydius) von Trazegnies; er war mit der Dame Maria, des Grafen von Ostrevant Tochter, vermählt, nahm bald nach seiner Vermählung das Kreuz und wurde, auf dem Meer von den Saracenen gefangen, nach Cairo in die Sclaverei verkauft. Gillion sollte mit Pfeilen erschossen werden, der schöne, ritterliche Mann aber hatte auf das Herz der Sultantochter, la belle Gracienne, nennt sie den Roman, (Gratiana ist allerdings ein seltsamer Name für eine Sultantochter) einen tiefen Eindruck gemacht; sie bat den zum Tode Verurtheilten ledig und wußte auch von da an einen Verkehr mit dem schönen Sclaven zu unterhalten. Gillion hatte das Herz der Jungfrau gewonnen, aber es gelang dem eifrigen Christenritter nicht, die Liebende zum Glauben an Jesum Christum zu bekehren. Der Sultan von Damascus begehrt nun die schöne Gracienne zur Ehe und zieht zum Kriege gegen Gracienne's Vater, um sich für den erhaltenen Korb zu rächen. Die Schlacht ist für die Aegypter schon verloren, da entläßt Gracienne den starken Christenritter Gillion, jedoch vorsichtig unter dem Versprechen der Wiederkehr, aus dem Gefängniß; der fliegt, von der Dame getreuen Diener, Hertan, begleitet, zum Kampfe, befreit Gracienne's Vater, der schon gefangen ist, tödtet den Sultan von Damascus und gewinnt die Schlacht. Dem Retter gönnt der Sultan allerdings große Ehre, die Freiheit aber nicht, und 24 Jahre bleibt Herr Gillion in Aegypten, ein immer siegreicher Feldherr des Sultans. Unterdessen lebte die edle Frau Maria von Trazegnies fromm und still, nur mit der Erziehung ihrer Zwillingssöhne, Johann und Gerhard, beschäftigt, da empfing sie den Besuch des Grafen von Hennegau, in dessen Gefolge sich Amaury des Mares befand, welcher sich in die schöne Frau verliebte. Ihm befahl der Graf von Hennegau, eine Fahrt in's Morgenland zu thun, er solle dort forschen nach Herrn Gillion, welcher damals schon vierzehn Jahre von den Seinen abwesend war. Amaury fand wirklich den Landsmann und Gillion's eifrige Frage nach der Gemahlin beantwortete der Verräther dahin, daß dieselbe bald nach des Gemahls Abreise

mit dem Kindlein, welches sie unter ihrem Herzen getragen, selig gestorben. Linderung für seinen Schmerz um den vermeinten Tod der geliebten Gemahlin fand Gillion in neuen, siegreichen Kämpfen für den Sultan, während der Verräther Amaury auf feiger Flucht den verdienten Tod erlitt. Nach vielen Siegen endlich gab der Sultan seine Tochter dem christlichen Ritter, dem er Thron und Reich dankte, zur Ehe, Gillion aber vermählte sich erst mit der schönen Gracienne, nachdem er sie zuvor bekehrt und getauft hatte. Aber auch nach der Hochzeit mußte Gillion tapfer weiter kämpfen für seinen Schwiegervater, und nach einer großen Schlacht fand er unter den Gefangenen seine beiden Söhne Johann und Gerhard. Er erkannte den Aeltesten an dem Ringe, den er scheidend seiner Gemahlin gelassen. Von den Söhnen erfuhr er, daß die Mutter noch am Leben. Wiederum traten nun die schöne Gracienne und ihr getreuer Hertan in's Mittel, sie ermöglichten Herrn Gillion die Rückkehr ins Vaterland. Ueber Ptolomais und Neapolis kam der tapfre Hennegauer mit seinen beiden Söhnen, mit der schönen Gracienne und dem getreuen Hertan nach Rom. Hier taufte der Papst Gracienne noch einmal (warum, ist nicht ersichtlich, aber man fürchtete damals offenbar noch nichts von der Secte der Wiedertäufer), sie behielt ihren Namen, auch Hertan wurde getauft und hieß Heinrich, starb aber zu Aller Schmerz eine Stunde nach Empfang des Sacraments. Darauf zogen sie in die Heimath. Frau Maria empfing ihren Gemahl und dessen andre Gemahlin mit derselben Liebe und Freude, wie das die Gräfin von Gleichen gethan, aber der Schluß der Hennegauer Sage ist schöner, sittlicher. Als Gillion erklärte, daß Gracienne, so lange Maria lebe, nur dem Namen nach seine Gemahlin sein könne, — da gingen beide Frauen und zwar am folgenden Tage schon in die Abtei Olive und wurden geistlich, sie haben die Abtei so lange sie lebten nicht mehr verlassen. Herr Gillion aber gab seinen Söhnen die Herrschaft und begab sich in die Abtei Cambron, um dort dem Herrn zu dienen bis an sein Ende. Seine beiden Frauen, welche schwesterliche Liebe vereinte, verschieden in einem Jahre; da ließ Herr Gillion in der Capelle zu Herlàymont drei Tumben machen, dort wollte er einst ruhen zwischen seinen beiden Frauen, und er begabte die Capelle sehr reichlich. Aber noch war ihm die ersehnte Ruhe nicht beschieden; der aegyptische Sultan, der schönen Gracienne Vater, der wiederum einmal in großer Kriegsnoth war, rief seines tapfern Schwiegersohnes Hülfe an, und zum andern Mal zog Herr Gillion, ein Greis schon, in's Morgenland. Sieger in einer großen Schlacht, empfing er die Todeswunde, aber dem sterbenden Helden mußte der Sultan versprechen, seine Leiche nach Herlàymont in Hennegau bringen zu lassen. Und also ist's geschehen. Herr Gillion liegt in seiner Tumba, zwischen seinen beiden Frauen, bis an den jüngsten Tag." —

Das ist die Sage von Gillion; die Zusätze des Romandichters zur Sage werden nicht bestritten, es sind aber Züge darin, die unverkennbar der Stempel der Wahrheit tragen, und wir halten fest an einem Kern in all diesen Sagen, wie viel des Aeußerlichen auch die Kritik absplittern und wie hochmüthig sie auch um eines solchen Bekenntnisses willen auf uns herabsehen mag.

Herr Gillion war der Erste von dem großen Geschlecht der Trazegnies, wer aber war der Letzte? —

Klingt den Lesern der Name Trazegnies nicht bekannt? —

Es ist jetzt etwas mehr als ein Jahr verflossen, da zog ein junger glänzender Ritter nach Neapel, um dort für die ehemalige Dynastie zu streiten. Der junge Ritter ließ hinter sich in Belgien ein jährliches Einkommen von mehr als 300,000 Franken, und in Neapel ließ er sein junges Leben; die Piemontesischen Spione verriethen ihn, er ward gefangen und — erschossen! Der blutende Ritter der Legitimität aber hieß Franz Dominic Octavius Marquis von Trazegnies.

Der Ahnherr unter den Heiden, der letzte Enkel unter den Piemontesen! Auch des letzten Enkels Geschichte wird bald Sage sein, aber wahr ist sie darum doch! —

Dschem-Kamad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Dschem reichte Mortemar, d'Aubusson, den Prioren und Candillac bewegt die Hand. Feierlich, langsam ging die Versammlung auseinander, nachdem d'Aubusson mit einem Schwertsegen Dschems Kinder in seinen väterlichen Schutz genommen. Als er umgeben von seinen Rittern hinwegschritt, begleiteten ihn Amurad, Laila, Abdallah und zwischen Alison de Candillac und Mortemar schreitend, Chansade. Dschems Kinder wurden durch Sänften, von einem Zug Comthure begleitet, in den Justizpallast zu Candillac geleitet. Der offizielle Act der Trennung war erfolgt.

Die letzten Tage vor seiner Abreise wurde es an Besuchen der Ritter und Edlen bei Dschem nicht leer, er war namentlich viel mit seinen Kindern, d'Aubusson, Mortemar und Candillac zusammen, und die Gewichtigkeit von Mortemars Einfluß am französischen Hofe ward Anlaß zu erhöhterer Hoffnung.

Das letzte Lebewohl zwischen ihm, Zoë und den Kindern wurde überaus schmerzvoll. — Der ganze Orden geleitete unterm Andrang des Volks den Sultan zu Schiffe. Den 15. October, kaum ein Vierteljahr nach seinem Einzuge, verließ er, Zoë, der Medschnun Danesch, der Arzt Alfaki mit 2 Sclavinnen und den Golams, von Gui de Blanchefort und 3 Rittern umgeben, durch drei stark bemannte Ordensgaleeren eskortirt, Rhodos für immer.

Während die Kanonen von Fort Nikolas und Molino den Dahinsegelnden grüßten, zog schmetternden Trompetenklangs die Zunge Frankreich in ihre alte Auberge wieder ein. Rhodos nahm fast seine frühere Physiognomie an. Ein Interesse aber blieb zurück, ein tief poetisches und menschlich schönes, die edle Liebe Mortemars zu Chansaden.

Carl VIII. von Frankreich, ein Regent voll hochfliegender Pläne, der den Gedanken einer Universalmonarchie im Hirn trug, erkannte bei Mortemars Brief sofort den großen politischen Vortheil einer Verbindung Auberts mit Chansade. War Dschems Tochter Gattin eines seiner größten Vasallen, so war Dschems Interesse ihm nahe genug verknüpft. Er gab seine unbedingte Einwilligung und ernannte Chansade zur Marquise von Sisteron. —

Es war ein Tag allgemeinen Jubels, wo ganz Rhodos sich in die Konventualkirche von St. Jean drängte, als vom Erzbischof im höchsten Kirchenpomp Chansade getauft und als Chansade de Sisteron, Prinzessin des Morgenlands, mit Graf Aubert de Provence, Herrn von Mortemar getraut wurde. Das erste Mal ward hier das Antlitz der schönsten Frau des Orients den staunenden Blicken der Christen in seinem ganzen Liebreiz enthüllt. — — —

Fast alle Erinnerungen jener Zeit sind entschlafen. Nur ein Lied noch lebt vom Meister d'Aubusson und eine provencalische Romanze am Hochzeitstage der Liebenden gesungen.

„Er hat seine Locke gegeben
„Der süßen Maid Chansad,
„Die ihn so heiß geliebet,
„Um die er geblutet hat.

„Als sie ihr Haupt enthüllet
„Zu Rhodos am Altar,
„Gelobt sei Deine Minne,
„Du Recke Mortemar!

„Es möcht' für sie erstreiten
„Den höchsten Thron der Welt,
„Um in den Tod wohl reiten
„Der allerbeste Held!" — —

VII.

Dschems Geschick hätte sich vielleicht trotz aller Anschläge Bajesids, aller Intrigue der europäischen Kabinette günstiger gestaltet, denn Sixtus IV. war im Ganzen ein Mann von Rechtschaffenheit, beseelt von dem Wunsche, ihm zu helfen, und wäre am Ende bei den verschiedenen Souverainen auch mit dem Projekt eines Kreuzzuges durchgedrungen, aber der Tod raffte ihn in Mitte aller Verhandlungen weg. Sein Nachfolger aber, Innozens VIII., der Intimus des Kardinal Travigna, hatte kaum den Stuhl Petri bestiegen, als er darauf sann, Dschem von Frankreich weg nach Rom und unbedingt in seine Gewalt zu bekommen, er that dieserhalb bei dem Orden, besonders aber durch den Herzog von Burgund am Hofe Carl VIII. seine Schritte. Zwar hatte er gleichfalls im Sinn, einen Kreuzzug für ihn auszuschreiben, aber erst wenn er heimlich getauft sei, um dem Morgenlande einen christlichen Sultan zu geben, es für das christliche Interesse zu erobern. Der Orden St. Johann sowohl wie Carl VIII. sträubten sich lange und energisch gegen Innozens Zumuthung, dem Sultan selbst war diese uneingeschränkte Obhut des Papstes ein unheimliches Ding, und er schwankte deshalb, von Mortemar gewarnt, nach Rom zu gehen. Ein Hemmschuh für den Papst und ein Glück für Dschem war, daß die Sondergelüste Matthias von Ungarns, welcher sich gern Dschems gegen Bajesid zur Eroberung Bulgariens wie der Wallachei bedienen wollte, wobei Spaniens und Neapels Eifersucht und Zwischenträgerei dem Papst das Spiel vollends verdarben. Aber dies Intriguiren und Ränkespinnen der Parteien, wobei für Dschem nicht der mindeste Vortheil herauskam, vermehrte seine Qualen, und sein Leben war ein immerwährender Seelenkampf, ein langsames Aufreiben, dem weder der Orden noch Mortemar Halt gebieten konnte. Fünf Jahre hindurch, begleitet von Zoë, Medschnun, Gui de Blanchefort und seinen Rittern, wurde der ruhelose Fürst von einer französischen Kommende zur andern geführt, um den geheimen Mördern Bajezids oder den Versuchen der übrigen Fürsten zu entgehen, ihn in ihre Gewalt zu bekommen und sich seines Unglücks zu ihrem Sondervortheil zu bedienen. Endlich konnte man dem drohenden Andringen des Hauptes der Christenheit, Innozens, der feierlichst schwor, nach der Ankunft Dschems zu Rom einen Kreuzzug innerhalb der nächsten vier Jahre auszuschreiben oder Dschem nach Frankreich zurückzusenden, nicht länger widerstehn. Dschem zog mit Blanchefort und seinem kleinen Gefolge, mit außerordentlichem Gepränge vom Papst empfangen, in der ewigen Stadt ein. Carl VIII. von Frankreich, durch den Herzog von Burgund überredet, hatte mit großem Widerwillen und erst als Innozens brieflich ihn versichert, Frankreich sollte an der Spitze des Kreuzzuges stehen, des Sultans Abreise gestattet, und Mortemar sah alle seine Anstrengungen, den Vater seines Weibes zurückzuhalten, scheitern. Daß Bajezid vor seinem Bruder je länger desto mehr Furcht empfand, bewiesen nicht nur die heimlich gesandten Mörder, nicht nur zahllose Gesandschaften an den Orden, um Dschem in die Hand zu bekommen, oder aber d'Aubusson wenigstens zu vermögen, Dschem in keine anderen Hände gelangen zu lassen, sondern noch mehr die Intriguen, welche er an den verschiedenen Höfen, zumal in Rom, durch seine Agenten anspinnen ließ, um Dschems Angelegenheiten zu verwirren und ins Stocken zu bringen. Das Drohendste aber für Bajesid war der Geist wachsender Unzufriedenheit gegen ihn in der europäischen Türkei und zu Stambul selbst, der heimliche Kampf gegen seine Mutter Alnissa, welche, von dem undankbaren Sohn der ihr so viel verdankte, in ihrer Herrschsucht beschränkt, von Bajesids erster Favoritin Uns-Alwudjud angefeindet wurde. Manur Alnissa war endlich heimlich von Stambul entwichen und nach Egypten geflohen, von wo sie mit dem dortigen Sultan alle Minen gegen Bajesid springen lassen wollte und nicht übel Lust empfand, sich Dschems gegen ihn zu bedienen. Wäre Dschem noch in Rhodos, ja nur in Frankreich gewesen, wäre wahrscheinlich ein Streich gegen Bajesid geglückt, aber er saß zu Rom, umgeben von der Partei Travigna, einem Pfaffenhof, dem viel mehr an Bajesids Edelsteinen als einem Kreuzzuge gelegen war. Gui de Blanchefort war mit seinen Rittern ganz ohnmächtig und nicht viel mehr als eine Leibgarde Dschems. Oft genug drang der Orden und Frankreich während besagter vier Jahre auf den Aufruf zum Kreuzzuge, aber Innozens, alt, unheilbar krank, fühlte in sich hierzu nicht mehr die Kraft und ward, etwas Energisches zu unternehmen, vom Kardinalkollegium gehindert, das bereits auf das neue Scrutinium schielte. Innozens starb 1492, und auf St. Peters Thron ward Rodrigo Borgia als Papst Alexander VI. erhoben, ein Scheusal als Mensch, eine Blasphemie als Statthalter Gottes. Er zog das Ansehen der Kirche in den Koth, machte Rom zu einem Babel an Wollust und Verbrechen und entflammte in Zorn und Verachtung die christliche Welt. Italien gerieth in unheimliche Gährung, und Savonarola erhob sich zu Florenz, um gegen das verderbte Jahrhundert zu donnern. Unter solchen Umständen hatte Bajesid leichteres Spiel, konnte offener auftreten. Er machte dem Papst direkt den Vorschlag, Dschem an Niemand auszuliefern sondern in engstem Gewahrsam zu halten, wofür er ihm jährlich 120,000 Dukaten bot. Die Dukaten wurden genommen, und Dschem mit Blanchefort und den Rittern in ein Kloster gesperrt, so daß Gui nicht einmal verstattet war, Klagen nach Rhodos oder Frankreich zu richten. Nur durch größeste List gelang es einem der Ordensritter, der ein Schreiben Dschems an Carl von Frankreich und Mortemar auf der bloßen Brust trug, aus dem Gewahrsam und von Rom zu entwischen, dem Hofe zu St. Germain wie dem Orden Nachricht von den Unglücklichen zu bringen. Da riß Carl die Geduld, er sendete eine Gesandtschaft nach Rom, welche sofortige Auslieferung Dschems und Abstellung verschiedener anderer bedeutender Klagepunkte betreffs des Kirchenregiments und Frankreichs Ansprüche an Neapel forderte. Der heillose Papst begütigte den König nach Kräften, ja lockte ihn selbst nach Rom, um die Händel persönlich mit ihm auszugleichen. Carl, ehe er das Aeußerste that, ging darauf ein, und da er den Papst sehr gefügig, Lucretia Borgia sehr schön fand und ihm Alexander endlich zusagte, Dschem binnen 6 Monaten nach Frankreich zu entlassen, sofern eine Entschädigung der Unterhaltungskosten erfolge, auch die neapolitanische Angelegenheit sich gütlich beizulegen schien, schloß er mit dem Papste und Neapel ein Bündniß gegen Bajesid, um den Kreuzzug endlich wahr zu machen, und vereinte sich auch mit der egyptischen Partei, deren Führerin nunmehr Alnissa war. Kaum war indeß Carl in seine Staaten zurückgekehrt, als er durch seine geheimen Agenten in Stambul die Beweise erhielt, daß zu derselben Zeit, da Alexander mit ihm zu Rom ein Bündniß geschlossen, derselbe auch heimlich an Bajesid den Georg Buccicardo als vertrauten Unterhändler geschickt habe, welcher demselbem angezeigen mußten: „Carl von Frankreich werde das osmanische Reich erobern, wie er sich erst Dschems bemächtigt habe. Bajezid solle sich schnell mit Mathias von Ungarn vertragen, die Venetianer gegen Frankreich hetzen und dem Papst wissen lassen, was er geben wolle, wenn er Dschem an Carl niemals ausliefere." — Der König von Frankreich war außer sich und, von Mortemar gestachelt, der den Vater seiner Frau vor sicherem Untergange retten wollte, entbot er Adel und Ritterschaft seines Landes gegen Rom und setzte sich dahin in Eilmärschen in Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Urſprungsgeſchichte des Ordens vom heiligen Grabe zu Jeruſalem.

(Von Dr. G. Roſen.)

Man würde den drei großen, aus der Frankenherrſchaft zu Jeruſalem hervorgegangenen Ritterorden Unrecht thun, wenn man denjenigen des heiligen Grabes ihnen zur Seite ſtellen wollte. Mag letzterer ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach ein Geſchwiſterverhältniß zu jenen beanſpruchen, ſo iſt doch dieſe Beſtimmung bei ihm nie aus dem embrioniſchen Zuſtande der Idee herausgetreten und hat ſich nicht, wie bei den Johannitern, den Templern und Deutſchrittern die Weihe des Lebens durch Thaten zu erringen vermocht. Dennoch lehrt uns die Geſchichte, daß der heilige Grabes-Orden — es iſt das eben eine Frucht jener idealen Verwandtſchaft — im ſpäteren Mittelalter eine Zeitlang großen Anſehns genoß, und da er in neuerer Zeit auch in unſerm Vaterlande als faſt unbekannter Gaſt aufgetaucht und bald zu einiger Verbreitung gediehen iſt, ſo dürften einige Bemerkungen über ſeinen Urſprung und ſeine Entwickelung hier wohl am Orte ſein.

Einer der älteſten und berühmteſten jetzt lebenden Ritter vom heiligen Grabe, der Baron von Prokeſch-Oſten, ſtellt in ſeinem Werke: Reiſe ins heilige Land bei Beſprechung ſeiner den 23. April 1829 erfolgten Aufnahme in den Orden über deſſen Urſprung in der ſchlichten Form einer unzweifelhaften hiſtoriſchen Thatſache die Notiz hin, daß derſelbe von Gottfried von Bouillon im Jahre 1099 geſtiftet worden ſei. Es iſt dies die traditionelle Anſicht der Franziskaner in den Terrafanta-Klöſtern, und wahrſcheinlich findet ſie ſich auch in den verſchiedenen päpſtlichen Bullen niedergelegt, durch welche den Oberen jener Klöſter das Recht, den heiligen Grabesorden zu verleihen, ertheilt und beſtätigt wurde. Daß eine Autorität wie die von Prokeſch-Oſtens ihr auch in weiteren Kreiſen Eingang verſchafft hat, iſt nicht zu verwundern.

Wenn wir dieſelbe nun demnach ungefähr in eine Kategorie mit ſo manchen kaum ernſtlicher Widerlegung bedürfenden lokalen Traditionen des Terra-ſanter Clerus ſetzen, ſo genüge es darauf hinzuweiſen, daß im Jahre der Eroberung der heil. Stadt das ganze Kreuzfahrerheer, die Fürſten wie die Vaſallen, ſich als Kämpfer für das heil. Grab fühlten, und demzufolge dem neuen Herrſcher Nichts ferner liegen konnte, als ein Auswahlcorps für einen Zweck zu ſtiften, welcher derjenige des geſammten Staates war. Dazu kommt, daß die beglaubigte Geſchichte, welche an Nachrichten über die Organiſation des Frankenkönigthums durchaus nicht arm iſt, einer ſo wichtigen Schöpfung des Herzogs Gottfried mit keiner Sylbe gedenkt, und daß ſelbſt nach dem Verluſte Jeruſalems, ſo lange die Kreuzfahrer ſich auf ſyriſchem Boden zu halten vermochten, ebenfalls von einer Ritterſchaft zum heiligen Grabe keine Spur zu entdecken iſt. Dies Alles berechtigt uns, die Nachricht von der Stiftung des Ordens durch Gottfried von Bouillon als eine Erfindung ſpäterer Zeit zu bezeichnen, einer Zeit, der das urſprüngliche Weſen des Ritterthums, die ernſte, entſagende Thatkraft, ſchon in den Hintergrund trat und welche ſich daſſelbe als weltliche Auszeichnung zu betrachten gewöhnt hatte. Denn das dem Orden zugeſchriebene hohe Alter, welches ihn als den Erſtgeborenen des Königsthums von Jeruſalem hinſtellt, konnte wohl nur den Zweck haben, ihm mit der Ancienetät auch den Vorrang vor den Johannitern u. ſ. w., welchen er beanſpruchte, zu ſichern.*)

Fragt man nun aber nach der wirklichen Stiftungszeit des heiligen Grabesordens, ſo wird man darauf von der Geſchichte ohne Antwort gelaſſen. Gleichzeitige Angaben deuten vielmehr darauf hin, daß eine eigentliche Stiftung nie ſtattgefunden, ſondern daß der Orden ſich allmälig und ohne individuellen Machtſpruch aus von einander unabhängigen und nur durch Sinn und Ablegeort übereinſtimmenden Pilgergelöbniſſen gebildet hat.

Der Geiſt des Kreuzfahrerthums, welcher vor ſieben Jahrhunderten den ganzen Weſten aufregte und zur Befreiung der heiligen Stätten in das Morgenland trieb, war durch den unglücklichen Ausgang der nur mit Strömen des edelſten Blutes eine Zeit lang in Syrien behaupteten Frankenherrſchaft nicht ertödtet worden. Drängte ihn auch in den Maſſen des niederen Volkes das mannichfache Elend der Zeit mehr zurück, ſo ſtrahlte es um ſo heller in dem thatendurſtigen, kriegeriſchen Adel der fränkiſchen Völker, und gewiß würden fernere Unternehmungen zur Befreiung Jeruſalems, namentlich aus der durch Kreuzesliebe ſo ausgezeichneten deutſchen Nation, noch ausgegangen ſein, wenn die ſo oft wiederholten Erfahrungen nicht jenes kindliche Vertrauen in die eigene Kraft, in die leichte Ausführbarkeit des Zuges, ja in die uneigennützige Hingabe der Führer vernichtet hätte, ein Vertrauen, welches mehr als die Opferbereitwilligkeit der Einzelnen zur Erzielung eines Erfolges nothwendig geweſen ſein würde. Die nie fehlenden Mahnungen der Päpſte, obgleich bei den Fürſten an tauben Ohren verhallend, fanden in der Geſinnung der Völker, in dem Wunſche, durch irdiſches Mühen und Dulden, durch Wagen und Leiden im Dienſte des Erlöſers Heiligung und Anſpruch auf Seligkeit zu erwerben, noch immer reichlichen Anklang, und es iſt nicht zu verwundern, daß dieſe Geſinnung, wenn ſie ſich durch die Weltverhältniſſe zu unliebſamer Thatenloſigkeit verdammt ſah, nach irgend einem äußern Geſammtausdruck forſchte, der ihr mittelſt des Gefühls der Einheit eine Ausſicht auf Verwirklichung im Geſchichtsleben eröffnete. Nun beſtand zwar das einmal nach Jeruſalem benannte Königreich auf der Inſel Cypern fort; warum aber in ihm jene Geſinnung nicht ihren thätlichen Anhalt finden konnte, dies zu erläutern genügt es, einen Blick auf ſeine Geſchichte zu werfen. Auch die Ritterſchaften, ſelbſt diejenige der Johanniter, waren nicht dazu geeignet. Handelte es ſich doch im Sinne der Occidentalen nicht um die Beſchützung im Orient erworbener, der großen Menge kaum dem Namen nach bekannter Inſeln und Küſten, ſondern lediglich um die Befreiung des von Heiden verhöhnten und niedergetretenen Grabes Chriſti, welche man dort überall aus den Augen verloren wähnte.

Der abenteuernde fromme Drang jener Epoche konnte unter den obwaltenden Umſtänden nur in der Pilgerfahrt nach Jeruſalem ſeine Befriedigung finden und in dem an der Stätte der allerheiligſten Paſſion abgelegten Ver-

*) Bei Prokeſch a. a. O. p. 108 heißt es unter den Privilegien der Ritter vom heil. Grabe: „Sie ſollen vor den Rittern jedes andern Ordens den Vortritt haben, mit Ausnahme der Ritter vom Goldenen Vließ.“ Anm. d. Verf.

sprechen, wenn je eine Kriegsfahrt zur Befreiung des Heiland-Grabes zu Stande kommen sollte, sich mit Gut und Blut daran betheiligen zu wollen.

Daß aus derartigen Gelübden der Orden der Sepulkriten sich gebildet, dürfen wir nicht bezweifeln; wie wir aber oben gesehn, daß von einem Stiftungsdatum nicht die Rede sein kann, so ist auch der Uebergang vom Gelöbniß zur Ritterschaft d. h. zur Verbrüderung der Gelobenden weder nach Zeit noch handelnden Personen festzustellen. Indessen vermißt man kaum die fehlenden geschichtlichen Angaben. Es war offenbar eine Reihe sich stets wiederholender, an und für sich aber unbedeutender Anfänge, indem innerhalb der Pilgerzüge am heiligen Grabe die Weihe zum Kämpfer Christi gegen Abnahme des Gelübdes ertheilt wurde.

Schon die beträchtlichen Kosten der Reise nach Palästina machten die Pilgerschaft zu einem Vorrechte des besitzenden Theils der Bevölkerungen, d. h. in den damaligen Zeiten vorzugsweise des Adels in seinen verschiedenen Abstufungen, so wie wir denn auch aus Deutschland Herzoge, Landgrafen, Grafen, Freiherrn u. s. w. in nicht geringer Zahl nach Jerusalem ziehen sehn. Die Höheren dieser Adligen führten regelmäßig außer der zahlreichen Dienerschaft ein Gefolge von Vasallen mit sich; wo sich dagegen eine Pilgergesellschaft aus nicht zu einander im Lehnverhältnisse stehenden Personen zusammenfand, da brachte es die Sitte mit sich, daß sich der geringere Genoß dem an Geburt und Weltstellung Vornehmeren unterordnete. Was war nun einfacher, als daß jenes Gelübde an heiliger Stätte in die Hände des Lehnsherrn oder des höher stehenden Mitpilgers abgelegt wurde, welcher dann den Gelobenden zu einem Kämpfer, Miles, des Heiland-Grabes creirte, und ihm zum Zeichen der Ritterwürde, Militia, Schwertschlag und Sporen ertheilte?

Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts wird der Ritterschaft des heiligen Grabes in dieser Weise vorübergehend erwähnt, und sie erhielt sich ziemlich unverändert bis gegen Ende des folgenden. Ich gestatte mir eine in dieser Beziehung belehrende Stelle aus dem Bericht über die Pilgerfahrt des Markgrafen Nicolo von Este vom Jahre 1413*) hier mitzutheilen.

Nachdem der Verfasser, wahrscheinlich der den Fürsten begleitende Caplan, angegeben, wie in der Nacht vom 17. Mai des besagten Jahres nach Mitternacht in Gegenwart des Markgrafen und seines Gefolges in der heiligen Grabkapelle zwei Messen gelesen worden, fährt er fort: „Bei der dritten Messe, welche über dem heiligen Grabe gesprochen wurde, creirte der Herr Markgraf die Nachbenannten eigenhändig zu Rittern: den Alberto dalla Salla (dieser war schon vorher Ritter, entsagte aber der Würde, um sie sich an diesem heiligen Orte erneuern zu lassen;) den Messer Petro Roslo," u. s. w. Es folgt nun die Liste des adligen Gefolges des Markgrafen, welches kein weiteres Interesse bietet. Nach der heiligen Handlung begaben sich die neu ernannten Ritter auf den Calvarienberg, woselbst „der vorgedachte Herr Markgraf ihnen die Sporen anschnallte, wobei er sie ermahnte, immer im Gedächtniß zu behalten, an welchem Orte sie diesen Ritterorden empfangen."

Auch der Markgraf, heißt es weiter, war schon früher Ritter, hatte aber auch noch nicht die goldenen Sporen getragen; zu Ehren seines Gelöbnisses am heiligen Grabe ließ er sich nunmehr von dem Vornehmsten seines Gefolges, dalla Salla, einen goldenen Sporn an den linken Fuß anlegen und versprach sich den des rechten Fußes durch eine Pilgerfahrt nach St. Jacob in Galizien zu verdienen.

Zur Zeit der Pilgerfahrt des Nicolo von Este war der Orden des heiligen Franciscus seiner eigenen legendenhaften Rechnung nach schon 200 Jahr, glaubwürdigeren Angaben zufolge aber schon 110 Jahr in Jerusalem angesiedelt; jedenfalls besaß er damals längst auf dem Berge Zion ein festes Grundeigenthum, und die Theilnehmerschaft der occidentalischen Kirche neben den orientalischen Schwesterconfessionen an den heiligen Stätten war wieder unbestritten. Wenn nun die Anfänge des Sepulkritenordens innerhalb der Zeit fallen, wo die Franciskaner mit der Custodie des heiligen Grabes betraut waren, und wir dieselben in spätern Jahrhunderten jenen Orden constant und ausschließlich verleihen sehen, so möchte man geneigt sein, vom Anbeginn eine nähere Verbindung zwischen beiden, dem Mönchs- und dem Ritterorden, zu vermuthen. Diese Annahme würde indessen nicht weniger der beglaubigten Geschichte, wie wir sie in dem Beispiel des Nicolo von Este kennen gelernt haben, widersprechen, als sie sich schwer mit den äußern Verhältnissen der damals noch mühsam gegen die Sorgen ihres Lebensunterhalts und den Hohn der sie umgebenden Muselmänner kämpfenden Minoritenmönche in Einklang bringen ließe. Allerdings leiteten sie die dem Ritterschlag vorhergehende religiöse Feier, dies aber nicht sowohl als Franciskaner, sondern vielmehr als die zufällig einzig in Jerusalem ansäßigen katholischen Geistlichen. Dagegen muß man wahrscheinlich finden, daß, nachdem sich der Ritterorden unabhängig ausgebildet, durch die eigenthümlichen Verhältnisse, und zwar namentlich den Mangel eines bestimmten Oberhauptes, aber zu keiner festen Gestaltung gelangen konnte, das, für seine Betheiligung durch Messelesen ohne Fragen von Anfang reichlich honorirte Kloster nachträglich das Verleihungsrecht zu erwerben trachtete.

Ob und welche Schritte von demselben zu diesem Behufe gethan worden sind, darüber hat die Geschichte Nichts aufbewahrt; wie er aber zu seinem Ziele gelangt ist, das ersehen wir aus dem merkwürdigen Berichte, welchen der Ulmer Dominikaner Mönch Felix Faber von seiner i. J. 1483 unternommenen Pilgerfahrt der Nachwelt überliefert. (Fortsetzung folgt.)

*) Zu Turin, in der Collezione di opere inedite e rare. Vol. I. 1861 abgedruckt. Anm. d. Verf.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 12. November 1862. **Nr. 46.**

Bekanntmachung.

In Folge des durch Allerhöchste Kabinets-Ordre vom 1. d. M. genehmigten Beschlusses des Kapitels des Johanniter-Ordens, ist der vormalige Königlich Dänische Kammerherr, Landrath und Amtmann Cajus Wilhelm Georg von Rumohr, früher zu Schloß Traventhal bei Segeberg in Holstein, in der Liste der Ehrenritter des Johanniter-Ordens gestrichen worden, was hierdurch zur Kenntniß der Herren Ordens-Mitglieder gebracht wird.

Berlin, den 8. November 1862.

Eberhard Graf zu Stolberg-Wernigerode,
Canzler des Johanniter-Ordens.

Die Einweihung des Johanniter-Krankenhauses zu Neusalz a. O.

Am 17. Oktober c. Nachmittags hat die Einweihung des in Neusalz durch den Commerzien-Rath Krause in Berlin erbauten und der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens als Eigenthum übergebenen Krankenhauses in folgender Weise stattgefunden:

Um 3 Uhr bewegte sich der Festzug vom „Großen Gasthofe" aus unter Glockengeläute nach der evangelischen Kirche, voran ein Posaunenchor, hierauf die Geistlichkeit, Commerzien-Rath Krause, geführt von dem Prinzen Ferdinand zu Schönaich-Carolath und dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, Hütten-Director Meinhard, den Schlüssel zum Krankenhause auf gesticktem Kissen tragend, alsdann die städtischen Behörden und Königlichen Beamten der Stadt. Unter den übrigen Gliedern des Zuges bemerkten wir viele Johanniter-Ritter, sowie Beamte aus dem Freistädter- und Grüneberger Kreise. In der Kirche verlas Pastor Dächsel nach Gesang des Liedes: „Lasset uns den Namen Jesu preisen," den 115. Psalm, dann folgte eine Aufführung des 23. Psalms von Grell. In der Ansprache über Esra 7, 27. 28 nannte Pastor Dächsel das zu weihende Haus eine Zierde unsrer Kirche; denn es sei seinem Ursprunge nach ein Werk der Liebe, seiner Bestimmung nach eine Zufluchtsstätte der Armen, und seiner Hoffnung nach eine Stärkung des Glaubens. Die Versammlung begab sich hierauf unter Gesang des Liedes: „Jesu, geh voran" ꝛc. nach dem dicht bei der Kirche belegenen Krankenhause, wobei die zwei für das Haus bestimmten Diakonissen von der Oberin, Gräfen zu Stolberg, sowie durch Superintendent Punke aus Carolath und Pastor Schulze aus Bethanien geleitet wurden. Vor demselben angekommen, übergab Herr Krause das Haus dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode als dem Commendator der Schlesischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens, indem er das Bekenntniß ablegte, dem Herrn allein gebühre die Ehre, der ihm die Mittel zur Erbauung dieses Hauses beschcert habe. Der Graf zu Stolberg sprach nach Entgegennahme des Schlüssels seinen Dank und Freude darüber aus, daß der Orden sich das eben bewiesene Vertrauen erworben habe, was nur möglich geworden sei durch die vom Hochseligen Könige Friedrich Wilhelm IV. bewirkte Zurückführung desselben auf seine christlichen Grundlagen. Nachdem Diakonus Anderson den Erbauer des Hauses, das Haus selbst und die daran angestellten Diakonissen dem dreieinigen Gotte befohlen hatte, wurde die Thüre geöffnet. In der Hauskapelle vollzog Superintendent Punke den Weihe-Act. Alsdann führte Pastor Schulze die Diakonissen in ihr Amt ein, seinen Worten Ps. 127, 1 zu Grunde legend. Schlußgebet und Segen sprach Pastor Dächsel. —

Wir wünschen von Herzen, es möge in Erfüllung gehen, was Pastor Schulze in der Einführungsrede ausführte: „daß die in das Haus aufzunehmenden Kranken in demselben auch den rechten Seelenarzt kennen lernen und Ihm ihre Herzen zu Seinem Hause erbaut werden; daß das Haus leuchte in die Umgegend und den Sinn erwecke, Barmherzigkeit an den Brüdern zu üben; und daß das Bestehen des Hauses uns stets eine Mahnung sei zu dankbarem Andenken an unseren theuren Hochseligen König, dessen treuen Bemühungen die Wiederbelebung des Johanniter-Ordens auf seinen ursprünglichen christlichen Grundlagen zu verdanken ist." —

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Es war im October 1494, als Alexander in seinem Cabinet auf dem Vatikan saß, dessen Fenster auf die Tiber gingen. Seine Konkubine Vanozza, mit der er fünf Kinder hatte,

und Lucretia Borgia seine Tochter, wegen Ausschweifungen von ihrem Gemahl, Johann Sforza, Fürsten von Pesaro, verstoßen, waren bei ihm. Eben las Vanozza mehrere Briefe vor, die aus Genua eingelaufen waren und das Anrücken Carls von Frankreich meldeten. Der Papst ging in größter Erregung auf und ab. Die dreifache Krone wankte auf seinem Haupt. Lucretia hingegen blickte kalt lächelnd hinab in die blühende Landschaft, und ihre juwelengezierten Finger liefen über die leise flüsternden Saiten der Mandoline.

„Es giebt also kein Mittel, diesem Carl, diesem raubgierigen Eroberer auszuweichen, dessen phantastisches Hirn sich mit dem Traume der Weltherrschaft trägt!"

„Keines, Alexander, als ihm Dschem auszuliefern!"

„Damit ich 120,000 Dukaten jährlich verliere, Vanozza, damit Carl Stambul erobere!"

„Freilich wohl," erwiederte Vanozza, „aber Du magst die Dukaten retten, wenn Du Bajesid versprichst, nie den Kreuzzug gegen ihn auszurufen, den Rhodisern aber mit Interdikt und Aufhebung zu drohen, falls sie sich mit Carl gegen ihn verbinden!"

„Haltet Ihr Bajesid", lachte Lucretia, „für so närrisch, auf dies Versprechen hin sein Geld fortzuwerfen? In Rhodos herrscht über die Johanniter der d'Aubusson, ein ganzer Mann, der Euch die Zähne weisen, die ganze Ritterschaft Europas an den Hals hetzen kann. In seine Bündnisse habt Ihr nichts drein zu reden, und was den Kreuzzug angeht, — meinst Du, Vater aller Christen und auch der meinige, nur ein Troßknecht, eine Lanzenspitze käme auf Deinen apostolischen Ruf, den Ruf Dessen, von Dem, wie diese Briefe melden, eine italienische Provinz nach der andren mit Jubel abfällt? Der Schreck hat Dich schwachsinnig gemacht!" —

„Lucretia, bei meinem Seelenheil, ich dulde nicht diese Sprache!!"

„Hahaha, bei seinem Seelenheil duldet er's nicht!!" —

Ein Klopfen an der Thür unterbrach den Konflikt, der sich eben zu entspinnen den Anschein hatte. Johann und Caesar Borgia, Alexanders Söhne, die er zu Cardinälen zu machen sich nicht entblödet, traten ein.

„Weißt Du schon, daß Carls Heer bereits in Mailand steht!" rief Johann.

„Diese Briefe sagen es," versetzte Vanozza finster.

„Ich muß also Dschem ausliefern, wenn ich nicht der Wuth Carls verfallen will! Er hatte sichre Nachrichten von Buccicardos Botschaft an Bajesid!"

„Dschem ausliefern?" rief Johann. „Nimmermehr! — Lies diesen Brief, welchen Cäsar eben durch einen expressen Boten Buccicardos aus Konstantinopel empfing, eigenhändig von Bajesid geschrieben. Sieh, ob Du danach den Prätendenten ausliefern kannst!"

„Ein Brief des Sultan?!" —

„Höre nur!" — Johann entfaltete das Dokument. — „Ich Bajesid, Sohn Mahmuds, rechtmäßiger Herrscher aller Gläubigen, an meinen Freund, den heiligen Vater der Christenheit, Alexander VI. zu Rom.*) Euer Gesandter hat uns unter Andrem mitgetheilt, daß der König von Frankreich damit umgehe, sich unsres Bruders Dschem zu bemächtigen, welcher in Eurer Gewalt ist. Das wäre aber sehr gegen unsren Willen und dürfte Euer Hoheit den größten Nachtheil und der gesammten Christenheit nur Schaden bringen, deshalb sind wir zugleich mit dem genannten Gesandten Georg auf den Gedanken gekommen, daß es für die Ruhe, den Nutzen und die Ehre Euer Hoheit, ebenso wie zu meiner Befriedigung gut sein würde, wenn Ihr meinen Bruder Dschem, welcher doch der Sterblichkeit unterworfen ist, umbringen ließet. Mir würde dies im höchsten Grade angenehm sein. Und wenn Eure Hoheit geneigt wäre, sich uns hierin gefällig zu erweisen, wie wir von Eurer Klugheit vertrauungsvoll erwarten, so müßt Ihr genannten Dschem so schnell als möglich auf die Euer Hoheit am meisten zusagende Weise aus den Bedrängnissen dieser Welt erlösen und seine Seele in eine andre Welt versetzen, wo er besser der Ruhe genießen wird. — Wenn Euer Hoheit dies ausführen will und uns seinen Körper nach irgend einem Orte diesseits des Meeres zuschickt, so versprechen wir, Sultan Bajesid, Euer Hoheit an beliebigem Orte 300,000 Dukaten zum Ankauf irgend eines Besitzthums für Eure Kinder. Diese 300,000 Dukaten werden wir Demjenigen anweisen lassen, welchen Euer Hoheit mit der Empfangnahme beauftragen wird, selbst bevor uns der Körper überliefert worden ist. Ueberdies versprechen wir Euer Hoheit Zeit unsres Lebens. . . . . ."

„Geschrieben zu Constantinopel in unsrem Pallast (15. September 1494) Bajesid, Mahmuds Sohn, Herrscher aller Gläubigen!" —

„Ihn tödten?!" schrie Alexander auf! — „Narren, die Ihr seid! Vergeßt Ihr, daß Carl mir dafür die Tiare nehmen, uns in Exil und Ketten jagen wird? Kennt Ihr unsre Feinde rings nicht genug, um zu wissen, daß man jauchzen wird, was auch Carl Schimpfliches uns thue?" —

„Oho, Niemand kennt seinen Ruf besser, als der heilige Vater!" lachte Lukretia.

„Und Niemand ist feiger und hülfloser!" sagte Cäsar verächtlich. „Was geschehen soll? — Den Ordensrittern und dem Sultan darf man nichts zu Leide thun, sonst ist der Teufel los, aber man läßt sie nebst Dschem eng verwahrt in nächster Nacht unter starcker Bedeckung nach Terracina bringen aufs Kastell, und wartet Carl ruhig ab. Kommt er nach Rom und wir in's Gedränge, so schließt man Friede, gesteht Alles zu und überläßt ihm Dschem. Das Gift, was man dem Heiden aber vorher geben wird, wird machen, daß Carl nur seinen Leichnam aus Italien nimmt. So ist allen Theilen genügt, Carl hat Dschem, Bajesid ist ihn los und wir haben die 300,000 Dukaten, grade genug zu einer Aussteuer für Lucretia, Johann und mich!"

„Wird uns Carl," sagte ängstlich Vanozza, „nicht des Mordes öffentlich vor aller Welt überführen?" —

„Wenn er es kann, Mutter, gewiß!" erwiderte lachend Cäsar. „Das Gift wird aber keine Spur hinterlassen. Dschem wird Beklemmen, Wallungen haben, der Schlag wird ihn rühren, aber kein Arzt der Welt, wenn er ihm auch in die Gedärme kröche, soll etwas finden, denn mit erfolgtem Tode schwindet auch die Ursache desselben aus dem Körper!!" —

Der Papst schrie auf vor Entsetzen. Alle starrten erbleichend den unheimlich blickenden Cäsar an, der so fürchterliche Mittel gegen seine Feinde besaß und sie so lächelnd anwendete.

„Nein," stöhnte Alexander, „Du sollst das nicht, sollst von diesem entsetzlichen Gift keinen Gebrauch machen!" —

„Ah sieh doch!" und Cäsar zuckte die Achseln. „Du sollst nicht! So redet man mit Kindern. — Dschem stirbt, so wahr ich Borgia, des Papstes Bastard und dennoch Kardinal bin, er stirbt! — Mögt Ihr entscheiden, ob ihr auch oder ich die 300,000 Dukaten allein haben soll. Es ist immerhin gut, meine Geliebten, ein solches Hausmittel zu haben; die Furcht macht uns treuere Freunde als das Vertrauen!"

„Wahrhaftig, er ist doch der Geistreichste unter Euch Allen!" sagte Lucretia und umhalste Cäsar mit glühendem Kusse. „Du hast Recht, zwing den Vater, für uns zu sorgen!"

„Mag es die Hölle Euch denn segnen, meinethalben!" murmelte Alexander finster.

Ein Gelächter Vanozzas und seiner Kinder antwortete ihm.

Das war damals der Hirte der Völker! — — — — —

*) Wörtlich nach Berg, S. 152.

Zwischen Neujahr und Weinachten desselben Jahres verließ in einer Nacht ein starker Reitertrupp die Engelsburg und die ewige Stadt, welche nicht in friedlichem Schlummer lag, sondern von Waffenlärm und fieberhafter Erregung durchzittert wurde. Carl von Frankreich rückte nämlich an, um mit Schwert und Lanze dem heiligen Vater die Unschicklichkeit zu beweisen, ein Judas zu sein. Die erwähnte nächtliche Kavalkade, fast 100 Pferde stark, schien es sehr eilig zu haben, denn sie ritt verhängten Zügels die via Appia entlang, das Albaner Thor zu gewinnen. Es war Cäsar Borgia mit Lucretia und Banozza, welche unterm Schutze päpstlicher Garden sich mit ihren Schätzen in's Albanergebirge in Sicherheit brachten und es Papst Alexander überließen, mit König Carl, wie er wolle, fertig zu werden. Nur sein ältester Sohn, Johann Borgia, war bei ihm geblieben. Mit der Morgendämmerung trafen sie in Castell Gandolfo ein. Cäsar gestattete sich aber nur so lange Ruhe, als nöthig war, eine flüchtige Erfrischung zu nehmen und sein geistliches Gewand mit einer Rüstung zu vertauschen. Eine Stunde später war er mit seinem Günstling und Secretair Peroto nebst zweien Landsknechten auf dem Wege nach Terracina, das sie gegen Abend zu erreichen hofften.

„Meinst Du Freund, daß die Franzosen schon in Rom sind," fragte Cäsar den Peroto, als sie des Oertchens beim Untergang der Sonne ansichtig wurden.

„Ihr Vortrab stand vorgestern erst bei Mortrone, also können sie vor Morgen wohl nicht da sein, Eminenz!"

„Mit der Stadt haben sie keine Schwierigkeit, die öffnet ihnen noch vor dem ersten Anlauf die Thore. Sie werden darum gleich der Engelsburg an den Hals gehen, und der römische Pöbel wird ihnen getreulich helfen!" —

„Zweifellos. Deshalb steht zu erwarten, daß in acht bis zehn Tagen längstens der heilige Vater kapituliren muß!"

„Natürlich, doch so lange das Kastell Angelo zu halten, gab mir Johann sein Wort. Deswegen muß morgen die Sache mit Dschem vor sich gehn, wenn wir hoffen sollen, die ersten Wirkungen des Getränks zu sehn, ehe die Herrn Franzosen uns den Heiden abnehmen. Ist der Mensch, welcher es ihm beibringt, wirklich sicher?"

„Ganz sicher!"

„Und Du sagst, er nimmt keinen Lohn? — Bajesid wird ihn wohl heimlich besolden!"

„Das scheint nicht, sonst wäre es zu verwundern, warum der Mann zwölf Jahre fast gewartet hat, ehe er Hand an ihn legt. Ich glaube vielmehr, es ist Privatrache oder religiöser Fanatismus. Beide lieben es, langsam und zollweise ihr Opfer zu vernichten!"

„Wahrhaftig, nicht übel! Ich muß den Menschen noch heute sehn und Alles mit ihm verabreden!"

„Ich will ihn sogleich benachrichtigen, vor Mitternacht wird es indeß kaum thunlich sein!"

Damit ritten sie langsam in Terracina ein und hielten vor der elenden Schenke. — — (Schluß folgt.)

Beiträge zur Ursprungsgeschichte des Ordens vom heiligen Grabe zu Jerusalem.

(Von Dr. G. Rosen.)

(Fortsetzung.)

Dieser Felix Faber, aus dem in der Ostschweiz angesessenen adligen Geschlechte der Schmied, ein durch Kanzelberedsamkeit und durch allgemeine Bildung ausgezeichneter Mann, hatte sich durch eine frühere Reise nach Jerusalem in Deutschland Ansehn erworben und war zur Theilnahme an der im besagten Jahre unternommenen von vier schwäbischen Adligen veranlaßt worden, welche ihn als ihren Caplan mitnahmen. Als diese nach wenig Monaten Jerusalem wieder verließen, blieb Faber mit ihrer Einwilligung zurück und schloß sich neunzehn andern deutschen Pilgern, zum Theil sehr vornehmen Ursprungs, an, mit welchen er später den Sinai und Aegypten bereiste. Die Beschreibung, welche er von diesen Fahrten unter dem Titel Evagatorium lateinisch verfaßte, ist in der durch so viele Jahrhunderte sich hinziehenden Reihe von Pilgerberichten vielleicht der anschaulichste und eingehendste; sie steht als ein glänzendes Denkmal da, sowohl für den Glaubenseifer, welcher die Reisegenossen den mannigfachsten Gefahren zu trotzen trieb, als auch für die Wißbegierde, den Fleiß und die sorgfältige Treue ihres Urhebers. Hören wir nunmehr nach möglichst dem Originale sich anschließender Uebersetzung diesen selbst über die Aufnahme der adligen Mitglieder seiner späteren Reisegesellschaft in den Sepulkriten-Orden. (Frat. F. Faber, Evagatorium II. p. 2. ed. Haßler:)

„Nach dem (am Vorabend von St. Alexien, den 16. Juli 1483) sich Alle versammelt hatten, öffneten die Herrn Mauren (d. h. die einheimische, muhammedanische Thorwache) die Pforten der heiligen Grabeskirche und ließen uns in der Weise, wie wir früher beschrieben haben, ein. Es begleiteten uns die Zionsmönche, und unter diesen trat ein angesehener Mann mit in die Kirche, Namens Johann von Preußen, der Procurator des Minoritenklosters auf dem Zion, welcher, obschon dem Laienstande angehörig, sich in der Kleidung der Ordensregel angeschlossen hat. Er bedient sich nämlich nach eignem freien Willen der Tracht der Minoriten-Fratres dritten Grades, ohne sich durch ein Gelübde an die Regel gebunden zu haben."

„Dieser Mann ist ein Adliger, von gräflicher Abkunft, ein Deutschritter aus Preußen; er ist von hohem Wuchse, trägt einen langen Bart, und ehrwürdiges weißes Haar ziert seinen Scheitel; er ist milde, reich an Erfahrungen, würdevoll, gewissenhaft und gottesfürchtig. Nicht nach Hörensagen, sondern nach bestimmtem Wissen spende ich dem edlen Manne dies Lob. Derselbe ist vom Papst und Kaiser ermächtigt, die das heilige Grab besuchenden adligen Pilger zu Rittern zu schlagen; auch steht er im Allgemeinen bei den Königen und Fürsten der Christenheit in Gunst. Auch der Sultan (von Aegypten) kennt ihn und schätzt ihn sehr hoch. Daneben hat der Statthalter Naydon (soll heißen Naib) von Jerusalem große Verehrung für ihn, und Scabat-Eddin (Sabathytanco) und Elphadl (Elphahallo,) die Pilgerführer und Dolmetscher, kennen und achten ihn. Aus diesem Grunde wurde ihm auch von den Bodenbesitzern erlaubt, gewisse heilige Stätten mit Gehägen und sonstigen Umgrenzungen zu umgeben; nur eigentliche Mauern darf er nicht aufführen. Er sorgt dafür, daß etwanige Schäden an der Kirche zum heiligen Grabe und zu Bethlehem ausgebessert werden; dabei genießt er zu Jerusalem solchen Ansehns, daß auch Muhammedaner und Juden ihn fürchten und Kinder sich vor ihm verstecken. Ich behaupte fest, daß zwei Männer in Jerusalem, beide schon hochbetagte Greise, sowohl den heiligen Stätten, als auch den Pilgern von unendlichem Nutzen sind, so daß ich nicht begreife, wie nach ihrem Ableben die Letzteren es in der heiligen Stadt werden aushalten können. Ich wenigstens möchte nicht

Pilger sein, wo sie nicht da wären. Der Eine ist der gedachte Bruder Johann und der Andere Elphadl, der Unterfremdenführer, ein Muhammedaner, aber ein braver Mann, von dem ich seines Orts reden werde.

„Nachdem die Prozession in der früher beschriebenen Weise angeordnet und vollendet worden war, rief der Bruder Johann eine Stunde vor Mitternacht sämmtliche adlige Pilger, die sich um die Ritterschaft beworben hatten, in die Golgatha- oder Chorkirche zusammen, wo sich die Weltenmitte befindet*). Dort hieß er die Grafen, Barone und Adligen sich vor ihn hinstellen und hub an, ihnen die Pflichten des Ritterthums auszulegen. Zunächst verwarnte er sie, es solle doch Niemand sich erfrechen, nach dieser Würde zu streben, wofern er nicht erweislicher Maßen von seinen vier nächsten Vorfahren her adlig sei, genügenden Wohlstandes sich erfreue, rechtschaffen und unbescholten und mit keiner Schande Makel behaftet sei. Er erklärte dabei feierlich, daß, wenn Jemand ohne diese Eigenschaften zu besitzen herzutrete und sich dem Ritterschlage unterwürfe, der letztere bei ihm doch nicht haste, so daß er keineswegs für einen Ritter, wohl aber für einen Spötter und Verächter der Adligen zu halten sei. Endlich ermahnte er sie, mit Gottesfurcht und Ehrerbietung sich zum Empfange der Ritterschaft anzuschicken, dem Papste und dem Kaiser, durch deren Ermächtigung sie dieser Würde theilhaftig würden, in allen Dingen zu gehorchen, die katholische Kirche zu vertheidigen und ihre Rechte aufrecht zu erhalten, die Bischöfe, Mönche und Geistlichen aller Art, sowie ihre Wohnungen und Güter, zu beschützen, friedfertig ein Jeder in seinem Lande zu regieren, den Waisen, Wittwen, Fremdlingen und Armen Recht zu verschaffen und, sofern sie aufgefordert würden, allen Gläubigen, die sich in Nöthen befänden, beizustehen und sie zu trösten. Dann verbot er ihnen noch, sich unter keiner Bedingung mit den Ungläubigen auf Bündnisse einzulassen; sondern sie vielmehr so viel als möglich aus den christlichen Ländern herauszutreiben und namentlich mit allem Eifer danach zu streben, daß das gelobte Land und das allerheiligste Grab den Händen der Ungläubigen entrissen werde; zu diesem Behufe sollten sie Könige, Fürsten, Herzoge, Grafen, Markgrafen und sonstige Waffenfähige bewegen, möglichst bald dem heiligen Lande zu Hülfe zu kommen, nicht minder alle Welt zum Beistande der heiligen Stätten entflammen und auf das Eifrigste sich bemühen, Jedermann von der Noth und elenden Knechtschaft der Getreuen des heiligen Grabes zu überzeugen. Endlich sollten sie selbst jeder Zeit bereit sein, für die Vertheidigung des heiligen Grabes aufzutreten.

Nachdem Bruder Johann dies und Anderes der Art geredet, begab er sich in das Grab des Heilandes. Die sämmtlichen Adligen begleiteten ihn bis an die Thüre der Capelle, vor welcher sie sich aufstellten. Er hatte sich aber die Namen Aller, die in den Orden aufgenommen zu werden wünschten, nach ihrem Adelsrange aufschreiben lassen, und demgemäß ertheilte er ihnen die besagte Würde.

Zuerst also rief er den edlen Herrn Johann Grafen von Solms zu sich in die innere Höhle der Grabes-Capelle, in welcher das allerheiligste Grab selbst sich befindet, gürtete ihm dort das Ritterschwert um die Lende und heftete ihm die Kriegersporen an die Füße, worauf er ihn knieend über das Grab des Heilandes sich verbeugen hieß, so daß die Knie auf dem Pflaster, die Brust und Arme aber auf dem Grabsteine ruhten. Wie nun der Graf so dalag, ergriff Bruder Johann das Schwerdt, womit derselbe umgürtet war, zog es aus der Scheide und schlug ihn mit der Klinge dreimal, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes über die Schulter. Sodann ließ er ihn aufstehen, nahm ihm Schwert und Sporen ab, küßte ihn und wünschte ihm mit höflicher Verneigung Glück.

Nachdem also Graf Solms zum Ritter creirt worden war, rief Bruder Johann den edeln Freiherrn Herrn Johann Werner von Zimmern herein und übergab nunmehr dem Grafen Schwert und Sporen, um den Freiherrn zum Ritter zu schlagen, was auch geschah. Danach trat der Freiherr Heinrich von Stöffel ein und wurde vom Freiherrn Johann von Zimmern zum Ritter geschlagen. Freiherr von Stöffel wieder schlug den Herrn Johann Truchseß zum Ritter, welcher wieder die feierliche Handlung an Herrn Bär von Hohen-Rechberg vollzog. Diese neu aufgenommenen Ritter wurden sodann zur Grabcapelle hinausgeführt, und es traten nach ihrem Range andere Adlige ein, um derselben Würde theilhaftig zu werden.

Bei meiner früheren Pilgerreise*) ertheilte Bruder Johann allen Adligen selbst und eigenhändig den Ritterschlag, weil sich die damals Anwesenden im Range gleich standen, und keiner den Andern an Adel übertraf; denn es heißt: aequalis aequalum non percutit (Ranggenossen schlagen einander nicht zu Rittern), so wie ja auch unter Ranggenossen kein Recht und keine Herrschaft des Einen über den Andern stattfindet. Wenn aber Fürsten, Markgrafen, Grafen, Barone und (unbetitelte) Adlige erscheinen, dann schlägt Bruder Johann den Vornehmsten zum Ritter, dieser den ihm Zunächststehenden und so herab bis zu den niedrigsten Adligen, welche sich von denjenigen Herrn zu Rittern schlagen lassen, denen sie vorzugsweise dienen oder deren Vasallen sie sind. Jedoch giebt es auch hie und da Fromme, welche lediglich aus Gewissenspflicht sich dem Sepulkriten-Orden einreihen, ohne in ihrer Heimath die Abzeichen der Ritterschaft tragen zu wollen; diese lassen sich weder von Fürsten, noch von sonstigen Vornehmen zu Rittern creiren, sondern unterwerfen sich einfach dem Bruder Johann.

So wurden also alle jene Adligen in den Orden der Glaubensstreiter aufgenommen, und ein Jeder reichte nach seinem Vermögen dem Bruder Johann ein ansehnliches Geschenk für den Ritterschlag dar, der Eine 10 Ducaten, der Andere 8, der Andere 6, der Andere 5 — zur Instandhaltung des heiligen Grabes und seiner Kirche, zur Ausschmückung der heiligen Stätten, zum Unterhalt der Brüder von der Custodie des heiligen Grabes, zum Anzünden von Lampen und zu andern Erforderlichkeiten, wie sie dem Bruder Johann bewußt sind. — — — —

*) Bekanntlich noch jetzt ein Marmorstein dem Hochaltar der Griechen in der heil. Grabeskirche gegenüber, welcher seine Benennung „Nabel" oder Mitte der Erde nach dem prophetischen Bibelspruche: „In der Mitte der Welt will ich das Heil wirken," erhalten hat. Anm. d. Verf.

*) J. J. 1480. Anm. d. Verf.

„Als nun Alles fertig war, und wir schon die Herren Mauren erwarteten, um uns zur Kirche herauszulassen, da entstand plötzlich ein großer Lärm und Zank unter den neuen Rittern, weil ein gewisser Pilger sich eingeschlichen und die Ritterwürde erlangt hatte, welchem sie aus vielen Gründen nicht zustand. Derselbe war nämlich wohl ein guter Cumpan und angenehmer Gesellschafter, aber doch für die Ritterschaft nicht geeignet. Die Grafen und Barone unter den Pilgerrittern schalten ihn nun wegen seiner Frechheit, andre aber, seine guten Freunde, vertheidigten ihn, so daß in der heiligen Kirche zwei Parteien sich gegenüberstanden und durch einander schrieen.

Kaum aber war die Sache dem Bruder Johann vorgetragen worden, als er alle Ritter in die Golgathakirche vor den Hauptaltar rief, und Denjenigen, um welchen der Streit entstanden war, nebst seinen Freunden allen im Namen Gottes beschwor, ihm seine Verhältnisse darzulegen. Nachdem er diese vernommen, erklärte er, der Mann sei keineswegs ein Ritter und solle von Niemandem als solcher betrachtet werden.*) So wurde also die Sache beigelegt, und jener lustige Bruder von der Ritterwürde entbunden.

Während wir noch hierüber im Gespräch begriffen waren, überraschten uns die Mauren und warfen uns zur Kirche hinaus, worauf wir uns zum Essen und zum Ruhen, ein Jeder nach seiner Wohnung, begaben. Ich stieg aber jenen Morgen nicht mit den Mönchen zum Zionskloster hinauf, sondern folgte der Aufforderung der neuereirten Herren Ritter, bei ihnen im Hospital zu bleiben, und ihnen eine Predigt zur Verherrlichung der Würde eines „Kriegers Christi" zu halten. Dies that ich denn auch, wie hier folgt, nur in gewöhnlicher deutscher Sprache, da meine Zuhörer als Laien des Lateinischen nicht mächtig waren." —

(Fortsetzung folgt.)

Die Wohlthätigkeit der ersten Christen.

(Blätter für das Armenwesen.)

Das Bild der Wohlthätigkeit, das in der großen Erweckung am ersten Tage der Pfingsten erschien, erhielt sich in der Kirche mehrere Menschenalter hindurch. Die Christengemeinde, die zuerst in Jerusalem sich sammelte, und nachher zerstreut ward, ging aus in alle Welt, das Wort des Heils zu predigen und das Feuer der Liebe und des ihr eigenen Eifers allenthalben anzuzünden. Bald konnten die Apostel von den neuen, aus Heiden gesammelten Gemeinden bezeugen, daß ihre tiefe Armuth sich über die Maaßen reich erzeigt habe in ihrer „Einfältigkeit", und daß sie sogar „über Vermögen" ihre Gaben ausgedehnt hätten. Nachdem sie sich selbst Christus gefangen gegeben hatten, war ihre nächste Sorge, auch andere Herzen für Ihn zu erobern.

Die Geschichte der ersten zwei Jahrhunderte der christlichen Kirche ist voll von merkwürdigen Thatsachen, welche zeigen, wie die Kirche mit ungetheiltem Eifer und mit ganzer Seele an's Werk ging, um die Welt zu Christus zu bekehren. Diejenigen, die ihr Leben gering achteten und den Verlust aller Güter mit Frieden erduldeten, um das Evangelium zu predigen, waren keineswegs die Einzigen, welche Opfer dafür brachten. Einige gaben, mit Ausnahme des zu ihrem Lebensunterhalt unumgänglich Nöthigen, Alles her, was sie besaßen, um die Mittel zu jenem Werk darzureichen. Die, welche kein Eigenthum besaßen, gaben die Früchte ihrer Arbeit. Ja, die Kirchengeschichte erzählt uns von Einem, der sich selbst als Sclave in eine heidnische Familie verkaufte, um Zutritt bei ihr zu erhalten und für ihre Bekehrung wirken zu können. Jahre lang blieb er freudig und getrost in diesem Stande, bis seine Absicht an der ganzen Familie erreicht ward und er von der Dankbarkeit der Bekehrten seine Freiheit zurückerhielt. Derselbe Mann trat, bei einem Besuche in Sparta, wiederum in den Stand eines Sclaven, und zwar beim dortigen Statthalter, wo er zwei Jahre blieb, und ebenfalls seinen Zweck erreichte. Das Feuer einer solchen Liebe, das allenthalben entbrannte, wo Christen sich sammelten, konnte nicht verfehlen, weit und weiter um sich zu greifen. So geschah es, daß im Laufe eines Menschenalters die meisten der gebildeten Völker der damals bekannten Welt in den Bereich der christlichen Kirche mehr oder weniger hineingezogen waren. Und wenn die christliche Liebesthätigkeit in gleich hohem Grad in der Kirche heut zu Tage wiederum zu walten begönne, so würde dieses Menschenalter nicht vergehen, ohne daß die ganze, uns jetzt bekannte Welt, „voll Erkenntniß des Herrn, wie Wasser den Meeresgrund bedeckend," sein würde (Jes. 11, v. 9.). Die Barmherzigkeit der ersten Christen gegen die Armen war ohne Grenzen. Sie fühlten sich dazu eben so stark verbunden, wie zum Gebet, oder zum Hören des Evangeliums. Milde Gaben und andere Bemühungen, ihnen zu helfen, machten einen wesentlichen Theil der Sabbathfeier aus. Am Schlusse des öffentlichen Gottesdienstes wurden Verzeichnisse der Bedürftigen, der Wittwen und Waisen vorgelegt und in Erwägung gezogen. Von Zeit zu Zeit, so wie neue Fälle bekannt wurden, machte man Zusätze zu diesen Verzeichnissen. Alle diese Bedürfnisse wurden aus freiwilligen Beiträgen befriedigt. Noch bedurfte es keiner erschütternden Ansprache, um das schlummernde Mitgefühl zu wecken. Der freie Zufluß aus den Quellen christlicher Wohlthätigkeit ließ es dem Strom nie an Wasser fehlen. Damals gab es keine Hospitäler für Arme und Kranke, außer denen, welche die Christen gegründet hatten. Selten fand sich einmal ein Heide, der die Wohnungen des Jammers betrat und Hülfe hinzubringen suchte. So hatten denn die Christen nicht allein ihre eigenen Armen zu unterhalten, sondern auch die Lasten zu tragen, welche die Hartherzigkeit ihrer heidnischen Nachbarn ihnen auflud. Der Eifer, womit sie sich jeder Arbeit der Liebe unterzogen, ist in der That beinahe unglaublich. Frauen von hohem Range verrichteten den Dienst von Krankenpflegerinnen, ob sie auch gefährlicher Ansteckung ausgesetzt waren. Ihr Vermögen, ihre Zeit, ihre Arbeit und ihr Gebet widmeten sie dem Einen Streben, Trost und Hülfe in die Zellen der Armuth zu bringen. Es war eine Zeit, wo Jammer und Elend besonders häufig waren, wo die Welt wiederholt von Pest und Hungersnoth heimgesucht wurde. Während die Heiden unter solchen Züchtigungen Gottes nur noch verhärteter wurden,

*) Es scheint, daß der Ausgestoßene bürgerlich oder neu-adlig war. Sonst ließe sich auch an einen ehemaligen Hofnarren denken. Anm. d. Verf.

so daß ihre rücksichtslose Selbstsucht bis auf einen Entsetzen erregenden Grad stieg, leuchteten die Wunder christlicher Liebe in dieser Finsterniß desto heller. Mit der kalten Gefühllosigkeit der Heiden, selbst gegen ihre nächsten Freunde, bildete die Liebe der Christen gegen Jedermann den auffallendsten Gegensatz. So wüthete z. B. zu Cyprian's Zeit um das Jahr 250 nach Christo die Pest in Carthago mehrene Male auf furchtbare Weise. Die Heiden ließen aus Furcht vor Ansteckung ihre Kranken und Sterbenden fühllos liegen. Die Straßen waren mit Leichen bedeckt, die Niemand zu beerdigen wagte. Die Christen aber trotzten der Gefahr der Ansteckung, und opferten oft ihr eigenes Leben auf, um die Leiden der Kranken zu lindern und den Todten ein Grab zu verschaffen, mochten es welche von den Ihrigen oder von den Heiden sein. Und das geschah, wir wiederholen es, zu einer Zeit, wo unter den Heiden Eltern ihre eigenen Kinder im Stich ließen, und die Kinder auf die unbegrabenen Leichen ihrer Eltern traten.

Am meisten ward die Wohlthätigkeit der ersten Christen durch die Verfolgungen in Anspruch genommen, die zu wiederholten Malen wie ein Ungewitter über sie ausbrachen. Nicht sobald wurde es bekannt, daß ein Christ eingekerkert sei, so sammelten sich Schaaren von Christen vor den Gefängnißthüren, Einlaß begehrend, den Hohn der rohen Gefangenwärter und Soldaten in Geduld ertragend, und jedes Mittel versuchend, dem Gefangenen hülfreich zu werden. Einige belagerten die Mauern des Kerkers Tag und Nacht, um die Befreiung oder um einen glorreichen Märtyrertod der Gefangenen bittend. Wurden diese verurtheilt, ihr ferneres Leben in Bergwerkarbeit in entlegenen und ungesunden Gegenden hinzubringen: so sandte man ihnen Unterstützungen zu. Und allezeit fanden sich Solche, die willig waren, beschwerliche Reisen zu unternehmen, um diese Unterstützungen zu überbringen und das Mitgefühl ihrer Brüder den armen Verbannten durch die That zu beweisen. Was für ein Geist und Sinn damals die Kirche Christi durchdrang, zeigt sich recht in folgendem Vorfall: Eine Anzahl Christen in Aegypten machte sich einst in der rauhesten Jahreszeit auf den Weg, um einigen Brüdern in den cilicischen Bergwerken eine Unterstützung zu überbringen. Sie kamen aber nur bis Cäsarea, wo die Heiden einen Theil von ihnen ergriffen, ihnen die Augen ausstachen und sie gräßlich verstümmelten. Trotz solcher Gefahren wurden ähnliche Reisen häufig unternommen. Kein Feuer der Verfolgung konnte das Verlangen vertilgen, den um Christi willen Leidenden Trost zu bringen. Die, welche von solchen Wagnissen zurück kamen und erzählen konnten, was sie von den Märtyrern in den Bergwerken gesehen, wie schwer sie hätten arbeiten müssen, aber auch, wie freudig sie ihre Ketten getragen und ihren Herrn gepriesen, — wurden mit Ehrenbezeugungen überhäuft. (Schluß folgt.)

Ueber den Volksschriftsteller Oeser.

(Sonntagsblatt für innere Mission für Rheinland und Westphalen.)

Der in Süddeutschland so hoch gefeierte und vielgelesene Pfarrer Rudol Oeser ist in unsern Gegenden weniger bekannt als er verdient; möchten diese Zeilen manchen Leser auf ihn aufmerksam machen. Unsere Zeit liefert der schlechten Schriften so viele, daß wir auf gediegene nicht genug hinweisen können. Neben Bitzius (Jer. Gotthelf) Oertel (v. Horn), Caspari dürfen wir Oeser setzen, der sich als Schriftsteller O. Glaubrecht nannte. Er hat die christliche Volkslitteratur durch viele treffliche Werke bereichert, in denen sich ein frischer Geist voll religiösen Lebens ausspricht und eine Liebe zu unserm deutschen Vaterlande, mit dessen Volk er die vertrauteste Bekanntschaft beweiset. Seine Darstellung ist höchst anregend und kräftig und stellt die gespannten Leser in die Begebenheiten. Wie hat er es verstanden, in seinem „Zinzendorf in der Wetteran" uns ein markiges Lebensbild des berühmten Stifters der Brüdergemeine vor die Augen und Seele zu rücken! Die Eltern, die so oft bei Auswahl von Lektüre für die Jugend in Verlegenheit sind, können unbesorgt derselben Oeser's Schriften in die Hände geben, sie eignen sich auch trefflich zu Weihnachtsgeschenken und sind von dem Verleger Zimmer in Frankfurt am Main auch mit hübschen Bildern geschmückt. Wir lassen hier gern die Titel seiner bekanntesten Werke folgen:

Anna die Blutegelhändlerin. 5. Aufl. 1858 (5 Sgr.) — Die Schreckensjahre in Lindheim. 4. Aufl. (8 Sgr.) — Die Heimkehr. 4. Aufl. (10 Sgr.) — Der Kalendermann von Veitberg. 3. Aufl. (12½ Sgr.) — Leiningen in Dorfbildern geschildert. 2. Aufl. (10 Sgr.) — Die Zigeuner. 2. Aufl. (9 Sgr.) — Die Goldmühle. (7 Sgr.) — Zinzendorf in der Wetterau. (1 Thlr.) — Erzählungen aus dem Hessenlande. (10 Sgr.) — Das Haidehaus. (10 Sgr.) — Ein böses Jahr. (10 Sgr.) — Die Heimathlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen. (1 Thlr.)

Ein vorzügliches Buch für die Jugend ist: „Drei Monate unter dem Schnee." Tagebuch eines Knaben aus dem Jura. Eine von der französischen Akademie gekrönte Preisschrift von Porchat. Bevorwortet von O. Glaubrecht. 2. Auflage (9 Sgr.)

Wünscht Jemand nähere Nachrichten von dem zu Gießen den 31. October 1807 geborenen und als Pfarrer zu Lindheim den 13. October 1860 gestorbenen Oeser, so können wir die Mittheilungen von J. G. Gieges empfehlen, die, aus persönlicher Bekanntschaft geschöpft, der letzten Erzählung „das Wassergericht, von O. Gl." 1860 beigefügt sind. Wir theilen aus denselben folgendes mit: „Wie und wann Oeser seine Bücher schrieb, wurde Niemand gewahr. Ganz seinem im Haller Volksblatte ausgesprochenen Grundsatze gemäß, Volksbücher dürfen nicht bestellt und gemacht werden, sie sind freier Erguß eines Gott und den Brüdern zugethanenen Herzens," ganz diesem Grundsatze gemäß war ihm Schreiben nicht eine Sache des Erwerbs oder des Ehrgeizes, es war ihm kaum eine Arbeit, sondern eine Gabe des Herrn, die er willig und freudig in dessen Dienst und in den Dienst des ihm so theuern deutschen Volkes stellte. Christlich und deutsch, das waren ihm die Grundanforderungen an ein gutes Volksbuch, und das Wort „mit Gott für Fürst und Vaterland" war der mit innigster Ueberzeugung festgehaltene Mittelpunkt und Leitstern seines Strebens. Seine Bücher waren die Vertrauten seines Herzens, die er als Boten den verwandten Seelen in die Welt hinein gesendet hat. Oeser's Worte aus seinem Haidehaus S. 132 mögen hier zum Schlusse auch noch stehen: „Ein Stück Predigt, sagen verwöhnte Leser, wenn da und dort das Wort Gottes ein wenig zu viel von seiner Himmelsblume in die Erzählung hineinflicht; denn das soll ihr Schaden sein. Aber ist nicht jedes Menschenleben, das ein Erzähler schildert, auch eine Predigt über den Schriftspruch: „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen," oder über den: „Ja mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und hast mir Mühe gemacht mit deinen Missethaten ....." Jeder hat seine Weise des Erzählens, und die ist nicht für alle Leser, aber das Wort ist für Alle: „Der Herr kennt den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet." —

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 47. **Berlin, den 19. November 1862.** **Nr. 47.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. November 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Nov. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. October 1862	51		
	Zugang pro October	4		
		55		
	Abgang	10		
	Bleibt Bestand	45	45	50
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. October 1862	44		
	Zugang pro October	8		
		52		
	Abgang	8		
	Bleibt Bestand	44	44	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. October 1862	21		
	Zugang pro October	10		
		31		
	Abgang	13		
	Bleibt Bestand	18	18	34
4.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. October 1862	20		
	Zugang pro October	1		
		21		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	17	17	23
5.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. October 1862	19		
	Zugang pro October	9		
		28		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	21	21	20
6.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. October 1862	24		
	Zugang pro October	21		
		45		
	Abgang	24		
	Bleibt Bestand	21	21	35
7.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. October 1862	8		
	Zugang pro October	10		
		18		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	12	12	50
8.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. October 1862	40		
	Zugang pro October	12		
		52		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	38	38	50
	zu übertragen	—	216	316

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Nov. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		216	316
9.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1. October 1862	11		
	Zugang pro October	15		
		26		
	Abgang	18		
	Bleibt Bestand	8	8	35
10.	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1 October 1862	2		
	Zugang pro October	6		
		8		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	3	3	8
11.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. October 1862	1		
	Zugang pro October	6		
		7		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	6	6	8
12.	**Fraustadt:**			
	Bestand am 1. October 1862	—		
	Zugang pro October	1		
		1		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	1	1	8
13.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. October 1862	3		
	Zugang pro October	2		
		5		
	Abgang	5		
	Bleibt Bestand	—	—	8
14.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. October 1862	17		
	Zugang pro October	1		
		18		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	18	18	18
15.	**Altena:**			
	Bestand am 1. October 1862	4		
	Zugang pro October	5		
		9		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	7	7	38
	Zusammen:	—	259	439
	Am 1. October 1862 waren vorhanden	—	265	439
	Die Zahl der Kranken hat sich mithin bis zum 1. Nov. 1862 verringert um	—	6	—

Der gesammte Abgang an Kranken pro October 1862 beträgt 117, davon sind:

a) gestorben	6
b) geheilt entlassen . . .	97
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen . .	14
wie vor	117.

Außer den vorgenannten 15 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

16) das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien, mit 45 Betten.

Bestand am 1. September 1862		17 Kranke.
Zugang pro September	36	"
	53 Kranke.	
Davon sind: geheilt	16	
gebessert	7	
ungeheilt entlassen oder fort- gegangen	3	
	26	26 "
Bleibt Bestand am 1. October		27 Kranke.

Von den 36 pro September neu Aufgenommenen waren: Juden 3, Muhamedaner 3, Drusen 1, Protestanten 4, andere Christen 25; davon Orientalen 31, Deutsche 3, Italiener 1, Franzosen 1.

Die Gesammtzahl der seit dem 17. April c. aufgenommenen Kranken beträgt 135.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats September 113 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 586.

Dschem-Ramad der Unstäte.

Novelle aus der Ordensgeschichte von A. E. Brachvogel.

(Schluß.)

Der Morgen war sonnig aufgegangen und beleuchtete die Bucht von Terracina, die an der Grenze Neapels gelegen ist und deren beide Vorgebirge diesseits Circello, jenseits Gaëta bilden. Das Kastell auf einem Felsen beherrschte die Gegend und vergönnte eine Aussicht auf das unabsehbare Meer. Hier saß Dschem mit seinen Begleitern, sorgsam von der päpstlichen Besatzung bewacht.

„Das ist die Höhle Sorgenvoll, wie der Medschnun prophezeiht, in der wir sitzen, Zoë," sagte Dschem. „Alle Welt hat uns verlassen, seitdem ich Rhodos, seitdem ich Frankreich verließ, um nach Rom, dieser Stadt der Lüge und des Fluches zu ziehen. Alt, arm, gefangen! O weiser d'Aubusson, daß ich doch allein auf Dich mein Heil gebaut, das liebliche Rhodos nicht verlassen hätte, nicht einmal Mortemar's Ansehen kann bei seinem Herrn etwas für uns thun, und wir sind abgeschnitten von unsren Kindern; seit wir hier sitzen am öden Meer, todt für das Leben!" —

„Du hast es gewollt, Dschem, Seele meiner Seele, Du mußt es tragen. Allah ist unsrer Sache Feind, wir sind verworfen vor seinem Angesicht. Aber ich habe geschworen mit Dir zu leben und zu sterben. Die Christen glauben, ihre Frauen begleiten die Männer zum Himmel und wohnen bei ihnen in den Palmenhainen der Ruhe. Ich will, ich muß es glauben, Dschem, denn es wäre entsetzlich, wenn sich das Wesen, das Dich durch allen Erdenjammer begleitet, von Dir trennen müßte für ewig an der Pforte des Todes!" —

„Nein, es kann nicht sein, es ist nicht! Du wirst mich begleiten! — Ich habe letzthin mit dem edlen Blanchefort viel darüber gesprochen, und er hat es mir erklärt, es bestätigt. Wenn Christen auch falsch sein können, dieser Priester von Rom auch ein wüster Prophet, ein mitleidsloser Hund ist, in dem Glauben der Christen, den Lehren der Ordensritter muß etwas Wahres, Gutes sein, ich fühl's! Es ist eine Beruhigung meines Herzens, daß ich meine Kinder in Rhodos weiß, sie meine Schmach, meinen Gram nicht zu theilen brauchen. Möge ihnen Gott an Glück zulegen, was er mir versagt hat."

Eine finstre Pause folgte. „Soll Rustum den Medschnun rufen, daß er Dich durch ein Märchen erheitre?"

„Er unterhält mich nicht mehr wie sonst. Es ist Etwas in ihm, das mich mehr und mehr mit Grauen und Argwohn erfüllt. Laß ihn und den Hakim Alfaki rufen, Kaffee und Pfeifen bringen, daß ein trüber Tag wieder vergehe!" —

Zoë hüllte sich in den Borgo und klatschte in die Hände. Rustum trat ein und empfing ihre Befehle. Wenige Augenblicke später erschien Alfaki und der Medschnun, welcher seit Ali-Begs Abgang das Amt des Kämmerers und Kaffbegis versah. Ihm folgte ein Sclave mit Pfeifen und ein zweiter, der das Kaffeebrett trug.

„Du bist bleicher als sonst, Hamed," sagte der Sultan. „Hast Du böse Träume gehabt?" —

„Nein, Herr, sondern einen guten Traum. Mein Geist ist erregt davon, als sollte sich das nächtliche Gesicht erfüllen!"

„So setze Dich und erzähle!" Damit ergriff der Sultan eine der mit Kaffee gefüllten Schaalen, welche ihm ein Sclave knieend darreichte!" —

„Halt, Herrscher der Gläubigen!" und Alfaki, der Arzt, faßte Dschem's Hand, „Hamed hat seine Pflicht nicht so wie sonst gethan, er hat nicht vorgekostet, Herr!"

„Du bist mißtrauisch, Alfaki?" —

„Ich bin Dein Diener und liebe die Ordnung und Pflicht! Ehe er nicht gekostet und diese Schaale geleert, welche Du eben ergriffen, sollst Du mein Herr, dies da nicht trinken!" —

Ein kaum merkliches Zittern überkam den Danesch. „So verzeihe mir, Herr, wenn ich es unterließ. Ich werde davon trinken, damit Du ruhig sein kannst!"

Mit größter Ruhe nahm der Danesch die Schaale, welche Dschem auf des Arztes Geheiß niedersetzte, und leerte sie langsam mit einem Zuge, den Blick starr auf den Sultan geheftet. „Bist Du zufrieden, Alfaki?" —

„Ich bin zufrieden, wenn der Knecht seine Pflicht thut," erwiderte ruhig der Arzt, nahm eine der Schaalen und reichte sie Dschem, der sie matt lächelnd empfing.

„Erzähle Deinen Traum, Danesch!" sagte Zoë und ergriff gleichfalls eine Tasse. Man setzte sich auf die Kissen.

„Ich träumte," begann Medschnun, „wir säßen in jener schlimmen Stadt Rom in einem dumpfen Gewölbe, und Eisen umschlängen qualvoll unsre Glieder. Da erschien auf einmal Chansade, Dein Kind, und viel bewaffnetes Volk befreite Dich, und Du zögest bedeckt mit Glanz mit uns dahin auf einem schönen Schiff zum goldenen Horn und den Gärten von Bujukdere, Allah Kherim! So träumte mir!" —

„Daran erkenne ich, wie Träume lügen!" und Dschem gab die leere Tasse dem Sclaven zurück. „Einst, da ich glücklicher war, warst Du toller, als ein Betrunkener vom Haschisch. Da waren Deine Träume viel schlimmer, und doch glaubte ich ihnen. Jetzt bin ich elend, und Du bist klüger und Deine Märchen heiterer, aber ich glaube ihnen nicht mehr. Geh' fort und rufe den edlen Blanchefort, ich sehne mich nach andrer Rede!" —

Der Hamed kreuzte die Arme und ging hinaus. Hastig eilte er eine schmale Steintreppe empor auf die Zinne des Thurmes. „Allah, Allah, es ist geschehn!" — Er riß den Turban vom Haupte und ihn aufrollend, ließ er den Shawl von der Zinne flattern. Ein Mann, der unter der Thür des Wirthshauses von Terracina anscheinend gleichgültig stand, ließ sein Sacktuch zur Antwort wehen. Hastig, in sich hinein lachend, hüllte der Danesch seinen kahlen Schädel wieder in den Shawl und glitt leise die Treppe hinab, um Blanchefort zu Dschem zu bitten. — —

Papst Alexander und Johann Borgia, nachdem sie zehn Tage die Engelsburg mit Mühe gehalten, leiteten Unterhandlungen ein. Das erste Verlangen, was König Carl stellte,

war die Auslieferung Dſchems. Dies bewilligte der Papſt wie alle andren Bedingungen, nur machte er aus, daß Dſchem nicht verhindert ſein ſolle, jährlich drei Monat in Rom nach freiem Gefallen zu leben, falls er es wünſche. Carl geſtand dies zu, denn er wußte, Dſchem werde froh ſein, der päpſtlichen Niederträchtigkeit für immer zu entrinnen. Auf Grund dieſes Vertrages erfuhr Carl Dſchems Aufenthalt im Kaſtell zu Terracina, und Mortemar brach in Begleitung Chanſades mit fünfhundert Lanzen auf, um die lang vermißten, unſeligen Eltern zu erlöſen.

Nichts kann die plötzliche Wonne des Wiederſehns nach ſo langer Trennung ſchildern. Eins nur erfüllte Chanſaden und Aubert mit Bangen. Dſchem, Zoë und ſonderbarer Weiſe auch Alfaki und der Daneſch zeigten auffallende Spuren des Siechthums an ſich. Die Wonne der Freiheit verdeckte dies in der erſten Zeit. Als Dſchem und Zoë hörten, ſie ſollten nach Frankreich zurück, brauchten ſich nicht mehr von ihren Kindern zu trennen, König Carl ſelbſt habe ſie erlöſt, wolle in Verbindung mit Mathias von Ungarn endlich über Bajaſid hereinbrechen, ja Egypten, Syrien und Manus-Alniſſa ſelbſt ſeien im Bunde, da ſchien das vergrämte Fürſtenpaar ſich geiſtig neu zu verjüngen und in Lebensfreude, in Herrſcherwonnen wieder aufzuathmen, während doch heimlich der Tod durch ihre Gebeine ſchlich.

Wie ein Triumphator zog Dſchem mit Zoë, Mortemar und Chanſade in Rom ein, empfangen gleich einem Könige von Carl von Frankreich ſelbſt, im franzöſiſchen Lager von den Truppen zum Großherrn des Morgenlandes ausgerufen.

Aber dieſe Freude war nur ein jähes Sprühfeuer, kurz und glühend. Dſchem und Zoë wurden täglich auffallend kränker. Schlafloſe Nächte, wilde Träume, fürchterliche Beängſtigungen wechſelten mit Todesmattigkeit. Man beſchleunigte den Abmarſch. — Als das Heer Riano aber erreicht hatte, ſtellten ſich bei Beiden ſichre Zeichen des nahen Todes ein. Da Alfaki und Daneſch dieſelben Merkmale zeigten, ſprach man von Vergiftung durch den Papſt. In Alfaki aber erwachte der Verdacht des vergifteten Kaffees und daß Daneſch der Thäter ſei. Er ward vor den Sultan geſtellt. König Carl, Mortemar, Chanſade und Blanchefort mit den Rittern waren zugegen.

„Alah akbar!“ lachte der Medſchnun. „Ich will's kurz machen. Ich habe mit Keinem zu thun, als mit Dir Dſchem, Mohamed des Tapfern ehrloſem Sohne! Denkſt Du noch an Chonae? — Du haſt den Gott Mohameds verlaſſen und das Geſetz Deiner Väter! Du haſt das Blut des großen Schamech vergoſſen, des Heiligen, und Dich den Chriſtenhänden übergeben! Dein Kind Chanſade ſchwor den Islam ab um einen Chriſten, Deine Kinder ſind in Rhodos in den Klauen der Chriſten, Du ſelbſt biſt ein Nichts geworden, ein Ding halb Giaur, halb Narr! Da hab ich Dich, Allah's Rächer, geſchleppt bis hierher und Angeſichts des Thrones, der Dir jetzt winkt, fährſt Du von hinnen durch meine Hand! Damit Du aber ſterbeſt, hihi! wie ein Fürſt, ſoll Dein Weib, ſoll Alfaki Dich begleiten, ich aber ſchreite voran und erwarte Dich vor Nekir und Monkir an dem criſtallnen Thor der Ewigkeit!!“ Mit wahnſinnigem Gelächter ſtieß er ſich ein Meſſer in die Bruſt und brach röchelnd zuſammen! — Auf ſeinem Leibe fand man das Bußhemd von Kameelhaar, — er war ſein Lebelang ein Chareğit, ein blutdürſtiger Glaubenszelot geweſen! —

Ehe Dſchem und Zoë in den Armen ihrer Kinder ſtarben, verlangten ſie die Taufe. Gui de Blanchefort verrichtete auf der Verendenden Bitte die heilige Handlung, ein treuer Freund bis an die Schwelle des Todes. Dſchem in Aſche (ramad), der Unſtätte mit Recht genannt, entſchlief mit ſeiner Zoë unterm Kuß ihrer Lieben in dem Glauben, der Gott der Liebe eine ſie einſt Alle! Sie wurden zu Riano in der Kirche beigeſetzt. König Carl und Mortemar mit Chanſaden kehrten nach Frankreich zurück, der Traum des Weltreichs, — an Dſchem's Perſon ſo lange geknüpft, war ausgeträumt!

Gui de Blanchefort mit ſeinen beiden Rittern kehrte nach Rhodos zurück und berichtete das Geſchehene. D'Aubuſſon war ſo furchtbar von der Nachricht des Todes Dſchem's erſchüttert, ſo tief von der Schande verletzt, daß der Sultan, trotz aller Mühe und Sorgfalt, den Borgias geopfert ſei, daß er nie mehr freudig geweſen ſein ſoll. Mußte er doch noch den unerhörten Schimpf erfahren, daß man von Rom aus gefliſſentlich die Nachricht verbreitete, er habe Dſchem vergiften laſſen.

Amurad und Laila, wie deren Sohn, ebenſo Abdallah, einſehend, daß für ſie Stambul und das Morgenland verloren ſei, überdies dem Islam entfremdet, ließen ſich taufen.

Lange Jahre lebten ſie zufrieden und geehrt in Rhodos. Sie ſahen unter den Thränen aller Edlen den großen d'Aubuſſon in's Grab ſteigen, den Großmeiſterſtuhl kurz nach einander von d'Amboiſe, Gui de Blanchefort, Caretto und endlich von dem eiſernen Villiers de l'Isle Adam einnehmen, ſahen Bajaſid von ſeinem eignen Sohne Selim vergiftet, Selim fünf Jahre ſpäter durch den wilden, ehrgeizigen Soliman II. vom Throne geſtoßen.

Das Unwetter zog ſich über St. Johann und das liebliche Rhodos zuſammen. Der Orden hatte gewagt, in Dſchem ſich mit dem Halbmond zu verſöhnen, der Halbmond rächte ſich. Soliman II. erſchien als Eroberer vor der Inſel. Ein Kampf auf Leben und Tod, eine Metzelei auf's Meſſer erfolgte. —

Am Weihnachtstage 1523 feierten die Brüder St. Johannes ihre letzte Loge. Schon war Rhodos an Soliman durch Kapitulation übergeben, da überfielen wilde Tartaren und Beludſchenhaufen vertragswidrig die Stadt, Amurad, Laila, Abdallah wurden ergriffen, die Loge erſtürmt, der Altar umgeriſſen, die drei Lichter löſchten aus, die Pfeiler zerſchellten!! — „An Dſchem wird Rhodos untergehn!“ hatte de l'Isle Adam geſagt! —

Jetzt trat er, das wimmernde Kind Lailas und Amurad's in den Ordensmantel gewickelt auf ſein Schiff. Mit allen ſeinen Rittern und 3000 Rhodiſern ſteuerte er hinaus, heimathlos, in's weite Meer. — Unterm Jauchzen der Osmanen aber wurden im Lager vor dem Zelt des Großherrn Amurad, Laila und Abdallah erdroſſelt! — Die Zinnenkette zwiſchen Kreuz und Halbmond war geſprengt! Rhodos fuit!

„Ach die Zeiten unſres Ruhm's
Unſres Glückes ſind geſchwunden!“ —

Beiträge zur Urſprungsgeſchichte des Ordens vom heiligen Grabe zu Jeruſalem.

(Von Dr. G. Roſen.)

(Fortſetzung.)

Bevor wir uns daran machen, aus dieſer intereſſanten Relation die nöthigen Schlüſſe auf die Entwickelung des Ordens zu ziehen, ſei es uns geſtattet, zuerſt einen flüchtigen Blick auf die damalige Weltlage zu werfen. Jeruſalem und ganz Syrien gehörten damals noch zu dem Reiche der circaſſiſchen Mamluken-Sultane, welche, wenn auch längſt ſchon in politiſchen Gegenſatz zu dem mit ſo drohender Schnelligkeit aus dem Boden hervorgeſchoſſenen Osmanenreiche ſtehend, in ihrem Kriegertrotz noch nicht ahnten, daß ihre Herrlichkeit, wie die ſo mancher andern morgenländiſchen Dynaſten, nach kaum mehr als zwei Jahrzehnten in den Staub getreten ſein würde. In Conſtantinopel war wenige Jahre vorher Sultan Bajazid ſeinem Vater Muhammed dem Eroberer, dem Vernichter

des oströmischen Kaiserreichs, gefolgt; türkische Raubhorden hatten unter diesen Herrschern bereits sengend und brennend bis in die Krainschen Lande des deutschen Kaisers ihre Züge ausgedehnt. Dieser, der durch seine lange, ruhmlose Regierung bekannte Friedrich III., fühlte sich demnach schon in seinem Erbreiche beunruhigt, und es ist nur natürlich, wenn er sich nach der Freundschaft anderer gefährdeter Nachbaren seines Feindes umsah. Daß man aber in Kahira wohl geneigt war, Widersacher des türkischen Sultans zu unterstützen, beweist die bald nach Bajazid's Thronbesteigung dem flüchtigen Kronprätendenten, Bruder des Sultans, Prinzen Djem, bereitete ausgezeichnete Aufnahme. Mit einer Empfehlung des Kaisers wird also auch Bruder Johann am Mamluken-Hofe ein warmes Entgegenkommen erfahren haben.

Ueber den Anlaß der Sendung dieses merkwürdigen Mannes sind mir keine Nachrichten bekannt geworden. Jedoch geht durch jene Epoche ein Streben nach Einigung verschiedener, aus der Kreuzfahrer-Idee entsprungener Ritterorden, wie ja der belehrende Aufsatz in Nr. 10 Jahrgang 1860 dieser Zeitschrift, die ein Jahr nach Faber's Pilgerfahrt, d. h. 1484 durch Pabst Innozenz VIII. auf kurze Zeit verfügte Verschmelzung der Sepuleriten mit den Johannitern nachweist. Diese Annäherung kam dem heiligen Grabesorden durch die Ansiedelung des Bruder Johann auf dem Zion unmittelbar als solchem zu Gute; denn daß der Letztere ihn hätte in dem Deutschritter-Orden aufgehen lassen wollen, ist nirgends angedeutet.

Die Mamlukenherrschaft war weniger fanatisch, als in ihrer innern Organisation ohnmächtig, und wesentlich der den einzelnen Machthabern in den Provinzen beiwohnenden ungezügelten Habsucht sind die unleugbaren Unbilden zuzuschreiben, welche die christlichen Pilger aller Zeiten in Palästina erfuhren. Indessen constatirt der Faber'sche Bericht einen eben damals genommenen Anlauf zu besserer Ordnung, dessen nächster Beweggrund wohl die Sicherung und Mehrung der aus den Pilgerabgaben und namentlich aus dem Besuch der sorgfältig verschlossen gehaltenen Grabeskirche dem Schatze zufließenden, beträchtlichen Einkünfte war. Vom Staate angestellte Trutschelmanni (Terdjuman), Dolmetscher, und Calini (Dalil), Führer, hatten die Fremdlinge überall zu geleiten und möglichst zu beschützen, und in Jerusalem wurde der Convent der Johanniter-Ritter soweit im Stande erhalten, um als öffentliche Herberge für die Pilger dienen zu können. Die sämmtlichen heiligen Grabesritter unsres Textes wohnten in diesem Gebäude, welches noch den traditionellen Namen des Hospitals beibehielt, obgleich es so wenig ein Krankenhaus war, daß vielmehr, worüber uns ebenfalls Faber belehrt, Kranke von da in die Infirmerie der Mönche auf dem Zion hinüber geführt wurden. Unser Autor freilich selbst lebte als Geistlicher bei den Franziskanern im Terra-santa-Kloster, jedoch versah er von da aus im Hospital seinen Caplandienst in der Weise, wovon uns im Urtext ein Beispiel vorgeführt wird.

Indem wir uns nunmehr zu dem Bruder Johann wenden, beklagen wir lebhaft, daß Faber uns den Geschlechtsnamen desselben nicht aufbewahrt hat, da die geschichtlichen Quellen jener Epoche noch nicht so reichlich fließen, daß man mit Sicherheit das hier Fehlende anderswoher ausfüllen zu können hoffen dürfte. Wer sich einen Begriff zu machen weiß von der prekären Existenz des Minoritenordens in einer aus der Kreuzfahrerzeit argwöhnischen Haß gegen die Franken bewahrenden muhammedanischen Stadt, der wird das dem edlen Grafen, welcher einer glänzenden Weltstellung in der eignen Heimath entsagte und sich in Tracht und Lebensweise der strengen Ordensregel unterwarf, um nur für die Erhaltung der heiligen Stätten wirksam Sorge tragen zu können, von Felix Faber gezollte Lob gern unterschreiben. Wie wir erfahren, bekleidete er das Amt eines Administrators, oder um uns des alteingebürgerten Titels zu bedienen, Procurators des Zion-Klosters, d. h. er nahm die einfließenden Geldspenden in Empfang und besorgte daraus die nach allen Seiten nöthigen Ausgaben. Dieselbe Würde, welche von jeher gleich auf die des Paters Guardian, als Hauptes des Klostercomplexes der Terra-santa, folgte, besteht in Jerusalem noch jetzt, wird aber längst nicht mehr an Laien, sondern nur an wirkliche Mönche verliehen, und zwar genießen dieses Vorrechts gegenwärtig die Spanier, deren Vaterland vor den Revolutionen des letzten Jahrhunderts in pecuniärer Hinsicht mehr als alle andern Länder zur Erweiterung des Katholicismus in Palästina und zur Unterstützung seiner Anstalten beitrug. Jedoch war ein Jahrhundert nach Faber noch einmal ein Lein Procurator der Terra-sante, nämlich der Fürst Nicolaus Radziwil, welcher im Jahre 1583 in Jerusalem Ritter des heiligen Grabes wurde und sich durch königliche Freigebigkeit gegen die heiligen Stätten auszeichnete.

Faber hebt besonders hervor, daß es dem Johann gelang, in seiner Procuraturwürde um gewisse durch die christliche Legende geheiligte Plätze, wie das Mittelalter in der Umgebung Jerusalems deren noch viel mehr zeigte, als die Neuzeit — man denke nur an die Stelle viri galilaei auf dem Oelberge, an die Terebinthe, unter welcher die heilige Familie auf der Reise nach Bethlehem gerastet haben soll, und dergleichen mehr, auch Gethsemane war damals noch nicht in christlichen Händen — mit Einwilligung der Grundherren Einfriedigungen anzulegen; daß die aus der Kreuzfahrerzeit stammenden kirchlichen Baulichkeiten, unter Andern die Holzkuppel über der Rotunde der Kapelle des heiligen Grabes ebenfalls häufige Ausbesserungen bedurften, läßt sich vermuthen, indem schon bei Radziwils Besuch der Verfall der Letzteren solche Fortschritte gemacht hatte, daß dieser reiche und wohlthätige Fürst zu einer Collecte unter dem polnisch-lithauischen Adel seine Zuflucht nehmen mußte, um die bedeutenden Kosten aufzubringen.

Zu einer Zeit, wo die Erhaltung der abendländischen geistlichen Colonie in Palästina und die Ermöglichung ihrer Obliegenheiten fast ausschließlich den Souveränen und dem Adel der Christenheit oblag, mußte die Niederlassung einer bekannten und allgemeines Vertrauen genießenden Persönlichkeit im Zionskloster von unberechenbarem Segen für dasselbe sein. Und wenn wir sehen, daß in späteren Jahrhunderten bis auf unsre Tage der Katholicismus in der heiligen Grabeskirche unbestritten den Vorgang vor den orientalischen Confessionen genoß, so

dürfen wir wohl sicher in dem Grafen Johann einen der Begründer dieser bemerkenswerthen Thatsache erkennen.

Nach allem Vorhergegangenen ist es leicht verständlich, wie durch den Grafen der heilige Grabesorden die neue Gestalt gewann, in welcher wir ihn seit jener Zeit auftreten sehn, und deren Eigenthümlichkeit die factische Großmeisterschaft des Terra-santa-Klosters zu Jerusalem, personificirt in seinem Chef, dem Pater Guardian, ist. Als geborner Graf und Bevollmächtigter von Papst und Kaiser konnte Bruder Johann dem früher von jedem zur heiligen Stadt pilgernden Souverän oder hohen Adligen geübten Rechte, Ritter vom heiligen Grabe zu creiren, ein Ende machen. Indem er aber den früher Berechtigten sich selber substituirte, handelte er nicht blos als Graf und kaiserlich-päpstlicher Bevollmächtigter, sondern zugleich als Affiliirter des Klosters, dessen Ordenstracht er trug, und dessen Regel er befolgte. Eine Rücksicht auf die frühere Sitte läßt sich noch in der im Text beschriebenen Verleihungsweise erkennen, nach welcher unter Adligen verschiedenen Ranges nur der Vornehmste von Bruder Johann, die Uebrigen aber je von ihrem angesehenern Mitpilger in den Orden aufgenommen wurden. Da aber in solchen Fällen die den Ritterschlag Ertheilenden nicht wie vordem Kraft eigner Machtvollkommenheit, sondern mittelst Ermächtigung des Bruders Johann auftraten, so ist klar, daß wir hier nur eine Uebergangsform vor uns haben. Ja sogar diese scheint zu der Epoche unserer Erzählung bereits in der Abnahme begriffen zu sein, da, wie besonders hervorgehoben wird, es bereits Adlige gab, denen es eine Gewissenssache war, sich von Niemand anders als von Bruder Johann zu Kämpfern Christi weihen zu lassen, indem sie auch nicht beabsichtigten, sich in ihrer Heimath mit dem äußern Abzeichen der Ritterwürde zu brüsten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wohlthätigkeit der ersten Christen.

(Schluß.)

Um für die vielen Ansprüche an die Liebesthätigkeit der Christen die nöthigen Hülfsquellen zu eröffnen, dienten jene von Paulus angeordneten sonntäglichen Gaben, zu welchen sich Alle ohne Ausnahme, Arme wie Reiche, verbanden. Zu Zeiten großer öffentlichen Unglücksfälle hielt man Fasten und gab der Kirche, was man durch die Enthaltung von Speise erspart hatte. Bei dringenden Veranlassungen ward das Silbergeschirr, das die Kirchen in glücklichen Zeiten bekommen hatten, eingeschmolzen und verkauft. Einige verpflichteten sich, einen bestimmten Theil ihres Einkommens bei Seite zu legen; Andere hielten freiwillig regelmäßige Fasten und widmeten die dadurch gemachten Ersparnisse der Kirche. Auch kam es vor, daß reiche Leute bei ihrer Bekehrung ihr Hab und Gut verkauften, und sich fortan mit ihrer Hände Arbeit ernährten. Andere behielten zwar ihr Vermögen, verwalteten es aber nicht für sich, sondern so, daß sie alle ihre Einkünfte der Sache Christi widmeten.

In der That zeichneten sich die ersten Christen durch Werke der Liebe so sehr aus, daß dies ihr unterscheidendes Merkmal war und die Verwunderung der ganzen heidnischen Welt erregte. Wenn die Kirche sich irgend einer Sache rühmen konnte, so war es dies. Eine schöne Erläuterung dazu giebt die bekannte Geschichte von dem römischen Diakon Laurentius zur Zeit der Verfolgung unter Kaiser Decius (249 bis 251 nach Chr.). Der Vorsteher der Stadt forderte von ihm, daß er die Schätze der Kirche ausliefere. Laurentius bat sich einen Tag Frist aus, um sie zusammen zu bringen. Während dieser Zeit versammelte er alle Blinde, Lahme, Kranke und Arme, die von der Kirche unterhalten wurden. Dann lud er den Vorsteher ein, zu kommen, um die Schätze der Kirche in Augenschein zu nehmen. Derselbe ergrimmte darauf so, daß er den Laurentius auf einem Roste braten ließ. Zur Zeit des Chrysostomus (starb 407) hatte die seiner Leitung anvertraute Kirche Constantinopels auf ihren Armen- und Krankenlisten 3000 Namen, die regelmäßig Gaben erhielten, die äußergewöhnlichen Unterstützungen, die täglich gegeben wurden, ungerechnet.

In der That, so leuchtend und in die Augen fallend war das Gewand der christlichen Liebe, womit die erste Kirche bekleidet war, daß der Kaiser Julian (starb 363), der bekanntlich eine Wiederbelebung des alten, schon zusammenstürzenden Heidenthums herbeizuführen suchte, sich vor Allem Mühe gab, jenes Kleid auch dem Heidenthum anzuziehen. Denn er erwartete, das werde, gleich den Gebeinen des Elisa, den Leichnam wieder zum Leben bringen. So lautet das denkwürdige Zeugniß jenes schlauen, staatsklugen römischen Kaisers: „Laßt uns bedenken, daß nichts so sehr zur Ausbreitung des Aberglaubens der Christen beigetragen hat, wie ihre Barmherzigkeit gegen Fremdlinge. Ich meine, wir sollten diese Pflicht selbst erfüllen. Richtet daher Hospitäler in allen Städten ein! Denn es wäre wahrlich eine Schande für uns, wenn wir unsere Armen verließen, während die Juden keine Arme haben, und die gottlosen Galiläer (Christen) nicht allein für ihre eignen, sondern auch für unsere Armen sorgen." — (Blätter für das Armenwesen.)

Auszug aus der vierten Nachricht über die Evangelische Johannes-Stiftung in Berlin.

(Bis Mai 1861.)

Wir kommen zu dem Letzten, was wir über die Thätigkeit des Johannesstiftung diesmal zu berichten haben, zu seiner Privat-Armenpflege. Zwar gehört in dies Gebiet auch diejenige Pflege, von der wir zuvor geredet, die Pflege der Familien der Gefangenen und die der entlassenen Sträflinge, die fast durchgehens arm sind. Was wir aber hier meinen, ist etwas Anderes; die an den schriftlichen Bettel sich knüpfende Armenpflege.

Es giebt in unserer Stadt einen Bettel, der der umfangreichste und zehrendste ist, einer, unter dessen Druck die besitzenden Stände am allerschwersten leiden; es ist der literatische Bettel. Die Noth und Verlegenheit, welche er einer Reihe von Privaten bereitet, die dem Johannesstift nahe stehn, hat dem letzteren die nächste Veranlassung geboten, nach dieser Seite hin seine Thätigkeit zu richten. Man nahm die Hülfe desselben in Anspruch, um die Verhältnisse der Bittenden zu untersuchen, um für eventuelle Hülfleistungen die rechte Vermittelung und Handreichung zu haben. Lag doch und liegt doch hier eine doppelte Gefahr

nahe, einerseits die, wirklich vorhandene Noth und Armuth die rechte Hülfe nicht zu erweisen.

Solchen Gefahren zu begegnen, war man, wie bekannt, in Berlin schon früher ernstlich bedacht gewesen. Aber zur Ueberwindung des großen Nothstandes erschien das, was von Seiten des Johannesstiftes in seiner Weise für diesen Zweck geschehen konnte, keineswegs überflüssig. Von den verschiedensten Seiten wurde dasselbe zur Erledigung derartiger Armenangelegenheiten in Anspruch genommen. Im Laufe des letzten Jahres ist das Stift mit 230 Schreibern von Bettelbriefen in Verbindung gekommen und hat etwa 500 Bettelbriefe nach eingehender und allseitiger Ermittelung der Verhältnisse erledigt. Die jedesmaligen Empfänger jener Briefe erhielten von uns nach geschehener Recherche schriftliche Auskunft. Die einen verfügten auf Grund derselben nach eigenem Entschlusse über ihre Wohlthaten, die Anderen hatten und haben dem Stifte das Vertrauen geschenkt, eine gewisse Summe monatlich ihm zu übergeben, die an sie adressirten Bettelbriefe zu selbstständiger Erledigung ihm zu überlassen und nur regelmäßige Berichte und Rechnungslegung entgegen zu nehmen. Es liegt in der Natur der hiesigen Verhältnisse, daß die mit derartigen Briefen Bestürmten in den meisten Fällen sich völlig außer Stande befinden, die Lage der Bittenden zu prüfen. Es bedarf dazu des persönlichen Eintretens in die betreffenden Armenfamilien, die meistens in entlegenen Stadttheilen wohnen, und die anzutreffen oft mit großen Schwierigkeiten verbunden ist. Es bedarf der Ermittelung ihrer Arbeits- und sonstigen Privatverhältnisse, der Erkundigung bei den Parochial-Geistlichen, bei Armenvorstehern, bei Arbeitgebern, bei Nachbarn, bei der Polizei-Behörde. Die Zeit und die Möglichkeit dazu fehlt Jedem, der in solcher Thätigkeit nicht seinen Beruf hat. Durch das gemeinsame Wirken unserer Johannesbrüder wird zwar mit großem, aber doch verhältnißmäßig nicht zu großem Kraftaufwande das geleistet, was sonst nur mit doppeltem oder dreifachem Kraftaufwande geleistet werden würde, oder überhaupt ungeleistet bleiben müßte.

Unsere bisherige Erfahrungen in dieser Angelegenheit haben uns in das Getriebe des schriftlichen Bettels manchen lehrreichen Einblick gewährt. Derselbe hat unsere Brüder nach allen Gegenden der Stadt geführt, insbesondere nach denjenigen Quartieren, in denen die arbeitende und die Armenbevölkerung vorzugsweise zusammengedrängt ist, und unter diesen vornehmlich nach dem Voigtlande. In manchen Straßen desselben ist der größte Theil der Häuser in diesem Jahre von unsern Brüdern zur Recherche dieser Klasse von Bettlern besucht worden.

Aus der Zahl der Bittsteller hebt sich zunächst die umfassende Menge Derjenigen hervor, die den Bettel als ihr Gewerbe betrachten. Es sind meistens arbeitsscheue, verkommene und liederliche Personen, die ihr Metier in systematischer Weise treiben. Der Bettel ist eben ihr Geschäft; sie haben es in ihm zur Virtuosität gebracht. Unter ihren Händen ist er zur Kunst geworden. Ihr Ziel, die Brandschatzung der Besitzenden, läßt sich bei der Ausdehnung der Stadt um so leichter erreichen, als die eigenthümliche gesellschaftliche Gruppirung der Besitzenden in hiesiger Stadt und die Abgeschlossenheit der einzelnen Gruppen von einander die Taktik jener Bettler vielfach begünstigt.

Die Bettelnden, Jeder sein eigenes Ziel im Auge, operiren häufig gemeinsam. Das gleiche Interesse fügt sie zu einer zunftartigen Gemeinschaft zusammen. Obwohl in steter Concurrenz unter einander, unterstützen sie sich dennoch. Sobald der Einzelne gegrast hat, tritt er die Weide seinem Nachfolger gegen Gebühren ab, und der Besitzende, isolirt und wehrlos diesen Operationen gegenüberstehend, wird in den Wahn gebracht, daß er der Einzige sei, der helfen könne; seinem Mitleiden wird das Pistol auf die Brust gesetzt.

Die Bettelnden, — denen auch jedes Unglück, jede Krankheit als willkommenes Aushängeschild gilt, — wissen sich in sehr ausgedehnter Weise genaue Kunde der Personen zu ververschaffen, auf die sie voraussichtlich mit Erfolg ihre Angriffe richten können. Sie studiren in ihrer Art die Gesellschaft; sie individualisiren. Die Bettler haben Menschenkenntniß. Je mehr sie dieselben erwerben, je geschickter sie dieselbe anwenden, um so besser rentirt ihr Geschäft. Mit Klugheit wissen sie aus den Reihen der Besitzenden diejenigen Adressen heraus zu wittern, bei denen ein Bettelbrief wohl angebracht sein möchte. Namentlich richten sie ihr Augenmerk auch auf Wohlhabende, die eben erst in Berlin angekommen sind, und deren Anwesenheit bisweilen in den Kreisen der Bettler eher bekannt ist, als der Polizeibehörde. Selbst fürstliche Personen werden nicht geschont, und mehr als einmal haben wir wahrnehmen können, wie genealogische Kunde schlau benutzt wird, um selbst in auswärtige fürstliche Kreise hinein die Angel auszuwerfen. —

(Fortsetzung folgt.)

Miscelle.

Vom 1. September d. J. an ist den Seeleuten auf der Flotte der Nordamerikanischen Union keine Portion geistiges Getränk mehr wie bisher täglich verabreicht worden. Ja, kein destillirtes Getränk soll sich mehr am Bord eines Kriegsschiffes befinden, außer einem bestimmten kleinen Vorrath für medizinischen Gebrauch, wovon nur auf Anordnung des Arztes Etwas verabreicht wird. Der 1. September 1862 ist ein Tag des Segens und des Heils für Nordamerika geworden und hoffen wir, daß andere Seemächte, zumal England, so klug sein werden, den Brandwein auf ihren Flotten auch abzuschaffen, um so die Quelle vielen Streits und Zanks, vieler Schlägereien und Verwundungen und Mordthaten, so vieler Widersetzlichkeiten und Meutereien, so vieler Züchtigungen und Strafen, so vieler Sünde und Schande zu verstopfen und Seeleute zu bekommen, die in jeder Hinsicht tüchtiger und den Feinden ihres Vaterlandes viel furchtbarer, als alle andern, noch brandweintrinkende Seeleute werden.

Während in Deutschland die Theilnahme an der Enthaltsamkeitssache fast eingeschlafen oder vielmehr in manchen Gegenden ganz gestorben, und nur noch hier und da wirklich lebendig und in rüstiger Wirksamkeit sichtbar ist, hat in England Nordamerika, Holland, der Kampf gegen den Brandwein sich nicht allein fortwährend gehalten, sondern auch an Energie und Umfang zugenommen. Und so wie in unsern Tagen die Völker in Industrie-, Kunst-, und andere Ausstellungen sich nicht damit begnügen, das Eigene, im eingenen Lande Gewachsene, Verfertigte, Gewordene auszustellen, sondern zu Weltausstellungen die Erzeugnisse der ganzen Welt vereinigen, so traten jetzt in London bei der großen Weltausstellung die Enthaltsamkeitsgesellschaften mehrerer Völker zu einem großen Enthaltsamkeitscongreß zusammen, der am 5., 6. und 7. August gehalten ward; und dem am 2., 3. und 4. September eine zweite große Versammlung, „die internationale Enthaltsamkeits- und Verbotsconvention" genannt, gefolgt ist.

(Sonntagsblatt für innere Mission für Rheinland und Westphalen.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 10 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Ballei Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Ballei Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 48. **Berlin, den 26. November 1862.** **Nr. 48.**

Der frühere Oberarzt im Feldlazareth des vierten Armee-Corps, practische Arzt und Docent der Universität Halle, Dr. Wilhelm Reil, jetzt zu Abassie bei Cairo in Aegypten, hat in seiner daselbst vor einigen Jahren gegründeten Heilanstalt für Brustkranke, die sich eines sehr vortheilhaften Rufes erfreut, dem Johanniter-Orden jährlich eine Pensionsstelle unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

Das am 23. Juni c. in Sonnenburg versammelt gewesene Ordens-Kapitel hat dies großmüthige Anerbieten dankbarst acceptirt und den Beschluß gefaßt, daß diese Vergünstigung ausschließlich unbemittelten Offizieren zu Gute kommen soll, denen aus den Fonds des Ordens eine angemessene Beihülfe zu den Reisekosten gewährt werden wird.

In Folge dessen ist die in Rede stehende Freistelle für den nächsten Winter vom Durchlauchtigsten Herrenmeister direct vergeben worden, während für die Zukunft das Königliche Kriegsministerium Höchstdemselben dieserhalb Vorschläge machen wird.

Hierbei wollen wir zugleich auf ein vom Dr. Reil herausgegebenes Werk: „Aegypten als Winteraufenthalt für Kranke.“ Braunschweig 1859, bei George Westermann, aufmerksam machen, das für Brustleidende, welche dies Land zu ihrer Genesung besuchen wollen, die detaillirteste Auskunft über alle dabei in Betracht kommenden Fragen enthält.

Der Luthertag und die Wartburg.

Der 31. October nimmt bei den Gläubigen evangelischer Confession den ersten Platz ein in der Reihe ihrer historischen Gedenktage.

Die Briefe Pauli und die Schriften des heiligen Augustin waren die Quellen, aus denen, bei seinem Ringen und Forschen, ein durch Entbehrungen gestählter und durch äußere Erfahrungen (Blitzschlag) erschütterter Augustiner-Mönch die Wahrheit schöpfte, daß nicht eigne Werkheiligkeit, sondern die freie Gnade Gottes den Menschen beselige. Eine im Auftrag des Ordens (1510) ausgeführte Reise nach Rom und die tiefe Entrüstung über den auch im nördlichen Deutschland um sich greifenden Ablaß veranlaßten den seit 1508 durch Kurfürst Friedrich von Sachsen als öffentlicher Lehrer an die (1502) neu begründete Universität Wittenberg Berufenen und 1512 zum Dr. Promovirten, den Kampf zu eröffnen für eine Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern.

Nicht die eigne theologische Ueberzeugung allein, sondern auch äußere Gründe forderten eine öffentliche Erklärung von Luther's Seite. Die Ablaßkäufer wandten sich an ihn, als Beichtiger, mit dem Verlangen nach Absolution. An der neuen Hochschule war er der bedeutendste Mann in kirchlichen Dingen; von ihm erwartete man in der Streitfrage Aufschluß. Vergebens richtete Luther sich gegen verschiedene Bischöfe und namentlich an Erzbischof Albrecht, Tetzel's Vollmachtgeber.

Am 31. October 1517 trat Dr. „Martinus Luther“ (so unterzeichnete er) mit festem Willen und kräftiger Hand vor die Schwelle des Haupteinganges der (mit Reliquien und Ablässen reich ausgestatteten) Wittenberger kurfürstl. Schloßkirche. Hier schlug er, als Glaubensstreiter, 95 gedruckte Thesen an; ein Schritt von weitreichendster Bedeutung. Die freimüthige Sprache jener Streitsätze, obschon deren Verfasser zur Zeit einer Losreißung von der römischen Kirche noch nicht im Sinn hatte, machten dieselben zu einem gewichtigen Zeitereigniß, um so mehr, als die neu erfundene Vervielfältigung des geschriebenen Worts eine rasche Verbreitung ermöglichte. Innerhalb 14 Tagen wurden Luther's Thesen in ganz Deutschland bekannt. Von mehreren Seiten verlautbarte Gegenthesen vervollständigten die Einleitung des großen Glaubenskampfes, dessen Entwickelung und weiterer Verlauf an dieser Stelle unberührt bleiben möge.

Die von Luther am 10. December 1520, vor dem Elsterthor in Wittenberg, öffentlich vollzogene Verbrennung der gegen ihn gerichteten päpstlichen Bannbulle und der Reichstag zu Worms (28. Jan. 1521, am Tage Caroli Magni eröffnet) sind weitere denkwürdige Momente in der Geschichte der Reformation. Glücklicher als Huß und Savonarola, fand der unbeugsame Luther, geschützt durch seinen Landesherrn (in der Zeit vom 4. Mai 1521 bis 6. März 1522) die unfreiwillige Muße, sein größtes Werk zu beginnen: die — 1534 vollendete — Bibelübersetzung. 10,000 Exemplare des Neuen Testaments in deutscher Sprache, im Jahre 1522 vollständig veröffentlicht, waren rasch vergriffen.

Die königliche große Bibliothek zu Berlin besitzt Exemplare der ersten Ausgaben von Luther's Hauptdruckschriften: zunächst die 95 Theses, 2 Quartblätter, ferner das neue Testament, sodann das alte, sowie die gesammte Bibel, in Folio.

Schreiber Dieses besuchte Mitte Juli d. J. die Wartburg. In höherem Maaße als alle andern mittelalterlichen Bergfesten erregt gerade dieses Bauwerk die Erinnerung an eine streitbare Zeit. Man findet eiserne Reiter- und Pferde-Rüstungen, Lanzen, Schwerdter, Streitäxte u. dergl. wohl auch hier; doch vor Allem sieht man sich angezogen durch das Andenken an die „Ritter des Geistes", welche hier stritten für die das Leben veredelnden Güter (Poesie und Glauben). Man beangenscheinigt die bildlichen Gestalten hochberühmter Minnesänger; man betritt das Gemach des „Junker Görg".

Das Erste, was im Innern der renovirten Burg des Wandrers Aufmerksamkeit beansprucht und im Besonderen den Johanniter fesseln kann, sind die von Moritz von Schwind gemalten Corridor-Fresken, welche das Leben und fromme Wirken der Landgräfin Elisabeth darstellen. Das vorderste Wandgemälde zeigt, wie die vierjährige Prinzeß von einer Gesandtschaft aus Ungarn abgeholt wird (um in Thüringen, als die dem dortigen Landgrafen zur Gemahlin Erwählte, eine landesgemäße Erziehung zu erhalten); das zweite, wie sie von ihrem Gemahl Abschied nimmt; man sieht den Landgrafen Ludwig im Begriff, zu Pferd zu steigen, um dem rothen Kreuz auf weißem Banner zu folgen in den Streit gegen die Ungläubigen. Das dritte Bild gilt der Katastrophe. Heinrich Raspe, der Schwager Elisabeth's, hat vernommen, daß sein Bruder während der Seereise der Kreuzfahrer dem Fieber erlegen ist. Er vertreibt hartherzig die Landgräfin Elisabeth aus der Wartburg. Sie nimmt mit ihren drei kleinen Kindern (ein Knabe und zwei Mädchen) den Weg bergab.

Die übrigen Malereien gelten dem ergebenen, demüthigen und barmherzigen Sinn der Landgräfin und ihrer schließlichen Glorification. Das letzte große Bild ist das Begräbniß Elisabeths. Nachdem sie die zurückgekehrten Gebeine des Gemahls bestattet, geht sie in das Kloster zu Marburg; ihr Leibgedinge schenkt sie den Armen. Sie stirbt, erst 24 Jahr alt, als einfache Nonne. Die Beerdigung erfolgt ihrer hohen Geburt und ihren Tugenden angemessen. Der Kaiser, der hohe Clerus und die Kreuzritter geben ihr die letzte und höchste Ehre. Man setzte den Leichnam bei in der Capelle des Hospitals, welches die Verstorbene mittelst Aufwendung eines großen Theils ihres ungarischen Heirathsguts erbaut, erhalten; zuletzt dem deutschen Orden geschenkt.

Ein Hauptbild und sieben Medaillons, zwischen den großen Wandgemälden, veranschaulichen die Nächstenliebe der Verklärten. Elisabeth bringt den Nothleidenden Brod. Ihr Eheherr, welcher nicht Gefallen daran findet, daß die Landgräfin mit niederem Volk verkehrt, begegnet beim Ausreiten, derselben. Sie verbirgt das Brod unter einem Tuch. Der Landgraf, ahnend was vorgehe, erinnert an sein gegebenes Verbot und fordert zu sehen, was das Tuch berge. Elisabeth leistet Folge und — o Wunder — das Brod hat sich in Rosen verwandelt. Die Medaillons stellen dar, wie Elisabeth mitleidig die Durstigen tränkt, die Blöße der Armen deckt und Fremde beherbergt; ferner, wie sie als Nonne Kranke besucht, Gefangene tröstet, Todte begräbt.

Der in seinem untern Viertel holzgetäfelte Corridor, welchen die erwähnten Fresken schmücken, führt zur Burg-Capelle. Die Eingangsthür derselben trägt die Aufschrift: Gloria in excelsis Deo. Auf der vorderen Eintrittspforte, dieser Thür gegenüber, innerhalb des Corridors, stehen die Worte: Si Deus nobis cum, qui contra nos. Wir nehmen sie als Denkspruch auf den Weg zur Zelle des „Ritter Görg" in der Herberge der Wahrheit, d. i. zum Wartburg-Lutherzimmer. Die Sehenswürdigkeiten des renovirten Schloß- und Saalbaus mögen unerwähnt bleiben. 25,000 Besucher sehen sie durchschnittlich während eines Jahres. Der Eindruck, den sie empfangen, ist so mächtig, die Stimmung, in welche Alle beim Besuch der Wartburg versetzt werden, so erhebend, daß — namentlich, seitdem sich die Gastwirthschaft außerhalb der Burg befindet, kaum mehr als 3 Mal jährlich Seitens der Fremden Ungehörigkeiten vorkamen. Bemerkt sei, daß der obere, große Festsaal präsumtiv im Jahre 1867 seine Weihe erhalten wird, zur Feier des 800jährigen Bestehens der Burg so wie der silbernen Hochzeit des jetzigen Burgherrn, S. Kgl. Hoheit des Großherzogs von Weimar.

„Wanderer, die Stätte, welche Du hier betrittst, ist heilig Land", möchte man ausrufen beim Eintreten in das Luthergemach. An der Wand, dem Eingang gegenüber, hängt ein Stück Eisen; beim ersten Blick scheint es ein Steigbügel; es ist das neuerdings hier aufbewahrte Grubenlicht eines armen Bergmanns, Luthers Vater; gewissermaßen der Hauptschmuck und das Wahrzeichen dieses einfachen Wohnraums.

Wie einst die Apostel, so ging auch Martin Luther hervor aus niederem Stande. Er erkannte von jung an, daß „Glück auf!" da seine Stätte habe, wo harte Arbeit sich paare mit gläubigen Sinn. Abgeschlossen von der Außenwelt, voll Eifer für die Förderung einer großen Sache, begeistert für sein Werk, widmete er sich mit Treue einer Riesenarbeit. Man zeigt an der in Rede stehenden Stelle das Ergebniß seines Fleißes, wie es in groß Folio Format zuerst aus der Buchdruckerpresse hervorging. Wir wissen, daß vordem das Bibelwort, auf Pergament geschrieben, in öffentlichen Bibliotheken an einer Kette befestigt verwahrt wurde. Jetzt kauft man die gesammte heilige Schrift für wenige Groschen. Die englische Bibel-Gesellschaft sorgt dafür, daß stets mehrere Exemplare auf den Luthertisch der Wartburg gelegt sind; eine preiswürdige und preisenswerthe Erinnerung an einen Besuch dieser Stätte. Jener Luthertisch stammt aus dem Familienhausrath der Eltern Luthers. Der Tisch des Junker Görg ist, wie unser Begleiter erklärt, von den „Herren Engländern und anderen Besuchern" stückweis fortgetragen worden. Neben den Bibeln liegt ein ebenfalls käufliches Blatt: „Wartburgsprüche," von denen hier einige genannt sein mögen:

„Das reichste Kleid
Ist oft gefüttert mit Herzeleid." —

„Ich sahe auf Erden nie einen Mann,
Er hatte, das es nicht wollte han." —

„Es ist auf Erd' kein schöner Kleid,
Denn Tugend, Ehr' und Redlichkeit;
Je länger man dasselbig' trägt,
Je mehr es ziert und wohl ansteht!" —

„Rede wenig, rede wahr! —"

„Wer Jemand lobt in präsentia
Und schilt in absentia,
Den hol' die Pestilenzia!" —

„Was wir nicht wissen sollen,
Das sollen wir nicht wissen wollen." —

„Ein's Mannes Red' ist keine Red',
Man soll die Theile hören beed."

„Hab Gott lieb, red' von Frauen wohl,
Sei männlich, wo man es soll." —

„Das mag die beste Musik sein,
Wenn Mund und Herz stimmt überein." —

„Ehrlich von Geblüt,
Tapfer von Gemüth,
Und von Herzen treu,
Ist mein Liederei." —

„Wer nicht kann Spaß verstehen,
Muß nicht unter die Leute gehen." —

„Die Welt ist voller Pein,
Ein Jeder find't die sein'." —

„Durch Liebe Leid verhüten." —

„Lieber, sag' doch, wo ist der Mann,
Der Jedermann gefallen kann?
Niemand ist er genannt,
Nunquam ist sein Vaterland." —

„Aller Leut Freund, Jedermanns Geck." —

„Wer dient dem Pöbel et similibus horum,
Der hat Undank in fine laborum." —

„Weiß Du was, so schweig';
Ist Dir wohl, so bleib';
Hast Du was, so halt',
Unglück mit seinem breiten Fuß kommt bald." —

„Acht Dich klein, halt Dich rein,
Sei gern allein, mach' Dich nicht gemein." —

„Welt, wie Du willt,
Gott ist mein Schild." —

„Viel Feind, viel Ehr'." —

„Thorheit und Stolz
Wachsen aus einem Holz." —

„Wo man nicht zur Belohnung hat
Die Ehr', geschieh't kein rühmlich That." —

„Rast ich, so rost ich" —

„Arbeit' gern und sei nicht faul,
Kein gebraten Taub' fleugt Dir ins Maul." —

„Ueberwinde Den, der in Dir ist." —

Graf zur Lippe-Weißenfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge zur Ursprungsgeschichte des Ordens vom heiligen Grabe zu Jerusalem.

(Von Dr. G. Rosen.)

(Schluß.)

Ob Bruder Johann in Jerusalem seine Tage beschlossen, oder ob er später in sein Vaterland zurückgekehrt, darüber schweigen die Nachrichten. Jedenfalls aber hatte seine Wirksamkeit den Erfolg, den wir aus der langen Reihe späterer Ordenverleihungen abstrahiren, daß nämlich das nunmehr durch ihn zu einem gewissen Ansehn gelangte Kloster an die Stelle seines gräflichen Procurators trat.

Zufolge einer Notiz, welche sich in dem, dem Baron von Prokesch-Osten als Ritter ausgestellten Diplome*) findet, soll schon 13 Jahr nach Fabers Zeit, nämlich im Jahre 1496 Papst Alexander VI. den Pater Guardian und seinen General-Vicar für alle Zeiten zur Creirung von Rittern zum heiligen Grabe ermächtigt haben, und zwar, wie es da heißt, „um die Pietät und Ehrfurcht gegen das Heiligthum zu mehren und die Gemüther der Gläubigen gewaltig zur Rückeroberung der heiligen Stätten anzustacheln„ Es stimmt dies sehr wohl zu der Angabe des oben angezogenen Aufsatzes in Nr. 10 des Jahrgangs 1860 dieser Zeitschrift, wonach derselbe Papst Alexander VI. sich zum Oberhaupte des heiligen Grabesordens erklärt haben soll. Vielleicht hing sowohl diese Erklärung als obige Ermächtigung mit dem vom Schauplatze Abtreten des Bruder Johann zusammen; die Letztere dürfen wir uns aber nicht in der Form eines schriftlichen Documents denken, da bei ihrer Erwähnung außer der Jahreszahl kein Datum geführt wird und auch noch in dem am 29. Juni 1583 dem Fürsten Radziwil ausgefertigten Ritterschafts-Diplome der Pater Guardian Fr. Angelus Stella sich nur im Allgemeinen auf „die apostolische Autorität, kraft deren er handle," bezieht.

Schriftliche Ermächtigungen erfolgten nach Prokesch (a. a. O.) schon den 4. Februar 1516 unter Leo X., dann am 1. August 1561 unter Pius IV., jedoch fehlen diese beiden, einer Privatmittheilung zufolge, in dem Archive des Klosters, und so erscheint ihre Existenz zweifelhaft, dann am 3. August 1665 unter Alexander VII., dann am 3. März 1727 unter Benedict XIII. und endlich am 7. Januar 1746 durch die Bulle in Supremo militantis Ecclesiae unter Benedict XIV. die Urheberschaft Gottfrieds von Bouillon für den Orden, so wie die Behauptung, daß das in der Sakristei der Franciskaner in der heiligen Grabeskirche aufbewahrte, höchst einfache, ja ärmliche Ritterschwert und Sporenpaar, deren man sich im Kloster seit unvordenklichen Zeiten bei der Creirung der Ritter bedient hat, wirklich Eigenthum des Eroberers der heiligen Stadt gewesen, dies sind innerhalb der Epoche der päpstlichen Bullen fallende Erfindungen — noch Fürst Radziwil weiß Nichts davon. Das diesem ertheilte Recht indessen, „nach Gutdünken die Insignien des heiligen Kreuzes, des allerheiligsten Grabes und des heiligen Georg öffentlich und heimlich zu verleihen," müssen wir als eine, durch seine besondere Großmuth veranlaßte Ausnahmsvergünstigung betrachten, welche, wie

*) Abgedruckt in seiner „Reise ins heilige Land." Seite 104 und folgd. Anm. d. Verf.

seine Ernennung zum General-Procurator an die Stellung des Bruder Johann im 15. Jahrhundert erinnert.

War also Fürst Radziwil noch mit dem Märchen verschont geblieben, mit welchem eine spätere Zeit den Orden zu verherrlichen wähnte, so finden wir dagegen die äußere Form der Verleihungs-Ceremonie bei ihm schon so ausgebildet, wie sie nachher bis auf unsere Tage geblieben ist. Ja die Form war bereits zur Formel geworden, die Pflichten des Ritters und die zur Erlangung der Ritterschaft erforderlichen Eigenschaften, welche Bruder Johann den versammelten adligen Herren vor dem Hauptaltar der Auferstehungskirche in freier Rede dargelegt hatte, waren schon damals in bestimmte Fragen und Antworten gebracht, und unter den Pflichten fand sich schon eine neu hinzugefügte und sogar den Uebrigen vorangestellte, welche sehr ihren mönchischen Ursprung verräth, daß nämlich der Ritter jeden Morgen die Messe hören solle.

Dagegen hatte man das Erforderniß des durch vier Generationen der Ascendenz nachweisbaren Adels für den zu creirenden Ritter, an welchem Bruder Johann noch streng festhielt, bereits fallen lassen, indem auf die Frage: „Wes Standes bist du?" — nur geantwortet zu werden brauchte: „Adligen Geschlechts, von edlen Eltern." Es war dies eine Erweiterung des Kreises der Berechtigten, mit welcher das Kloster freilich nicht sowohl eine Vermehrung der Streiter Christi, als vielmehr eine solche seiner Einnahmen bezweckte. Ueberhaupt, wie eine Verbrüderung durch Erhebung einer Eintrittsgebühr zu Gunsten der eignen Vereinszwecke die letzteren auf das Wirksamste fördert, ebenso verliert die Mitgliedschaft jeder auch für die edelsten Zwecke gestifteten Genossenschaft ihre Bedeutung, sobald sie für eine dem Vereine nicht zu Gute kommende Leistung erworben werden kann. Der Orden vom heiligen Grabe ist nie zu einem Vereine geworden, und kaum hatte er nach seinen chaotischen Anfängen durch den Bruder Johann eine bestimmte Form gewonnen, als er zu einer Dependenz des Minoriten-Klosters vom Berge Zion wurde. Dies Verhältniß ließ kein eigenthümliches Leben in ihm aufkommen und gestaltete ihn lediglich zu einer frommen Erwerbungsquelle der Mönche. Allmählich wurde der noch zu Radziwils Zeit verlangte, von den Eltern herrührende Adel für überflussig erachtet, und der Eintritt in den Orden wurde für katholische Pilger jedes Standes nur eine Geldfrage. Doch blieb der Creirungs-Feierlichkeit noch ein eigner, für jeden Gebildeten dem Mittelalterlichen und Romantischen anhaftender Reiz, so lange der zu ernennende Ritter noch eine Nachtwache am heiligen Grabe halten mußte, und der Ritterschlag an der denkwürdigen Stätte von ihren fünfhundertjährigen Hütern, den Mönchen des heiligen Franciscus, vollzogen wurde. Seit nun aber — in neuster Zeit — Jerusalem wieder der Sitz eines katholischen Patriarchen geworden ist, auf welchen in Folge einer Bestimmung des heiligen Stuhles das Recht der Ordensverleihung überging, verlieren sich allmählig die letzen Reste von Alterthümlichkeit; die Ceremonie des Ritterschlages wird per procuram vollzogen und der zu creirende Ritter hat nur ein Almosen einzureichen, dessen Minimalsatz fixirt worden ist. Sogar die persönliche Anwesenheit in Jerusalem ist nicht mehr erforderlich; wer sich von seinem Heimathsorte aus mit der katholischen Patriarchats-Canzlei der heiligen Stadt in Verbindung zu setzen weiß, kann, nachdem er sich der obigen Förmlichkeit unterzogen, zu jeder Zeit ein Diplom als Ritter vom heiligen Grabe zugeschickt erhalten.

Auszug aus der vierten Nachricht über die Evangelische Johannes-Stiftung in Berlin.

(Bis Mai 1861.)

(Fortsetzung.)

Natürlich haben, sowohl bei eben angekommenen Fremden als bei hiesigen noch nicht ausgebeuteten Persönlichkeiten diejenigen Bettler einen Vorsprung, die mit ihrem Briefe zuerst ankommen. Bei später Kommenden pflegt die Kritik der Geber schärfer zu werden. Man beeilt sich daher, jenen Vorsprung zu gewinnen, und hat man seine Beute davon getragen, so weiß man noch die Kunde der ausgebeuteten Adresse zu verwerthen. Man verkauft sie für einen verhältnißmäßigen Preis an andere Bettler.

Es giebt förmliche Bureaus, in denen Bettelbriefe fabrizirt werden. Bald sind die Fabrikanten zugleich selbst Bettler, bald sind sie eben nur Fabrikanten. Man glaube nicht, daß dazu ein auch nur der Rede werthes Maß formeller Bildung gefordert werde. Nichts weniger als das. Männer und Weiber, die auch keine drei Worte richtig zu schreiben verstehen, sind nicht nur ebenso willkommene Verfasser von Bittschriften, wie solche, die es bis zur Kunst des Rechtschreibens gebracht haben, sondern oft noch viel willkommenere, denn grade die armselige Form der Briefe gilt oft als erwünschtes testimonium paupertatis. Wie vielfach sind dem Johannesstifte Bettelbriefe, welche die verschiedensten Unterschriften trugen, zugesandt, die durch ihre Handschrift und den fast wörtlich gleichlautenden Inhalt sich sofort als von einem und demselben Verfasser herrührend auswiesen. Fast überall ist es uns gelungen, diese Fabrikanten zu ermitteln und auch den Preis, für den sie den Bettelbrief geschrieben. Zwei, drei, fünf Silbergroschen ist die gewöhnliche Taxe. Wir fanden an einigen Stellen förmliche büreauartige Einrichtungen. Ein ganzer Haufen von Bettelbriefen lag auf dem Pulte. Dabei ein „Briefsteller," wie dergleichen unsere Bücher-„Industrie" in erheblicher Menge geliefert hat, und der Adreßkalender, dieser reichhaltige Brunnen, aus dessen Tiefe die Namen der Besitzenden in reicher Fülle geschöpft werden, — an vielen Stellen Zeichen eingelegt und an den Rändern Striche mit Bleifeder und Rothstift. Dazu Namensregister der zu Brandschatzenden, deren eines — einen ganzen Bogen füllend — in den Besitz des Johannesstiftes gekommen ist. Auch ihre Börsen haben die Bettler, auf denen sie Adressen mittheilen und austauschen. In gewissem Sinne ist jedes Haus in einigen Straßen jener Armenquartiere mit seiner Ueberfülle von Armenfamilien eine solche Börse, und es läßt sich mit Bestimmtheit verfolgen, wie nachdem irgend eine Adresse in einer solchen Familie bekannt und von ihr benutzt worden, dieselbe Adresse von andern Bettlerfamilien desselben Hauses, und dann der Nachbarschaft und ringsumher in immer weiteren Ringen ausgebeutet wird. Aber auch ganz besondere Börsen giebt es, die diesem Tauschhandel dienen; so nach den von uns gesammelten Erfahrungen sehr häufig die Sprechstunden der Aerzte, in denen die Armen, oft in sehr erheblicher Zahl, die Wartezeit im Vorzimmer mit diesem nützlichen Geschäfte füllen; so die Charité und das Arbeitshaus, zu deren Bevölkerung dieser Theil der Armen einen nicht unbedeutenden Contingent stellt. Von dort ist auch eine große Reihe von Bettlern durch Berufsgenossen unmittelbar an das Johanniterstift gewiesen.

Sehr häufig wird die Stadtpost benutzt, um die Bettelbriefe an ihre Adressen zu befördern, und die gewiegtesten Bettler sind vorsichtig genug, ihre Schreiben zu frankiren. Noch häufiger

bringen sie dieselben persönlich, oder schicken sie durch ihre Kinder, die in solcher Weise zugleich eine sehr lehrreiche Schule durchmachen. Das persönliche Bringen dieser Briefe hat den Vortheil, daß Viele, sei es aus Mitleid, sei es, um den lästigen Bettler nur los zu werden, auf der Stelle eine Gabe geben, und damit aller weiteren Recherche vorgebeugt ist. Wo die Noth in einer Weise dringend gemacht wird, daß ersichtlich die Intention vorliegt, den Recherchen zu entgehen, da hat man doppelt Ursache, vorsichtig zu sein und dem Mitleiden Zügel anzulegen. Ebenso in denjenigen Fällen, in welchen ohne briefliche Petition der Bettel nur persönlich geschieht. Nach unserer Erfahrung sind wohl zwei Drittheile der Adressen, welche die Petenten in solchen Fällen als die ihrigen angeben, rein fingirte. Sie nennen Wohnungen, in denen man von ihnen nichts weiß, sie nennen Nummern von Häusern, die gar nicht existiren, sie erzählen herzbrechende Geschichten, an denen kein Wort wahr ist. Auch der Fall ist mehrfach vorgekommen, daß die Adressen richtig genannt waren, daß aber die Betreffenden jede Erkundigung so scheuten und zu scheuen Ursache hatten, daß sie, sobald einer unserer Brüder nachfragend bei ihnen eintrat, auf's bestimmteste, ja im höchsten Grade entrüstet, völlig in Abrede stellten, jemals einen Bettelbrief abgeschickt zu haben.

Was für seltsame, schmerzliche und doch lehrreiche Erfahrungen sind bei solchen Besuchen von unsern Brüdern gemacht! Bei einem Geschäftsbetriebe dieser Art und bei einer Bettelei, die nach allen Seiten ihre Netze auswirft, war es ganz natürlich, daß von verschiedenen Freunden, die der Handreichung des Johannesstiftes in der Armenpflege sich bedienten, die Briefe ein und desselben Petenten zur Recherche demselben übergeben wurden. Die Sachlage wurde uns um so klarer, und der Nutzen einer Centralisation in der Armenpflege schon an diesen Beispielen um so ersichtlicher. Freilich wurde es auch von jenen Bettlern sehr unbehaglich empfunden, daß sie ihre Operationen durchkreuzt und in ihrem Gewerbe sich entdeckt sahen. Mehr als einmal hatten unsere Brüder die Roheit dieser Leute zu tragen, ja bisweilen wurde auch der Versuch gemacht, über sie bei Denjenigen, deren Wohlthaten in Anspruch genommen werden sollten, sich zu beklagen. Es war das eben kein Wunder, wenn man die Situation betrachtet, in welche unsere Brüder bei ihren Recherchen zu treten Gelegenheit hatten, und in die sie zum Verdruß der Betheiligten Einsicht gewonnen. Da war, — um nur einige derartige Beispiele aufzuführen, — ein Weib, das einen sehr rührenden Bettelbrief geschrieben hatte. Ihre Wohnung wurde verschlossen gefunden und an der Thüre ein Zettel mit der Weisung, daß Geldsendungen, die in ihrer Abwesenheit ankämen, bei ihrem Nachbar N. N. abgegeben werden möchten. — Bei einem andern Petenten wurden, als der besuchende Bruder eintrat, Fleisch und Backwaaren eiligst an die Seite geräumt, und während seines kurzen Aufenthalts in der Wohnung langten zwei Geldsendungen an. Nachher ergab es sich, daß an den Wänden, die mit armseligem und gebrechlichem Mobiliar besetzt waren, Mahagoni-Schränke und Mahagoni-Kommoden gestanden, die, weil man einen prüfenden Besuch erwartete, flugs auf den Boden geschafft waren. — Ebenso bezeichnend war ein anderer Fall, in dem eine Frau, deren Mann schwer krank darnieder liegen sollte, die Wohlthätigkeit in Anspruch nahm. Sie hatte nicht die Unwahrheit geredet, ihr Mann lag in der That schwer krank; aber diese Krankheit wurde nur als Köder zum Betteln benutzt; ihre drei erwachsenen Töchter trieben zum Aergerniß der Nachbarschaft mit ihren Liebhabern in dem Krankenzimmer ihr Unwesen, und an den Sonntag-Abenden gab es dort sogar Musik und Tanz! — Eine andere Bittstellerin hatte liederliche Dirnen bei sich wohnen, die ohne Scheu ihren Unfug trieben, während der zehnjährige Sohn der Frau unter einem Tisch auf glatter Diele sein Nachtlager hatte. — Eine 40jährige Wittwe, die bereits 13 Kinder gehabt, (so viele ihrer noch am Leben sind, treiben sich umher) lebt mit einem 24jährigen Burschen zusammen. Derselbe schreibt ihr die Bettelbriefe, und zwar in sehr beträchtlicher Anzahl. Mit dem Ertrage ernährt sie, ihrer Versicherung nach, „sich und die Ihrigen redlich." „Das ist keine Kleinigkeit," fügt sie hinzu, indem sie von ihren Bettelwegen redet, — „das Alles selber zu belaufen, von Morgens 8 Uhr bis Nachmittags 4 Uhr, immer Treppe auf, Treppe ab!" — Ein früherer Schreiber hat ein ganzes Comtoir, das für ihn und viele Andere Bettelbriefe producirt. Eine ausgebreitete Correspondenz geht täglich aus und ein; bei seinem Hauswirth hat er jeden Augenblick einen Credit von zehn Thaler, da er jederzeit im Stande ist, das Geliehene zurückzuzahlen. — Ein Bettler, der in gewissen Straßen vielfach zu sehen ist, wie er seine lahme Hand den Vorübergehenden entgegenstreckt, und der zumal an Sonntagen, wie wir uns durch den Augenschein überzeugten, bei dem in unserer Bevölkerung vorhandenen Wohlthätigkeitssinn reichliche Ernte davon trägt, ist ein Säufer und wohnt in einer engen Stube mit einer liederlichen Dirne zusammen, — eine Communisten-Familie ganz absonderlicher Art.

Daß in diesen Kreisen unsere Brüder keine willkommenen Gäste sind, liegt in der Natur der Sache. Ihr Beruf ist ein schwerer und unerfreulicher. Aber er dient, dem Betruge zu wehren und, soweit es durch unsere Mitwirkung geschehen kann, dazu, in die Armenpflege die Armenzucht hineinzubringen, ohne welche alle Wohlthätigkeit zu gutem Theil vergeblich, ja verderblich wirken muß.

Allein keineswegs sind alle Armen, von denen Bettelbriefe an die Besitzenden gelangen, dieser Art. Ein erheblicher Theil der Bittsteller ist wirklich arm und in großer Noth. Ist die Armuth, wie vielfach, eine auch zum Theil verschuldete, so ist die Noth darum doch nicht geringer, und die Unglücklichen sind ebenso bedauernswerth als der Unterstützung bedürftig. Man sehe nur in die Kreise unserer kleinen Handwerker, die aus der Hand in den Mund leben und mit ihrem Kinderreichthum und ihrer Nahrungslosigkeit mitten in dem Glanze unserer Residenz eine Welt der Armuth und des Elendes aufgerichtet, die ebenso den Menschenfreund zur Theilnahme, als die staatlichen und kirchlichen Kräfte zur Ueberwindung so heilloser Nothstände in Anspruch nehmen muß. Mit eigenen Augen habe ich mich z. B. unter jenen Webern umgesehen, die in zahlloser Menge im Voigtlande wohnen, — auf ihren Bodenkammern bin ich gewesen und in ihren Kellerwohnungen; — Sie hätten mit mir zu Jenem eintreten müssen, der sein Weib längst begraben, der am hellen Tag in feuchtem Halbdunkel an seinem Webestuhl saß — eine abgehärmte und abgehungerte Gestalt, vier Kinder neben ihm, bleich und hager wie er, auf ihren niedrigen Schemeln beim Spulrad, — nichts ist mehr da als ein kleines Stück Brod und ein Silbergroschen, — in einem Bette schlafen alle auf einem armseligen Strohsack; einen Tisch giebt's nicht mehr; der Hauswirth hat ihn gepfändet! —

(Fortsetzung folgt.)

Der Sieg der christlichen Flotten bei Lepanto am 7. October 1571.

(Von v. Hth.)

„Und es war ein Mann, von Gott gesandt, der hieß Johannes!" —

Sultan Soliman, der Gesetzgeber — der Eroberer — der Mächtige — der Prächtige — der Große, — der Einzige der osmanischen Chalifen, mit diesem Ehrennamen verherrlicht, war in der Nacht vom 5. zum 6. September 1566 vor den Mauern des geängstigten und von Zrinyi so heldenmüthig vertheidigten Szigeth's in Mahomet's Paradies gerufen worden. Schienen doch unter seiner langen Herrschaft jene ersten Zeiten des

Chalifats wiedergekehrt zu sein, in denen die Kinder des heißen Arabiens sich wie eine Windsbraut erobernd, vernichtend oder bekehrend über die zitternde Welt ergossen! Eine zweite Geißel Gottes hatte der gewaltige Soliman die beiden bisher für unbezwinglich gehaltenen Bollwerke der Christenheit zur See und zu Lande bezwungen — von der Meisterburg auf Rhodus wehte nicht mehr das große rothe Ordensbanner mit dem Balkenkreuze — und auf den festen Mauerthürmen Belgrad's glänzte der goldne Halbmond über den Spiegel der Donau! Auf dem höchsten Gipfel der Macht stand jetzt das Reich der Osmanen! Die Grenzen des Reiches im Osten bis Wan, im Westen bis an die Theis, im Süden durch die Eroberung Algier's und die von Tripolis bis an den Saum der Sahara und nach Nubien erweitert, im Norden bis an den Kaukasus und über die Donau reichend — weit darüber hinaus schwärmend vom Fuß des Ararat und den Ebenen von Nachdschirwan bis an die Waldhöhen des Semmering und in die grünen Gebirgsthäler Steyermarks die wilden Krieger des Halbmonds — Torghut's und Hayreddin Barbarossa's Raubhorden im arabischen und persischen See, das Mittelmeer und den Archipel durchfurchend, die Küsten plündernd in Apulien, Calabrien, Sicilien und auf Corsika, Marseille belagernd, Bassra an der Mündung des Tigris erobernd und vor den Thoren Rom's, dem Sitze des Statthalters Christi auf Erden, ihre Rosse in der Tiber tränkend! In Wahrheit, wäre dem gewaltigen Herrscher ein gleich großer Nachfolger erwachsen, wer vermöchte zu sagen, ob der Glanz des Kreuzes Christi dann nicht völlig erblichen wäre?! Glücklicher Weise gürteten die heiligen Waffen des Propheten jetzt einen Schlemmer und Trunkenbold, und Selim des Zweiten Thatenlosigkeit und Schlaffheit paralysirten die Thatkraft und die gewaltigen Unternehmungen, welche seines Großwesirs Mohamed Sokolli's Geist erfüllten. Nachdem durch die Eroberung Arabiens und Cyperns das große Werk der Regierung des großen Vaters gekrönt schien, überließ sich Selim den Haremsfreunden und berauschte sich am verbotenen Wein. —

Mit den vor den Thoren Wien's verschwindenden Halbmonden athmete das geängstigte Abendland wieder freier auf, und bald dachte Jeder wieder an Zurückeroberung des Verlorenen. Pius V., der die dreifache Krone trug, ließ einen neuen Kreuzzug predigen — Spanien und der Orden auf Malta rüsteten zur Ehre des Kreuzes — der Kaiser zur Wiedererlangung Ungarn's — Venedig vermißte allzusehr das Banner von Cypern vor dem Palaste seines Dogen und fürchtete größere Verluste; — nur der allerchristlichste König intriguirte und bewirkte auch wirklich das Zurücktreten des Kaisers vom Offensiv- und Defensiv-Bündnisse, das am 25. Mai 1571 unter dem Namen „der heilige Bund" zwischen Philipp II. König von Spanien und beiden Indien, dem Papste, dem Orden St. Johann auf Malta, den Republiken Venedig und Genua geschlossen und am 22. Juli desselben Jahres im Dome von St. Marcus in Venedig feierlich verkündet wurde. Vier und dreißig Jahre waren verflossen seit dem letzten zwischen denselben Mächten geschlossenen Bunde gegen den grausamsten und ewigen Erbfeind des christlichen Namens und ein Jahrhundert seit jenem berühmten ersten heiligen Bündnisse, welches Cardinal Caraffa abschloß und ausführen half und dessen einzige Trophäe — die Kette des Hafens von Tatalia — noch heute zum ewigen Gedächtnisse in der Sacristei der Peterskirche hängt. —

(Fortsetzung folgt.)

Edle Beispiele.

Die Lebensgeschichte mehrerer frommen und in ihrem ganzen Thun von Gott gesegneten Männer zeigt, daß sie die Pflicht, einen Theil des Einkommens regelmäßig für christliche Zwecke bei Seite zu legen, anerkannt und geübt haben. Der Oberrichter Hale, die Prediger Hammond, Richard Baxter, Philipp Doddridge und Andere gaben regelmäßig den zehnten Theil ihrer Einnahmen: Isaac Watts den fünften Theil; Frau Rowe die Hälfte. Als John Wesley's Einkommen 30 Pfund Sterling war, gebrauchte er 28 für sich, und gab zwei den Armen. Als nach einem Jahre sein Einkommen auf 60 Pfund, und nach drei Jahren auf 120 Pfund stieg, fuhr er fort, nicht mehr als 28 davon für sich zu nehmen, und gab alles Uebrige an die Armen. Ein besonders glänzendes Vorbild aber hat Nathanael Coob aufgestellt, ein Kaufmann zu Boston und Mitglied einer dortigen Baptistengemeinde. Im Jahre 1821, im Alter von 23 Jahren, verfaßte und unterschrieb er folgendes Gelübde, das er als einen mit Gott aufgerichteten Bund ansah und treulich erfüllte:

„Mit Gottes Hülfe soll mein Vermögen nie über 50,000 Pfund betragen.

„Mit Gottes Hülfe will ich den vierten Theil meiner reinen Einnahmen vom Geschäft zu christlichen und wohlthätigen Zwecken anwenden.

„Sollte mein Vermögen je 20,000 Pfund übersteigen, so will ich die Hälfte des reinen Gewinns geben, bei 30,000 Pfund drei Viertel desselben, und bei 50,000 Pfund den ganzen Gewinn. So helfe mir Gott, oder gebe mein Vermögen an einen treueren Verwalter, und setze mich bei Seite: N. N. Coob."

Dies Gelübde hat Coob mit gewissenhafter Treue gehalten.

Er erwarb wirklich ein Vermögen von 50,000 Pfund, und gab darauf seinen ganzen fernern Gewinn für christliche und wohlthätige Zwecke hin. Als er dem Tode zuging, sagte er zu einem Freunde: „Mit Gottes Hülfe — sonst nicht — mit Gottes Hülfe bin ich im Stande gewesen, in Erfüllung jenes von mir abgelegten Gelübdes, über 40,000 Pfund hinzugeben. Wie gnädig ist der Herr mir gewesen!" (Blätter für das Armenwesen.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48 Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 3. December 1862. Nr. 49.

Der Luthertag und die Wartburg.

(Schluß.)

„Wohl bewußt, macht breite Brust." —

„Im Unglück hab' einen steten Muth,
Traue Gott, es wird wohl wieder gut." —

„Der Glaub' ist gar ein neuer Sinn,
Weit über die fünf Sinne hin." —

„Fröhlich Geblüt
Giebt gesund Gemüth." —

„Gerechtigkeit war stets der Grund,
Darauf ein tapfrer Mann bestund." —

„Aller Sinn und Muth
Steht nach dem zeitlichen Gut,
Und wenn sie Das erwerben,
Legen sie sich nieder und sterben." —

„Eine Gutthat die bei Zeit geschicht,
Dieselb' ist doppelt ausgericht."

„Treu dem Herrn." —

„Durch Kreuz zum Heil." — —

Der Hausrath Luthers in seiner Zelle auf der Wartburg besteht in einer originellen Fußbank, dann einer kleinen Lade, einem geschmackvollen Wasch-Eckische und schließlich in einer großen Bettstelle. In letzterer hat Luther jedoch nicht hier gelegen, sondern auf einer Fußwanderung als Currendeknabe. Eine Metallbüste Luthers, sein Portrait, seine Autographie und Rüstung als „Junker Görg" vervollständigen die Erinnerung an den hochberühmten Mann. In seiner Wartburg-Einsamkeit befiel ihn einst eine Vision, und er warf sein Dintenfaß nach der Spukgestalt. Von dem vielfach erneuten, historischen Dintenklex an der Wand findet sich jetzt nur als negative Spur: eine große, kalklose Stelle. Auf diese fielen grade die letzten Strahlen der hinter den Bergen am Abendhimmel hinabsinkenden Sonne. Es war, wie man mir sagte (in der Mitte des Juli) der dritte regenfreie Tag, welchen die Wartburg seit Pfingsten gehabt. —

Nach Wittenberg zurückgekehrt, setzte Luther sein begonnenes Werk fort (das „Licht der Wahrheit" zu verbreiten), in Treue und Eifer. Als seine Zeit erfüllt war, sank auch er hinab in die Tiefe, am 18. Februar 1546; eine Leuchte, die verlöschend uns verläßt, um, in hellem Glanze wiederkehrend, von Neuem zu zeitigen die Wiedergeburt im Geist. Luther's Asche ruht bei der seines Mitstreiters Melanchthon und seines hochherzigen Landesherrn, Friedrichs des Weisen, in derselben Kirche, deren Thüren am 31. Oktober 1517 die 95 Streitsätze verkündeten.

Ernst Graf Lippe.

Das erste Auftreten der Germanen in der Geschichte.

(Von v. Hth.)

Tiefes Dunkel ruht auf der ältesten Geschichte unserer Urahnen, selbst Sage und Mythe reichen nur hinauf bis in das zweite Jahrhundert vor der Geburt Christi. Wo der Stamm der Germanen vorher gewohnt, welchem Hauptstamm er angehörte, wann er in die Ebenen Mittel-Europa's gewandert, welchem Religions-Cultus er huldigte, — das alles sind mehr oder minder vage Combinationen und Folgerungen, als auf Quellen basirte Thatsachen!

Zuerst um das Jahr 115 v. Chr. flog durch Italien und gelangte nach Rom, welches damals, nach dem Durchbrechen der Macedonischen Phalanx, durch die strenge Kriegszucht und durch den eisernen Muth seiner schlachterprobten Legionen die höchste Stufe seiner Macht erreicht hatte und dem Alles sich beugte, — die Nachricht, daß aus dem fernen Norden wilde Schaaren eines unbekannten Volkes einen Einfall in das Land der Noriker, welche Bundesgenossen Rom's waren, gemacht und die, zur Hülfe der bedrängten socii, unter dem Consul Papirius Carbo abgeschickten Legionen im furchtbar wilden Handgemenge bis zur Vernichtung geschlagen hätten (113 v. Chr.). Ein geheimnißvoller Schatten lag über der Herkunft und der Heimath dieser neuen, der unüberwindlichen „Stadt" erwachsenen Feinde. Vereinzelte Kaufleute und Abenteurer, denen Rom's weite Grenzen zu enge waren und die sich in die endlosen Wald-, Gebirgs- und Sumpf-Gegenden jenseits des Rheines und der Donau gewagt hatten, erzählten von Menschen, die dort ein, mit dieser Natur im Einklange stehendes, Troglodyten- und Nomaden-Leben führen sollten — gerade wie wir heute fabeln von den Eingeborenen der Hochplateauländer Central-Afrika's oder Denen im Innern Neu-Seeland's — und nannten sie

bald Cimbern, bald Teutonen, bald Celten. Diese Namen waren bald allgemein im Gebrauch, wenn man von den Ereignissen an der Nordgrenze des Reiches sprach; und es wäre ein müßiges, resultatloses Streben und ist als solches von allen Historikern längst aufgegeben worden, die Geschichte der einzelnen Stämme zu trennen und neben einander fortzuführen. Die römischen Schriftsteller nennen die Cimbern überall Germanen und die Teutonen und Celten deren Stammgenossen (cf. Strabo u. Herodot an versch. Orten). Mit großer Wahrscheinlichkeit läßt sich nachweisen, daß beide Stämme, die Cimbern wie die Teutonen, aus Nord-Albingien kamen, und ihr und der Celten germanischer Ursprung ist unbestritten. —

Sie bildeten den Vortrab eines wandernden Heerzuges, der durch Helvetien ziehend und dessen Bewohner in seinen wilden Strom fortreißend, beinahe ohne jeglichen Widerstand ganz Gallien bis an das Land der Belgen eroberte und an den Grenzen der von den Alpen längs des Mittelmeeres sich langhinstreckenden „römischen Provinz" — (Provincia — Provence) abermals auf die Legionen der Welt-Republik stieß. Der Führer dieser, der Consul Marcus Silanus griff sie an und wurde total aufgerieben; aber der römische Senat, nie standhafter als im Unglück, verwarf alle von den Siegern gemachten Friedensanerbietungen, und selbst als der Consul Lucius Cassius im blutigsten Ringen Schlacht und Leben verlor und der überlebende Legat, um die Trümmer des Heeres vor gänzlicher Vernichtung zu retten, einen Frieden schloß, — so schimpflich, wie ihn Rom seit den caudinischen Engpässen nicht mehr erlebt hatte, aber eben so nothwendig, — wurde dieser sofort wieder gebrochen.

Heer auf Heer wurde von den wilden Söhnen des Nordens jetzt abgeschlachtet und die wenigen Flüchtlinge, welche die Kunde dieser unerhörten Niederlagen nach der weltbeherrschenden Roma brachten, machten mit diesem „cimbrischen Schrecken" die Unüberwindliche erbeben, daß sie, welche im Siege ihre Götter vergessen und ihre Sieger vergöttert hatte, jetzt

„zu ihrem Heiligthum,
dem Speer des Mavors, flehend Blick und Hand"

erhob, Dankesopfer gelobte und circensische Spiele, wenn sich der „Stadt" Geschick zum Guten gewendet hätte! —

Vertheidigungslos lag ganz Italien den Barbaren preisgegeben, und zitternd erwartete das cispadanische Land das Hereinbrechen der zerstörenden Kriegerfluth.

Da plötzlich brachen die Söhne des Teut durch die pyrenäischen Berge und überflutheten Hispanien bis an die Säulen des Hercules, schwelgend in Ueberfluß und Ueppigkeit in den heißen und reichen Gegenden des Südens sieben Jahre lang. War es die Macht und Gewalt der „Stadt der Welt", deren Standhaftigkeit im Unglück ihnen imponirt hatte, was sie veranlaßte, die alte Bahn zu verlassen? Warum verließen sie das eroberte Hispanien? Niemand weiß es; aber im Frühling des Jahres 101 v. Chr. näherten sie sich von Neuem den nordwestlichen Grenzen der Republik, und forderten trotzig Abtretung von Gebieten und Städten in Ober-Italien, um sich dort niederzulassen.

Rom aber hatte die Zeit der Ruhe weise benützt, und Cajus Marius, der genialste und kräftigste Feldherr, den Rom je den Seinen nannte, stand an der Spitze der Republik und führte die Legionen. Schien es doch in Wahrheit, als wenn nur er allein des bedrängten Staates Retter sein könnte, da er — gegen den klaren Inhalt der Gesetze, von Jahr zu Jahr zum Consul gewählt wurde! Die mit der alten Einfachheit der Sitten auch aus Rom's Kriegern gewichene Mannszucht wußte er durch Arbeit, Ordnung, Enthaltsamkeit und eigenes Beispiel wieder herzustellen, und bereitete so seine Legionen auf den Tag vor, an dem über das Geschick und den Bestand des Vaterlandes die Würfel der Entscheidung fallen sollten.

Und nicht fern sollte diese Stunde sein! Sofort nach erhaltener abschlägiger Antwort des Senats trennten sich die verbündeten Germanen, und während die Cimbern durch die norischen Alpen dem in Ober-Italien stehenden Lutatius Catulus, dem Mitkonsul des Marius, entgegenrückten, wendeten sich gegen Diesen die Teutonen. In unangreifbarer Stellung gewöhnten sich die römischen Krieger an den Anblick ihrer Gegner und durch die tapfere Abwehr der täglich gegen die Befestigungen stürmenden Barbaren an die Weise ihrer Kriegführung. Die Teutonen, die hinter Erdwällen kämpfenden Römerkrieger als Feiglinge verhöhnend, zogen im sechstägigen Zuge an dem feindlichen Lager vorbei, um in die Thäler der Provence hinabzusteigen. Marius folgte, und an den Quellen des Flusses Sextius bei Aquae Sextiae, einer römischen Pflanzstadt (Aix in Savoyen), wagte der Consul den Entscheidungskampf, in der die Germanen, von vorn und aus dem Hinterhalte zu gleicher Zeit und in ungünstiger Stellung angegriffen, gänzlich auf's Haupt geschlagen wurden. So furchtbar und blutig soll das Gemetzel gewesen sein, daß „die Bürger von Massilia (Marseille) mit den Gebeinen der Erschlagenen ihre Weingärten umzäunten, und von den Leichnamen, die auf den Feldern rings umher in Verwesung übergingen, der Boden so gedüngt wurde, daß er von dieser Zeit an durch Jahrhunderte an Fruchtbarkeit nicht seines Gleichen hatte."

Unterdeß war Catulus von den Cimbern durch die Alpenpässe zurückgedrängt und an den Ufern der Etsch besiegt worden. Marius, statt als Triumphator in die Weltstadt einzuziehen, will das Begonnene vollenden und, des Mitkonsuls zersprengte Schaaren mit seinen sieggekrönten Cohorten am Po vereinigend, schlägt er auf selbstgewähltem Schlachtfelde in den Ebenen von Vercellae im verzweifelten Ringen — in dem selbst die Weiber und die Hunde der Barbaren die Wagenburg vertheidigen — die in fester Schlachtordnung aneinander geketteten mehr der Hitze und dem Staube als dem Schwerte der Feinde unterliegenden Gegner, deren kleinster Theil sich durch die Flucht rettete.

Rom war gerettet, der „Cimbrische Schrecken" gebrochen und geendet der Riesenkampf, der, ein Vorspiel zur Geschichte des deutschen Volkes, nach fünfzig Jahren durch den thatendurstigen Neffen des Siegers von Aquae Sextiae wieder aufgenommen, sich durch Jahrhunderte fortziehen, das Weltreich untergraben, zerbröckeln, und endlich zertrümmern sollte, während aus seinen Ruinen ein neues, gewaltiges, frisches Leben dem Stamm der Germanen entsproßte!

Der Sieg der christlichen Flotten bei Lepanto am 7. October 1571.

(Von v. Hth.)

(Schluß.)

Pius V., die Seele des heiligen Bundes, drängte zu schneller That, und seine Legaten sammelten unter dem erhobenen Kreuze die Krieger der Christenheit und die Almosen der Gläubigen wie einst Peter von Amiens und Bernhard von Clairveaux. — Es war das dreizehnte Mal, daß sich christliche Fürsten und Staaten zum Kreuzzuge vereinten, und immer waren der Papst und nächst ihm Venedig die Haupttriebfedern desselben gewesen.

Schon im Monat September sammelten sich denn auch die Flotten der Bundesglieder im Hafen von Messina. Sieben und siebzig Galeeren sandte Philipp unter dem Commando seines Halbbruders Don Juan d'Austria, des natürlichen Sohnes Karl V., der des großen Vaters Geist geerbt, aber seine Heldenlaufbahn so jung schließen sollte; er war der General-Capitain der verbündeten Armada, an Jahren der Jüngste, aber an Heldensinn und Feldherrngröße der Erste der edlen und bewährten Führer. Ein neuer Josua war er bestimmt, die Amalekiter zu vernichten und eine neue Glanzperiode den christlichen Waffen zu eröffnen! Unter ihm commandirte Spaniens Schiffe der Groß-Comthur von Castilien und Don Alvaro Marchese di Santa-Croce. Als Feldherr des Kirchenstaates führte die zwölf Galeeren des Papstes Marco Antonio Colonna, Herzog von Paliano und Tagliacozzo. Die Johanniter-Ritter sandten sechs Galeeren unter dem Großprior von Malta und dem Groß-Comthur von Deutschland, Venedig und Genua hundert und acht Galeeren und fünf große Galeotten unter seinen bewährten Admiralen Sebastian Veniero, Barbarigo dem Proveditore, und Andreas Doria; Savoyen drei Galeeren unter dem Principe di Urbino; so daß die vereinigte Armada zweihundert und vierzehn Kriegsschiffe zählte, die über Achthundert Geschütze führten.

Einstimmig wurde im Kriegsrathe sofortiger Angriff der türkischen Flotte beschlossen, die in der Bucht von Lepanto vor Anker lag und über dreihundert Segel zählte. Berücksichtigt man, daß diese an Bemannung schwächer war wie jene, so dürfte ihre Ueberzahl an Schiffen sich ausgleichen — an Kriegstüchtigkeit war keine der beiden Flotten der anderen überlegen.

Zwar wurde im Rathe der türkischen Führer die Absicht laut, bis zur vollständigen Complettirung der Schiffsmannschaft ein Zusammentreffen mit der christlichen Armada zu vermeiden, aber des Kapudan Melesinsade Ali-Pascha's unüberlegter Eifer riß mit dem Uebergewichte des Oberbefehls zur See die Flotte ins Verderben. So kam's zur Schlacht; die Flotten trafen auf der Höhe der Bucht auf einander und stellten sich in Ordnung. Die christliche Armada hatte hinter sich die fünf kleinen Echinen-Inseln und diese verbargen einen Theil ihrer Schiffe, so daß die Gegner, die noch jetzt leicht hätten den Zusammenstoß vermeiden können, in ihrer numerischen Ueberlegenheit eine Garantie des Sieges erblickten.

Vor dem Halbtreffen der christlichen Escadre, das halbmondförmig aufgestellt war, und dessen sechs und sechzig Galeeren der Großcomthur von Castilien führte, hielten die drei Admiralschiffe — in der Mitte die Capitana Don Juan's, rechts die des Colonna, links Veniero — neben Colonna etwas zurück rechts das Hauptschiff der Genuesen unter dem Admiral Hector Spinola, unter dessen Befehlen Alexandro Farnese, Herzog von Parma, seine ersten Lorbeeren sich heute errang, — links von Veniero die savoyische Capitana, welche der Monsignor di Leyni führte; an seinem Bord kämpfte der Fürst von Urbino — die sechs Schiffe des Ordens waren die letzten im Haupttreffen nach dem rechten Flügel hin unter dem Commando des Priors von Messina. — Den rechten Flügel bildeten Vierundfünfzig Schiffe unter Andrea Doria, den linken Dreiundfünfzig unter dem Proveditore Barbarigo. Zwischen den echinischen Inseln, hinter dem Centrum der Schlachtordnung, hielt die Reserve aus dreißig neapolitanischen Galeeren unter dem Marchese di Santa Croce.

Vor der türkischen Linie hielten die Baschtarda des Capudan-Pascha und die Capitanas des Wesir-Seraskr Pertew-Pascha und des Sandschakbegs von Tschorum, reich mit Fanalen, mit goldenen und silbernen Halbmonden und Sternen geschmückt — das Mitteltreffen war 92 Segel stark und stand unter dem Sandschak von Mytilene, Mahmud Pascha und Giaur Ali; den linken Flügel führte Mohamed Schaulak, der Beg von Negroponte (nicht Mohamed Sicorro, Vizekönig von Aegypten, wie einige Geschichtsschreiber anführen), den rechten der wilde Renegat Uludsch-Ali, Dey von Algier.

Drei Stunden hielten sich die Gegner beobachtend im Auge, gleichsam ihre Kräfte gegenseitig abmessend — da stieg ein leichter Rauchwirbel um 3 Uhr Mittags am 7. Oktober 1571, einem Sonnabend — es war der Gedenktag der heiligen Justina — vom Admiralschiffe Don Juan's auf und eine Kugel aus schwerem Geschütze fuhr durch das Takelwerk der Baschtarda. Die Schlacht war eröffnet, und bald rollte der Donner des Geschützes und das wilde Allah-Geschrei der Osmanen über die ganze Schlachtlinie, die sich in Einzel-Gefechten auflöste.

Der Capudan-Pascha gerieth zwischen Don Juan's und Veniero's Admiralschiff, und zwei Stunden lang hielten sich seine Janitscharen und Bogenschützen gegen die sardinischen und dalmatinischen Scharfschützen seiner Gegner — da fiel er von einer Kugel durchbohrt, und über seine Leiche stürzten die enternden Christen, alles vor sich niedermachend, während das Feuer im Innern des Schiffes wüthete. Karagos, der Capitain von Valona und Mahmud Pascha hielten trotzdem im Mitteltreffen noch längere Zeit den Kampf aufrecht, aber nach dem Eintreffen der Reserve unter Santa Croce wurden die Galeeren Pertew's und Karago's in Kurzem genommen, — jener blieb, dieser sprang ins Wasser und rettete sich schwimmend — das feindliche Mitteltreffen durchbrochen und die beiden Flügel der Türken von hinten angegriffen — allen Voraus die Capitana Don Juan's. — Am kürzesten dauerte der Kampf auf dem rechten Flügel der Christen, wo die Ueberzahl der türkischen Schiffe zwar Anfangs groß war, aber durch die Unterstützung der Malteser-Galeeren ausgeglichen wurde. Unter dem Rufe „Sanct Johann und Sieg" enterten die tapfern Kämpfer des

Herrn die Schiffe der Ungläubigen, und zweiunddreißig Ritter, unter ihnen der Großprior von Malta, der Großcomthur der deutschen Zunge und der Ordens-Drapier besiegelten hier ihr Gelübde mit dem Heldentode. — Auf dem linken Flügel war der Sieg des Kreuzes erst nach langem Ringen entschieden und unter schwerem Verluste erkämpft worden; Barbarigo wurde hier schwer verwundet, und sieben Galeeren waren in Flammen aufgegangen oder kampfuntüchtig geworden.

Der Untergang der Sonne machte dem Kampfe ein Ende und Uludsch-Ali benutzte die hereinbrechende Dunkelheit, um sich mit den Trümmern der Flotte — kaum 40 Galeeren — der Vernichtung zu entziehen. —

Niemals, seit der in denselben Gewässern zwischen Augustus und Antonius um die Weltherrschaft geschlagenen Schlacht von Actium, war ein so blutiges Ringen um den Sieg und solcher Verlust erschaut worden. Einhundertdreißig türkische Galeeren waren erobert, vierundneunzig verbrannt oder auf den Strand getrieben worden; der Verlust der Christen betrug 8000 Seeleute und Soldaten, der der Osmannen gegen 30,000 Mann.

Der zweite Feldherr der Venetianer starb in Folge empfangener Wunden drei Tage nach der Schlacht, der Erste und Zweite der türkischen Führer wurden auf der Stelle getödtet; Cervantes, der später den Don Quixote schrieb, verlor seinen linken Arm und dreihundert Ritter aus den edelsten spanischen, neapolitanischen, genuesischen und venezianischen Familien das Leben. Auf türkischer Seite blieben noch die Paschas von Tschorum, Mitylene, Negroponte, Angora, Alexandria, Chios und Nicopolis nebst vielen ihrer besten Agas. Gefangen wurden die beiden Söhne des Capudan-Pascha, Giaur Ali und Dschaafer-Pascha und viele hohe Agas nebst 3500 Matrosen und Schiffssoldaten. 373 Kanonen wurden erbeutet, 15,000 Christensclaven von der Kette befreit; die Roßschweife des Seraskier und des Capudan, die goldenen Fanale der Hauptschiffe, die Purpurfahnen mit goldenen und silbernen Inschriften, mit Sternen und Halbmonden waren die Trophäen; — unermeßlich die Beute an goldenem und silbernem Geschirr, an Edelsteinen, an kostbaren Waffen und anderem Schiffsgeräth. —

Niemals aber auch vor jenem Siege und seither sind Sieg und Sieger so durch öffentliche Ehrenbezeigungen, durch Geschenke, National- und Kirchenfeste, durch Werke der Kunst gefeiert worden, wie die Schlacht und die Sieger von Lepanto! Am dürftigsten noch geschah dies dem Ober-Anführer der christlichen Armada, dem heldenmüthigen Don Juan von Oestreich. Zuviel der Ehre sah sein finsterer Halbbruder Philipp in dem goldenen Lorbeer des Papstes, in dem Worte des Evangeliums, womit dieser den jungen Helden grüßte: „Es war ein Mann, von Gott gesandt, der hieß Johannes!“ und in der Auszeichnung, in dem goldenen Buche Venedig's verzeichnet zu sein.

Die größten Ehren wurden dem Colonna zu Theil; im Triumphe in die ewige Stadt einziehend, stieg er als Triumphator das Capitol hinan und opferte auf dem Altare der Himmelskönigin, welche die Stelle einnimmt, wo früher der capitolinische Jupiter stand, eine silberne Säule (Columna, Colonna). Pius V. schenkte seinem Feldherrn 60,000 Dukaten, und der Senat dekretirte, daß ihm ein marmornes Standbild errichtet und die Kirche Ara in coelis mit auf den Sieg und den Sieger bezüglichen Plafond ausgeschmückt würde.

Venedig ehrte seine beiden Feldherren und die gefallenen Patricier durch Eintragung in's goldene Buch, und feierte seither alljährlich den 7. October als Kirchen- und Staatsfest. Die Kirche S. S. Giovanni et Paolo ward dem Andenken des heiligen Bundes und des unsterblichen Sieges geweiht und durch Vittorio's Meißel und Tintoretto's Pinsel das Pantheon Venedig's. Weil die Flotte, die am Tage der heiligen Justina den Erbfeind der Christenheit so glorreich auf's Haupt schlug, aus dem Arsenal hervorgegangen war, wurde Vorderseite und Giebel dieses Staatsgebäudes von den Schülern Sansovino's durch einen Triumphzug und Sculpturen geschmückt und die Statue der Heiligen davor aufgestellt.

Padua erbaute zur Erinnerung des herrlichen Sieges der christlichen Waffen die Kirche der heiligen Justina, die schönste und größte der Stadt. —

Obgleich nun auch Jeder fühlte, daß dieser durch die Tapferkeit der christlichen Verbündeten so rühmlich erfochtene Sieg nur der erste Schritt hätte sein müssen, um gegen die Uebermacht des osmanischen Reiches weitere Erfolge zu erringen, so wurde doch durch die Uneinigkeit und Nachlässigkeit der Bundesglieder den Türken Zeit gelassen, ihre Verluste an Schiffen und Mannschaft zu ersetzen und nach Jahresfrist mit einer stärkern Flotte in See zu erscheinen, als die der Verbündeten war.

Nichts war somit durch das vergossene Blut erreicht worden, und schon im März 1573 sah sich Venedig genöthigt, Frieden zu schließen, der so schimpflich war, daß es den Anschein gewann, als wenn der Tag von Lepanto nie existirt hätte oder von den Ungläubigen gewonnen worden wäre. —

Auszug aus der vierten Nachricht über die Evangelische Johannes-Stiftung in Berlin.

(Bis Mai 1861.)

(Schluß.)

Der Blick in solche Zustände — und wie viele andere Bilder hätten wir vor Ihnen zu entfalten! — könnte uns verlocken, tiefer einzugehen in diese Armenverhältnisse und die Wurzeln, aus denen sie zu gutem Theil herauswachsen, aufzudecken. Nicht von den Gründen der Arbeitslosigkeit hätten wir zu reden, die in gewissen Perioden auf der Gesammtheit dieser Bevölkerung wie ein Alp lastet, und nicht nur die Hände bindet, sondern auch die Herzen zusammenpreßt und die Lebenskraft ausdörrt. Wir müssen vor Allem reden von dem grenzenlosen Leichtsinn, mit dem in diesen Kreisen so vielfach die Ehen geschlossen werden. Kaum daß Einer es zum Gesellen gebracht hat und in Zeiten, in denen Arbeit vorhanden ist, sich selber dürftig zu nähren im Stande ist, so geht er an's Heirathen. Und die Frauen? Aus den Reihen der Fabrikmädchen werden sie meistens genommen, — jener tief zu Beklagenden, deren sittlichen Stand Jeder kennt, der mit großstädtischen Verhältnissen bekannt ist. Die Fabrik und der Tanzboden sind die Vorbereitungsstätten der Hausfrau gewesen. Oft ist ein Kind, oft mehr als eins schon da, noch längst ehe an's Aufbieten gedacht war. Es ist unmöglich zu entscheiden, wer ärmer ist, ob er oder sie. In einem Falle, der uns entgegentrat, war die ganze Aussteuer, welche die Braut in die Ehe mitbrachte, — zwei Bündel Stroh! Mit Schulden beginnt die

Wirthschaft, mit Schulden geht sie fort. Möbel müssen vorhanden sein; sie werden geborgt. Der Wucher macht sich die Noth zu Nutze. Kennen Sie derartige Contracte, welche bei Ueberlassung von Möbeln auf Abzahlung eingegangen werden? Sie würden erstaunen! Ein solcher Contract allein reicht hin, eine arme Häuslichkeit in die Luft zu sprengen. Nun kommen Wochenbette auf Wochenbette. Es ist eine schwere Klage, daß in diesen Kreisen die Frauen grade in solchen Zeiten in zum Theil unverantwortlicher Weise vernachlässigt werden. Man hat selten einen Begriff davon, was in der arbeitenden Bevölkerung Wöchnerinnen angemuthet wird, was sie selbst sich anmuthen. Frühes Siechthum und Hinwelken ist die unausbleibliche Folge. Man sehe die Frauengestalten in jenen Arbeiterkreisen! Und diese Frauen müssen für die Kinder sorgen, müssen Brod verdienen, müssen in Krankheitsfällen des Mannes, oder wenn er gar stirbt, die ganze Familie ernähren! — Dazu blicke man auf die Wohnungen! Die Wohnungsnoth ist eine der schwersten Heimsuchungen und Lasten für unsere Arbeiterfamilien. Sehr Viele, zu denen dies Wort gelangt, haben keine Ahnung, wie schlecht, wie elend unsere Armen wohnen, und zugleich wie theuer. Verhältnißmäßig wohnen sie weit theurer als die besitzenden Stände. Und in diesen engen, feuchten, unsauberen, licht- und luftlosen Räumen muß alles Familienleben, muß auch die Sittlichkeit ersticken. Die Kinder müssen die Straße zu ihrer Behausung machen, und der Mann sucht, wo er nur kann, das Wirthshaus. Nur zu viele unserer Armenwohnungen sind, zumal bei der mangelhaften Ernährung der Armen, die Brüteſtätten und Treibhäuser der Skropheln und der Schwindsucht. Dahinter aber steht der Wirth mit seinen Miethsforderungen! Der Bäcker steht dahinter und der Krämer, — der Schlächter kaum, denn mit ihm haben die Armen wenig zu thun. Glücklich noch, wenn sie von einem Tag zum andern mit dem Bäcker und Höker fertig werden. Und wenn sie nun gar am Sonntag verthun, was in der Woche erworben ist! Doch den Fall wollen wir gar nicht setzen. — Wie soll von 3 Thaler wöchentlich eine Familie von 5, 6, 7, Personen, oder von noch mehreren ernährt und gekleidet werden? Und wenn nun gar Krankheitszeiten, Wochenbette, Arbeitslosigkeit und wer weiß was für außerordentliche Fälle eintreten! Der geringe Verdienst schwankt und stockt, aber die festen Ausgaben bleiben. Vor allem die Miethe! Da wird versetzt ein Stück ums andere, — und so lange versetzt, als etwas zu versetzen ist. Statt der Kleider und Möbeln kommen die Pfandscheine in's Haus; — darnach aber werden die Pfandscheine selbst versetzt, — darnach wird geborgt, um die Zinsen der Pfandscheine zu bezahlen, — und zuletzt muß die Wohnung geräumt werden! O mit welcher Unbarmherzigkeit schalten bisweilen Hauswirthe den Armen gegenüber! Noch kürzlich haben wir einen Fall erlebt, in dem eine Familie mit Weib und Kindern, während der Regen herabströmte, obdachslos auf die Straße gesetzt wurde. Da ist es kein Wunder, wenn die Armen sich bittend an die Besitzenden wenden. Und es muß aufs Neue bezeugt werden, daß die Bereitwilligkeit zu helfen hier in Berlin eine sehr große ist. Nicht nur, daß die Commune in verhältnißmäßig sehr reicher Weise, wo die Noth es ihr gebietet, den Armen die Hand zur Hülfe reicht, sondern auch Parochialvereine und andere Vereine in reicher Zahl, so wie Private stehen hülfebereit da, — und dennoch wird der Noth nicht Einhalt gethan. Denn meistens ist jede Hülfe wie ein Tropfen auf heißem Steine. Das Elend ist zu tief eingewurzelt, als daß es nur von außen her überwunden werden könnte. Auf die Frage aber nach der Möglichkeit dauernder Hülfe steht uns heute und von dieser Stelle keine umfassende Antwort zu. Nur ist es gewiß, daß Staat, Kirche, Commune und Privatthätigkeit sich bei der Ueberwindung unserer Armennoth gemeinsam und — was keineswegs gehörig gewürdigt zu werden pflegt — jedes derselben in seiner eigenthümlichen Weise, zu betheiligen haben. Aber der Geist, in welchem die rechte Hülfe gebracht wird, kann nirgend anders erwachsen, als aus dem heiligen Grunde des Evangelii, das nicht nur eine verkündigte, sondern eine gelebte, realisirte und sich immer neu realisirende Wahrheit in die Welt gebracht hat und nicht nur Wort, sondern That, Kraft und Leben ist. Wo aber, wie vielfach in den Kreisen der besitzenden Arbeiterbevölkerung, der christliche Glaube vergessen und verloren ist, oder unter dem Schein, als wäre er vorhanden, die Form desselben in widerwärtiger Verzerrung in elendem, frömmelndem Geschwätz (so oft auch in Bettelbriefen) zum Deckmantel der Selbstsucht gemacht wird, da bedarf es der ganzen Energie, Klarheit und Lauterkeit der Liebe, die aus dem Glauben stammt, um die Einsicht, die Weisheit, die Thatkraft, die unermüdliche Zähigkeit zu gewinnen und zu bewahren, die mitten in diese zerfallenden Trümmern hinein aus dem Glauben heraus die Kräfte der Hülfe hervorruft, organisirt und befestigt!

Grade auch auf Grund der Bestrebungen und Erfahrungen des Johannesstiftes dürfen und müssen wir auf die Gefahr hin, oft Ausgesprochenes, das aber nicht oft und nicht bestimmt genug gesagt werden kann, zu wiederholen, auf's neue hervorheben, daß die Noth, von der wir reden, nicht nur die Noth der Armen, sondern unsere gemeinsame ist. Und wie die Noth, so ist auch die Schuld eine gemeinsame. Darum aber darf auch die Hülfe nicht eine vereinzelte sein, sondern muß zu einer gemeinsamen werden, in der die intellectuellen und materiellen Kräfte der Hülfe, bei aller Wahrung ihrer Individualität, sich zu concentriren die Aufgabe haben. Das Zusammenwirken der Anstalten und Vereine, welche die Ueberwindung der Armennoth zu ihrem Ziele haben, die freie Verbindung derselben mit den Communal-Institutionen, — die gegliederte, aus dem Ueberblick des Ganzen geordnete Organisation der Privat-Wohlthätigkeit zur Wahrung vor Zersplitterung der Kräfte und zu heilsamer Uebung der Armenzucht, — das ist ein Ziel, welches wir in's Auge zu fassen haben, ohne dessen Erreichung dem Armenthum nicht wird gesteuert werden. In demselben Maße aber, indem es gelingt, diesem Ziele sich zu nähern, werden, dessen sind wir gewiß, die Kräfte der Hülfe nicht nur verdoppelt, sondern verzehnfacht werden. In dem vollen und begründeten Bewußtsein von der Wichtigkeit und Richtigkeit dieser Forderung ist die Arbeit des Johannesstifts nach dieser Seite hin gethan und haben wir es uns angelegen sein lassen, nach Anleitung dieser Regel zu handeln und, so weit es möglich war, bei Darbietung und Vermittelung von Hülfe, eine Concentration an unserem Theile vorzubereiten.

Außerdem aber betrachtet das Johannesstift es als seine Aufgabe, für die Idee zu werben, daß der Dienst der Barmherzigkeit, wie er einerseits in einem allgemeinen Sinne jedem Lebensberufe als organischer Theil anhaften muß, so andererseits zum Berufe, zum besonderen Lebensberufe sich zu gestalten und zu vollenden die Aufgabe hat. Zwar an dem Verständniß der zu lösenden Aufgabe, an der Liebe zu den Armen, an der thätigen Theilnahme für die Armen können Alle Theil haben; aber an dem vollen Beruf der Armenpflege können nicht alle Theil haben, weil sie andern Beruf zu erfüllen haben. Wohl aber können sie diejenigen sein, die zur Gründung und Enthaltung solcher Berufsthätigkeit die Möglichkeit geben, und wie an ihrem Theil der Armen, so auch der Armenpfleger Beschützer und Förderer sein. Das sind in der That viele von Ihnen, hochgeehrte Versammlung, geworden, und das Johannesstift, daß diese Erfahrung gemacht, hat dafür Gott zu danken, und dankt dafür auch Ihnen.

Aber eine Bitte haben wir: daß Sie dem Johannesstifte bleiben, was Sie ihm gewesen, und daß zu den bisherigen Freunden und Beförderern desselben Diejenigen hinzutreten, die es uns noch nicht gewesen. Wir sind der Ueberzeugung, daß

Viele dem Johannesstifte solche Förderer sein würden und längst gewesen wären, wenn sie es gekannt hätten und kennten. Wäre das in weiterem Maße der Fall, die Zahl Derjenigen, welche bisher unsere Anstalt mit ihren Beiträgen gestützt, würde in Berlin höher sein, als sie es ist, — nämlich Zweihundert! — Das Curatorium des Stiftes hat daher den Beschluß gefaßt, zum ersten Male, was bis dahin bekanntlich noch nicht geschehen, in Berlin eine allgemeine Sammlung zu veranstalten; dieselbe soll auch durch dies Wort Ihrer Theilnahme und Beförderung empfohlen sein.

Das Johannesstift hat seine Flügel ausgebreitet, um weithin über das Vaterland und jenseits des Meeres die Zeugnisse der Liebe zu tragen, — aber in seiner Heimath hat der Vogel noch kein Nest gefunden. Er bedarf desselben. Unser Dienst kann sich nicht ausgestalten, der Flug ist uns gehemmt, wenn wir uns nicht eine eigne Stätte, eine irdische, häusliche Heimath bereiten können, an der die im Johannesstifte ruhenden Gedanken sich realisiren. Helfen Sie auch dazu durch fernere Gewährung von Mitteln und durch die Werbung von mehr Freunden, die uns die Hand reichen! Wir überreichen Ihnen am Schluß dieser Versammlung eine gedruckte Aufforderung, die von den nächsten Tagen an in mehreren Kreisen dieser Stadt verbreitet werden soll; dieselbe wird Ihnen zugleich den wesentlichen Inhalt unserer Berichterstattung in's Gedächtniß zurückrufen und kann Ihnen die Förderung des Zweckes, um dessen willen Sie uns bis dahin und heute Ihre Theilnahme geschenkt, um so mehr erleichtern. Der Gott der Liebe aber, dem wir zu dienen trachten, wird Ihnen für das, was Sie am Johannesstifte und durch dasselbe an so vielen Armen, Verirrten, Gefangenen, Kranken und Hülflosen gethan, ein reicher und gnädiger Vergelter sein.

Miscellen.

Die Frequenz des Johanniter-Krankenhauses zu Beirut in Syrien pro October c. ist eine verhältnißmäßig bedeutende gewesen, da in demselben, außer den ultimo September c. im Bestande verbliebenen 29 Kranken, im Laufe des genannten Monats noch 45 Kranke aufgenommen worden sind. Von diesen 74 Kranken wurden geheilt entlassen 26, gebessert entlassen 10, gestorben sind 2, fortgegangen 3, zusammen 41, so daß ultimo October c. in der Anstalt noch verblieben 33 Kranke.

Außerdem war auch die Poliklinik des Hauses sehr besucht, und betragen die Fälle, welche der Arzt der Anstalt, Dr. Lorange, auf diese Weise behandelt hat, pro October 233.

Der Vorsitzende des Curatoriums des Johanniter-Krankenhauses in Beirut, Consul Weber, ist von hier nach Ablauf eines mehrmonatlichen Urlaubs Anfang des vorigen Monats wieder nach Beirut zurückgekehrt, wogegen der Consul für Palästina, Dr. Rosen in Jerusalem, unter dessen oberer Leitung das dortige Johanniter-Hospiz steht, aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub nach der Heimath angetreten hat.

Im Laufe des verflossenen Monats sind die Convente der pommerschen am 15., der schlesischen am 21. und der preußischen Provinzial-Genossenschaft des Johanniter-Ordens am 24., resp. in Stettin, Breslau und Königsberg versammelt gewesen. Der Convent der brandenburgischen Provinzial-Genossenschaft tritt am 12. d. Mts. zu einer Sitzung in Berlin zusammen.

London hat vierzehn große Hospitäler. Dieselben beziehen ein aus Vermächtnissen und Schenkungen bestehendes jährliches festes Einkommen von 109,687 Pfund Sterling (ca. 731,000 Thlr.) und erhalten durch freiwillige Beiträge noch so viel, daß sich ihre Gesammteinnahme auf 155,616 Pfund Sterling (ca. 1,037,000 Thlr.) beläuft.

Für besondere Krankheiten giebt es noch 36 Hospitäler, welche sich einer jährlichen Einnahme von 117,218 Pfund Sterling (ca. 781,000 Thlr.) zu erfreuen haben.

In 60 sogenannten Dispensarien werden an Arme und Dürftige jährlich für 29,064 Pfund Sterling (ca. 174,000 Thlr.) Arzeneien unentgeltlich verabreicht.

Auffallend ist es, daß während für den Unterhalt der Armen in den Werkhäusern gesetzlich Steuern ausgeschrieben sind, die Erhaltung aller Hospitäler, so wie der s. g. Lumpenschulen, der nächtlichen Zufluchtsorte u. s. w., durch freiwillige Beiträge geschieht.

(Der Hausfreund.)

Die tragbaren Feldbetten.

Es ist eine interessante Erscheinung, daß die moderne Industrie in Beziehung auf den Krieg eine doppelte, einander stracks entgegengesetzte Tendenz verfolgt: auf der einen Seite sinnt sie auf die größten Zerstörungsmittel, auf der anderen sucht sie dem Soldaten seinen Dienst möglichst zu erleichtern, sobald er aufhört im Kampfe zu sein. Die tragbaren Feldbetten zählen zu den ingeniösesten und wohlthätigsten Erfindungen. Bei der besten Ambulance ist es nicht möglich, daß die Verwundeten alle rasch genug vom Schlachtfelde gebracht werden; auch sind die vorhandenen Tragmittel nicht zahlreich genug. Der Verwundete wird gewöhnlich von seinen Kameraden auf gekreuzte Gewehre gelegt; er leidet aber bei dieser Beförderungsart häufig die größten Schmerzen, auch nimmt er zu viel Leute in Anspruch, die, da sie weniger von Mitleid als von Furcht geleitet sind, auch noch möglichst lange vom Schlachtfelde entfernt bleiben. Dieser Umstand hat häufig zu dem Befehl geführt, daß die Verwundeten nicht vor Entscheidung des Tages von der Stelle gebracht werden dürfen. Herrn Joubert ist es gelungen eine Abhülfe zu schaffen. Er hat eine Tragbahre erfunden, die nicht mehr als 18 Pfund wiegt, und die zugleich Zelt ist. Die Zeltstöcke werden in die Seite der Leinwand geschoben, die Querstangen und der Tornister sind an dieselben durch Riemen befestigt. Der Tornister dient als Kissen, während die Leinwand, welche innerhalb des Tornisters aufgerollt ist, auseinandergezogen das Bett bildet, das auf die Stöcke, die zusammengelegt werden, gespannt wird. Diese ungemein compendiöse Einrichtung hat den allgemeinsten Beifall gefunden, und ist bei den Truppen Frankreichs in Cochinchina und Mexiko bereits eingeführt.

(Ueber Land und Meer.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 10. December 1862. **Nr. 50.**

Wilhelm von Thun, Generallieutenant a. D., auf Schlemmin bei Damgarten. Ehrenritter seit 1821. † zu Schlemmin den 30. November 1862.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Polzin,

hat sich im Jahre 1861 eines erheblichen Aufschwungs erfreut.

Der Krankenbestand wechselte zwischen 37 und 58 Kranken, und in den Sommermonaten ist die durch Einrichtung zweier neuer Badezellen, eines Moorbades und eines russischen Dampfbades bedeutend verbesserte Bade-Anstalt noch von so vielen außer dem Hause wohnenden Kranken benutzt worden, daß dafür 414 Thlr. — 201 Thlr. mehr als im Jahre 1860 — eingenommen sind.

Die Verpflegungstage der Anstalt beliefen sich:

a)	für zahlende Kranke auf	10,154	Tage
b)	„ die 9 vorhandenen Freibetten .	3,285	„
c)	„ Kranke die außerdem unentgeltlich verpflegt sind	2,767	„
d)	„ das Hauspersonal	3,081	„
	Summa	19,287	Tage.

Die Ausgaben beliefen sich auf 6359 Thlr. 12 Sgr. 1 Pf., wonach sich jeder Verpflegungstag auf 9 Sgr. 10⅔ Pf. berechnet. Läßt man aber die Verpflegungstage (3081) des Hauspersonals außer Betracht, so hat jeder der 16,206 Kranken-Verpflegungstage gekostet: 11 Sgr. 9¼ Pf.

Die Zuschüsse aus der Balley-Kasse zur Unterhaltung des Hauses haben pro 1861 2800 Thlr. betragen.

Durch den am 28. October 1861 erfolgten Tod des Bürgermeisters Meyer hat die Anstalt einen großen Verlust erlitten, da er die Rendantur derselben seit Gründung des Hauses mit großer Treue und Hingabe verwaltet und das Beste desselben mit seltener Liebe gefördert hat.

Das Johanniter-Krankenhaus zu Dago-Kertell auf der Insel Dago*),

des Rechtsritters Freiherrn Ewald v. Ungern-Sternberg, hat sich auch im verflossenen Verwaltungsjahre, unter Leitung des Arztes Dr. Bonstett, in recht erfreulicher Weise bewährt, denn es wurden vom 1. November 1861 bis ult. October c. in der Anstalt selbst 110 Kranke behandelt. Davon sind:

geheilt entlassen worden	99
gestorben	2
	101 Kranke

und in der Behandlung verblieben . . . 9 Kranke.

Auch die ambulatorische Wirksamkeit dieser Anstalt ist wiederum eine sehr bedeutende gewesen, da im Ganzen (incl. der am 1. November 1861 in der Behandlung verbliebenen 60 Kranken) 1710 Kranke mit ärztlicher Hülfe und Medicamenten versehen worden sind.

Davon wurden geheilt	1593	Kranke
gestorben sind	47	„
	1640	„
Am 1. November d. J. verblieben noch in der Behandlung	70	„
Summa wie vor	1710	Kranke.

Die Einrichtung von crèches

ist für die in jedem Jahr sich räumlich erweiternden Großstädte eine sich gleichmäßig steigernde Wohlthat, event. ein dringendes Bedürfniß.

Manches Ehebündniß in den untern Schichten des Volks wird mehr oder minder mit Leichtsinn geschlossen, ohne daß gesetzliche Schranken dagegen eine Abhülfe zu leisten vermöchten. Nicht genug, daß die Erwerbsverhältnisse die Begründung einer geregelten Häuslichkeit unmöglich machen; häufig sind auch die Gesundheitsumstände der Eheleute, so wie die Beschaffenheit ihrer Wohnung eine natürliche Ursache der Ungesundheit der Kinder. Welch' erhebliche Menge derselben kennzeichnet nicht der Finger des Todes schon bei der Geburt, weil ihnen der Mutter Sorgfalt zu früh entzogen wird? Wie viel der Kleinen wachsen nicht auf in körperlicher und, was noch weit schwerer heilbar oder noch viel nachtheiliger, in sittlicher Verkümmerung? Welch' große Zahl von Bränden übrigens entsteht nicht alljährlich durch unbeaufsichtigte Kinder, die mit Zündhölzchen spielen? Auf dem platten Lande wohl ⅓ aller Feuersbrünste. —

Die Vortheile, welche sogenannte crèches (Kinderkrippen) den Eltern wie den Kindern bieten, liegen zu nah, um einer besondern Erörterung zu bedürfen. Der menschlichen Gesellschaft sind dergleichen Anstalten ein Damm gegen heranreifende Verwilderung der Sitten, gegen die Arbeitsscheu und deren Folgen. Grade unsere von Self-government-Bestrebungen erfüllte Zeit hat die Pflicht

*) vide Nr. 52 des Wochenblattes vom 25. December 1861.

und Aufgabe, die in Rede stehende Sache als eine Volkssache in die Hand zu nehmen.

Das hinsichtlich seiner Privatwohlthätigkeit mustergültige Holland besaß die ersten „Spielschulen für kleine Kinder". Pfarrer Oberlin im Elsaß und die hochherzige Fürstin Pauline zur Lippe (1802) gründeten ähnliche Anstalten. Der philanthropische Gedanke fand nach und nach in vielen Staaten Eingang, diesseit und jenseit des Oceans. In Weimar ordnete sogar die Regierung Klein-Kinder-Schulen an.

In Paris wurde die erste crêche im J. 1844 eröffnet; 7 Jahr später gab es deren bereits 18. Schreiber Dieses besuchte vor mehreren Jahren die im April 1845 eingeweihte crêche Saint-Louis d'Antin. Das frische Aussehen, die Lebhaftigkeit der Kleinen, ihr zuthuliches Wesen, vor Allem aber die wahrhaft imposante Sauberkeit des Ganzen, der einfach opulente Comfort, so wie die liebevolle Aufmerksamkeit, die zärtliche Geduld und das freundliche Entgegenkommen der geistlichen Schwestern und ihrer Gehülfinnen machen vergessen, daß man sich in einer Stätte der Armuth, der Verlassenheit und des Elends befindet. Dieser blühende Zustand, selbstverständlich die Folge einer peinlichen Gesundheitspflege, verbreitet vielfältig Segen und Freude. Die in der Anstalt so rührigen Hände schaffen sich Verbündete in jeder Kinderfreundin und in jedem mitleidigen Herzen, welches die Früchte dieser Arbeit sieht. Eine Gesellschaft junger Damen beschenkt an jedem 28. December die crêche St. Louis d'Antin mit selbstgefertigten Kleidungsstücken; sie nennen sich „niedere Dienerinnen der crêche!" Im Jahre 1852 hat genanntes Asyl 199 Kinder aufgenommen, von denen 16 starben. Die Mortalität beziffert sich mit 8 Procent, während sie in armen Familien 25 beträgt. Die Kosten für jedes Kind belaufen sich täglich auf 55 Centimes. Während 8 Jahren wurden 880 Kinder aufgenommen, unter denen waren 48 im Alter von 9 Tagen bis 1 Monat, 8 dreijährig. Mit Ausnahme von 12 Concierge-Frauen arbeiteten sämmtliche Mütter außerhalb ihrer Wohnung, die meisten (334) als Wäscherinnen. Die entstandenen Ausgaben wurden nur zu $\frac{1}{2}$ von den Eltern getragen. Hauptausgabeposten, das Salair der Wartfrauen, wird gedeckt durch das Ergebniß von Sammlungen, welche die Gönnerinnen des Instituts übernehmen. Den Rest tilgen Subscriptionen, 2 Kirchen-Collecten, die Hausbüchse, Privatgeschenke und Legate, so wie der Kassenüberschuß.

„Laß Keinen Sclave sein, — sonst bist Du's mit,
Laß Keinen schlecht sein, — sonst verdirbt er Dich!" —

„Was in seinem Wachsthum schädlich ist, das ist auch in seinem Entstehen gefährdend." (Cicero.) —

„Siehe doch, daß dies Dein Volk ist." (2. Mos. 33, 13.)

Ernst Graf Lippe.

Das Diakonen-Amt der christlichen Kirche, sein Wiederaufleben und sein Wirken in neuester Zeit.

Am 16. und 17. September a. pr. hat das erste Diakonissen-Mutterhaus zu Kaiserswerth am Rhein unter großer und allgemeiner Theilnahme das fünf und zwanzigjährige Jubelfest seines Bestehens gefeiert, — ein Fest, welches nicht blos der genannten Anstalt und ihren Filialen, sondern der ganzen evangelischen Kirche Anlaß gegeben hat, dem Herrn dafür zu danken, daß er ihr das durch Jahrhunderte verloren gewesene Diakonissen-Amt wiederschenkte und seit dieser so kurzen Zeit zu so herrlicher Blüthe gebracht hat, daß jetzt über zwölfhundert Schwestern in sieben und zwanzig Mutterhäusern, drei und fünfzig Hospitälern und vier und achtzig Lehrstationen sich der Kranken- und Armen-Pflege sowie des Unterrichts und der Erziehung der Kinder in christlicher Liebe und aufopfernder Thätigkeit unterziehen. In fast allen Ländern der evangelischen Christenheit, weit hinaus über die Grenzen Europas, im Norden Amerikas, an den Ufern des Nil, an dem Wasser Siloah auf Moria, und namentlich im heiligen Lande, wo der Fuß des Erlösers gewandelt, und auf dem Berge der heiligen Stadt, wo er sein göttliches Mittlerwerk vollendet, — überall hat das durch das Diakonissen-Werk ausgestreute Senfkorn sich so mächtig als Gotteswerk offenbart, daß die herrlichen Früchte seines erst fünf und zwanzigjährigen Bestehens zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigen.

Nichts Neues haben die Stifter der Diakonissen-Häuser bezweckt; sie wollten nur wieder auferwecken, was von den Aposteln Christi eingesetzt, — der Märtyrer Stephanus schon war einer der ersten sieben Diakonen — in der morgenländischen Kirche gänzlich, in der abendländischen (katholischen) bis auf wenige dem Geiste des Apostolats nicht mehr entsprechende Spuren verloren gegangen war.

Das Amt der Diakonen wurde in den ersten christlichen Gemeinden neben dem Amt der Bischöfe und der anderen Aeltesten eingeführt und bestand in Ausübung der christlichen barmherzigen Liebe, im Dienen und Helfen — daher der Name — bei Armen und Kranken, Gefangenen und Hülflosen, und bald erschien es nothwendig, auch weibliche Diakonen — Diakonissinnen — anzustellen, da die Trennung der Geschlechter im Orient und der Character gewisser Dienstleistungen dies erheischten. Auch die Diakonissinnen wurden mit Handauflegen in ihr Amt eingeführt. Außer den obenerwähnten Diakonenpflichten versahen sie in den Kirchen den Dienst als Pförtnerinnen, hatten auf Ordnung zu halten bei den weiblichen Gemeindegliedern, bereiteten als Katechetinnen die weiblichen Katechumenen zur Taufe vor, halfen bei dem An- und Auskleiden der weiblichen Täuflinge, dienten als Leichenfrauen und verrichteten, was sonst noch das Amt der Kirchendienerinnen mit sich brachte.

(Cf. Apost. Gesch. 6, 1—6; 1. Timoth. 3, 9—13; Philipp. 1, 1, Röm. 16, 1, 3, 4, 6, u. 13; Apost. Gesch, 18, 1—3, 24—26, Philipp. 4, 2 u. 3; Titus 2, 3; 1. Timoth. 5. 9. u. 10. —)

Zur Zeit des Bischofs und Kirchenlehrers Chrysostomus, am Ende des vierten Jahrhunderts, waren an der Agia Sophia zu Constantinopel vierzig Diakonissinnen angestellt.

In der brittischen und irischen Kirche, welche nicht von Rom aus, sondern direct vom Oriente zu diesen Völkern kam, wurde das Diakonat sorgsam gepflegt und in der Kirche der Waldenser, der böhmischen und mährischen Brüder waren Diakonissinnen unter dem Namen „Aeltestinnen" Hausmütter im Tempel des Herrn, versöhnten Streitigkeiten, hinderten Ausschweifungen und

ſuchten Allem vorzubeugen, was der Keuſchheit und chriſtlicher Zucht gefährlich werden konnte.

Aus der katholiſchen Kirche verſchwand zwar das Amt der Diakonen und Diakoniſſinnen im achten Jahrhunderte, doch gingen ihre Verrichtungen als Armen- und Krankenpfleger, als Lehrer und Erzieher auf die Klöſter über oder ſollten doch auf ſie übergehen, weil die mittelalterliche Prieſter-Herrſchſucht alle Laienthätigkeit aus der Kirche zu verdrängen ſuchte. Namentlich ſollten ſich die Franziskaner, die Brüder und Schweſtern Dei Misericordia, die Eliſabethinerinnen und Urſulinerinnen dem Sinne ihrer Stifter nach in dieſer Richtung hin verdient machen, doch war es erſt der neueren Zeit vorbehalten, dieſen Geiſt zu pflegen und durch Werke zu bethätigen.

Die Kirche der Reformation ſuchte gar bald die Weisheit der apoſtoliſchen Kirche nachzuahmen, und Luther rühmt in ſeinen Schriften gar oft das Amt der Diakonie und erachtet das weibliche Geſchlecht beſonders geeignet zur chriſtlichen Liebespflege. Viele evangeliſche Frauen und Jungfrauen, namentlich die Frauen der Reformatoren: Luther's, Melanchthon's, Zwingli's, Oekolampad's, Bullinger's, Zell's, Calvin's übten Werke der Barmherzigkeit und waren in chriſtlicher Liebe thätig, theils einzeln, theils in Vereinen, gegen Kranke, Arme, Kinder und Verlaſſene mit Luſt und Segen.

Die lutheriſchen reſp. reformirten Kirchen-Ordnungen von Braunſchweig (1528), Hamburg (1529), Lübeck (1531), Sedan (1559), Niederrhein und Niederlande (1568), Lauenburg (1585) u. ſ. w. verordneten die Einführung der Diakonie und laſſen ſich weitläufig über ihr Wirken aus.

Durch den Mangel an Pflanzſchulen aber und durch die Vereinigung der kirchlichen und bürgerlichen Armen- und Krankenpflege einerſeits, andererſeits durch die Schrecken der Religionskämpfe und namentlich des dreißigjährigen Krieges, ſowie durch den religiöſen Indifferentismus wurden die jungen Keime in der Wurzel erſtickt und der innere Aufbau der evangeliſchen Kirchen-Verfaſſung ſpäteren Zeiten vorbehalten.

So iſt durch die Gnade der Vorſehung mit der Erneuerung des Diakonen-Amtes in der evangeliſchen Kirche erſt in dieſem Jahrhunderte wieder der Anfang gemacht worden, und ſo wurde am 13. Oktober 1836 zu Kaiſerswerth a. Rh. die erſte Diakoniſſen-Anſtalt eröffnet, von deren Ausbreiten in kurzer Zeit und ihrem ſegenvollen Wirken wir oben bereits geſprochen haben.

Ein neues Amt der Diakonie aber iſt uns erwachſen, als Se. Majeſtät der in Gott ruhende hochſelige König Friedrich Wilhelm IV. durch die Wiedererweckung des Ordens Sanct Johannes vom Spital das evangeliſche Ritterthum auf das ſchöne Ziel verwies, zwar wie ihre Altvordern, aber nicht mit Schwert und Lanze, ſondern mit der Palme des Friedens in der Hand durch Werke mildthätiger Liebe und Barmherzigkeit die Ausbreitung des Reiches Chriſti auf Erden zu kräftigen und zu fördern und ſich um die wiedererhobene Kreuzesfahne zu ſchaaren!

Wahrlich, ein erhabeneres Epitaph konnte ſich der vielgeliebte Fürſt nicht erbauen!

Und nicht läſſig hat ſich der proteſtantiſche Adel, der in der Ordensballey Brandenburg ſeinen Centralpunkt findet, der Erreichung und Verwirklichung des ſchönen Zieles hingegeben, und herrlich hat ihm der Himmel dabei geholfen! Mit Wort und That, durch Selbſtwirken und Unterſtützung verwandten Wirkens, namentlich Hand in Hand mit den Diakoniſſinnen-Anſtalten, hat der Orden bis jetzt geſtrebt, ſeine Miſſion zu erfüllen und im In- und Auslande ſie zur kräftigen und kräftigenden That werden zu laſſen.

Möge dieſer Liebeseifer des proteſtantiſchen Ritterthums, der in dem herzerhebenden und großartigen Eifer namentlich des proteſtantiſchen Deutſchlands ein ſo ſchönes Echo gefunden hat, wie das Senfkorn wachſen und ein mächtiger Baum werden zur Ehre Gottes, zum Preiſe ſeines erhabenen Stifters und zum Ruhme der in chriſtlicher Nächſtenliebe im ſchönen Wettkampfe ſtreitenden neuen Kreuzes-Ritter, und ſo das wiedererweckte Amt der Diakonie als Fundament der Ausbreitung der reinen apoſtoliſchen Kirche ſich erweiſen! Dazu gebe Gott ſeinen Segen! —

Das Soldatenmuſeum in Chatham.

(Aus „Blätter für das Armenweſen".)

Chatham iſt eine engliſche Garniſonsſtadt, wenn man will, ein engliſches Ludwigsburg mit ausgedehnten Kaſernen für verſchiedene Truppentheile, mit einer Akademie für angehende Militairärzte auf dem Fort Pitt in der Nähe der Stadt, mit einem militairiſchen Hoſpital für Invaliden aus den Kolonien, und, an der Stelle eines Arſenals, mit den gewaltigen Schiffswerften, in welchen eben jetzt die alten und neuen Kriegsſchiffe mit Eiſenplatten gepanzert werden. In der Nähe der Kaſernen iſt dort im Lauf dieſes und des vorigen Jahres ein ziemlich großes, im italieniſchen Styl gefällig aufgeführtes, ſteinernes Gebäude errichtet und im Juni d. J. eröffnet worden, das ſeines eigenthümlichen Zweckes wegen und in Hinſicht auf die bereits damit erreichten Erfolge weitere Beachtung verdient. Es führt den Namen „the soldiers institute," und läßt ſich nicht beſſer bezeichnen, als ein Muſeum für Unteroffiziere und Soldaten der Garniſon. Um den vielen Verſuchungen, wie Trunk etc., welchen der Soldat in der Garniſonſtadt ausgeſetzt iſt, einigermaßen entgegen zu arbeiten, kam man nämlich auf den Gedanken (der indeß ſchon früher vom Kriegsminiſterium aus für die Garniſon in Gibraltar ausgeführt worden zu ſein ſcheint), ihm eine Localität zu bieten, in welcher er während ſeiner Freiſtunden Unterhaltung mit der thunlichſt möglichen Einſchränkung und doch verbunden mit ſoviel Belehrung als möglich finden könnte. Es wurden demnach Beiträge zur Errichtung eines ſolchen Garniſonsmuſeums geſammelt; das Kriegsminiſterium gab 500 Pfd. Sterling, Private, Herrn und Damen (darunter die edle engliſche Soldatenfreundin Miß Florence Nightingale mit 25 Pfd. Sterling) zeichneten Summen von 5 zu 50 Pfd. Sterling. Ein zu dem Zweck in Chatham veranſtalteter Bazar ergab 350 Pfd. Sterling; der Bau wurde unternommen, und obgleich im Anfang des Jahres 1000 Pfd. zur Deckung der Koſten fehlten, wurde er doch im Vertrauen auf ferner zu hoffende Beiträge fortgeſetzt und vollendet. In dem

Gebäude, so, wie es nun fertig dasteht, ist Raum für 800 Mann. Es enthält im untern Stock zwei große, recht hübsch eingerichtete und ausgestattete Kaffee- und Rauchzimmer, mit Gasbeleuchtung, guter Heizung, und, wonach man in England zuerst zu fragen pflegt, mit guter Ventilation. Die Soldaten können hier Kaffee und Thee, Brod, Butter, Käse, kaltes und warmes Fleisch etc. haben, alles von sehr guter Qualität und so wohlfeil als möglich, beinahe zum Einkaufspreis (eine große Tasse Kaffee mit Milch und Zucker um 1½ Pence — etwa 5½ kr., Thee um 1 Penny = 3 kr.) Wein und Bier wird nicht gereicht; Wein wohl nicht, weil er zu theuer wäre, Bier nicht aus anderen begreiflichen Gründen. Dagegen sind Spiele, wie Dammbrett, Schach, Bagatelle ꝛc. (natürlich nicht Karten) reichlich vorhanden. Im obern Stock ist ein großer Saal, für 600 Mann berechnet, welcher zu Concerten, Vorlesungen, sonstigen geselligen Unterhaltungen, oder zu etwaigem Unterricht im Singen, Zeichnen etc. dienen soll. Dieser sowohl, als, wenn sich Referent recht erinnert, die Kaffeezimmer sind an den Wänden mit den Namen aller wichtigeren Schlachten geziert, in welchen die englische Armee sich ausgezeichnet hat, und auf Postamenten unmittelbar darunter stehen die Büsten der betreffenden Heerführer. Eine Bibliothek auf demselben Flur umfaßt etwa 400 Bände einer dem Soldaten verständlichen und ihn fördernden Literatur. Referent fand unter den Büchern selbst einige deutsche, für etwaige deutsche Streiter unter den englischen Regimentern bestimmt. Im Bibliothekzimmer sind die wichtigsten Zeitungen aufgelegt, so wie Schreibmaterialien für Diejenigen, welche sich etwa Notizen machen, oder Briefe u. dgl. schreiben wollen. Ferner befindet sich im Haus eine Druckerpresse, um etwa nöthige Circulare, Programme ꝛc. drucken zu können, und eine Drehbank zur Benutzung für Jeden, der sich darauf versuchen will. In der Nähe sind mit Gas beleuchtete Kegelbahnen und zum Turnen und zu verschiedenen Spielen im Freien eingerichtete, ummauerte Plätze.

Die Anstalt soll ausdrücklich für die Unteroffiziere und Soldaten der Garnison bestimmt sein, nur sie können Mitglieder derselben werden, und ein Ausschuß von etwa 30 Personen, dem die Verwaltung obliegt, wird darum auch einzig aus ihrer Mitte erwählt. Diesem Ausschuß wurde das Gebäude im Juni d. J. vom Secretair der Gesellschaft der Subscribenten durch eine Garnisonsordre übergeben, und die Eröffnung desselben geschah durch eine Rede des in Chatham commandirenden Generals Eyre vor einer großen Versammlung von Officieren und Soldaten. Das Ehrenpräsidium über die Institution führt der Herzog von Cambridge, der Höchstcommandierende der englischen Armee; ihm zur Seite stehen, wie es in solchen Fällen in England üblich ist, als „patrons und patronesses" eine Reihe hochgestellter Herren und Damen.

Die seit der Eröffnung gemachten Erfahrungen erweisen sich als außerordentlich befriedigend, so sehr, daß das Kriegsministerium gesonnen ist, auch an andern Garnisonorten, wie in Shorncliffe und Portsmouth auf Staatskosten ähnliche Anstalten zu errichten. Für's Erste ist die noch auf dem Bau stehende Schuld beinahe getilgt, und es ist so ziemlich gewiß, daß wenn es vollends geschehen sein wird, aller künftige Aufwand ohne künftigen Zuschuß aus den regelmäßigen Einnahmen wird bestritten werden können. Diese Einnahmen fließen aus folgenden Quellen:

1. Aus den wöchentlichen Beiträgen der Mitglieder, bestehend aus 2 Pence per Mann für Unteroffiziere und 1 Penny für Gemeine.
2. Aus dem Betrieb der Wirthschaft, der indeß nicht sehr viel abwirft, da Alles sehr wohlfeil abgegeben wird.
3. Aus dem Eintrittsgeld für regelmäßige wöchentliche Concerte und ähnliche Abendunterhaltungen.
4. Aus dem Erlös von außerordentlichen Concerten und Abendunterhaltungen, welche blos zuweilen von Officieren und Nichtmitgliedern gegeben werden.
5. Gasbeleuchtung und Heizung werden umsonst vom Staat, und zwar aus Ersparnissen geliefert, welche sich bei Beleuchtung und Heizung der Kasernen ergeben.

Die regelmäßigen wöchentlichen Concerte und Abendunterhaltungen (sub 3) werden durchaus freiwillig von Mitgliedern des Museums gegeben. Sie bestehen aus Instrumentalmusik, Quartetts, Sextetts ꝛc. von den Regimentsmusikern, Gesang von Unteroffizieren und Soldaten und deren Frauen, Deklamationen ernsteren oder komischen Inhalts u. dgl. Zunächst für die Soldaten bestimmt, ist an diese Unterhaltungen natürlich kein zu hoher Maaßstab anzulegen; sie halten sich aber doch in so tactvollen Schranken, daß nicht nur die Soldaten selbst ungemeinen Gefallen daran finden, sondern daß auch Officiere mit ihren Frauen und Angehörigen dabei erscheinen und sich mitten unter die Gemeinen setzen, ohne dadurch im Geringsten dem Vergnügen der Letzteren Eintrag zu thun. Die Mitglieder haben dabei freien Zutritt. Von Nicht-Mitgliedern zahlen Soldaten 1 Penny per Mann, Civilisten 3 bis 6 Pence. — Die außerordentlichen Concerte (sub 4) werden nicht nothwendig von Mitgliedern des Institutes selbst, sondern meist von Nichtmitgliedern aber zum Besten desselben in dessen Räumlichkeiten gegeben. Die Unterhaltung in denselben ist für gebildeteren Geschmack berechnet, soll sich aber doch nicht über das Verständniß auch des gemeinen Soldaten erheben. Das Eintrittsgeld ist höher gestellt, 2 Shilling für Civilisten, 1 Schilling für Officiere oder ihre Angehörigen, in den hinteren Sitzen 6 Pence für Civilisten und 3 Pence für Soldaten. Der Gesammtbetrag eines solchen Abends erreichte seither im Durchschnitt die Höhe von 15 bis 20 Pfund Sterling.

(Schluß folgt.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel, Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Alle Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 51. Berlin, den 17. December 1862. **Nr. 51.**

Uebersicht der in den Kranken- und Siechenhäusern des Johanniter-Ordens am 1. December 1862 befindlich gewesenen Kranken und Siechen.

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
1.	**Sonnenburg:**			
	Bestand am 1. November 1862	45		
	Zugang pro November	10		
		55		
	Abgang	4		
	Bleibt Bestand	51	51	60
2.	**Polzin:**			
	Bestand am 1. November 1862	44		
	Zugang pro November	9		
		53		
	Abgang	14		
	Bleibt Bestand	39	39	54
3.	**Preußisch-Holland:**			
	Bestand am 1. November 1862	18		
	Zugang pro November	16		
		34		
	Abgang	16		
	Bleibt Bestand	18	18	34
4.	**Gerdauen:** (Neu eröffnet.)			
	Bestand am 1. November 1862	3		
	Zugang pro November	6		
		9		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	7	7	26
5.	**Jüterbock:**			
	Bestand am 1. November 1862	17		
	Zugang pro November	5		
		22		
	Abgang	7		
	Bleibt Bestand	15	15	23
6.	**Neu-Ruppin:**			
	Bestand am 1. November 1862	21		
	Zugang pro November	9		
		30		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	18	18	20
7.	**Stendal:**			
	Bestand am 1. November 1862	21		
	Zugang pro November	22		
		43		
	Abgang	23		
	Bleibt Bestand	20	20	35
8.	**Züllchow:**			
	Bestand am 1. November 1862	12		
	Zugang pro November	9		
		21		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	15	15	50
	zu übertragen	—	183	292

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1862 vorhandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin vorhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag		183	292
9.	**Erdmannsdorf:**			
	Bestand am 1. November 1862	38		
	Zugang pro November	7		
		45		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	33	33	50
10.	**Reichenbach:**			
	Bestand am 1 November 1862	8		
	Zugang pro November	16		
		24		
	Abgang	12		
	Bleibt Bestand	12	12	35
11.	**Falkenberg:** (Neu eröffnet.)			
	Bestand am 1. November 1862	—		
	Zugang pro November	10		
		10		
	Abgang	6		
	Bleibt Bestand	4	4	14
12.	**Neusalz a/O.:** (Neu eröffnet.)			
	Bestand am 1. November 1862	2		
	Zugang pro November	4		
		6		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	5	5	17
13	**Tirschtiegel:**			
	Bestand am 1. November 1862	3		
	Zugang pro November	3		
		6		
	Abgang	2		
	Bleibt Bestand	4	4	8
14.	**Pinne:**			
	Bestand am 1. November 1862	6		
	Zugang pro November	2		
		8		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	8	8	8
15.	**Franstadt:**			
	Bestand am 1. November 1862	1		
	Zugang pro November	1		
		2		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	2	2	6
16.	**Murowana-Goslin:**			
	Bestand am 1. November 1862	—		
	Zugang pro November	1		
		1		
	Abgang	—		
	Bleibt Bestand	1	1	8
	zu übertragen	—	252	440

№	Namen der Orte, wo sich die Häuser befinden.	Zahl der Kranken u. Siechen.	Summa der am 1. Dec. 1862 verbandenen Kranken u. Siechen.	Zahl der darin verhandenen Kranken-Betten.
	Uebertrag:	—	252	440
17.	**Mansfeld (Siechenhaus):**			
	Bestand am 1. November 1862	18		
	Zugang pro November	—		
		18		
	Abgang	1		
	Bleibt Bestand	17	17	18
18.	**Altena:**			
	Bestand am 1. November 1862	7		
	Zugang pro November	7		
		14		
	Abgang	8		
	Bleibt Bestand	6	6	38
	Zusammen:	—	275	496
	Am 1. November 1862 waren vorhanden	—	259	439
	Die Zahl der Kranken und Betten hat sich mithin bis zum 1. Dec. vermehrt um	—	16	57

Der gesammte Abgang an Kranken pro November 1862 beträgt 126, davon sind:

a) gestorben	16
b) geheilt entlassen	100
c) ungeheilt oder nur gebessert entlassen	10
wie vor	126.

Außer den vorgenannten 18 Kranken- und Siechen-Häusern ist noch aufzuführen:

19) **Das Ordens-Krankenhaus zu Beirut in Syrien mit 45 Betten:**

Bestand am 1. October 1862		29 Kranke.
Zugang pro October		45 „
		74 Kranke.
Davon sind: geheilt	26	
gebessert	10	
gestorben	2	
ungeheilt entlassen oder fortgegangen	3	
	41	41 „
Bleibt Bestand am 1. November		33 Kranke.

Von den 45 pro October neu Aufgenommenen waren: Drusen 1, Muhamedaner 1, Christen 43; davon Europäer 1, Orientalen 44.

Die Gesammtzahl der seit dem 17 April c. aufgenommen Kranken beträgt 180.

In der Poliklinik sind im Laufe des Monats October 233 Kranke neu in Behandlung getreten.

Die Gesammtzahl der poliklinisch Behandelten beträgt 819.

Der Ursprung des Rothen Adler-Ordens.

Nur wenige der vorhandenen gedruckten Nachrichten über die Stiftung, wiederholten Veränderungen und Erweiterungen des Rothen Adler-Ordens gehen auf den eigentlichen Ursprung und die Entwicklung desselben aus dem Markgräflich Bayreuthschen Orden de la Concorde zurück. Einige erwähnen allerdings die Verbindung zwischen dem Rothen Adler-Orden, dem Orden de la Concorde und dem Orden de la Sincérité, welcher den Uebergang zwischen beiden bildete. Leider waren aber die bisher öffentlich zugänglichen Nachrichten darüber sehr dürftig; und da das „Buch vom Rothen Adler-Orden" von L. Schneider, welches der Commerzienrath A. W. Hayn mit außerordentlichem typographischem und künstlerischem Aufwande gedruckt hat, — nur zu Geschenken an wissenschaftliche Anstalten, Bibliotheken und Archive bestimmt, — nach dem Willen des Herausgebers nicht käuflich werden soll, so möge hier wenigstens eine Zusammenstellung der wesentlichsten Resultate folgen, welche die Forschungen L. Schneider's in den betreffenden Archiven ergeben.

Für die Stiftung des Ordens du Brasselet oder de la Concorde, ist Sigmund von Birkens „Hochfürstlich Brandenburgischer Ulysses oder Verlauf der Landes-Reise, welche der Durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Christian Ernst, Markgraf zu Brandenburg, durch Teutschland, Frankreich, Italien und die Niederlande höchstlöblich verrichtet, aus denen Reis-Diariis zusammengetragen, Bayreuth 1676," die einzige gedruckte Quelle, aus welcher Wippel, Rammelsberg, Spies, Büsching, Küster u. s. w. ersichtlich geschöpft, wenigstens hat Keiner von ihnen Neues oder Anderes darüber beizubringen gewußt.

Markgraf Christian Ernst wurde bekanntlich erst im Jahre 1661 von seinem Vormunde, dem großen Kurfürsten, mündig erklärt und trat am 29. October dieses Jahres seine Regierung an. In der Königlichen Bibliothek zu Berlin befinden sich die „Edukations- und Peregrinations-Akten" dieses ausgezeichneten Fürsten, jedenfalls eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des Hohenzollerschen Hauses, aus denen der Director der Königlichen Kunstkammer, Leopold von Ledebur, in den „Märkischen Forschungen" IV. Band 2. Hälfte, einen höchst interessanten Auszug gegeben. Auch hier ist die Stiftung des Ordens de la Concorde nur mit wenigen Worten erwähnt und begreiflich so, weil der Orden erst mit dem Antritte der Regierung des jungen Markgrafen Christian Ernst, eine allgemeine und namentlich staatliche Bedeutung gewinnen konnte.

Nach dem „Brandenburgischen Ulysses" finden wir den damals sechszehn Jahr alten Prinzen im März 1660 im südlichen Frankreich, der spanischen Grenze zueilend, wo die Zusammenkunft der Könige von Spanien und Frankreich und die Vermählung des letzteren, Ludwigs des XIV. mit der Infantin Maria Theresia, Tochter Philipps des IV., stattfinden sollte. Er war hier Zeuge der glänzenden Festlichkeiten, welche die Uebergabe der Königlichen Braut begleiteten, und wurde auch dem Könige und der Infantin vorgestellt. Die letztere Visite war allerdings nur kurz, denn Sigmund von Birkens erzählt davon: „Folgenden Morgens (7. Mai) fuhr der Prinz nach Fuenterabia und machte daselbst um 11 Uhr dem Könige in Hispanien Reverenz, Sr. Majestät wegen des Friedens mit Frankreich und der Mariage gratulirend. Er redete französisch, weil der König diese Sprache verstehet, welcher aber auf spanisch mit etlichen Worten antwortete, die er nicht verstanden. Die Infantin war noch nicht angekleidet, weswegen der Hochfürstliche Prinz bey einer guten Stunde sich länger aufhalten mußte. Sobald Sie angezogen, wurde Er, neben denen, Ihnen Aufwartenden, hineingeführt. Er gratulirte Ihr gleichfalls wegen der Mariage und redete Sie französisch an, in Meinung, daß Sie diese Sprache nunmehr wohl verstehen würde. Sie sagte in ihrer Sprache, ob Er nicht spanisch verstände? — und als solches mit Nein! beantwortet worden, machte Ihre Majestät eine Reverenz: und hiermit war die Visite geendet. Sie wurden nachmals berichtet, wie daß die Infantin bis dahin nicht ein Wort französisch gelernt hätte." —

Unter aller Pracht, die bei dieser Gelegenheit von

den beiden Höfen entwickelt wurde, scheinen die Orden den meisten Eindruck auf den jungen Brandenburgischen Fürsten gemacht zu haben, wenigstens registrirt von Birken auf das Sorgfältigste, welche Orden, und an wie überaus prächtigen Ketten sie getragen wurden. Der König von Spanien trug das güldene Vellum (Vließ), der Grande, Don Luis de Haro den Orden von Alcantara, an einer güldenen Kette voll großer Diamanten, Ludwig XIV. den heiligen Geist-Orden u. s. w. u. s. w., und es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade diese Ordens-Pracht allerlei Gedanken bei unserm jungen Markgrafen angeregt, die auch an demselben Tage noch einen bestimmten Ausdruck finden sollten. Am Abende nehmlich berichtete der ebenfalls in Fuenterabia anwesende „Königlich Suedische Ambassadeur Mr. de Biörenklaw" durch Botschaft:

„wie daß in Teutschland der so hoch verlangte Friede zwischen Ihrer Kaiserlichen Majestät, Sr. Churfürstlichen Durchlaucht zu Brandenburg und der Cron Sueden durch Göttliche Verleihung geschlossen worden. Wie Sie dann über dieser Zeitung sich so hoch erfreuet, daß Sie zu immerwährendem Andenken dieses glückseligsten Tages und Ihrer Reise nach Hispanien, den Orden de la Concorde, von welchem im folgenden V. Capitel mit Umständen soll geredet werden, zu stiften sich resolvirt. Es war auch dieses Jahr wohl ein recht Glücks-, Friedens- und Freuden-Jahr; als in welchem die ganze Christenheit Ursach bekommen, Gott vor sonderbare Gnade-Wohlthaten Preis und Dank zu sagen. Gleichwie man aber im Frühling aus den Knöpfen, von künftiger Zierde des Rosenstocks zuvor zu urtheilen pflegt, also läßt sich aus diesen erzählten hohen Reisbegebnissen errathen und muthmaßen, daß dieser hochfürstliche Prinz, den das Glück in seiner Jugend also lieblich angelächelt, Sich zu hohen Sachen distiniret und geboren zeigen werde."

Der Entschluß also, einen Orden zu stiften, stand an diesem Tage bei dem Markgrafen fest, und waren es die beiden Friedensschlüsse, welche ihn veranlaßten. Bei Gelegenheit des französisch-spanischen, von dem Ludwig XIV. bei der Zusammenkunft mit Philipp IV. versprochen, daß er ein „ewiger" sein sollte, sagt zwar der Prinz selbst: „Der Erfolg hat nachmals gelehrt, daß bei den Franzosen Ewig soviel als kaum ein Jahr lang heiße." Doch mag die Freude darüber allerdings eine große und herzliche gewesen sein.

Von Fuenterabia, wo die „Ablezung" der beiden Könige stattfand, ging der Prinz nach Saint Jean de Luz, wo die Trauung geschah, dann nach Bayonne und von dort am 4. Juni nach Bordeaux. Hier lag das Schiff, auf welchem Ludwig XIV. mit seiner jungen Gemahlin nach Blaye fahren wollte, und am 15. Nachmittags besah der Prinz mit seiner Begleitung dieses Schiff, „fanden aber an selbigem nichts sonderbares, außer daß es mit allerhand feinen Emblematibus geziert war: deren eines über der Thür über dem Eingange durch einen Engel zwo Cronen zusammenbande mit dieser Obschrift:

„Sic geminas concordia necte Coronas."

„Weilen der Hochfürstliche Prinz seiner gefaßten Resolution, einen Orden zu stiften, sich dießorts erinnerte, und zugleich erwähnt wurde, wie daß auch Edwardus III. König in Engelland den Orden de la Jartière zu Bordeaux*) gestiftet, hat er den Seinigen de la Concorde gleichfalls daselbst den Anfang geben wollen und solchen alsobald selber angenommen, auch denen hierüber verfaßten Satzungen gemäß zu leben, sich freywillig erboten. Er hat denselben vor diesmal dem Herrn Hofmeister Borken und Herrn Inspectorn Lilien, nachmals zu Paris Herrn Herzog Christian zu Holstein, Mr. de Leinek, auch Herrn Luitke als Secretario des Ordens und anderswo Anderen mitgetheilt. Das Ordenzeichen ist ein Kranz von Diamanten, in Gold gefaßt, mit einer güldenen Platte in der Mitte, darauf eingeschmelzet zu sehen, zwey Oelzweige, welche, beyderseits auf eine güldene Cron gestecket, oben bey einem Fürstenhut in der Form eines Krauzes sich schließen. Zwischen beiden Kronen stehet das Wort:

„Concordant!"

auf der andern Seite aber, der Name des Durchlauchtigsten Stifters unter einem Fürstenhut und darüber das Jahr und der Tag dieser Stiftung auf folgende Weise

„den 15. Jun. 1660.
C. E. M. Z. B."

Dieser Orden wird um den linken Arm, an einem blauen Bande getragen und ist nicht allein oberwähnter denkwürdigen Königlichen Friedens- und Liebes-Vereinigungen ein schönes Gedächtniß, sondern auch ein Sinnbild der Diamantfesten und unendlich zusammenhangenden Herzens-Eintracht, welche neben anderen würdigsten Gliedern, auch die Treue-gehorsamsten Unteren, zu ihrem geehrtesten und gnädigsten Oberhaupte, in ein Band der Gleichgesonnenheit samlet und verknüpfet. Dieser Hochlöbliche Orden verdient unter die vornehmsten gezehlet zu werden, weil er ein Gedächtniß ist, der, in diesem Jahr (eben im Zeheuden nach dem großen Teutschen Frieden-Schluß) in das Christliche Europa wiederkehrenden Heiligen Eintracht; durch welche die Sieben Haupt-Kronen und Planeten der Christenheit, als das Römisch-Teutsche Reich, Hispanien, Frankreich, Engelland, Denemark, Polen und Sueden, die vorher in langer Opposition gestanden, in eine freundliche Conjunktion zusammengetreten.**) Gott stürze den Geist der Zweytracht, der sie nun wieder zerrissen (1676) und verfüge in Gnaden, daß alle Christlichen Potentaten und Magnaten bald wieder in den himmlischen Orden de la Concorde, freund-friedlich zusammentreten mögen!" —

Damit endet die einzige vorhandene urkundliche Nachricht, der man doch wohl Glauben schenken muß, da das genannte Buch unter den Augen des fürstlichen Stifters erschien. Auf dem Titelkupferblatt ist der Orden unter der Ueberschrift: „Ordre du brasselet de la Concorde" allerdings etwas undeutlich abgebildet. Es zeigt sich hier eine Art von Schild oder Plaque von zwei Oelzweigen umgeben, die oben in einem Fürstenhut endigen. Rings um dieses Schild ist eine Kette gelegt, deren einzelne (16) Glieder aus reich gefaßten Juwelen bestehen, oben, unten, und an beiden Seiten aber von 4 größern in Form von Kleinodien gefaßten Plaquen unterbrochen sind. Ueber der Kette zeigt ein Bandeau die Buchstaben C. E. M. Z. B.***)

*) Daß der Hosenband-Orden in Bordeaux gestiftet wurde, behauptet wohl nur der Brandenburgische Ulysses.

**) Hier sieht man den tief astrologischen Zug des Zeitalters wieder. D. R.

***) Christian Ernst, Markgraf zu Brandenburg.

und darüber wieder einen Fürstenhut. Von einem Ordenskreuze, oder der Art wie der Orden getragen wurde, ist aus dieser Abbildung nichts zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Soldatenmuseum in Chatham.

(Aus „Blätter für das Armenwesen".)

(Schluß.)

Außer dieser günstigen Gestaltung der finanziellen Verhältnisse ist eine weitere befriedigende Wahrnehmung die, daß die Anstalt sich unter den Soldaten, für welche sie bestimmt ist, und welche sie doch nur ganz freiwillig anziehen will, bisher als sehr populär erwiesen hat. Etwa ½ der ganzen Garnison sind Mitglieder derselben, und zwar haben sich ihr nicht nur die besseren Elemente mit Begeisterung zugewandt, sondern auch das leichtere Volk betheiligt sich in Menge. Es bedarf nicht der Bemerkung, daß der letztere Erfolg in besonderem Maaß als den ursprünglichen Zwecken entsprechend angesehen werden muß. Das Museum hat zwei Eingänge, den einen von der Straße, den andern von den Kasernen aus. Der erstere wird beim Zapfenstreich geschlossen, der andere bleibt eine Stunde länger, und an Concerttagen noch eine Stunde nach Beendigung des Concerts offen. Die Mitglieder haben jeden Abend während dieser Stunden frei, sind aber gehalten, dieselbe entweder im Museum oder wenigstens innerhalb der Kasernenräume zuzubringen. Es ist seither noch nicht bekannt worden, daß je Mißbrauch mit der Vergünstigung getrieben worden wäre. Innerhalb des Institutsgebäudes selbst ist noch nie die geringste Ruhestörung vorgekommen. — Wir enthalten uns weiterer Bemerkungen über die beschriebene Anstalt. Die durch dieselbe erzielten Erfolge sprechen für sich selbst. Sie weisen aber ohne Zweifel auf ein in allen Garnisonen mehr oder minder vorhandenes Bedürfniß und zeigen einen Weg, auf dem dasselbe im vorliegenden Fall befriedigt worden ist. Nur das scheint besonders beachtenswerth, daß man die günstigen Resultate vorzüglich der Verfolgung eines Systems zu verdanken hat, welches sich auch sonst in England in ähnlichen Einrichtungen schon als besonders wirksam erwies, nämlich dem, bei dem geringst möglichen Maaß von Bevormundung die Anstalt mit vollem Vertrauem ganz in die Hand der Betheiligten, hier der Soldaten zu geben, so daß in ihnen, die ja auch ihre Beiträge, so gering sie sind, bezahlen, das Bewußtsein erweckt wird, daß es ihre Anstalt ist, daß sie selbst sie erhalten, und daß sie selbst es auch sind, welche die Ehre und Fortentwickelung derselben gegenüber von Stadt und Garnison, und besonders auch gegenüber von jenen hohen Gönnern, welche nominell an der Spitze stehen, zu wahren und zu befördern haben.

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

Es ist zu allen Zeiten unter allen Völkern eine aus der Natur der Dinge entstehende Nöthigung gewesen, diejenigen Angehörigen eines Staates, Volkes, oder Stammes, welche durch Klugheit, Heldenmuth und hohe Tugenden ihrem Lande voranleuchteten, ihm Schutz in Gefahr, weisen Rath in Krieg und Frieden, und die Wohlthaten höherer Gesittung und Kultur gaben, zu bevorzugen, an die Spitze der Volksgemeinschaft zu stellen, ihnen im Leben Verehrung und Liebe, nach dem Tode, oft sogar fast abgöttische, Verehrung zu erweisen. Die Heroen mit ihren Geschlechtern bildeten den ersten Adel der alten Welt. Wie in Egypten die Thotmosis und Sethone, so in Griechenland die Herakliden, Lagiden und, um einzelne Männer zu nennen, ein Themistokles, Alcibiades, Solon, Lykurg u. a. m., welche die Leuchten ihrer Zeit, die Lehrer und Erzieher ihres Geschlechts, die Beförderer der ersten Entwicklung jener alten Reiche gewesen.

Gleichwohl ist dem Adel von Alt-Hellas nicht einmal die äußere, geschweige die innere Eigenschaft des wahren Ritterthums zuzuerkennen, und grade an ihnen erweist sich, wie sehr Adel und Ritterthum zwei ganz geschiedene Dinge sein können.

Zum Adel gehörte edle Abstammung und, daß man in allem Thun und Lassen derselben eingedenk sei, sich ferner in strenger Reinheit abgesondert halte und nie mit andren Volksklassen durch Heirath oder Konkubinat vermische. Der althellenische Adel hatte ferner das Vorrecht gewisser bedeutsamer magistratualischer Aemter und der Sacrilegien, aus ihm ward der Archont, der Feldherr und der Opferkönig erwählt. Daraus erhellt, daß der Adel von Anbeginn stets eine vorwaltend politische Korporation gewesen.

Zum Ritter an sich gehört aber dies Alles nicht, sondern vor allen Dingen das Berittensein, die überwiegende Kampfesfähigkeit der späteren Zeiten. Vom Roßdienst wußten die Adligen des alten Hellas nichts. Sie kämpften stets zu Fuß, wenn auch in erster Linie, mit dem übrigen Volke, der Feldherr und einzelne Führer des Heeres bedienten sich der Streitwagen. Allerdings waren die tessalischen Reiter berühmt, aber die Tessalier waren ein griechischer Volksstamm, die, ähnlich wie Ungarn oder Araber, vermöge ihrer Pferdezucht von Geburt Reiter waren, und auch keine andere Kampfweise, als die zu Roß, kannten. In Griechenland war der Reiterdienst also nicht an den Adel, sondern an gewisse Provinzen gebunden. Alexander der Große und die macedonische Oberherrschaft machte nachher allen diesen Verhältnissen ein Ende. —

Im alten Rom treffen wir zuerst auf den Begriff der Ritterlichkeit, des Ritterstandes mit seinen Institutionen, Insignien und seiner korporativen Bedeutung. Der altrömische Adel, aus den ältesten Geschlechtern und Geschlechtsfolgen erwachsen, bildete das Patriciat, hatte den Senat, die höchsten politischen, und selbst, nachdem ihm diese längst geraubt worden, noch die höchsten Priester-Aemter inne, ähnlich wie in Hellas. Aber sobald der Adel in's Feld zog, stritt er zu Roß und zwar nicht als Adel sowohl, sondern als das dem höchsten Vermögenscensus unterworfene Bürgerthum von Rom, welches reich genug war, Pferd, volle Reiterrüstung und erhöhteren Kriegsbedarf zu unterhalten und dem Vaterlande zu weihen. Das Wort Sold kannte man nicht, man gab für Vertheidigung des Heerdes sowohl Leib wie Vermögen hin! Nicht blos nur aus dem Adel, der Aristokratie, sondern dem ganzen römischen Vollbürgerthum gingen die römischen Ritter hervor. Es gehörte zu ihm nur freie römische Geburt aus dem Vollbürgerthume

(populus, plebes) ein Vermögen, das den Reitercenſus errichte und Uebung im Reiterdienſt. Einem ſolchen Manne, der dies Alles bei ſich nachzuweiſen vermochte, ob er nun von den ariſtokratiſchen Juliern und Claudiern abſtammte, oder nur von vollbürgerlich gebornen Eltern die den höchſten Cenſus zahlten, ertheilte der Senat, reſp. der Cenſor, das Ritterpferd, den Ritterring, und er ward in die Liſten der römiſchen Ritter (Equites) eingetragen und in ihre Schwadronen aufgenommen, deren Führer der Magister equitus, ein Adliger, Senator und erſter römiſcher Ritter war, und welche die sex suffragia (veleres), alſo die adligen Ritter und die zwölf Centurien plebejiſcher Ritter umfaßte, deshalb finden wir in Rom den Stand der Ritter von dem des Patrizierthums getrennt, es war vielmehr die reiche, roßgeübte, freigeborne Elite der Stadt Rom, und wir ſehen deshalb ſchon unter Servius Tullius und im Jahre 334 d. St. eine Menge Ritter, die beſtimmt niemals patriziſcher Abkunft geweſen ſind. — Unter den ſpäteren Cäſaren, und nachdem Rom durch das Chriſtenthum, die Züge der Gallier und Germanen von ſeiner gewaltigen Höhe ſank und zerfiel, war das freie Ritterthum eine der erſten fallenden Inſtitutionen. Das Heer wurde ein Soldheer, die Senatoren orientaliſche Speichellecker und Sklaven, die Ritter waren in die ganze Welt unter die Legionen als Offiziere verſtreut. —

Dem Ritterthume ſeinen eigentlichen Geiſt zu verleihen, ihn zu ſeiner idealſten Höhe, ſeinem gewaltigſten Beruf zu erheben, war allein dem Chriſtenthum vorbehalten. Es machte den Ritter zum Streiter Gottes, zum Beförderer chriſtlicher Geſittung und einer neuen Weltordnung auf Erden, wo das Weib zu ſeinem vollen menſchlichen Recht, unſer Geſchlecht zum reineren Bewußtſein ſeiner Gotteskindſchaft gelangen ſollte. Die höchſte Blüthe des chriſtlichen Ritterthums ſind die Kreuzzüge, von denen nichts übrig bleiben ſollte, als — die Dornenkrone der Johanniter und Templer mit ihren blutigen Roſen!

In das Weſen dieſes chriſtlichen Ritterthums des Mittelalters einen Blick zu thun, finden wir kein geeigneteres Mittel, als die vortreffliche Schrift: „Die ritterliche Geſellſchaft im Zeitalter des Frauenkultus“ von Jacob Falke, Fürſtl. Lichtenſtein'ſchen Bibliothekar, veröffentlicht in der „Deutſchen National-Bibliothek“ herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Berlin, Verlag von B. Brigl — deren verſchiedene Hauptmomente wir in Folgendem, ſo weit es der Raum uns gönnt, geben, die ganze Schrift aber angelegentlichſt empfehlen. —

„Drei Dinge waren es, die das Leben des Ritters erfüllten: die Religion, die Liebe und das Waffenwerk. Gott und die Frau herrſchten über ihn und gaben ſeinen Thaten ein Ziel. So erhielt das rohe Waffenhandwerk eine höhere Weihe, und dadurch eben unterſchied ſich der Ritter vom antiken Heroen. Dieſer kämpfte um des Kampfes Willen, zur Bethätigung der innewohnenden Kraft, um der Luſt zu genügen und den Ruhm des Stärkeren davon zu tragen, jener für einen außer ihm liegenden, höheren Zweck; von ihm wurde Entſagung ſeiner ſelbſt, Aufopferung verlangt, der andere folgte ſeinem eignen Triebe und fand den Genuß in der Erfüllung deſſelben.“

„Im vollkommenen Ritter ſollten die drei Elemente ohne Streit und untrennbar mit einander vereinigt ſein; ja ſelbſt die Dame ſollte ſich von den heiligen Pflichten ihres Ritters ſo erfüllt zeigen, daß, wenn der Ruf an ihn erging, ſie ſelbſt ihn zum Kreuzzug ermunterte, ſie ſelbſt ihm das Kreuz an die Bruſt heftete. Wir haben auch ſolche Beiſpiele. Aber nicht einmal die fromme Landgräfin Eliſabeth vermochte es über ſich zu gewinnen: ſie ſank in Ohnmacht, als ſie an ihrem geliebten Gemahl das Kreuz entdeckte, das er ſchon vor einiger Zeit genommen, aber zu ihrer Schonung verborgen gehalten hatte. Im Leben war Gott und die Frau für den Ritter öfter ein ſtreitender, als ein verſöhnender Wiederſpruch, und daher ſehen wir im Ritterthum, je nachdem die Religion oder die irdiſche Liebe vorherrſcht, die hohe, ernſte und opferwillige Seite und die weltlich fröhliche, ſinnlich üppige neben einander in gleicher Stärke ausgebildet. Die Dichtung hat ſich beider Richtungen ebenſo ſelbſtſtändig bemächtigt und beide im Parcival und Triſtan in ſo ausgezeichneter Weiſe dargeſtellt, daß uns nur die Vorliebe für eine der Richtungen veranlaſſen wird, dem einen oder dem andern Werke den Preis zuzuerkennen.“

„Parcival, wie ihn Wolfram von Eſchenbach darſtellt, iſt der Held der Gottesminne. Wie der Kreuzritter das gelobte Land und die Leidensſtätten des Herrn aus den Händen der Ungläubigen befreien ſoll, ſo iſt es ihm auferlegt, den heiligen Gral, das poetiſche Symbol der Kreuzfahrten, zu erringen und ſich im Kampfe dafür würdig zu machen, ein König des Grals zu ſein. Er iſt mit ganzer und heißer Seele ein Ritter, obwohl ihn die Mutter, trauernd über den allzufrühen Schlachtentod des geliebten Gemahls, in der Einſamkeit fern von aller Welt aufgezogen und ihm abſichtlich jegliche Kenntniß vom Ritterleben vorenthalten hat. Obwohl alſo in Jugendblöde und völliger Lebensunkunde aufgewachſen, bedarf es doch nur des flüchtigen Anblicks daherſprengender gerüſteter Ritter, um die angeborene Leidenſchaft auf einmal und unbezwinglich anzufachen. Er wäre kein Ritter geweſen, wenn nicht auch alsbald die Frauenliebe ſein Herz ergriffen hätte; aber mitten aus der Seligkeit reißt er ſich los von der geliebten Frau, die er errungen hat, ſowie er das Gebot Gottes in ſeinem Innern ſpürt, um nun auf weiten und langen Fahrten, unter Kämpfen und Entbehrungen, in einem Leben des Zweifels, der Reue und faſt der Verzweiflung ſein Inneres zu läutern, daß er endlich würdig das ihm beſtimmte hohe Königsthum antreten möge.“

„Wie Parcival von der religiöſen Bedeutung des Ritterthums ergriffen iſt, in gleichem Grade kennt ſein Gegenbild, Gottfried's von Straßburgs: Triſtan, nur die andere Seite, die irdiſche Liebe. Triſtan iſt ſeiner äußeren Anlage nach ein ſo idealer Ritter wie jener, ſo ſchön, ſo reich begabt und ausgeſtattet von Natur, ſo tapfern und ſtarken Arms, der glücklichſte Sieger im Kampf mit unbezwungenen Gegnern; von dieſer weltlichen Seite ſo vollkommen, daß ein jeder ſtrebende Knappe ſein nicht zu erreichendes Vorbild in ihm ſehen mochte. Aber in einem Kampfe vermochte er nicht zu ſiegen: mit ſich ſelbſt und ſeiner irdiſchen Leidenſchaft.“

(Fortſetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

(Aus Chambers' Journal.)

Das gelbe Fieber, das gefürchtete Vomito (Erbrechen) Westindiens, die verhängnißvollste der tropischen Epidemien, hat New-Orleans seit einem halben Jahrhundert durchschnittlich alle drei Jahre einmal heimgesucht. Die Krankheit ist oft in Mobile, Savannah und Charleston gleichzeitig wie in New-Orleans aufgetreten. Sie hat die Ufer des Mississippi zuweilen bis nach Memphis hinauf verheert. An der atlantischen Meeresküste hauste sie vor einigen Jahren schrecklich in Norfolk und Portsmouth, in Virginien, und früher machte sie auch gelegentliche Besuche in Philadelphia und New-York.

Eine südliche Stadt zeigt während der Heimsuchung des gelben Fiebers ein trauriges Schauspiel. Die ergriffenen Personen sind meist Fremde aus dem Norden, oder Einwanderer aus Europa. Sehr wenig im Süden Geborene oder durch mehrjährigen Aufenthalt Akklimatisirte fallen ihr zum Opfer. Allein kein Fremder ist sicher. Mag er nun bei Tag auf der Straße fallen, oder Nachts von einem Anfall aufgeweckt werden, immer wird er, begleitet von den Mitgliedern einer menschenfreundlichen Gesellschaft, oder den barmherzigen Schwestern, in das Hospital getragen und meistens in drei bis fünf Tagen in ein namenloses Grab gelegt. Sein Sarg wird in einen „Ofen" geworfen, und mit einigen Backsteinen und etwas Mörtel geschlossen. Wie verderblich diese Krankheit unter Fremden sein kann, erweisen die Todtenlisten in den Hospitälern von New-Orleans: im Tuoro-Infirmary gab es auf hundert Erkrankungen 40,72 Todesfälle; im Luxemburg-Hospital betrugen die Todesfälle 52,60 Procent, und in den Hospitälern des Gesundheitsbüreau 33—47 Procent. In einer Jahreszeit in welcher die Todesfälle vom gelben Fieber in New-Orleans 70,11 betrugen, waren 3569 Irländer und 2399 Deutsche das Opfer dieser Seuche. Amerikaner aus den nördlichen Staaten verlassen, wenn sie nicht akklimatisirt sind, gemeinlich New-Orleans am 1. Mai. Die irischen und die deutschen Einwanderer, welche sich dort ansiedeln, verlassen die Stadt überhaupt nicht, allein eine sehr große Anzahl derselben geht am gelben Fieber und an andern mit einem heißen und von ungesunder Luft erfülltem Klima in Verbindung mit stehenden Krankheiten zu Grunde.

Es läßt sich nicht beweisen, daß diese Krankheit in irgend einem Theile der Vereinigten Staaten spontan, d. h. ohne äußern Anlaß, entsteht. Sie herrscht zu allen Zeiten in Theilen der tropischen afrikanischen Küste. Sie entsteht jeden Sommer zu Veracruz in der Republik Mexico, und fast jeden Sommer zu Havana, auf Cuba. Sie wird von einem dieser Plätze nach Orleans gebracht, und gewöhnlich von Havanna aus nach Savannah und Charleston verschleppt. Von New-Orleans aus verbreitet sie sich nach Mobile, Galveston, Vicksburg und zuweilen nach Memphis.

Eine strenge und wirksame Quarantaine würde sie von allen diesen Plätzen abhalten, und durch dieses Mittel haben sich New-York und Philadelphia so lange gegen ihre Anfälle geschützt. Als diese Städte von der Krankheit heimgesucht wurden, zeigten sich die ersten Erkrankungen auf einem Schiffe, in das sie verschleppt worden war, und verbreiteten sich dann von diesem Punkt aus über die Nachbarschaft. Ein Gesundheitscordon wurde um den angesteckten Bezirk gezogen, und damit war der Weiterverbreitung gesteuert. Vor einigen Jahren lag ein Schiff aus Westindien, auf welchem das gelbe Fieber herrschte, zu New-York in Quarantaine. Eines Tages, als die Luken offen waren, da das Schiff in den „Engen" lag, wehte der Wind einen schwachen Krankengeruch in ein benachbartes Dörfchen an der Küste von Staaten-Island. Nach wenigen Tagen gab es eine große Anzahl Gelbfieberfälle, und einundzwanzig Personen starben. Die Folge war ein Krawall, in welchem der Pöbel die Quarantaine-Hospitäler niederbrannte, und die Verlegung der Fieberschiffe in eine sichere Oertlichkeit erzwang.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Die Kurfürstliche Hof-Ordnung d. d. Moritzburg 30. März 1591 enthält u. A. folgenden Passus: „Es sollen die Almosen mit Fleiß gesammelt, aufgehoben und reinlich zugerichtet, auch gleichmäßig Denen sie gebühren, zur rechten Zeit ausgetheilet werden." Diese aus 14 Artikeln bestehende Hof(Gesinde-)Ordnung wurde alle halbe Jahr den Betreffenden öffentlich vorgelesen. Der erste Artikel enthält das Verbot alles Fluchens und Schwörens ꝛc. als Gotteslästerung. —

Des großen Kurfürsten persönlicher Hofstaat bestand 1686 in: 1 Stallmeister (v. Schwerin) und 1 Geh.- und Kammer-Rath (v. Dankelmann), 7 Kammerjunkern (Cavaliere), 1 Geh.-Secretair, 2 Kammerdiener, 1 Kammerschreiber, 1 Pagen-Hofmeister, 1 Leibbarbier, 1 Pauker (Mohr), 4 Kammer-Trompeter, 1 Büchsenspanner, 1 Futter-Marschall, 1 Küchenschreiber, 1 Mundkoch, 3 Knechte, 1 Brod-, 1 Pasteten-Bäcker, 1 Kochlehrling, 1 Hof-Schlächter, 1 Hühnerwächter, 1 Falkonier, 6 Keller-Bedienstete, wobei 1 Mundschenk in Gnadenbrod; 1 Hof-Conditor nebst 1 Gesellen, 3 Silberdiener, 1 Junker-Diener, 1 Futterschreiber, 1 Leibkutscher und einige Kutscher. Also ein sehr niedrig gehaltener Hof-Etat. Das Dienst-Personal des Kurprinzen war dagegen bei Weitem zahlreicher.

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hickethier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Beck) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. — Unbenutzte Manuscripte können nicht zurückgegeben werden.

Dies Blatt erscheint an jedem Mittwoch. — Das Abonnement beträgt 15 Sgr. für das Vierteljahr in allen Theilen des Preuß. Staates.

Wochenblatt

der

Johanniter-Ordens-Balley Brandenburg.

Für Postanstalten des In- u. Auslandes nehmen Bestellungen an, für Berlin die Expedition dieses Blattes, Wilhelms-Straße 48.

Im Auftrage der Balley Brandenburg verantwortlich redigirt von A. E. Brachvogel in Berlin.

Nr. 52. **Berlin, den 24. December 1862.** **Nr. 52.**

1. Julius August von Marschall, Kammerherr, auf Schloß Altengottern bei Langensalza. Rechtsritter seit 1856. † zu Schloß Altengottern, 16. December 1862.

2. George Carl Ludwig Leonhard August von Stülpnagel, Generallieutenant a. D. Ehrenritter seit 1828. † zu Pasewalk, 16. December 1862.

3. Adolph von Siegroth und Schlawikau, Major z. D. Ehrenritter seit 1860. † zu Pleß, 17. December 1862.

Der Ursprung des Rothen Adler-Ordens.

(Fortsetzung.)

Wie verschieden und unzuverlässig nun alle späteren Nachrichten über den Concordien-Orden sind, lehrt ein flüchtiger Ueberblick der Litteratur über Orden überhaupt. Rammelsberg sagt: der Orden sei in Form eines viereckigen mit Diamanten besetzten Kreuzes, an einem rothen Bande um den Hals getragen worden, und giebt auch eine Abbildung, nach welcher sich in der Mitte des goldnen Kreuzes ein weiß emaillirter Schild befindet, auf welchem unter dem halbrund gestellten Worte: „Concordant“ zwei grüne, durch eine goldne Krone gesteckte Oelzweige sich zeigen. Auf der andern Seite stehen die schon erwähnten Buchstaben unter einem Fürstenhute und das Datum der Stiftung; also meint Rammelsberg wahrscheinlich die erst 1710 erfolgte Veränderung des Ordens.

Büsching bleibt dabei, daß der Orden an einem blauen Bande um den linken Arm getragen wurde, und Wippel sagt, daß er schon am 15. Juni 1660 in Kreuzesform um den Hals getragen worden sei, dann aber auf derselben Seite, daß er 1710 so getragen wurde. Von den Satzungen, denen der Stifter sich freiwillig unterworfen, die also bestimmte Pflichten den Rittern auferlegt zu haben scheinen, ist nichts bekannt geworden, bis 1710 der Orden bei Einweihung der Concordien-Kirche erneut wurde.

Georguis Lahritz in seiner „Oratio de Concordiae ordine, quem Serenissimus Christianus Ernestus fundavit Bayreuth 1673“ sagt ebenfalls: „Insigne Ordinis Concordiae dexterrime excogitatum pretiosissime confectum sinistro branchio circum ligatur fascia.“

Aus der ganzen Darstellung des Vorganges bei der Stiftung läßt sich vermuthen, daß die Ordenszeichen, ob Armband, ob Kreuz, am Tage der Stiftung noch gar nicht vorhanden gewesen sind. Zwischen dem 7. Mai in Fuenterabia und dem 15. Juni in Bordeaux, befand sich der Prinz ununterbrochen auf der Reise, und schwerlich dürfte diese Zeit zur Anfertigung des überaus prächtigen Ordenszeichens genügt haben, denn Brillanten finden sich sowohl an der Kette, welche die Abbildung des Ordens auf dem Titelblatte des Brandenburgischen Ulysses umgiebt, als auf dem bei Rammelsberg abgebildeten Kreuze. Auch dürften die vom großen Kurfürsten als Vormund bewilligten Reisegelder kaum für so kostbare Insignien ausgereicht haben. Wahrscheinlich hat der Marggraf mit der Verleihung der wirklichen Insignien so lange gewartet, bis er im Jahre darauf nach Bayreuth zurückkehrte und die Regierung seines Landes antrat. — Es würde auch seine Schwierigkeiten gehabt haben, den Kurfürstlichen Vormund zu einer Billigung und Bestätigung eines Ordens zu vermögen, den ein Prinz in so jugendlichem Alter außer Landes stiftete und der, nach den ersten Verleihungen zu schließen, mehr den Charakter eines häuslichen Pretii affectionis, als den eines landesherrlichen Ordens trägt, um so mehr, als der große Kurfürst selbst keinen Orden verlieh.

Gregorio Leti, in seinem „Abrégé de l'Histoire de la maison Serenissime et Electorale de Brandebourg.“ Amsterdam 1687 pag. 251, sagt zwar:

„l'Électeur Frédéric Guillaume le Grand a établi un Ordre honoraire de Chevaliers, auxquels il donne une Croix d'or pareille à celle de Malte de la grandeur d'un demi ecu. On la porte sur la poitrine. Son Altesse la donne ainsi que je crois, sans aucune cérémonie, non seulement à ceux de son pays, mais aussi aux étrangers, qu'il veut honorer sans avoir aucun égard à leur Religion, car il la donne aussi quelquefois à des Catholiques, et en effet, Mr. Galli, premier Gentilhomme de Madame la Duchesse de Hannovre, qui est Catholique, en a reçu une qu'il porte. Il y a un très grand nombre de Che-

valiers de cet Ordre, non seulement à la Cour de Brandebourg, mais aussi dans toutes les autres états d'Allemagne."

Was aber der Brandenburgische Historiograph, (welchen Titel ihm der Kurfürst bewilligt) mit dieser Nachricht für einen Orden meint, ist nicht wohl abzusehen, denn den vom Kurprinzen, nachmaligem Könige Friedrich I., 1685 gestifteten Orden de la Générosité kann er doch nicht gemeint haben. Ueber seine sonstige historiographische Zuverlässigkeit spricht das Factum, daß, wie der Ordensrath König erzählt, der große Kurfürst ihm untersagte, ein Buch drucken zu lassen, welches die Lebens- und Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelms enthielt.

In den mannigfachen Nachrichten über die eben so lange als gesegnete Regierung des Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth, sucht man vergeblich nach Angaben über weitere Verleihungen des Concordien-Ordens, oder überhaupt auf denselben Bezügliches, bis zu dem im Jahre 1710 stattgefundenen 50jährigen Jubiläum des Ordens. Er scheint demnach jedenfalls keine bedeutende Ausbreitung gefunden zu haben. Zu bemerken ist nur, daß die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg Johann Georg IV. und Friedrich III. bei dem Besuche, den sie sich 1692 in Torgau machten, die Form des Brasselets bei der Stiftung eines Ordens nachahmten, den sie zum Andenken an den geschlossenen Freundschaftsbund, jeder 12 Rittern verliehen. Dieser Orden wurde unzweifelhaft an einem rothen Bande um den rechten Arm getragen und kommt in den Geschichtsbüchern jener Zeit unter drei verschiedenen Namen vor: 1) Orden der guten Freundschaft, 2) Orden der deutschen Redlichkeit und 3) Orden vom güldenen Armbande. Sein Stiftungstag war der 25. Januar des genannten Jahres, und bei dem Besuche, den der Kurfürst von Sachsen gleich darauf in Berlin machte, wurde der Orden am 5. Februar aufs Neue bestätigt.

So sagt der „Curieuse Brandenburgische Geschichts-Kalender" von Ludwig 1697, giebt aber den eigentlichen Stiftungstag in Torgau nicht auf den 25., sondern auf den 10. Januar an. Worin das Ordenszeichen bestanden, läßt sich aus den vorhandenen Beschreibungen nicht erkennen. Ganz allgemein wird gesagt, es sei ein goldenes Armband gewesen, auf welchem zwei geharnischte, geschlossene Hände vorgestellt waren, die sich mit Palmzweigen umgeben, über zwei kreuzweise gelegten Schwertern in einander geschränkt. Darunter hätten sich die Worte befunden: nnis pour jamais! Auf der andern Seite wären die verschlungenen Namenszüge der beiden Kurfürsten und die Worte: sincère amitié angebracht gewesen. Diese Angabe läßt zunächst zweifeln, daß das Armband den ganzen Arm umgeben, also durchweg von Gold gewesen sei, weil sonst die bedeutsame Inschrift auf der Rückseite nie zu lesen, auch kein besonderes rothes Band zur Befestigung um den Arm nöthig gewesen wäre. Möglich, daß es eben so wie der Orden de la Concorde eine Plaque gewesen ist, die von einem rothen Bande herabhing, und dann wäre die Nachahmung des Bayreuthschen Ordens nur um so deutlicher. Man weiß übrigens von diesem Orden wenig mehr, als daß er später nie wieder verliehen, oder das Andenken daran irgendwie erneuert worden ist. Von Brandenburgischer Seite erhielten ihn am Stiftungstage der Feldmarschall Flemming und der geheime Rath Eberhard v. Dankelmann.

Aus dieser Nachahmung des Ordens „du brasselet de la Concorde" läßt sich eben so gut schließen, daß derselbe in den neunziger Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts vollkommen geblüht und allgemein bekannt, als daß er bereits in Verfall gerathen und in Vergessenheit gekommen war. Auf bestimmte Nachrichten stoßen wir nicht eher wieder, als bei dem Bau der Concordien-Kirche, in den Jahren 1708 bis 1710, bei dem Regierungs-Jubiläum des Markgrafen Christian Ernst und zugleich dem Jubiläum der Ordensstiftung. Sonderbar genug sollte dem Jubiläum des Ordens auch bald seine Veränderung in den Orden de la Sincérité folgen, wodurch der Name de la Concorde ganz verschwand.

Nach Spieß in seinen „Brandenburgischen Münzbelustigungen" sei der Sohn Christian Ernst's, der Erbprinz Markgraf George Wilhelm schon im Jahre 1705, also sieben Jahre vor dem Tode seines Vaters damit umgegangen, einen Orden pour la Sincérité zu stiften, und habe schon damals „gewisse Statuten" verfaßt. Welcher Art diese gewesen sind, bleibt zweifelhaft, wenn es nicht die im Jahre 1712, nach dem Regierungs-Antritte George Wilhelm's gedruckt erschienenen und mit Kupferstichen verzierten Statuten gewesen sind. Es muß allerdings auffallen, daß auch hier der Erbprinz die Stiftung eines Ordens anticipirt, indessen wäre damit nur das Beispiel des eigenen Vaters und des Kurprinzen von Brandenburg nachgeahmt, welcher letztere seinen Orden de la générosité schon 1685 stiftete. Vielleicht ist aber gerade diese Stiftung des Erbprinzen George Wilhelm, oder vielmehr die ausgesprochene Absicht einer neuen Ordensstiftung, für den Vater die Veranlassung gewesen, den, wie es scheint, damals fast erloschenen Orden de la Concorde durch eine feierliche und staatliche Handlung wieder aufzufrischen, und als sich die Zeit des Regierungs-Jubiläums näherte, erfolgte der Bau der besonders für diesen Orden bestimmten Schloßkirche in Erlangen, oder vielmehr in der vom Markgrafen Christian Ernst im Jahre 1686 angelegten Neustadt von Erlangen, die den Namen Christian-Erlang trug.

Hören wir, was die Weimar'sche Acta historico-ecclesiastica im 8. Bande, Theil 43, Seite 27 sagt:

„Wir wollen bey dieser Gelegenheit von der dasigen Schloßkirche noch anführen, daß sie anfangs unter dem Namen einer Concordien-Kirche erbauet und nicht nur darum also benennet worden, weil von beyderley Religionsverwandten, den Lutheranern und Reformirten der Gottesdienst wechselsweise darinnen sollte gehalten werden, sondern auch vornehmlich darum, weil bey derselben Einweihung ein Ordens-Jubiläum des Hochfürstlichen Concordien-Ordens war angestellt gewesen, indem der glorwürdige Herr Markgraf Christian Ernst vor 50 Jahren, nehmlich 1660, den 15. Juny zu Bordeaux in Frankreich, den Orden de la Concorde gestiftet hatte, wie Herr Groß in seiner des folgenden Jahres gehaltenen und edirten Hochfürstlichen Regierungs-Jubel-Predigt, pag. 58, hievon ausführliche Nachricht ertheilt. Die Grundlegung geschah in Gegenwart ob-

gedachten Herrn Markgrafens und Dero Frau Gemahlin Königliche Hoheit, am IX. Sonntage nach Trinitatis 1708. Die Gottesdienste wurden in einem, an dem Orte, wo diese Kirche erbaut wurde, aufgeschlagenen Zelte gehalten, wobey der reformirte Herr Hofprediger Lezius den ersten, und der lutherische Hofprediger Mag. Stark den anderen Sermon hielten. Es waren auch bey der Procession aus dem Schlosse in das Zelt von jeder Religion 6 Geistliche zugegen. Nach zwei Jahren erfolgte am IV. Sonntage nach Trinitatis 1710 die solenne Einweihung dieser Kirche, wobei von dem Herrn General-Superintendenten Seidel aus Bayreuth die Taufe eines Türken verrichtet wurde. In der Stadtkirche hielt Mag. Groß den Gottesdienst über Matth. 5, 20—26: vera fidei et vitae concordia!"

Der Bau dieser Concordien-Kirche von Seiten des regierenden Markgrafen in den Jahren 1708—1710 rechtfertigt anscheinend die Vermuthung, daß die öffentliche Anerkennung dieses Gotteshauses als einer Ordens-Kirche dazu dienen sollte, dem Plane des Erbprinzen, einen neuen Orden zu stiften, entgegenzutreten. Die Angabe, daß der Erbprinz sich schon im Jahre 1705 mit der Idee des späteren Ordens de la Sincérité beschäftigt, stimmt mit dem Bau der Kirche zu St. Georgen am See bei Bayreuth, der Residenz des Erbprinzen, vollkommen überein, und die spätere Erklärung dieser Kirche zur Ordenskirche des Ordens de la Sincérité, sowie die Inschrift ihrer 1718 aufgehängten Glocken, läßt fast keinen Zweifel darüber, daß die erste Idee einer Ordenskirche von dem Erbprinzen George Wilhelm ausgegangen und der Bau der Concordien-Kirche in Christian-Erlang nur geschehen ist, um dieser doch wohl laut gewordenen Absicht zuvor zu kommen. Offiziell ist zwar bei der am 18. April 1705 erfolgten Grundsteinlegung zur Ordenskirche bei „St. Georgen am See" keine Rede von ihrer Bestimmung, sondern im Gegentheil in den Grundstein ein Dokument gelegt worden, welches die Kirche dem Andenken der Markgräfin Sophia Louise von Brandenburg, gebornen Herzogin von Würtemberg und Mutter des Erbprinzen, weiht. Als aber nach dem Tode des Markgrafen Christian Ernst, George Wilhelm doch den Orden de la Sincérité stiftete, zeigte es sich deutlich, daß es schon beim Bau der Kirche seine Absicht gewesen war, sie zur Ordenskirche zu machen, denn die größte der Glocken trägt folgende Inschrift:

Auspicio serenissime principis
Georgii Wilhelmi. M. B.
Hujus urbis templi ac turris
Conditoris ordinis sinceritatis fundatoris campana haec conflata
atque ab eodem ordine sinceritatis —
templo huic dicata fuit.

(Fortsetzung folgt.)

Das Ritterthum.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte.

(Fortsetzung.)

„Triſtan, ſchon aus nicht vorwurfsfreiem Verhältniß hervorgegangen, den Vater verlierend vor ſeiner Geburt und die Mutter mit derſelben aus Schmerz über den Verluſt des Geliebten, iſt er wie vorausbeſtimmt zum Märtyrer der unerlaubten Liebe, und Gottfrieds Gedicht iſt die Legende des Martyriums oder vielmehr das Hohelied dieſer Liebe. Wie Triſtan einmal aus dem Zauberbecher getrunken hat, iſt ſein Leben nur noch einzig davon erfüllt, und ſo iſt er beherrſcht, daß für ihn Gott, Ritterpflicht und Ehre, Tugend und Dankbarkeit, Verwandte und Freunde nur noch wie ein leerer Schall an's taube Ohr ſchlagen. Er ſchlürft aus dem Becher alle Seligkeit auf Koſten ſeines beſſeren Selbſt, aber er leert dafür auch den Kelch der Leiden bis zum Grunde, ſein Leben durch ſchwankend und ſchwebend zwiſchen Genuß und Verſagen, Hoffnung und Verzweiflung, Gelingen und Täuſchung, Ehre und Schande, Sieg, Ueberwindung und Untergang.

„Zwiſchen dieſen beiden Idealen, wie ſie uns die Dichter aufgeſtellt haben, ſchwankte das Ritterthum, wie es wirklich war, hin und her. Sich reinigen und läutern ſollte der Ritter wie Parcival, um durch Empfang der Ritterwürde ein Streiter Gottes zu werden, um im Kampfe wider den Unglauben und die Ungerechtigkeit den Leib feil zu haben um des Heils der Seele willen; aber gleichzeitig erging auch an ihn ebenſo gebieteriſch die Aufforderung des Frauendienſtes und damit die Aufforderung der Weltlichkeit. In dieſem Streit ſcheiterte er zu oft. Vielleicht kann man ſagen, das Ritterthum begann mit dem Streben wenigſtens nach dem Vorbilde des Parcival und ging unter wie Triſtan, aber in dieſem Untergang keineswegs mehr durch die Poeſie verklärt. —

„Schon der Erziehungsgang, die Bildung des adligen Jünglings weiſt auf beide Leitſterne ſeines Lebens hin, und wie er mit dem Ritterſchlag der Schule und des Dienſtes entlaſſen wird, werden ihm Gott und Frau noch einmal als die Gebieter ſeiner Thaten vorgehalten.

„Die Schule, die er durchzumachen hatte, ſollte in der Regel bis zum einundzwanzigſten Jahre dauern; die ganze Zeit dem Lernen und dem Dienſt gewidmet. Was er ſpäter von Andern zu fordern hatte, deſſen ſollte er ſelbſt durch die eigne Ausübung kundig und in Allem fertig ſein. Bis zum ſiebenten Jahre behielt ihn die Mutter bei ſich, um ihm die erſte, zartere Pflege angedeihen zu laſſen; zugleich war es ihre Sorge, die erſten Begriffe von Gott und chriſtlicher Religion in das kindliche Gemüth niederzulegen. Dann wurde er ihr entzogen und nicht blos ihr, ſondern damit er ein ſtrenge und rückſichtsloſe Zucht erführe, wurde er aus dem elterlichen Hauſe hinweg an einen fremden Hof oder zu einem fremden Rittersmann gegeben, um hier meiſt gemeinſam mit andern Knaben zugleich zu dienen und höfiſche Sitte zu lernen und Alles, was ſonſt irgend zum Ritter erforderlich war. Jene, die höfiſche Sitte, ohne die er ſeines Namens und ſeiner Geburt nicht würdig geweſen wäre, lernte er beſonders in der unmittelbaren Nähe der Edelfrau und der hohen Dame, an deren Hof er ſich befand. Vom ſiebenten bis zum vierzehnten Jahre war er als Edelknabe ihrem Dienſt gewidmet wie nur ein anderer Diener, mußte ſie bei Tiſch bedienen, ihre Aufträge und Befehle vollziehen, ihren Boten machen, auf Reiſen, auf Spaziergängen, auf der Jagd ſie begleiten, und ihres Winkes zur Vollziehung ihrer Wünſche ſtets gewärtig ſein. So hatte er zugleich

Gelegenheit von früher Jugend an, den Geiſt der Frauenverehrung und des Frauendienſtes einzuſaugen, dem ſpäter die Thaten des Mannes gehören ſollten, und ſich zu dieſer Seite der Ritterpflichten vorzubilden. War er beſonders mit ſeiner Gemüthsrichtung hierzu geneigt, ſo mochte er ſeiner Gebieterin ſchon zartere Aufmerkſamkeit widmen, wie Ulrich von Liechtenſtein von ſich erzählt, der ungeheißen zum öfteren hinging, ihr ſchöne Blumen zu brechen.

„Während eben dieſer Zeit wurde auch der Knabe in mancherlei Kenntniſſen und Fertigkeiten unterrichtet, ſoviel es eben zu lernen gab und der Stand erforderte. Er wurde dazu der Lehre „weiſer Männer" übergeben, die wohl gewöhnlich Geiſtliche waren, oder auch fahrende Sänger. Waren mehrere Knaben an einem Hofe beiſammen, ſo wurde ihnen noch ein beſonderer „Zuchtmeiſter" ein bewährter, erfahrener Knappe oder Ritter gehalten, der die Aufſicht über ſie zu führen hatte. Von großem Umfange waren die wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe nicht, die ihnen beigebracht wurden, und in dieſer Beziehung dürfte ſich der Unterricht der Hauptſache nach auf die bibliſchen Geſchichten beſchränkt haben. Ihnen fügte man aber noch durch die allgemeine Erzählerluſt, und das Vorleſen, wie es in der Geſellſchaft Sitte war, die Kunde von Sagen und Begebenheiten aus mancherlei Ländern, ſelbſt von der Geſchichte der Vergangenheit, freilich in meiſt romantiſchem Gewande, alsbald hinzu. So fehlte es nicht an Nahrung des Geiſtes, an Anregung der Phantaſie, an Weckung des ritterlich-romantiſchen Sinnes.

„Nicht einmal Schreiben und Leſen dürfen wir als eine allgemeine Fertigkeit des ritterlichen Standes, zumal männlicherſeits annehmen, denn die Frauen zeigten ſich hierin wie wir noch ſehen werden, den Herren überlegen. Selbſt Wolfram von Eſchenbach, der doch der erſte Dichter dieſer Zeit war, verſtand, wie er ſelbſt geſteht, keinen Buchſtaben, und ſo auch Ulrich von Lichtenſtein, der nicht blos ſein Leben poetiſch beſchrieben hat, ſondern auch ſehr gewandt in der Form und ein Meiſter in künſtlichen Verſen war. Seine Lieder, die er für die Geliebte beſtimmt hatte, prägte er ſeinem Boten in's Gedächtniß ein, auf daß er ſie derſelben vorſpreche, oder er dictirte ſie ſeinem Schreiber oder Vorleſer, deſſen Abweſenheit ihn einmal in nicht geringe Verlegenheit ſetzte, als er ein Antwortſchreiben von der verehrten Dame erhielt. Zehn Tage lang mußte er ſeine brennende Sehnſucht bezwingen und ſo lange das Schreiben ungeleſen in der Taſche mit ſich führen, bis endlich der Mann kam und ihm aus der Noth half.

„Dieſes Mangels ungeachtet kam doch die Bildung nicht zu Schaden, wie wir eben an dem Beiſpiele Wolfram's ſehen, der es nur durch Vorleſen und Anhören vermochte, ſo ausgedehnte Dichtungen aus fremder Sprache nicht blos in die eigne zu übertragen, ſondern ihnen auch eine neue und eigene Form aufzuprägen. Es wäre ſonderbar geweſen, wenn ſich bei dem Umſchwung der Verhältniſſe, wie wir ihn oben geſchildert haben, nicht auch zugleich ein allgemeinerer Wiſſensdrang geregt hätte. Und in der That war es der Fall. Wir können es daraus ſchließen, daß zu jener Zeit die Univerſitäten entſtanden und ſich belebten und aus allen Ländern Wißbegierige herbeizogen, und auch daraus, daß Kenntniß fremder Sprachen, vorzugsweiſe der franzöſiſchen, in der Ritterſchaft keineswegs eine Seltenheit war. Wie viele der franzöſiſchen Rittergedichte haben nicht ihren deutſchen Ueberſetzer gefunden! Die Dichter, welche das kaiſerliche Haus der Hohenſtaufen geſtellt hat, Heinrich VI., Friedrich II., der italieniſch dichtete, und Konradin wie andere Dichter mit ihnen ſprachen ſämmtlich Latein. Ein freilich in Wirklichkeit ſchwerlich jemals erreichtes Muſter von dieſer Art der ritterlichen Bildung ſtellt uns der Dichter im Triſtan auf. Sein vorſorgender Pflegevater übergiebt ihn ſchon mit ſieben Jahren einem weiſen Meiſter, damit er ſich nun mit ihm an die Sprachen und an die Bücher mache. Der Dichter beklagt das noch, denn eben, da die jugendliche Freiheit und Luſt aufzublühen beginne, habe ihn ſchon der Sorgen Reif mit dem Lernen angefallen und die Freiheit genommen und die Freude verdorben, und in des Lebens Anfang ſei das beſte Leben bereits dahin geweſen. Es mag das damals eine verbreitete Anſicht vom Lernen geweſen ſein, aber der Pflegevater und Viele mit ihm dachten anders. Er hieß ſeinen Pfleglig um der Sprachen willen mit ſeinem Meiſter in fremde Länder reiſen, um ſie an Ort und Stelle zu erlernen, und ſo kannte dieſer allerdings mit vierzehn Jahren ſo viele Sprachen, daß er den Leuten allein darin ein Wunder galt. Daraus mögen wir eben ſehen, wie Bildung und Wiſſen ſeiner Art in der ritterlichen Zeit nie oder höchſt ſelten vorkam, dennoch aber vielleicht in ähnlicher Weiſe erſtrebt wurde. Ohnehin thaten in dieſer Beziehung die Kriegs- und Ritterfahrten und der dadurch veranlaßte längere Aufenthalt in fremden Ländern von ſelbſt das Ihre." —

(Fortſetzung folgt.)

Das gelbe Fieber.

(Aus Chambers' Journal.)

(Schluß.)

Als ſich das gelbe Fieber von New-Orleans aus nach den Dörfern im Innern verbreitete, erwies es ſich den ſüdlichen Inwohnern und ſelbſt den Negern ſehr verderblich. Zur ſichern Akklimatiſation gehört, daß die Leute der Contagion der Krankheit wirklich ausgeſetzt geweſen ſind, daß ſie ſich das Uebel gewiſſermaßen eingeimpft haben. Es genügt nicht, da zu leben, wo die Krankheit, geweſen iſt oder ſein könnte. Wer das Gottesgericht durchgemacht hat und ſich für ſicher hält, entweder weil er die Krankheit gehabt hat, oder weil er der Wirkung ihrer geheimnißvollen Urſache ausgeſetzt geweſen iſt, kann überdies ſeine Unverwundbarkeit dadurch verlieren, daß er ſpäter in einem nördlichen Klima lebt. Dieſes Glaubens iſt man wenigſtens in New-Orleans, wo nördliche Inwohner, nachdem ſie akklimatiſirt ſind, lieber bleiben, als ſich der Gefahr eines neuen Gottesurtheils ausſetzen wollen.

Die Aerzte haben wie gewöhnlich über die Frage der Anſteckbarkeit der Krankheit, und die Art und Weiſe, wie ſie von Ort zu Ort verſchleppt worden iſt, geſtritten. Handelsintereſſen haben ſich den Quarantänen entgegen geſetzt; die Leute glauben in ſolchen Dingen das, was zu glauben in ihrem Intereſſe liegt. Allein die Thatſachen

ſprechen zu ſtark. Die Krankheit kommt mit Schiffen aus Vera-Cruz oder Havanna, wenn die Jahreszeit weit genug vorgerückt iſt um ihr Aufnahme, d. h. eine Atmoſphäre zu verſchaffen, in welcher ſie ſich verbreiten kann. Sie wird vom erſten Froſt getödtet. Einige vermuthen, der Anſteckungsſtoff ſei vegetabiliſcher Natur, andere ſchreiben ihn thieriſchem Urſprung zu. Gewiß iſt, ſei er nun was er wolle, daß der Froſt ihn tödtet. Sobald die Zeitungen in New-Orleans einen Eisfroſt ankündigen — denn ein bloßer Reif genügt nicht — füllen ſich die Flußdampfer und Eiſenbahnen mit Reiſenden, und in einer Woche zieht New-Orleans ſein Winterfeſtkleid an. Dennoch hat es Fälle gegeben, in welchen die materia morbi ſelbſt im Froſt ihren Schützer fand. In einem Hauſe, in welchem im Sommer das gelbe Fieber geherrſcht hatte, ſtand ein Kaſten, der während dieſer Zeit geöffnet geweſen war. Er wurde geſchloſſen; der Froſt kam; das gelbe Fieber nahm ſeinen Abſchied, und das Haus füllte ſich mit Leuten. Nach einiger Zeit wurde der Kaſten geöffnet; das Fieber brach im Hauſe aus, und zwei oder drei Perſonen ſtarben daran.

So kann der Tod, welcher in Schiffen über die blaue See kommt und ſich in einen Schrank verſchließen läßt, in dem Pack eines Trödlers verſchleppt werden. Als Beiſpiel diene Folgendes. Ein Trödel-Jude ging während der Epidemie von New-Orleans, als die Geſchäfte flau waren, in die Landdörfer. Im erſten Haus, in dem er ſeinen Bündel öffnete, brach das Fieber aus. Seine nächſten Opfer waren einige Perſonen, welche das Haus beſucht und die Trödlerswaaren in Augenſchein genommen hatten. Das Fieber verbreitete ſich allmälig über das Dorf und raffte einen großen Theil ſeiner Bevölkerung hinweg. Der Geſundheitszuſtand dieſes Dorfs mag gut oder ſchlecht geweſen ſein — wir kennen die Gewohnheiten ſeiner Einwohner nicht — allein es iſt kein Grund vorhanden zu glauben, daß ſie das gelbe Fieber bekommen haben würden, wenn es nicht in dem Seiden- und Spitzenwaaren-Bündel des Trödel-Juden eingeſchleppt worden wäre.

Zu jeder Zeit und überall iſt das gelbe Fieber eine ſchreckliche Krankheit. Wenn ihr ſechs oder ſieben der ausgezeichnetſten Aerzte in New-Orleans, oder in irgend einer Stadt, in welcher es geherrſcht hat, einen nach dem andern um ihre Anſicht fragt, ſo werden ſie auch wahrſcheinlich ſechs verſchiedene Behandlungsarten ſchildern, wodurch aber die Ausſicht des Kranken auf Wiedergeneſung in nichts gebeſſert wird.

Die Krankenpflege einer an die Krankheit gewöhnten Creolen-Negerin wird für beſſer gehalten, als irgend welche der gewöhnlichen Arten ärztlicher Behandlung.

Die Gelbfieberſterblichkeit iſt keineswegs gleichförmig; während ſie ſich in den New-Orleans'ſchen Spitälern auf 52 Proc. erhob, und in einem Armee-Spital, bei wahrſcheinlichen Complicationen, wohl noch viel größer iſt, weiſt die Privatpraxis unter der beſſeren Klaſſe der Kranken in dieſer Stadt nicht ganz 20 Proc. aus; ja wir haben die Erfahrung gemacht, daß die Sterblichkeit unter beſonders günſtigen Umſtänden bis auf 5 Proc. herabgeſunken iſt. Wenn die Nahrung, die Luft und Gewohnheiten der Menſchen controlirt werden könnten, ſo könnten ſie ſich um einen geringen Preis gegen dieſe ſowohl als gegen andere epidemiſche Krankheiten ſicher ſtellen. Selbſt gegen die Malarias der afrikaniſchen Küſte oder der Reisſümpfe ließen ſich Vorſichtsmaßregeln ergreifen. Die kurze Eiſenbahn über die Landenge von Panama, welche das atlantiſche Meer mit dem ſtillen Ocean verbindet, koſtete das Leben von fünftauſend Menſchen; indeß hat ein Contrahent an dieſem Werk uns die Verſicherung gegeben, daß er während ſeiner Arbeit nie einen Mann verloren habe, weil er auf gewiſſe Sanitätsbedingungen beſtanden habe. Wenn dieſe in die Disciplin eines Heeres aufgenommen würden, ſo könnte man in die Städte des Südens mit Sicherheit nördliche Beſatzungen legen; allein ohne irgend ſolche Vorſichtsmaßregeln, und zwar ſehr ſtrenge, wird das gelbe Fieber dem Norden furchtbarer ſein, als die beſten Feldhauptleute der Conföderirten es zu ſein vermögen.

Die mittelalterliche Genoſſenſchaft*) der „demüthigen Brüder"

von Prof. A. Huber.

Wenn wir mit großem Eifer auch in der fernen Vergangenheit die Spuren ſolcher wirthſchaftlichen oder gewerblichen Verbindungen der (wohl oder übel) ſogenannten arbeitenden Claſſen verfolgen, wie ſie in unſern Tagen unter dem Namen des Genoſſenſchaftsweſens eine raſch zunehmende ſociale Bedeutung gewinnen, ſo treibt uns dazu ſchon das ſehr natürliche hiſtoriſche Intereſſe, welches ſich an jede Erſcheinung der Gegenwart knüpft, bei der wir uns aus irgend welchem Grunde näher betheiligt fühlen — wenn und ſoweit ſie denn überhaupt eine Geſchichte hat. Ja, wer ſich in ſolchem Falle gefunden, der wird unbedenklich zugeben, daß, ganz abgeſehen von jedem anderweitigen praktiſchen Vortheil, ſchon allein die Thatſache, daß der Gegenſtand unſerer Theilnahme, unſerer Arbeit, Opfer, oder wie es ſich ſonſt gerade trifft, eine Geſchichte und damit gleichſam einen Ahnenbrief hat, ihn, uns ſelbſt vielleicht unbewußt, in unſern Augen hebt; Es iſt ein Schmuck, den wir gern von allem gemeinen Roſt, oder was ihn ſonſt entſtellen und verhüllen mag, befreien. Dazu kommt aber in dieſem Fall noch eine beſondere, praktiſche Rückſicht. Zu den Urſachen nämlich, wodurch gerade diejenigen ſocialen Kreiſe, deren Verſtändniß und geeignete Theilnahme für die genoſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Gegenwart beſonders zu wünſchen und zu erwarten wäre, denſelben im Gegentheil entfremdet werden, gehört eine allgemeine Scheu vor dem ſpecifiſch Modernen. Dieſe Antipathie iſt bis zu einem gewiſſen Punkt, namentlich als Signatur des Gemüthslebens, gar wohl zu entſchuldigen oder zu rechtfertigen, beſonders wenn ſie mit wahlverwandten Tugenden Hand in Hand geht. Nur allzuoft aber und über gewiſſe Grenzen hinaus entſpringt ſie aus, oder ſteht in engem Zuſammenhang mit ſitt-

*) Wie dieſer Ausdruck ſo wie die entſprechenden Fremdwörter Aſſociation und Cooperation in dieſem engern Sinn ſich von ſo vielen andern Arten von Verbindungen vieler Einzelner zu einem gemeinſamen Zweck unterſcheidet, kann hier nicht weiter ausgeführt werden, und verweiſen wir in dieſer Hinſicht auf die einſchlagende Tages- und ſonſtige Literatur, wie z. B. die „Concordia" von V. A. Huber (beſ. das 1., 2, 3. und 8. Heft 1861). A. H.

lichen und geistigen Schwächen, welche am meisten geeignet sind, den Sieg des Modernismus im schlimmsten Sinne zu befördern. Und das um so mehr, da man in jenem Antimodernismus oft genug das eigentliche Criterium conservativer, aristokratischer, oder wohl gar christlicher Correctheit anzusehn scheint; natürlich immer unbeschadet der bereitwilligsten praktischen Anerkennung derjenigen Seiten und Früchte der modernen Cultur, die zu der Eleganz und dem Comfort der modernsten guten Gesellschaft — der Salons, Boudoirs, der „Welt", schlechtweg zu Stadt und Land, gehören mögen! Als ein wirksames Correctiv nun gegen diesen pseudoconservativen und pseudoaristokratischen Antimodernismus dürfte unter andern auch Alles dienen, was geeignet ist, die Ahnenprobe mancher vermeintlich specifisch moderner und schon deshalb in manchen Kreisen mißliebiger, wenn auch noch so löblicher und nützlicher Dinge zu führen — ihnen die nerugo nobilis historischer, womöglich mittelalterlicher Antecedentien zu geben. Wir aber tragen um so bereitwilliger dieser liebenswürdigen antiquarischen Schwäche alle billige Rücksicht, da wir sie an sich und positiv vollkommen theilen — wenn auch nicht in ihrer blos negativen Exclusivität. Unter diesen Voraussetzungen geben wir in dem Folgenden nach Maßgabe des uns zugänglichen, leider unvollständigen Materials*) eine historische Skizze einer der ältesten volkswirthschaftlich-socialen Verwirklichungen und Anwendungen des Princips, welches dem modernsten Genossenschaftswesen zum Grunde liegt. In der That müßten wir schon bis zu hebräischen oder altgermanischen Zuständen zurückgehn, um noch ältere (in jenem Sinn) genossenschaftliche Erscheinungen zu finden. Auch diese aber liegen nur auf dem Gebiet der landwirthschaftlichen Production, während wir hier sogleich nicht nur in das städtische Handwerk, sondern gradezu in die fabrikmäßige Industrie eingeführt werden. Unser Gegenstand ist die große Webergenossenschaft der Fratres humiliati, der „demüthigen Brüder", die zwar später als geistlicher Orden erscheinen, aber ursprünglich der Signatur einer industriell productiven Genossenschaft in unserem Sinne vollkommen entsprachen. Zur Einführung dieses Gegenstandes grade an diesem Ort genügt hoffentlich die bloße Hinweisung auf die Art von gegensätzlicher Wahlverwandtschaft eines solchen, dem Gebet der Arbeit und Armenpflege geweihten Ordens, mit dem Orden, der seit Jahrhunderten durch fromme Liebeswerke und ritterliche Heldenthaten im Dienst der Christenheit berühmt ist, und in dessen Schutz und Dienst diese Blätter erscheinen, liegt ja auf der Hand.

Nach einer, wenn auch nicht unbedingt beglaubigten, doch sehr glaubwürdigen, jedenfalls mehr als blos sagenhaften Ueberlieferung wurde unter Kaiser Heinrich II., also im ersten oder zweiten Jahrzehnt des elften Jahrhunderts, eine Anzahl adliger Bürger (nobiles) von Mailand wegen feindseligen Trotzes gegen die kaiserliche Macht — also im Sinn und Geist der spätern Guelphen! — Auf kaiserlichen Befehl in Haft genommen und entweder nur als Geißeln oder zur Strafe nach Deutschland (vielleicht nach der alten Weberstadt Augsburg) gebracht.*) Hier mußten sie (wie drei Jahrhunderte später der große florentinische Ghibeline!) ihr Leben mit dem bittern Brod der Verbannung, der „Fremde und des Elends" fristen**) — nach der harten Sprache und Weise der Zeit ohne Zweifel in jedem Sinne und nicht blos als ausländische und gezwungene Gäste in dem rauhen Land jenseits der Alpen. Unter dieser schweren Kreuzeszucht verwandelte sich allmälig (wie die Wirkung lehrt) der Zorn und Schmerz ob der Härte und Gewalt, die sie von Andern leiden mußten, in ein ernstes Selbstgericht und Erkenntniß der eigenen Schuld. Nach der starken und ganzen Art jener Zeit, die weder in Sünde und Verbrechen, noch in Reue, Buße und Heiligung bei schwächlich schwankender Halbheit stehn blieb, gestaltete sich diese Wandlung ihres innern Wesens auch äußerlich in den Zügen einer strengen Asceſe, welche sich auch ihrer Sehnsucht nach der schönen südlichen Heimath einprägte. Sie verbanden sich durch ein feierliches Gelübde, wenn Gott ihnen die Heimkehr nach Mailand vergönnen würde, dort fortan mit den Ihrigen ein einfach nothdürftiges Leben des Gebets und erbaulicher Uebung und barmherziger Liebeswerke wie der Arbeit im Schweiß ihres Angesichts zu führen. In dieser Stimmung und Absicht traten sie im Jahr 1017 vor den Kaiser — barfuß, in schwarze Bußgewänder gehüllt, das Haupt mit Asche bestreut — und baten fußfällig um Entlassung aus ihrer langen Verbannung und Erlaubniß zur Heimkehr in ihre Vaterstadt unter Bedingung jenes Gelübdes. Der fromme Kaiser, — den seine Zeitgenossen der Krone der Heiligen würdig hielten, — gewährte die Bitte mit tiefer Bewegung des Erbarmens und wahlverwandten Verständnisses.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dies besteht in dem Bruchstücke einer älteren lateinischen Chronik, den Constitutiones Humiliatorum aus dem vierzehnten Jahrhundert, einer ziemlichen Anzahl von Dokumenten, deren leider nur wenige älter sind, als das vierzehnte Jahrhundert, und einigen zerstreuten Notizen, welches Alles der fleißige Tiraboschi in den zwei Quartbänden seiner Monumenta Humiliatorum veröffentlicht hat — nebst seiner eigenen ziemlich dürftigen und wenig lehrreichen geschichtlichen Bearbeitung des Stoffes. A. H.

*) Anderweitige und nähere Nachrichten über diesen Vorfall können wir nicht finden. Doch steht nichts der Annahme im Wege, daß das schon damals mächtige und trotzige Mailand, das Haupt des spätern guelphischen Städtebundes, schon bei Heinrichs II. erstem Römerzuge 1005, zu solcher Strenge Veranlassung gab, obgleich es damals hauptsächlich Pavia galt. Augsburg als Verbannungsort zu nennen haben wir freilich keinen bessern Grund, als daß die Humiliaten gleich als Weber auftraten, und die Augsburger Weber schon in den großen Ungarschlachten mit besonderem Ruhm erwähnt werden. A. H.

**) Gewiß liegt es nicht zu ferne, hier an die prophetischen Worte zu erinnern, welche Dante von seinem Ahnen Cacciaguid hört:

Tu proverai si come sa di sale
Lo pane altrui, e com' è duro calle
Lo scendere e'l salir per l'altrui scale.

(Parad. canto 27.)

Expedition: Wilhelmsstraße 48. Druck und Verlag von G. Hicketbier in Berlin.
In Commission der Behr'schen Buchhandlung (E. Bock) Unter den Linden 27.

Alle Zuschriften und Einsendungen in Angelegenheiten dieses Blattes werden unter der Adresse: Herrn A. E. Brachvogel. Redakteur des Wochenblattes des Johanniter-Ordens zu Berlin, Ritter-Straße 45, franco erbeten. —

Digitized by Google

2.5001

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google